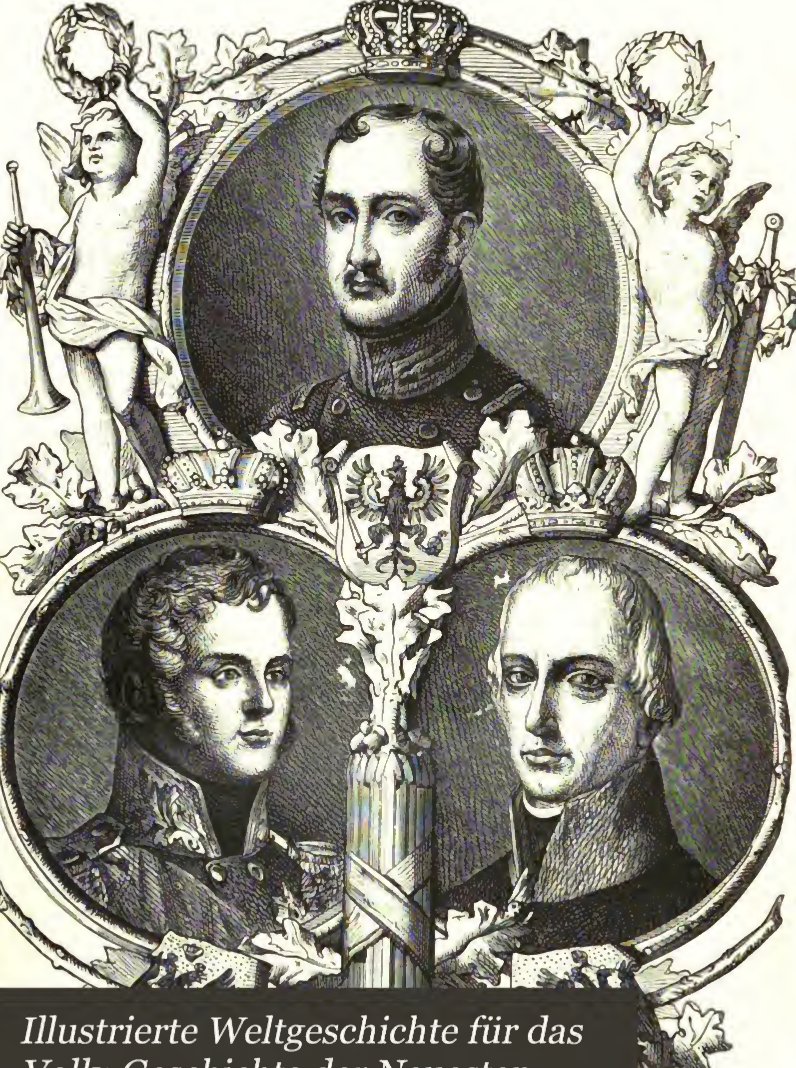
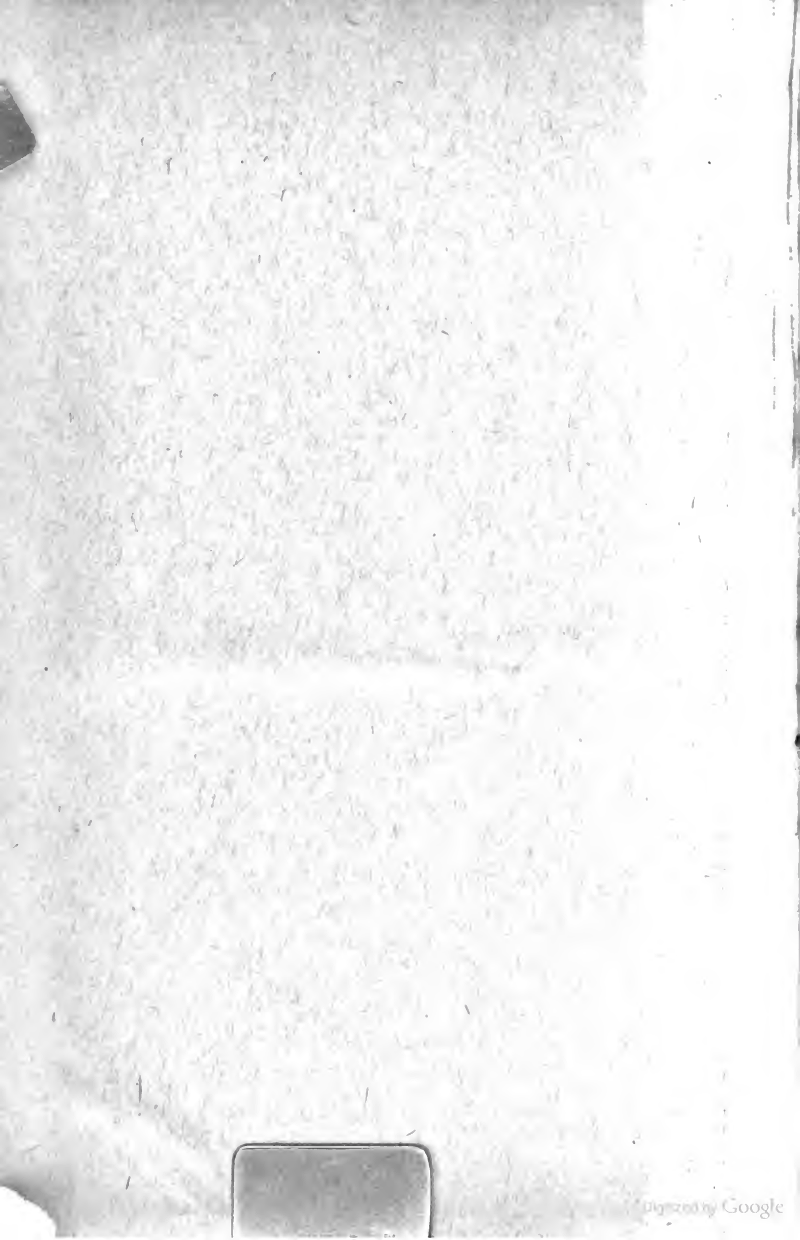
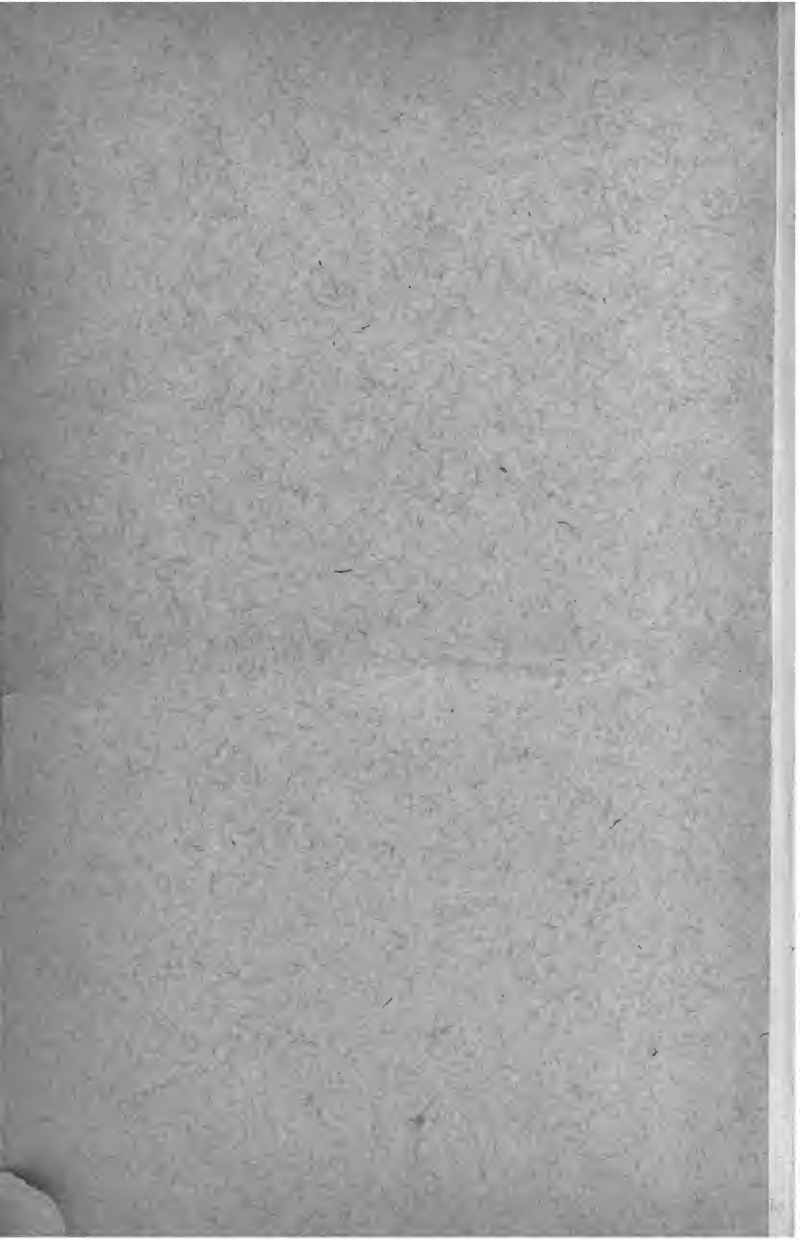


Illustrierte Weltgeschichte für das Volk: Geschichte der Neuesten ...

Otto von Corvin, Friedrich Wilhelm Alexander Held





Illustrirte Weltgeschichte

für das Volk.

VII.

Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage.

Pracht-Ausgabe.

Illustrirte

Weltgeschichte für das Volk.

Begründet

von

Otto von Corvin und Fr. Wilh. Held.

Pracht-Ausgabe.

Zweite, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage.

Siebenter Band.

Geschichte der Neuesten Zeit.

Von

Berthold Volz.

I.



Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tontafeln, kulturgeschichtlichen Tafeln, Karten ꝛc.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1883.





Illustrirte Weltgeschichte VII. Nach Ludwig Burger.

Die Stifter der Heiligen Allianz.

König Friedrich Wilhelm III.

Kaiser Alexander I. Kaiser Franz I.

Illustrirte
Geschichte der Neuesten Zeit.

Von

Berthold Volz.

Erster Band.

Von der französischen Revolution von 1789 bis zur Julirevolution und der englischen Parlamentsreform.

Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage.



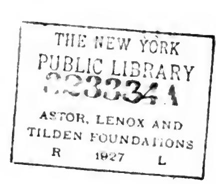
Zweiter Abdruck.

Mit 270 Text-Abbildungen, 10 Tonafeln und zwei Karten.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1883.



Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Vorrede.

Eine Erzählung von den Zeiten und Thaten unserer Großväter und Väter, welche bis dahin herabführt, wo die eigenen Erinnerungen der Leser einsetzen, kann wol des entgegenkommenden Interesses ihrer Leser von vornherein gewiß sein. Darin liegt für den Geschichtschreiber eine große Ermunterung; aber zugleich empfindet er die Verpflichtung, welche damit auf ihn gelegt ist: seine Sorge muß sein, daß die Leser nun auch nicht ermüdet und unbefriedigt von ihm scheiden. Er hat es sich daher angelegen sein lassen, vor Allem verständlich zu erzählen, indem er einerseits nicht nur nicht mehr Kenntnisse voraussetzte, als sie dem gebildeten Manne deutscher Nation diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans — denn auf der alten wie auf der neuen Seite des Weltmeeres hat das große Werk, dessen Schlußbände er bietet, seine Leser — zu eigen zu sein pflegen, andererseits die Ursachen und die Entstehung der Dinge besonders eingehend darlegte. Dabei ist er bestrebt geblieben, anschaulich zu erzählen und hat versucht, die maßgebenden Persönlichkeiten, die entscheidenden Wendepunkte etwas mehr reliefartig heraus zu arbeiten. Natürlich bedang dies, einigermaßen aus dem Vollen zu schöpfen, ohne doch die Schranken, welche der Plan des ganzen Werkes zog, zu durchbrechen. Es galt für ihn, damit auch in etwas der Gefahr zu begegnen, daß ganz und gar das Interesse des Lesers den schönen Illustrationen des Textes sich zuwende.

Seit Thomas Buckle's geistreichem, obwol im Grunde verfehltem Werke über die Civilisation in England wird der Darstellung der Kulturzustände eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. So ist auch in den vorliegenden Bänden an vielen Stellen, so weit es zur Verständlichung erforderlich erschien, auf die Kulturzustände, am eingehendsten in der Vorgeschichte der französischen Revolution von 1789, Bezug genommen. Von einer Bevorzugung der Kulturgeschichte jedoch hat sich die Erzählung grundsätzlich fern gehalten: denn wie bei der einzelnen Persönlichkeit, so besteht bei einem Volke das historische Leben nicht in dem, was und wie es *ist*, sondern was es *thut*, d. h. in der Austragung seiner Konflikte. Des geistigen Lebens der Nationen dagegen ist in ausführlicher Darstellung im Schlußbande gedacht worden.

Von seinem Standpunkte der Erzählung gegenüber hat der Verfasser nur wenig zu sagen. Er weist von sich ab den flachen Materialismus wie den trostlosen Pessimismus; er stellt sich nicht in den Dienst einer Partei, wie es Rotteck u. A. gethan, er will auch nicht geistreich, er will nur wahr sein. Er erzählt die Dinge, wie sie in seiner Seele sich wiederspiegeln. Dabei aber hat er mit der Schwierigkeit zu ringen gehabt, daß die Zuverlässigkeit und Genauigkeit unserer Kenntniß im Allgemeinen merklich abnimmt, je mehr wir uns der Gegenwart nähern. Der Kundige wird leicht erkennen, wo landläufige Irrthümer oder falsche Auffassungen stillschweigend berichtigt sind, oder wo überhaupt eine abweichende Auffassung ausgesprochen ist. Natürlich ist dies nur auf Grund sorgfältiger Erwägung und eigener Prüfung des Quellenmaterials, die vielfach unerläßlich schien, geschehen. Gern benutzt jetzt der Verfasser diese Gelegenheit, um dem Direktor des französischen Nationalarchivs, Herrn Dr. Alfred Maury, seinen Dank für die nicht gewöhnliche Liebenswürdigkeit zu wiederholen, mit welcher er dem Verfasser für seine Arbeiten im Pariser Archiv einen der Archivbeamten eine Zeitlang zur ausschließlichen Dienstleistung überwiesen hat. Nicht minder aber ist es dem Verfasser eine angenehme Pflicht, auch denen nochmals gebührend zu danken, welche als Mithandelnde in der Geschichte der letzten Jahrzehnte — er darf darunter auch den Kronprinzen des Deutschen Reiches nennen — in der Erkenntniß des inneren Zusammenhanges der Zeitgeschichte wie mancher Einzelvorgänge durch Aufklärung und Mittheilung ihn gefördert haben.

Potsdam, den 5. Dezember 1882.

B.

Inhalt

der

Illustrirten Weltgeschichte.

Geschichte der neuesten Zeit.

Erster Zeitraum.

Revolution und Republik in Frankreich.

(1789—1795.)

Zweiter Zeitraum.

Die französische Militärmonarchie, ihr Werden und Wachsen.

(1796—1808.)

Dritter Zeitraum.

Der Widerstand der Nationalitäten.

(1808—1815.)

Vierter Zeitraum.

Die Epoche der Heiligen Allianz.

(1815—1830.)

Illustrationen-Verzeichniß.

Bildnisse, Statuen.

Historische Scenen.

Kriegswesen.

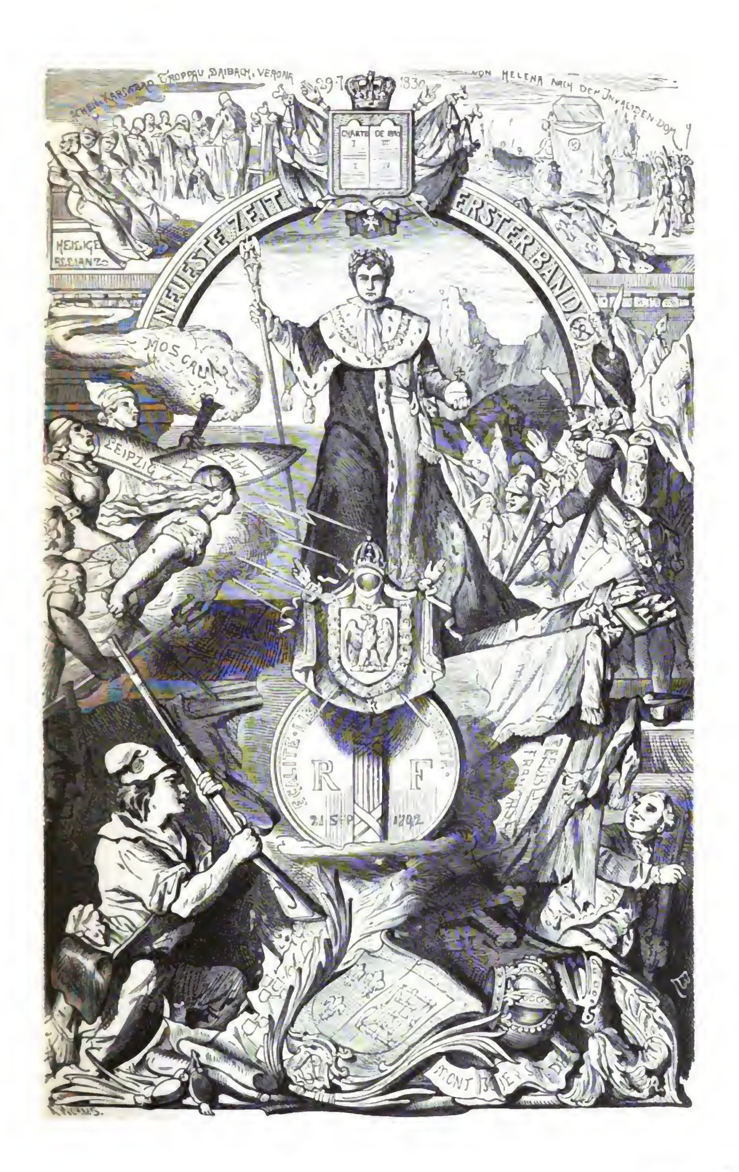
Häusliches und öffentliches Leben. Gewerbe und Handel.

Denkwürdige Stätten. Verschiedenes.

Pläne im Text.

Einführungsbilder, Anfangs- und Schlußvignetten, Initialen rc.

Tonbilder und Karten.


TROPPAU LAIBACH, VERONA
29·7 1830
VON HELENA NACH DEN INVALIDEN-DOM
CHARTE
NEUESTE ZEIT
ERSTER BAND
MOSCAU
LEIPZIG
R F
21 SEP 1792



Erster Zeitraum.

Revolution und Republik in Frankreich.

(1789—1795.)

as ganze achtzehnte Jahrhundert durchzieht ein unruhiger Freiheitsdrang. Allenthalben fühlt man sich eingeengt durch die bestehenden Satzungen und Lebensformen, die verkünstelt und überladen wie das Schnörkelwerk des Rococo erscheinen. Das mehr geahnte als klar erkannte Ziel ist die Befreiung der Persönlichkeit, daß sie ihrer Eigenart gemäß ungehemmt sich entwickeln und wirken könne.

Ein Ausdruck dieses Strebens ist schon zu Anfang des Jahrhunderts der Pietismus, welcher gegen die starren Satzungen der Orthodoxie sich auflehnt und dem Empfinden des Herzens sein Recht wahren will. Allein sobald er in einigen Jahrzehnten zu einem Beherrscher der Seelen emporgewachsen ist, ersteht ihm in der Aufklärung der Gegner, welcher von dem gleichen Ausgangspunkte ausgehend das subjektive Meinen zum Richter über die Geheimnisse der religiösen Offenbarung macht. Die Aufklärung ergreift die Geister nicht wie eine theologische oder philosophische Schule, sondern sie bezeichnet die ganze Zeitströmung, der griechischen Sophistik ähnlich, welche die Entscheidung über religiöse und politische Normen von dem schwankenden Meinen des Einzelnen abhängig machen wollte und dadurch, daß sie unfähig war, an die Stellen dessen, was sie umstürzte, Neubildungen zu setzen, ernste Gefahren in sich schloß. So schwebt auch der Aufklärung kein positives Ziel vor, vielmehr unterscheiden sich ihre Formen, der Deismus in England, der Naturalismus in Frankreich, der Rationalismus in Deutschland, im Allgemeinen nur durch die größere oder geringere Rücksichtslosigkeit, mit der die Folgerungen der Regirung gezogen werden.

Aehnlich ist das Streben auf anderen Gebieten des Geisteslebens. In dem literarischen Gegensatze der Leipziger und Schweizer handelt es sich nicht so sehr um die Frage, ob die Franzosen oder Engländer zu poetischen Mustern zu empfehlen seien, als vielmehr darum, ob es dem Genius verstattet sei, sich frei zu entfalten und zu bewegen, oder ob er an die Nachahmung anerkannter Vorbilder gebunden bleiben solle. Das ist das unvergeßliche Verdienst Lessing's, daß er durch die Zertrümmerung der französischen Autorität dem Genius die Bahn eigenartiger Entwicklung frei gemacht hat. Wunderlich genug zwar geberden sich zunächst die jungen Revolutionäre der Literatur in der Sturm- und Drangzeit auf der freien Bahn, aber sie schäumen sich ab und behalten das Feld. Selbst in dem zahmen Hainbunde offenbart sich

ein ähnliches Drängen nach Befreiung der Persönlichkeit. Und kämpfen nicht auch noch am Ende des Jahrhunderts Goethe und Schiller in ihren Xenien unermüdlich fort für die gute Sache?

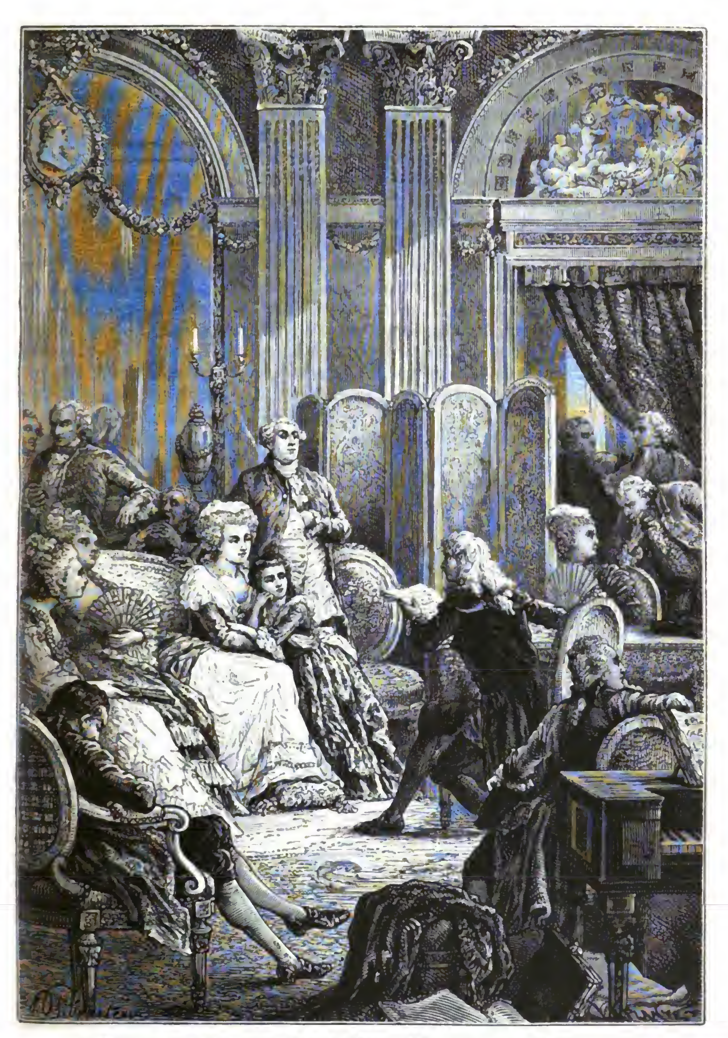
Laut erhebt sich hier und dort eine Stimme gegen den verkünstelten Ton der Gesellschaft, gegen die verschnörkelte sogenannte gute Sitte, gegen das wüste Treiben des Pennalismus auf den Universitäten, gegen den ceremoniös-steifen Familienverkehr, gegen die verkünstelte Kindererziehung, selbst gegen die modische Kleidertracht, die Reifröcke, die Toupets, die Haarbeutel und Zöpfe. So verschieden diese Stimmen klingen, sie kommen doch alle darin überein, daß sie die Rückkehr aus dem hergebrachten Zwang zu einfachen, naturgemäßen Sitten und Lebensordnungen verlangen. Daher der ungemessene Beifall, den in der ganzen civilisirten Welt Rousseau's Schriften finden, der in der Civilisation den Urgrund alles Uebels sieht und allein von einer Rückkehr der Menschheit zu einem unverfälschten Naturzustande das Heil erwartet. Und liegt den Robinsonaden, die damals in allen denkbaren Variationen, nachdem einmal Defoe dies Thema angeschlagen, erschienen und das Entzücken der Leserwelt bildeten, ein anderer Gedanke zu Grunde?

Vollends wem es gegeben war, dies tiefe Sehnen der Zeit mit poetischem Schmelze zu umkleiden, er durfte des Beifalls gewiß sein. Der Anwalt des Gefühls gegen die Ordnungen des Lebens plädirte stets mit Glück. Salomon Geßner's „Idyllen“ waren in Jedermanns Hand, Bernardin de St. Pierre's „Paul und Virginie“ hochgepriesen. Selbst Jean Paul hat hierin die starken Wurzeln des Beifalles seiner Zeitgenossen, zumal der Frauen. Denn auch der sentimentalen Dichtung liegt der Gedanke zu Grunde, daß ein schönes Gefühl besser sei, als ein entsagungsvolles Sichordnen unter die Satzungen des Staates und der Gesellschaft.

Nicht zum mindesten endlich richtete die allgemeine Unzufriedenheit sich gegen die staatlichen Verhältnisse. Es wird genügen, einige Beispiele, welche die Stimmung der Zeit charakterisiren, anzuführen. Die von Schlözer in Göttingen herausgegebene Zeitschrift „Staatsanzeigen“ brachte in jeder Nummer scharfe Angriffe gegen den einen oder andern der zahllosen souveränen Herren des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Bald berichtete er von den Mißbräuchen einer freien Reichsstadt, bald von den Gewaltthätigkeiten eines geistlichen Despoten oder den Uebergriffen eines Reichsgrafen. Von Ingrimm durchtränkt sind die Gedichte eines Schubart. Seine „Fürstengruft“ wird kaum an Hohn und Heftigkeit von Diderot's letzter Dithyrambe gegen Königthum und Geistlichkeit in Frankreich überboten. Auch Schiller setzte seinen Räubern die Devise „in tyrannos“ vor. Gerade der Anklang, den solcherlei Angriffe bei den Zeitgenossen fanden, ist kennzeichnend für die allgemeine Stimmung des Jahrhunderts. Er zeigt, wie es auf allen Gebieten unter der Oberfläche gährte und wogte. Der explosive Ausbruch ist die französische Revolution.

Es ist daher nicht zu viel gesagt, wenn man in demselben Sinne, in welchem die Kreuzzüge als das Resultat der geistlichen Strömung des elften Jahrhunderts erscheinen, die französische Revolution als das Ergebniß der allgemeinen Zeitrichtung des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnet. Nur dadurch wird der Beifall erklärlich, welchen die französische Revolution bei ihrem Ausbruch weit über die Grenzen Frankreichs hinaus fand. In Mainz wurden die Revolutionstruppen wie Befreier, wie Brüder empfangen, in zahlreichen Orten pflanzte man Freiheitsbäume auf, ein Schiller, ein Klopstock begrüßten die Erhebung des französischen Volkes mit schwungvollen Oden. Aus dieser Gemeinsamkeit der Zeitrichtung wird endlich auch das verständlich, daß bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein eine jede Erschütterung der staatlichen Ordnung in Frankreich auch in den Nachbarländern empfunden wurde.

Nicht Zufall indessen war es, daß der revolutionäre Ausbruch gerade in Frankreich erfolgte. Denn hier waren nicht blos die staatlichen und gesellschaftlichen Gegensätze schärfer gespannt, sondern auch die Angriffe der Literatur auf Thron und Altar zügelloser und endlich auch der Zusammenhang mit Nordamerika, wo aus der Empörung ein selbständiges Staatswesen hervorgegangen war, unmittelbarer, als irgendwo sonst in dem kontinentalen Europa.



Ein Salon aus der Anfangszeit der Regierung Ludwig's XVI. Zeichnung von P. Philippoteaux.

Ursachen der französischen Revolution.

Dem Franzosen ist die Neigung zur Geselligkeit angeboren; mit leichter Anmuth kommt er den Forderungen der Gesellschaft nach. Ihren Mittelpunkt fand die Gesellschaft in den Salons, in denen sich Alles, was irgend auf Beachtung Anspruch erhob, zumal um anziehende Frauen zu leicht scherzendem, geistreichem Geplauder versammelte.

Die literarische Bewegung. Ludwig XIV. hatte der Literatur als höchstes Ziel gesetzt, ihm zu huldigen. Sein Nachfolger auf dem Throne verstand es jedoch nicht mehr, sie an und um sich zu fesseln. In dem Gefühle, bei Hofe nicht mehr der alten Anerkennung zu genießen, zog sich nunmehr die Literatur von Versailles nach Paris zurück, wo sie in den Salons Alles fand, was sie suchte, und um so leichter, je mehr sie durch neue Gedanken und durch geistreiche Gestaltung dem Unterhaltungsbedürfnisse Rechnung trug.

Die Neigung zur Opposition brachte sie mit; in der Konversation wie in den Schriften gab sie ihr Ausdruck. Durch stete Steigerung der Gedanken versuchte sie stets den Reiz der Neuheit sich zu erhalten und durch verschärfte Angriffe auf Staat und Kirche den Widerspruch immer greller zu beleuchten, in welchem in Frankreich alles Bestehende mit den unabweisbaren Forderungen der Vernunft stände. So untergruben die Träger der Literatur die Achtung vor dem Staate, den sie als eine Anstalt der Despotie, vor der Kirche, die sie als eine Stätte der Heuchelei brandmarkten, und gaben, mit allen Pfeilen schlagfertigen Witzes sie treffend, der Verachtung und dem Hasse sie preis. Damit rüttelten sie an den Säulen der Gesellschaft.

Der laute Beifall der geistreichen Salons lohnte jedoch solche Bestrebungen. Es war amüsant, diese neuen Gedanken zu hören, auch wol die Bücher zu lesen, in welchen die revolutionären Theorien verkündigt wurden. Niemand in diesen schön duftenden Kreisen gepuderter, wohlfrisirter Herren und Damen hatte eine Ahnung davon, daß sie in ihrer Mitte ein wildes Thier groß zogen, das jetzt, wo es klein war, mit seinen Purzelbäumen Alle belustigte, das sie streichelten und mit Zuckerwerk fütterten, das aber plötzlich eines Tages sich brüllend vor ihnen aufrichten und sie verschlingen oder brutal mit seinen starken Tatzen niederschlagen würde: die Revolution!

Den Anstoß empfing diese literarische Bewegung aus England. Hier hatte John Locke den Gedanken ausgesprochen, daß alle unsere Erkenntniß aus der Erfahrung stamme, daß es angeborene Ideen nicht gebe. Die Erfahrung aber entstehe entweder durch die Wahrnehmung äußerer Gegenstände vermittels der Sinne, oder sie sei die Wahrnehmung der inneren Vorgänge unserer Seele. Diese Grundgedanken der Locke'schen Philosophie hatte David Hume weiter dahin entwickelt, daß er lehrte, die Seele, welche das Ich des Menschen ausmacht, könne nicht existiren. Während Locke sie noch als etwas wirklich Vorhandenes angenommen hatte, suchte Hume zu erweisen, daß die Seele nichts Anderes sei, als die erdichtete Grundlage, welche wir unseren rasch auf einander folgenden Vorstellungen geben: womit denn freilich die Seele zu einer bloßen Einbildung wird, welche aufhört, sobald unsere Vorstellungen aufhören; eine Unsterblichkeit der Seele ist also nach Hume unmöglich.

Hierauf baute nun Helvetius seine Schrift „Vom Geiste" auf, in welcher er die Befriedigung der sinnlichen Lust zum Prinzipe der Moral macht. Der Hebel aller unserer geistigen Thätigkeit, sagt er, ist die Selbstliebe. Da nun diese im Grunde nur auf leibliche Lust geht, so folgt, daß auch die geistigen Vorgänge in uns nur die sinnliche Lust zu ihrem Ziele haben. Lust und Schmerz, d. h. Eigennutz kann also allein das Prinzip einer praktischen Moral sein. Völlige Unterdrückung der Leidenschaften führt zur Verdummung. Leidenschaft befruchtet den Geist, nur bedarf sie insoweit der Regelung, daß der Mensch sein Interesse so erstrebt, daß er das Interesse Anderer dadurch nicht schädigt, sondern fördert: dann ist er der gute Mensch.

Wirkungsvoller noch war Voltaire, ein Meister fesselnder Darstellung. Ihm imponirt nichts; Alles greift er an: je rücksichtsloser er es thut, um so größer ist der Beifall. Denn er hatte eine Ader in sich, die dem Instinkte der Nation nahe verwandt war. Sein hämischer, durchaus ironischer Ton galt für entzückend. Atheist war er nicht; den Glauben

en Gott hielt er vielmehr für so nothwendig, daß er sagte, gäbe es keinen Gott, so müßte man einen erfinden. Auch leugnet er, obgleich in seinem Denken von den Engländern abhängig, die Unsterblichkeit der Seele nicht. Sein Haß gilt nur jeder positiven Religion, in der er nichts als Glaubenszwang und Heuchelei sieht. In seinem „Versuche über die Sitten“ sucht er an den heidnischen Religionen stets das Gute hervor; aber das Christenthum verwirft er ganz, indem er jede Gelegenheit benutzt, um ihm einen Streich zu versetzen. So ist er mit dem Christenthume schon fertig, bevor er noch an dasselbe gelangt.

Durchaus in Voltaire'schem Sinne begann Montesquieu mit den „persischen Briefen“. Aber sein Geist war tiefer, seine Studien ernster. In dem „Geist der Gesetze“ stellt er den englischen Staat als das absolute Muster einer konstitutionellen Monarchie seinen Landsleuten vor Augen. So macht er Einrichtungen, die nur unter bestimmten Voraussetzungen zweckmäßig sind, wie die völlige Trennung der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt, zu allgemein giltigen Normen eines geordneten und freien Staatslebens, während sie, auf andersartige Verhältnisse übertragen, zu unheilvollen Konflikten führen können. Aber das eigentlich Wirkungsvolle in der Schrift ist die Untersuchung über die Bedingungen, Grundlagen und Bürgschaften der politischen Freiheit. Das Prinzip der Despotie, sagt er, ist die Furcht, das der Monarchie die Ehre, aber das der Republik die Tugend.

Der Mittelpunkt der ganzen Bewegung war die Encyklopädie. Ein Pariser Buchhändler wünschte ein englisches zweibändiges Konversationslexikon im Sinne der Aufklärung französisch bearbeitet herauszugeben. Eine Anzahl von Schriftstellern vereinigte sich zu diesem Zwecke. Aus den zwei Bänden wurden dreiunddreißig, der Stolz des damaligen Frankreich; denn in glänzender, allgemein faßlicher Form war darin ausgesprochen, was das Bewußtsein der ganzen Zeit war. Die Encyklopädie räsonnirte, wenn auch meist nur andeutungsweise, aus der Moral die Freiheit, aus dem Staate das Gesetz, aus der Natur Geist und Gott hinweg.

Der Mann, um den sich hierbei das junge Frankreich scharte, war Diderot. Ausgegangen von einem offenbarungsgläubigen Theismus, kommt er nach und nach zu der Ansicht, das All sei Gott, und der Materie wohne Empfindung inne. Unsterblichkeit ist ihm nichts als das Fortleben im Andenken späterer Geschlechter.

Nicht einmal dies läßt La Mettrie mehr übrig. Ihm ist Unsterblichkeit einfach eine Abgeschmacktheit. Denn, sagt er in seiner Schrift: „Der Mensch — eine Maschine“, Seele ist derjenige Theil unseres Körpers, welcher denkt, nämlich das Gehirn, welches ebenso seine Denkfibern hat, wie die Beine Gehmuskeln. Physischer Genuß ist daher das höchste Ziel des Menschen, alles Geistige ein Wahn, der Glauben an Gott ebenso grundlos wie unfruchtbar. Erst im Atheismus wird die Welt glücklich sein.

Die gleichen Gedanken, aber nicht in dem leichtfertig witzelnden Tone La Mettrie's, sondern mit pedantischer Langweiligkeit vorgetragen, enthält das „System der Natur“ des Baron von Holbach, eines französirten Deutschen. Nach ihm giebt es überhaupt nichts als Materie und Bewegung, beide untrennbar verbunden, weder Freiheit noch Unsterblichkeit noch Gott. Es ist begreiflich, daß dem jungen Goethe bei dem Lesen eines solchen Buches unheimlich zu Muthe wurde. Regte sich doch gegen diese äußersten Konsequenzen einer rückhaltlos materialistischen Weltanschauung selbst bei den Franzosen alsbald der Widerspruch.

Es ist Jean Jacques Rousseau, der sich, bevor noch das „System der Natur“ erschienen war, gegen diese literarische Richtung wandte. Nicht in der Unverständigkeit der kirchlichen und staatlichen Zustände, wie Voltaire, nicht in der Verfassung, wie Montesquieu, sucht er die Schäden der Zeit, sondern in der Gesellschaft. In seiner leidenschaftlichen, oft stürmischen Schreibweise tritt er ein für die Nothwendigkeit der Liebe der Menschen unter einander, die Unsterblichkeit und die Wiedervergeltung, die ewige Gerechtigkeit und ein höchstes Wesen, das Richter über Alle ist. Mit schlagender Kürze wieder, wie die Sätze eines Katechismus, entwickelt er seine Gedanken in dem „Gesellschaftsvertrage“. Das Volk ist souverän; es bestimmt die Regierung; es überträgt sie dem Fürsten, der nur der Beauftragte ist. Jenes darf nicht regieren; dieser darf kein Gesetz geben. So ist Jeder zugleich Souverän und Unterthan. Zweck

ist moralische Freiheit und Gleichheit, welche darin besteht, daß Niemand gewaltsam verfahre. So will er das individuelle Glück der Staatsgewalt entgegensetzen. Es ist unverkennbar, daß, wie für die Gestaltung der konstitutionellen Monarchie Montesquieu's Staatsideal, so in der Revolutionszeit für Robespierre's Tendenzen die Lehren des Genfer Philosophen maßgebend gewesen sind. Wenigstens nannte er sich gern einen Schüler Rousseau's.

Beziehungen zu Nordamerika. Für sich allein hätte diese literarische Bewegung sicherlich niemals die Revolution bewirkt. Dazu drang sie viel zu wenig in die Massen des Volkes ein. Aber sie versetzte die höheren Stände in eine bedenkliche Gährung.

So war es die erste Folge der neuen Tendenzen, daß Frankreich überhaupt für die englischen Kolonien in Nordamerika gegen das Mutterland Partei nahm. Schien sich doch hier Etwas von dem neuen Staatsideal, von einer Herrschaft des souveränen Volkes zu verwirklichen. Mochte auch immerhin bei Manchen der alte Nationalhaß gegen England, der seit den Tagen der englischen Herrschaft über Frankreich fortglimmte, mochte auch bei Vielen der Wunsch mitwirken, den erblichen Waffenruhm Frankreichs zu erneuern: bei Weitem die Meisten riß die Begeisterung für die Idee der Freiheit fort. Es war die Blüte des französischen Adels, welche hinauszog in den hochherzigen Kampf für ein nach Freiheit strebendes Volk. Um die Ursachen des Kampfes kümmerte sich Niemand, in Frankreich fanden von Amerika her nur die Worte Freiheit und Menschenrechte Widerhall.



Erinnerungs-Medaille auf die Allianz Frankreichs mit den Neu-Englandstaaten.

Einer der ersten war der Gardekapitän Marquis Marie Joseph Paul de Lafayette (geb. 1757). Er verließ seine junge, unlängst erst gewonnene Gattin, kaufte sich heimlich ein Schiff und segelte, dem Verbot des Königs zum Trotz, nach Amerika, um an Washington's Seite zu kämpfen. Nicht Wenige folgten ihm.

Die Unabhängigkeitserklärung der Amerikaner erschien. Sie beginnt mit der Erklärung der allgemeinen Menschenrechte als dem Grunde, auf welchen sich Amerika England gegenüber stellte. Verwirklicht schien, was bisher nur für einen schönen Traum gegolten. Die Menschen, so lauteten die Worte des neuen Staatsgrundgesetzes, werden frei und gleich an Rechten geboren und bleiben es. Ihre rechtmäßigen Gewalten leiten die Regierungen von der Einwilligung der Regierten ab. Es ist das Recht des Volkes, zu einer jeden Zeit, wenn irgend eine Regierungsform der Volkswohlfahrt verderblich ist, dieselbe zu ändern oder abzuschaffen und eine andere Regierung einzusetzen.

Jetzt gab es kein Halten mehr. Waren es nicht die eigenen Lehren, ja die eigenen Interessen Frankreichs, für welche Amerika eintrat? Jedermann beeilte sich offen seine Sympathien für Amerika an den Tag zu legen.

So wurde der König, durchaus gegen seinen Willen, dazu gedrängt, zunächst im Geheimen den Amerikanern Unterstützung in Geld zu gewähren und endlich auch offen ein Bündniß mit ihnen abzuschließen.

Zwar behagte der Verkehr mit den ungeleckten kalten Amerikanern, welche keineswegs für ritterliche Waffenehre sich begeistert zeigten, ihren feinen, wohlerzogenen französischen Waffenbrüdern sehr wenig, aber an ihren Ideen wurden sie darum nicht irre. Gewissermaßen als einen Ersatz für das ihnen keineswegs immer holde Kriegsglück und für die 1200 Millionen Francs, welche der Krieg dem schwer in eigenen Finanznöthen ringenden Frankreich gekostet hatte, brachten sie aus Amerika die Ahnung zurück von der Verjüngung der europäischen Welt auf Grundlage der allgemeinen Menschenrechte ohne Einbuße der Verfeinerung der Sitten.

Lafayette, mit fast vergötterndem Jubel empfangen, hing in seinem Zimmer in kostbarem Rahmen „Die Erklärung der Rechte der Amerikaner“ auf und darüber ein weißes Blatt mit der Ueberschrift „Erklärung der Rechte des französischen Volkes“. — Nach einer Verfassung

im Sinne der amerikanischen ging der allgemeine Sinn: abstrahirte diese doch von allen Vorrechten und setzte die Staatsgewalt nicht in einen König, sondern in die Vertretung des Volkes nach der Kopfzahl durch wirkliche Wahl. Man pries die Amerikaner, aber man meinte in Wahrheit damit die Sache der Freiheit der Völker. Die allgemeinen Theorien hatten ein greifbares Vorbild gewonnen.

Die inneren Verhältnisse Frankreichs. Vor der Revolution zählte Frankreich etwa 24½ Millionen Einwohner. Davon umfaßten Geistlichkeit und Adel, die beiden Stände der Privilegirten, etwa 270,000, den Rest bildete der dritte Stand, dem Alles angehörte, was nicht an den Privilegien Antheil hatte.

Gewiß waren die Verdienste der Kirche und des wehrhaften Adels im Mittelalter, als es sich darum handelte, den Staat aufzubauen, sehr große gewesen. Sie hatten durch den Schutz, den sie den Besiedlern ihrer Gebiete angedeihen ließen, diesen überhaupt erst die Möglichkeit eines menschenwürdigen Daseins, ja des Lebens gewährt. Dem entsprach es durchaus, daß sie Herrenrechte von den Eingesessenen ihrer Gebiete beanspruchten und auch willig zugestanden erhielten. Allmählich jedoch hatte aus ihrer Mitte heraus das Königthum sich zur Herrschaft über Alle erhoben und hatte an ihrer Statt den Schutz über alle Unterthanen übernommen. Gleichwol wußten die Kirche und der Adel im Besitze ihrer alten feudalen Herrenrechte nach unten hin sich zu erhalten, und das Königthum, zufrieden damit, daß die alten Gleichberechtigten sich überhaupt dem ganzen Staate einfügten, hinderte sie durchaus nicht darin. Auf den Untergebenen dagegen lastete dadurch, daß Frankreich nach oben immer absolutistischer wurde, nach unten aber feudal blieb, natürlich nunmehr ein doppelter Druck.



Marquis Marie Joseph Paul de Lafayette.

Die Privilegirten. Als eine Entschädigung für die ihnen abgenommenen Souveränitätsrechte war die Regierung stets geneigt, den alten Herren alle möglichen Erleichterungen zu gewähren; sie zweifelte, ob sie das Recht hätte, der allgemeinen Besteuerung für die gemeinsamen Staatsinteressen auch sie zu unterwerfen. Sie verlangte nur die unbedingte Anerkennung der vollen und ausschließlichen Souveränität der Krone, war aber sonst stets zu Verhandlungen und Kompromissen bereit. So entstanden die Privilegien.

Für den ersten Stand der Privilegirten galt die **Geistlichkeit**. Dazu gehörten 60,000 Pfarrer und Vikare in eben so vielen Kirchen und Kapellen, 2800 Prälaten, Generalvikare und Kapitulardomherren, 5600 Stiftsdomherren, 3000 Geistliche ohne Pfründe, außerdem 23,000 Mönche und 37,000 Nonnen. Die Geistlichkeit besaß den fünften Theil des Grund und Bodens von Frankreich und bezog daraus eine jährliche Rente von 80—100 Millionen Franken, eine Zahl, die nach dem Verhältnisse des jetzigen Geldwerthes gut verdoppelt werden muß. Dazu bezog sie an Zehnten aus den Gemeinden noch 123 Millionen Francs. Taille, Grundsteuer, bezahlte sie gar nicht. Auch die Kopfsteuer und die fünfprozentige Einkommen-

steuer hatte sie von sich abzuwenden gewußt. Sie gab nur an den Staat ein „freiwilliges Geschenk“, dessen Höhe auf 16 Millionen für je fünf Jahre festgesetzt war. Doch hatte sie sich dagegen erwirkt, daß der König ihr aus dem Schatze jährlich 2½ Millionen gewährte, so daß sie 1787 und 1788, wo sie sich außer Stande erklärte, mehr als einen Theil des gewöhnlichen freiwilligen Geschenkes zu zahlen, und vollends 1789, wo sie gar nichts bezahlte, noch aus der Staatskasse erheblichen Zuschuß empfing.

Seine Vertretung hatte der Klerus in der alle fünf Jahre zusammentretenden Versammlung der Geistlichkeit. Diese wählte zwei Agenten aus ihrer Mitte, welche in der Zwischenzeit über die Interessen des Standes zu wachen hatten. Es ist dem nachdrücklichen Auftreten dieser Agenten, welche weder Ministern noch Richtern Ruhe ließen, zu danken, daß der mächtige Stand, den sie vertraten, fast stets seinen Willen durchsetzte. Sind doch in der Provinz Languedoc selbst unter dem milden Regimente Ludwig's XVI. wiederholt Dragoner ausgeschickt worden, um die Versammlungen von Protestanten zu sprengen, und Geistliche sogar gehenkt worden.

Indessen ein tiefer Spalt klaffte durch die Vertreter des geistlichen Standes. Die Klöster waren fast alle gut dotirt und ließen sich die Ausübung derjenigen Pflicht, welche von jeher vornehmlich ihnen Achtung und Liebe gewonnen hatte, durchweg ernstlich angelegen sein. Die Karthäuser Mönche in Paris gaben in schlechten Zeiten den Armen wöchentlich 18 Centner Brot. Die Väter von Sierck (in Lothringen), gleichfalls Karthäuser, boten in einer Hungersnoth täglich 1200—1500 Menschen Zuflucht. Die Dominikaner von St.-Maximin in der Provence erhielten 1781 ihren ganzen Bezirk. Die Mönche von St.-André in Chateau-Cambresis wurden die Wohlthäter von 700 Familien ihrer Stadt.

Ein anderer Geist dagegen herrscht in den 44 adeligen Stiften. Die Damen des Kapitels von Alix bei Lyon gehen in Schleppkleidern zum Gottesdienst. In Ottmarsheim im Elsaß herrscht bei Besuchen gar fröhliches Leben: man lacht, man spricht von Toiletten, man tanzt sogar ganz frei mit den Gästen. Auch in vielen Nonnenklöstern weiß die Oberin mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit das Scepter zu führen. Aber nirgends ist die Gastlichkeit und der weltliche Pomp größer als in den bischöflichen Palästen. Die hohen Prälaten halten offene Tafel, reiten auf die Jagd, veranstalten rauschende Feste, bei denen es an Damenbesuch nicht fehlt, und halten sich ihren Hofstaat. Waren doch zweiunddreißig von den Bischöfen Frankreichs zugleich die weltlichen Herren ihrer Bischofsstadt.

Die vornehmsten dieser Hierarchen — man schätzte etwa tausend — weilten nur gelegentlich einmal in ihrer Prälatur. Sie lebten in Paris und am Hofe, Zierden der Salons und der vornehmen Zirkel, Verehrer, wenn auch nicht Voltaire's, so doch Rousseau's. Nur vier oder fünf der geistlichen Oberhirten glaubte man noch zu den Christen rechnen zu dürfen.

Einen der glänzendsten Prälaten jedoch finden wir nicht in Paris, den Kardinal Fürsten von Rohan, Bischof von Straßburg. Er war in Ungnade gefallen und hielt nun auf seinem Familienschlosse in Zabern fürstlich Hof. Sein Einkommen von mehr als einer Million verstatte ihm einen Marstall von 180 Pferden und ein offenes Haus für die ganze Provinz zu halten. Manchmal wohnten 200 Personen zugleich als Gäste bei ihm, darunter als besondere Zierden nicht selten Hofdamen und Pariserinnen, so daß das gewöhnliche Abendsouper stets den Eindruck eines Festes machte.

Welch' ein Kontrast aber zwischen diesen Großwürdenträgern der Kirche und den armen Landpfarrern! Im bischöflichen Palast speist Alles von gediegenem Silber, im Pfarrhaus ist häufig kaum etwas zu essen da. Die Noth zwingt den Pfarrer, mit seinen noch ärmeren Pfarrkindern um den Zehnten an Linsen und Erbsen zu prozessiren, den sie ihm schuldig bleiben. Eine Hütte, die kaum Schutz gegen Wind und Kälte gewährt, ist oft seine Wohnung, in der weder Thüren noch Fenster schließen; die Zimmer darin sind häufig kaum mannshoch. Ihm steht wol gesetzlich ein Minimalgehalt von 500, später von 700 Francs zu, aber was die Stelle weniger einbringt, wird ihm trotz aller Bittschriften von seinem Oberhirten nicht ergänzt, der nicht einmal die verfallenden Kirchen ausbessern läßt. Und doch zieht man von ihm noch 100 Francs und auch darüber als Beitrag zu dem „freiwilligen Geschenke„ an die

Krone ein! Selbst der Vikar muß jährlich 22 Francs dazu beisteuern und hat doch nur die Hälfte eines Pfarreinkommens, sicher nicht genug, um vor dem Hunger geschützt zu sein, selbst wenn der Bischof ihm das gesetzliche Minimaleinkommen von 250, später 350 Francs gewährt. Mit was für Gefühlen wird er, vom Kothe der Straße beschmuzt, zur Seite treten und den Hut ziehen, wenn der Bischof einmal in seiner vergoldeten vierspännigen Karosse mit Spitzenreitern durch das bettelarme Pfarrdorf fährt!

Und welche Aussicht für die Zukunft hat der Pfarrer? Von den 131 Bis- und Erzbisthümern Frankreichs werden alle Erzbisthümer und so ziemlich alle Bisthümer nur mit adeligen Prälaten besetzt. Nur vier oder fünf „Lakaien"-Bisthümer giebt es, zu schlecht für den Adel, auf welche die 60,000 Pfarrer zu hoffen wagen dürfen. War es da nicht fast ein Wunder, daß von den 308 Abgeordneten des ersten Standes in den Generalständen nicht noch mehr als 205 von der Pfarrgeistlichkeit aus ihrer Mitte gewählt wurden?



Die Vertreter der Stände. Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Die Zahl der Mitglieder des **Adels**, des zweiten Standes der Privilegirten, darf man auf etwa 140,000 schätzen. Sie gehörten 26,000 bis 28,000 Familien und umfaßten sowol den alten Herrenstand, die Seigneurs, als auch diejenigen höheren Beamten und Finanzgrößen, welchen der König für Verdienste oder Geld seit ein bis zwei Jahrhunderten das Adelspatent verliehen hatte. Vier Ahnen waren darum das Mindeste, was, um in den Augen des alten Adels für ebenbürtig zu gelten, nachzuweisen war. Alles in Allem indeß war der Adel, alter wie neuer, im Besitze der größten Vermögen in Frankreich.

Waren auch die Seigneurs durch das Königthum mediatisirt worden, so betrachteten sie sich doch durchaus der Idee nach dem Könige gleichstehend, und selbst die am meisten absolutistisch denkenden Könige sind stets geneigt gewesen, diesen Anspruch als nicht unbegründet einigermaßen anzuerkennen. Darum waren sie im Besitze der alten Herrenrechte, so weit es ging, belassen worden und wurden nicht wie Untergebene der Krone behandelt. „Ihr empfindendes Herz", schreibt ein Seigneur an einen Beamten des Königs, „wird nicht zugeben, daß ein Mann von meinem Range Steuern nach demselben Maßstabe zahlen soll, wie ein Bürgerlicher." So blieben sie grundsätzlich von der Grundsteuer, der Taille, befreit, wenn sie nicht durch Pächter, sondern durch eigene Beamte ihren Grund und Boden bewirthschaften ließen. Nach der Taille wurde die Kopfsteuer bemessen. Demnach fiel auch diese für den Adel, wenn

auch nicht ganz, so doch zum größten Theile weg. Seinen Reklamationen wurde willig nachgegeben, sobald der Seigneur darüber mit den Ministern, den Intendanten, den Generalpächtern sprach. Gegen Personen von hohem Rang war man eben unendlich entgegenkommend. So kam es, daß z. B. in der Champagne, wo die Kopfsteuer 1½ Millionen einbrachte, davon auf den Adel nur 14,000 Francs entfielen. Denn Steuern zahlen zu müssen galt für das Kennzeichen des Plebejers. Darum sträubte eben so sehr aus Stolz wie aus Interesse der Adelige sich dagegen.

Aus demselben Doppelgrunde kann er von seinen alten Feudalrechten nichts weglassen. Auf seinen Gütern übt er die Gerichtsbarkeit und ernennt die Notare, Konstabler und andere Gerichtsbeamte. In seinem Namen werden die Urtheile gefällt. Als Entschädigung für diese Justizpflege fällt ihm der Betrag aller Konfiskationen, der Nachlaß der zum Tode verurtheilten Gutseingesessenen zu. Gefundene Sachen gehören ihm. In manchen Landschaften zahlt man ihm noch Schutzgelder, Herdsteuern, Verkaufsgebühren. Er hat die Brücken, Furten und Seitenwege zu erhalten; davon erhebt er Brücken- und Wegezölle. Er hat für die Märkte Maß und Gewicht zu bestellen; daher erhebt er von allen eingebrachten Lebensmitteln und Waaren Zölle. Er war es, der einst in seinem Bezirk die Backöfen, Schlachthäuser, Weinkeltern und Mühlen einrichtete. Die Bauern sind darum gezwungen, sich ausschließlich dieser Einrichtungen ihres Grundherrn zu bedienen. Alle Konkurrenzeinrichtungen im Bereiche der Bannherrlichkeit wurden verboten oder mit Gewalt unterdrückt.

In sehr vielen Gegenden Frankreichs herrscht noch Leibeigenschaft. 1789 schätzte man die Zahl der Leibeigenen noch auf 1½ Millionen. Sie sind ihrem Seigneur zu unentgeltlichen Frohndiensten aller Art und zur Erlegung einer besondern Taille neben der Staatsgrundsteuer verpflichtet. Sie müssen seine Felder beackern, besäen, abernten, den Ertrag in seine Scheunen liefern. Jedes Haus, jedes Grundstück, jedes Stück Vieh trägt ihm Steuer ein.

Das Jagdrecht besitzt der Seigneur auf allen seinen Besitzungen in solcher Ausdehnung, daß die Gemeinden ihre Felder nur mit seiner Erlaubniß einfriedigen dürfen. Alljährlich frißt das Wild einen guten Theil der Erntehoffnungen auf. Die Hirsche kommen am hellen Tage äsend nicht blos in die Felder, sondern bis in die Dörfer: so sicher fühlen sie sich vor den Bauern, die nicht einmal ein Gewehr zum Schutze ihrer Aecker im Hause haben dürfen. Wer einen Hasen fängt, wagt damit sein Leben. Auf den Seine-Inseln ist es verboten, Weiden und Gras zu schneiden, um die Rebhühner nicht zu stören; in anderen Gegenden dürfen die Wiesen erst dann gemäht werden, wenn der Herr ohne Beeinträchtigung des Wildstandes es glaubt erlauben zu können. Seine Taubenschwärme dürfen ihre Nahrung allenthalben suchen; kein Bauer darf sie von seinem Acker verjagen oder gar wegfangen. Und kommt im Herbst der Seigneur, um zu jagen, auf seine Güter, so geht die Meute und der Jagdzug durch die Felder des Bauern, der sich nicht einmal beklagen, viel weniger Ersatz des Schadens verlangen darf.

Irgend welche Leistung steht, seit die Monarchie die Seigneurs mediatisirt hat, diesen Gerechtsamen nicht mehr gegenüber. Macht besitzt der Adelige nicht im Geringsten. Seine Arbeit besteht darin, auf Ermäßigung seiner Steuern zu reklamiren, seine Dienstboten vom Militärdienste zu befreien und seine Rechte gegen Jedermann zu vertheidigen. Die Verwaltung seines Dorfes liegt ihm nicht ob, nicht einmal überwachen darf er sie. Dafür sind die königlichen Beamten da, sie besorgen die Steuerverlegung, die Rekrutirung, die Ausbesserung der Kirche, Straßenbau und was sonst vorkommt. Um so mehr erscheint er wie eine Drohne, welche der Bienenstock nutzlos zu füttern hat.

Warum übernimmt er nicht eine Stelle in der Lokalregierung? Ihm sind die Beamten plebejische Federfuchser; Steuergeschäfte, Frohndenregulirung sind in seinen Augen gemeine Dinge, die zu treiben für einen Seigneur sich nicht geziemt. Wäre er nicht zu arm, er würde nach Paris oder an den Hof gehen, um dort die seinem Range gebührende Rolle zu spielen. So bleibt er denn auf dem Erbe seiner Ahnen oder vielmehr auf dem schmalen Reste, der ihm davon noch geblieben ist. Manche alte Familie besitzt nur noch ein einziges Gehöft,

auf dem nur der Taubenschlag den Adel andeutet, und lebt wie der Bauer von Schwarzbrot. Ihre Feudalrechte müssen ihnen den Unterhalt, wie kärglich auch immer, liefern. Noch immer sind sie die Gerichtsherren und verkaufen die Patrimonial-Justizstellen, nicht selten fünfmal mehr, als für den Bezirk nöthig sind. So entstehen die Wanderadvokaten, die von Dorf zu Dorf ziehen und die Bauern um der Sporteln willen in Prozesse hineinhetzen. Auch Chateaubriand's Vater besaß nicht mehr als zwei alte Mähren und einen Jagdhund. Aber selbst der Dürftigste hat seinen blauen Staatsrock und sein Ludwigskreuz, um bei Gelegenheit einmal einem durchreisenden Prinzen als Seigneur sich vorzustellen.

Trotzdem verkehrt der Feudalherr, wenn er nur halbwegs zu leben und nicht um den Ertrag seiner Rechte stets zu kämpfen hat, mit den Bauern nicht unfreundlich. So hochmüthig er dem Bürger der Stadt begegnet, so human geht er mit dem Bauern um. Unter hundert Seigneurs findet man kaum einen oder zwei Tyrannen. Aber viele können nicht mehr human sein. Im Nordwesten Frankreichs, der südlichen Normandie, der Bretagne und Vendée, hat sich noch am meisten von der patriarchalischen Einfachheit des alten Feudalverhältnisses erhalten. „Der Herr besucht seine Gutseingesessenen oft auf ihren Gehöften, plaudert mit ihnen über ihre Geschäfte, über ihr Vieh, nimmt Antheil an ihren Unfällen, die ja auch ihn angehen; er besucht die Hochzeitsfeste ihrer Kinder und trinkt mit den Gästen. Sonntags giebt es ein Tänzchen im Schloßhofe, an dem die Schloßdamen sich betheiligen."



Residenz eines großen Herrn. Nach Viollet le Duc.

Ganz anders indeß gestaltete sich das Verhältniß, wenn der Seigneur nicht auf dem Gute lebte. Man berechnete, daß etwa tausend Mitglieder des Adels ihren ständigen Aufenthalt in Paris hatten. Diese kamen höchstens einmal zur Jagd auf ihre Besitzungen und ließen ihre Aecker durch Verwalter oder gar durch Pächter bewirthschaften, die darauf bedacht waren, eine möglichst hohe Rente aus dem Boden und den Gerechtsamen zu erzielen, und den Bauer drückten und schoren, wo es nur möglich war. Die Herren selbst waren meistens nicht hart, sondern gaben und halfen in Zeiten der Noth gern. Aber eine Entfremdung zwischen ihnen und ihren Gutsangehörigen war unausbleiblich.

Am übelsten aber stand es auf solchen Herrschaften, deren Herr nicht die Mittel zu einem ständigen Aufenthalte in Paris besaß, ohne doch ganz darauf verzichten zu wollen. Da wurde denn, so lange die Rente es verstattete, auf großem Fuße in der Hauptstadt gelebt, dann aber auf die Güter zurückgekehrt und nun gespart und zusammengescharrt, um nur bald in Paris wieder verschwenden zu können. Für Nothleidende, für gemeinnützige Zwecke war niemals Geld vorhanden. Die Gegenwart des Herrn wurde, wie für ihn selbst, so für seine Unterthanen zur Strafe, und aus der Entfremdung wurde bald Abneigung, ja Verbitterung.

Dem zweiten Stande als solchem fehlt es an jeder Organisation, wie sie die Geistlichkeit sich bewahrt hatte. Seit Generationen war die Regierung bemüht gewesen, jeden Zusammenschluß der Adeligen zu verhindern. Wollen mehr als zwanzig Edelleute über irgend eine Angelegenheit gemeinschaftlich sich berathen, so bedürfen sie dazu der Erlaubniß des Königs. Alljährlich findet sich der Adel von Hochburgund zu einem Diner und einer Messe zusammen: doch auch diese Vereinigung darf nur in Gegenwart des königlichen Intendanten vor sich gehen. Kaum indessen bedurfte es solcher Hemmnisse; denn der alte und der neue Adel, und wiederum der Hof- und der Provinzial-Adel betrachteten sich fremd, fast wie verschiedene, durch hohe Schranken von einander gesonderte Stände.

Was aber war es, das den einen wie den andern mit so unwiderstehlichem Zuge nach Paris führte? Es war der Hof und die Gesellschaft. In der Provinz entwurzelt, konnte der Adel nur noch im Reichsmittelpunkte Geltung gewinnen.

Der Hof. In dem Könige sieht das Volk bis zur Revolution den Beschützer des Rechts, den Patron der Schwachen, den Wohlthäter der Armen, die Zuflucht Aller. Denn er ist es, welcher den Uebergriffen der Mächtigen wehrt, welcher Ordnung und Frieden im Reiche aufrecht erhält. Auf seinen Befehl erstehen Straßen und Kanäle, Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten, Institute für die Wissenschaft wie für den öffentlichen Verkehr.

Der König hat Frankreich geschaffen — das ist die allgemeine Anschauung des achtzehnten Jahrhunderts noch — es gehört ihm, es ist seine Domäne. Was er daraus an Steuern erhebt, ist *sein* Einkommen, mit dem er schalten kann, wie er will; einen Unterschied zwischen Staatskasse und königlicher Kasse giebt es nicht. Es entspricht durchaus der Anschauung der Zeit, wenn Ludwig XV. 1766 sagt: „Mein Volk und ich sind eine Einheit, und die Rechte und Interessen der Nation ruhen nur in *meinen* Händen."

Dadurch wird der Monarch über alle Unterthanen, selbst über die alten Feudalherren, die ursprünglich seines Gleichen waren, hinausgehoben; und der Ausdruck dafür ist der imponirende Glanz, mit dem er sich umgiebt. Aber noch ein Weiteres. Er sammelt die alten Seigneurs um sich; dadurch, daß er sie stets unter Augen hat, versichert er sich ihrer Treue. In ihrer Meinung wird der Hofdienst zu einem Ausdruck der alten Feudalpflicht; sie nennen das „dem Könige gegenüber seine Schuldigkeit thun". Das ist der ideale Zug, der dem Hofdienste zu Grunde liegt.

Der Monarch aber fügte noch ein praktisches Motiv hinzu: er machte sich „zur Quelle aller Gnadenerweisungen. Aemter, Verleihungen, Benefizien entspringen allein seiner Gnade. Er giebt sie, wem er wohlwill. Man erscheine also stets vor ihm und bemühe sich um sein Wohlwollen."

Ein alter erfahrener Höfling giebt einem jungen Schützlinge, der in das Hofleben unerfahren eintritt, folgende charakteristische Anweisung: „Sie haben nur dreierlei zu thun: reden Sie Gutes von aller Welt, verlangen Sie Alles, was erledigt und verfügbar ist, und setzen Sie sich nieder, wenn Sie können." Wir erkennen daraus die vorsichtige Rücksichtnahme auf die Konkurrenten, den übergroßen Andrang zu Hofe und die Dreistigkeit der Bittenden.

Soll aber im Interesse des Alleinherrschers die Menge des Adels seiner natürlichen Stellung als Führer zumal des Landvolkes enthoben und an den Hof nicht blos gezogen, sondern auch gefesselt werden, so bedarf es nicht nur anlockender Gehälter, sondern nicht minder einer Beschäftigung für all die Tausende, welche ihnen täglich einprägt, daß ihre Bedeutung lediglich auf ihrer Beziehung zu dem Monarchen beruht. Daher die Unzahl der Hofämter, daher das äußerst mannichfaltige Hofceremoniell, welches das Leben des Hofes und dadurch auch das des Königs zu einer fortwährenden Parade macht. Der überspannte Absolutismus der französischen Könige hat also diese Hofhaltung zu Wege gebracht, deren ungeheure Kosten auf den Ausbruch der Revolution mit von sichtlichem Einflusse gewesen sind.

Versailles war damals der vornehmliche Sitz des Hofes, mit 70—80,000 Einwohnern eine der größten Städte des Landes, in Wahrheit der Rahmen für das Leben eines einzigen Menschen. Es war nichts als königliche Residenz, ganz dazu eingerichtet, den Bedürfnissen des Hofes Rechnung zu tragen.



Schloß zu Versailles. Frontansicht.

Die Stadt besteht aus großartigen Palästen mit Façaden aus Bildhauerarbeit, mit marmornen Treppen und kunstvollen Säulengeländern. In ihnen wohnen die vornehmsten Familien des Hofes, die Herzöge von Orléans, von Condé, von Noailles u. A. Selbst die Schenken und kleinen Häuser an der Peripherie der Stadt, für die Dienerschaft und die Hofarbeiter erbaut, gehören zum Hofe. Die fürstlichen Paläste sind symmetrisch um den großartigen Palast des Königs herum erbaut. Drei prachtvolle Avenüen, jede 78 Meter breit, münden auf den großen Platz vor dem Schlosse, stets belebt von den Karossen und Reitern des Hofes. Zwei Ställe liegen dem Schlosse gegenüber, so groß und schön, daß sie bald als Theater-, bald als Säle für das Ballspiel dienen. Es ist ein Riesenplatz, der sich vor dem Schlosse halbkreisförmig an den Ministerhotels vorbeizieht, um schließlich von einem prunkvollen Marmorhof eingefaßt zu werden. Auf der andern Seite des Schlosses liegen die Gärten: ein Salon im Freien. Die kerzengeraden Hagebuttenhecken sind Mauern mit Tapeten, die Buchsbaumgebüsche sind zu Vasen und Leiern geschnitten. Die Rasen gleichen geblümten Teppichen. Auf der Terrasse, unter dem säulengetragenen Portikus, stehen die gepuderten Herren, die Damen in ungeheuren Reifröcken, um den Wasserkünsten zuzuschauen, in deren klaren Flächen Marmor- und Broncegötter sich spiegeln. — Der König fährt aus. Vier Trompeter gehen dem Zuge voran, vier andere folgen demselben; die Schweizergarden auf der einen, die französischen auf der andern Seite bilden endlose Reihen. Vor den Pferden marschiren die „hundert Schweizer“ im Kostüme des sechzehnten Jahrhunderts — Knebelspieß, Halskrause, Federhut, buntes Wams — an ihrer Seite die Polizeigarden mit scharlachenen Aufschlägen, in gold- und silbergestickten Uniformen. Hinter und neben dem Wagen marschiren die Leibgarden in blauen Röcken und rothen Hosen, 1200 an Zahl, alle von Adel.

Der Marstall umfaßt 1857 Pferde, 217 Wagen, 1458 Personen. — Für die Jagd sind allein 280 Pferde bestimmt. 2½ Meile um Paris in die Runde ist als königlicher Jagdgrund reservirt, in dem kein Privatmann einen Schuß abfeuern darf. — Die Küche allein erfordert 383 Beamte und 103 Aufwärter, an Ausgaben mehr als 2 Millionen Francs. — Im Ganzen umfaßt des Königs civiler Hofhalt gegen 4000, sein militärischer gegen 10,000 Personen, der seiner Verwandten außerdem noch 2000 Personen. Der Aufwand dafür beträgt mehr als 40 Millionen, was dem elften Theile des gesammten Staatseinkommens gleich kommt.

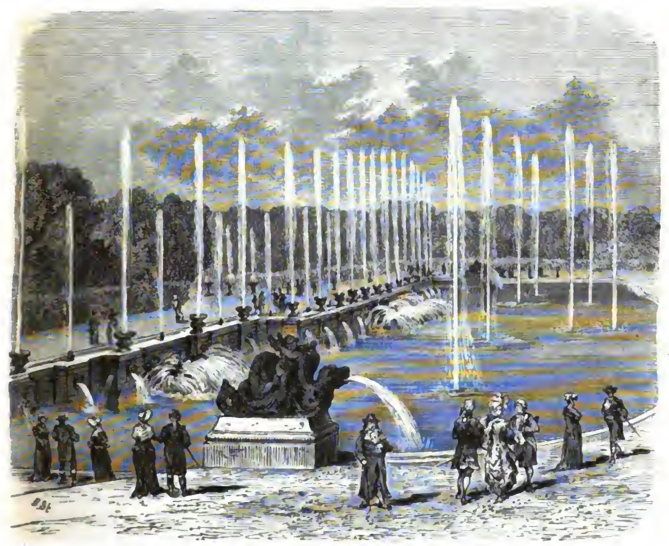
Allen Hofbeamten bewilligt der König hohe Gehälter. Der General der Schweizergarde erhält 30,000 Francs, die Wächterin des Bettes der Königin 12,000, die Gouvernante der königlichen Kinder 115,000, die Superintendentin des königlichen Hauses, die Prinzessin Lamballe, 150,000; dazu kommen noch bei Gelegenheiten außerordentliche Gnadenspenden. Denn die Hofbeamten sind der tägliche Umgang des Königs; er wünscht sie zufrieden zu sehen, er hat Mitleiden mit ihren Verlegenheiten. So schenkte er dem Prinzen Conti 1½ Millionen, um seine Schulden zu bezahlen, und verlieh in freigebigster Weise Pensionen an seine Umgebung.

Diese ist es, welche stets zuerst bei der Vergebung von Stellen bedacht wird. Für sie sind die Gouverneursstellen in den Provinzen, welche 35—160,000 Francs einbringen, für sie die Bisthümer und Abteien. Der Staatssekretär meint mit 180,000 Francs nicht auskommen zu können; ohne Weiteres bewilligt ihm der König 46,000 Zulage. Es ist ja sein Geld, das er verschenkt; eine Staatskasse giebt es überhaupt nicht. Der Hof ist der letzte, welcher darein reden möchte.

Wie aber lebt der König? Es ist keine Kleinigkeit, Hausherr zu sein, wenn man täglich Hunderte von Menschen zu beschäftigen, d. h. zu empfangen hat. Jeder Vorgang wird zu einer Veranlassung ausgebeutet, Dienste entgegenzunehmen. Sobald ihn der erste Kammerdiener des Morgens geweckt hat, treten fünf Gruppen von Leuten ein, um ihm ihre Aufwartung zu machen, je nach ihrem Range sich abstufend. Vor ihren Augen kleidet sich der König an und hält sein Morgengebet, wodurch über hundert Seigneurs für mehr als zwei Stunden mit Kommen, Warten und Gehen beschäftigt worden sind. Andere erscheinen beim Stiefelwechseln, beim Kleiderwechseln für den Ritt, beim Kleiderwechseln für den Abend, beim Zubettegehen. Abends ist dreimal in der Woche Theater, zweimal Ball, zweimal großes Souper.

Drei Viertheile der Zeit des Königs werden so von Paraden ausgefüllt; ja selbst während der kurzen Zwischenpausen zwischen den einzelnen Akten des Tages ist er in Anspruch genommen; 40—50 Herren begleiten ihn auf seinem Wege vom Kabinet in die Kapelle, vom Schlafzimmer zum Wagen, vom Kabinet zum Speisesaal und zurück. Es macht wenig Unterschied dabei, ob der Hof sich in Versailles aufhält oder in Fontainebleau oder einem der anderen königlichen Schlösser. Die einzige Abwechselung bringt die Jagd, doch auch für sie ist das Ceremoniell vorgeschrieben. Sie liefert fast den einzigen Gesprächsstoff bei Hofe, allenfalls untermischt mit kleinen Skandalanekdoten aus der Hofgesellschaft.

Allmählich entwickeln sich diese starren Gewohnheiten des Hoflebens zu einer Art Manie. Alles geistige Leben geht in Stumpfsinn unter, aus dem nichts mehr den Hof aufzurütteln vermag: ein Umstand, dessen Einfluß auf die Revolution nicht verkannt werden darf.



Wasserkünste im Park von Versailles.

Die Salons. Aus der Oede des Hoflebens flüchtet Alles, was das Bedürfniß geistiger Anregung empfindet, in die Salons der Pariser Gesellschaft, in welchen man Andere amüsirt, indem man sich selbst amüsirt. Ein größeres Vergnügen kennt der Franzose nicht. Die bewegliche, sich leicht dahinschlängelnde Konversation ist sein Element. So wird es begreiflich, daß man in Paris täglich acht bis zehn Stunden den Salons widmete. Das angeborne Naturell ging mit der gesellschaftlichen Ordnung Hand in Hand. Hier macht die Etikette der Leichtigkeit und Anmuth Raum. Im Salon wollen die Großen nicht so sehr imponiren als gefallen. Anmuth in Sprache und Haltung ist das oberste Gesetz des Salons. Sein Reiz besteht in dem Vergnügen, unter vollkommen feingesitteten Menschen zu verweilen. Es ist streng verpönt zu verrathen, daß man von Sorgen oder Widerwärtigkeiten bedrückt sei. Man geht ja nicht in Gesellschaft, um ein mürrisches oder verstimmtes Wesen zu zeigen, das wäre rücksichtslos gegen Wirth und Gäste. Es ist nicht erlaubt, ein lebhafteres Gefühl oder gar Leidenschaft durchblicken zu lassen: das könnte verstimmen oder gar für die Anderen langweilig sein.

Man hat gleichmäßig sich Allen zu widmen. Der geringste Anschein von Anmaßung und Albernheit erregt ernste Mißbilligung und schließt leicht von der Gesellschaft aus. — Hier gewann sich Talleyrand den Ruf des vollendeten savoir vivre.

Sprache, Haltung, Bewegung in den Salons werden zu einem Kunstwerk, leicht und doch studirt, bis in das Einzelnste wohlüberlegt: die Vollendung verdeckt die Schwierigkeit der Herstellung. Alles ist berechnet, ein zarter Genuß für zarte Sinne zu sein. Man hat eine eigene Art zu sitzen, zu grüßen, die Handschuhe aufzuheben, die Gabel zu halten. Der gute Ton schreibt vor, wie man eine Liebeserklärung oder eine Duellforderung auszusprechen habe. Nur nichts Schwungvolles, nichts Exzentrisches. Darauf ist die ganze Kindererziehung eingerichtet. Kleine Mädchen von sechs oder acht Jahren, in Reifröcken, mit gepudertem hohem Toupet, sprechen mit derselben Delikatesse wie ihre Mütter.

Und womit beschäftigt man sich in den Salons? Man macht vor Allem „Konversation", man versucht sich in Charaden, in Couplets nicht ohne satirische Spitzen. Vor Allem ist man geistreich. Die junge Gräfin von Boufflers, gedrängt für den Fall einer angenommenen Lebensgefahr sich zwischen ihrer Mutter, die sie kaum kannte, und der ihr theuren Mutter ihres Mannes zu entscheiden, erwiedert: „Ich würde meine Mutter retten und mit meiner Schwiegermutter sterben." Eine Zeit lang beherrscht die Damen der Eifer, bei der Konversation aus alten Tressen die Gold- und Silberfäden zu zupfen, was angenehm beschäftigt, dann wieder beherrscht Alle die Lust am Theaterspielen, woran mit Unermüdlichkeit Theil zu nehmen weder die Soutane des Abtes, noch die Robe des Parlamentsrathes hindert.

Darüber verflacht sich der Geist; die Energie des Willens, niemals angespannt, erlahmt. Diese Gesellschaft wird nimmer im Stande sein, in der Stunde des entfesselten Aufruhrs den wüthenden Pöbelmassen sich entgegenzustellen, Fäuste und Knittel gegen jene Leute anzuwenden, die selbst keine anderen Beweismittel kennen, an den Straßenecken Reden zu halten, lauter als die lautesten Schreier, sich zu freiwilligen Garden zu machen, ohne sich und Andere zu schonen. Nur an ein höfliches Duell gewöhnt, wird sie sich ruhig ins Gefängniß führen lassen und selbst dort noch versuchen, die Salons in irgend einem Winkel fortzusetzen.

Freilich so, wie sie ihnen entgegentrat, rücksichtslos, brutal, hatten die Salons die Revolution sich nicht gedacht. Sonst würden sie schwerlich die Verkündiger der Umsturzideen unter ihre wirksame Protektion genommen haben; am wenigsten zwar den wirkungsvollsten von Allen, Rousseau, den Uhrmacherssohn, der ja nicht wußte, wo er beim Sitzen die Hände lassen sollte. Aber Voltaire, Diderot und die Anderen waren häufig und gern gesehene Gäste. Ja, was noch mehr sagen wollte, man las in den Salons sogar ihre Schriften und las sie mit Eifer. Immerhin zogen die Neuheit und Kühnheit der modernen Theorien an; aber sie allein hätten dies Publikum schwerlich gewonnen; es ist vielmehr die pikante Zuthat, welche mit verschwenderischer Hand daran gegeben ist. Wie gut verstehen es jene Philosophen, die Lacher auf ihre Seite zu bringen! Was ihnen der Vernunft zu widersprechen scheint, ist lächerlich. Mit Scherz und Spott ziehen sie gegen Alles zu Felde, was bisher für ehrwürdig gegolten. Ein Witz ersetzt ihnen den Beweis, und der Leser, zum Lachen angeregt, ist dankbar und geneigt, ihnen Recht zu geben. Sie überführen nicht, aber sie bestechen. Nicht prickelnd, sondern brennend scharf, berechnet auf ganz abgestumpfte Gaumen, ist die zweite Würze, die an die Schüssel der neuen philosophischen Ideen gethan ist. Es sind jene Stellen faunischer Lüsternheit, die bei Voltaire „auf jeder Seite zwischen den Zähnen krachen wie Pfefferkörner". Bei Diderot überwuchern sie fast den philosophischen Gehalt. Fast keine Schrift Rousseau's ist frei davon, selbst der so maßvolle und geistreiche Montesquieu, der doch in den Salons schon fast für veraltet galt, verschmäht diese frivole Zuthat nicht. Sehr bezeichnend für diese saft- und kraftlose Gesellschaft. Der alte Adel Frankreichs war bereit, für seinen König in den Tod zu gehen: die Gesellschaft der Pariser Salons, selbst mit destruktiven Ideen kokettirend, verflacht, entnervt, wie sie war, war selbst des Gedankens eines Widerstandes unfähig.

Die Provinz. Zwischen Paris und Versailles setzt sich die doppelte Reihe kommender und gehender Wagen ununterbrochen vom Morgen bis an den Abend fort. Aber das ist die

einzige Stelle regen Verkehrs, die es in ganz Frankreich giebt. Auf dem Wege von Paris nach Orleans begegnet ein englischer Reisender drittehalb Meilen lang so wenig Wagen, daß er in der Nähe Londons in einer Stunde zehnmal so viel begegnet sein würde. Die Wirthshäuser sind überall abscheulich, Wagen gar nicht zu haben: ein deutliches Zeichen, daß der Verkehr in Frankreich vor der Revolution weniger als unbedeutend ist. Es giebt zwar einige königliche Heerstraßen, 20 Meter breit und gut gehalten, aber die Seitenstraßen sind abscheulich, in der nassen Jahreszeit ganz unfahrbar. — Alle Woche fährt aus jeder großen Provinzialstadt eine Kutsche nach Paris, aber sie ist nicht einmal immer gefüllt.

Von Zeitungen gelangt so ziemlich nur eine in die Provinz, die Gazette de France, welche zweimal wöchentlich erscheint. Aber sie wird auch nur sparsam gehalten und gelesen. Auf der ganzen Strecke von Straßburg bis Besançon wurde sie nicht gehalten. Und dringt sie endlich bis in die entfernteren Provinzialstädte durch, so ist sie 14 Tage alt geworden und Makulatur.

Die Unwissenheit und Apathie der Leute in der Provinz ist unglaublich, weil und so daß — kann man sagen — Alles, was geistige Regsamkeit hat, sich nach Paris begiebt. Die Wirkung wird eben immer wieder zur Ursache. Paris saugt die Provinz in geistiger Beziehung ganz auf. In Paris bei Diners sprüht die Laune; beim Dessert flimmern die Bonmots, wenn auch über die ernstesten Dinge; beim schwarzen Kaffee bespricht man die Unsterblichkeit der Seele und die Existenz Gottes. In Clermont wird in einer gebildeten Gesellschaft um die Mitte des Jahres 1789, wo die öffentlichen Angelegenheiten die größten Krisen durchmachen, kaum ein Wort über Politik gesprochen. Man spricht höchstens von Dingen, die vor einigen Wochen geschehen sind, und weiß nichts von neueren Ereignissen. Am 4. Juli 1789 ist in keinem Kaffeehaus in Chateau-Thierry eine Zeitung zu finden, eben so wenig noch fünf Wochen später in Moulins. — Das ganze Provinzialleben befindet sich in vollständiger Stagnation; und man ist sich dessen bewußt. „Wir Provinzler“ — hört man sagen — „müssen warten, um zu hören, was man in Paris macht.“ — Erklärt diese geistige Dumpfheit es nicht, daß die Provinz, unfähig eine Meinung sich zu bilden, bis Paris den Ton angegeben hat, die Pariser Revolution so bedingungslos nachzuahmen sich bestrebt zeigt?

Das Handwerk und die Industrie. Siebenmal in 80 Jahren hatte die Regierung den Städten das Recht, ihre Verwaltungsbeamten selbst zu ernennen, weggenommen und wieder verkauft. Um die Kosten hierfür einzubringen, waren die städtischen Steuern jedesmal erhöht, aber niemals wieder herabgesetzt worden. So war es gekommen, daß es z. B. in der Bretagne keine Stadt gab, welche im Stande gewesen wäre, die Pflasterung ihrer Straßen ausbessern zu lassen.

Durch diesen Kauf der Stadtverwaltung waren die städtischen Aemter in den Besitz einer geringen Anzahl von Familien der Stadt gekommen, welche einen festgeschlossenen Ring bildeten und die städtischen Angelegenheiten lediglich in ihrem Interesse wahrnahmen. Der Bürger war dadurch zu einem Unterthanen seiner eigenen Stadtobrigkeit herabgedrückt worden, der zu zahlen, aber nicht mit zu rathen hatte.

Fast schwerer jedoch noch als dies lastete auf den Stadtbewohnern der Druck der Zünfte, nach denen sowol Handwerk wie Industrie organisirt war. Die Zunfteinrichtung machte die Handwerksthätigkeit zu einem Privilegium Einzelner. Freilich unterstützte sie dabei der Staat. Die Meister jedes Handwerks handhabten die innere Ordnung. Sie ließen keinen zu, der sich nicht durch ein Meisterstück bei ihnen ausgewiesen: aber diese Konkurrenz beschränkten sie auf Meistersöhne und Männer von Meisterwittwen. Als Lehrling konnte Jeder eintreten, der außer den Zunftgebühren 5000 Francs an den Staat bezahlte, auch später durch das Bestehen einer Prüfung zum Gesellen aufsteigen: aber was nützte das den Zunftfremden? Durften sie doch niemals Meister werden, ja überhaupt nur bei einem Meister arbeiten. So erwuchs in den Zünften ein Proletariat, das jedem Umsturz der bestehenden Ordnung nur allzu geneigt war.

Aus Geldnoth griff zudem der Staat oft genug in die Verhältnisse der Zünfte ein und beengte ihnen die Erwerbsfähigkeit. Dahin gehörte die fortwährende Erhebung der besonderen Handwerkszweige zu eigenen Zünften; so gab es Pastetenbäcker neben den Brotbäckern, Trödler

neben den Schneidern. Die Blumenmädchen in Paris bildeten eine eigene Zunft, zu welcher der Beitritt freilich nur 200 Francs kostete, ebenso die Obstweiber, auch die Nähterinnen und Putzmacherinnen, in deren Zünften aber wieder nur Männer das Meisterrecht erwerben durften.

Daher gab es Groll über Groll innerhalb der Zünfte: der Schneidergeselle ist erbittert auf seinen Meister, weil ihm dieser verbietet, außerhalb der Werkstätte Arbeit anzunehmen, der Friseurgehülfe, weil er Niemanden außerhalb des Ladens frisiren darf, der Landweber ist aufgebracht, weil der Stadtweber ihm die Kundschaft ruinirt. Dazu kommen die wunderlichen, ewig Streit verursachenden Zunftgrenzen. Der Bäcker darf zwar Seefische, auch Pfeffer und Gewürze verkaufen, der Messerschmied aber keine Messerhefte, der Schlosser darf keinen Nagel verfertigen, der Sattler keinen Schuh flicken. Muß ein zerrissener Schuh zu mehr als zwei Dritteln neu gemacht werden, so gehört er nicht an den Schuhflicker, sondern an den Schuster. Getragene Kleider bessert der Tröbler aus, darf auch damit handeln, neue gehören dem Schneider zu.

Die ungeduldigsten der Handwerksarbeiter, denen der Eintritt in die Zünfte verschlossen blieb, wandten sich nach Paris, wo es vor der Revolution 80,000 unzünftige Handwerker gab, die verbotener Weise ihr Gewerbe trieben. Sie wohnten meist in den Vorstädten St.-Marceau und St.-Antoine, jederzeit bereit, dem Rufe der Sturmglocke zu folgen. Bedrohte doch der alte Staat sie als Bönhasen mit Galeerenstrafe, ja mit dem Strang.



Pariser Blumenmädchen.

Durchaus zünftisch war auch die Industrie organisirt. Der Staat beschützte die Fabrikanten sowol gegen das verbrauchende Publikum wie gegen den Arbeiter. Die Lage der Fabrikarbeiter war wahrhaft kläglich. Ihr Tagelohn betrug 1788 nach einem hochberechneten Durchschnitte für den Mann 26 Sous (20 = 1 Franc), für die Frau 15 Sous. Dabei stand der Preis für ein Pfund Brot damals auf 3 Sous, heute aber auch nicht höher, so daß nach dem Verhältnisse des damaligen zu dem heutigen Geldwerthe das Brot doppelt so theuer war wie heute. In Paris wohnte der Arbeiter mit Frau und Kindern fünf oder sechs Treppen hoch in einer Dachkammer oder einem Vorgelege. Kann man sagen, daß er zu leben hat? Und doch muß er noch Steuer bezahlen; kann er es nicht, so wird ihm ein Exekutionssoldat zugesendet, der sich bei ihm festsetzt und dem er ein Tagegeld zu geben hat. Da faßt ihn denn wol die Verzweiflung: blind folgt er Jedem, der eine Besserung seiner Lage ihm verspricht.

Die Landbevölkerung. Noch weniger verdiente der Tagelöhner auf dem Lande, nicht über 12—15 Sous täglich. Davon mußte er an Kopfsteuer bis zu 20 Francs jährlich bezahlen. Dennoch gelang es Vielen, durch konsequentes Hungern sousweise eine kleine Summe zu ersparen, von der sie sich, der Leidenschaft des Franzosen für Landbesitz nachgebend, ein winziges Stück eigenen Landes kauften. Damit wurden sie Bauern und fesselten sich an die Scholle. So war bis zur Revolution der dritte Theil des französischen Grund und Bodens in die Hände von Kleinbesitzern gekommen.

Von den übrigen zwei Drittheilen, die in den Händen von Großgrundbesitzern oder Privilegirten sind, liegt ein großer Theil öde, mit Heidekraut und Ginster bewachsen, von den Bewohnern verlassen. Um auf dem übrigen die Bewohner festzuhalten, wird von vielen Herren das System der Halbpacht angewandt, d. h. der Boden wird verpachtet gegen die Hälfte des Kornertrages. Denn eine selbständige Pachtung zu übernehmen fehlt es dem Landmann in sieben Achteln des Reiches an Mitteln. Dem Halbpächter bleibt nach Abzug aller Lasten ein so geringer Ertrag übrig, daß der Herr ihm Vorschuß geben und schließlich das zum Lebens-

unterhalte Fehlende ergänzen muß, wenn er nicht den Halbpächter verlieren und das Land in Verödung verfallen sehen will. — Wie nun vegetirt (denn leben kann man es nicht nennen) der Bauer, diese für den ganzen Staat so nützliche, ja unentbehrliche Menschenklasse?

Die Häuser bestehen aus gestampftem Lehm, mit Stroh gedeckt. Sie haben entweder gar keine Fenster oder nur Rauchlöcher ohne Scheiben. Die bloße Erde bildet den Fußboden. Zur Kleidung dienen Lumpen, selbst im Winter oft nur bloße Leindwandfetzen und Holzschuhe. Allenthalben lebt man hauptsächlich von Hafer, Buchweizen, Kastanien, Rüben, saurer Milch. Fleisch wird fast gar nicht gegessen, wenn auch jährlich ein Schwein geschlachtet wird. Der Viehstand besteht aus einer Kuh und einem elenden Pferde. Die Bewirthschaftung steht auf der niedrigsten Stufe. Die Felder bleiben jedes dritte, oder gar jedes zweite Jahr brach liegen. Die Ackergeräthe sind schlecht. Eiserne Pflüge kennt man nicht; häufig wird mit einem kleinen Pfluge ohne Räder nur die Oberfläche des Ackerlandes geritzt. Von Düngung ist kaum die Rede. Demnach ist der Ertrag gering; selbst in fruchtbaren Gegenden geht er selten über das sechste Korn, sinkt aber in ärmeren Gegenden auf das dritte und selbst auf das zweite Korn herab. Die Straßen sind entsetzlich, Verkehr unmöglich, so daß bei jeder Mißernte sofort Hungersnoth ausbricht. Dazu wüthen jahraus, jahrein die Pocken, und die unausgesetzte harte Arbeit macht vor der Zeit gebeugt und runzlig. Die meisten Bauern sind von Statur schwach und abgezehrt. Man sieht ihnen das Elend und die Entbehrungen an. Manchmal sind sie, um nicht zu verhungern, gezwungen, das unreife Getreide abzumähen und es am Ofen zu trocknen.



Plakatanschläger.

Die **Steuern** sind es, die den Bauern aufzehren; muß er doch außer den Feudallasten noch Das mit tragen, dem die privilegirten Stände sich entziehen. — Da ist zuerst die Taille, welche, fortwährend erhöht, 1789 gegen 110 Millionen einträgt. Dazu kommen die Kopf- und Einkommensteuer, der Zehnte an die Geistlichkeit und die Abgaben und Lasten an die Herrschaft.

In jeder Pfarrei sind einige von den Bauern als Steuereintreiber bestellt, auch Tagelöhner und Halbpächter, welche für die richtige Einziehung der Steuern mit ihrer Person und ihrem ganzen Vermögen haften. Zur rechten Zeit zahlt Niemand, auch der Sammler nicht. Denn dann würde er für wohlhabend gelten und sofort in der Steuer höher angesetzt werden; Viele sind auch wirklich zahlungsunfähig. Auch die Mahnung erweist sich fruchtlos; nun langt der Exekutionssoldat an, und jetzt erst wird die Steuer bezahlt. Oder es wird wirklich die Exekution vorgenommen, wobei in der Regel die Sporteln den Werth der Pfandstücke gerade aufzehren. Durch alles Dies werden die Erhebungskosten so gesteigert, daß, um 30 Francs der Staatskasse zufließen zu lassen, das Doppelte erhoben werden muß.

Zu den direkten Abgaben treten die indirekten. Die Verkehrssteuern und die Waarenzölle sind verpachtet. Natürlich sucht der Pächter möglichst viel daran zu verdienen und quält und plagt den Bauern durch seine Erheber auf jede mögliche Weise; denn jeder Zeit dürfen sie das Haus vom Keller bis zum Boden durchsuchen.

Endlich noch die Salzsteuer. Was bleibt dem Bauern noch zum Lebensunterhalt übrig? Von je 100 Francs seines Einkommens hat er dem Staat an Taille, Kopf- und Einkommensteuer 53, dem Seigneur an Feudallasten 14, dem Klerus an Zehnten 14 Francs zu bezahlen. Es bleiben ihm also noch 19 Franc übrig, von denen er noch die Verzehrungs- und die Salzsteuer zu bestreiten hat. Er hat das ganze Jahr mit äußerster Anstrengung und Genügsamkeit gearbeitet — und für wen? Seine Hand ist leer. Mußte das nicht mehr als mißmuthig machen?

Keine Steuer aber war mehr geeignet, den Bauer in eine grollende und gereizte Stimmung zu versetzen, als die Salzsteuer. Jede Person, die über sieben Jahre zählt, ist verpflichtet, jährlich sieben Pfund Staatssalz zu kaufen, von dem das Pfund beim Salzamt 13 Sous, beim Krämer 15—17 Sous kostet, was schon für eine kleine Familie einer Steuer von 18 Francs gleichkommt. Fast täglich sieht man daher Leute, die kein Brot zum Leben haben, ausgepfändet werden, weil sie kein Salz kaufen. Dies Staatssalz darf aber nur zum Kochen und bei Tische verwendet werden. Würde der Bauer ein Körnchen davon z. B. zum Einsalzen seines geschlachteten Schweines verwenden, so wäre die Folge, daß ihm das Schwein konfiszirt würde und er außerdem noch 300 Francs Strafe zu zahlen hätte. Hat er nun etwa kein Geld, um anderes Salz zum Einsalzen zu kaufen, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als das Schwein schleunigst zu verkaufen, wie es denn der arme Halbpächter oder Bauer fast stets zu machen gezwungen ist.



Französisches Bauernhaus des achtzehnten Jahrhunderts.

Außerdem ist es verboten, anderes als Staatssalz, das gewöhnlich schlecht und mit Schutt vermengt ist, überhaupt zum Kochen und bei Tische zu verwenden. Findet daher der Salzbeamte bei einer Revision gutes Salz im Salzfaß, so wird der Bauer ohne Weiteres wegen Schmuggels bestraft. So wird es begreiflich, daß allein die Salzsteuer alljährlich 4000 Pfändungen, 3400 Verhaftungen, 500 Verurtheilungen zu Peitschenhieben oder zur Galeerenstrafe zur Folge hat. — Und das Alles geduldig zu tragen war das Los der Bauern! Eine Schar von Märtyrern nannte sie 1789 der Bischof von Nancy, denen das Leben nur gegeben zu sein scheint, damit sie noch länger leiden.

Die Bettler und die Schelme. Die aussaugende Steuerwirthschaft schuf die Bettler. Was blieb dem Tagelöhner, dem Bauern, dem all sein kärglicher Besitz abgepfändet worden war, anders übrig, als die Wohlthätigkeit seiner Mitmenschen zu erbitten oder, ging es nicht anders, zu erzwingen. So bildet sich hinter dem Bauern und Pächter ein ländliches Proletariat,

das mit den Wächtern der Ordnung in stehender Fehde lebt. In Gruppen vereinigt umlagern die Bettler die Thore der Städte, die Pforten der mildthätigen Klöster, oder ziehen vagabundirend im Lande umher, wie Blutegel an dem kraftlosen Marke des Bauernstandes saugend.

Zwar die Gesetze gegen das Betteln wie gegen das Vagabundiren waren streng; sie bedrohten den arbeitsfähigen Bettler mit Galeerenstrafe, den arbeitsunfähigen mit Gefängnißstrafe, die in beiden Fällen bei wiederholter Rückfälligkeit bis auf Lebenszeit gesteigert werden sollte, ja sie fahndeten selbst auf den nur der Arbeitslosigkeit Verdächtigen. Was aber vermochte die nur 3756 Mann starke Straßenpolizei gegen die Tausende von Vagabunden? Die Gefährlichsten und Kühnsten wissen ihr zu entgehen, nur Schwächlinge und Verdächtige fallen ihr zum Opfer. Es genügt, um verdächtig zu sein, irgend eine versteckte Angeberei: sofort erfolgt die Verhaftung. So befreien sich nicht selten Frauen von ihren Männern, Männer von ihren Frauen, Kinder von ihren Eltern. Verführer stoßen ihre Opfer in den Abgrund hinab.



Brautzug in die Kirche. Nach Gravelot.

Die Verhafteten bleiben in dem nächsten Gefängniß, bis genug zum Weitertransport zur Bezirksstadt und dann zum Provinzialgefängniß zusammen sind. So saßen 1787 im Gefängniß zu Rennes 500, in St. Denis 650 Bettler. Die feuchten überfüllten Gefängnisse erzeugen Krankheiten, Männer und Frauen werden in einen großen Raum zusammengesperrt. Kaum Einer, selbst der Unschuldige nicht, verläßt das Gefängniß, ohne durch die Berührung mit Schurken zum Schurken gemacht zu sein, ohne mindestens an Leib und Seele krank zu sein. Krätze und andere ekelhafte Uebel sind in den Gefängnissen stets einheimisch. Und wie elend ist der Unterhalt in den Gefängnissen! Der Staat gewährt für jeden Gefangenen täglich 5 Sous. Dafür erhält er Wasser, Brot, etwas gesalzenes Fett und eine Schütte Stroh zum Nachtlager. Steigen die Lebensmittel im Preise, so werden die Rationen verkleinert, und die Gefängnisse

werden zu einer Schule des Hungers wie der Verbrechen. — Daneben wimmeln die Landstraßen von gefährlichen Landstreicherbanden, welche die Polizei nicht anzutasten wagt. Ungehemmt streifen sie umher und brandschatzen die Bauern. Ihrer 15 bis 20 überfallen eine Pfarre oder einen Pachthof, schlagen die Thüren ein, erpressen von den Bewohnern, was sie haben, und tödten sie dann. Unaufhörlich hört man von Einbrüchen und Raubmorden.

Andere wieder organisiren sich zu Räuberbanden, die zu einer furchtbaren Geißel des Landes werden. So verwüstet eine Bande von 60 Mann Burgund und die Auvergne; 2000 Bewaffnete müssen aufgeboten werden, um ihrer Herr zu werden. Eine andere Bande umfaßt gar 200 Mann. Die Bevölkerung nimmt theils aus Furcht, theils aus Sympathie Partei für die Banditen und macht es dadurch fast unmöglich, sie unschädlich zu machen: ein sehr bedenkliches Zeichen! Denn nichts deutet so klar wie dies Symptom auf die moralische Zersetzung der Gesellschaft hin.

Der allenthalben sorglich geschonte Wildstand verlockt zur Wilddieberei. Ist doch der Schaden, den das Wild anrichtet, allenthalben sehr groß. Die Hirsche fressen die Saaten und die jungen Obstbäume ab und dringen sogar bis in die Dörfer, ohne daß der Bauer etwas gegen sie thun darf. Man zählt die Wilddiebe nach Tausenden; mit den Waffen in der Hand trotzen sie den äußerst strengen Jagdgesetzen. In der Umgebung von Paris, in den weiten königlichen Jagdrevieren haben sie sich eine ganz militärische Organisation gegeben. Ein Theil von ihnen ist beritten. Sie wohnen in den Wäldern und kaufen ihre Bedürfnisse stets gegen baares Geld von den Umwohnern, die ihnen jeden Vorschub angedeihen lassen. Nicht selten kommt es zu Scharmützeln mit den Jagdhütern, in denen diese nicht immer die Oberhand behalten. Fast auf jeder großen Besitzung giebt es Wildschützen, die mit Pulver und Blei umzugehen wissen. Alljährlich kommen in den Wäldern Mordthaten vor.

Zahlreicher und dreister noch sind die Schmuggler, besonders die Salzschmuggler; jede Provinz hat sich ja mit einer Zollgrenze umzogen. Diese 300 Meilen lange Zollinie zu bewachen sind 50,000 Wächter, darunter 23,000 Soldaten, erforderlich. In der Nähe der Grenzen ist Jedermann entweder Zollbeamter oder Schmuggler. Der hohe Gewinn macht kühn; große Banden, mit Flinten, Pistolen oder wenigstens mit eisernen Stöcken bewaffnet, bahnen sich mit Gewalt ihren Weg in die Nachbarprovinz. Ganze Herden von Hunden sind zum Salzschmuggel abgerichtet. Schmugglerbanden von 60—80 Mann bringen 40,000 Ballen Tabak über die Grenze und wissen ihr Depot im Gebirge siegreich gegen die Zollwächter zu vertheidigen, die mit Verlust zurückgeschlagen werden. Einer Pascherbande von 60 Mann öffneten 27 Städte nicht blos widerstandslos ihre Thore, sondern kauften ihr auch die eingebrachten Waaren ab.

So bildete sich allenthalben ein verzweifeltes, entschlossenes, waffenkundiges Volkselement in der Verborgenheit und im Dunkel der Nacht. Der Tag naht, wo diese verwegenen Gesellen hervortreten und an Stelle der in Versailles und Paris weilenden natürlichen Führer des Volkes an die Spitze der erregten Massen sich stellen werden.





Vorgeschichte der Revolution.

Es ist eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung, wie in den letzten Jahren des alten Frankreich eine gewisse Veränderung der allgemeinen Geistesrichtung sich kund giebt. Anfänglich erscheint sie in vereinzelten und zerstreuten Anzeichen als Sentimentalität, welche in die Salons eindringt, um sie allmählich zu beherrschen.

Stimmungswechsel. Die Idyllen eines Greuze werden gefeiert, dann folgt der Triumph eines Bernardin de Saint-Pierre, eines Marmontel und Anderer. Man errichtet in seinem Parke dem Genius der Freundschaft einen Tempel, man trägt als Kopfputz „Gefühlspuffen", in welchen das Porträt der Mutter, Tochter oder wenigstens des Kanarienvogels angebracht ist. Jede Dame hat ihre Herzensfreundin, die sie täglich dreimal sehen muß. Dann reden sie mit schmachtender Stimme mit einander, blicken sich zärtlich an und fallen sich in die Arme. Liest im Salon ein Schriftsteller seine sentimentalen Modepoesien vor, so fließen die Thränen, Viele schluchzen laut, Einige fallen gar in Ohnmacht.

Das war die krankhafte Auflehnung des Gefühls gegen die herrschende „Vernunft". Allmählich klingt auch ein Ton echten Gefühles hindurch. Man sehnt sich nach Natürlichkeit, natürlich zu handeln wird Mode. Die Frauen beginnen, ihre Männer, ihre Familien dem Salonleben vorzuziehen. Man pudert die kleinen Knaben nicht mehr. Einige von den jüngeren Seigneurs sieht man in groben Schuhen mit Knotenstöcken gehen; das nannte man à la Franklin sich kleiden. Die steifen Alleen, die gezirkelten Dekorationen in den Gärten machen dem englischen Geschmacke Platz. Die Königin kleidet sich in weißen Perkal, setzt einen schlichten Strohhut auf und geht fischen oder sieht zu, wie die Kühe gemolken werden; sie veranstaltet ein Jahrmarktsfest, bei dem sie selbst mit ihren Hofdamen als Verkäuferin erscheint. Die Herzogin von Bourbon geht des Morgens in unscheinbarer Tracht aus, um die Armen in ihren Dachstuben aufzusuchen. Die Prinzessin Adelaide ergreift in Abwesenheit des Dorfmusikanten die Geige und spielt den Bauermädchen zum Tanze auf. Der König und der Graf von Artois, sein Bruder, steigen vom Pferde und helfen einem Fuhrmann seinen steckengebliebenen Wagen wieder in Gang bringen.

Der Adel beginnt sich dem dritten Stande zu nähern. Ein Ausgleich der Standesunterschiede bahnt sich an. In der Stadt tragen die Edelleute keinen Degen mehr; sie beginnen, die Tressen, die Goldstickerei, die rothen Schuhabsätze abzulegen. Sie gehen in einfachen Leibröcken und fahren in Kabriolets, die sie, dem Beispiele Kaiser Joseph's folgend, selbst

kutschiren. Sie verkehren mit vollkommener Ungezwungenheit mit den Bürgern; sie denken nicht mehr daran, sich Zwang anzuthun, um die Würde des Standes unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. Auch in ernsteren Handlungen zeigt sich der neue Sinn.

Viele Prälaten und Seigneurs schreiben und übersetzen nützliche Bücher, besuchen die landwirthschaftlichen Vereine, bekümmern sich um die Industrie und suchen die öffentlichen Interessen zu fördern. Mehr als Einem ist ernstlich darum zu thun, seinen Mitbürgern zu nützen. Die Provinzialversammlungen der drei Stände, die sich in mehreren Provinzen noch erhalten haben, geben Zeugniß davon. In Alençon bieten Adel und Klerus 30,000 Francs zur Linderung der Noth der Steuerpflichtigen an. In Tours erklären sich sogar die privilegirten Stände mit Ausnahme sehr weniger Seigneurs bereit, freiwillig auf ihre Vorrechte hinsichtlich der Steuerfreiheit zu verzichten. In Berry sagt der Graf von Buzançois zu den Abgeordneten des dritten Standes: „Wir sind Alle Brüder: theilen wir unsere Lasten!“ Und in Reims ist es der Adel, der fordert, man möge den König bitten, die Schleifung der Bastille anzuordnen. Mit Händedrücken, Thränen und begeisterten Zurufen empfangen nach solchen Aeußerungen die Abgeordneten des dritten Standes diejenigen des Adels und der Geistlichkeit. — Es ist, als wenn der Geist des Wohlwollens bald zu einer vollen Verbrüderung der Stände führen müßte. Man hat das Gefühl, einer neuen schönen Zeit entgegenzugehen; man sprach von einer neuen Staatsverfassung, wie von einer leichten Sache, die sich von selbst ergeben würde.

Die Stützen der Monarchie. Alle Reformen haben zu ihrer nothwendigen Voraussetzung noch eine gewisse Festigkeit des Gebäudes. Ist diese Linie des Verfalles aber schon überschritten, so werden Reformversuche, wenn sie dennoch unternommen werden, den Zusammensturz des Hauses herbeiführen, und die Trümmer den Baumeister leicht selbst erschlagen.

In Frankreich hatte die straffe Centralisation des Absolutismus in allen Kreisen des Volkes, je weiter sie vom Throne abstanden, um so mehr das Leben ertödtet. Das war die wahrhafte Ursache des allgemeinen Verfalles. War aber dabei die Monarchie selbst noch reformfähig geblieben, oder war jene Linie des Verfalles, welche selbst die wohlgemeintesten Reformen verderblich macht, schon überschritten? Betrachten wir, um die Antwort auf diese Frage zu finden, die Stützen der Monarchie.

Das **Heer** umfaßte 150,000 Mann, wovon indeß der sechste Theil für nicht militärische Zwecke, meist als Zollwächter, verwendet wurde. Der Aufwand dafür betrug nach wiederholten Steigerungen schließlich 131 Millionen, von denen die allgemeine Verwaltung 31, der Sold und Unterhalt der Soldaten 44, der Gehalt der Offiziere aber 46 Millionen wegnahm. Von den Regimentern gehörten 27 fremden oder einheimischen Großen. Aus einer vom Kriegsminister entworfenen Liste ernannte der Inhaber den Obersten, dieser aber die übrigen Offiziere des Regiments. Für die anderen Regimenter bestellte der König den Obersten und die Hälfte der Offiziere; die andere Hälfte ernannte der Oberst. Die Patente mußten gekauft werden; doch wurde von den Bewerbern außer dem Nachweise der Befähigung auch verlangt, daß sie adelig seien, und zwar schon vom Hauptmann an mit mindestens vier Ahnen. Daher faßte das Offizierkorps seine Stellen als Besitz auf und fühlte sich viel mehr als Mitglied des Adels wie der Armee. Es lebte im Ueberfluß, in allen Vergnügungen der feinen Welt. Der Dienst erforderte wenig Zeit; ja von den 1171 Generalsstellen war ein großer Theil vollkommene Sinekure.

Man kann nicht sagen, daß die Offiziere ihre Mannschaften hart oder unfreundlich behandelten. „Kinder“, sagte bei einer Revue ein Prinz zu seinem Regimente, „hier stelle ich euch meine Frau vor.“ Aber es fehlte den Gemeinen ganz an Vertrauen zu der militärischen Tüchtigkeit der Offiziere. Das Sinken des militärischen Ruhmes der französischen Armee seit der Mitte des Jahrhunderts hatte dies wichtigste Band zerrissen. „Die Schmach von Roßbach“, meinte Mirabeau vielleicht mit etwas geistreicher Uebertreibung, „hat die Revolution zu Wege gebracht.“ Zudem lockerte das laute Räsonniren der Offiziere über die Regierung, die Minister allmählich doch die Disziplin. Waren doch schon die Regimenter, die in Amerika mitgefochten hatten, stark demokratisirt von dort zurückgekommen.



Uniformen der französischen Armee aus der Zeit Ludwig's XVI. Zeichnung von Heine

Dragoner der korf. Legion. — Musketier der Haustruppen. — Dragoner der korf. Legion. — Gendarmerie. — Standarte d. Regts Royal-Lorraine. — Standart. der Gendarmerie, dgl. der Legion Gen.-Oberst. — Regimentsoberst. — Fahne der frz. Garden. — Fahne der Normandie, — Fahne von Poitou. — Inf. v. 1772, Regiment Auvergne. — Infanterieoberst.

Inf. v. 1788, Leibrgt. Zweibrücken. — Dragoner der Legion „General-Oberst". — Inf. v. Rgt. Condé. — Dragoner der 1. kgl. Legion. — Inf. v. 1715 (Unif. unter Ludwig XIV.). — Chambordhusar. — Fahnenträger des Regts. „Royal-Vaisseau". — desgl. von Navarra. — Kgl. Garde du Corps, schott Compagnie. — Artilleriecorps.

Und dieser Geist empfing immer neue Nahrung durch die handschriftlichen Nachrichten, welche mit Erlaubniß des Kriegsministers von Paris an die Regimenter in der Provinz versandt wurden. Je mehr sie einen philosophischen Ton annahmen und von den wünschenswerthen Aenderungen in Staat und Heer sprachen, um so eifriger wurden sie in den Wachtstuben und Kasernen gelesen.



Ludwig XVI. Zeichnung von A. de Neuville.

Der Wachtmeister Augereau, der Sergeant Hoche werden gewiß unter den begierigsten Lesern gewesen sein. Die Leiden des Volkes wurden populär in den Kantinen. — Beim Volke aber galt des Königs Rock nicht für eine Ehre, sondern für ein Unglück. Befreit vom Militärdienste waren alle Privilegirten für ihre Person wie für ihre ganze Dienerschaft, außerdem alle Beamten, alle Bürger, überhaupt Alles, was irgendwie Einfluß oder auch nur Protektion besaß.

Es blieb also nur das niedere Volk übrig, und auch dies suchte auf jede Weise dem Dienste sich zu entziehen. Die jungen Leute versteckten sich in den Wäldern, aus denen sie mit Waffengewalt wieder hervorgeholt wurden; die Rekrutenlisten zu füllen wurde selbst der Abschaum der Gefängnisse eingestellt, Landstreicher, arme Teufel — nur nicht gerade offenbare Verbrecher.



Die Königin Maria Antoinette. Zeichnung von A. de Neuville.

Werber setzten zudem in den Dorfschenken sich fest und prahlten leichtsinnigen jungen Burschen vor: „Beim Regiment, meine Freunde, bekommt ihr gewöhnlich Suppe, Vorgericht, Braten und Salat. Ich lüge nicht, wenn ich euch sage, daß die Pastete und der Wein ausgezeichnet sind.“ Nichts als Lügen; denn beim Regiment erwartete den Rekruten ein Elend „so groß, daß es das Herz bluten macht“.

Aussicht auf Beförderung gab es nicht; auf allen Dienstvergehen stand Prügelstrafe. Die Löhnung betrug sechs Sous täglich, zu zweien schliefen die Soldaten in einem schmalen Bett, das Brot war grob, schwarz, schlechter als in den Gefängnissen, wo man doch die Kleie daraus entfernte. Was war da von der Zuverlässigkeit der Regimenter zu erwarten? War es da zu verwundern, daß sich im September 1789 in der Nähe von Paris 16,000 Deserteure umhertrieben, jeden Augenblick bereit, in Krawalle sich zu stürzen!

Schlimmer noch als mit dem Heere stand es mit den Finanzen. Denn von deren Lage wurde in der einen oder andern Weise das ganze Volk betroffen.

Die Einnahmen des Staates flossen fast ausschließlich aus den Steuern. Die direkten Steuern waren in den verschiedenen Landestheilen so ungleichmäßig veranlagt und wurden infolge der Privilegien, durch welche der erste und zweite Stand allein an Steuererleichterungen jährlich 33 Millionen Francs gewannen, so ungerecht verschoben, daß sie den Hauptgegenstand der Klage bildeten. An der Spitze der Verwaltungsbezirke standen Gouverneure, vornehme Herren mit hohen Gehältern, welche nur zu repräsentiren hatten. Unter diesen wurde die Verwaltung durch die Intendanten und deren Unterbeamte geführt. Es sind die direkten Steuern, welche die Intendanten zu den bestgehaßten Leuten in Frankreich gemacht haben. — Die indirekten Steuern trafen Alle mit größerer Gleichmäßigkeit; aber sie waren verpachtet und dadurch zu einem Gegenstande gewinnsüchtiger Spekulation gemacht. Zu diesen Abgaben, die der Staat bezog, traten noch 146 Millionen, die an Zehnten und sonstigen Gefällen an die Geistlichkeit zu zahlen waren, und etwa 40 Millionen an Zahlungen aus feudalen Rechtstiteln an die Seigneurs. Das Alles lastete auf dem Volke und am meisten auf Denjenigen, die am wenigsten hatten.

Unmittelbar vor der Revolution betrug das Staatseinkommen 476 Millionen. Wie wurde es verwandt? Auf dem amtlichen Budget stand der Hof mit 35 Millionen, aber er brauchte im Jahresdurchschnitte 5 Millionen mehr. Auf persönliche Anweisungen des Königs zu Geschenken an Hofleute, zu Nachlaß einzelner Personalgefälle, zu Rückzahlung auswärtiger Anleihen und zu allerhand unvorgesehenen Ausgaben kamen 136 Millionen, für das Heer 131 Millionen. Dagegen waren für Brücken und Chausseen angesetzt 4 Millionen, für öffentliche Bauten 2, für wissenschaftliche Anstalten 1, für Wohlthätigkeitsanstalten 6 u. s. w.

Niemals aber reichte die Einnahme hin, die Ausgabe zu decken; mit jedem Jahre wuchs das Defizit: 1786 betrug es 140, 1789 gar 189 Millionen.

Dem gegenüber hilft man sich, wie man kann, ohne in den Mitteln irgend wählerisch zu sein. Unter Ludwig XV. erhielten die Hausleute und Bedienten öfter Jahre lang keinen Lohn; dann sah man die königlichen Stallknechte in den Straßen von Versailles Abends betteln gehen. Im Jahre 1778 ist der König seinem Fleisch- und Fischlieferanten 3½ Millionen Francs schuldig; 1786 belaufen sich die rückständigen Zahlungen auf 72 Millionen; 1788 ist die Noth so hoch gestiegen, daß der Minister eine von Privatleuten zum Besten der Spitäler veranstaltete Kollekte zu Staatszwecken verwendet. Der Minister Necker verzichtet auf seinen Gehalt und schenkt dem Staate noch 2 Millionen. — Man versucht es auch mit Sparsamkeit in der Hofhaltung. Aber jede Entziehung wird von den Hofbeamten mit solcher Empfindlichkeit bemerkt, daß dieser Weg bald wieder verlassen wird.

Ergiebiger und bequemer erscheint es zu borgen. Zunächst nahm die Regierung nur Vorschüsse auf die noch nicht fälligen Steuern bei Bankiers oder den Steuerpächtern selbst. So schlachtete sie gewissermaßen das Kalb, ehe es geboren war. Im Jahre 1783 belaufen sich diese Vorschüsse auf 170 Millionen Francs, sechs Jahre später schon auf fast 300. Endlich borgte sie von Jedem, der ihr leihen wollte. Lawinenartig wächst die Staatsschuld an: in 10 Jahren steigt sie um 1630 Millionen. Die Zinsen für die Staatsschuld betragen 1776 schon 106 Millionen, 1789 sogar 206 — was fast der Hälfte des gesammten Jahreseinkommens gleich kommt.

Und wer ist es denn, der immer wieder willig ist, sein Geld dem Könige anzuvertrauen? Es sind die Bürger Frankreichs selbst. Zwar nicht die Seigneurs, denn deren Besitz ist selbst, von 200 oder 300 abgesehen, mit Hypotheken bis zur höchsten Grenze belastet. Es sind die

Bankiers von Paris, die reichen Kaufherren von Nantes und Bordeaux und nicht zum geringsten Theile Krämer, Handwerker, fleißige Leute, welche ihre Ersparnisse dem Staate anvertrauen. Ueber 44 Millionen hat jährlich der Staat an solche kleinen Rentner zu zahlen. Freilich lockte der hohe Zinsfuß von 10 Prozent selbst den Bedenklichen.

Jetzt sind sie Gläubiger des Staates geworden und haben das unmittelbarste Interesse daran, zu wissen, wie er verwaltet wird. Denn es ist ihr eigenes Geld, das bei schlechter Staatsverwaltung auf dem Spiele steht. Mit stillem Ingrimm lesen sie die Rechnungslegung, die der Minister Necker 1781 unter immerhin noch beschönigender Zahlengruppirung giebt, mit lautem Zorn kritisiren sie unter einander die Verschwendung des Hofes. Schon dreimal hat der französische Staat im achtzehnten Jahrhundert Bankrott gemacht; wieder erheben sich Stimmen, welche in einem neuen Bankrott die einzige Möglichkeit des Fortbestehens der Regierung sehen. Aber dann ist auch die Hälfte der großen Handelsherren fallit, und alle die Tausende von kleinen Rentnern sind zu Bettlern gemacht. Man begreift die Unruhe, ja das angstvolle Interesse, das sie an allen Maßnahmen des Königs nehmen.

König und Königin. Den ganzen Tag, vom Morgen bis zum Abend, hatten die Straßen von Paris und Versailles von den Jubelrufen des Volkes wiedergehallt, als am 10. Mai 1774 der zwanzigjährige Ludwig XVI. seinem Großvater auf dem Throne Frankreichs gefolgt war. Er hatte selbst eine tiefe Empfindung von der Bedeutung des Momentes und das ernste Bestreben, den Erwartungen, die auf ihn gesetzt wurden, zu entsprechen. Allein es hätte eines genialen Mannes bedurft, um Das wieder gut zu machen, was der vierzehnte und der fünfzehnte Ludwig an Frankreich gesündigt hatten. Und Ludwig war alles Andere eher als genial. Er war durchaus brav und von tadelloser sittlicher Unbescholtenheit. Eine Miene aufrichtiger Herzensgüte gewann ihm die Gemüther; aber er war ein langsamer Kopf, ein schwerfälliger Denker, dessen Erziehung eine ziemlich vernachlässigte geblieben war. Daher blieb er mißtrauisch gegen seine eigene Einsicht und dadurch von den Rathschlägen Anderer abhängig. Nachhaltigkeit der Entschließung ging ihm ganz ab.

Das Einerlei des Hoflebens stumpfte ihn noch mehr ab, so daß er allmählich die Lust zu geistiger Anstrengung verlor. Dennoch war er fleißig und nahm es mit seinem hohen Amte ernst. Sein Vorgänger hatte täglich kaum eine Stunde den Regierungsgeschäften gewidmet; Ludwig wußte täglich drei bis vier Morgenstunden dafür zu gewinnen. Angestrengte körperliche Beschäftigung aber war ihm Bedürfniß; sein schwerer Körper, die früh hervortretende Anlage zur Korpulenz verlangten es. Mit Vorliebe und besonderer Ausdauer trieb er daher in seiner Werkstatt im Palaste Schlosserarbeit; noch lieber ritt er auf die Jagd, der er leidenschaftlich ergeben war.

Er handelte mehr nach den Impulsen des Herzens als des Verstandes. So erklärt sich seine schließliche Parteinahme für die um ihre Befreiung kämpfenden Amerikaner, obgleich der Krieg Frankreich mehr als eine Milliarde in einer Zeit schwerer Finanznoth gekostet und dadurch den Ausbruch der Revolution, wie man wol sagen kann, jedenfalls beschleunigt hat. In dem Hungerjahre 1788 wies er für die nothleidenden Bauern 40 Millionen an, obgleich sie erst geborgt werden mußten.

Seine Verdienste um die innere Entwicklung Frankreichs sind unbestreitbar. Er hat den Protestanten ihre Bürgerrechte wiedergegeben, er hat die Tortur und den Frohndienst aufgehoben, er hat die Freiheit des Kornhandels und die Provinzialversammlungen eingeführt, die französische Marine wieder hergestellt, die Leibeigenschaft auf den königlichen Domänen abgeschafft, Frankreich Preßfreiheit gewährt und in seinem persönlichen Haushalte und den Ansprüchen für seine Person dem ganzen Hofe das Beispiel der Sparsamkeit gegeben. Keine Regierung hätte milder, kein Fürst menschlicher, wohlthätiger sein können.

Allein war er den Schwierigkeiten seiner Zeit gewachsen? Wir müssen zweifelhaft sein, wenn wir in seinem Tagebuche lesen, wie er im Jahre 1789 sorgfältig seine Jagderfolge notirt, aber kaum mit einem Worte der Erschütterungen gedenkt, die Krone und Reich für ihn in Frage stellten.

Maria Antoinette, Maria Theresia's Tochter, geboren 1755, theilte Ludwig's Thron lebhaft, anmuthig, lebensfrisch und lebensfroh, war sie doch als Oestreicherin bei den Franzosen nie beliebt. Daß sie ihre Mutter als Beherrscherin eines großen Reiches gesehen hatte, war eine verhängnißvolle Erinnerung für sie. So trachtete sie auch nach politischer Macht und mischte sich gern in die Staatsgeschäfte; denn der Einfluß auf den Gemahl, der ihr herzlich ergeben war, war groß.

So gern sie auch einmal über die steife Hofetikette sich hinwegsetzte und mit fast kindlicher Harmlosigkeit der Freiheit sich erfreute, so sehr war ihr doch alles sittlich Unlautere zuwider. Unvorsichtig genug sprach sie ihren Unwillen über das zuchtlose Leben des Herzogs von Orleans aus, der durch nichtswürdige Verleumdungen, die er über die Königin ausstreute, sich rächte und auch das Meiste dazu gethan hat, in die unwürdige Halsbandgeschichte, die lange genug zu einer Staatsaktion aufgebauscht gewesen ist, die völlig Unschuldige hineinzulügen. Auch der hinterhaltige, nicht ganz lautere Graf von Provence, ihr älterer Schwager Ludwig, war ihr zuwider. Um so mehr zog der ritterliche, lebhafte, aber bodenlos leichtsinnige Graf von Artois, ihr jüngerer Schwager Karl, sie an. Ihre bevorzugten Freundinnen waren die Prinzessin von Lamballe, eine geborene Prinzessin von Savoyen, und die Gräfin Jules von Polignac.

Freilich gab die Königin durch manche Unbedachtsamkeit Anlaß zu Hofklatschereien. Wenn sie auf einem Hofballe zu dem Bischof von Evreux sagte: „Sehen Sie, wie mein Herz schlägt“, und seine Hand gegen ihr Mieder legte, so hatte der König ganz recht mit der Zurechtweisung: „Dessen bedarf es nicht, er wird es Ihnen auf Ihr Wort glauben.“ Oder wenn sie auf ihrem Privattheater in Trianon mit Vorliebe in Soubrettenrollen, wie als Rosine im Barbier von Sevilla, auftrat, so entsprach das schwerlich ihrer Stellung, brauchte aber darum nicht in giftigen Couplets verhöhnt zu werden.

Das Lebenselement der Königin war leichte und muntere Konversation. Ein Buch hat man kaum je in ihrer Hand gesehen. So vertheilte sie ihre Protektion mehr nach zufälligen Eindrücken, aber doch meist mit einem richtigen, frauenhaft feinen Gesammtgefühle des Werthes. Den Minister Necker beschützte sie trotz seiner unbeholfenen und ungraziösen Persönlichkeit, dem gewandten Calonne war sie entgegen. Von dem Ernste der Zeit, in der sie lebte, hatte sie keine Vorstellung.

Reformversuche. Die ganze Regierung Ludwig's XVI. besteht aus einer Reihe von Versuchen, die vorhandenen Mißstände zu verbessern. Freilich war er in der Wahl seiner Helfer nicht immer glücklich. Die erste Berufung jedoch war eine glückliche, erfolgreiche. Als Generalkontroleur wurde an die Spitze der Finanzverwaltung Anne Robert Turgot, 1727 in Paris geboren, bisher Intendant von Limoges, gestellt. Es war ein kühnes Versprechen, das er gab: „Kein Staatsbankrott, weder offen noch verhüllt, keine neuen Steuern, keine Anleihen.“ Ihm zur Seite standen der Minister des Innern, Lamoignon de Malesherbes, und der Kriegsminister Saint-Germain, der die französische Armee nach dem Muster der preußischen umzubilden gedachte.

In der lebentödtenden Centralisation, welche der Absolutismus geschaffen hatte, sah Turgot mit Recht die Wurzel des Uebels. Ihm schwebte darum eine Decentralisation vor, welche stufenweise in frei gewählten Gemeindevertretungen, in Kreisvertretungen, in Provinzialräthen ihre Organe erhalten und in einem Reichstage ihre organische Spitze gewinnen sollte. Dadurch gedachte er den Geist der Selbstthätigkeit von unten auf zu erziehen, der Beamtenwillkür zu wehren und den unheilvollen Gegensatz der Stände auszugleichen.

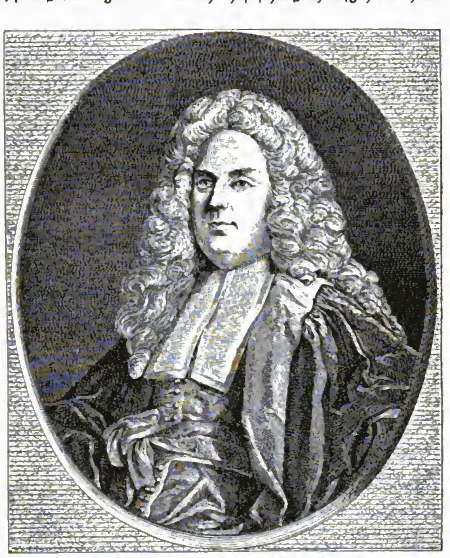
Es war ein großer Plan, welcher, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückte, „den rechtmäßigen Inhalt der französischen Revolution in sich schloß“.

Entschlossen begann Turgot mit einer Reihe einzelner Reformen sich den Weg zu ebnen; sofort aber regte sich auch die Opposition gegen ihn, am heftigsten, als er die Zollschranken für den Kornhandel zwischen den einzelnen Provinzen niederriß. Es kam zu Revolten gegen ihn, deren Fäden bis in die höchsten Hofkreise hinaufliefen. Turgot ließ sich jedoch nicht

eirren; er unterdrückte den „Mehlkrieg“ durch energische Maßnahmen und schritt auf seiner Bahn weiter fort. Im Januar 1776 legte er dem Könige sechs Edikte vor, unter welchen die Aufhebung der Zünfte und der Wegefrohnden von durchgreifender Bedeutung waren. Der König war mit Entschiedenheit dafür. Allein das Parlament von Paris widersetzte sich der Reform.

Die 15 Parlamente Frankreichs waren Gerichtshöfe, deren Richterstellen durch Zahlungen an den Staat allmählich erblicher Familienbesitz geworden waren. Naturgemäß nahm das Parlament der Hauptstadt den ersten Rang ein, besonders seitdem die Anschauung sich festgesetzt hatte, daß die Registrirung der königlichen Edikte, welche diesem Parlamente oblag, nicht blos zu dem Zwecke der Bekanntgebung an die Richter des Landes geschähe, sondern auch eine Gutheißung seitens des Parlamentes in sich schlösse. Dies war die Grundlage aller parlamentarischen Opposition geworden, so daß Ludwig XV. die Gerichtshöfe schließlich aufgehoben hatte.

Ludwig XVI. verhehlte sich das Unrecht, das mit der Auflösung verbunden war, nicht; es sei zwar politischer, meinte er, die Parlamente abgeschafft zu lassen, aber die Nation wünsche die Wiederherstellung, und er wolle geliebt werden: so stellte er sie schon im November 1774, wenn auch mit einigen Einschränkungen, wieder her.



Anne Robert Jacques Turgot, Generalkontroleur der Finanzen. Nach Michel Vanloo.

Der König hielt, um die Opposition des Parlamentes gegen seinen Minister zu beugen, am 12. März eine feierliche Sitzung, ein lit de justice. Er saß dabei mit den Insignien seiner Würde bekleidet, nach mittelalterlichem Brauche, auf einem Sitze von fünf Kissen und ertheilte so den Befehl, sein Edikt zu registriren. Der Minister feierte einen Triumph. Aber gegen den Gewaltakt erhob sich die öffentliche Meinung: Alles grollte dem kühnen Neuerer. Zahlreiche Flugschriften griffen ihn an: er glaubte dem allgemeinen Sturme nicht widerstehen zu können, erbat seine Entlassung und — erhielt sie. Fast zugleich mit ihm traten seine beiden Gesinnungsgenossen aus dem Ministerium. Es folgte die kurze Verwaltung Clugny's, „vier Monate Plünderungen, von denen der König allein nichts wußte“.

Die Noth um den täglichen Bedarf verlangte einen Finanzmann, der Kredit hatte und Geld schaffte. So wurde Jacques Necker, 1732 in Genf geboren, in die Verwaltung berufen, ein Pariser Bankier, der in dem Rufe eines geschickten und glücklichen Geschäftsmannes stand, und in dessen Salon um die lebhafte Frau und die geistreiche Tochter die besten Köpfe sich versammelten. Die Familie stammte aus Magdeburg; der Vater war in Genf Kollegienvorsteher geworden, der Sohn hatte in Paris ein Bankhaus gegründet.

Es war ein Ereigniß, daß der Bürgerliche, der Protestant, in das wenn auch nicht vornehmste, so doch zur Zeit wichtigste Staatsamt berufen wurde. Und der Erfolg schien die

ungewöhnliche Maßregel zu rechtfertigen; wenigstens wurde nun erst die offene Parteinahme Frankreichs für Amerika, der Turgot widerstrebt hatte, möglich. Necker führte den Krieg eigentlich auf seinen Kredit. Er übertrug die Operation des Bankiers auf die Staatsverwaltung; durch Revision von Kaufbriefen und Verträgen, durch Wiederheranziehung von Besitzungen, welche der Krone entfremdet waren, durch Erhöhung des „freiwilligen Geschenkes" des Klerus und andere kleine Mittel suchte er die Einkünfte des Staates zu erhöhen; neue Anleihen wußte er zu günstigeren Bedingungen abzuschließen; durch Abschaffung von etwa 400 Stellen im Hofdienste die Ausgaben zu beschränken. Aber geheilt wurde die Wunde nicht, nur überpflastert.

Als jedoch die 530 Millionen, um welche er die Schuldenlast Frankreichs vergrößert hatte, ausgegeben waren, sah er sich zu kühneren Schritten gedrängt. Er bedurfte einer Erhöhung der Steuern oder einer neuen Anleihe. Wie konnte aber die erdrückende Steuerlast noch erhöht werden? Um den dritten Stand leistungsfähiger zu machen, faßte er die Aufhebung der Frohndienste und der Zünfte ins Auge; um ihn zugleich williger zu machen, berief er in mehreren Provinzen Provinziallandtage, denen an Stelle der Intendanten die Erhebung der Steuern übertragen wurde.

„Das ist ja Alles Turgot!" meinte der König mit Recht von diesen Reformplänen. Ebenso sah der Adel die Sache an und setzte Necker jeden Widerstand entgegen. So blieb nur der Weg der Anleihe. Es galt, den Kapitalbesitzern, um das Geld zu möglichst günstigen Bedingungen zu erhalten, die Finanzlage Frankreichs in rosigstem Lichte zu zeigen. Necker veröffentlichte seine Rechnungslegung, wie er sie dem Könige erstattet hatte. Jede Zahl, die er gab, war richtig; aber die Gruppirung so künstlich, daß das Defizit so ziemlich versteckt blieb. Der Umstand ließ sich jedoch nicht verhehlen, daß die unverhältnißmäßigen Kosten des Hofes und die Bezüge der dem Hofe nahestehenden Aristokraten es waren, welche immer wieder das Gleichgewicht des Budgets vernichteten. Das war unverzeihlich. Bittere Reden, Angriffe jeder Art bestürmten Necker; er verlangte einen augenfälligen Vertrauensbeweis vom Könige: die Ernennung zum wirklichen Generalkontroleur der Finanzen mit Sitz und Stimme im Ministerium. Die Stimmung bei Hofe war sehr getheilt: den aufgebrachten Gegnern standen entschiedene Gönner gegenüber. Nach einigem Schwanken siegten im Rathe des Königs Jene; Necker erhielt eine abschlägige Antwort. In einem kurzen Billet forderte er seine Entlassung.

Zwei Jahre hindurch experimentirte Ludwig mit verschiedenen Finanzministern. Da entdeckte der Hof denjenigen Mann, welcher in der Geschäftsführung wie im Benehmen der vollkommene Gegensatz gegen den unbequemen Genfer war. Durch die Fürsprache des Grafen von Artois wurde der Intendant von Lille, Charles de Calonne, 1734 geboren, mit der Verwaltung der Finanzen betraut. Mit diesem Momente begann ein märchenhafter Glanz über den Hof sich zu verbreiten. Glänzende Feste wurden veranstaltet, alle Wünsche der Prinzen und hohen Herren wurden anstandslos erfüllt. Der königliche Schatz schien vogelfrei zu sein und zugleich unerschöpflich. Woher aber diese plötzliche Fülle? Calonne verstand das Schuldenmachen aus dem Grunde. Er betrachtete Luxus, verschwenderische Pracht als Mittel zur Hebung des Staatskredits. Anleihen über Anleihen wurden gemacht, gleichgiltig zu was für Bedingungen. Ueber 800 Millionen wurden in wenig Jahren zusammengeborgt und — verschwendet. Endlich aber versagte auch dies gewissenlose Mittel. Das allgemeine Mißtrauen erwies sich unüberwindlich; selbst auf die lockendsten Versprechungen des Ministers hin wollte kein Geld mehr zum Vorschein kommen; der Hof stellte einstweilen alle Zahlungen ein.

Berufung der Notabeln. Indessen auch in dieser Noth wußte Calonne Rath. Die öffentliche Meinung verlangte mit lautem Unwillen, daß die Staatsverwaltung unter die Aufsicht und Mitwirkung der Generalstände, der alten Volksvertretung, gestellt würde. Sofort trat Calonne diesem Verlangen mit einem Reformentwurfe entgegen, wie selbst die Generalstände ihn nicht freisinniger und angemessener hätten aufstellen können. Obenan stand Entlastung des dritten Standes durch Aufhebung der Steuervorrechte des Klerus und des Adels, überhaupt die Ausgleichung der Leistungen aller Stände. Dazu traten umsichtige Zollgesetze und Handelsverträge. So sollte die Berufung der Generalstände unnöthig gemacht werden.

Dies aber konnte nur gelingen, wenn diesem Reformentwurfe auch wirklich Gesetzeskraft gegeben wurde. Dazu aber wieder bedurfte es der Registrirung derselben seitens des Parlamentes. Allein die ganze engherzige, auf ängstliche Vertheidigung der eigenen Gerechtsame gerichtete Art des Parlaments war zu bekannt, als daß jemals dessen Zustimmung hätte erhofft werden können. Sollten daher Zwangsmaßregeln gegen das Parlament in Aussicht genommen werden? Darüber war schon Turgot gefallen: würde Calonne fester stehen? So verfiel denn der stets Gewandte auf ein Auskunftsmittel, das wie eine Abschlagszahlung an die öffentliche Meinung erscheinen konnte und ihn wenig aufs Spiel setzen ließ. Er schlug dem Könige die Berufung der Notabeln vor.

Die Notablen waren ein Beirath der Krone, der ganz auf der Berufung des Königs, nicht auf der Wahl des Volkes, wie die Generalstände, beruhte. Ueberdies hatten sie nur berathende, nicht beschließende Stimme. Stimmten sie dem Minister bei, so waren alle Schwierigkeiten gelöst; traten sie ihm entgegen, so mußten sie in den Augen des Volkes sich gehässig, ihn aber populär machen. — Seit 1626 waren sie nicht berufen gewesen. Ludwig schwankte daher ob des Ungewöhnlichen des Vorschlags; endlich jedoch gab er seinem Minister Recht. Am 22. Februar 1787 traten die Notablen zusammen. Sie bestanden aus 7 Prinzen, 15 vornehmen Prälaten, 36 Herzögen, Grafen und Marquis, 12 Mitgliedern des königlichen Rathes, 38 von dem Parlamant ernannten Deputirten und dem Civilstatthalter von Paris, 16 Deputirten von Provinzialständeversammlungen, 23 Bürgermeistern und 5 Ministern; nur 8 Bürgerliche befanden sich darunter. Es war begreiflich, daß die öffentliche Meinung nicht nur kein Vertrauen in diesen Rath von Privilegirten setzte, sondern sich laut genug über die ganze Maßregel lustig machte. In Versailles fand man einen Theaterzettel angeschlagen, welcher ankündigte: „Der Herr Generalkontroleur hat eine neue Schauspielergruppe angeworben, die an dem Hofe spielen wird. Als großes Stück wird gegeben, ‚Die falschen Vertraulichkeiten‘, als kleines ‚Die Zustimmung wider Willen‘. Darauf folgt ein Ballet, allegorische Pantomime nach der Komposition des Herrn von Calonne, betitelt ‚Das Faß der Danaiden‘.“



Jaques Necker.

Nachdem der König am 22. Februar 1787 durch eine Thronrede die Versammlung eröffnet hatte, erstattete Calonne in einer selbstgefälligen, mit Ausfällen auf Necker's Verwaltung stark gewürzten Rede Bericht über die Lage der Finanzen und seine umfassenden Reformentwürfe. Alles suchte er im günstigsten Lichte darzustellen: das jährliche Defizit mußte er zwar zugeben, doch bezifferte er es auf nur 80 Millionen; von der Einsetzung von Ständeversammlungen für alle Provinzen und von der Aufhebung aller Steuerbefreiungen erwartete er vollständige

Abhülfe. Es war eine Versammlung von Privilegirten, zu der er sprach. Welche Geneigtheit zu den Opfern, die von ihnen gefordert wurden, ließ sich erwarten? Der Marquis von Lafayette zwar war zu Allem bereit: er trug eine Menge gut gemeinter, aber schlecht überlegter Vorschläge vor. Aber seine fahrige Weise machte wenig Eindruck. Die Opposition der Versammlung sammelte sich vielmehr um den Erzbischof von Toulouse, Loménie von Brienne. Die Angriffe richteten sich nicht gegen das System Calonne's, sondern gegen einzelne Punkte.

Calonne hatte beantragt, daß die Grundsteuer von Allen nicht in Geld, sondern in Natura erlegt werden sollte; diese Lieferungen sollten dann meistbietend verkauft werden. Dadurch hätten die Generalsteuerpächter außer den indirekten Steuern auch diese direkte in ihre Hand bekommen. Das erregte Verdruß, da man wol wußte, wie sehr der Minister stets die Finanzleute warm gehalten hatte. — Dazu kam noch, daß man ihm nachweisen konnte, sein Rechenschaftsbericht sei falsch und das Defizit betrage vielmehr 112 Millionen, er habe also die Notabeln wissentlich belogen. Zudem trat Necker in einer scharfen polemischen Schrift gegen ihn auf. Calonne wandte sich an die öffentliche Meinung: er veröffentlichte seine Reformpläne. Zugleich aber verlangte er vom Könige, um sich halten zu können, einige Haftbriefe gegen seine hauptsächlichsten Gegner.

Ludwig hatte die Haftbriefe, die sog. Lettres de cachet, dies alte Mittel des Despotismus, durch welches Jedermann auf beliebige Zeit, ohne auch nur den Grund der Verhaftung zu erfahren oder nachträglich vor ein Gericht zu seiner Vertheidigung gestellt zu werden, nur in ganz seltenen Fällen noch angewandt: er hatte ein Gefühl für die Ungesetzlichkeit der Maßregel. Daher schlug er das Begehren Calonne's rund ab, so daß dieser nicht umhin konnte, seine Entlassung zu nehmen. Ja für so bedroht hielt Calonne sich nunmehr, daß er Frankreich verließ und sich nach London begab, um der ihm jetzt drohenden Anklage zu entgehen. Sofort erhoben sich im Rathe des Königs gewichtige Stimmen dafür, Necker, dem die Angriffe auf Calonne Ungnade und Verbannung von Hof und Hauptstadt zugezogen hatten, in die Finanzverwaltung zurückzurufen. Allein sie drangen nicht durch; Fourqueux wurde berufen, und als dessen Unfähigkeit in kurzer Frist zu Tage trat, auf Empfehlung der Königin der Führer der Opposition unter den Notabeln, Erzbischof von Brienne, an die Spitze des Ministeriums gestellt, und unter seiner Leitung Villedeuil mit dem Amte des Generalkontroleurs der Finanzen betraut.

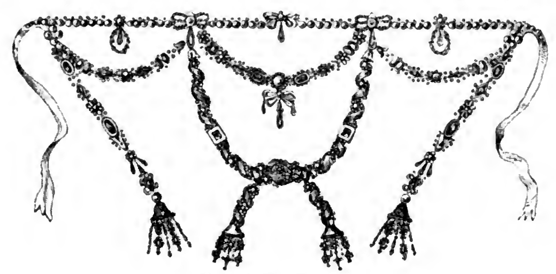
Dem Könige war Brienne nicht sympathisch; er glaube nicht an Gott, war seine Einwendung gewesen. Aber er war geschmeidig, überredend, sprach sehr gut und besaß, wenn auch kein Genie, so doch ein gewisses Talent für die Geschäfte. Er ließ die Gedanken Calonne's, wenn anders es dessen gewesen waren, nicht ganz fallen, aber er schwächte sie etwas ab; er begnügte sich damit, seine Forderungen an die Notabeln auf die Grund- und die Stempelsteuer zu beschränken, ohne jedoch den Anspruch aufzugeben, daß auch die privilegirten Stände der „Ankündigung des Bedürfnisses", d. h. der allgemeinen Besteuerung unterworfen werden müßten.

Die Notabeln theilten sich in sieben Bureaux; sechs derselben waren gegen die Reform, nur eins war dafür. Man einigte sich endlich dahin, daß man den verschiedenen Auflagen, wenn das Parlament sie bewillige, zustimmen wolle. So wurde die Regierung an ihren alten Gegner, das Parlament, verwiesen. Einzelne Stimmen bestritten jedoch auch diesem das Bewilligungsrecht: das stände nur den Generalständen zu. „Sie verlangen ohne Zweifel", fragte der Vorsitzende des ersten Bureaus, der Graf von Artois, Lafayette, „die Generalstände?" „Ja, Monseigneur", war die Antwort, „und wenn es möglich ist, will ich es noch besser haben."

Die Generalstände. Im vierzehnten Jahrhundert gebildet, umfaßten die Generalstände die Geistlichkeit, den Adel und die Bürgermeister der Städte. Alle seitdem entstandenen Städte waren also darin unvertreten, ebenso alle später gewonnenen Landestheile. Sie waren also nicht eine Vertretung des Landes, sondern gewisser Sonderinteressen, die zu wahren sie in ihren Beschlüssen stets bedacht gewesen waren. Dadurch hatten sie sich nicht selten in einen Gegensatz zur Krone gesetzt, so daß sie überhaupt nur selten, seit 1614 gar nicht mehr berufen worden waren. So ließ sich auch jetzt erwarten, daß sie eher für den alten Gegner der Krone, als für den Bürger und Bauern, den eben die Regierung erleichtern wollte, Partei nehmen würden.

Allein nicht in diesem historischen Sinne faßte die öffentliche Meinung die Generalstände auf. Sie verstand nicht jene aristokratische, halb mittelalterliche Vertretung darunter, sondern in Wahrheit vielmehr eine unbekannte Macht voll liberalen Sinnes, etwa in der Weise der amerikanischen Volksrepräsentanten, die als das Wünschenswerthe wenngleich in sehr schwankenden Umrissen der Volksphantasie vorschwebten. Daher wurde das Parlament mit einem Schlage höchst populär, als es in das allgemeine Verlangen nach Generalständen einzustimmen schien, während die Regierung den historischen Generalständen durchaus abgeneigt war. So führte dieser Umstand, daß mit demselben Worte zwei sehr verschiedene Dinge bezeichnet wurden, das öffentliche Urtheil völlig in die Irre und nahm die große Menge ebenso leidenschaftlich gegen die widerstrebende Regierung wie für das Parlament ein.

Das Parlament. Der Regierung schwebte die Idee einer Revolution zu Gunsten des dritten Standes etwa im Struensee'schen Sinne oder auch, wie Gustav III. in Schweden sie ins Werk gesetzt hatte, vor, um die fortwährend hemmenden Ansprüche der Privilegirten bei Seite zu schieben. Die hauptsächlichste Trägerin dieses Gedankens war die Königin, in der etwas von dem reformirenden Geiste ihres Bruders, Kaiser Joseph's II., war. In diesem Sinne sprach sie sich wiederholt in den vertraulichen Cirkeln bei der Gräfin Polignac aus. Damit setzte sie sich in einen offenbaren Gegensatz zu dem Parlamente, das von der Opposition gegen die Regierung lebte.



Das berüchtigte Halsband.

In der „Halsbandgeschichte" hatte dieser Gegensatz Ausdruck gefunden. Eine Abenteurerin, die sich den Namen einer Gräfin von La Motte-Valois beilegte, hatte mit Hülfe ihrer Helfershelfer, namentlich auch des Geisterbeschwörers Cagliostro, den Kardinal Rohan (Erzbischof von Straßburg) durch gefälschte Unterschriften der Königin bewogen, ein Juwelenhalsband zu kaufen, durch welches er im Stande sein würde, die Gunst der Königin sich zu gewinnen. Die Königin wußte nicht das Geringste von dem Betruge, der auf ihren Namen verübt war. Als nun die Juweliere um den Kaufpreis den Kardinal verklagten, sprach das Parlament ihn, obgleich er sich nicht rechtfertigen konnte, frei, ja tadelte nicht einmal sein Benehmen. Dies war entehrend für die Königin, die so ohne jegliche Schuld ihrerseits in großen Mißkredit kam. Denn die öffentliche Meinung, der „Oestreicherin" von jeher abhold, nahm Partei für den betrogenen Betrüger. — Immer tiefer wurzelte sich diese Abneigung: es machte das Gefühl sich geltend, zumal wirklich der politische Einfluß der Königin mit den Jahren wuchs, daß sie es wäre, welche hinter den Maßregeln der Regierung stände, und daß diese demnach natürlich nichts taugen könnten. So erregt sich die öffentliche Meinung gegen die Reformpläne der Minister und giebt dem reaktionären Parlamente, das in seiner Opposition nur seine Sonderinteressen verficht, lauten Beifall. Als nun Brienne, durch die Notabeln an das Parlament gewiesen, diesem die neuen Edikte wegen der Stempel- und der Grundsteuer zur Registrirung vorlegte, erklärte dies, man müsse, bevor man der Regierung die Ermächtigung zur Erhebung von Auflagen gebe, erst deren Ertrag berechnen: überhaupt habe die Regierung nicht das Recht, die Höhe ihres Bedürfnisses zu bestimmen.

Das war eine Sprache, wie sie das englische Parlament — nicht ein Gerichtshof, sondern eine altbegründete Volksvertretung — einst gegen Karl I. geführt hatte. Der König wollte nunmehr die Registrirung der Edikte durch eine königliche Sitzung, welche einem lit de justice mit einem geringen Unterschiede der Formen glich, erzwingen: er ordnete durch königlichen Befehl die Registrirung an. Da erhob sich der Herzog von Orleans und erklärte die Einzeichnung für ungesetzlich. „Sie ist gesetzlich; ich habe die Meinung Aller angehört!" entgegnete der König und verließ die Sitzung. Das Parlament schloß sich jedoch dem Herzog an; heftige Reden folgten, man war zum Widerstande entschlossen, man sprach von Despotismus.

In lebhafter Bewegung verging der Winter. Das Parlament wurde seiner Angriffe auf die Regierung nicht müde; da beschloß Brienne eine gründliche Umgestaltung desselben: es sollte auf Rechtsprechung beschränkt, die politische Macht desselben aber einem Reichshofe, der außer den Parlamentsräthen noch eine Anzahl von Gouverneuren, Marschällen und anderen hohen Beamten enthielte, übertragen, die Provinzial-Parlamente endlich durch Oberämter mit nur gerichtlicher Befugniß ersetzt werden.

Das war ein Staatsstreich. Die Kunde davon verbreitete sich unter der Hand. Das Parlament trat ihm, bevor er ausgeführt wurde, mit einer Erklärung der Rechte des französischen Volkes entgegen, in welcher das Recht der Nation, die Steuern nur durch die regelrecht einberufenen und zusammengesetzten Generalstände zu bewilligen, betont war. Damit stellte es sich ganz, wie es schien, auf die Seite der allgemeinen Wünsche, die immer lauter nach Generalständen riefen. Alle Welt war gegen die Regierung eingenommen; freilich hatte sie sich so oft geirrt und wurde so schlecht vertreten, daß die Sache nicht zum Verwundern war.

Mitten in der Parlamentssitzung ließ der König diejenigen Räthe, welche die Protestation entworfen hatten, verhaften — doch wurden sie nicht lange in Haft behalten, und die Umgestaltung des Parlamentes anbefohlen. Indeß die Räthe weigerten sich in den Reichshof einzutreten, und der ganze Adel trat für die Bedrohten ein; auch die Geistlichkeit, die es bisher immer mit der Regierung gehalten hatte, trat zu ihren Gegnern über. Die königlichen Gouverneure und Intendanten fanden keinen Gehorsam mehr; selbst der Pöbel wurde hie und da gegen die bestehende Ordnung aufgerufen. Es war ein Ruf nach den Generalständen.

Brienne konnte sich eine Förderung von den Generalständen, wie sie gewesen waren, nicht versprechen. Jetzt gab er dem einstimmigen Verlangen nach; aber er wollte ihnen eine Einrichtung geben, daß die Aristokratie doch nicht darin die Oberhand gewönne. Am 8. August erschien im Moniteur ein Befehl des Königs, wodurch die Generalstände zum 1. Mai 1789 einberufen wurden.

Der Gedanke Brienne's war, sie dem Parlamente entgegenzustellen: er wolle, äußerte er vertraulich zu einem befreundeten Abte, sie zusammenberufen „als Repräsentation der Nation nach amerikanischem Muster"; dadurch gedenke er die oppositionelle Aristokratie zu Paaren zu treiben. Zugleich erging eine Aufforderung an das Volk, dem Könige, der eine Abänderung der Stände in liberalem Sinne wünsche, seine Ideen über die Zusammensetzung der Generalstände und Alles, was damit zusammenhinge, insbesondere auch seine Beschwerden mitzutheilen. 2600 Schriften erschienen darauf in kürzester Frist. So groß war die allgemeine Erregung.

Nochmals Necker. Unterdeß war aber die Geldnoth der Regierung aufs Höchste gestiegen. Eine neue Anleihe hatte das Parlament zu registriren verweigert. Die Zahlungen aus den königlichen Kassen hörten entweder ganz auf oder erfolgten fast zur Hälfte in völlig werthlosen Zetteln. In dieser Bedrängniß forderte Brienne Necker auf, die Finanzverwaltung von Neuem zu übernehmen, um eine Stütze an ihm zu gewinnen. Dieser aber lehnte es ab, unter ihn als den leitenden Minister zu treten: er wußte wol, daß auf ihm allein alle Hoffnung stand. Brienne gab nach: er bat den König um seine Entlassung; er erhielt sie und zugleich den Kardinalshut mit reichen Gnadengeschenken zur Entschädigung.

Mit heiterer Unbefangenheit trat Necker das jetzt ganz besonders schwierige Amt des Generalkontroleurs an, als ob es eben nur seiner bedürfe, um das schwankende Staatsschiff wieder in flotten Kurs zu bringen. Und wirklich kehrte sofort das Vertrauen zurück: die Rente stieg an einem Morgen um 30 Prozent.



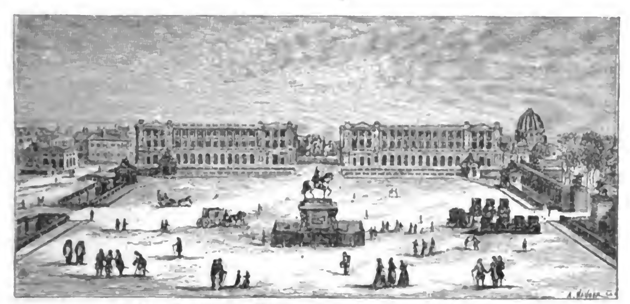
Berufung des Parlaments. Zeichnung von Maillart.

Die Baarzahlungen der königlichen Kassen konnten wieder aufgenommen, den Beamten ihr rückständiges Gehalt wieder gegeben werden. Damit wurde er jetzt der wichtigste Minister. In Allem sonst Gegner Brienne's hatte Necker doch dessen politische Meinung. Er legte das königliche Edikt über die Berufung der Generalstände unter gleichzeitiger Aufhebung des

Reichshofes dem Parlamente zur Registrirung vor: er registrirte dasselbe, aber mit dem Zusatze, daß die Reichsstände zusammentreten sollten, „nach der im Jahre 1614 beobachteten Form". Dieser wohl berechnete Zusatz schlug den allgemeinen Wünschen grob ins Gesicht; jene aristokratische Vertretung wollte Niemand. Wie ein Kartenhaus stürzte daher an diesem 25. September 1788 der Nimbus des Parlaments, seine Popularität zusammen: Niemand beachtete es fortan weiter. Auch Necker selbst wollte keineswegs jene halbmittelalterlichen Generalstände. Sie würden nur die Opposition gegen die Regierung verstärkt haben. Er berief daher nochmals die Notabeln, um mit ihnen über die vorzunehmende Reform der Reichsstände zu berathen. Hatte doch ihre Parteinahme allein es vor anderthalb Jahrhunderten Richelieu ermöglicht, das Königthum aus der feudalen Beschränkung zu erheben. Ihnen legte er den Gedanken vor, dem dritten Stande, da ja in den alten Generalständen so viele Theile der Bevölkerung unvertreten wären, die doppelte Zahl von Vertretern zu gewähren. Allein von den sieben Bureaux der Notabeln theilte allein dasjenige, in dem der Graf von Provence den Vorsitz hatte, Necker's Meinung; und auch hier kam die Stimmenmajorität nur durch eine besondere Gunst des Zufalls zu Stande. Bei der Abstimmung standen sich die Stimmen gleich; nur hatte der alte Graf Montboissier noch zu stimmen. Aber er war eingeschlafen; aufgeweckt, fragte er seinen Nachbar, den liberalen Herzog von Larochefoucauld: „was sagt man?" „Man sagt Ja", antwortete dieser. So stimmte der alte Graf ohne Weiteres mit Ja und gab den Ausschlag. In anderen Punkten dagegen gingen die Notabeln willig auf Necker's Ansichten ein. Unaufgefordert ertheilte nun das Parlament, um sich wieder populär zu machen, dem Könige seinen Rath über die Einrichtung der Reichsversammlung: aber der König gab ihm eine trocken abweisende Antwort.

Am 12. Dezember wurden die Notabeln wieder entlassen. Zwei Wochen später erstattete Necker seinen Bericht an den König, in welchem er sich für viele Vorschläge auf die Zustimmung der Notabeln stützen konnte. Danach sollte die Zahl der Deputirten nicht unter 1000 betragen; auch Protestanten sollten wählbar sein, nicht minder Pfarrer auch als Vertreter des Klerus; der dritte Stand sollte auch Mitglieder anderer Stände zu seinen Vertretern wählen dürfen. Der Hauptpunkt aber war, daß der dritte Stand noch einmal soviel Vertreter entsenden solle, als jeder der beiden anderen Stände. Als Gründe dafür führte Necker „das Brausen der allgemeinen Meinung an, die Erregtheit der Geister, die Meinung, die man bedürfe, um durchzukommen". Das ist aber im Grunde alles dasselbe, der Hinweis auf die Macht der öffentlichen Meinung. Berathen sollten die drei Stände über die Finanzen und Auflagen gemeinschaftlich: nur so würde es möglich sein, die Finanzen wieder herzustellen; denn der dritte Stand würde sich voraussichtlich für die Regierung erklären. Darum müsse man ihm die doppelte Vertreterzahl geben, um ein der Regierung günstiges Abstimmungsergebniß von vornherein sicher zu stellen. — Der König gab dem Allen seine Zustimmung. So erfolgte denn am 24. Januar 1789 das königliche Edikt, welches die Wahlordnung bestimmte. Die Hauptpunkte derselben waren: es sollte nach Aemtern gewählt werden, die Anzahl der Deputirten sich nach der Größe der Bevölkerung und der Höhe der Abgaben eines jeden Amtes richten. Es ward in zwei Graden gewählt, zuerst Wahlmänner, dann durch diese die Deputirten. Die Wünsche und Beschwerden der Wahlkreise dürfen den Deputirten in Gestalt von Instruktionen (cahiers) nach alter Sitte mitgegeben werden. Die Wählbarkeit ist nicht an Grundbesitz oder Abgabenhöhe geknüpft.

Nunmehr begann jedes Amt seine Beschwerden zu sammeln, seine Beschwerdeschrift abzufassen. Darüber erhitzten sich die Köpfe. Zu groß und zu zahlreich waren die Leiden, die sie, wie sie sehen, bisher mit stiller Ergebung getragen haben! Mit dem 7. Februar beginnen die königlichen Edikte, welche für die einzelnen Aemter die Vornahme der Wahlen zu den Generalständen befehlen. — Ein dumpfes Grollen, wie das Rollen fernen Donners, lag in diesen Monaten in der Luft. Die Menschen scheinen ihren Charakter zu verändern: sie werden argwöhnisch und ungefügig. Und dies Volk beruft gerade jetzt der König zur Selbstregierung.



Platz Ludwig XV. zu Paris. Nach einem zeitgenössischen Stiche.

Ausbruch der Revolution.

Die Hungersnoth. Das Jahr 1788 hatte infolge langanhaltender Dürre eine schlechte Ernte gebracht; ein furchtbarer Hagelschlag, der im Juli niederging, hatte auf der ganzen Strecke zwischen der Normandie und der Bretagne alle Erntehoffnungen vernichtet. So ging man zagend in den Winter hinein. Und dieser Winter von 1788—89 war der kälteste des Jahrhunderts seit 1709. Ende Dezember fror die Seine zwischen Paris und Havre zu; in den Sevennen gingen alles Getreide und das gesammte Viehfutter des Gebirges zu Grunde; ganze Kastanienwälder vernichtete der Frost. In der Provence und in Languedoc erfror der dritte Theil der Oelbäume, und die übrigen litten so sehr von der Kälte, daß man erst zum dritten Jahre wieder Frucht von ihnen erwarten durfte.

Endlich kam das Frühjahr. Nun traten die Flüsse über ihre Ufer; zwei Monate lang hielt die Rhone die ganze Ebene überschwemmt. Ueberall zeigten sich die Folgen der Ungunst der Zeiten. Im Frühling 1789 machte sich die Hungersnoth noch empfindlicher als bisher; und doch hatte man noch Monate bis zur nächsten Ernte! Der Preis des Brotes stieg immer höher; bald kostete ein Pfund 4, ja 5 Sous. Viele Unglückliche lebten von Haferbrot, andere aßen nasse Kleie oder schimmelige Gerste; dazu enthielt das Getreide so viel Mutterkorn, daß das Brot schwärzlich aussah und bitter und erdig schmeckte, und daß der Genuß Halsentzündungen und Unterleibsschmerzen verursachte. Und doch waren Viele außer Stande, auch nur eine so ekelhafte und ungesunde Nahrung sich zu kaufen. Vergeblich versuchten die Besitzenden, die Geistlichkeit und die Seigneurs zu helfen; die Zahl der Hungrigen war zu groß und wuchs von Woche zu Woche. In Lothringen, wird berichtet, war das Volk halb todt vor Hunger.

Allgemeine Gesetzlosigkeit. Verzweiflung ergriff das unglückliche Volk. Es sammelte sich um die Getreidewagen, um die Bäckerläden; schreiend und fluchend brach es in die Bäckereien ein; wer bezahlen konnte, bezahlte; wer nicht, nahm das Brot mit Gewalt weg. Mit Messern und Stöcken bewaffnet sammelten sich die Bauern und zwangen die Pächter, welche Getreide auf den Markt bringen wollten, es ihnen zu willkürlich billigem Preise zu verkaufen. Die Regierung schickte Wagen mit Korn in die ärmsten Gegenden; aber ganze Haufen von Männern und Weibern legten sich mit Aexten und Heugabeln in den Hinterhalt und überfielen die Wagenzüge. Man mußte den Wagen militärische Bedeckung beigeben und mit Säbelhieben die Bauern zurücktreiben, damit sie nicht den Pferden in die Zügel fielen. Häufig drangen Haufen von Hungrigen in die Städte ein, plünderten die Kornböden der Kaufleute und zwangen die städtischen Behörden, ihnen Korn unter dem Werthe zu verkaufen, die eingeschüchtert bereit waren, den aufgeregten Banden in Allem zu Willen zu sein. Die Gensdarmen waren viel zu schwach, den Wüthenden entgegenzutreten: allenthalben herrschte Gesetzlosigkeit und Aufruhr.

Alsbald erschienen nun unter den von Hunger aufgestachelten Massen noch gefährlichere Elemente. Die Schmuggler, die Vagabunden kamen scharenweis aus ihren verborgenen Schlupfwinkeln hervor; als die Verwegensten stellten sie sich an die Spitze der Banden. Nun werden Nachts Pachthöfe überfallen, gebrandschatzt und mit Brandlegung bedroht. Man erkennt das Gesindel an seinen Lumpen, an seinen wilden Gestalten, auch an seinem fremdartigen Dialekt. Fünfundzwanzig maskirte und mit Flinten bewaffnete Menschen überfallen einen Notar, schlagen ihn nieder und verbrennen alle seine Papiere; als sieben davon verhaftet werden, nimmt die ganze Pöbelmasse für sie Partei und befreit sie wieder aus den Händen der Polizei. Ein anderer Schwarm bemächtigt sich der Stadt Rouen, erbricht die Vorrathskammern, plündert die Kornspeicher, wirft Feuer in die verhaßten Fabriken, raubt, was erreichbar ist, und weicht erst, als Militär gegen die Stadt aufgeboten wird, nach viertägiger Brandschatzung von dannen. Es sind Hunderte von Aufständen gegen die gesetzliche Ordnung, von welchen in diesen ersten Monaten des Jahres 1789 in Frankreich berichtet wird; nirgends wird ihnen mit fester Entschiedenheit entgegengetreten; die Kopflosigkeit der Behörden vergrößert das Unheil. Ausgezogen, um Brot sich zu verschaffen, endigen die wilden Scharen der Hungrigen unter der Anführung verwegener Gesellen mit Brandstiftungen und Mordthaten. So zerreißen die Bande der Ordnung: da ergeht an die aufgeregten Massen der Befehl des Königs, sich Vertreter zu wählen und ihre Beschwerden vorzubringen: mußten sie nicht meinen, mit ihrem gesetzlosen Handeln vollkommen im Rechte zu sein?

Die Wahlen. War etwas geeignet, die Köpfe nicht aufzuklären und zu beruhigen, sondern aufzuregen und zu erhitzen, so war es die Flut von Schriften, welche infolge der Aufforderung der Regierung über Frankreich hereinbrach. Fast alle spiegelten das wilde Wogen der Zeit wider und kämpften mit feurigem Ungestüm gegen Despotismus, gegen Priesterschaft und Herrenthum. In zahlreichen Pastorenbriefen machten die Pfarrer ihrem Unmuth Luft. Camille Desmoulins warf wie eine Brandfackel sein „Freies Frankreich“ hinein in die allgemeine Erregung; Petion schrieb seine „Nachricht an die Franzosen“, Brissot seine Anweisung für die Deputirten. Kervelegan donnerte gegen Adel und Klerus, „diese beiden Räuberstände“, Cerutti gegen „das klerikal-aristokratische Staatsregiment“. Was bleibt also, schließt er seine flammende Auseinandersetzung, dem dritten Stande? Mühsal, gewürzt durch die empörende Verachtung der Privilegirten.

Bei gleicher Kühnheit der Sprache übertraf doch an Eindringlichkeit und Bündigkeit der Beweisführung alle diese leidenschaftlichen Ausbrüche die Schrift: „Was ist der dritte Stand?“ Schon einige Monate zuvor hatte ihr Verfasser, der Abbé Emanuel Joseph Sieyès, geboren 1748 in Fréjus, Generalvikar des Bischofs von Chartres, durch seinen „Versuch über die Privilegien“, der zu dem Ergebniß gelangte, sie müßten abgeschafft werden, die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Ungleich größer war indessen jetzt das Aufsehen, welches diese zweite Schrift machte. In drei Wochen waren 30,000 Exemplare davon verkauft. Das Titelblatt gab gleich die Antwort auf die Titelfrage: Was ist der dritte Stand? Alles! Wie zündeten die weiteren Fragen: Was ist der dritte Stand bis jetzt gewesen? Nichts. Was verlangt er? Etwas zu sein. Zwar könnte er mehr verlangen, denn er ist eine vollständige Nation — 96 Prozent des Volkes gehören ihm zu; es ist im höchsten Grade abgeschmackt, zu wollen, daß die Nation gemacht sei für die „Aristokraten“. Indessen, fährt er weiterhin fort, man wird einwenden, der dritte Stand allein kann nicht die Generalstände bilden. Um so besser: er wird eine „Nationalversammlung“ zusammensetzen! — Da sind sie schon, die Schlagwörter der Revolution.

In den Städten bildeten sich Klubs, in denen eifrig über Das debattirt wurde, was alle Köpfe bewegte. Die Klubs korrespondirten mit einander über die Instruktionen, die man den zu wählenden Deputirten mitgeben wolle, über die Beschwerden, die man zu führen habe. Das Landvolk trug Pfarrei für Pfarrei seine Beschwerden zusammen, dann wurden diese nach Wahlbezirken zusammengefaßt zu einheitlichen Schriften. Nichts durfte vergessen werden: hier verlangten die Bauern das Recht, eine Flinte zur Abwehr der Wölfe besitzen zu dürfen, dort klagten sie dem Könige, daß ihre Hunde Knüppel am Halse tragen müßten. Denn dem Könige

galt Alles: er wolle ja, daß es mit ihnen besser würde; er könne es also auch unmöglich tadeln, daß sie das Ihrige dazu thäten und sich z. B. das nothwendige Brotkorn nähmen, wo sie es fänden. Vielfach kam es auch vor, daß die Advokaten in den kleinen Städten nach eigenem Gutdünken Beschwerdeschriften ausarbeiteten und Abschriften davon an die schwerfälligen Dörfler hierhin und dorthin, wo sie gerade verlangt wurden, für Geld verkauften.

Der Wahltag rückte heran; Wahlversammlungen wurden gehalten. Nicht selten kam es dabei zu Tumulten; namentlich zeigte sich der Adel in manchen Gegenden tief verstimmt: in der Bretagne wollte er gar nicht wählen. Im ersten Stande hielten die Pfarrer fest unter einander zusammen: nicht einen Prälaten wählten sie. Im dritten Stande spielten die Dorfanwälte, die Unterrichter und kleinen Advokaten die größte Rolle. In Dorf und Stadt drängten sie sich an den dritten Stand heran unter dem Vorwande, ihn zu unterstützen und aufzuklären. Sie suchten die Wähler zu überreden, ihnen ihre Stimme zu geben; dann würde der dritte Stand stark genug sein, alle Angelegenheiten des Reiches zu leiten, den Adel sammt allen Privilegien abzuschaffen. Alle Amtsbezirke und Pfarreien waren „gespickt mit Leuten des Gesetzes“, die sich über Alles eine Meinung anmaßten, alle Welt überragen wollten und alle Wege versuchten, um ihre Wahl durchzusetzen. Im Wirthshause wurden den Leuten — wie ein Bericht aus Tours es nennt — mit allerlei Schriften die Köpfe verdreht zu Gunsten von Kandidaten aus dem richterlichen Stande, und im Momente der Abstimmung den Wählern bereits beschriebene Wahlzettel in die Hand gedrückt. Und wirklich ließ sich oft genug durch solche Schliche und volltönende Worte das einfältige Volk fangen.



Abbé Emanuel Joseph Sieyes.

Betrachten wir das Ergebniß. Zu Deputirten des **dritten** Standes wurden gewählt: 4 Priester, 15 Edelleute, 29 Bürgermeister (Maires), 12 Aerzte, 4 Schriftsteller, 5 Finanzbeamte, 178 Landleute, Bauern und Bürger, 2 Obergerichtsräthe und 372 Advokaten und Unterrichter, zusammen 621; zu Deputirten des **Adels**: 19 Obergerichtsräthe und 266 Edelleute, zusammen 285; zu Deputirten der **Geistlichkeit**: 96 Prälaten, 7 Mönche, 205 Pfarrer, zusammen 308. Die extremen Parteirichtungen waren also am stärksten vertreten, die Fortschrittspartei und die Altkonservativen; an Vertretern der besonnenen Mitte fehlte es sehr, was auf den Gang der Verhandlungen nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Dem Adel gingen 22 Vertreter ab, da der bretagnische Adel die Vornahme von Wahlen verweigerte. Eine noch empfindlichere moralische Schädigung des Adels in der öffentlichen Meinung lag darin, daß eine Anzahl seiner Mitglieder zu Vertretern des **dritten** Standes sich hatte wählen lassen.

Eröffnung der Generalstände. Man blieb bei Hofe der Meinung, die einberufenen Generalstände in Allem als Fortsetzung der alten Stände des Jahres 1614 anzusehen. Danach wurde das Ceremoniell festgestellt, die Kleidung den Deputirten vorgeschrieben, Alles geregelt. Daraus ergab sich für den dritten Stand eine fortgesetzte Reihe von Demüthigungen, die empfindlich und reizbar machen mußten, wenn man auch nicht gerade bis zu der alten Forderung, daß seine Vertreter kniend zum Könige zu sprechen hätten, zurückkehrte. Manches Ungeschick, auch wol etwas Uebelwollen des Großceremonienmeisters Marquis von Brézé kam dazu, den Unterschied noch empfindlicher zu machen.

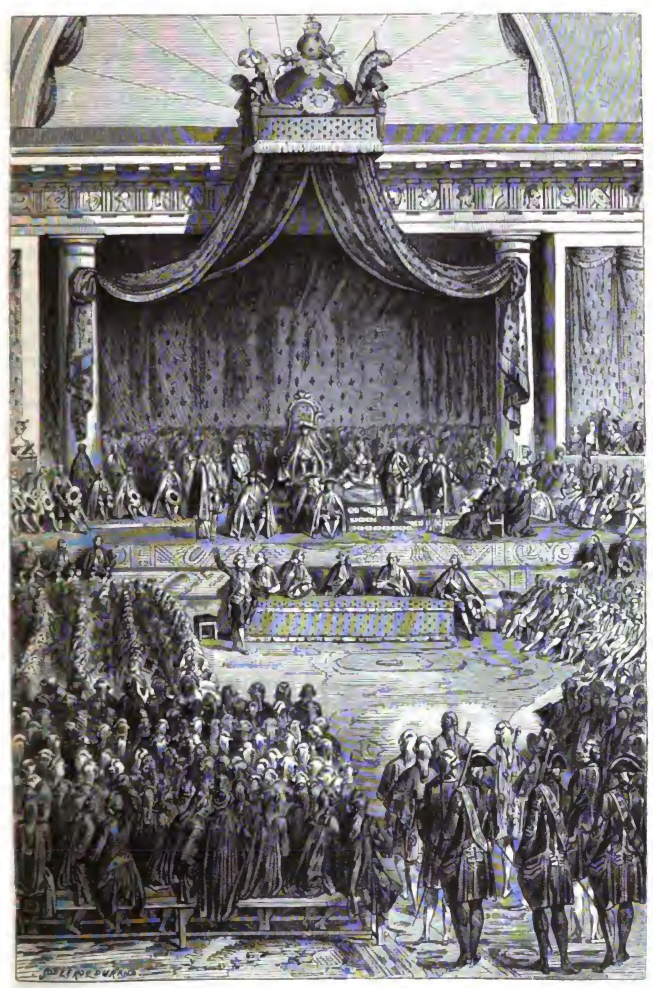
Am 3. Mai 1789 wurden die Generalstände in Versailles dem Könige vorgestellt: vor den Vertretern der Geistlichkeit und des Adels öffnete man beide Flügelthüren, vor denen des dritten Standes nur eine; es wurde sehr bemerkt. Am folgenden Tage versammelten sich die Deputirten in der Kirche Notre-Dame und begaben sich von hier in feierlichem Zuge, den Hof und die Minister an der Spitze, in diejenige des heiligen Ludwig, um der Eröffnungsmesse beizuwohnen. Das schönste Wetter begünstigte die erhebende Feier. Tausende von Zuschauern waren von allen Seiten, zumal von Paris, herbeigeströmt und begrüßten in freudiger Erregung den König mit brausendem Zuruf. Die Deputirten zogen einher, nach Ständen streng gesondert, zuerst die Geistlichkeit in weiten Röcken, großen Mänteln, viereckigen Baretts oder in violetten Gewändern und gestickten Chorhemden; ein Musikchor trennte die Prälaten von den Pfarrern. Dann folgte der Adel in prunkvoller Kleidung; die Aufschläge an den Röcken und die Westen waren von strahlendem Goldbrokat; dazu kamen breite gestickte Spitzenhalstücher und aufgeschlagene Hüte mit weißen Straußenfedern, wie sie zu den Zeiten König Heinrich's IV. Sitte gewesen waren. Den Schluß machte der dritte Stand, in bescheidenes Schwarz gekleidet, mit kurzen Mänteln und schlichtem Musselinhalstuch; die Hüte waren ohne Federn und Schleife.

Die Predigt hielt der Bischof von Nancy, mehr politisirend als erbaulich. Man klatschte laut, als er von der Gewährung öffentlicher Freiheiten sprach, von Gleichheit und Menschenrechten; aber ein hörbares Murren ging durch die Kirche, als er mit dem Gebete schloß: „Empfange, o Gott, die Gebete der Geistlichkeit, die Gelübde des Adels und das unterthänige Flehen des dritten Standes!“ Man wollte nichts von einer solchen Scheidung der Stände wissen.

Am 5. Mai fand die Eröffnung der Generalstände im Saale „der kleinen Feste“ (des Menus) statt. Die Tribünen des Saales waren mit Zuschauern überfüllt. Nach der Ordnung des Jahres 1614 wurden die Deputirten eingeführt, diejenigen der Geistlichkeit und des Adels durch die große Eingangsthür, die des dritten Standes durch eine Hinterthür. Jene wurden rechts und links vom Throne aufgestellt, diese im Hintergrunde des Saales. Die Minister traten ein: Necker wurde mit Beifallsrufen empfangen. Zuletzt erschienen, von den Prinzen und einem glänzenden Gefolge umgeben, der König und die Königin, mit lautem, freudigem Zurufe begrüßt. Der Monarch im Kronornat ließ sich auf dem Throne nieder und bedeckte sein Haupt. Alsbald setzten auch Adel und Geistlichkeit die Hüte auf. Ihrem Beispiele folgen viele Deputirte des dritten Standes, andere schwanken. „Bedeckt euch!“ ruft man diesen zu. „Nehmt den Hut ab!“ ertönt es von anderer Seite. Der König macht der Unruhe sofort ein Ende, indem er seinen Hut wieder abnahm.

Sichtlich in tiefer Bewegung erhob sich der König. Lautloses Stillschweigen lagerte sich über den weiten Saal; voll Erwartung richten sich alle Blicke auf den Thron. Frankreich steht an einem Wendepunkt seiner Geschichte. Wird Ludwig das befreiende Wort aussprechen?

„Meine Herren“, begann der König, „der Tag, nach welchem Mein Herz sich so sehr gesehnt hat, ist endlich erschienen, und Ich sehe Mich umgeben von den Vertretern der Nation, welche zu regieren ich Mir zum Ruhme schätze. Ein langer Zeitraum ist seit der letzten Versammlung der Reichsstände verflossen, und obschon die Zusammenberufung der Reichsstände abgekommen zu sein schien, so habe Ich doch kein Bedenken getragen, einen Gebrauch wieder herzustellen, der dem Königreiche neue Kraft verleihen und der Nation neue Quellen des Wohles erschließen kann.“ Das war vielversprechend; nun aber folgten nur Ankündigungen von Ersparnissen in den Ausgaben und Klagen über die Unruhe der Gemüther, ohne daß irgend eine zufriedenstellende Maßregel angekündigt worden wäre. Die Schlußworte des Königs dagegen lauteten Gutes verheißend. „Alles“, schloß er, „was man von der innigsten Theilnahme am öffentlichen Wohl erwarten kann, Alles, was man von einem Souverän, welcher der erste Freund seines Volkes ist, verlangen kann, Sie können, Sie müssen es von Meinen Gesinnungen hoffen. Meine Herren, möge eine glückliche Uebereinstimmung in dieser Versammlung herrschen, möge dieser Zeitpunkt ewig denkwürdig werden für das Glück und das Heil des Königreiches! Dies ist die Hoffnung Meines Herzens, dies Mein heißester Wunsch, dies endlich ist der Lohn, den Ich von der Geradheit Meiner Absichten, von der Liebe zu Meinem Volke erwarte!“



Eröffnung der Generalstände im Saale der Menus zu Versailles.
Nach Monet.

Der lauteste Beifallsjubel der Versammlung folgte diesen Worten. Man erwartete, daß der König die politischen Rathschläge, deren man bedurfte, nunmehr durch den Mund seiner Minister ertheilen würde.

Der Großsiegelbewahrer Barentin nahm das Wort; aber seine Stimme war so schwach, daß für die Fernstehenden die Rede so gut wie ganz verloren ging. Er erklärte, daß die Aufgabe der Versammlung bestehen würde in der Prüfung und Bewilligung der Auflagen, in der Umgestaltung der Civil- und Kriminalgesetzgebung und in der Berathung eines Preßgesetzes, durch welches den Ausschreitungen der Presse vorgebeugt werden solle. Im Uebrigen aber sei die Regierung allen „gefährlichen Neuerungen“ abgeneigt. Die Hauptsache indessen war, daß er auf die wichtigste Frage, ob die Deputirten nach Ständen getrennt oder zu einer Kammer vereinigt berathen und abstimmen sollten, einging; denn von dieser hing die ganze Zukunft ab. Wurde die Abstimmung nach Ständen bestimmt, so war die doppelte Vertreterzahl dem dritten Stande unnütz: er war dann von vornherein überstimmt, und an eine Reform der unerträglichen Zustände war nicht zu denken. Aber hatte die Regierung nicht durch die Bewilligung der doppelten Vertreterzahl an den dritten Stand mittelbar der Abstimmung nach Köpfen zugestimmt? Barentin dämpfte alle Erwartungen durch die Erklärung, daß die frühere Form der Berathung nach Ständen nicht geändert, und die neue Form der Berathung und Abstimmung nach Köpfen nur mit der freien Zustimmung der Reichsstände und mit der Bewilligung des Königs eingeführt werden solle.

Die gesunkene Hoffnung indeß belebte sich von Neuem, als Necker mit einer Miene voll Zuversicht, ja Siegesgewißheit das Wort nahm. Nichts bezeichnet die eitle Selbstgefälligkeit des Mannes deutlicher als die Erwartung, durch eine tödlich langweilige Vorlesung von drei Stunden die Stimmung der Stände zu beherrschen. Aus einem umfangreichen Manuskripte las er Zahlen über Zahlen vor, aus denen sich ergeben sollte, daß das Defizit Frankreichs nur 56 Millionen betrüge, die wol durch Ersparnisse eingebracht werden könnten, daß also nicht die finanzielle Nothlage, sondern nur die freie Gnade des Königs die Berufung der Generalstände veranlaßt habe, wofür diese durch Eingehen auf die Gedanken der Regierung sich dankbar zu bezeigen hätten.

Durch raffinirte Zahlengruppirung wollte er verdecken, daß die schwebende Schuld, welcher die Regierung rath- und mittellos gegenüberstand, zehnmal so groß war, als er eingestand; durch ein Umgehen der Abstimmungsfrage wollte er mit keiner Partei es verderben; durch Ermüdung Alle abspannen und einschläfern; durch Höflingsworte in seiner Stellung sich befestigen.

Schwanken des Königs. Das Streben der reaktionären Hofpartei ging dahin, die Stände, sobald sie das nöthige Geld beschafft hätten, wieder heimzusenden. Sie sah in den Ständen eine Bedrohung der eigenen Stellung; Reformen jeglicher Art wollte sie vorbeugen, da diese nur auf Beschränkung der Privilegien hinauslaufen konnten. Zu dem Zwecke müsse unbedingt die Trennung der Stände aufrecht erhalten und die beiden ersten Stände gewonnen werden, um durch diese den dritten Stand zu demüthigen: das war die Meinung. Ihren Mittelpunkt hatte diese Partei in den Salons der Gräfin von Polignac, der Freundin der Königin; hier fanden die Besprechungen statt, zu denen man die hervorragendsten Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit heranzog; hier hatte man jene den dritten Stand demüthigenden Etikettevorschriften festgesetzt. Das Einzige, was dieser Partei fehlte, war ein Haupt; keines ihrer Mitglieder besaß ein so entschiedenes geistiges Uebergewicht, um die politische Führung übernehmen zu können. Durch Geburt wenigstens ragte am meisten der Graf von Artois hervor: aber zum Führer war er nicht geeignet. Wenn man die Königin hätte für diese Reaktionspartei gewinnen können. Man gab sich alle Mühe darum, da sie gerade nicht selten bei ihrer Freundin verkehrte; schien doch die Unpopularität, in der Marie Antoinette stand, sie auf festeren Anschluß an eine große und mächtige Partei hinzuweisen. Allein die Königin war zu klug, für Parteizwecke sich und ihren Einfluß beim Könige mißbrauchen zu lassen, welche ihrer ganzen aufgeklärten Sinnesrichtung entgegenstanden. Sie hielt sich nicht zurück, aber sie schloß sich auch nicht an.

Viel weniger in sich geeinigt waren die Gegner der Reaktion in den Kreisen des Hofes; unter ihnen ragte am meisten als Prinz von Geblüt der Herzog Louis Philipp von Orleans, geboren 1747, hervor. Aber selten wol hat eine gute Sache einen unwürdigeren Vertreter gehabt. Nicht Theilnahme für das Volk trieb ihn an, sondern die schiefe Stellung, in welche seine Falschheit und Lasterhaftigkeit ihn bei Hofe gebracht hatten. Eine leicht gewonnene Popularität beim großen Haufen war sein Lohn. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er bei mehreren aufrührerischen Scenen, so bei den Volksaufläufen auf dem Pont Neuf im September 1788, seine Hand im Spiele und nachmals eine noch verhängnißvollere Thätigkeit entwickelt hatte.

Unentschlossen und unselbständig, wie er war, schwankte der König zwischen beiden Richtungen; sein Handeln machte den Eindruck, als probire er immer nur: fand er Widerstand, so trat er zurück. Natürlich raubte dieser Mangel an Festigkeit mehr als Alles ihm Ansehen und Geltung. Er war bereit, für sein Volk Opfer zu bringen, die königlichen Gerechtsame zum Besten des Ganzen einschränken zu lassen; denn er war der liberalste Mann vom ganzen Hofe. Aber daß er es thun würde, wenn eine ganze Partei bei Hofe sich ihm entgegenstelle, ließ sich von ihm nicht erwarten; es war nicht der Einfluß des Polignac'schen Kreises, sondern die Rücksichtnahme auf denselben, was ihn immer wieder beirrte. Das Ministerium Necker's war der Ausdruck der Reformgedanken des Königs; die Königin unterstützte dasselbe, soweit es ihr möglich war, ohne darin als Parteigenossin Orleans' zu erscheinen; aber ihr Einfluß überwand nicht immer die Eigenart ihres Gemahls. — Es konnte nicht ausbleiben, daß die scharf ausgeprägten Gegensätze innerhalb der Reichsstände sich an einander messen mußten. Der Adel vertrat durchaus die Reaktion, der dritte Stand die Reform, die Geistlichkeit theilte sich zwischen diesen Gegensätzen, denn die zahlreichen Pfarrer fühlten einen starken Zug zum dritten Stande. In einem Briefe verräth die Königin offen ihre innere Parteistellung; sie freue sich darüber, schreibt sie, daß der dritte Stand die Aristokraten „demüthigen“ solle. Das war auch die Meinung dieses Standes: aber wie es anfangen?



Louis Philipp, Herzog von Orleans.

Ziele der Generalstände. In den ersten Tagen nach der Eröffnung war man in dem dritten Stande sehr geneigt, wie Graf Mirabeau es nennt, die dänische Geschichte aufzuführen, d. h. wie es 1660 in Kopenhagen geschehen war, die absolute Monarchie zu Ungunsten von Klerus und Adel herzustellen. So ganz leicht nun würde das wol nicht gewesen sein; denn die privilegirten Stände würden gewiß mit aller Macht einer Uebertragung ihrer politischen Bedeutung an die Krone sich entgegengestemmt haben. Mirabeau suchte daher mit Necker in diesem Sinne sich zu verständigen. Aber dem Minister fehlte es an Verständniß für diese besondere Gunst der Umstände und an Entschlossenheit zu einem entscheidenden Schritte; mit hochmüthiger Selbstgenügsamkeit wies er den Annäherungsversuch zurück.

Die meisten Deputirten, zumal des dritten Standes, waren politisch unerfahrene Leute, in völliger Unklarheit darüber, wie sie die Aufträge ihrer Wahlkreise ausführen sollten; überdies waren sie einander fremd. Sie thaten sich daher in Klubs zusammen, in welchen sie durch Besprechung der politischen Fragen sich zu belehren und zu verständigen suchten.

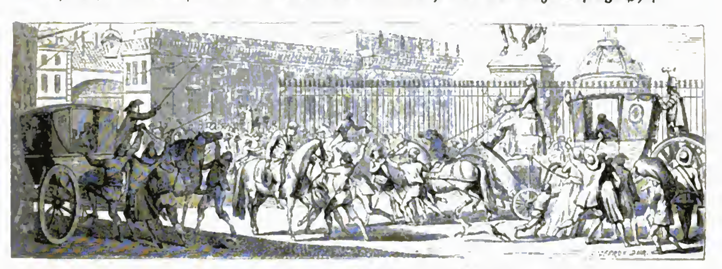
Längst standen ihnen die Finanzschwierigkeiten des Staates nicht mehr im Vordergrunde. Ihre Gedanken gingen auf eine Erneuerung des ganzen französischen Staatswesens. Dahin lauteten auch die Instruktionen (cahiers), welche ihre Wähler ihnen mitgegeben hatten. Erstrebt soll werden: Abschaffung aller Feudalrechte, Preßfreiheit, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Verantwortlichkeit der Minister, gleiche Vertheilung der Steuern, kurz die Aufrichtung eines verfassungsmäßigen Rechtsstaates. Ja die Weisungen der Stadt Paris für ihre Deputirten des dritten Standes — Sieyès gehörte dazu — schärfen ihnen ganz besonders ein, keiner Steuer, keinem Anlehn ihre Zustimmung zu geben, bevor nicht die wesentlichsten Grundlagen der Verfassung vereinbart und verbürgt sind. Vollständig treffen alle Weisungen für Abgeordnete des dritten Standes in der Forderung überein, daß die Deputirten sich als Bevollmächtigte der ganzen Nation, nicht nur eines Standes anzusehen und darum eine Abstimmung nach Köpfen, nicht nach Ständen zu verlangen haben.

Und dies war die Frage, welche zunächst erledigt werden mußte; denn die Regierung hatte unter Festhaltung am Alten es den Ständen überlassen, sich frei zu verständigen, wie sie berathen und abstimmen wollten. Die Geschichte gab keinen Wink, denn von 1560 bis 1614 hatten die Stände einzeln getagt, von 1355 aber bis 1560 hatten gemeinsame Verhandlungen stattgefunden. Was sollte nun gelten? Ließ sich erwarten, daß die beiden ersten Stände zu Gunsten des dritten, welchen die Regierung auf halbem Wege im Stiche gelassen hatte, auf die Abstimmung nach Ständen Verzicht leisten würden? Schon der folgende Tag brachte Aufklärung darüber.

Den Deputirten des dritten Standes, als des zahlreichsten, war der Eröffnungssaal zu seinen Berathungen angewiesen worden. Hier versammelten sie sich daher am 6. Mai; indeß die Deputirten der anderen Stände erschienen nicht. Infolge dessen stellte Mirabeau den Antrag, daß man zunächst demnach unthätig bleiben wolle. Man betrachtete den Antragsteller mit Mißtrauen und Abneigung, aber seinen Antrag nahm man an. — Der Argwohn gegen Mirabeau war nicht ungerechtfertigt, wenigstens für Jeden, der um sein vergangenes Leben wußte, das eine Anklage sowol gegen ihn wie gegen das ganze alte Frankreich war.

Mirabeau. Honoré Riquetti Graf von Mirabeau war am 9. März 1749 zu Bignon in der Provence geboren. Die Familie stammte aus Italien; aus Florenz waren die Arrighetti in das südliche Frankreich eingewandert und hatten von ihrer Besitzung den Namen Mirabeau sich beigefügt. Honoré's Vater lebte als Seigneur auf seinen Gütern, gegen seine Bauern ein wahrer Menschenfreund, gegen seine Familie ein Tyrann. Die Eindrücke, welche der Knabe im Elternhause empfing, waren trostlos; die Eltern lebten in offenem Zwiespalt mit einander, die Vermögensverhältnisse geriethen mehr und mehr in Zerrüttung. Heranwachsend nahm er Partei für seine Mutter und überwarf sich darüber mit seinem Vater, der von jeher schon Abneigung gegen seinen Erben gezeigt hatte, zumal seit dem Kinde die Blattern das Gesicht zerrissen und zu abschreckender Häßlichkeit entstellt hatten, vollständig. Im Charakter glichen sich Vater und Sohn: sie waren beide echte Mirabeau's, trotzig und energisch, beredt in Worten, schwer zu bemeistern. Aber bei Honoré fügte zu der Heißblütigkeit des Provençalen die unwürdige Behandlung, die er erfuhr, jene verhaltene Glut, welche dem in seiner Kraftentwicklung unnatürlich gehemmten Genie eigen ist. — Der Vater schickte den fünfzehnjährigen Jüngling in eine militärische Erziehungsanstalt und steckte ihn dann nach 3 Jahren in ein Reiterregiment in der Provinz. Das ganze Städtchen war bald von ihm bezaubert; aber er beging so viel leichtfertige Streiche, daß er sich nach Paris flüchten mußte. Der Vater war außer sich, verschaffte sich einen Haftbrief für seinen Sohn und ließ ihn auf der Insel Rhé ins Gefängniß sperren. Bald aber bot sich Besseres, das vielleicht den Vater ganz und gar von dem verwilderten Sohne befreite. Die Genuesen hatten die Insel Korsika an Frankreich verkauft, aber das wilde Räubervolk wehrte sich gegen den neuen Herrn. Einem dorthin bestimmten Regimente wurde Honoré eingereiht. Aber er entging den Flinten wie den Dolchen der Korsen und kehrte zurück als ein bewährter Offizier, dem seine Mannschaft mit Begeisterung anhing. Er versöhnte sich durch seinen Oheim mit dem Vater, wurde zum Landwirthe

gemacht und verheirathet, um durch die Mitgift der Familie zu Hülfe zu kommen. Aber die Spekulation schlug fehl, die Ehe war sehr unglücklich; um sich zu betäuben, stürzte er sich in Zerstreuungen und Schulden. Sofort aber hatte der alte Graf wieder einen Haftbrief bei der Hand und ließ seinen unverbesserlichen Sohn wie einen Verbrecher in Festungsmauern einschließen, zuerst in Manosque, dann in Schloß If, endlich in Fort Joux. Von hier aus entfloh er, nachdem seine Frau einen Versöhnungsversuch kalt zurückgewiesen, mit der jungen Frau des Präsidenten Monnier in Pontarlier. Unter falschem Namen lebten die Flüchtigen eine Zeitlang in Amsterdam; literarische Arbeiten verschafften nothdürftig den nöthigen Lebensunterhalt, während in Pontarlier ein Prozeß gegen ihn angestrengt und er in Abwesenheit zum Tode verurtheilt wurde. Endlich doch entdeckt, wurde er ausgeliefert und in die Kasematten von Vincennes gebracht. Vier Jahre schmachtete er in dem feuchten Kerker, rastlos seine Studien fortsetzend; endlich erlangte er die Freiheit wieder und die Revision des Prozesses in Pontarlier; seine hinreißende Beredsamkeit verwandelte das Todesurtheil in eine kurze Gefängnißhaft.



Emeute auf dem Pont-neuf. Nach Duplessis-Bertaux.

Sein nächstes Ziel war England, mit dessen Verhältnissen er sich vertraut machte; dann ging er nach Berlin. Hier studirte Mirabeau genau den Staat Friedrichs des Großen und sprach noch bei dessen Lebzeiten zuerst die Wahrheit aus, daß die Maschinerie des preußischen Staates verrostet sei und daß nur die Größe des Königs ihre Mängel verdecke. Durch seine Schrift über Preußen besonders hatte er sich einen Namen als Schriftsteller gemacht; er bot seine Dienste der französischen Regierung an, aber sie lehnte sie mißtrauisch ab. Aufmerksam folgte er der Zeitbewegung mit Wort und Feder. Es kam die Berufung der Generalstände. „Jetzt kommt meine Zeit!" rief Mirabeau aus und warf sich hinein in die Bewegung: er wollte zum Deputirten gewählt werden. Jedoch der Adel wies seine Kandidatur zurück. Unverzüglich trat er als Bewerber für den dritten Stand auf. Man hatte in der Provence nicht vergessen, mit wie hinreißender Beredsamkeit er nach seiner Freilassung aus Vincennes vor den Gerichten seine Sache gegen seine Frau, die er verachtete, und deren großen Familienanhang geführt hatte: Marseille und Aix wählten ihn zum Deputirten; er nahm für Aix an; so kam er nach Versailles. Noch hielt man sich dort von ihm fern; aber in wenig Wochen bewährte sich auch hier seine wunderbare Gabe, die Gemüther seinem Willen unterzuordnen. Eine machtvolle Persönlichkeit, die dröhnende Stimme unterstützten ihn; selbst in seiner Häßlichkeit lag etwas Dämonisches. Ihn störte keine Illusion einer friedlichen Entwicklung der Dinge, einer rosigen Zukunft. Mit unfehlbarer Sicherheit sah er die Revolution kommen; sie einzudämmen war sein Ziel. Von der Rednerbühne aus mit gewaltigem Wort beherrschte er die schäumenden Wogen.

Die Nationalversammlung. Das erste Geschäft, welches den Reichsständen oblag, waren die Prüfungen der Wahl der einzelnen Abgeordneten. Sofort wurde also die Abstimmungsfrage brennend: sollte, konnte der dritte Stand in eine Berathung und Abstimmung nach Ständen, die in jeder Frage für ihn Niederlage bedeutete, willigen? Er wartete am 6. Mai

einige Stunden auf die anderen Stände; als er aber erfuhr, daß diese getrennte Berathung begonnen hätten, ging er um 2 Uhr auf Mirabeau's Antrag auseinander, ohne etwas zu thun, was man als eine selbständige Konstituirung oder als eine Zustimmung zu dem Benehmen der beiden anderen Stände hätte deuten können. Was aber nun thun? Ehe die Vollmachten der Abgeordneten des dritten Standes nicht geprüft waren und eine Konstituirung dieses Standes nicht erfolgt war, war keine Verhandlung mit den anderen Ständen möglich. Er ließ sie daher noch einmal, aber privatim, einladen zu kommen und die gemeinsamen Wahlprüfungen zu beginnen.

Natürlich erschienen sie auf diese Einladung nicht. Vielmehr begann der Adel am 11. Mai die Wahlprüfungen seiner Deputirten in geschlossener Standesversammlung für sich: mit Schroffheit drängte er vorwärts. Er fühlte einen Rückhalt an dem Polignac'schen Kreise, der es an Aufmunterungen nicht fehlen ließ. Es fiel Necker auf, daß es gerade Mitglieder des neuen Adels waren, welche in der herbsten Weise für die Aufrechterhaltung der Sonderstellung eintraten; und wirklich umfaßte die Minorität, welche bereit war, den Wünschen des dritten Standes entgegenzukommen, fast ausschließlich Seigneurs vom höchsten Range. Selbstverständlich gehörte ebenso wie der Marquis von Lafayette auch der Herzog von Orleans dazu. Aber es waren nur 47, zu schwach an Zahl — noch nicht ein Fünftel — um durchzudringen.

Anders schon stand es bei der Geistlichkeit; zwar überwog auch hier noch der Standesgeist, aber nur mit geringer Majorität (133 gegen 114). Daher fand hier der Vorschlag einiger Mitglieder des dritten Standes ziemlich bereitwillige Zustimmung, der Klerus möge durch seine Vermittelung eine Verständigung zwischen den beiden anderen Ständen herbeiführen. Allein nicht mehr wurde dadurch erreicht, als daß der Adel mit der Geistlichkeit sich bereit erklärte, auf die Standesprivilegien bei der Besteuerung Verzicht leisten zu wollen; als ob das noch die Hauptfrage gewesen wäre. Auf seiner Sonderberathung erklärte der Adel mit aller Bestimmtheit zu beharren. Daraufhin entsandte der dritte Stand auf den Antrag Mirabeau's eine Deputation an die Geistlichkeit und ließ diese „im Namen des Gottes des Friedens, dessen Diener die Geistlichen wären", auffordern, mit dem dritten Stande einträchtig zusammenzutreten.

Jetzt mischten auf Befehl des Königs einige Regierungskommissare sich in die Verhandlungen, ohne irgend welchen Erfolg zu erzielen, so daß der dritte Stand zu dem Entschlusse kam, die Hülfe des Königs direkt anzurufen. Allein der gerade in diese Tage fallende Tod des Dauphin ließ diesen Gedanken unangemessen erscheinen — und doch war schon ein Monat über den Verhandlungen verflossen und allenthalben wurden Stimmen der Ungeduld im Volke laut. Dennoch behauptete der dritte Stand mit voller Klarheit seine vorsichtig abwartende Stellung; auch durch die Aufforderung der Geistlichkeit, vor Allem zur Erleichterung der Noth des Volkes durch rasche Sorge für die nothwendigen Mittel mitzuwirken, ließ er sich von der Hauptfrage nicht ablenken: er glaubte darin nur einen Fallstrick des Klerus zu erkennen.

Verloren indeß waren diese Wochen der Unthätigkeit in Wahrheit nicht: sie hatten um Vieles die Situation aufgeklärt; sie hatten die verblendete Hartnäckigkeit des Adels gezeigt, das unsichere Suchen und Tasten der Geistlichkeit, die Unschlüssigkeit des Königs, die Lauheit und Unzuverlässigkeit Necker's; sie hatten den dritten Stand in sich gefestigt, die fähigen Köpfe in seiner Mitte ihn kennen gelehrt, ihm Vertrauen zu sich gegeben.

Am 9. Juni endlich wurden die Verhandlungen geschlossen: die Regierung ließ die Dinge eben gehen, wie sie wollten. Schon am 10. machte Mirabeau der Thatenlosigkeit ein Ende; er forderte in der Versammlung des dritten Standes mit seiner mächtig hallenden Stimme die Aufmerksamkeit der Versammelten für einen sehr wichtigen Antrag, den ein Deputirter von Paris stellen wollte. Welch' ein Gegensatz, als er die Rednerbühne dem schüchternen schwächlichen Sieyes abtrat, und dieser mit dünner Stimme, dazwischen hüstelnd, das Wort nahm!

In wenig Worten wies Sieyes auf die Winkelzüge der anderen Stände hin, denen der dritte „eine freimüthige und leidenschaftslose Haltung" entgegengesetzt habe; jetzt aber sei es Zeit, die Unthätigkeit zu beendigen; er beantrage daher, die Herren vom Klerus und Adel durch eine letzte Aufforderung zur gemeinsamen Prüfung der Wahlvollmachten einzuladen,

dabei ihnen aber zu eröffnen, daß sie, wenn sie die Theilnahme ablehnten, als nicht erschienen in das Protokoll eingetragen werden würden, und daß der dritte Stand ohne sie, als Versammlung der Reichsstände sich konstituiren würde. Mit allgemeinem Beifall wurde dieser Antrag angenommen, nur die „Aufforderung" in eine „Einladung" gemildert: er war die erste That der Deputirten, von der allergrößten Tragweite.



Honoré Gabriel Viktor Riquetti, Graf von Mirabeau. Zeichnung von E. Ronjat.

Am 12. Juni 1789 wurden die Deputationen zu dem Adel und Klerus gesandt und eine Adresse an den König gerichtet, in welcher der dritte Stand sein Verfahren rechtfertigte. Noch am Abend desselben Tages wurde mit den Wahlprüfungen begonnen. Die beiden anderen Stände erwiderten, sie wollten die Einladung in Berathung nehmen. Allein der dritte Stand, alles Wartens müde, fuhr auch am folgenden Tage ohne Weiteres in den Wahlprüfungen fort. Das verfehlte des Eindruckes nicht. In derselben Sitzung noch erschienen drei Pfarrer, um fortan an den Berathungen des dritten Standes theilzunehmen. Das war der erste Erfolg: lautes Beifallklatschen bewillkommnete die Neueintretenden. Andere folgten an den folgenden Tagen.

Am 15. Juni waren die Wahlprüfungen beendigt: Sieyes beantragte, daß die Versammlung sich konstituire. Nicht mehr als dritter Stand; denn das war sie durch den Beitritt

jener Pfarrer nicht mehr: als was sollte sie sich bezeichnen? Es handelte sich nicht um einen Namen, sondern um die Bezeichnung der ganzen politischen Stellung der Versammlung. Mirabeau warnte auf das Eindringlichste vor einem Namen, den man der Versammlung bestreiten könne: der Name müsse vielmehr für alle Zeiten passen, der Entwicklung fähig sein, im Nothfalle der Nation zu Schutz und Trutz als Waffe dienen können. Er schlug als einen solchen vor „Vertreter des französischen Volkes". Allein es gab Leute, die in dem Worte „Volk" einen verächtlichen Nebengeschmack finden wollten und sich ihm entgegensetzten. Sieyes brachte in Antrag: „Versammlung der anerkannten und bestätigten Vertreter der französischen Nation". Das wiederum erschien zu schwerfällig. Da erhob sich Legrand aus Berry, ein unbedeutender Mensch, und beantragte einen Namen, der schon sonst mehrfach gebraucht war, in Sieyes' Flugschrift, in der Instruktion der Stadt Paris: „Nationalversammlung". Das schlug durch. Zwar besagte das Wort, das unverkennbar nach Rousseau'scher Volkssouveränität klang, mehr, als die Meinung der Versammlung war: denn diese war noch zu neun Zehnteln gut monarchisch gesinnt und dachte nicht daran, das Parlament über die Monarchie zu stellen. Aber Sieyes zog seinen Antrag zu Gunsten dieses neuen zurück, den er eindringlich empfahl. Sein Ansehen gab den Ausschlag: der Name „Nationalversammlung" wurde angenommen.

Mitternacht war vorüber. Trotzdem war die Meinung, daß die Versammlung unverzüglich als Nationalversammlung sich zu konstituiren habe. Diesen entscheidenden Schritt suchte eine erhebliche Anzahl von Deputirten um jeden Preis noch aufzuhalten; denn er bedeutete gewissermaßen das Verbrennen der Schiffe hinter sich. Die Sitzung wurde äußerst erregt: immer heftiger erhitzten sich die Geister. Die beiden Parteien, zu den Seiten einer langen Tafel gereiht, bedrohten sich leidenschaftlich mit Worten und Geberden. Hunderte von Zuschauern auf den Galerien, ja im Sitzungssaale selbst schreien und toben und bedrohen die opponirenden Abgeordneten mit Fäusten und Stöcken. Dazu heult draußen der Sturm: mit Heftigkeit pfeift der Wind durch den Saal.

Präsident war der gelehrte B a i l l y, Deputirter von Paris. Unbeweglich saß er eine Stunde inmitten des Tumultes und ließ die wild Erregten sich austoben. Dann erst wandte er sich an die Versammlung und wußte sie zu bestimmen, den entscheidenden Beschluß bis zum folgenden Tage auszusetzen. So ging unter veränderter Stimmung am 17. Juni die **K o n s t i t u i r u n g** der Nationalversammlung mit Ruhe und Würde vor sich. Gegen 491 zustimmende Abgeordneten stimmten nur noch 90 mit nein; man sagte, daß über 200 aus Furcht vor dem Pöbel abgefallen wären.

Die ersten Beschlüsse, welche unverzüglich danach die Nationalversammlung faßte, waren von höchster Bedeutung: sie bekräftigte, um den Gang der Verwaltung nicht aufzuhalten, die Forterhebung der Steuern in Gesetzesform; doch sollte, um einer Spaltung zu begegnen, die Steuererhebung an dem Tage aufhören, an welchem eine Trennung erfolgen würde. Um ferner der Möglichkeit eines Staatsbankrottes vorzubeugen, erklärte sie, wie die Klugheit sowol wie die Ehre gebot, die Staatsgläubiger unter die Bürgschaft der Nation gestellt; endlich beschloß sie, sich ungesäumt mit den Ursachen der Hungersnoth und des allgemeinen Elends beschäftigen zu wollen, und setzte zu diesem Zwecke einen besondern Ausschuß ein.

Diese Maßregeln, ebenso angemessen als entschlossen, setzten den Hof und die anderen Stände in Bestürzung. Eine dichtgedrängte Volksmenge umlagerte das Schloß und wartete auf das Ergebniß der Berathungen des Adels und der Geistlichkeit. Im Sitzungssaale des Klerus ging es sehr stürmisch her; die Pfarrer erhoben sich gegen die Prälaten; es kam zur Abstimmung: mit 149 Stimmen gegen 115 trugen sie den Sieg davon, draußen von den Volkshaufen mit Jubelgeschrei begrüßt, während der Gegenpartei Verwünschungen nachtönten.

Der Schwur im Ballhause. Der Adel war entgegengesetzter Ansicht; er wandte sich an den König und beschwor ihn, die Vermessenheit des dritten Standes niederzudrücken und die untergrabenen Rechte der Aristokratie zu stützen. Das Parlament war der Bundesgenosse des Adels: es bot dem Könige an, auf der Stelle ihm alle Steuern zu bewilligen, wenn er sich entschließen wolle, die Reichsstände wieder zu entlassen. Man erkennt, wie sehr auch die Parlamentsräthe für sich vom dritten Stande fürchteten.

Am rührigsten vielleicht war der Polignac'sche Kreis, der Graf von Artois voran; man drängte sich um den König, man bestürmte ihn mit Bitten; endlich entführte man ihn von Versailles nach Marly, um ihm dort, wo er allen entgegengesetzten Einflüssen entzogen wäre, eine entscheidende Maßregel abzulocken. Necker machte dem Könige einige schwächliche Vorstellungen, die Ludwig nicht unbillig fand, und entwarf daraufhin einen Plan, der, wie kaum anders von ihm zu erwarten war, nach beiden Seiten hin schielte: der König solle für solche Fälle, die allgemeine Angelegenheiten beträfen, die Vereinigung der Stände befehlen, im Uebrigen aber die Stände als solche bestehen lassen, jedoch alle Sonderprivilegien aufheben. Angekündigt solle dies Alles in einer königlichen Sitzung werden. Allein in Marly wurde soviel an diesem Plane herumgeändert, daß nicht viel mehr als die königliche Sitzung von dem ursprünglichen Entwurfe übrig blieb. Sie wurde auf Montag den 22. Juni angesetzt, damit an dem sitzungsfreien Sonntage der Saal zu der prunkvollen Scene hergerichtet werden könne. Da aber kam die Nachricht, daß die Geistlichkeit beschlossen hätte, in der Sitzung des 20. Juni mit der Nationalversammlung sich zu vereinigen. Das mußte jedoch auf jeden Fall verhindert werden. Es wurde daher der Befehl gegeben, die Vorbereitungen in dem Saale schon am Sonnabend vorzunehmen, um dadurch die Sitzung der Nationalversammlung unmöglich zu machen. Bailly, erst am Morgen der Sitzung von diesem Befehle benachrichtigt, begab sich an die Pforte des Ständesaales, um den sich versammelnden Abgeordneten die Mittheilung zu machen. Er fand alle Thüren mit Gardisten besetzt; der dienstthuende Offizier empfing ihn mit Ehrerbietung, berief sich aber auf den strengen Befehl. Die Deputirten langten nach und nach an; einige Hitzköpfe wollten die Gardisten überwältigen und den Eintritt in den Saal erzwingen. Bailly beschwichtigte sie; man berathschlagte in den Korridoren. Einige wollten nach Marly ziehen, um vor den Fenstern des Königs ihre Sitzung dennoch zu halten; Andere schlugen den Saal im Ballhause, welches dem Schlosse gegenüberliegt, vor. Dieser Vorschlag drang durch; dorthin begab man sich.



Jean Silvain Bailly.

Dieser Saal, in welchem der Hof mitunter dem Ballspiele obzuliegen pflegte, war sehr umfangreich, aber seine Wände waren kahl und öde; Sitze fehlten ganz. Die Deputirten mußten stehen, was dazu beitrug, die Unruhe der Verhandlungen zu steigern. Dazu drängte sich das Volk zu Tausenden auf dem Platze und stand Kopf an Kopf vor den Fenstern, mit Zurufen die Reden begleitend. Es waren Müßiggänger, die aus Paris herbeigekommen waren, Neugierige, unruhige Köpfe, Kaffeehaushelden, künftige Klubgrößen, dazwischen aber auch viel Pöbel aus beiden Hauptstädten, arbeitlose Gesellen, Sackträger und fremd zugelaufenes Gesindel, jeden Augenblick bereit, mit Steinen zu werfen oder mit den Fäusten dreinzuschlagen. Durch die Androhung roher Gewalt suchten sie die Deputirten einzuschüchtern und nach ihrem Willen zu lenken.

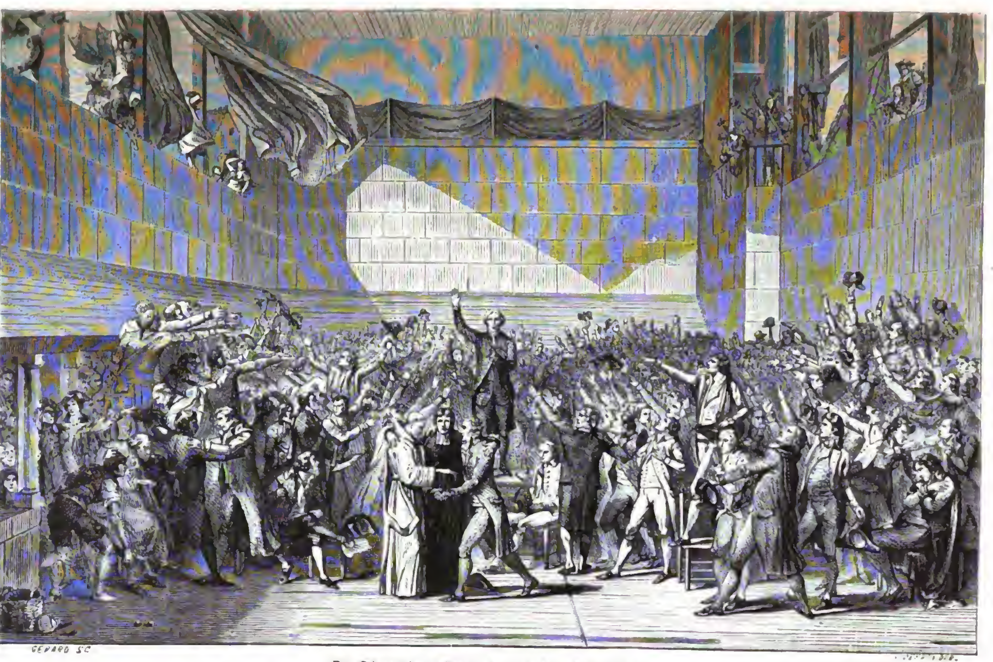
Es wurde der Vorschlag gemacht, die Nationalversammlung solle sich nach Paris begeben. Tobendes Zujauchzen von draußen her. Aber mußte dann nicht die Versammlung ganz unter die Herrschaft des müßigen und rauflustigen Pöbels gerathen? Der sanfte Bailly widersetzte sich dem Vorschlage; er sah die Gefahren, die der Versammlung drohten, voraus; vor Allem fürchtete er eine Trennung. Daher schlug Mounier, ein gemäßigter Mann, den Deputirten vor, sich eidlich zu verbinden, daß sie nicht eher, als bis die Verfassung des Königreiches eingerichtet und auf sicheren Grundlagen befestigt sein würde, sich von einander trennen wollten. Der Antrag wurde mit jubelnder Zustimmung aufgenommen und sogleich die Eidesformel entworfen. Mit lauter Stimme sprach Bailly den Eid zuerst: jede Silbe war draußen deutlich zu verstehen. Tausendfach antwortete die Menge: „Es lebe die Nationalversammlung! Es lebe

der König!" In der Mitte des zweiten Saales steht Bailly, um ihn scharen sich die Abgeordneten, und die Hand gegen ihren Präsidenten hin erhebend wiederholen sie ihm das feierliche Gelübde und unterzeichnen mit ihren Namen die eben beschworene Erklärung unter dem Rufe: „Es lebe der König!" Nur ein Deputirter, Martin d'Auch, hatte den Muth, sich der allgemeinen Erregung entgegenzusetzen; er fügte seinem Namen das muthige Wort „Opponent" hinzu. Sofort erhob sich um ihn ein großer Lärm. „Ich weigere mich", entgegnete Martin d'Auch ruhig, „eine Verpflichtung zn übernehmen, welche nicht die Bestätigung des Königs hat." Das steigerte nur den Lärm; Bailly, um besser verstanden zu werden, stieg auf den Tisch und bestritt dem Verwegenen das Recht, Opposition zu bilden; aber die Versammlung, aus Achtung vor der Freiheit eines Jeden von ihnen, ließ sich schließlich doch den Zusatz gefallen. Aber man rief seinen Namen der draußen versammelten wüsten Menge zu, die mit einem Wuthgeheul antwortete und drohte, ihn in Stücke zu reißen. Martin d'Auch, von der Scene überwältigt, stürzte mit dem Ausrufe zu Boden: „Ich werde d'ran sterben!" Man hob ihn auf und rettete ihn durch eine geheime Hinterthür vor der drohenden Menge. Aber tagelang wagte er es nicht, in den Sitzungen zu erscheinen: so groß war in jenen Tagen schon der Terrorismus, welchen die Pöbelrotten ausübten!

Die Entschlossenheit, welche der Schwur im Ballhause ausdrückte, versetzte Hof und Adel in die größte Bestürzung. Der König verschob die auf den 22. Juni angesetzte Sitzung auf den folgenden Tag: es war fast, als wenn er noch in letzter Stunde Bedenken trüge, für Diejenigen mit seiner königlichen Autorität einzutreten, welche in Wahrheit seit langen Jahren stets die entschiedensten Gegner der Krone gewesen waren und sie für ihre Sonderinteressen sich hatten dienstbar halten wollen. Erst am Abend wurde Bailly von dem Aufschub Mittheilung gemacht, und damit nicht am 22. nun eine Sitzung der Nationalversammlung stattfände, wurden kleinliche Mittel angewendet, welche der gewöhnliche Behelf einer Regierung sind, die das Vertrauen zu sich verloren hat. Der Graf von Artois ließ für den Tag den Saal des Ballhauses belegen, so daß die Nationalversammlung, als sie wie am Sonnabende darin tagen wollte, die Thür verschlossen fand. Allein kurz entschlossen, begab sie sich in die Kirche des heiligen Ludwig, und hier vollzog sich nun das denkwürdige Ereigniß der Vereinigung des ersten Standes mit dem dritten. In feierlichem Zuge erschienen, der Erzbischof von Vienne an der Spitze, 149 Geistliche in der Kirche, um ihre Sitze in der Nationalversammlung einzunehmen. Eine allgemeine Bewegung ergriff die Versammlung und theilte sich der Menge mit, welche sich Kopf an Kopf an den Kirchthüren drängte; alle Herzen schienen vereint: wer mochte jetzt noch zweifeln, daß die Nationalversammlung das souveräne Volk darstelle?

Die königliche Sitzung. Der Tag für die königliche Sitzung, der 23. Juni, war gekommen, trübe und regnerisch, als bedeute er nichts Gutes. Die Mitglieder der Nationalversammlung waren angewiesen, auf dem Schloßhofe sich zu versammeln, um von hier durch eine Hinterthür eingelassen zu werden. Da standen sie, schutzlos dem Regen preisgegeben: man wollte sie demüthigen, wenn man sie auch nicht beugen konnte. Bailly klopfte dreimal an die Thür: es wäre noch nicht Zeit, antwortete man ihm von innen. Endlich öffnete sich die Pforte: die Mitglieder der Nationalversammlung traten ein und fanden die Abgeordneten der beiden anderen Stände längst auf ihren Sitzen gereiht; für diese war es ja früher Zeit gewesen. Die Minister traten ein: Necker fehlte darunter; er hatte nicht den Anschein erwecken wollen, als stimmte er Dem, was er mißbillige, durch seine Gegenwart bei.

Endlich erschien der König; aber wie verschieden war die allgemeine Stimmung von derjenigen, welche am 5. Mai jede Brust geschwellt hatte! Vereinzelte Zurufe aus den Reihen des Adels und der Geistlichkeit begrüßten ihn; der dritte Stand blieb stumm; auf allen Gesichtern lag eine gewisse Bedrücktheit. Der König erhob sich: mit strengen Worten ertheilte er den Ständen Verweise und Befehle; aber ein Jeder fühlte deutlich, daß Ludwig nur der Mund war, durch welchen Andere sprachen, in so offenbarem Widerspruche standen die herben Worte mit der sanften Stimme, die sie aussprach, mit den etwas verlegenen Geberden, die sie begleiteten.



Der Schwur im Ballhause zu Versailles. Nach David.

König Ludwig tadelte die Verzögerung, welche die Stände zu den Geschäften, zu denen er sie berufen, noch gar nicht hätte kommen lassen, und ließ durch einen Staatssekretär eine Erklärung verlesen, welche damit begann, daß sie alle Beschlüsse, welche der dritte Stand für sich gefaßt habe, für null und nichtig erklärte. Hieran schloß sich eine Reihe freisinniger Verheißungen, welche sich auf das Geldbewilligungsrecht der Stände, auf Abschaffung der Taille, der Frohnden, der Leibeigenschaft, der Haftbriefe, auf Reform der Rechtspflege, auf Erweiterung der Preßfreiheit bezogen, aber als Grundlage die Berathung und Abstimmung der Generalstände nach Ständen festhielten. Das waren die Grundzüge einer Verfassung, mehr als einst Turgot erstrebt hatte, aber Alles von dem guten Willen der privilegirten Stände abhängig gemacht; es war der Versuch eines Staatsstreichs zu Gunsten der Aristokratie. Allein ließ durch einen solchen Gewaltakt sich alles Das wieder beseitigen, was die letzten Wochen gezeitigt hatten? In tiefem Groll vernahmen die Mitglieder der Nationalversammlung die Schlußworte des Königs, die er an die Stände richtete: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sofort aus einander zu gehen und sich morgen früh in den abgesonderten Berathungsräumen, Stand für Stand, zur Wiederaufnahme Ihrer Arbeiten einzufinden!"

Damit stieg der König die Stufen des Thrones hinab und verließ den Saal. Ihm folgte der Adel und ein Theil des Klerus. Die Mitglieder der Nationalversammlung blieben auf ihren Sitzen zurück, unbeweglich, in tiefem Schweigen. Einige Minuten vergingen.*) Der Großceremonienmeister Marquis von Brézé kehrte in den Saal zurück und wandte sich an Bailly: „Sie haben die Befehle des Königs gehört." Bailly zögerte, dann antwortete er: „Ich werde diejenigen der Versammlung verlangen." Da erhob sich Mirabeau; in leidenschaftlicher Bewegung trat er vor und donnerte Herrn von Brézé die Worte entgegen: „Wir haben die Gedanken gehört, die man dem Könige eingegeben hat. Aber Sie, der Sie hier weder Platz noch Stimme, noch das Recht zu reden haben, Sie sind nicht der Mann, um uns an seine Rede zu erinnern. Gehen Sie hin und sagen Sie Denen, welche Sie herschicken, daß wir hier sind durch den Willen des Volkes, und daß wir nur von hier weichen werden durch die Gewalt der Bajonnette!"

Von allgemeinem Händeklatschen begleitet, verließ Herr von Brézé den Saal. Arbeiter kamen, um die Bänke fortzuschaffen; Truppen durchzogen den Saal; die königliche Leibwache stellte sich an den Thüren auf. Aber die Versammlung läßt sich durch nichts beirren, „Wir sind heute noch", sagte Sieyès, „was wir gestern waren: treten wir in Berathung!" Mirabeau bestieg die Tribüne: die Nationalversammlung beschließt die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder.

Brézé erstattete dem Könige Bericht. „Sie wollen nicht fortgehen?" antwortete der König. „Gut, so mag man sie da lassen; ich will nicht, daß ein einziger Mensch wegen meines Streites umkomme." Unterdessen umringte der Adel den König und die Königin, erstattete seine Glückwünsche wegen des so wohl gelungenen „lit de justice" und erneuerte das Gelöbniß der Treue und Ergebenheit. Da tönte lauter Lärm von dem Schloßplatze herauf: eine tobende Volksmenge bringt Necker tausendfaches Hoch dafür, daß er der königlichen Sitzung nicht beigewohnt habe. Der König, hierdurch in Bestürzung versetzt, ließ den Minister, der, wie man sagte, im Sinne hatte, nach der königlichen Sitzung seinen Abschied zu verlangen, rufen und bat ihn im Vereine mit der Königin, von solcherlei Gedanken abzustehen. Unschwer gab Necker nach, begab sich hinunter zu der aufgeregten Menge und verkündete ihr, die Reihen durchschreitend, seinen Entschluß zu bleiben, was mit erneuten Hochrufen aufgenommen wurde.

Necker's Entlassung. Der König hatte die Trennung der Stände befohlen; es wurde daher die Verbindung zwischen den Sälen gesperrt, die Eingänge mit Wachen besetzt und Niemand als die Deputirten eingelassen. Es war die Majorität der Geistlichkeit, welche zuerst den Bann brach. Den Erzbischof von Vienne an der Spitze erschien sie am folgenden Tage im Versammlungssaale des dritten Standes; zwei Mitglieder der Minorität des Adels, Edelleute

*) Davon daß Mirabeau während dieser gesprochen habe, steht weder im Moniteur noch in Bailly's Memoiren Etwas.

aus der Dauphiné, schlossen sich ihr an. Das gab moralische Kräftigung: die Nationalversammlung war wieder beisammen!

Um dieselbe Stunde ging es in der Adelskammer sehr erregt zu; mit heftigen Worten platzten die Geister auf einander; der Herzog von Caylus legte sogar die Hand an seinen Degen. Das Ergebniß war, daß am 25. Juni die Minorität, noch fünfundvierzig stark, unter der Führung des Herzogs von Orleans sich in den Sitzungssaal der Nationalversammlung begab und dieser sich anschloß. Pöbelhaufen zwangen durch Drohungen und Steinwürfe den greisen Erzbischof von Paris, diesem Beispiele zu folgen; ihn begleitete Talleyrand, Bischof von Autun. Fort und fort wuchs die Zahl der Mitglieder der Versammlung; aus allen Theilen des Reiches liefen Adressen ein, welche unter lebhafter Versicherung der Anhänglichkeit den Beifall der Städte und Provinzen aussprachen. Mitunter füllte die Verlesung der eingegangenen Adressen die ganze Sitzung aus. Auch Deputationen erschienen mit Glückwünschen.

Den ewigen Unruhen und fortgesetzten Ausschreitungen des großen Haufens in Versailles und Paris zu wehren, wurden nach und nach 15 Regimenter in der Nähe der beiden Hauptstädte zusammengezogen, durchgehends fremde Truppen, welche noch nicht von dem revolutionären Geiste, wie die in Paris garnisonirenden, angesteckt waren. Allein ihre Zahl war eine so große, mindestens 30,000 Mann, daß diese Truppenanhäufung eher wie eine Bedrohung als wie ein Schutz aussah, zumal der alte Marschall von Broglie an ihre Spitze gestellt war, dessen starr am Alten festhaltenden Sinn man kannte.

Auf diese Truppen bauten die widerstrebenden Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit ohne Vorwissen des Königs allerhand Umsturzpläne, deren Ursprung bis in den Polignacschen Kreis zurückreichte. Allgemach gelang es indessen die Königin und dann auch den König dafür zu gewinnen, denen der Anspruch der Nationalversammlung, der wahre Souverän Frankreichs zu sein, anstößig war. Bald zeigten sich Anzeichen dieser veränderten Stimmung. Zwar forderte der König die immer noch widerstrebenden Mitglieder des Adels und des Klerus auf, sich nunmehr auch mit der Nationalversammlung zu vereinigen; aber man machte in ihnen dabei die Hoffnung rege, daß die Vereinigung nur eine vorübergehende sein würde, ja den Hartnäckigsten sagte man: „Die Truppen rücken heran; gebt nach, um den König zu retten!" Dann fiel hier und da ein unvorsichtiges Drohwort: man ahnte, daß Etwas gegen die Nationalversammlung im Werke war, aber Niemand wußte sicher zu sagen, was. Mirabeau beurtheilte die Sachlage richtig: „Das System der Regierung", sagte er zu einem Freunde, „ist abgeschmackt und wahnwitzig. Anstatt sich eine Partei in der Versammlung zu bilden, überläßt sie diese sich selbst und schmeichelt sich, sie entweder mit Gewalt zu unterjochen oder sie durch die leeren, schwülstigen Redensarten des Herrn Necker zu zähmen." Wie konnte da ein gutes Ende erwartet werden?

„Die Familie ist vollständig", sagte Bailly, als nach der Weisung des Königs der Rest des Adels in einer dichten Gruppe in der Nationalversammlung sich einstellte. Aber nur zu dem Zwecke gemeinsamer Wahlvollmachtsprüfungen war die Vereinigung erfolgt: über die von der Nationalversammlung gewollte Abstimmung nach Köpfen war damit noch nichts entschieden; doch war es klar, daß diese Art der Abstimmung nunmehr unvermeidlich sein werde. Zwar wollte eine Anzahl der Abgeordneten sich hinter die Instruktionen ihrer Wähler verstecken, aber Talleyrand beantragte, die Giltigkeit der Forderungen der Wähler zu annulliren, und Sieyes beugte einer Debatte darüber mit dem raschen Worte vor, daß es dazu einer Berathung nicht mehr bedürfe. Vielmehr ging man jetzt daran, was ja alle cahiers einmüthig verlangten, eine Verfassung zu entwerfen. Ein Ausschuß wurde sofort gewählt, um sie vorzubereiten. Der Eindruck dieses längst ersehnten Beschlusses war außerordentlich. „Die Revolution ist beendigt", sagte man. „Es lebe die Königin!" schrie die Menge, die sich auf dem Schloßplatze drängte; und Marie Antoinette erschien auf dem Balkon des Schlosses mit ihrem kleinen Sohne auf dem Arme vor den freudig Erregten.

Sofort aber schlug die Stimmung wieder um, als neue Nachrichten von den fortschreitenden Truppenzusammenziehungen sich verbreiteten. Mirabeau brachte die Sache in

der Nationalversammlung mit heftigen Worten zur Sprache und legte den Entwurf einer Adresse vor, durch welche der König um die Wiederentfernung der Truppen gebeten wurde, welche „alle Straßen und Wege sperrten, die Brücken und öffentlichen Spaziergänge in militärische Posten verwandelten“. Sein Antrag wurde augenblicklich angenommen, die Adresse durch eine Deputation von 24 Mitgliedern dem Könige überreicht. Ludwig nahm sie sehr kühl auf und erwiderte, daß die Zusammenziehung der Truppen keinen andern Zweck habe, als die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und den Schutz, welchen er der Nationalversammlung schuldig sei. Wenn übrigens dieselbe Besorgnisse hegte, so wolle er sie nach Noyon oder Soissons verlegen und sich selbst nach Compiègne begeben.

Diese Antwort erregte Murren; doch fuhr die Versammlung alsbald in der Berathung der Verfassung fort. Mounier, der Berichterstatter des vorbereitenden Ausschusses, stellte den Antrag, daß der Verfassung eine Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers vorauszusenden sei. Darauf nahm Lafayette das Wort und las eine von ihm verfaßte Erklärung der Menschenrechte vor. So ganz vergaß man die Noth der Zeit, ja das Bedürfniß des Tages, daß man statt mit dem schreienden Jammer des Volkes mit philosophischen Ideen und abstrakten Theorien sich zu beschäftigen begann. Mirabeau stieß während der Verlesung lachend seinen Nachbar an und flüsterte ihm zu: „Die Menschenrechte, welche der gute Lafayette unverjährbar nennt, werden nicht länger als ein Jahr dauern!“

An demselben Tage schon erhob sich die Hand, um sie zu zertrümmern! Es war Sonnabend den 11. Juli. Necker hatte in den letzten Tagen gegen den König geäußert, er sei bereit, falls der König mit seinen Diensten unzufrieden sei, sich zurückzuziehen. Er war jedoch in seiner Stelle gelassen worden, um den Verdacht wegen der Truppenzusammenziehungen zu widerlegen. Jetzt waren diese beendigt. Der Minister wollte sich eben Abends mit einigen Gästen zu Tische setzen, als er ein Handbillet des Königs erhielt, worin ihn dieser aufforderte, jetzt sein Versprechen, sich zurückzuziehen, zu erfüllen, und zugleich die bestimmte Hoffnung aussprach, daß er seinen Abgang vor Jedermann geheim halten werde. Ohne ein Wort zu sagen, bestieg Necker nach Beendigung der Mahlzeit mit seiner Frau einen Wagen wie zu einer Spazierfahrt und begab sich nach Brüssel und von dort nach der Schweiz.

Zugleich mit Necker erhielten noch einige andere Minister ihre Entlassung, an deren Stelle der Marschall **Broglie**, **Breteuil**, ein Mitglied des Polignac'schen Kreises und Vertrauter des Grafen von Artois, und der frühere Intendant **Foulon**, dem man schandbare Erpressungen und Plünderungen in Menge nachsagte, berufen wurden. — Die reaktionäre Hofpartei nahm plötzlich die Maske ab und zeigte, daß sie den König jetzt vollständig in ihrer Hand habe. Was für einen Eindruck mußte das im Volke machen, vollends in Paris, wo es längst schon wie in einem Hexenkessel brodelte und schäumte.

Paris. Die engen und unglaublich schmuzigen Straßen waren dasjenige, was in Paris vor der Revolution jedem Fremden zuerst auffiel. Die Stadt bestand aus einem Gewirre von Häusern, welche häufig sechs bis sieben Stockwerke zählten, so daß Montesquieu in den „persischen Briefen“ seinen Perser Rica schreiben läßt, die Häuser von Paris wären so hoch, daß man schwören möchte, sie wären nur von Sterndeutern bewohnt. Das Aeußere der Häuser war gewöhnlich geschwärzt, schmuzig und verfallen; viele sahen infolge hohen Alters bauchig aus oder hingen vorn über. — Die Straßen waren eng und winklig, ohne Trottoir; der Rinnstein befand sich in der Mitte. Allen Unrath warfen die Pariser auf die Straße, Straßenreinigung kannte man nicht. Namentlich hinter den Prellsteinen an den Ecken und hinter den Steigsteinen vor den Thüren, die stehen geblieben waren, obgleich man seit einem Jahrhunderte nicht mehr auf Maulthieren ritt, zu deren Besteigen man sie ursprünglich hatte hinsetzen lassen, sammelte sich der Kehricht in dichten Haufen und erfüllte die Straßen mit einem widrigen, fauligen Geruch. Bei Regenwetter waren die Straßen unpassirbar; Herren und Damen ließen sich dann von handfesten Sackträgern durch den flutenden Rinnstein tragen.

Von beiden Seiten ragten in die Straßen hinein weit vorspringende Gossen, welche ihren Inhalt rücksichtslos auf die Vorübergehenden ausschütteten, und Schilder und Hand-

werkszeichen, so groß, daß sie häufig die engen Straßen noch mehr verdunkelten. Ein eigenthümliches Ansehen gaben den Häusern die entweder an Stangen vorgestreckten oder auf die Mauer aufgemalten Hausabzeichen, nach denen die Häuser benannt wurden, denn eine fortlaufende Numerirung kannte man noch nicht. Sie hatten häufig acht bis zehn Fuß im Durchmesser, waren meist in hellen Farben, oft mit Vergoldung gemalt, mit der Zeit freilich sehr eingeräuchert. Vielfach waren Inschriften hinzugefügt, die durch ihren Hohn gegen alle Orthographie den Bildungsstand der Bewohner wiederspiegelten.



Straßenübergang in Paris beim Regen. Nach Garnier.

Das Innere der Häuser entsprach dem Aeußern; steile enge Treppen, dunkle schmale Gänge führten zu den niedrigen Stuben, in denen Handelsleute, kleine Handwerker, untergeordnete Beamte wohnten. In den Bodenkammern unter dem Dache hauste Gesindel, Bettler, heruntergekommene Leute. Tausende von Häusern standen gar nicht an der Straße, sondern waren nur über Höfe oder durch Seitenthorwege zugänglich. Selbst das Stadthaus war eng und winkelig, kaum für eine Stadt dritten Ranges gut genug.

Wenn die Bewohner von sechs oder sieben über einander gebauten Häusern, meinte schon Montesquieu's Perser, auf die Straße herniedersteigen, so muß es ein großes Gedränge geben. Und wirklich war das Straßengewühl ganz unbeschreiblich, zumal die Buden auf den Plätzen, die Verkaufsstände, die in allen belebteren Straßen sich befanden, den Verkehr überaus beengten. Dazu kam der Lärm der Wagen, der Ausrufer und Hausirer, der Straßenmusikanten,

der in den Straßen St. Honoré oder St. Denis so groß war, daß es ganz unmöglich war, mit seinem Begleiter etwa durch Worte sich zu verständigen. Besonders arg trieben es die Straßenhändler, welche mit gellender Stimme einander zu überschreien bestrebt waren. Da tönte es wirr den ganzen Tag durch einander: „Kleine Pasteten, ganz warm! Schöne Sträuße! Besen, Besen! Lotteriegewinne! Schönen Salat! Kauft meine Kochlöffel! Wasser, Wasser! Rattentod! Hasenfelle! Alte Hüte! Nüsse, große Nüsse! Austern in der Schale! Frische Karpfen!“ Dazwischen rasselten die Lastwagen, erklangen Drehorgeln oder Flöten, riefen dreiste Bettler die Vorübergehenden an. In schnellster Gangart fuhren die Karrossen der Vornehmen die Straßen entlang; häufig fuhren sie dabei, rechts und links Alles mit Koth bespritzend, sich gegenseitig in die Räder; dann gab es einen Auflauf; keiner wollte ausweichen, das galt für Ehrensache bei den Kutschern; selbst die jämmerlichste Droschke würde keinem Hofwagen ausgebogen sein. Die Kutscher bedrohten sich mit den Peitschen oder schimpften in unfläthigen Ausdrücken auf einander, unbekümmert darum, daß vielleicht ein Erzbischof oder eine Herzogin im Wagen saß.

Selbst sein Gefährliches hatte dieser Straßenwirrwarr. Infolge des unsinnig raschen Fahrens der Wagen wurden täglich, zumal an den Straßenecken, Personen übergefahren. Gegen vornehme Leute wagte die Polizei nicht einzuschreiten. Einige Mitleidige fanden sich, welche die Verwundeten aufhoben; waren sie schon todt, so schaffte man, ohne weiter Notiz von dem Vorfalle zu nehmen, die Leichen in die Morgue. Hierhin wurden auch diejenigen gebracht, welche in der Seine gefunden waren, ohne daß man sich die Mühe machte, erst irgend welche Wiederbelebungsversuche mit den Ertrunkenen anzustellen: so groß war die Gleichgiltigkeit. Erst im Jahre 1782 wurden an den Ufern der Seine zu diesem Zwecke einige Sanitätswachen eingerichtet. Nur wenn der Tod eines Menschen offenbar durch ein Verbrechen herbeigeführt war, zeigte die Polizei sich etwas reger; doch waren solche Fälle selten. Mit dem Ausbruche der Revolution jedoch wurden die Straßen von Paris, zumal Nachts, wirklich unsicher. Zwar gab es eine Straßenbeleuchtung, aber sie war sehr dürftig. Spärlich waren an den Häusern Laternen angebracht, welche, nicht mit Oel, sondern mit thierischem Abfallfette gespeist, einen düstern Schein auf einige Schritte verbreiteten, um den Vollmond herum, auch bei bedecktem Himmel, aber niemals brannten. Man ging deswegen auch in der Regel mit eigener Handlaterne aus; auch konnte man stets von Nachts herumwandernden Händlern dergleichen kaufen.

Eine arge Plage der Stadt waren die Bettler, welche alle Stadtthore umlagerten, in die Kirchen sich eindrängten und scharenweis die Straßen durchzogen, um durch Erheuchelung von allerhand Gebrechen von dem Mitleide zu leben. Viele davon, von der Polizei aufgegriffen, hatten schon sechs- oder achtmal im Gefängnisse gesessen, kehrten aber doch stets, obgleich nur gegen das Versprechen künftiger Arbeitsamkeit entlassen, wieder zu ihrem frühern faulen Leben zurück. Tausende standen nahe am Bettel: 1786 zählte Paris 200,000 Personen, deren ganzer Besitz den Werth von 200 Franken noch nicht erreichte; und von diesen waren nach drei Jahren 120,000 so weit, daß sie ohne öffentliche Unterstützung ihr Leben nicht mehr erhalten konnten. Entsetzlich hohe Zahlen für eine Stadt von 650,000 Einwohnern, wie sie Paris damals zählte! Daher kam es, daß ein so großer Theil der Pariser kraftlos, bleich, klein und verkümmert aussah. Unter dieser Bevölkerung der Höfe und der Dachkammern gab es fast gar keine Kinder: die meisten starben bald nach der Geburt an Kraftlosigkeit oder schlechter Ernährung. Diesen Ausfall ersetzte indeß mehr als reichlich die stete Zuwanderung aus der Provinz: 1789 konnte man annehmen, daß von je dreißig Parisern nur einer in Paris geboren war. Es waren zum großen Theile die bedenklichsten Elemente, welche sich Paris zuwandten, um in dem großen Menschengewühle sich zu verbergen: unzünftige Handwerker, existenzlose Arbeiter, Schelme aller Art; viele zogen direkt aus den Zuchthäusern und Bagnos nach der Hauptstadt, bereit ihre Faust zu jeder Unthat herzugeben. So lange die Ordnung noch galt, hielten sie sich vorsichtig verborgen; sobald aber diese sich lockerte, kamen sie wie „Kloakenratten“ aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Im Frühjahr 1789

sah man Leute in Paris auf den Straßen erscheinen, wie man sie niemals vorher gesehen hatte, in abenteuerliche, zerfetzte Lumpen gehüllt, manche halbnackt, aber alle mit schweren Stöcken versehen und halb finster, halb höhnisch die Vorübergehenden musternd. Es war die Hefe von Paris, ja von Frankreich, welche mit der Gährung emporstieg.

Stimmung in Paris. Die neuen Ideen von Freiheit und Gleichheit, von Menschenrechten und Volkssouveränität waren aus den Salons langsam, aber stetig in immer tiefere Schichten der Pariser Bevölkerung, bis zu den Handwerkern, Hökerinnen und Soldaten hinab, gedrungen. Hatten denn die Gebildeten nicht laut genug davon in Gegenwart ihrer Bedienten, in Kaffeehäusern und auf den Promenaden gesprochen? Der Proletarier legte das aufgefangene Wort sich nun nach seiner Weise zurecht; der philosophische Sinn war ihm gleichgiltig, er wandte es praktisch. „Herr Herzog", sagte ein Lastträger zu dem Herzoge von Liancourt, „jetzt sitzen Sie noch in Ihrer Kutsche; nächstes Jahr werde ich darin sitzen!" Die revolutionären Flugschriften thaten das Uebrige. An die Portale der Paläste gelehnt sah man die Lakaien stehen, Sieyes' „Was ist der dritte Stand?" in der Hand. Noch mehr sprach den großen Haufen an Camille Desmoulins' „Freies Frankreich".

Am 21. April begannen in Paris die Wahlversammlungen in allen Stadtvierteln. Wochenlang sah man täglich lange Reihen von Wahlmännern durch die Straßen ziehen; denn auch nachdem die Abgeordneten gewählt waren, fuhren sie fort, sich zu versammeln, um von diesen Versammlungen aus das Verhalten ihrer Abgeordneten in den Generalständen nicht blos zu überwachen, sondern geradezu zu leiten. Sie kamen sich als die Auftraggeber vor, denen die Beauftragten zu folgen haben. Ihnen schwebte als Ziel die völlige Umgestaltung des Staates auf liberalster Grundlage vor, worin der große Haufe ganz mit ihnen einverstanden war. In einer solchen Versammlung verbreitete sich das Gerücht, es hätte der Papierfabrikant Réveillon gesagt, daß eine Arbeiterfamilie von 15 Sous den Tag wol leben könne. Zwar konnte es nicht wahr sein, denn Réveillon gab in seiner Fabrik selbst dem geringsten Arbeiter 25 Sous; überdies hatte Réveillon, früher selbst Fabrikarbeiter, während der Arbeitsstockung des letzten Winters von seinen 350 Arbeitern keinen entlassen, sondern alle ohne Abzug in seinem Lohn behalten; aber danach fragten die Tagelöhner, die Gesellen, die fremden Landstreicher nicht. Mit Keulen bewaffnete Banden rotteten sich zusammen, hemmten den Verkehr und schleuderten Verwünschungen gegen Réveillon. Erst gegen Mitternacht gelang es, die Menschenhaufen zu zerstreuen. Allein am nächsten Tage begann der Tumult von Neuem: „1500—1600 Kerle", so beschreibt sie ein Augenzeuge, „in Lumpen gehüllt, von Schnaps stinkend, ziehen nach dem Hause Réveillon's, das eine Polizeiwache von 30 Mann vertheidigt, erobern es, zerschlagen und verbrennen die Möbel und Geräthe, stehlen das Silberzeug und fallen im Keller ohne Unterschied über die Wein- und Firnißfässer her, bis sie theils betrunken, theils vergiftet daliegen." Polizei zu Fuß und zu Pferd, französische und Schweizer Garden rückten jetzt vor und gaben auf die Meuterer Feuer. Aber so verzweifelt wehrten sich die betrunkenen Banden, daß sie erst wichen, als Kanonen gegen sie aufgefahren wurden. Das gab etwas Respekt; noch hörte um Mitternacht ein Polizeispion den Anführer einer der zurückgetriebenen Banden seine Leute anfeuern, von Neuem an die Arbeit zu gehen; aber die Verwegenheit war doch gebeugt. Am folgenden Tage wenigstens raunten die Banden einander zu: „Hier in Paris ist nichts mehr zu machen; die Behörden haben zu gute Maßregeln getroffen: gehen wir nach Lyon!"

Ueber zweihundert von diesen Aufwieglern waren getödtet worden und vierzig verhaftet. Es stellte sich heraus, daß sich unter diesen kaum einer befand, der nicht die Brandmarke des Galeerensträflings trug oder schon einmal öffentlich ausgepeitscht worden war. Von solcher Art waren die Rädelsführer der Krawalle: Noth, Verbrechen und die neuen gährenden Theorien waren ihre Werber. Mit dem Ehrennamen „Patrioten" deckten sich Alle.

Das Militär war es gewesen, welches bei diesem ersten Ausbruche der revolutionären Leidenschaften die Ordnung wieder hergestellt hatte. Allmählich aber wurden auch die Soldaten von der allgemeinen Gährung ergriffen. Zuerst zeigte sich der Geist der Widersetzlichkeit bei

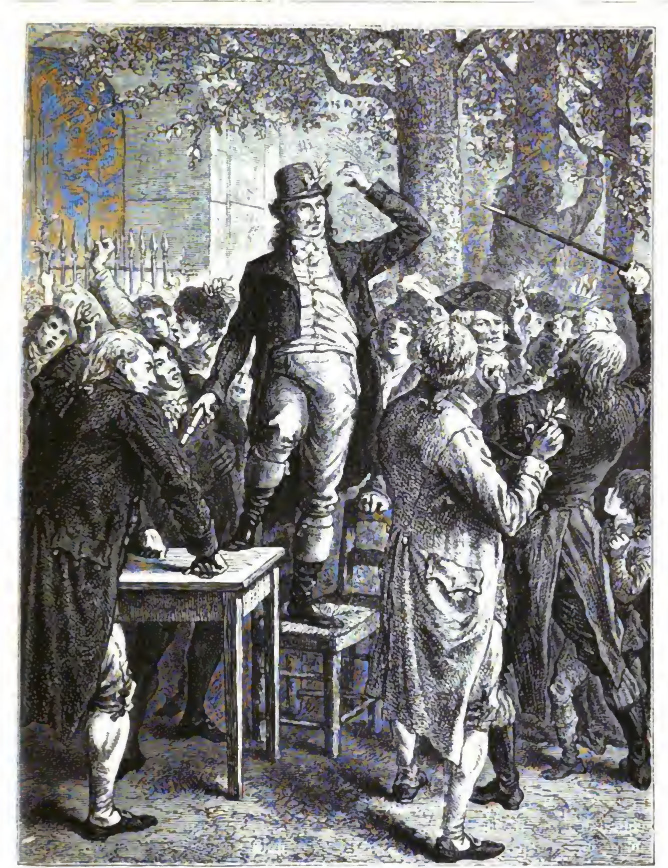
dem Regimente der französischen Garde, welches in Paris kasernirt war; es murrte laut darüber, daß die jungen Offiziere sich fast gar nicht mehr um den Dienst kümmerten und selbst nach Revuen das Regiment nicht einmal bis in die Kaserne zurückgeleiteten. Die Antwort war, daß ihm verboten wurde, überhaupt die Kaserne zu verlassen. Allein nach einigen Tagen übertraten die Gardisten diesen Befehl und von ihren Unteroffizieren, welche wol merkten, daß nach den ersten Anzeichen von Insubordination die militärische Laufbahn ihnen fortan verschlossen wäre, angeführt, zogen sie in langem Zuge durch die Straßen und begaben sich in den ihnen wohlbekannten Garten des Palais-Royal.

Von der Menge umringt, von den Patrioten beglückwünscht, wurden sie mit Wein und Eis bewirthet und zur Desertion aus einem Stande verleitet, in dem man sie durch übermäßiges Exerziren abmatte und durch Prügel abstrafe. Das wirkte. Als daher elf von den Rädelsführern dieser Insubordination verhaftet und in das Militärgefängniß in der Abtei gesperrt wurden, schrieben diese an ihre patriotischen Freunde im Palais-Royal und baten sie um Hülfe. Ein junger Mensch stieg auf einen Stuhl und las den Brief laut vor; sofort setzte sich ein großer Haufe nach der Abtei in Bewegung, sprengte mit Hammer und Brechstange das Gefängnißthor, befreite die Gefangenen, führte sie im Triumphe nach dem Palais-Royal und umstellte sie mit Wachen, um ihre Wiederergreifung zu verhindern. Einem Gesuche um Begnadigung wurde von dem Könige wirklich für den Fall Gewährung zugesagt, daß die Ordnung wieder hergestellt werden würde. Daraufhin wurden die Gardisten zwar sofort in das Gefängniß zurückgeführt, durch ein königliches Begnadigungsschreiben aber unverzüglich wieder in Freiheit gesetzt.

Die Folge der bewiesenen Milde des Königs war, daß fünf Sechstel der französischen Garden den unruhigen Köpfen sich anschlossen, daß die Artillerie diesem Beispiele folgte und daß auch die Dragoner erklärten, wenn man ihnen befehlen würde, auf die Bürger zu schießen, so würden die ersten Schüsse auf ihre Offiziere gerichtet sein. So nahm der Abfall der Truppen immer größere Verhältnisse an, und die Zuversicht der Patrioten wuchs in demselben Grade, wie sie die bewaffnete Macht sich ihnen anschließen sahen.

Das Palais-Royal. Der Garten des Palais-Royal war vordem der Sammelplatz der feinen Welt gewesen, die sich unter seinen alten schönen Bäumen in gewählter Toilette vor oder nach der Oper zu ergehen oder zu konversiren pflegte. Der Herzog von Orléans indeß, dem das Schloß gehörte, hatte eine Anzahl der Bäume weghauen und dafür Läden und Kaffeehäuser, von denen er eine große Rente zog, einrichten lassen. Dadurch hatte das Palais-Royal ganz seinen Charakter verändert. Neben den Weinstuben waren Spielhöllen — man zählte deren dort 31 — entstanden; über 200 öffentliche Mädchen hatten sich darin eingenistet. Damit war auch das Publikum ein ganz anderes geworden; Abenteurer, Studenten, Schreiber, untergeordnete Schriftsteller und Künstler, Arbeiter ohne Arbeit, Kaufmannsdiener ohne Stelle, kurz Müßiggänger jeder Art füllten den Garten und die Galerien des Palais-Royal nicht selten zu Tausenden. Ruhige Bürger, Leute, die etwas auf sich hielten, würde man dort vergebens gesucht haben.

Hier wurden die neuesten Nachrichten verbreitet, die Vorgänge in Paris und Versailles besprochen; Debatten entspannen sich, Reden wurden aus dem Stegreife gehalten, Jeder ließ seiner Leidenschaftlichkeit den Zügel schießen, denn hier fühlte sich Jeder frei, unbekannt unter Unbekannten, ohne Verantwortung für seine Worte. Täglich erschienen in diesen erregten Tagen neue Flugschriften, manchen Tag mehr als ein Dutzend; man drängte sich in die Buchläden, um sie zu kaufen; wem es gelungen, der stieg wol auf einen Stuhl und las sie vor. Je unverhüllter sie die Ziele der allgemeinen Bewegung angaben, um so lauter war der Beifall; lärmende Zustimmung fand Camille Desmoulins, wenn er die Gunst der Zeit in seinem „freien Frankreich“ in die Worte zusammenfaßt: „Nun das Vieh in der Schlinge steckt, müßt ihr es erdrosseln. Vierzigtausend Paläste, Hotels, Schlösser und zwei Fünftel aller Güter Frankreichs werden der Lohn der Tapferkeit sein!“ Diese Sprache verstanden Alle; denn das wollten Alle.



Camille Desmoulins im Garten des Palais-Royal. Zeichnung von F. Lix.

Im Mittelpunkte stand ein Saal, aus Brettern errichtet. Stets war er voll junger Leute, die darin in parlamentarischer Manier Berathungen hielten; Anträge wurden gestellt, Beschlüsse gefaßt. Als Feinde des Vaterlandes wurden hier die Brüder des Königs und die Gräfin von Polignac verfehmt; Plakate wurden hier abgefaßt, um, in den Straßen angeklebt, das Volk aufzuhetzen. Keinerlei Widerspruch wurde geduldet; ein junger Abt äußerte sich ungünstig über Necker: sofort wurde er ausgepeitscht. Zwei Husarenoffiziere, also von einem nicht patriotisch gesinnten Regimente, betraten den Garten: man schleuderte die Stühle nach den „Polichinells“, so daß sie schleunigst flüchten mußten. Ein Mann, den man für einen Polizeispion hielt, wurde wie ein Hirsch durch den ganzen Garten gehetzt, dann warf man mit Steinen nach ihm, riß ihm ein Auge aus und stürzte ihn endlich ins Wasser.

Das war der Geist, der im Palais-Royal herrschte. Von hier trugen ihn die Gardisten in ihre Kaserne; denn Abend für Abend sah man sie hier. Sie waren die begünstigten Liebhaber jener leichtfertigen Dirnen; sagte man doch, daß die meisten Soldaten nur darum in das Regiment der französischen Garde eintraten, um auf Kosten der armseligen geschminkten Geschöpfe zu leben. Man kann sagen, das Palais-Royal war das Hauptquartier der revolutionären Bewegung.

Der 12. Juli. Es war um Mittag des 12. Juli, als im Palais-Royal die Nachricht sich verbreitete, daß Necker entlassen sei. Es war Sonntag, die Zahl der Besucher daher noch größer als gewöhnlich. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der versammelten Tausende. Ein Geschrei des Ingrimms erhob sich, man drängte sich zusammen, Jeder wollte reden. Camille Desmoulins, ein junger phantasievoller Mensch, Hauptredner in den Debatten des Palais-Royal, stieg auf einen Tisch, eine Pistole in der Hand. „Mitbürger", ruft er, „es ist kein Augenblick zu verlieren. Ich komme von Versailles: Necker ist entlassen! Diese Entlassung ist die Sturmglocke einer Bartholomäusnacht für die Patrioten: heute Abend werden sämmtliche schweizer und deutschen Bataillone vom Marsfelde ausrücken, um uns zu erwürgen. Nur eine Rettung bleibt uns: zu den Waffen!" Laut tobend rief man ihm Beifall zu. „Es bedarf", fährt er fort, „eines Erkennungszeichens für die Patrioten: wollt ihr grün, die Farbe der Hoffnung, oder roth, die Farbe des freien Cincinnatusordens?" „Grün! grün!" antworteten tausend Stimmen. Der Redner pflückte ein Baumblatt ab und steckte es an seinen Hut: Alle folgten seinem Beispiel, in einer Viertelstunde sind die alten Kastanienbäume des Gartens fast entlaubt.

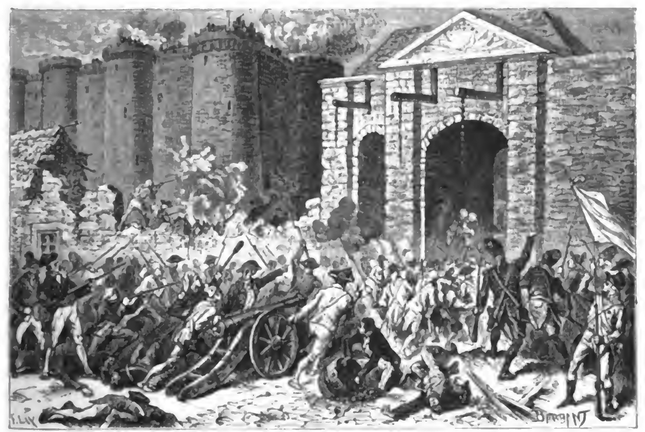
Die Menge wälzte sich hinaus in die Straßen. Man zwang die Theater und Tanzlokale zum Zeichen der Trauer zu schließen, man holte die Wachsbüsten des Herzogs von Orléans und Neckers herbei, umhüllte sie mit Trauerflor und trug sie im Triumphe durch die Straßen, indem man alle Begegnenden nöthigte, sich anzuschließen oder wenigstens den Hut abzunehmen. In der Straße St. Honoré in der Nähe des Vendômeplatzes, begegnete dem Zuge eine Abtheilung des Dragonerregiments Royal-Allemand. Diese geriethen mit den zahlreichen Soldaten der französischen Garde, die den Zug begleiteten, an einander; denn schon längst bestanden Reibungen zwischen den beiden Regimentern. Die deutschen Dragoner zogen sich nach den Tuilerien zurück, wurden aber dort mit einem Hagel von Steinen und Flaschen empfangen. Der Tumult setzte sich bis in den Tuileriengarten hinein fort, in welchem sich zahlreiche Sonntagsspaziergänger befanden. Der Fürst Lambesk, welcher die Dragonerabtheilung befehligte, ging mit der größten Rücksicht und Geduld vor. Er ließ die Dragoner eine Salve in die Luft geben; sofort aber fiel ein Dutzend Personen seinem Pferde in Mähne und Zügel. Von ihnen sich frei zu machen, tummelte der Fürst sein Pferd herum und schwang den Säbel. Erst als ein Mensch die Brücke, welche in den Garten hineinführte, sperren und dadurch den Truppen den Rückweg abschneiden wollte, schlug er mit der flachen Klinge ihn über den Kopf und duldete auch nicht, daß die Dragoner, obgleich sie von den Terrassen aus mit Steinwürfen und sogar mit Schüssen angegriffen wurden, Gewalt gegen das Volk anwendeten.

Die Kunde von diesen Vorgängen verbreitete sich in ungeheuerlicher Uebertreibung sofort in der Stadt. Die französische Garde ergriff ihre Waffen und zog vor die Kaserne der Dragoner. „Wer da?" rufen sie ihnen zu. „Royal-Allemand." — „Seid ihr für den dritten Stand?" — „Wir sind für die, welche uns Befehle geben." Eine scharfe Salve, die mehrere tödtet und verwundet, ist die Antwort. Dann ziehen die Gardisten im Sturmschritt mit gefälltem Bajonette nach den Tuilerien und stellen sich zwischen dem Volke und den Dragonern auf: eine Stellung, welche sie die ganze Nacht hindurch behaupten.

Nunmehr erhielten andere Truppen vom Marsfelde her den Befehl vorzurücken; sie wurden aber von der französischen Garde mit Flintenschüssen empfangen. Ein Schweizer-Regiment wurde zum Angriffe auf die Garde vorkommandirt, allein es weigerte sich. Die anderen Regimenter folgten diesem Beispiele, so daß die Offiziere endlich in voller Verzweiflung den Rückzug befehlen mußten.

Der Versuch der Hofpartei, Paris mit den Waffen zu unterwerfen, war gescheitert. Die Unzuverlässigkeit der Truppen hatte den Ausschlag gegeben. Daher befahl der König, die Regimenter ganz aus der Nähe von Paris zurückzuziehen, damit sie von dem Geiste der Widersetzlichkeit, wie er in dem Abfalle der französischen Garde sich aussprach, nicht noch weiter ergriffen würden. Die Hauptstadt wurde sich selbst überlassen.

Unterdessen hatte das Volk mit wildem Eifer nach Waffen gesucht, das Pflaster aufgerissen und Barrikaden zu bauen begonnen. Die ganze Nacht setzte sich der Tumult fort; überall wurde Sturm geläutet. Banden, mit Stöcken und Lanzen bewaffnet, zogen durch die Straßen und erbrachen unter dem Vorwande, Brot und Waffen zu suchen, die Häuser. Die Bürger schlossen sich angstvoll in die Häuser ein, zitternd für Habe und Leben. Schmuggler steckten in mehreren Vorstädten die Zollbarrieren in Brand. Die Stadt schien im Besitze der Banditen und des niedrigsten Gesindels zu sein.



Der Bastillesturm. Zeichnung von F. Lix.

Die Nationalgarde. Noch am Abende hatten die Wahlmänner sich versammelt. Die Schutzlosigkeit der Stadt verlangte dringend besondere Maßregeln. So erfolgte denn am Morgen, während die Sturmglocke die Freiwilligen zusammenrief, der Aufruf zur Errichtung einer Nationalgarde. In Zeit von vier Stunden war der Plan dazu entworfen, gedruckt und angeschlagen worden. Jedes der 60 Stadtquartiere sollte ein Bataillon zu 800 Mann bilden. Man gab ihnen als Abzeichen die Nationalkokarde, nicht das Grün von gestern, denn grün war die Farbe des Grafen von Artois, sondern die Stadtfarben von Paris: blau und roth, denen weiß — die Farbe der Lilien im bourbonischen Wappen — hinzugefügt wurde, um die Vereinigung von Bürgern und Soldaten anzudeuten. Die französische Garde, welche, dem Befehle des Königs, von Paris abzumarschiren, ungehorsam, ganz zum Volke übergetreten war, wurde der militärische Mittelpunkt der neuen Garde.

Während sich die Bürgerwehr noch organisirte, verübte das Gesindel in der Stadt ungestraft die ärgsten Räubereien. Eine Rotte brach, mit Aexten bewaffnet, in das Lazaristenkloster ein, zerstörte die Schränke, die Bücher und Heiligenbilder der Mönche; dann stieg sie in die Keller hinab, schlug den Fässern den Boden aus, berauschte sich bis zur Sinnlosigkeit und ließ den Wein in Strömen fließen, so daß man dort am folgenden Tage dreißig Personen, Männer und Weiber, fand, die im Weine ertrunken waren. Andere Banden wieder brachen

in die Waffenhandlungen, andere in das Zeughaus ein und schleppten, was sie von Waffen fanden, daraus hinweg. Auch die ganze Nacht hindurch machte solch Gesindel, dessen Menge man auf 50,000 Köpfe schätzte, jetzt um so gefährlicher, als es bewaffnet war, die Straßen unsicher, ließ sich die Häuser öffnen und, was an Getränken, Geld und Waffen vorhanden war, ausliefern. Ganz Paris war in Gefahr, ausgeplündert zu werden.

Der Bastillesturm. In dieser Gefahr drängte sich Alles herbei, um in die Listen der Nationalgarde sich einzeichnen zu lassen. Die Bürger kauften den herumziehenden Strolchen ihre Gewehre für 3 Francs und ihre Säbel für 12 Sous ab; man ergriff auch einige Missethäter und henkte sie ohne Weiteres auf. Aber noch fehlte viel, daß die Herrschaft der Menge gebrochen gewesen wäre.

Im Stadthaus waren die Wahlmänner versammelt, die sich unter dem Vorstande der Kaufmannschaft, dem gewöhnlichen Verwalter der Hauptstadt, als Stadtobrigkeit konstituirt hatten. Hunderte von Menschen drängten sich in den engen Saal, selbst wieder von Tausenden von der Straße her gedrängt; die Sitzreihen fielen um, das Täfelwerk krachte, die Schranken des Bureaus wurden bis an den Stuhl des Vorsitzenden herangeschoben. Man ließ sechs Fässer Pulver in den Saal bringen und erklärte den Eindringlingen, daß das ganze Stadthaus, wenn sie nicht Verstand annehmen und sich entfernen würden, in die Luft gesprengt werden würde. Das Geschrei, das Heulen und Singen sind betäubend; keiner weiß recht, was er eigentlich will (14. Juli 1789).

Ein großer Haufe, drängend und gedrängt, zog nach dem Invalidenhotel. Im Vorhofe standen die Artilleristen mit brennenden Lunten bei ihren Geschützen; aber in einem Augenblicke füllte die Menge den ganzen Hof an. Niemand leistete ihr Widerstand; Tausende von Flinten und mehrere Kanonen wurden ihre leichte Beute. Zwar hatte der Gouverneur 20 Soldaten kommandirt, von den Gewehren die Hähne abzuschrauben; aber in sechs Stunden hatten sie im ganzen 20 abgeschraubt. So war auch hier die Stimmung unter den Soldaten.

Ein anderer Haufe war nach der Bastille gezogen und beschoß von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags die vierzig Fuß hohen und dreißig Fuß dicken Mauern mit — Flintenkugeln. Man hatte nur das Verlangen, irgend Etwas zu thun; was, war gleichgiltig. Die Bastille war überdies den Parisern verhaßt: sie galt ihnen für das Zwing-Uri des mittelalterlichen Despotismus. Als Citadelle von Paris erbaut, um den Verkehr der Hauptstadt mit dem südlichen Binnenlande zu beherrschen, diente sie jetzt nur noch als Staatsgefängniß und Arsenal. Drohend indeß schauten ihre Kanonen auf die Vorstadt St. Antoine herab.

Schon 1782 hatte König Ludwig sich mit dem Gedanken getragen, der Abneigung der Pariser nachzugeben und die Bastille abtragen zu lassen; er legte eben wenig Gewicht auf das Fort. Daher betrug auch die ganze Besatzung nur 32 Mann, Schweizer, denen zur Unterstützung im Dienste 82 Invaliden beigegeben waren.

Man forderte den Gouverneur de Launay auf, sich zu ergeben; denn man wollte sich in den Besitz der großen Pulvervorräthe setzen, welche in den Kellern der Bastille lagern sollten. Allein de Launay wies das zurück, versprach jedoch neutral zu bleiben; nur wenn man ihn angriffe, würde er sich vertheidigen. Auf die Flintenschüsse, die doch einen vorwitzigen Invaliden verwundet hatten, antwortete er gar nicht, ließ sogar, als man ihn darum bat, die Kanonen aus den Schießscharten zurückziehen und die Besatzung schwören, nur im Falle eines Angriffes zu schießen. Er sah in der Volksmenge, die sich vor der Festung ansammelte, gewissermaßen nur aufgeregte Kinder, mit denen man Nachsicht haben muß. Die Deputation, welche zu ihm entsendet wurde, lud er zum Frühstück ein und ließ sie ruhig die Festung besichtigen. Selbst als die erste Zugbrücke rasselnd niederfiel — die Angreifer hatten mit Aexten die Ketten durchschlagen — that er nichts, um die Belagerer fern zu halten.

Diese berathschlagen unterdeß, wie sie dem mächtigen Steinbau beikommen können. Ein Zimmermann will eine Art Wurfmaschine konstruiren, ein Bierwirth mit einer Spritze Mohnöl mit Phosphor gegen die Festung spritzen und sie dann in Brand stecken. Statt dessen schleppt die Menge Stroh herbei, um die Wohnhäuser am Eingange der Bastille damit in Brand zu

setzen. Erst als das Strohfeuer hoch aufschlägt und die zweite Zugbrücke bedroht, läßt der Gouverneur de Launay einen Kartätschenschuß auf die Angreifer abfeuern, den einzigen, der aus der Festung gefallen ist.

Die Zahl der Angreifer betrug wenig über 800; es waren großentheils Leute aus der Provinz, darunter viele Deutsche. Den Hintergrund aber des Bastilleplatzes füllten ebenso wie die benachbarten Straßen zahllose Neugierige, welche dem aufregenden Schauspiele, ohne eine Hand zu rühren, zuschauten. Auch eine Anzahl vornehmer Damen hatte sich dazu eingefunden, die ihre Wagen in der Nähe warten ließen. Den Belagerten aber erschien dies als eine einzige ungeheure Masse, welche die Festung bedrohe. Darüber verloren sie gänzlich den Kopf, wiesen die Aufforderung ihres Kommandanten zu tapferer Gegenwehr, als man auch Kanonen gegen die Festung auffuhr, zurück und ließen selbst dem Feinde die zweite Zugbrücke nieder. Es wäre unmöglich, meinten sie, eine so große Menge von Mitbürgern umzubringen.

In diesem entscheidenden Augenblicke will de Launay die Pulverfässer anzünden und damit die Festung und das ganze Stadtviertel in die Luft sprengen. Einer von seinen Leuten hält ihn mit Gewalt zurück, ein anderer zieht die weiße Fahne auf, und ein Offizier der Schweizer reicht den ersten der hereinstürmenden Feinde, den beiden Unteroffizieren von der französischen Garde Elie und Hulin, einen Zettel entgegen, auf dem geschrieben steht, daß die Bastille kapitulire unter der Bedingung, daß der Besatzung kein Leid geschehe. Beide geben ihr Wort zum Pfande; allein die ihnen nachdrängende Menge, von dem Pulverdampf und dem wüsten Geschrei bis zum Wahnsinn aufgeregt, feuert blindlings in den Hof hinein, durchbohrt den Retter der Vorstadt St. Antoine mit Säbelstichen, schießt und sticht nieder, was ihr in den Wurf kommt. Die Schweizer in ihren blauen Arbeitsblusen werden für Gefangene gehalten und entwischen glücklich in dem Tumult, aber die Invaliden, welche die Brücke niedergelassen hatten, werden mit sammt den Offizieren der Schweizer niedergemacht. Wer keine Waffen hat, wirft wenigstens mit Steinen in den Haufen hinein. Endlich denkt man auch daran, die Staatsgefangenen, welche in den Kerkern der Bastille schmachten sollten, zu befreien. Man bringt die Opfer des Despotismus ans Tageslicht: es waren ihrer sieben; vier davon saßen wegen Fälschung in der Haft, zwei waren Wahnsinnige, und der letzte, der Graf Solages, war auf die Bitte seines eigenen Vaters eingekerkert worden!

Der Gouverneur de Launay war bei dem Eindringen der wüthenden Menge in die Bastille durch einen Degenstich in die rechte Schulter verwundet worden. Elie und Hulin nahmen ihn jetzt in ihre Mitte und suchten ihn auf jede Weise zu schützen, indem sie ihn wegführten; aber die wilden Rotten erkannten ihn, stachen ihn mit Bajonetten und Piken und rissen ihm die Haare aus. „Man muß ihm den Kopf abschneiden", schrie einer; „er muß gehenkt werden", weiterhin ein Anderer. „Nein, man binde ihn an den Schweif eines Pferdes", rief ein Dritter und warf ihm einen Stein an den Kopf. „Man gebe mir den Tod!" schrie der Gepeinigte auf, das Ende seiner Qualen herbeisehnend, und wie in Verzweiflung gab er einem seiner Peiniger einen Fußtritt. Augenblicklich stürzte sich die Menge auf ihn, schleuderte den riesenstarken Hulin bei Seite, durchbohrte den Gouverneur mit Bajonnetten und warf ihn in eine Pfütze, selbst auf den Leichnam noch wüthend losschlagend. „Er hat uns verrathen; die Nation verlangt seinen Kopf!" Der Mensch, der den Fußtritt erhalten hatte, kniet nieder und schneidet mit einem Taschenmesser dem Todten den Kopf ab. Der Kopf wird auf eine Heugabel gesteckt und unter gräßlichem Muthwillen weiter getragen. So geht der Zug ins Palais-Royal.

Im Palais-Royal hatte sich aus den Stammgästen eine Art Gerichtshof aufgethan, der weder mit Worten noch mit Todesurtheilen sparsam war. In der Nacht vom 13. zum 14. Juli hatte er ein Verzeichniß derjenigen Personen aufgestellt, die er zum Tode verurtheilte. Diese Proskriptionsliste war gedruckt, öffentlich angeschlagen und den Verurtheilten zugesandt worden. Obenan standen darauf der Graf von Artois, der Fürst Lambesk, die neuen Minister Marschall Broglie und Foulon, sowie dessen Schwiegersohn Berthier. Hinzugefügt war, daß Jedem, der den Kopf eines der Geächteten herbeischaffe, eine Belohnung zugesichert würde.

Während des ganzen 14. Juli blieb dieser Gerichtshof versammelt. Hier erhob Jemand gegen Flesselles, den Vorstand der Kaufmannschaft und Vorsitzenden der Wählerversammlung im Stadthause, die Anklage auf Verrath. Er habe, wurde ihm schuld gegeben, an de Launay geschrieben: „Halten Sie wacker Stand; ich unterhalte indessen die Pariser mit Kokarden und Versprechungen." Das genügte; die Menge stürmte nach dem Stadthause, um ihn ins Palais-Royal zu holen. Freilich war die Beschuldigung eine leere Erfindung, aber die Unzahl der wild aufgeregten Menschen, die sich plötzlich lärmend und tobend in den Sitzungssaal des Stadthauses hineindrängten, verwirrte Flesselles. „Fort ins Palais-Royal mit Dir!" schrieen hunderte von Stimmen ihn an, „dort sollst Du gerichtet werden!" Damit stürzten sie auf ihn los, umringten ihn und schleppten ihn mit sich fort. Sie waren noch nicht weit gekommen, als ein junger Mensch einen Pistolenschuß auf den Greis abfeuerte und ihn niederstreckte. Sofort wurde dem Verwundeten der Kopf abgeschnitten, auf eine Pike gesteckt und im Triumphe davongetragen.

Es war schon Nacht, als die Nachricht von diesen Vorgängen und von der Eroberung der Bastille nach Versailles kam. Der König hatte sich schon zur Ruhe begeben. Allein der Herzog von Liancourt, dem sein Amt als Obergarderobenmeister zu jeder Zeit freien Zutritt zum Könige gewährte, kam an das Bett des Königs, weckte ihn und erstattete ihm Bericht von dem, was sich während des Tages in Paris zugetragen hatte. „Das ist also eine Revolte?" rief Ludwig aus und setzte sich erschrocken aufrecht im Bette hin. „Nein, Sire", erwiderte der Herzog, „das ist eine Revolution!"





 Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Ankunft des Königs in Paris. Zeichnung von F. Lix.



Das neue Stadthaus und die Staatskanzlei zu Straßburg.

Sieg der revolutionären Bewegung.

Der Eindruck, welchen die Eroberung der Bastille in Europa machte, war ein ganz außerordentlicher: man sah darin den Sieg des Volkes, welches sich für seine Freiheit gegen den Despotismus erhebt. In dem tiefen, aber stillen Freiheitsdrange, welcher die Herzen der Völker durchzitterte, tönte die Kunde wieder; jetzt erst richteten sich alle Blicke auf Frankreich. In Paris dagegen folgte dem Rausche des Sieges eine plötzliche Ernüchterung; die eben noch hoch gefeierten Bastillestürmer verschwanden, ja sie wagten nicht einmal, sich als Theilnehmer an der Erstürmung zu bekennen; eine jähe Furcht war über Alle gekommen, daß die noch auf dem Marsfelde und in der Nähe der Stadt lagernden Truppen unversehens einrücken und für ihre Kühnheit sie zur Rechenschaft ziehen könnten. Auch die Nationalversammlung war nicht ohne Besorgniß; obgleich sie auf die Deputationen, welche sie während der letzten Tage mit der wiederholten Bitte um Zurückziehung der Truppen an den König gesandt hatte, nur unbefriedigende Antworten erhalten, beschloß sie doch die Absendung noch einer neuen Deputation, als der Herzog von Liancourt mit der Meldung erschien, der König sei im Begriffe einzutreten.

Der König in der Nationalversammlung. Ludwig hatte, bestürmt durch die Ereignisse, welche in Paris sich zugetragen hatten, den Entschluß gefaßt, mit der Nationalversammlung sich zu versöhnen und zu diesem Zwecke sich persönlich in dieselbe zu begeben. So unerwartet indeß kam der Versammlung diese Ankündigung, daß sie, freudig bewegt, mit lauter Zustimmung sie aufnahm. „Warten Sie noch ab“, erhob da Mirabeau mit ernster Warnung seine Stimme, „bis der König uns seine guten Absichten zu erkennen gegeben hat. Ehrfurchtsvoll, aber ernst sei der Empfang: das Schweigen der Völker ist die Lehre der Könige.“

Der König trat ein, nur von seinen beiden Brüdern begleitet; stehend, den Hut in der Hand, erklärte er, daß er sich der Nationalversammlung, die er bisher noch niemals mit diesem revolutionären Namen bezeichnet hatte, anvertraue, und daß er den Befehl zur Entfernung sämmtlicher Truppen gegeben habe, was die Versammlung der Hauptstadt mittheilen möge. Der Präsident wiederholte in seiner Erwiderung auf die Rede des Königs die Bitten, welche die Nationalversammlung im Begriffe gewesen war durch eine neue Deputation ihm

vorzutragen. Die zusagende Antwort, welche der König darauf gab, wurde mit lautem Beifall von den Deputirten aufgenommen: Alle erhoben sich von ihren Sitzen, umgaben den Monarchen und geleiteten ihn zu Fuße in das Schloß zurück. Nur mit Mühe war durch das Volk, welches dicht gedrängt den Schloßplatz erfüllte, ein Weg zu bahnen; auf vielen Gesichtern sah man die Rührung. Die Königin stand auf dem Balkone, ihren kleinen Sohn auf dem Arme: da brach der Jubel los, ganz Versailles erschien trunken vor Freude.

Bailly und Lafayette in Paris. In Paris hatte man aus Besorgniß vor den Truppen angefangen Barrikaden zu errichten. Nun erschien die Deputation der Nationalversammlung mit der Nachricht von der völligen Versöhnung des Königs, den die Hofpartei bisher durch allerhand Vorspiegelungen in die Irre geführt hatte, mit der Versammlung; man faßte wieder Vertrauen; laut äußerte sich die Freude. Der Abgeordnete Lally-Tolendal erstattete Bericht: man setzte ihm einen Blumenkranz auf und führte ihn an das Fenster des Rathhauses, um ihn der unten versammelten, dicht gedrängten Menge zu zeigen. Bailly wurde zum Maire von Paris berufen und damit an die Spitze der Stadtregierung gestellt, Lafayette wurde das Kommando über die Nationalgarde übertragen. Dann begaben sich Alle in Begeisterung nach der Kirche Notre-Dame, wo ein Te Deum angestimmt wurde. Viel Volks begleitete den feierlichen Zug, wobei man die Soldaten der französischen Garde mit denen der Nationalgarde vertraulich Arm in Arm gehen sah. Bei der Rückkehr von Paris kam der Deputation schon die Nachricht entgegen, daß das bisherige Ministerium entlassen und Necker zurückberufen wäre. Mit Jubel wurde er empfangen; aber so wenig war er den Verhältnissen gewachsen, daß ein Jahr später von seinen Abgange kaum Jemand Notiz nahm.

Die Emigranten. Zugleich mit dem Rückmarsche der um Paris und Versailles zusammengezogenen Regimenter in ihre Garnisonen begannen auch die Auswanderungen; etwa 20 Mitglieder des höchsten Adels verließen unter dem Schutze der Truppen den Hof, erschreckt durch den Bastillesturm und die Aechtungslisten, in welche man im Palais-Royal sie eingetragen hatte. Unter ihnen befanden sich außer dem Grafen von Artois, dem Bruder des Königs, der Herzog von Bourbon, kurz die Häupter der alten Hofpartei; Manche wählten aus Vorsicht sogar Verkleidungen, wie die Gräfin Polignac, welche die Kleider ihrer Kammerfrau anlegte. Im Staatsrathe wurde darüber verhandelt, ob nicht auch der König sich wenigstens in die Nähe der Grenze, etwa nach Metz, begeben solle: allein Ludwig schloß die Berathung mit den Worten: „Ich bin entschieden zu bleiben!“ Er gab die Hoffnung auf eine friedliche Lösung der Wirrnisse der Zeit nicht auf.

Diese Flucht der Adelshäupter wurde auch für die Fremden, von denen Paris einen merklichen Theil seiner Einkünfte bezog, das Signal, Frankreich zu verlassen: nur drei Engländer, erzählt man, wären in Paris zurückgeblieben, um den weitern Verlauf der Dinge aus der Nähe zu betrachten.

Das Beispiel der ersten Emigranten fand von Woche zu Woche mehr Nachahmung; im September waren es wöchentlich schon gegen 3000, sämmtlich reiche Leute, welche das Vaterland im Stiche ließen. Bald war die Schweiz so überfüllt mit ihnen, daß in manchen Städten die Häuser so viel an Jahresmiethe einbrachten, wie sie überhaupt werth waren. Ein Strom von Emigranten wandte sich auch nach Deutschland und überschwemmte die rheinischen Erzbisthümer; ihr Hauptquartier war Koblenz. Feige hatten sie den König verlassen, um sich selbst in Sicherheit zu bringen: jetzt erfüllten sie die Zeitungen mit wüthenden Phrasen, bettelten bei den deutschen Höfen umher, warben um die Einmischung fremder Mächte in die inneren Angelegenheiten Frankreichs und machten so die Lage des Königs immer schwieriger und gefahrvoller.

Besuch des Königs in Paris. Bailly, jetzt Maire von Paris, war der Meinung, daß es sehr zur Beruhigung der Gemüther in der Hauptstadt beitragen würde, wenn der König dort in Person sich zeige. Diesem Rathe folgte Ludwig, so sehr auch die Königin, von bangen Ahnungen erfüllt, dagegen war. Er nahm das Abendmahl, durchdrungen von dem Ernste des Schrittes, den er vorhatte, und fuhr nach Paris; die berittene Leibwache, welche ihn begleitete, ließ er in Sèvres zurück. Am Stadtthore von Paris empfing Bailly den König und überreichte

ihm die Schlüssel der Stadt, dieselben, welche zwei Jahrhunderte zuvor König Heinrich IV. waren übergeben worden. „Damals", fügte er hinzu, „hat sich der König sein Volk erobert, aber heute ist es das Volk, welches seinen König sich wiedererobert." In allen Straßen standen dichte Reihen Volks, zum Theil bewaffnet, untermischt mit Soldaten, Weiber mit dreifarbigen Bändern, zerlumpter Pöbel und elegant Gekleidete durcheinander. Viele zeigten eine finstere Miene; ein Schuß sogar fiel in der Nähe des Königs und tödtete eine Frau; dann erhob sich der Ruf: „Es lebe die Nation!" Nur vereinzelte Stimmen riefen dazwischen: „Es lebe der König!"

Als der Zug bei dem Rathhause anlangte, überreichte Bailly dem Könige die Nationalkokarde. Ludwig steckte sie an seinen Hut, trat ans Fenster und empfing mit sichtlicher Freude die Lebehochs, welche nunmehr das unten auf dem Grèveplatze dicht geschaarte Volk ihm zurief. Die Anrede, welche der König an die Versammelten richtete, war kurz und ungekünstelt: sie gipfelte in den Worten: „Mein Volk kann stets auf Meine Liebe rechnen!" Lally-Tolendal erwiederte darauf mit dem Ausdrucke freudiger Dankbarkeit.

Bis Sèvres war ihrem Gemahle die Königin entgegengefahren. Als er dort wieder eintraf, warf sie sich an seine Brust und bedeckte ihn mit Küssen; denn sie hatte gefürchtet, daß sie ihn aus Paris niemals zurückerhalten würde. Vielleicht ist es die Angst und Sorge dieser Stunden des Wartens gewesen, welche eine merkliche Aenderung in den Gesinnungen Marie Antoinettens bewirkt hat; wenigstens begann sie jetzt eine deutliche Abneigung unverhohlen gegen die Revolution zu zeigen, so daß nicht blos ihr Bruder Joseph mehrfach in seinen Briefen seine Unzufriedenheit mit einer solchen Unbedachtsamkeit aussprach — freilich unbedacht war sie von jeher gewesen — sondern auch die alte Abneigung des Volkes gegen die „Oesterreicherin" sich mehr und mehr in grollenden Haß verwandelte.

Der Bauernkrieg. Die Anarchie, unter welcher Frankreich während der ersten Monate des Jahres 1789 gelitten hatte, verwandelte sich unter dem Eindrucke der Begebenheiten, welche sich in Paris und Versailles zugetragen hatten, in einen Krieg Aller gegen Alle; namentlich war es die Nachricht von dem Bastillesturm, welche wie ein Feuerbrand in den aufgehäuften Zündstoff fiel. Noch saß der König auf seinem Throne, aber Niemand gehorchte ihm mehr; vielmehr setzte sich bei dem niedern Volke, das bisher unter den Staatslasten so schwer geseufzt hatte, die Meinung fest, er wünsche gerade, daß das Volk von seinen Drängern und Peinigern sich befreie. Bald gleicht das ganze östliche Frankreich einem Waldbrande, welcher mit unwiderstehlicher Gewalt Alles vernichtet. Gar keine oder ganz ungenügende Maßregeln der Abwehr wurden dagegen ergriffen; die Uebelthäter gingen fast stets straflos aus und wurden dadurch immer verwegener gemacht. Eine allgemeine Zerstörungswuth bemächtigte sich des französischen Volkes; ein furchtbarer Haß gegen Alles, was bisher Geltung gehabt hatte, trat zu Tage. Nirgends fehlte es an solchen Leuten, die ihn immer von Neuem schürten und anfachten; namentlich gab es unter den Deputirten des dritten Standes Viele, welche an ihre Wähler regelmäßige Hetzbriefe schrieben, Advokaten, Unterrichter, welche, durch ihre Armuth verbittert, sich jetzt auf ihre Wichtigkeit viel zu Gute thaten und Alles in den schwärzesten Farben darstellten. Diese aufreizenden Briefe wurden in Stadt und Dorf vorgelesen und durch Abschriften bis in die entlegensten Dörfer verbreitet. Viele dieser Deputirten verfaßten Aufrufe an ihre Wähler, in welchen sie „im Namen des Königs" das Volk zur Selbsthülfe aufforderten. Diese Plakate wurden öffentlich angeschlagen und mit wilder Freude gelesen: stand doch darin geschrieben, daß, wenn sie die Edelleute, welche auf ihre Privilegien nicht gutwillig verzichten wollten, ohne Weiteres todtschlügen, sie nicht nur nicht bestraft, sondern sogar noch belohnt werden würden. Tags darauf wurde dann in allen Dörfern ringsum Sturm geläutet und die Hetzjagd begonnen. Die Opfer, auf die man fahndete, waren die öffentlichen Beamten und die Aristokraten. Jede Stadt will ihren Bastillesturm haben. An Gesindel und erhitzten Köpfen fehlte es ja nirgends. Am 19. Juli erstürmten zu Straßburg einige hundert Strolche, denen sich Arbeiter, Handwerker und Sackträger anschlossen, das Rathhaus, so daß die versammelten Rathsherren nur mit Mühe durch eine Hinterthür entwischen konnten. Alles, was darin an Möbeln, Akten und Urkunden gefunden wurde, wurde zertrümmert, zerrissen und aus den Fenstern geworfen;

im Keller wurde allen Weinfässern der Boden ausgeschlagen, so daß der Wein einen fünf Fuß tiefen See bildete, in welchem mehrere der siegreichen Stürmer ertranken. Die Soldaten lachten zu dem Unfug, rührten aber keine Hand, um ihm zu steuern. Dies Beispiel fand während der nächsten Tage im Elsaß Nachahmung, dann auch anderswo, indem die Zerstörungsfurie im Allgemeinen ihren Weg von Osten nach Westen nahm. In Rouen standen an der Spitze der Tumultuanten ein Advokat und ein Schauspieler, welcher den Harlekin auf der Bühne darzustellen pflegte; in Besançon ein entlassener Galeerensträfling und der Gehülfe eines Thierbändigers; in Troyes führte die mit Dreschflegeln und Heugabeln bewaffnete Rotte ein Tischlergeselle an.

Wehe dem Beamten, der in die Hände solcher Rotten fiel! Der ganze Ingrimm, den die Salzsteuer und die Verzehrungssteuer in dem Herzen des ausgepreßten, mißhandelten und ausgepfändeten Volkes aufgespeichert hatte, entlud sich jetzt auf das Haupt der Beamten: das Mildeste war, daß man sie wegjagte; Viele entrannen nur mit genauer Noth dem Tode, den die Sensen der wüthenden Bauern ihnen drohten; allein ihre Häuser wurden verwüstet, ihr Hab und Gut verbrannt. Es war kaum nöthig, daß die Bauern außerdem auch die Bezahlung der Steuern verweigerten; denn es war Niemand da, sie zu erheben. Kein Zollwächter hütete mehr die Grenzen; kein Exekutor wagte sich in ein Dorf. Die Schmugglerbanden walteten frei; in ganzen Wagenzügen wurde Tabak und Salz aus Deutschland und den österreichischen Niederlanden eingepascht. Damit versiegten die Staatseinnahmen zu einer Zeit, wo die allgemeine Noth erhöhte Anforderungen an den Staat stellte.

Kaum war den Bauern ein Recht verhaßter gewesen als das Jagdrecht. Jetzt ging, wo alle Ordnung aufhörte, Jeder, der eine Flinte sich verschaffen konnte, auf die Jagd; die Getreidefelder wurden niedergetreten, in manchen Gegenden Hasen und Rebhühner ganz ausgerottet; Hirsche und Rehe wurden zu Tausenden niedergeschossen, mit gestohlenem Holze gebraten und an Ort und Stelle verzehrt. Selbst in Versailles wurde der König wiederholt Nachts durch die Schüsse der Wilddiebe aufgeweckt, die in dem Parke jagten. Nicht selten drangen die Bauern auch in die Höfe der Schlösser der Gutsherrschaft ein und schossen die Tauben weg, um sie dann dem Seigneur zum Kaufe anzubieten.

Wirre Gerüchte von dem Widerstande, welchen in Versailles der Adel dem dritten Stande entgegensetzte, drangen zu den Ohren der „Patrioten" auf den Dörfern. Sie nahmen an, daß die Edelleute in der Provinz die Gesinnungen ihrer Standesgenossen bei Hofe und in den Reichsständen theilten, daß überhaupt alle „Aristokraten" sich gegen das Volk verschworen hätten; die Hetzbriefe der Deputirten thaten zudem das Ihrige. So zogen sie denn in bewaffneten Haufen aus zu einem Vertilgungskriege gegen die Aristokraten. Für **Aristokraten** aber galten den Patrioten nicht mehr blos die Mitglieder des Adels und der höhern Geistlichkeit, sondern Jeder, der sich durch Titel, Stellung oder Lebensweise von dem großen Haufen unterschied, überhaupt Jeder, der etwas zu verlieren hatte. In der Gegend von Belfort brach dieser wilde Krieg, der an Greueln die Bauernkriege vergangener Jahrhunderte noch überbot, zuerst aus; mit rasender Schnelle pflanzte er sich dann von hier aus weiter fort; allenthalben hörte man die Berufung darauf, daß der König es den Patrioten verstattet habe, sich zunächst selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Wuthentbrannt stürzte sich die Menge auf die Schlösser der Seigneurs, verwüstete sie und brannte sie nieder. Im Ober-Elsaß wurde damit eine Treibjagd auf die Juden verbunden, von denen in weniger als einer Woche 1200 Familien über die Grenze gejagt wurden. In Schlössern und Abteien wurde Alles zerschlagen und verwüstet: „denn", hörte man sagen, „es ist an der Zeit, daß jetzt der dritte Stand herrsche; wir gehorchen nur den bestimmten Weisungen Seiner Majestät." Nicht Haß oder Rache gegen einzelne Personen schürte den Krieg, sondern er galt der ganzen Klasse der Aristokraten; in der Auvergne z. B. erklärten die Bauern, es thäte ihnen leid, gegen ihre guten Seigneurs so übel vorgehen zu müssen; denn sie hatten die Ueberzeugung, es thun zu müssen; sie begingen die ärgsten Räubereien, ohne sich jedoch als Räuber zu betrachten.

Doch oft genug gesellte sich zur Raublust auch Mordgier. „Metzeln wir den Adel nieder!" ertönte das Feldgeschrei. In greulichen Henkerqualen, mit denen die dem Tode geweihten

Opfer hingemartert wurden, zeigte sich die Wuth und Grausamkeit der wilden Rotten. In Languedoc wurde ein Herr von Barras vor den Augen seiner Frau in Stücke geschnitten; dem Ritter d'Ambly riß man alle Haare aus und erstickte ihn dann in einem Misthaufen; einem Andern brannte man die Hände ab; der Major Belsunce wurde zerstückelt, ein Weib riß ihm das Herz heraus und verzehrte es roh. Endlos war die Reihe dieser Mordthaten.



Scene aus dem Aufstand des Landvolks. Zeichnung von Conrad Ermisch.

„Noch siebenundzwanzig Köpfe haben wir abzuschlagen!“ rief eine Bande aus beim Wegziehen von der rauchenden Trümmerstätte. Fast in jeder Provinz wurde die Mehrzahl der Schlösser und Klöster ein Opfer der Verwüstung. Wochen vergingen, bevor von den größeren Städten aus, welche nach dem Beispiele von Paris zur Aufrechterhaltung der Ordnung Bürgergarden gebildet hatten, dem Morden und Brennen auf dem Lande Einhalt gethan wurde.

Zustände in Paris. Durch den Abzug der Truppen war Paris sich selbst überlassen und nun auch von der Sorge befreit, welche einen Tag nach dem Bastillesturme auf der Stadt gelegen hatte. Jetzt wurden den Bastillestürmern Belohnungen bewilligt und die Abtragung der alten Zwingburg angeordnet. Allein zugleich mit den Truppen hatten auch die letzten Fremden Paris verlassen, und die Zahl der Emigranten, welche das Wirrsal der Hauptstadt hinter sich

zu lassen eilten, wurde mit jedem Tage größer. Auf der Stelle zeigte sich die Wirkung davon: die Handwerker, welche dem Luxus irgend welcher Art dienten, rasteten, denn die besten Kunden waren davon gegangen und die übrigen schränkten ihre Ausgaben nach Möglichkeit ein: 1200 Perrückenmacher mit 6000 Gesellen wurden brotlos, 6000 Lakaien und Lohndiener lungerten jetzt stellenlos allenthalben umher. Jedermann vermied es, sich einen neuen Rock machen zu lassen, denn das hätte ihn gar zu leicht in den Verdacht, „Aristokrat" zu sein, bringen können. Infolge dessen fehlte es den 2800 Schneidermeistern und ihren 5000 Gesellen mit einem Schlage an Arbeit, und nicht minder den heimlichen Winkelschneidern, deren Zahl man auf 4000 abschätzte. Ganz ähnlich stand es mit den Tausenden, welche von dem Verfertigen der eleganten „Pariser Artikel" bis dahin ihren Lebensunterhalt gewonnen hatten. Alle diese brotlosen Handwerker hielten Versammlungen, um über die Frage sich zu berathen, wie ihrer Noth abzuhelfen sei, und bestürmten mit ihren Anträgen die Stadtverwaltung; die Lohndiener verlangten, daß man alle Savoyarden, die ihnen Konkurrenz machten, aus der Stadt vertriebe, die Schneidergesellen, daß man ihnen täglich zwei Francs zum Lebensunterhalt aus der Stadtkasse bezahle. Haufenweise zogen die früher wohlhabenden Meister, selbst viele Kaufleute, durch die Stadt und boten sich zu jeder Arbeit für einen Franc auf den Tag an, um nur nicht zu verhungern.

Staat und Stadt mußten den Bäckern Unterstützungen zahlen, um den Preis des Brotes niedrig zu erhalten. Brot und Wasser war die einzige Nahrung von vielen Tausenden; von früh Morgens an waren die Bäckerläden umlagert: wie viele Stunden gingen dadurch den Arbeitern verloren! Der niedrige Brotpreis erweckte eine neue Gefahr; denn von den Dörfern strömten die Bauern in die Stadt, in der sie bald ganz verwilderten. In der Woche nach dem 14. Juli gab es über 30,000 fremde Vagabunden und Bettler vom Lande in Paris. Die bösesten Gäste indeß waren die Deserteure; scharenweis strömten sie von allen Regimentern herbei. Ihre Löhnung empfingen sie nach wie vor; außerdem ließen die Stadtbezirke es sich nicht nehmen, sie zu bewirthen. Ein einziger Stadtbezirk gab in wenigen Tagen aus, oder vielmehr blieb schuldig, 14,000 Francs für Wein und Cervelatwurst, womit er neu ankommende Deserteure bewirthet hatte. Bei allen Tumulten standen diese zuchtlosen Soldaten in der ersten Reihe: Arm in Arm mit den Dirnen des Palais-Royal sah man sie durch die Straßen ziehen, jeden Augenblick bereit, ihre Waffen gegen Jeden zu gebrauchen, den die Volksheter ihnen bezeichneten, und mit rauher Stimme das wilde Revolutionslied singend, das damals aufgekommen war: „Ah ça ira, ça ira, ça ira, les aristocrates à la lanterne!"

Fast täglich fanden Zusammenrottungen und Angriffe auf „Aristokraten" statt. Am 22. Juli wurde der entlassene Minister Foulon ergriffen und unter gräßlichen Martern getödtet; am selben Tage hatte sein Schwiegersohn Berthier das gleiche Schicksal; ihre Köpfe wurden auf Piken triumphirend ins Palais-Royal getragen. So groß war die Verwilderung der Masse, daß man einige Tage später einen Haufen Straßenjungen durch die Straßen ziehen sah, die unter dem Beifalle der Umstehenden die Köpfe von zwei getödteten Katzen einhertrugen.

Bailly, der sanfte und feinsinnige Gelehrte, war in keiner Weise dem Amte, Stadtoberhaupt zu sein, gewachsen. Täglich schwebte er in Furcht, daß eine Empörung des Pöbels ausbrechen möchte, welche den letzten Rest von Ordnung würde hinweggerissen haben. „Nur an regnerischen Tagen", sagte er, „kann ich aufathmen."

Viel größern Einfluß besaßen die Redner des Palais-Royal: wer dort am lautesten tobte, war am meisten angesehen. Hier braucht man keinen Präsidenten um das Wort zu bitten, nicht erst stundenlang zu warten, bis man auf der Rednerliste an die Reihe kommt; man steigt auf einen Stuhl und überschreit die Anderen, die gerade sprechen, oder wird von ihnen überschrien. Doch kam es auch vor, daß die sich drängenden Massen selbst ihren Lieblingsrednern so viel Ruhe verschafften, daß man sie verstehen, daß man durch ihre wilden Phrasen sich konnte hinreißen lassen. Freiheit war das Stichwort in Aller Munde; aber wie viel Eitelkeit, wie viel Rachsucht barg sich darunter! Camille Desmoulins, der immer gern Gehörte, gab sich selbst den Beinamen „Generalprokurator der Laterne"; denn sein Grundsatz

war, daß Alles, was hervorragte, an den Laternenpfählen der Straßen müßte aufgehängt werden. „Es macht mir Vergnügen“, pflegte er zu sagen, „Alle, die mich gering geschätzt haben, meine Macht fühlen zu lassen, Alle, die das Schicksal höher gestellt hat als mich, auf mein Niveau herabzuziehen.“ Er war ein junger Advokat von 29 Jahren, ohne Praxis, der eine möblirte Stube bewohnte und von kleinen Gelegenheitsschulden lebte. Noch jünger war Loustalot, der eben erst von Bordeaux nach Paris gekommen war, um hier sich Advokatenpraxis zu erwerben. Auch Danton war aus der Provinz, aus Arcis an der Aube, einem kleinen Städtchen in der Champagne, nach Paris gekommen, ebenfalls Advokat, aber so wenig vom Erfolge begünstigt, daß er sich wöchentlich von seinem Schwiegervater, einem Limonadenverkäufer, das nöthige Geld mußte geben lassen, um seinen Haushalt zu bestreiten. Jetzt aber im Palais-Royal war er mit seiner Donnerstimme und der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Wesens ein großer Mann. Brissot war ein verkommenes Genie; Jahre lang hatte er sich in England und Amerika herumgetrieben und lebte nun in Paris kümmerlich von literarischen Arbeiten untergeordneter Art. Sie Alle waren Phantasten mit einem gewissen schwärmerischen Zuge des Wesens, aber doch erfüllt von jenem tiefen Groll, welchen das verkannte Genie gegen die Menschheit zu empfinden pflegt. Rache dagegen war es, was den Marquis d'Hurugues in das Palais-Royal führte; er hatte wegen Familienstreitigkeiten lange in der Bastille gesessen und war jetzt bis zum Wahnsinn gegen König und Regierung aufgebracht. Aehnliche Gründe bewegten den Arzt Marat; er war ein verunglückter Gelehrter, den einmal der Physiker Charles bei einem wissenschaftlichen Betruge auf frischer That ertappt hatte; auch seine schriftstellerischen Versuche hatten keinen Erfolg gehabt, so daß er endlich froh sein mußte, ein Unterkommen bei dem Grafen von Artois als Stallarzt zu finden.

Jetzt ging das Bestreben dieser Leute dahin, in die Verwaltung der einzelnen Quartiere der Hauptstadt gewählt zu werden, um dadurch die mehr zufällige Macht, die sie im Palais-Royal gewonnen hatten, auf eine Art geordneter Grundlage zu stellen; Mehreren gelang es, wie Danton. Ihre hauptsächlichste Aufgabe indessen sahen sie darin, Einfluß auf die Beschlüsse der Nationalversammlung in Versailles zu gewinnen. So wurden sie nicht müde, der hungernden und aufgeregten Menge zu erklären, daß sie „der einzige gesetzliche Souverän im Staate“ sei, und daß die Deputirten in Versailles als ihre Beauftragten nur dazu da seien, um den Volkswillen auszuführen.

Durch rohe Gewalt, durch Drohung und Einschüchterung suchten und wußten sie dies Ziel zu erreichen. „Es ist an der Zeit“, schrie man im Palais-Royal, „die unwissenden, bestochenen und verdächtigen Deputirten nach Hause zu schicken!“ Man ließ die Nationalversammlung benachrichtigen, daß 2000 Briefe in die Provinz geschickt werden würden, um Volk und Wähler über das Betragen ihrer Abgeordneten aufzuklären; man schrieb Drohbriefe an alle diejenigen Deputirten, welche nicht nach dem Willen der Menge stimmten, in denen man ihnen ankündigte, daß sie mit ihren Familien und mit ihren Häusern für ihre Stimmen Bürgschaft leisteten, so daß viele Abgeordnete es vorzogen, selbst Hetzbriefe an ihre Wähler zu schreiben, um sich dadurch als unverdächtig darzustellen. Bei nicht Wenigen war auch die Drohung mit den Proskriptionslisten nicht ohne Wirkung auf ihre Abstimmung.

Um aber die Deputirten stetig zu überwachen und niemals zu einem Gefühle der Sicherheit kommen zu lassen, auch nach Umständen in die Verhandlungen unmittelbar eingreifen zu können, wurden die Galerien des Sitzungssaales der Nationalversammlung stets mit Patrioten des Palais-Royal besetzt, Männern und Weibern, welche, wenn es zum Schreien kam, nach verabredeten Zeichen und Stichworten sich richteten. „Die Galerien sind unbestechlich“, war der Stolz Camille Desmoulins', „sie vertreten die Hauptstadt.“ — Die Weiber standen unter dem Kommando eines liederlichen, aber durch große Schönheit ausgezeichneten Mädchens, Théroigne, der Tochter eines wohlhabenden Landmanns in Méricourt bei Lüttich. Wegen eines Fehltrittes aus ihrem Elternhause verwiesen, war sie nach Paris gekommen, wo sie sich einem zuchtlosen Leben hingegeben hatte und bald unter den Mädchen des Palais-Royal eine hervorragende Rolle zu spielen begann; jetzt hatte sie sich auf die Politik geworfen, vertheilte

die Rollen auf den Galerien und gab das Zeichen zum Zischen oder zum Händeklatschen, stundenlang mit gespannter Aufmerksamkeit den Debatten folgend. Bei sehr langen Sitzungen fand eine regelmäßige Ablösung auf den Galerien statt. Die Männer hier waren zum großen Theile Soldaten von der französischen Garde, die man in Bürgerkleidung steckte, handfeste Leute, die gegen mißliebig stimmende Deputirte ihre schweren Fäuste ausstreckten und ihnen die „Laterne“ in Aussicht stellten. Genau wurden hier die Abstimmungslisten aufgeschrieben und in das Palais-Royal geschickt, von wo sie den Zeitungen in der Hauptstadt wie in der Provinz zugesandt wurden.

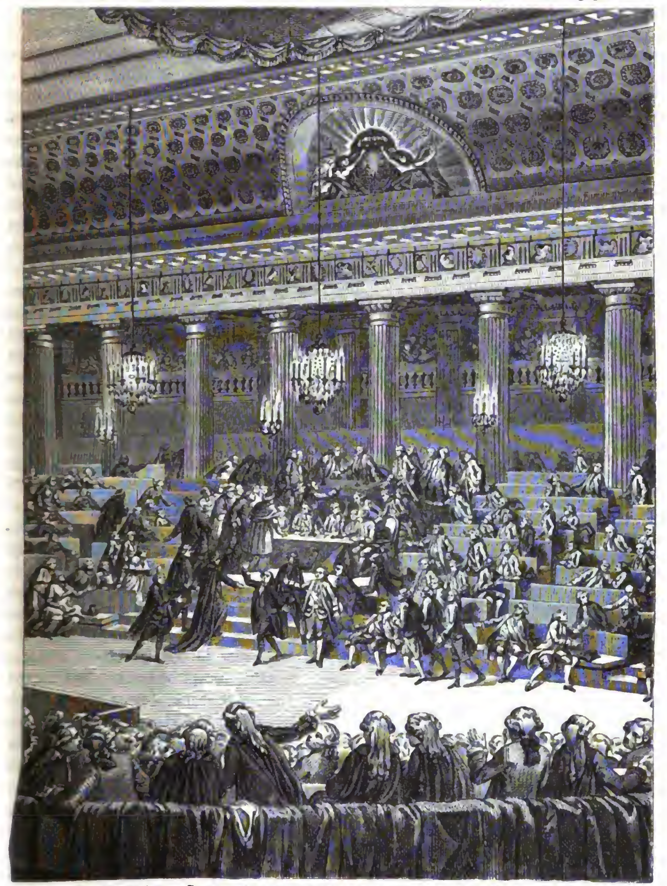
Bei besonderen Gelegenheiten zogen außerdem einige tausend Menschen aus dem Palais-Royal, von d'Hurugues oder einem andern Rädelsführer angeführt, nach Versailles, um durch erhöhten Tumult vor dem Sitzungssaale den Meinungsäußerungen der Galerien größern Nachdruck zu geben. So begannen die Hitzköpfe, die Hungerleider, die Schiffbrüchigen der Gesellschaft die Herrschaft über die gesetzlichen Autoritäten an sich zu reißen, ohne daß es Jemand wagte, ihnen irgend welchen Widerstand entgegenzusetzen. In den Beschlüssen der National-Versammlung trat es immer deutlicher zu Tage, daß hinter den Abgeordneten noch eine andere Gewalt stand, welche, ohne mitzustimmen, die Vertreter der Nation lenkte und oft in Wahrheit die Gesetze machte.

Die Führer der Nationalversammlung. Der letzte störrige Ueberrest des Adels hatte sich infolge des Bastillesturmes mit der Nationalversammlung vereinigt, und die Abstimmung nach Köpfen war nunmehr zum einstimmigen Beschlusse der Versammlung erhoben worden. Vierzehn Tage später wurde die Geschäftsordnung der nunmehr einheitlichen Versammlung bekannt gemacht. Danach war es erlaubt, das Manuskript auf die Rednerbühne mitzubringen und die Reden abzulesen. Abgestimmt wurde entweder durch Aufstehen oder durch Namensaufruf, was besonders die Mitglieder der Linken zur Einschüchterung der Furchtsamen in Antrag zu bringen pflegten. Den Zuhörern auf den Galerien war jede Einmischung in die Verhandlungen verboten, eine Bestimmung, die jedoch niemals Beachtung fand. An Tagesdiäten wurden für jeden Abgeordneten am 12. August 18 Francs festgesetzt. Die Präsidentschaft wechselte alle vierzehn Tage.

Die Versammlung umfaßte wesentlich drei Richtungen der Bestrebungen: derjenigen, welche die Revolution überhaupt nicht wollten, derjenigen, welche die angebahnte Reform durchführen wollten, und derjenigen, welche völligen Umsturz wollten. Allmählich pflegten diese Gruppen sich auch gruppenweis zusammenzusetzen: die erste zur Rechten des Präsidentenstuhls; ihren äußersten Flügel, der ganz aus reaktionär gesinnten Mitgliedern des Adels bestand, nannte man die Schwarzen. Die zweite und dritte Gruppe saß mehr zur Linken des Präsidentenstuhls; ihren äußersten Flügel bildete „der Winkel des Palais-Royal“. Die Unentschiedenen oder Furchtsamen nahmen ihre Plätze in der hintern Vertiefung des Sitzungssaales.

Auf der Rechten waren die Hauptredner Cazalès und Maury; sie hatten sich den Emigranten anschließen wollen; aber angehalten und zur Umkehr genöthigt, warfen sie sich in die politischen Debatten. Cazales, ein junger Dragonerrittmeister im Regimente „Königin“, besaß eine außerordentliche Rednergabe; er war einer der Ersten, welcher kein Manuskript auf die Tribüne mitnahm, sondern ganz frei zu sprechen wagte. Er sprach mit raschem Flusse, lichtvoll und bündig; Gedanken wie Ausdrucksweise waren kühn, so daß sie selbst Mirabeau Anerkennung abnöthigten. Abt Maury dagegen erregte gewöhnlich einen Sturm von Opposition; seine Reden sprühten von glücklichen Einfällen, sie waren geistreich, oft beißend, voll von Schlagfertigkeit, aber doch reizten und erbitterten sie mehr, als sie überzeugten. Weit hinter ihnen stand Mirabeau's jüngerer Bruder, nach seiner Gestalt zum Unterschiede „Tonnen-Mirabeau“ genannt, dessen jähzornige Ausfälle ganz die Leidenschaftlichkeit seiner Familie athmeten. — An der Spitze der gemäßigten Linken, der Konstitutionellen, standen die Anhänger Necker's, welchen die englische Verfassung als das zu erreichende Ideal vorschwebte. Zu ihnen gehörte der hochgebildete, aber etwas eigensinnige Mounier, der stets auf das Vermitteln bedachte Malouet und der schwärmerische Graf Lally-Tolendal.

Zu ihnen hielt sich auch der Bischof von Autun, Talleyrand-Périgord, der mit dem Worte wie mit der Feder gleich gewandt in die Erörterung der politischen Fragen einzugreifen verstand. — Diese waren der Meinung, daß die politische Reform weit genug geführt wäre; darin aber setzte sich ihnen die entschiedene Linke, die demokratische Partei, entgegen.



Die Nacht des 4. August. Verzichtleistung auf die Privilegien. Nach Monnet. (S. 79.)

Mirabeau und Sieyes führten diese an; ihr Mittelpunkt war der bretonische Klub, dessen Stifter und Leiter der beredte junge Advokat Le Chapelier war, engverbunden mit den beiden Brüdern Lameth. Neben Mirabeau wußte der junge scharfsinnige Protestant Barnave sich geltend zu machen; „er ist“, meinte Mirabeau, „ein Baum, der einmal ein Schiffsmast werden wird.“ So glänzend bekundete sich Barnave's Rednergabe. Er war Advokat aus

Grenoble. Auch Lafayette gehörte zu dieser Partei; doch war er zu starr, um großen Einfluß zu haben. Aus idealem Enthusiasmus schloß auch der Herzog von Laroche-Foucauld sich den Demokraten an, während der Elsässer Advokat Rewbel (sprich: Rebell) aus Colmar, der unverhohlen zu Gewaltmaßregeln im Interesse des Volkes rieth, fast schon über die Partei hinausging.

Den „Winkel des Palais-Royal" bildete eine nur kleine Gruppe von Abgeordneten, zu denen der Republikaner Pétion und Maximilian Robespierre, Advokat aus Arras, gehörten. Die Verehrer Robespierre's haben es schon damals geliebt (und thuen es auch heute noch), aus ihm den vollkommenen Gegensatz zu Mirabeau zu machen: wie bei diesem seine politische Größe die fleckenvolle Vergangenheit vergessen machte, so wurden für Robespierre sittliche Reinheit, Unbestechlichkeit, kurz Tugenden jeder Art geltend gemacht, um seine politische Armseligkeit, seinen Mangel an Begeisterung, Muth und Offenheit, da sie nun einmal nicht geleugnet werden konnten, aufzuwiegen. Bei seinem Mangel an Rednergabe übte Robespierre keinen Einfluß in der Versammlung aus; aber mit Zähigkeit trachtete er danach, oft zu sprechen, um genannt zu werden, und kam immer wieder auf seine früheren Behauptungen zurück, so daß Mirabeau den Grundzug des Fanatikers schon damals in ihm erkannte, wenn er von Robespierre sagte: „Er glaubt wirklich, was er sagt." Freilich goß er ein andermal wieder die Lauge seines Spottes über ihn aus, wenn er mit Rücksicht auf das unbefriedigte Aussehen Robespierre's ihn mit einer Katze verglich, die Essig getrunken hat. — Im ganzen, darf man sagen, umfaßte die damalige Nationalversammlung die interessanteste und geistvollste Gesellschaft, welche je in neuerer Zeit beisammen gewesen ist.



Maximilian Robespierre.

Verhandlungen der Nationalversammlung. Der Ausbruch des allgemeinen Bauernkrieges hatte auch die Nationalversammlung erschreckt: Lally-Tolendal beantragte, einen Aufruf an das Volk zur Wiederherstellung der Ruhe und Gesetzlichkeit unter Strafandrohung für die Uebelthäter zu richten. Allein die Zuhörer auf den Galerien zeigten sich im höchsten Grade darüber aufgebracht; denn dem Palais-Royal lag gerade daran, die Unruhe in den Provinzen weiter zu verbreiten, nicht aber zu hemmen. Und wirklich bewirkten die wilden Drohungen der Galerien, daß Lally-Tolendal's Antrag nicht blos abgeschwächt, sondern nach den lauten Wünschen der ungeberdigen Galerien geradezu umgekehrt wurde, so daß jetzt neben einer zahmen allgemeinen Ermahnung zur Ruhe und Ordnung die Strafandrohungen gegen die Machthaber gerichtet wurden, welche dem Volke wehethäten oder früher wehegethan hätten.

Endlich wandte die Nationalversammlung sich wieder der Berathung der allgemeinen Menschenrechte zu, welche durch die revolutionären Julitage unterbrochen worden war. In der geheimen Vorberathung waren von den dreißig Bureaux, in welche die Versammlung sich theilte, achtundzwanzig dafür, jetzt, wo die allgemeine Noth, der Geldmangel und die Unruhen in Paris alle Zeit und Kraft erforderten, von der Berathung jener allgemeinen Grundsätze Abstand zu nehmen. Als jedoch dem entsprechend in der öffentlichen Sitzung darüber Beschluß gefaßt werden sollte, erhoben die Galerien zugleich ihre rauhen Stimmen und ihre kräftigen Fäuste dagegen: die Wirkung war, daß die Majorität der Abgeordneten jetzt für die sofortige Berathung der Menschenrechte stimmte. Mit donnernden Worten stemmte sich Mirabeau gegen diesen Beschluß: ihm erschien es vor Allem nothwendig, den drängenden Verfassungsfragen

sich zu widmen, nicht aber in luftigen Theorien sich zu verlieren; Gregoire, ein schlichter Dorfpfarrer, verlangte wenigstens die Berathung der Pflichten der Menschen mit der der Rechte verbunden zu sehen: allein Furcht bleibt Furcht; sie wurden völlig überstimmt; das Palais-Royal, das Allem entgegen war, was zur Linderung der wirklichen Nothstände hätte führen können, trug den Sieg davon.

Indeß schon in den nächsten Tagen erfuhr die Berathung eine folgenreiche Unterbrechung. Es war in der Abendsitzung des 4. August; ein Bericht über das Fortschreiten der bäuerlichen Unruhen wurde vorgetragen; man berathschlagte über Mittel zur Herstellung der Ordnung im Lande. Da trat der Vicomte von Noailles, Lafayette's Schwiegersohn, auf und erklärte, daß der Gährung in Dorf und Stadt nicht durch Gewaltmaßregeln zu steuern sei, sondern daß die Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit abgestellt werden müßten: dazu aber habe die Versammlung seit nun schon drei Monaten noch nichts gethan; er beantrage daher den Aufruf an die Gemeinden mit der Zusage zu beginnen, daß die Lasten des Staates gleichmäßig auf alle Unterthanen vertheilt und jede Art persönlicher Dienstbarkeit abgeschafft werden würde. Das machte wenig Eindruck; die Versammlung blieb schweigend: man sagte sich, daß der Vicomte als jüngerer Sohn seiner Familie eben nur auf wenig zu verzichten habe. Nun aber erhob sich der Herzog von Aiguillon mit dem Antrage auf gleiche Vertheilung der Abgaben und Beseitigung aller Privilegien. Er verzichtete für seine Person damit auf ein Einkommen von mehr als 100,000 Franken, denn er war einer der reichsten Grundbesitzer Frankreichs. Das machte den größten Eindruck: eine lebhafte freudige Erregung ging durch die ganze Versammlung. Die Erläuterung zu diesem hochherzigen Antrage gab ein schlichter Landmann aus der Bretagne, den seine Standesgenossen zum Deputirten gewählt hatten, Leguen von Kerengal, durch eine beredte Schilderung der Lage jener „Arbeitsthiere“, der leibeigenen Bauern. Unwillen und Begeisterung mischten sich; die Aufregung ging in hohen Wogen: ein Antrag folgte auf den andern, ein Wetteifer der Entsagung ergriff die Versammelten. Der Vicomte Beauharnais beantragte Gleichheit der Strafen für alle Stände, der Bischof von Nancy entsagte den feudalen Abgaben zu Gunsten der Armen seines Sprengels, der Marquis Foucault sprach für die Abschaffung der Pensionen des Hofadels, der Bischof von Chartres für die Aufhebung des Jagdrechtes. Lauter Beifall begrüßte jeden neuen Antrag: die ganze Versammlung war wie im Rausche. Lally-Tolendal schrieb einen Zettel an den Präsidenten: „Niemand ist mehr Herr seiner selbst: schließen Sie die Sitzung!“



George Danton.

Allein Le Chapelier, damals Präsident, war nicht der Meinung, dieser Begeisterung Einhalt zu thun. Mitternacht war schon vorüber; doch immer neue Anträge noch wurden eingebracht. So stürmisch war die Sitzung, daß es nicht einmal möglich war, alle genau zu Protokoll zu bringen. Pfarrer verzichteten auf den Zehnten und auf die Stolgebühren, Edelleute auf die Gutsgerichtsbarkeit, städtische Deputirte beantragten Abschaffung des Amtskaufes, Wegfall der Gerichtssporteln, Seigneurs Aufhebung der Leibeigenschaft, Beseitigung der adeligen Taubenschläge. Jeder wollte den Andern überbieten in Freudigkeit, der Nation zu dienen. Den Beschluß machten der ehrwürdige Erzbischof von Paris durch den Antrag, der allgemeinen Empfindung durch ein Te Deum Ausdruck zu geben, und Lally-Tolendal durch den Vorschlag, den König als „Wiederhersteller der französischen Freiheit“ öffentlich auszurufen.

Es war 2 Uhr Nachts, als mit der kurzen Aufzählung der gefaßten Beschlüsse der Präsident die Sitzung schloß. Sechs Stunden hatten genügt, um den tausendjährigen Staatsbau Frankreichs zu zertrümmern; nicht nur die feudalen Privilegien waren zerschmettert, sondern auch jene Errungenschaften, welche den privilegirten Ständen im Laufe der Zeit waren abgekämpft worden. Frankreich war durch die sich überstürzende Hast der begeisterten Nacht ein großes Trümmerfeld geworden. Jetzt also galt es, wieder aufzubauen und auf dem gewonnenen Felde den Staat der neuen Zeit zu errichten. Darin sah die Nationalversammlung mit Recht ihre nächste Aufgabe.

Die Berathung der „Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers" war endlich beendigt. Am 27. August konnte sich nunmehr die Versammlung zur Berathung der Verfassung wenden. Drei Fragen kamen hier zunächst in Betracht. Frankreich hatte zu schwer darunter gelitten, daß seit fast zwei Jahrhunderten die Nation ohne Vertretung der Krone gegenüber gewesen war; daher wurde beschlossen, daß nunmehr die Nationalvertretung eine ununterbrochene sein sollte. Hieran knüpfte sich die zweite Frage: Von welcher Art sollte diese Nationalversammlung sein? Einer großen Zahl der Deputirten schwebte die englische Verfassung als Muster vor, nach welcher die Gesetze zu Stande kommen durch Uebereinstimmung zwischen dem Hause der Gemeinen, dem Hause der Lords und der Krone. Allein wenn auch der von den Freunden der amerikanischen Verfassung vorgeschlagene Senat keineswegs einem Hause der Lords glich, sondern nur diejenigen Mitglieder der Nationalvertretung vereinigen sollte, welche durch ein höheres Alter und entweder größern Grundbesitz oder größere Bildung ausgezeichnet wären, so war doch die Majorität für die Ungetheiltheit der Nationalvertretung, also für nur eine Kammer. Und welches endlich sollte die Stellung der Krone zu dieser einen Kammer sein? Sollte der König die Befugniß haben, durch seine Einsprache die Beschlüsse der Kammer zu beseitigen — was man das absolute Veto der Krone nannte — oder nur diejenige, die Ausführung der Kammerbeschlüsse aufzuschieben, das aufschiebende Veto? Darüber erhitzten sich die Köpfe sehr, und nicht blos in der Nationalversammlung, theils wegen der Wichtigkeit der Sache, theils weil der lateinische Name das Verständniß irre führte oder der Kern der Frage unklar blieb. „Weißt du, was das ist, das Veto?" fragte ein Bauer einen andern. „Nein!" „Nun gut, so nimm einmal an, du hast deine Schüssel voll Suppe vor dir stehen, und der König sagt zu dir: Wirf sie um! dann mußt du sie umwerfen." — Im Palais-Royal indessen war man mehr geneigt, Veto für einen Aristokraten zu halten, den man an der nächsten Straßenlaterne aufhängen müsse. Allenthalben zeigte sich die größte Besorgniß wegen des Veto. „Herr Graf", flehte mit Thränen in den Augen eine Frau aus dem Volke Mirabeau an, „wenn der König das Veto hat, sind wir Knechte, und es bedarf dann keiner Nationalversammlung mehr."

Paris und die Menge des Palais-Royal waren natürlich nicht blos gegen das absolute Veto der Krone, sondern überhaupt gegen jedes Veto-Recht. Anonyme Drohbriefe wurden denjenigen Abgeordneten zugesandt, bei welchen man die entgegengesetzte Ansicht voraussetzte, selbst dem bei der Menge sonst sehr beliebten Mirabeau; ja endlich wurde eine Adresse nach Versailles gesandt, in welcher der Nationalversammlung befohlen wurde, mit den Berathungen über das Veto so lange inne zu halten, bis die Provinzen ihre Meinung darüber würden abgegeben haben. Ueberdies ergingen die Haufen auf den Galerien sich in den wüstesten Drohungen: mehr als 600 Deputirte müßten aus der Versammlung gejagt und vor Gericht gestellt werden; Verrath und Bestechung wurde ihnen vorgeworfen. Von den Abgeordneten des dritten Standes waren mehr als 300 entschlossen, für das absolute Veto zu stimmen; aber das Toben der Galerien, das sich bei jeder Stimme, die dafür abgegeben wurde, erhob, schüchterte viele ein, so daß schließlich im Ganzen aus allen drei Ständen nur 325 Stimmen dafür sich aussprachen, darunter Mirabeau, während 673 Stimmen dagegen ausfielen und dem Könige nur ein aufschiebendes Veto zusprachen. — Man fügte diesen Beschlüssen noch die Unverletzbarkeit der königlichen Person und das Erbfolgerecht der Krone hinzu und ersuchte dann den König nicht um die Bestätigung aller dieser gefaßten Beschlüsse, denn deren

bedürfe es nicht, sondern nur um die öffentliche Verkündigung derselben. — Der König zögerte, während schon die Pariser Umsturzpartei sich anschickte, sich der Staatslenker Frankreichs zu bemächtigen, um dieselben dauernd unter ihre Aufsicht und noch unbedingter als bisher unter ihre Leitung zu bekommen.

Am Sonntag den 30. August ging es Abends im Palais-Royal noch erregter als gewöhnlich zu; man sprach davon, den König nach Paris zu bringen, und forderte alle „tugendhaften Bürger und unbestechlichen Patrioten“ auf, sich sofort nach Versailles zu begeben. Denn die Erregung der Gemüther bedurfte neuer Nahrung, wenn sie nicht ermatten sollte. „Wir bedürfen“, schrieb Loustalot, „des Hereinbrechens einer neuen Revolution.“

Kehrte Ruhe und Ordnung zurück, so war es eben mit Macht und Ansehen der Patrioten vorüber. Den ganzen September hindurch wurde darum immer wieder von Neuem auf die Nothwendigkeit eines Zuges in Masse nach Versailles hingewiesen, um die Rotten dadurch in Athem zu erhalten. Gegen Ende des Monats sprach man schon öffentlich in Versailles davon, daß Paris bald kommen und den König und die Nationalversammlung sich holen würde.

Das Fest des Regiments Flandern. Ein unbedeutender Vorgang in Versailles wurde gehörig aufgestutzt, um endlich den Plan des Palais-Royal in Scene zu setzen. Der sich immer mehr steigernden Aufregung der Hauptstadt gegenüber, durch welche Versailles sich bedroht sah, war im Einverständniß mit der Versailler Munizipalität — so nannte man die in den Städten jetzt neu gewählten Stadtverwaltungen — von der Regierung das Regiment Flandern nach Versailles beordert worden. Die Offiziere der adeligen Leibgarde, welche den regelmäßigen Dienst in Versailles hatte, luden am 1. Oktober diejenigen des neu angelangten Regimentes, um sich gegenseitig kennen zu lernen, zu einem Fest ein, welches im Opernsaale stattfand. Man bat die Königin zu erscheinen, allein sie lehnte es ab und gab erst den wiederholten Bitten nach. Als sie dann mit dem Könige, der eben erst von einer Jagd zurückkehrte, eintrat, empfing sie der Ruf: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!“ und die Offiziere des fremden Regimentes fügten hinzu: „Wir wollen Beide auf Tod und Leben vertheidigen!“ Dazu spielte die Tischmusik die Opernarie: „O Richard, o mein König, die Welt verläßt dich“. Augenzeugen versichern, daß in der allgemeinen Freude weder gegen die Nationalversammlung, noch gegen die Patrioten, noch gegen sonst Jemand eine Schmähung ausgestoßen sei; vielmehr hätten die sämmtlichen Offiziere das Königspaar voll loyaler Begeisterung in seine Gemächer zurückgeleitet.

Dieser Vorgang wurde von den Patrioten zu einem Funken angeblasen, um die erregten Massen wieder gehörig in Flammen setzen zu können. Man reizte die Volkshaufen durch die Lüge, daß die Offiziere die Nationalkokarde mit Füßen getreten hätten; man erbitterte die darbende Menge durch Erzählungen von den üppigen Schwelgereien jenes Festes, während doch das Couvert nur $3^3/_4$ Francs gekostet hatte! Das wirkte um so mehr, als die Angst vor einer Hungersnoth, deren Schrecken Loustalot in den grellsten Farben seinen Hörern im Palais-Royal vorführte, immer größer wurde und vor den Bäckerläden tumultuarische Scenen stattfanden. Zugleich aber wurden Anstalten getroffen, die Flandrer unschädlich, d. h. zu Patrioten zu machen. Man lud sie ins Palais-Royal ein, traktirte sie dort und beschenkte sie mit Sechsfrancsstücken. Ueberdies wurden 60 Mädchen aus dem Palais-Royal nach Versailles gesandt, um dort die Bekehrung des Regimentes durch alle Künste zu vollenden.

Zug der Weiber nach Versailles. Am 5. Oktober endlich wurde der Zug nach Versailles unternommen. Es war bestimmt, daß Weiber vorangehen sollten, denn gegen diese würden die Truppen schwerlich von ihren Waffen Gebrauch machen. Früh Morgens holte sich ein junges Mädchen aus einer Wachtstube eine Trommel und schritt, trommelnd und „Brot! Brot!“ schreiend durch die Straßen. Andere sammelten sich um sie, fast alle jung, weiß gekleidet, frisirt und gepudert; sie lachten, sangen und tanzten, als ginge es zu einer Landpartie. Theroigne war darunter, in eine rothe Amazonenjacke gekleidet. Manche hatten auch ihre Liebhaber, meist Deserteure, mitgebracht, die sie aber in Weiberkleider gesteckt hatten. — Rasch vergrößerte sich die Schar; Wäscherinnen, Nähterinnen schlossen sich freiwillig an, Bürgerfrauen, welche dem Zuge begegneten, wurden gezwungen sich anzuschließen, indem man

ihnen mit dem Abschneiden der Haare drohte; handfeste Fischweiber wurden für Geld angeworben. Einige warfen sich zu einer Art von Generalstab auf und versprachen den Männern, welche Einsprache gegen das Mitziehen ihrer Frauen und Töchter erheben wollten, daß sie über die Sitten wachen würden und sich für die Ehre aller Mitziehenden verbürgen wollten. Allerhand Gesindel, wie es bei jedem Tumulte zu Tage kam, Vagabunden, Diebe, Sträflinge, schloß sich hinten an, oder zog sofort nach Versailles voraus; viele hiervon waren gedungen; ein Mann in einer schmuzig-weißen Jacke machte sich bemerkbar, der mit Goldstücken spielte. Fehlte es doch nicht an Fanatikern, die ihre Ersparnisse hervorholten, um sie für die Revolution zu opfern; auch nannte man laut genug den Herzog von Orleans als den, von dem mancher dieser Louisdore herstamme: strebte er doch, wie Viele wußten, danach, den König zu verdrängen und sich zum Generalstatthalter des Königreichs zu machen. — Eine Schar von einigen hundert Weibern zog zunächst nach dem Stadthause, ohne daß die Nationalgarde ihnen den Eintritt wehrte. Hier verübten sie allerhand Unfug, zwei aus dem Haufen liefen mit brennenden Fackeln umher, um die Akten in Brand zu stecken: denn „seit der Revolution habe die Munizipalität ja nichts Anderes gethan, als Papier verschmiert". Endlich kam Maillard, ein Gerichtsdiener, dazu und wehrte dem Unfuge, während die übrigen Tausende auf dem Greveplatze vor dem Rathhause warteten, ohne recht zu wissen, was sie nun weiter vornehmen sollten. Maillard erbot sich, den ganzen Haufen nach Versailles zu führen; es wurde angenommen, war er doch einer der Bastillestürmer. So setzte sich denn die ganze Menge in Bewegung; es mochten gegen 8000 Weiber und einige hundert Männer sein; auch mehrere Kanonen schleppte man mit und einige Tröge, um darin die Köpfe der Leibgarden zurückzubringen.

Nunmehr erst rief die Sturmglocke und der Generalmarsch die Nationalgarde zusammen; auf dem Greveplatze ließ Lafayette sie antreten und versuchte die Erregung, welche er in den Reihen wahrnahm, durch Vorstellungen zu beschwichtigen. Vergebens; Alles drängte nach Versailles. „Will Herr Lafayette", sagte ein Gardist, „nicht mit uns kommen, so werden wir einen Grenadier mit dem Kommando über uns betrauen." Eine Deputation von ehemaligen Gardisten erschien vor ihm. „General," erklärte sie, „Sie halten wir nicht für einen Verräther, aber wir glauben, daß die Regierung uns verräth." Nochmals mahnte Lafayette ab, aber das Geschrei „nach Versailles!" übertönte seine Stimme; einige Hitzköpfe schlugen die Gewehre auf ihn an, während andere den Strick der Straßenlaterne herabließen. Pöbelrotten aus den Vorstädten drängten sich hinter den Nationalgardisten. Da gab denn die im Rathhause versammelte Munizipalität den Befehl zum Aufbruche; Lafayette stieg zu Pferde und jubelnd setzten sich die Bataillone der Nationalgarde in Marsch; aber hinter ihnen drein zog zu Tausenden das Gesindel.

Es war 5 Uhr Nachmittags darüber geworden. Zwei Stunden zuvor waren die Weiber schon in Versailles angelangt. Es regnete; die fröhliche Stimmung des Morgens war gewichen; verhaltener Ingrimm hatte sich der Gemüther bemächtigt, der meist gegen die Königin sich richtete. „Sie ist die Urheberin alles Unheils, an dem wir leiden," hieß es. „Sie muß ermordet, geviertheilt werden!" „Wir wollen", rief ein Weib, „den Kopf der Königin auf der Spitze einer Pike nach Hause mitbringen."

Nach der Ankunft begab sich Maillard, von etlichen Weibern begleitet, in die Nationalversammlung und verlangte, daß eine Deputation an den König abgesandt würde, um diesem die Noth des Volkes vorzustellen; aber der kleinen Schar drängten Hunderte nach, Weiber und Männer, die mit Piken und Stöcken bewaffnet sind; sie besetzten die Galerien, sie drängten sich in den Berathungssaal, sie mischten sich unter die Deputirten, setzten sich auf die Plätze derselben, umringten den Präsidenten mit drohenden Worten, so daß dieser schließlich seinen Platz einer Frau überließ. Noch größer war der Lärm auf den Galerien; ein Fischweib führte dort das große Wort. „Wer ist der Redner?" rief sie hinunter. „Man bringe den Schwätzer zur Ruhe; es handelt sich gar nicht um diese Dinge, es handelt sich um Brot. Unser Mütterchen Mirabeau soll sprechen: ihn wollen wir hören!"

Die Versammlung gab der schreienden und drohenden Menge nach und erließ eine auf die Verpflegung bezügliche Verordnung; auch die geforderte Deputation machte sich nun auf

den Weg zum Könige, von einer Schar lärmender Weiber und bewaffneter Männer begleitet. Der König war auf der Jagd; man mußte fünf Stunden warten, bis er zurückkehrte. Unterdessen hatte die große Masse der Weiber sich nach dem Schloßhofe gewandt, wo die Leibgarde, die Schweizer, eine Anzahl Dragoner, das Regiment Flandern und die Versailler Nationalgarde unter Waffen standen. Trotz des Verbotes schlichen sich die Mädchen in die Reihen der Soldaten. „Haltet euch zu uns!“ flüsterten sie ihnen zu und versprachen für diesen Fall ihnen alles Mögliche; Theroigne zudem vertheilte Geld an alle Soldaten, die es annehmen wollten. Ehe der Tag zu Ende ging, waren die meisten Soldaten entschieden, es mit dem Volke zu halten.

Endlich kehrte der König von der Jagd zurück; die Minister baten ihn um Befehle für die Truppen. „Nicht doch“, antwortete er, „für Weiber! ihr scherzt.“ Ausdrücklich wurde den Truppen verboten, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, und ein Theil der Regimenter zurückgezogen. So machte sich der König in seinem eigenen Palaste zum Gefangenen. — Der Präsident Mounier führte die Deputation der Weiber bei dem Könige ein; ein hübsches Blumenmädchen aus dem Palais-Royal, Madeleine Chabry, von ihren Genossinnen Louison genannt, war zur Sprecherin ersehen. Als sie jedoch dem Könige gegenüberstand, überwältigte sie der Eindruck: ohnmächtig sank sie nieder. Schnell ins Bewußtsein zurückgerufen, wollte sie dem Könige voll Ehrfurcht die Hand küssen; allein Ludwig umarmte sie und stellte den Befehl aus, unverzüglich Getreide für Paris zu beschaffen, indem er auf Mounier's Vorstellung, um das Volk zu beruhigen, zugleich die Artikel der Menschenrechte und der Verfassung, welche schon seit langem ihm vorgelegt waren, ohne Einschränkung genehmigte. „Ha, verdammt!“ rief ein Mädchen, ein Papier in der Hand schwingend, als die Deputation die Treppe hinabstieg, den unten Harrenden entgegen, „wir haben den Kerl zum Unterschreiben gezwungen!“

Bei den in dem Sitzungssaale der Nationalversammlung Harrenden erregte das Dekret des Königs große Freude: eine Anzahl der Frauen kehrte mit Maillard auf Wagen, die der König zur Verfügung gestellt hatte, sofort nach Paris zurück. Den Zurückbleibenden wurden Lebensmittel gereicht, die unter Lärm und allerhand unflätigen Späßen verzehrt wurden. Die Menge draußen fiel inzwischen über ein krepirtes Pferd her, dessen Fleisch gebraten und gegessen wurde. Endlich schaffte der Regen und die Kälte der Nacht Ruhe; die Haufen vertheilten sich, nach Obdach suchend. Die Nationalversammlung jedoch blieb versammelt; um nicht müßig zu bleiben, nahm sie gegen Mitternacht die Sitzung wieder auf, die sie Nachts gegen 4 Uhr beendigte.

Um Mitternacht traf von Paris die Nationalgarde ein; unterwegs hatte sie Lafayette mehrmals zur Ordnung ermahnt und dicht vor dem Einmarsche in Versailles den Eid der Treue und des Gehorsams wiederholen lassen. Sofort begab sich Lafayette zum Könige, dem der zuversichtliche Ton, in welchem jener sich für Ruhe und Ordnung verbürgte, wieder Vertrauen einflößte, so daß er den Gedanken an Flucht, worüber berathschlagt worden war, jetzt fallen ließ. Die Bewachung des Schlosses nach der Stadtseite wurde der Nationalgarde anvertraut, die Truppen zog man zurück und wies die Leibgarde auf den Dienst ausschließlich im Innern des Schlosses an, während die reitende Leibgarde auf Befehl des Königs noch in der Nacht Versailles verließ.

Kaum dämmerte trübgrau der Morgen — es war etwa 5 Uhr, so sammelten sich die Rotten des wüstesten Gesindels wieder vor den geschlossenen Gittern des Schlosses. Schimpfworte wurden den Leibgardisten zugerufen, eine Seitenpforte erbrach man, ohne daß die Nationalgarde es hinderte, und nun ergoß sich ein Strom des Pöbels in das Schloß.

Zwei Leibgardisten fielen ihm in die Hände; sie wurden niedergemacht; ein Mensch, der mit seinem langen, schwarzen Barte Malern als Bandit Modell zu stehen pflegte, schnitt den Gardisten die Köpfe ab und hob sie mit blutigen Händen triumphirend in die Höhe. Man steckte sie auf Piken, und eine Rotte machte sich alsbald auf, um sie als Zeichen des Sieges nach Paris zu bringen.

Wüthend drängte die Menge des Gesindels weiter vor; die Leibgardisten wichen zurück. Die Königin, auf das Aeußerste bedroht, hatte kaum noch Zeit, nur in Nachtkleidern sich in die Zimmer des Königs zu flüchten. Auch dorthin stürzte sich die Menge; die Leibgarde

verrammelte die Thür, welche zu den Gemächern des Königs führte. Schon wich die Thür den von außen donnernden Axthieben, da erschien als Retter in der Noth Lafayette und befahl der Nationalgarde, das Schloß von den Pöbelrotten zu säubern. Die Pläne des Herzogs von Orleans waren vereitelt. Heulend wich das Gesindel bis in den Marmorhof zurück, indem tausend Stimmen zu den Fenstern des Königs hinaufschrien: „Der König nach Paris!" Das Geschrei pflanzte sich weiter fort, und über den weiten Schloßplatz hin rief die zahllose Menge: „Der König nach Paris!" Ludwig trat auf den Balkon und versprach dem Willen des Volkes nachzukommen. „Es lebe der König! Es lebe die Nation!" war die laute Antwort. Die Königin mit ihren beiden Kindern trat in die Balkonthür.

„Keine Kinder!" rief die Menge ihr drohend zu; sie trat zurück, denn sie erkannte wol, daß man sie allein als Ziel für die erhobenen Flinten haben wolle. Konnte sie bei dem Könige bleiben? In der Nacht hatte sie mit beherztem Entschlusse es zurückgewiesen, den König, ihren Gemahl, zu verlassen. „Was ist jetzt", fragte Lafayette die Königin, „Ihre persönliche Absicht?" „Ich kenne das Schicksal, welches mich erwartet", antwortete sie beherzt, „aber meine Pflicht ist, zu den Füßen des Königs zu sterben und in den Armen meiner Kinder." „Gut, Majestät, kommen Sie mit mir", war Lafayette's Erwiderung, indem er auf den Balkon zuschritt.

„Was! Ich allein auf den Balkon! Haben Sie nicht die Zeichen gesehen, die man gegen mich gemacht hat?" „Ja, Majestät, treten wir hin!" — Ohne ein Wort zu entgegnen, trat die Königin mit ihm auf den Balkon: dieser Anblick erregte die Menge, drohendes Getöse erhob sich, es war nicht möglich, sich verständlich zu machen. Da beugte sich Lafayette hinab und küßte ehrerbietig die Hand der Königin. Die Wirkung dieses Anblicks auf die Menge war überraschend; jäh schlugen die überreizten Nerven ins Gegentheil um: die Wuth verwandelte sich in Rührung, und tausendstimmig ertönte der Ruf: „Es lebe der General! Es lebe die Königin!"

Man weinte, man umarmte einander, die Nationalgardisten setzten der königlichen Leibwache ihre Mützen auf: man beschloß, sofort nach Paris aufzubrechen. In der Mitte des ungeheuren Zuges befanden sich in Hofwagen die königliche Familie und hundert Deputirte, welche nach Beschluß der Nationalversammlung dem Könige das Geleite nach Paris geben sollten. Daran schlossen sich die Kanonen, auf denen viele Weiber sich einen Sitz gesucht hatten; darauf folgte ein Wagenzug mit Mehl zur Verproviantirung der Hauptstadt, dann die königliche Leibgarde beritten, von denen jeder Gardist einen Soldaten der Nationalgarde hinter sich hatte aufsitzen lassen, endlich die übrigen Mitglieder der Pariser Nationalgarde. Voran zog oder folgte nach die ganze übrige Volksmenge zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen. Gar sehr verlangsamte die ungeordnete Menge den Zug: erst am Abend erreichte er Paris, wo die Weiber, singend und tanzend, mit dem Rufe ihn ankündigten: „Wir werden keinen Mangel an Brot mehr haben; hier bringen wir den Bäcker und die Bäckerin und den kleinen Bäckerjungen!"

Der Herzog von Orleans hatte es anders erwartet. „Der Tropf lebt noch", schrieb er und befahl seinem Bankier, nichts auszuzahlen, denn „das Geld ist nicht verdient".

Nach einem kurzen Empfange auf dem Rathhause begab sich die königliche Familie nach dem Tuilerien-Palaste, der seit einem Jahrhunderte nicht mehr bewohnt und nicht im Geringsten zur Aufnahme des Königs in Stand gesetzt worden war. Damit war Ludwig ganz unter den Einfluß der Hauptstadt gestellt, welche selbst wieder durch die Patrioten des Palais-Royal geleitet wurde. Die Revolution hatte den König als Geisel in ihre Gewalt gebracht.

Uebersiedelung der Nationalversammlung nach Paris. Es war Mirabeau, welcher am 6. Oktober in der Nationalversammlung den Antrag stellte, diesen „Tag der Eintracht" durch einen außerordentlichen Beschluß auszuzeichnen. Um der Finanznoth abzuhelfen, hatte Necker, nachdem der Versuch einer Staatsanleihe mißlungen war, beantragt, daß die Nationalversammlung eine außerordentliche Steuer bewilligen möchte, welche ein Viertel des Jahreseinkommens eines Jeden betragen und nur Personen von weniger als 40 Francs Jahreseinkommen und Tagelöhner nicht treffen solle. Mit hinreißenden Worten, unter Hinweis auf den drohenden Staatsbankrott, hatte Mirabeau dies dem Vaterlande darzubringende Opfer

empfohlen. „Catilina iſt vor den Thoren", hatte er am 26. September ſeine viel bewunderte Rede geſchloſſen, „und man berathſchlagt noch! Und wahrlich, uns umgab weder ein Catilina noch Gefahren, noch Parteiungen, noch Rom; ſondern heute iſt der Bankrott da, der ſcheußliche Bankrott: er droht euch zu verſchlingen, euer Eigenthum, eure Ehre — und ihr berathſchlagt noch!" — Jetzt kam er auf dieſen Antrag Necker's zurück und verlangte, daß die Nationalverſammlung dieſe Steuer ſofort genehmige, und wirklich geſchah es nach kurzer Debatte.



König Ludwig XVI. und ſeine Familie zeigen ſich dem Volke.

Drei Tage danach erhielt die Nationalverſammlung auf die Bitte der Pariſer Munizipalität die Aufforderung des Königs, ihm nach Paris zu folgen: indeſſen es war eine andere Verſammlung, die am 19. Oktober zunächſt im erzbiſchöflichen Palaſte in Paris ihre Sitzungen eröffnete, als diejenige, die in Verſailles getagt hatte. Unter dem Eindrucke der Oktoberunruhen und der öffentlichen Beſchimpfungen, welche in den nächſten Tagen beſonders die geiſtlichen Deputirten durch Pöbelhaufen zu erleiden hatten, waren nicht weniger als 300 Abgeordnete aus der Verſammlung ausgetreten, denen in den nächſten Wochen noch 120 nachfolgten. Mounier, Lally-Tolendal und Andere hatten ſich in die Provinz begeben, der Herzog von

Orleans war unter dem Vorwande einer diplomatischen Sendung nach England entfernt worden, Andere erschienen wenigstens nicht mehr in den Sitzungen. Meistens waren dies Mitglieder der gemäßigten Richtung: war doch „Mäßigung jetzt ein Verbrechen geworden". Jetzt stand die Nationalversammlung unter dem unmittelbaren Einflusse der Pariser Demagogen. Die Patrioten des Palais=Royal hatten erreicht, was sie wollten: weder König noch National=Versammlung hatten jetzt einen eigenen Willen. Die neuen Gesetze zeigten deutlich, wer es war, der sie in Wahrheit gab. „Die öffentliche Meinung", so schildert ein Deputirter die Lage der Versammlung, „diktirt heute ihre Verfügungen mit dem Schwerte in der Hand." Und Mirabeau klagt: „Unter der Diktatur der Demagogen versinkt man im Schlamm." Das war der Sieg der Revolution.

Die konstituirende Versammlung.

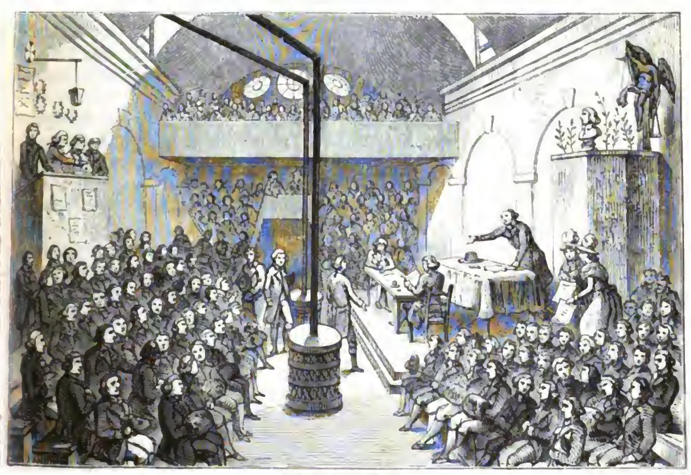
In einem ungeheuern Saal, der für 2000 Personen groß genug gewesen wäre, hielt die Versammlung in Paris ihre Sitzungen; selbst die stärkste Stimme reichte kaum aus, ihn auszufüllen. Ganz unmöglich war dies aber bei dem steten Geräusch der Sondergespräche, Zwischenrufe und mannichfaltigster Störungen, das in dem Saale zu herrschen pflegte; manchmal erhoben sich hundert Deputirte auf einmal und gestikulirten voll Ungeduld gegen die Redner. „Sie bringen mich um, meine Herren", rief ein Präsident, daran verzweifelnd, auch nur einige Ruhe herzustellen. Dazu kam der Lärm der Galerien, die klatschten, zischten, mit den Füßen stampften, je nachdem ihnen der Redner gefiel oder nicht. Daher kam es, daß die Redner mehr deklamirten als sprachen, manche sich sogar mehr an die Galerien als an die Versammlung wandten; Jeder war darauf aus, so schön und effektvoll wie möglich sich hören zu lassen; die sachliche Erörterung war dabei Nebensache, denn die macht keinen Effekt. „Die Berathungen", beschreibt ein praktischer Amerikaner eine Sitzung der Pariser Nationalversammlung, „sind gleich Null; mehr als die Hälfte der Zeit vergeht mit Zurufen und unnützem Geschwätz." Dazu kam, daß es nunmehr an anerkannten Führern fehlte; daher kam es zu keiner festen Parteibildung, sondern jeder Deputirte fast stellte für sich eine eigene Partei vor. Der einzige hervorragende Kopf war Mirabeau; allein ihm war es jetzt mehr darum zu thun, Einfluß auf König und Hof als auf die Versammlung zu gewinnen, wenn er auch immer noch, sobald er es wollte, mit seinem gewaltigen Worte sie fortriß.

Mirabeau und Lafayette. Niemand erkannte so deutlich wie Mirabeau die Gefahr, welche in der unmittelbaren Einwirkung der Volksmassen auf Regierung und Gesetzgebung lag; in einem ausführlichen Gutachten bezeichnete er als den einzigen Weg der Rettung, den es nach der Uebersiedelung des Königs nach Paris noch gäbe, den, daß der König mit den großen Interessen seines Volkes sich in vollkommene Uebereinstimmung setze; dagegen warnte er auf das Eindringlichste den König, an die Grenze zu fliehen und durch Verbindung mit den Emigranten oder den fremden Mächten die gesammte Nation gegen sich in Waffen zu rufen. Zugleich knüpfte er Unterhandlungen für eine Umgestaltung des Ministeriums mit einflußreicheren Mitgliedern der Nationalversammlung und zuletzt auch mit Lafayette an. Dieser stand damals auf der Höhe seiner Beliebtheit beim Volke und konnte sich mit Recht für den mächtigsten Mann in Frankreich halten. Freilich gestand er sich dabei nicht, daß nicht er die Nationalgarde, sondern in Wahrheit diese ihn führe. So zeigte er denn durchaus keine Neigung, energischen Leuten wie Mirabeau zu einem Sitz im Ministerium oder gar, wie dieser wollte, zum Vorsitz zu verhelfen, so daß die Besprechungen zwischen den Beiden nach einigen Wochen resultatlos verliefen. Und doch war Mirabeau der einzige Mann, der, wenn irgend Einer, vielleicht noch im Stande war, der vorwärts drängenden Gewalt der Revolution einen Damm entgegenzusetzen.

Es war der österreichische Gesandte in Paris, Graf Mercy, welcher endlich im März 1790 die Königin Marie Antoinette zu bestimmen wußte, auf die entgegenkommende Bereitwilligkeit Mirabeau's, der Krone zu nützen, einzugehen. Mirabeau versprach, dem Hofe seine

Rathschläge zu ertheilen und in der Nationalversammlung die Sache der Krone zu vertreten; dafür empfing er ein ansehnliches Jahrgeld. Aber Ludwig konnte weder zu dem Entschlusse kommen, auf die Gedanken Mirabeau's einzugehen, noch auch nur die Minister dazu willfährig machen, so daß Mirabeau bald schon mißmuthig das Bündniß mit dem Hofe wieder löste, der nun, von unfähigen und kurzsichtigen Leuten geleitet, unaufhaltsam seinem Schicksale entgegentrieb.

Die Klubs. Der bretonische Klub war mit der Nationalversammlung natürlich nach Paris übergesiedelt, wo er den Namen „Freunde der Verfassung" sich beilegte und auch Nichtdeputirte unter seine Mitglieder aufnahm. Er hielt seine Sitzungen in dem alten Jakobinerkloster in der Straße St.-Honoré nahe der Reitbahn, in welche die Sitzungen der Nationalversammlung nicht lange nach der Uebersiedelung verlegt worden waren. Bald wurde der Klub der Tummelplatz der heftigsten Leidenschaften. Hier wurde in einem ärmlichen Saale bei trübem Kerzenlicht die Thätigkeit der Nationalversammlung geprüft; hier wurde von wüthenden Rednern der Volksingrimm angeschürt; hierher vor seine Schranken lud der Klub diejenigen Abgeordneten, welche nicht nach dem Sinne des großen Haufen gesprochen oder abgestimmt hatten.



Im Jakobiner-Klub.

Und sie kamen; selbst ein Mirabeau hielt es für angemessen, zu erscheinen und sich zu vertheidigen. Hier spielte auch Theroigne eine hervorragende Rolle; ausgestattet mit natürlicher Rednergabe verstand sie es, durch ein glückliches Wort, durch eine Bewegung mit der Reitpeitsche die Massen zu entflammen oder auch die erregten zu beruhigen, so daß die Parteihäupter sich eifrig um ihre Gunst bewarben. — Bald zählten die Mitglieder des Klubs nach Tausenden; und in den Provinzen entstanden sehr bald Nachahmungen, die sich ebenso um die Klubs der Provinzialhauptstädte scharten, wie diese um den Pariser. Ende 1790 betrug die Zahl der Jakobinerklubs gegen 200, von denen manche, wie der in Marseille, über 1000 Mitglieder hatten. In jedem Klub gab es einige Eingeweihte, die sich den Pariser Führern zur unbedingten Verfügung gestellt hatten und in den Bezirksklubs auf die Anwerbung völlig ergebener Mitglieder stets bedacht waren. Alle Klubs standen in Briefwechsel unter einander und schickten sich häufig Abgesandte aus ihrer Mitte zu, so daß das ganze Reich von dieser Organisation umfaßt war und die Befehle, welche von Paris kamen, bis in die fernste

Provinzialstadt willige Ausführung fanden. Auf dieser straffen Einheit beruhte die Macht der Klubs, deren Armee die Raufbolde, die Vagabunden und die Verzweifelten bildeten, welche nichts mehr zu verlieren hatten, also bei jedem Umsturz nur gewinnen konnten. Sie wurden aufgereizt, ihren Leidenschaften wurde geschmeichelt, so daß die Pöbelherrschaft schon anfing, ihren Schatten über ganz Frankreich zu werfen.

Wilder noch als bei den Jakobinern ging es in dem Klub zu, welcher als eine besondere Sektion des Jakobinerklubs unter Danton's Vorsitz in dem alten Kloster der stricktragenden Franziskaner oder Cordeliers sich eingerichtet hatte. Hier fanden sich die Hauptleute des Palais-Royal zusammen, ein Desmoulins und Marat, der hier in wüthenden Reden 800 Köpfe verlangte, wenn es in Frankreich besser werden sollte. Allein der Einfluß der Cordeliers reichte nicht über Paris hinaus.

Die gefährlichste Waffe dieser Klubs waren ihre Journale, kleine Blätter in Oktav, oft mit Holzschnitten verunziert, aber triefend von Haß und Erbitterung. Sie drangen wie Feuerbrände — denn keinerlei Vorschrift zügelte sie — in jede Hütte; Loustalot's Blatt z. B. zählte 200,000 Abonnenten. Und der Bildungsstand von neun Zehnteln der damaligen Franzosen war ein solcher, daß das gedruckte Wort, schon weil es gedruckt war, ihnen imponirte.

Auf Lafayette's Anregung stifteten endlich auch die gemäßigten Mitglieder der Nationalversammlung, aus dem Jakobinerklub ausscheidend, einen eigenen Klub, der im Kloster der Feuillants (Cistercienser) tagte; allein er sank in um so größere Unbedeutendheit herab, je mehr damals in Paris alle Mäßigung verfemt war.

Die Neugestaltung Frankreichs. Eine Reihe neuer Gesetze, in denen die Nationalversammlung ihre Verfassungsarbeit fortsetzte, bewirkte eine Neugestaltung Frankreichs auf den verschiedensten Gebieten. Jede der alten Provinzen, aus deren Vereinigung Frankreich entstanden war, zeigte besondere Eigenthümlichkeiten, hatte besondere Erinnerungen. Diese historisch gewordene Verschiedenheit konnte nicht mehr in einem Staate geduldet werden, der auf ganz neuer Grundlage aufgebaut werden sollte: daher wurde das Reich in 83 Departements eingetheilt ohne jede Berücksichtigung der alten Provinzialgrenzen. Daraus ergab sich das unbedingte Uebergewicht der Hauptstadt über die Provinz; erst jetzt konnte man wirklich mit gutem Rechte sagen: Paris ist Frankreich. Denn jedes Departement, 80—100 Quadratmeilen umfassend, war zu klein, um ein eigenartiges Leben in sich zu entwickeln und dadurch irgend welche Widerstandskraft gegen den Einfluß der Hauptstadt zu gewinnen: ein Umstand, welcher für die spätere Geschichte Frankreichs oft verhängnißvoll geworden ist. Jedes Departement zerfiel in Distrikte oder Arrondissements, diese in Kantone, diese in Gemeinden, deren sich im Ganzen 44,000 ergaben. Danach war auch die Nationalvertretung geregelt; doch setzte man gegen die eben in den Menschenrechten ausgesprochene Gleichheit fest, daß ein gewisses Einkommen erforderlich sein sollte, um zum Abgeordneten, und ebenso, wenngleich in geringerer Höhe, um zum Wahlmanne gewählt zu werden; ja selbst Urwähler sollte nur Derjenige sein, welcher eine Steuer im Werthe von mindestens drei Tagelöhnen zahle. Aus Wahlen gingen auch für die Gemeinden die Maires, für die Departements die Verwaltungsbeamten hervor. Selbst die Justizbeamten wurden gewählt. Die alten Parlamente wurden beseitigt; für Kriminal- und Preßvergehen wurden Geschworenengerichte eingeführt, gegen deren Urtheile man bei gewählten Oberrichtern Berufung einlegen konnte.

In der Armee sah man nur eine Handhabe der königlichen Macht; darum sollte sie ganz neu gebildet werden: sie sollte nur aus Freiwilligen bestehen und auf allgemeines Avancement bis in die höchsten Stellen gegründet sein.

Tiefer jedoch ging die Umgestaltung, welche die Geistlichkeit traf. Bildeten die Geistlichen bisher einen Staat im Staate, so wurden sie jetzt in Beamte des Staats umgewandelt. Ihr großer Grundbesitz gab ihnen die größte Freiheit der Stellung: auf den Antrag Talleyrand's, des Bischofs von Autun, wurde er ihnen genommen, und sie dafür auf Gehälter angewiesen, die der Staat künftig an sie wie an andere Beamte bezahlen sollte. Durch Wahl wurden für die Gemeinden die Pfarrer, für die Departements die Bischöfe bestellt, so daß die

äußere Gestaltung der Kirche ganz verändert war; der Glaube blieb durchaus unberührt. Als selbstverständlich ward die Freiheit aller Konfessionen beschlossen; das war mehr, als das Edikt von Nantes zwei Jahrhunderte zuvor den Protestanten gewährt hatte.

Die eingezogenen Güter der Geistlichkeit gaben die Mittel an die Hand, den trostlosen Finanzen des Staates aufzuhelfen. Infolge der Unruhen in Stadt und Land war ein großer Theil der Steuern uneinziehbar geworden; dadurch waren die Staatseinnahmen immer mehr gesunken, während die Zuschüsse zu den Ernährungskosten der Stadt Paris eine ungeheure und immer noch höher anschwellende Ausgabe dem Staate auferlegten. Dadurch war das Staatsdefizit zu einer Höhe gestiegen, welche den gefürchteten Staatsbankrott in sehr bedrohliche Nähe rückte. Durch die Einziehung der geistlichen Güter sollte dem gewehrt werden; würden sie indeß sofort verkauft worden sein, so würden sie im Werthe ungeheuer gesunken sein. Es wurden die Güter daher den Munizipalitäten der Nachbarstädte zu einem Preise, wie ihn diese anboten, überlassen, zugleich aber im Betrage von 400 Millionen Francs Assignate ausgegeben, verzinsliche Schatzscheine, welche hypothekarisch auf jene Güter eingetragen waren. Mit lauter Befriedigung wurde diese Maßregel begrüßt; sie hatte auch nichts Bedenkliches, so lange der Betrag der ausgegebenen Assignate den Werth der als Pfand dafür haftenden Güter nicht überstieg, so daß der Staat im Stande blieb, sein Versprechen zu halten, daß die Assignate zu ihrem vollen Betrage bei den Verkäufen der Güter in Zahlung sollten angenommen werden. Allein sehr bald nöthigte die weiterfressende Finanznoth, neue Assignate drucken zu lassen, welche natürlich, je mehr der wirkliche Werth der Güter überschritten wurde, um so mehr an eigenem Werthe verloren und durch ihre wachsende Entwerthung namenlose Zerrüttung in unzählige Familien bringen mußten. Es dauerte daher gar nicht lange, so nahmen die Kaufleute und Händler, zumal Niemand der Dauerhaftigkeit der revolutionären Maßregeln recht traute, die alten Francsscheine mit dem Bilde des Königs lieber und mit viel geringerem Abzuge als die neuen Assignate.

Anacharsis Clootz. Unterdessen nahte der Jahrestag des Bastillesturms heran. Es war besonders der Gedanke der Anhänger der konstitutionellen Monarchie, diesen Tag durch ein allgemeines Verbrüderungsfest zu feiern, welches durch die „Föderation“ der gesammten Nationalgarden und Soldaten des Königreichs und durch die Wiederholung des Eidschwurs der Treue den feierlichen Bund des französischen Volkes zur Freiheit und Gleichheit darstellen sollte. In weitesten Kreisen fand dieser Plan freudige Zustimmung; aus allen Departements wurde die Absendung von Deputationen nach Paris beschlossen, jedes Bataillon Nationalgarde, jedes Linienregiment sollte vertreten sein. — Ein eigenthümliches Vorspiel fand das Fest nun durch eine Prozession aller Nationen, welche in der Nationalversammlung am 19. Juni erschien, um derselben den Dank der ganzen Menschheit für ihre freisinnigen Gesetze auszusprechen und um die Aufnahme aller in Paris anwesenden Fremden in die französische Föderation zu bitten. Es war eine Maskerade, aber doch sehr ernst gemeint. Der Führer des Aufzugs war ein preußischer Baron vom Niederrhein, der, in Paris erzogen, dort schon seit Jahren sich aufhielt, Johann Baptist von Kloß; aus Abneigung gegen das Christenthum hatte er seine Vornamen abgelegt und nannte sich Anacharsis Clootz, ein überspannter Mensch, Genosse Camille Desmoulins', dem die Reden im Palais-Royal den Kopf verdreht hatten. Er miethete eine Anzahl von Menschen und kleidete sie aus den Garderoben der Pariser Theater in die Nationaltrachten der hervorragendsten Völker der Erde; so machte er sie zu Vertretern der Menschheit und zog dann an ihrer Spitze in den Sitzungssaal der Nationalversammlung, die er in pomphaften Worten anredete als Prophet eines neuen Weltbürgerthums.

Die Scene, obgleich einem Possenspiel zum Verwechseln ähnlich, verfehlte doch bei den leicht angeregten Franzosen eines bedeutenden Eindrucks nicht. Die Versammlung klatschte Beifall; eine Art demokratischer Begeisterung war entzündet, welche ein Nachspiel zu der patriotischen Opfernacht des 4. August zu Wege brachte. Der Abgeordnete Lambel beantragte die Abschaffung der Adelstitel Baron, Marquis, Graf; Lafayette fügte noch Prinz hinzu, ein Anderer die Anreden Hoheit, Excellenz, Eminenz. Der Herzog von Montmorency, der

seinen Stammbaum noch über Chlodwig hinaufführte, schlug ein Verbot der Wappen vor, der Marquis von Noailles verlangte die Beseitigung der Livreen. Alles wurde angenommen; nach amerikanischem Vorbilde sollten als „Bürger" Alle einander gleich sein, und die Ci-devants — so nannte man spottweise nun die „früheren" Edelleute — sich nicht mehr nach ihren Besitzungen, sondern mit ihren Familiennamen nennen. Zwar setzte diese Umnennung sich nicht fest — Mirabeau blieb immer Mirabeau; nur drei Tage lang wurde die Welt durch den Namen Riquetti in die Irre geführt — aber Camille Desmoulins begann von jetzt an den König nur noch als den „Bürger Capet" zu bezeichnen.

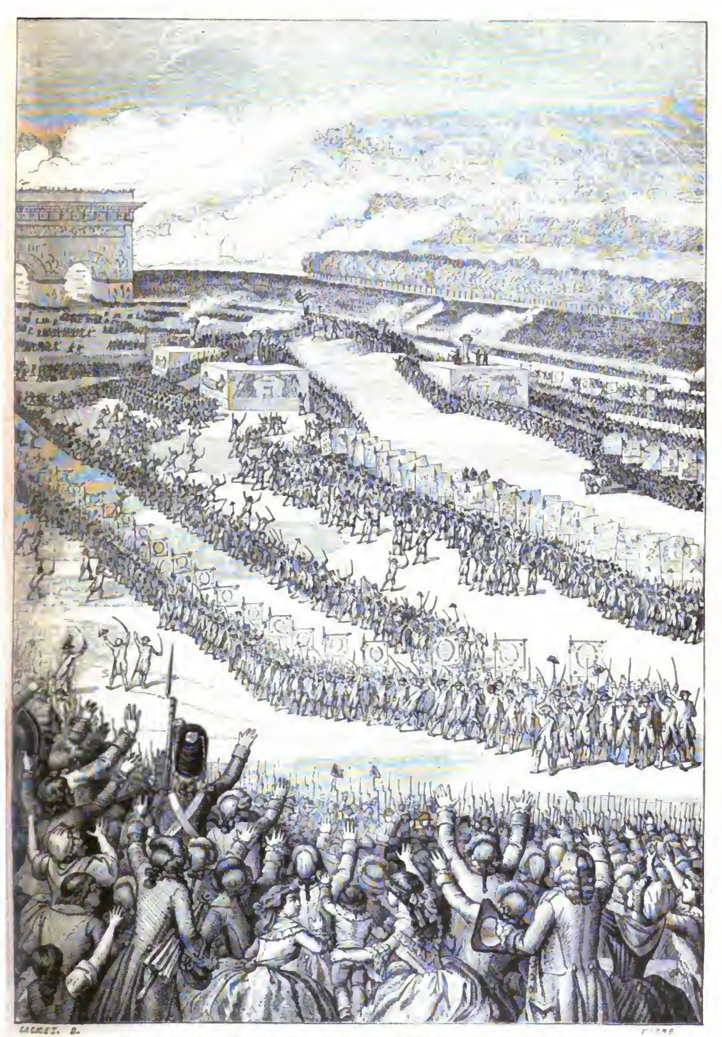
Das Fest der Konföderation. Auf dem Marsfelde am linken Seineufer waren 1200 Arbeiter beschäftigt, den weiten Platz zu einem ungeheuren Amphitheater für 300,000 Menschen umzugestalten. Bald kam ihnen ganz Paris dabei zu Hülfe; Geistliche, Soldaten, Leute aus allen Ständen griffen zu Spaten und Schaufel, selbst vornehme Damen stellten sich in die Reihen der Arbeiter. Mit wehenden Fahnen, unter Trommelklang zog man zur Arbeit und schaffte, Jeder nach seinen Kräften, bis beim Anbruche der Nacht das Signal ertönte, welches den Feierabend ankündigte. In der Mitte erhob sich auf Stufen eine 8 Meter hohe Pyramide, der Altar des Vaterlandes, zur Seite eine bedeckte Tribüne, blau mit vergoldeten Zierrathen, für den König und seine Familie. Ein Triumphbogen, der Seine gegenüber, führte zu dem Festplatze; über den Fluß war eine Schiffbrücke geschlagen.

Auf dem Boulevard der Oper versammelten sich am 14. Juli 1790 in der Frühe die Deputationen und empfingen hier ihre 83 Banner. Dann setzte sich der Zug in Bewegung: voran die Pariser Nationalgarde, die Wahlmänner, die Beamten der Munizipalität; hierauf folgte ein Bataillon Kinder, die Mitglieder der Nationalversammlung und ein Bataillon Greise; den Beschluß machten 40,000 Soldaten und eine zweite Abtheilung der Pariser Nationalgarde. Lafayette, auf einen prachtvollen Schimmel reitend, kommandirte das Ganze. Unter Kanonendonner zog der Zug durch den Triumphbogen in das Amphitheater ein, das seit dem frühen Morgen schon Hunderttausende von Menschen füllten. Um den Altar standen 200 Priester in weißen Gewändern, mit dreifarbigen Gürteln, der Bischof von Autun an ihrer Spitze. Der König ließ sich auf dem Throne nieder, mit keinem Abzeichen seiner Würde geschmückt.



Ein Assignat.

Es regnete heftig; aber nichts vermochte die freudige Begeisterung zu dämpfen, welche die ganze ungeheure Festversammlung durchwogte. Ein Orchester von 1200 Musikern begann die patriotische Feier: Talleyrand weihte die Nationalfahne und die Banner der 83 Departements. Dann folgte die Masse unter dem Schalle von 300 Trommeln und rauschender, kriegerischer Musik. Nun schritt Lafayette die Stufen zu dem Altare empor und sprach mit lauter Stimme den Bundeseid, Treue gegen Nation, Gesetz und König gelobend; unter Kanonendonner und Waffengeklirr folgten die Deputationen, Fahnen flatterten in der Luft, hochgeschwungen blitzten die Säbel; Alle riefen wie mit einer Stimme: „Ich schwöre!" — „Es lebe die Nation! Es lebe der König!" rufen jubelnd hunderttausend Stimmen, das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Trommeln übertönend. Die höchste Begeisterung offenbart sich; Vieler Augen füllen sich mit Thränen. Die Nächststehenden stürzen sich auf Lafayette und küssen ihm Rock und Hände. Da erhebt sich der König; die Hand nach dem Altare ausstreckend, spricht er den Eid. Das düstere Gewölk, das den Himmel verhüllt, zerreißt, ein Sonnenstrahl bricht hindurch und trifft das Haupt des Königs, während er der Verfassung Treue gelobt. Das ruft einen neuen Freudensturm hervor; die Königin, in tiefer Bewegung, hebt ihren Sohn empor, dem jubelnden Volke entgegen; auch ihr rufen Alle laute, freudige Lebehochs zu.



Das Fest der Konföderation am 14. Juli 1790. Nach einem zeitgenössischen Bilde.

Ein Tedeum beschloß die Feier. Abends um 6 Uhr verkündete Kanonendonner das Ende. Aber der Festlust war noch lange nicht Genüge geschehen; noch eine volle Woche lang reihte sich Fest an Fest. Am Sonntage sammelte man sich auf dem Platze, wo früher die Bastille gestanden hatte. Jetzt waren dort Bäume gepflanzt, 83 nach der Zahl der Departements, nur zur Seite lag ein Trümmerhaufen mit Ketten umwunden, zum Gedächtniß der zerstörten Zwingburg. Lampengehänge zogen sich von Baum zu Baum; und dazwischen wogte das Gewühl der Tanzenden die ganze Nacht hindurch. — Es war wirklich, als wenn ein Hauch der Brüderlichkeit durch alle die fröhlichen und glücklichen Menschen ginge. Aber das Föderationsfest war der letzte der „schönen" Tage der Revolution.

Die unbeeidigten Priester. Die Bestimmung der Nationalversammlung, daß alle Geistlichen den Bürgereid zur Anerkennung der neuen Gesetze betreffs des geistlichen Standes, die man unter dem Namen der „Civilkonstitution des Klerus" zusammenfaßte, leisten sollten, erweckte den ersten wirklichen Widerstand gegen die Revolution, einen Widerstand, den sie nicht im Stande war, ganz zu überwinden. Der Sinn war, die Geistlichkeit aus der Herrschaft des Papstes zu lösen und dem Nationalgesetze zu unterwerfen. Der König zögerte mit seiner Bestätigung des Beschlusses: er hatte den Papst um Anerkennung der neuen Gesetze über den Klerus gebeten, aber eine streng ablehnende Antwort erhalten. Dennoch entschloß er sich auf das Drängen der Nationalversammlung zur Bestätigung; allein nicht mehr als der dritte Theil der geistlichen Mitglieder der Nationalversammlung entschloß sich zur Ablegung des Eides; und auf dem Lande waren der dazu Willigen noch weniger. Auch die Drohung der Amtsentsetzung fruchtete nicht viel.

Damit war die Zwietracht unter das Volk geworfen. Die unbeeidigten Priester hielten es für ihre Pflicht, bei ihren Gemeinden auszuharren; und die Gemeinden hielten an ihnen fest: sie hatten sie getauft und getraut; ihre Messe galt ihnen für die einzig gute; sie hatten nicht Lust, ihre Kirchen einem Fremden, den erst die Gensdarmen in sein Amt hatten einführen müssen, zu überlassen. Den neu anlangenden „verfassungsmäßigen" Priestern wurde dann jeder Widerstand entgegengesetzt; die Weiber zischten sie in der Kirche aus, Nachts wurden ihnen die Fenster eingeworfen, die Kirchendiener weigerten sich die Glocken zur Messe zu läuten, und wenn die neuen Priester das selbst thun wollten, so drohte die Menge, sie zu ermorden oder zu Tode zu prügeln; ja häufig wurde der neue Priester mit Steinwürfen wieder von dannen gejagt.

Man verhaftete die Priester, welche aus Gewissensbedenken den Eid verweigerten; aber verurtheilt konnten sie nicht werden, da sie nirgend einer Störung der öffentlichen Ruhe sich schuldig gemacht hatten. Doch wurden sie für die Freunde der Revolution zu einem Gegenstande des Hasses: viele Handwerker und Kaufleute sahen die Ursache für das Daniederliegen der Geschäfte in der Widerspenstigkeit der Priester; man nannte sie „Fanatiker", was etwa dieselbe Wirkung hatte wie die Bezeichnung als Aristokrat, und sie der Wuth des Pöbels preisgab. Die Bauern, die anfänglich mißtrauisch gegen die neuen Gesetze waren, hatten dann binnen wenigen Monaten den größten Theil der geistlichen Güter für 1346 Millionen Francs gekauft, so daß nur für 180 Millionen in die Hände anderer Käufer gerathen waren. Diese zahllosen neuen Herren des früheren geistlichen Landbesitzes waren nun sämmtlich gegen die unbeeidigten Priester, in denen sie eine Bedrohung ihres neuen Besitzes sahen; und doch trauten sie ihnen allein es zu, eine wirklich giltige Sündenabsolution ertheilen zu können. Daher zogen sie in ganzen Haufen aus, um sie nun zur Ablegung des Eides mit Gewalt zu zwingen. Wie immer bei solchen Gelegenheiten schlossen sich ihnen Vagabunden und Banditen an, so daß der unselige Bauernkrieg gegen die Aristokraten neue Nahrung erhielt, und allenthalben die Ueberfälle und Brandschatzungen, die Grausamkeiten und Mordthaten wieder begannen, angeblich wie früher gegen die Aristokraten, so jetzt gegen die Fanatiker, aber in Wahrheit gegen alle Besitzenden. Sie seien verdächtig, Anhänger eines unbeeidigten Priesters zu sein, wurde den Behörden entgegengehalten, die Alles geschehen ließen, um nicht in den gleichen Verdacht zu kommen, oder auch zu machtlos waren, um zu helfen.

Auf militärische Hülfe zur Wiederherstellung der Sicherheit des Lebens und Eigenthums war nicht zu rechnen; denn die Soldaten waren in den meisten Regimentern ganz unzuverlässig geworden. In Brest hatten sich die Matrosen der Kriegsschiffe, in Nancy die Soldaten von den Linienregimentern in offener Meuterei gegen ihre Offiziere erhoben, so daß es nur mit Aufbietung äußerster Energie dem General Bouillé, einem Vetter Lafayette's, möglich geworden war, die Ordnung wieder herzustellen.

Die Jakobiner, in der Hoffnung, die frei werdenden Stühle selbst in Besitz zu nehmen, ergingen sich daraufhin in maßlosen Anklagen gegen die Minister, als hätten diese dem Grafen Bouillé den Auftrag zur Anwendung von Gewalt gegen die patriotischen Meuterer gegeben. Die Folge war, daß die Minister wirklich abdankten und damit dem Beispiele Necker's folgten, den schon im September ein feindseliger Volksauflauf gedrängt hatte, seine Entlassung zu nehmen. Indeß die Zeit der Jakobiner war noch nicht gekommen.

Mirabeau's Ende. Mirabeau wäre der rechte Mann gewesen, wenn nicht die Nationalversammlung selbst der Möglichkeit einer parlamentarischen Regierung durch Minister aus der Majorität der Versammlung sich durch den Beschluß beraubt gehabt hätte, daß kein Deputirter Minister werden dürfe. Daher mußte er in der haltlosen und unfruchtbaren Stellung eines Rathgebers des Hofes verharren, in der er sich aufrieb. Allmählich erlahmte ihm die Hoffnung, daß sich der König zu einem energischen Handeln, um die Lebensfähigkeit der Krone zu retten, aufraffen würde. „Die Königin ist der einzige Mann bei Hofe“, sagte Mirabeau voll Unmuths, denn nur sie war halb und halb für den Gedanken gewonnen, daß der König sich an der Spitze von 20,000 Mann nach Rouen begeben, dem Uebergewichte der Pariser Patrioten sich damit entziehen und der Anarchie, in die allmählich Alles versank, Einhalt thun solle.

Auch in der Nationalversammlung begann sich hie und da Mißtrauen gegen ihn zu zeigen, seitdem er in den Verhandlungen über die Frage, ob der König oder die Nation das Recht haben solle, über Krieg und Frieden zu beschließen, schneidig für den König eingetreten war und auch den Beschluß bewirkt hatte, daß der Antrag zu einem Kriege von dem Könige ausgehen müsse, die Nationalvertretung dann darüber zu beschließen habe, dem Könige aber das Recht zustehe, während eines Krieges jederzeit auf Anknüpfung von Friedensverhandlungen anzutragen, ohne daß die Versammlung sich darin ihm widersetzen dürfe. Bestätigt schien dieser Argwohn dadurch zu werden, daß Mirabeau Geld vom Könige annahm; Uneigennützigkeit war seine Sache nicht, aber er war weit davon entfernt, sich zu einem Parteigänger des Hofes zu machen. Marat und Freron griffen ihn in ihren Blättern in der giftigsten Weise an; doch litt seine Volksbeliebtheit darunter keineswegs. Eine Schmähschrift erschien: „Der Verrath des Grafen Mirabeau — enthüllt.“ Er wies sie mit dem schönen Worte zurück, daß wer um echten Ruhmes willen, unbekümmert um das schwankende Urtheil der Menge, für das Wohl des Vaterlandes arbeite, der dürfe seinen Lohn nur von der Zeit, der nie bestochenen Richterin, erwarten.

Das war der großartige Ehrgeiz, der ihn beseelte; und das Bewußtsein des Volkes, in ihm seinen gewaltigsten Anwalt zu haben, das durch alle Schmähungen sich nicht ausrotten ließ, war die Grundlage seiner Popularität. Die Kühnheit seines Auftretens, die Gewalt seiner Rede, die Schlagfertigkeit seiner Antwort hatten etwas Großartiges; niemals schmeichelte er den niedrigen Leidenschaften der Menge. Er riß die Hörer mit sich fort, aber er stellte sie auf einen höhern Standpunkt; sie folgten ihm, denn sie glaubten ihm.

Jetzt aber drückte die Hoffnungslosigkeit seiner Bestrebungen ihn nieder: der riesenhafte Körper gab dem Drucke des Gemüthes nach. Kein Wunder, denn nach den aufregenden Debatten langer Nachtsitzungen durchschwärmte er den Rest der Nacht mit seinen Freunden, oder brachte ihn am Schreibtische in angestrengter Arbeit zu. Im März 1791 ergriffen ihn öftere Anfälle von Bewußtlosigkeit; er hatte, wenn er die Rednerbühne verließ, ein Gefühl tödlicher Erschöpfung. Am 27. März sank er auf das Krankenlager, von dem er nicht mehr erstehen sollte. Die Kunde von seiner Erkrankung ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Den ganzen Tag umlagerte eine ängstlich harrende Volksmenge seine Wohnung: es mußten gedruckte

Bulletins über sein Befinden ausgegeben werden. Täglich ließ sich der König nach seinem Ergehen erkundigen; der Jakobinerklub sandte eine Deputation, an deren Spitze Barnave, der Gegner Mirabeau's in der Debatte über die Kriegs- und Friedensfrage, stand. Wenn die furchtbaren Schmerzen, die ihn quälten, nachließen, erhob sich die Seele in ahnungsvollen Ausblicken. „Ich nehme mit mir", sagte er, „das Todtengewand der Monarchie; die Aufrührer werden sich in die Fetzen theilen." Ein andermal warnte er vor Pitt, als dem Feinde Frankreichs: „indessen", setzte er hinzu, „wenn ich gelebt hätte, so glaube ich, daß ich ihm Kummer würde bereitet haben." Ein Freund legte ihm die Kopfkissen zurecht. „Ja, stütze nur den Kopf", dankte ihm Mirabeau, „ich wollte nur, ich könnte ihn dir vermachen." Nach stundenlanger Sprachlosigkeit kehrte ihm am Morgen des 2. April unerwartet die Sprache wieder; er redete zehn Minuten lang so lebhaft und so rührend, daß allen Anwesenden die Thränen flossen. Dann trat der Krampf wieder ein und schloß ihm den beredten Mund für immer. Es war Sonnabend den 2. April um 8½ Uhr Morgens.

„Ich habe in diesem Augenblicke", eröffnete der Präsident der Nationalversammlung am Abend die Sitzung, „eine sehr schmerzliche Pflicht zu erfüllen." Ein dumpfes Geflüster ging durch den Saal: „Er ist todt!"

Jedermann wußte, wer gemeint war; ganz Paris trauerte; die Theater wurden geschlossen; der Jakobinerklub setzte auf acht Tage seine Sitzungen aus. Einstimmig beschloß die Nationalversammlung, die neue Genovefakirche zu einem Pantheon für die Asche großer Bürger des Vaterlandes zu weihen und Mirabeau als ersten dort beizusetzen. Ein Trauerzug von fast einer halben Meile Länge geleitete ihn dorthin, wie ihn Paris noch niemals gesehen, England nur, als es den großen William Pitt (den Aelteren) begrub: so groß war die Verehrung, die ein Jeder ihm nachtrug.

Die Flucht des Königs. Noch oft wandten in der Nationalversammlung die Blicke sich dem leeren Sitze zu, von welchem aus die Debatten so oft die rechte Steuerung erhalten hatten. Auch der König sollte Mirabeau vermissen. Noch im April faßte der König den Gedanken, sich durch die Flucht seiner Bedrängniß und Rathlosigkeit zu entziehen, d. h. die Revolution ohne Gegenwehr und Ausgleich über das Königthum triumphiren zu lassen. Alle königlichen Gerechtsame hatte er sich geduldig eine nach der andern nehmen lassen; aber daß es ihm verwehrt worden war, nach St.-Cloud zu fahren, um dort die Messe bei einem unbeeidigten Priester zu hören, konnte er nicht überwinden. Er beschloß, sich, wenn auch nicht wie die noch immer steigende Zahl der Emigranten außer Landes, so doch an die Grenze seines Landes zu der Armee Bouillé's nach Montmedy zu begeben. Gelingen konnte das Unternehmen, wenn auch Bouillé versprach, bis Chalons Dragonerpatrouillen entgegenzuschicken, nur, wenn es mit der größten Vorsicht ins Werk gesetzt wurde; denn es war klar, daß Paris die Geiseln sich nicht gutwillig würde entschlüpfen lassen.

Allein weder der Plan noch die Ausführung wurden vollständig geheim gehalten; eine ganze Menge von Personen wurde zur Begleitung bestimmt, ein großer sechssitziger Reisewagen, welcher nur sechsspännig gefahren werden konnte, gebaut, und die sonstigen Vorbereitungen einem Grafen von Fersen, einem schwedischen Abenteurer, der bei Hofe in hoher Gunst stand, übertragen. Als Tag der Flucht war mit Bouillé der 20. Juni bestimmt, der auch unter dem Vorwande, eine Kriegskasse erwarten zu wollen, reitende Patrouillen bis nach Chalons entsandte.

Am 20. Juni indeß hatte bei der Königin eine Kammerfrau den Dienst, welcher man kein Vertrauen schenkte; es wurde deshalb die Abreise auf den folgenden Tag verschoben, ohne doch Bouillé von dieser Aenderung zu unterrichten. Gegen Mitternacht nun verließ die königliche Familie in zwei Gruppen durch eine Seitenthür die Tuilerien; allein die Königin, ganz unbekannt in der Stadt, verirrte sich und traf erst nach einer Stunde Wartens bei dem Reisewagen ein. Die drei ausgewählten Leibgardisten setzten sich in Verkleidung auf den Bock, während die Gouvernante der königlichen Kinder, Frau von Tourzel, die darauf bestanden hatte, an der Flucht Theil zu nehmen, im Wagen Platz nahm. Auch die Kutscher, verkleidete

Hofkavaliere, irrten sich im Wege durch die Vorstadtstraßen, so daß es fast Morgen geworden war, bevor man noch Paris hinter sich hatte. Doch stellte sich bis Chalons kein weiteres Hinderniß in den Weg. Als aber nun keine Patrouillen, die Bouillé hatte zurückziehen müssen, um Aufsehen zu vermeiden, sichtbar wurden, wurde der König unruhig und steckte häufig den Kopf aus dem Fenster, oder fragte gar Vorübergehende nach den Truppen. Mehrere erkannten ihn, blieben aber ruhig; nicht so der Postmeister Drouet in St.-Menehould, welcher erst vor wenigen Tagen in Paris gewesen war und sich dort durch die im Jakobinerklub gehörten Reden den Kopf hatte warm machen lassen. Er jagte auf Nebenwegen dem eben wieder abfahrenden Wagen nach Varennes vorauf; allein der König langte bedeutend früher dort an. Das Städtchen Varennes wird durch das steile Thal der Aisne in eine Ober- und in eine Unterstadt getheilt. Am Eingange in die Oberstadt hielt der Wagen, während in der Unterstadt der Sohn des Grafen Bouillé mit frischen Pferden für den König wartete. Es war Nachts 11 Uhr, Alles still in den Straßen; die Leibgardisten suchten nach den verabredeten Relaispferden, auch die Königin stieg aus und fragte in mehreren Häusern danach.



Vor der Brücke in Varennes. Nach einem zeitgenössischen Bilde.

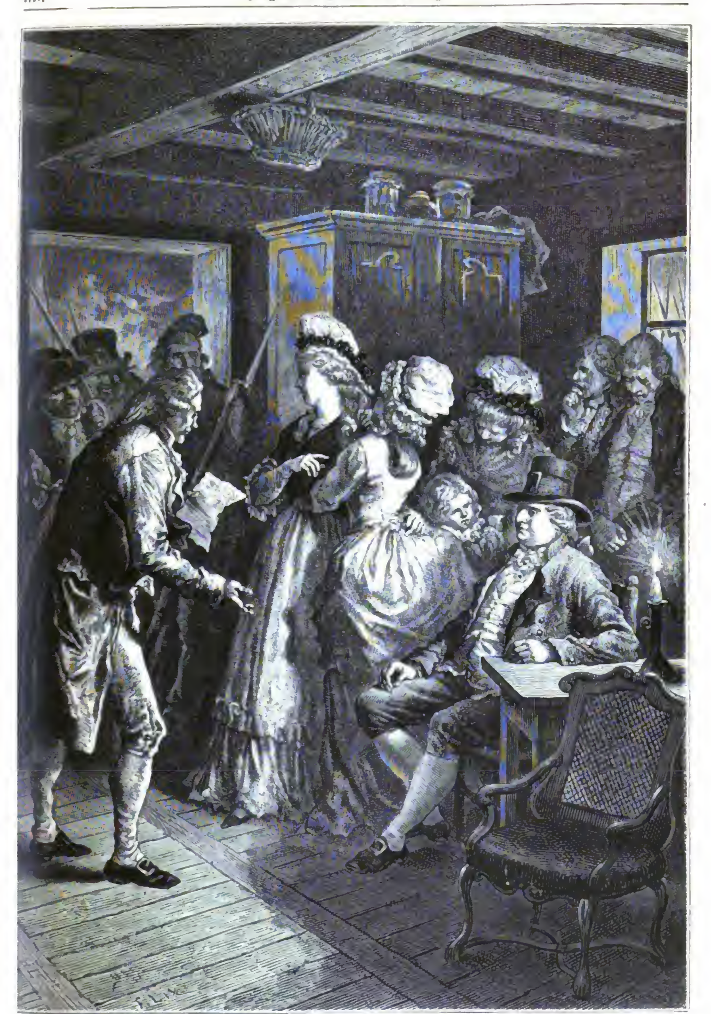
So verging mehr als eine halbe Stunde; jetzt erst langte Drouet an, weckte mehrere Bürger, sah den Wagen in der Oberstadt und ließ die Brücke verrammeln; und als dieser endlich weiter fuhr, um in der Unterstadt nach den Pferden zu forschen, konnte er nicht über die Brücke. Jetzt trat Drouet mit dem Maire von Varennes, einem Seifensieder, an den Wagen heran und erklärte dem Könige, daß er nicht weiter fahren dürfe. Was sollte Ludwig thun? In der Bestürzung wählte er den schlechtesten Weg: er versuchte nicht einmal die Wirkung eines königlichen Befehls, ihn nicht aufzuhalten; er legte sich aufs Bitten, indem er den Leuten seine traurige Lage vorstellte. Dadurch sprach er ihrem Verbote eine gewisse Berechtigung zu, machte ihnen, die doch nicht ohne Befangenheit waren, Muth — und wurde nun mit seiner Familie in das Haus des Maires gebracht. Die Sturmglocke wurde geläutet, die ganze Stadt geweckt; eine dichte Volksmenge sammelte sich um das Haus. Mehrere Offiziere begaben sich auf die Kunde von dem Geschehenen zu dem Könige und erbaten seine Befehle; aber er erklärte ihnen, er sei Gefangener und könne nichts befehlen; doch hoffte er immer noch auf Bouillé. Zu diesem hatte sich, als die Sturmglocke ertönte, sofort der junge Graf begeben,

um ihm Meldung zu erstatten. Da trafen statt Bouillé zwei Offiziere der Nationalgarde von Paris in Varennes ein mit dem schriftlichen Befehl, den König anzuhalten und zurückzuführen. Voller Entrüstung warf die Königin das Dekret auf das Bett, in welchem der kleine Dauphin schlief, aber der Maire befahl die sofortige Abreise. — Anderthalb Stunden, nachdem die Rückreise angetreten war, langte General Bouillé, der auf die Mittheilung seines Sohnes sofort sein Regiment Royal-Allemand hatte aufsitzen lassen, vor Varennes an. Aber jetzt hatte man dort die Brücke über die Aisne ganz abgebrochen und die Stadt möglichst gegen ihn in Vertheidigungszustand gesetzt. Er sah voraus, daß ein Sturm auf die Barrikaden zu viel Zeit kosten würde, um dann noch den König einholen zu können, und kehrte deswegen, ohne etwas zu unternehmen, wieder zurück.

In Paris war die Flucht des Königs erst am Morgen des 21. Juni ruchbar geworden. Die heftigste Erbitterung ergriff die große Menge, während alle Gemäßigten im Herzen den Entschluß des Königs billigten. Zügellose Schmähungen richteten sich gegen Lafayette, weil er die Tuilerien schlecht bewacht hätte. Der General suchte die aufgeregten Menge zu besänftigen; er stellte den Drohenden vor, daß sie ja Alle durch die Flucht des Königs 20 Sous gewinnen würden, da es nun einer königlichen Civilliste nicht mehr bedürfe, und entsandte sofort nach allen Richtungen Offiziere mit Haftbefehlen. Sobald die Nachricht von den Vorgängen in Varennes in der Hauptstadt anlangte, schickte die Nationalversammlung drei Deputirte dem Könige entgegen, um ihn nach Paris zurückzugeleiten. Zwei derselben nahmen in dem königlichen Wagen selbst Platz, Barnave zwischen dem Könige und der Königin, Petion gegenüber auf dem Platze der Frau von Tourzel, mit welcher der Dritte in einem Beiwagen folgte.

Die Rückfahrt ging langsam; allerorten rottete sich das Volk zusammen in sehr erregter Stimmung, so daß der greise Marquis von Dampierre ermordet wurde, als er nur den Versuch machte, sich dem Wagen zu nähern. Tausende von Nationalgarden sorgten für die Sicherheit des Zuges. Anfänglich herrschte Schweigen im Wagen; die Königin, welche den Dauphin auf ihrem Schoße hielt, war sichtlich voll Unmuthes. Endlich redete der König Barnave an; das Gespräch kam bald auf die Flucht. Barnave, ein junger Mann von noch nicht 30 Jahren, antwortete so rücksichtsvoll und doch mit so richtigem Urtheil, daß die Königin ihren Schleier lüftete und mit der anmuthigen Würde, die ihr eigen war, an der Unterhaltung Theil nahm. So wurde hier der Grund zu dem Vertrauen gelegt, das die Königin fortan gegen Barnave hegte, und zu der persönlichen Ergebenheit, welche der junge Deputirte dem Königspaare bewies.

Folgen der Flucht des Königs. In Paris hatte Ludwig sich einen schlechten Empfang durch die Denkschrift bereitet, welche er dem Minister Laporte befohlen hatte, nach seiner Abreise der Nationalversammlung zu übergeben. Er, der wiederholt seine Uebereinstimmung mit der Nationalversammlung betont hatte, schien danach an eine Gegenrevolution zu denken. Das erschütterte das Zutrauen zu seiner Aufrichtigkeit. Die Versammlung antwortete darauf durch eine Proklamation, in der sie sich als konstituirende Versammlung bezeichnete, ein Name, der ihr seitdem geblieben ist, mit dem Sinne, daß sie als die alleinige Vertreterin des souveränen Volkes der Zustimmung des Königs zu ihren Beschlüssen überhaupt nicht bedürfe. Damit war das Königthum zur Seite geschoben; der Jakobinerklub war für völlige Beseitigung, und in den Volkshaufen zeigte sich das Gefühl, daß es mit dem Königthum jetzt vorbei wäre, in dem wilden Eifer, mit dem sie an öffentlichen Gebäuden die königlichen Wappen zertrümmerten. Die Nationalversammlung, in ihrer Mehrheit immer noch monarchisch gesinnt, beschloß die einstweilige Aufhebung der königlichen Gewalt, bis die Verfassung vollendet sein würde. Von der Rechten und den Gemäßigten protestirten 290 Abgeordnete gegen diesen Beschluß und erklärten, daß sie nunmehr auf die Theilnahme an den Verhandlungen Verzicht leisteten. Zwar war die Stimmung der Parteien schon seit Langem eine höchst gereizte geworden: Schimpfwörter waren einander zugeschleudert worden, selbst Thätlichkeiten nicht ausgeblieben, mehrfach Duelle vorgekommen; aber doch war es unklug, in so erregter Zeit durch Theilnahmlosigkeit zu protestiren.



Ludwig XVI. in der Mairie zu Varennes. Nach F. Lix.

Wie ein Gefangener wurde der König nunmehr in den Tuilerien bewacht; Soldaten der lationalgarde standen Wache vor allen Thüren und verwehrten es ihm, das Schloß zu ver-issen. „Zurück!“ riefen die Schildwachen ihm zu, das Bajonnet fällend. „Kennt ihr mich enn?“ fragte der König die Wächter. „Ja, Sire!“ antworteten sie unerschütterlich. Nur des

Morgens in aller Frühe, bevor der Garten der Tuilerien dem Publikum geöffnet wurde, war es Ludwig verstattet, sich dort zu ergehen. Zwar schrieb Bouillé, der inzwischen über die Grenze gegangen war, an die Nationalversammlung und nahm alle Schuld an der „Entführung" des Königs auf sich; die Versammlung nahm das an und beschloß, in dem General den einzig Schuldigen zu sehen, aber Ludwig blieb vorläufig entthront. — Dem Grafen von Provence dagegen, der gleichzeitig mit seinem Bruder, dem Könige, Paris verlassen hatte, war es gelungen, auf einem andern näheren Wege glücklich die Grenze zu erreichen.

Die Revolte auf dem Marsfelde. Die Nationalversammlung fuhr mit der Berathung der Verfassung fort; um die Mitte des Juli kam sie an diejenigen Fragen, welche damals alle Gemüther bewegten: die Unverantwortlichkeit und die Unverletzlichkeit des Königs. Darüber ging der zweite Jahrestag des Bastillesturms fast unbemerkt vorüber. Bei den Verhandlungen sprach zuerst Petion, ein rauher Republikaner, gegen die Unverletzlichkeit; Robespierre unterstützte ihn mit der Behauptung, der Wunsch der Nation sei durchaus dagegen. Allein Barnave wies Beide in einer schönen und gedankenreichen Rede zurück; mit beredten Worten trat er für den König ein. „Es ist Zeit," schloß er, „daß die Revolution ein Ende nehme; sie hat ihr Ziel erreicht: die Nation ist frei, alle Franzosen sind gleich. Mehr wollen heißt wollen, daß unsere Freiheit aufhöre und unsere Verschuldung beginne!" Er riß die Versammlung mit sich fort: sie beschloß in seinem Sinne.

Die dichte Menge der Galerien zwar protestirte; sie hatte lebhaft Robespierre Beifall geklatscht und einem andern Redner laut zugestimmt, der unter Mißbilligung der Versammlung den König einen gekrönten Räuber genannt hatte. Barnave ließ sich nicht beirren: er trotzte dem Jakobinerklub, dessen Milizen damals die Leute auf den Galerien geworden waren. Zu jeder Sitzung wurden 750 Menschen geschickt, welche dafür auf die Person 2 Francs erhielten. Ihr Leiter war ein verkrüppelter Zwerg mit Namen Saule, welcher früher mit Geheimmitteln, einer Salbe gegen Kreuzschmerzen, die er für Fett von Gehängten ausgab, hausiren gegangen war, in der Revolution aber an der Mauer des Tuileriengartens dicht bei dem Sitzungssaale der Nationalversammlung ein Kaffeehaus errichtet hatte, wo er die Galeriemilizen mit Anweisungen, was sie zu sprechen und wie sie sich mit ihren Beifallsrufen einzurichten hatten, versah, bei wichtigen Sitzungen aber auch selbst die Anführung übernahm.

Der Unmuth über die Niederlage der Patrioten machte sich laut in den Klubs Luft: es wurde beschlossen, eine Adresse dagegen am Sonntage, den 17. Juli, im Marsfelde auszulegen, dort massenhaft zu unterzeichnen und dann dem Könige selbst zu überbringen. Das war Robespierre's Gedanke; die Ausführung aber war Maillard, dem Brauer Santerre und Jourdan, dem Banditenmodelle, übertragen. Es kamen gegen 6000 Unterschriften zusammen, zu einem großen Theile nur Kreuze, denn von sämmtlichen Bewohnern Frankreichs konnte damals nur etwa eine Million lesen und noch weniger schreiben. Dabei kam es zu sehr tumultuarischen Scenen; zwei Menschen hatten sich unter den Altar des Vaterlandes auf dem Marsfelde versteckt, sie wurden hervorgezogen, aber als unverdächtig wieder freigelassen; der Pöbel jedoch stürzte sich auf sie und ermordete sie. Lafayette führte die Nationalgarde heran, aber die Rotten warfen mit Steinen nach ihr und schossen selbst auf Lafayette. Nun wurde die rothe Fahne entfaltet. Nach dem Martialgesetze, welches die Nationalversammlung bald nach ihrer Uebersiedelung nach Paris erlassen hatte, um den ewigen Unruhen zu begegnen, welche um die Bäckerläden entstanden und sogar zur Ermordung eines Bäckers geführt hatten, war dies das Zeichen, daß gegen die Tumultuanten, wenn eine dreimalige Aufforderung, sich zu zerstreuen, fruchtlos bliebe, Waffengewalt angewendet werden würde.

Gegen 8 Uhr Abends rückte die Nationalgarde auf das Marsfeld; dort, mit Steinwürfen empfangen, gab sie Feuer — aber in die Luft. Die Antwort war ein höhnisches Geschrei und Pistolenschüsse, durch welche zwei Gardisten getödtet wurden. Nun erfolgte eine scharfe Salve, welche an 30 Menschen niederstreckte; die Gardisten wollten nun auch die Kanonen, die sie bei sich hatten, abfeuern, allein Lafayette hinderte es, denn schon stob laut heulend die Pöbelmasse aus einander. — Das gab einen großen Schrecken bei allen Patrioten.

Die Häupter Marat, Danton, Santerre hielten sich ängstlich in Verstecken verborgen; Desmoulins' und Marat's Journal hörte auf zu erscheinen. Die Nationalversammlung billigte auf Barnave's Antrag die angewandte Strenge, unterließ aber gegen den Jakobinerklub, was die Hauptsache gewesen wäre, jede Maßregel. Daher erholten sich die Patrioten bald wieder von ihrem Schrecken, und ehe eine Woche um war, war Alles wieder beim Alten.

Abschluß der Verfassung. Das Verfassungswerk war beendigt, darauf auch die Schlußdurchsicht desselben zu Ende geführt. Barnave's Hoffnung, bei dieser Durchsicht noch manche Bestimmungen abschwächen zu können, hatte sich nicht erfüllt, da die Rechte und die Gemäßigten, auf die er sich hätte stützen können, an den Verhandlungen nicht mehr Theil genommen hatten. Am Abend des 3. September begab sich eine Deputation von 60 Mitgliedern der Nationalversammlung, von Fackelträgern geleitet, zu dem Könige und überreichte ihm die Verfassungsarbeit. „Sie enthält“, sagte der Präsident in seiner Ansprache, „die unverjährbaren Rechte des französischen Volkes und wird dem Reiche ein verjüngtes Leben geben.“ Ludwig bat sich Bedenkzeit aus. — Tagelang berathschlagte der König, dem jetzt die Freiheit zurückgegeben war, mit seinen Getreuen, ob er die aufgedrungene Verfassung annehmen solle oder nicht. Von seinem Schwager, dem deutschen Kaiser Leopold II., ging jetzt ein Schreiben ein, welches sehr entschieden zur Annahme drängte. Endlich entschloß sich der König dazu und sandte sie dann am 13. September mit seiner zustimmenden Erklärung an die Nationalversammlung zurück, indem er zugleich an den Erlaß einer allgemeinen Amnestie mahnte. Am Morgen des 14. Sept. fügte die Versammlung der Verfassung noch den Beschluß hinzu, daß das Gebiet von Avignon, welches dem Papste gehörte, als 84. Departement (Vaucluse Petrarca zu Ehren genannt) dem französischen Reiche einverleibt werden, und daß die Juden volles Staatsbürgerrecht erhalten sollten.



Jean Paul Marat.

Eine Stunde danach erschien der König in der Versammlung; die Königin und der Hof befanden sich in einer Seitenloge. Stehend leistete Ludwig, während die Deputirten sitzen blieben, den Eid auf die Verfassung. Mit jubelnden Zurufen geleiteten Versammlung und Volk den König in sein Schloß zurück; hier aber warf er sich in tiefster Seelenerschütterung in einen Sessel; Thränen entflossen seinen Augen: er weinte um den Untergang der französischen Monarchie.

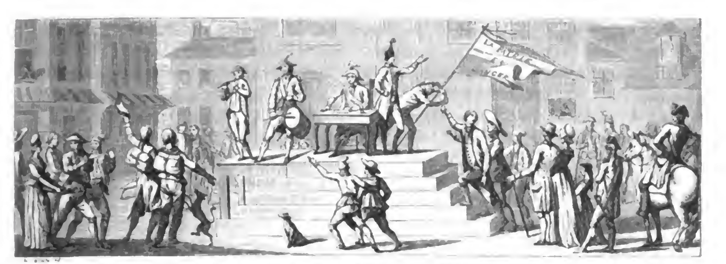
Robespierre. Am 30. Sept. endigte die Nationalversammlung ihre Thätigkeit; vorher erließ sie noch ein Dekret gegen die Klubs, in welchem sie es diesen verbot, als Genossenschaft gegen die verfassungsmäßigen Behörden aufzutreten oder Deputationen und Bittschriften an diese zu senden. Dies war besonders gegen den Jakobinerklub gerichtet, der sich nach den Julitagen durch Ausscheidung aller lauen Mitglieder neu konstituirt und es verstanden hatte, die Hunderte der Provinzialklubs sich unwandelbar treu zu erhalten. Dadurch blieben die Jakobiner

die einzige fest organisirte Macht in dem der Anarchie verfallenen Frankreich. Die bedeutendsten Mitglieder waren damals Petion, Gregoire, Brissot, Collot d'Herbois und der aus England wieder zurückgekehrte Herzog von Orleans mit seinem Sohne, dem Herzoge von Chartres.

Maximilian Marie Isidore Robespierre, der sie Alle überragte, war im Jahre 1758 zu Arras geboren; sein Vater war ein liederlicher Advokat, der früh starb. Nach dem Tode der Mutter nahm sich der Bischof von Arras des Knaben an und ließ ihn in dem Kollegium „Ludwig der Große" in Paris erziehen, wo er der Schulkamerad Camille Desmoulins' war. Durch nichts als durch seinen Hochmuth machte er sich hier bemerklich. Später ließ er sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder, und erreichte es, daß ihn der dritte Stand als Abgeordneten nach Versailles schickte. In Paris gab er das „politische Tageblatt" heraus, hatte jedoch damit keinen Erfolg; mehr zog er durch seine revolutionären Reden in den Kaffeehäusern die Aufmerksamkeit auf sich. Einen durchschlagenden Erfolg hatte er indeß erst mit der Rede, die er nach der Flucht des Königs im Jakobinerklub hielt. Ein ungeheures Komplot, sagte er, wäre im Gange, den Hof, die Minister und die Mehrheit der Nationalversammlung umfassend, um mit Hülfe des Königs und der Tyrannen des Auslandes die Freiheit zu vernichten und alle Patrioten zu ermorden. Zwar schärfe er durch diese Enthüllung tausend Dolche gegen sich, aber er bringe gern sein Leben der Wahrheit, der Freiheit, dem Vaterlande zum Opfer. Die Erfindung dieses Komplots war wirksam; der Eindruck der Rede bedeutend: Camille Desmoulins rief begeistert aus: „Wir wollen Alle mit dir sterben!" und 800 Mitglieder des Klubs verbanden sich durch einen Eid, Robespierre's Leben zu beschützen. Dadurch erschien dieser mit einem Male als das Haupt der Partei; und Marat ruhte nicht, in seinem „Volksfreund" immer wieder auf das Komplot zurückzukommen und die Patrioten damit, wenn sie anfingen ruhiger zu werden, wieder aufzuschrecken. Auch in der Nationalversammlung hatte Robespierre einigen Erfolg mit einer Rede, die er zu Gunsten der rebellirenden Schwarzen Haiti's, das damals französische Kolonie war, hielt, wenn auch nicht sein, sondern Barnave's gemäßigterer Antrag durchdrang; aber als am 30. September nach dem Schlusse der Nationalversammlung die Deputirten den Sitzungssaal verließen, empfingen dichtgedrängte Volkshaufen draußen Robespierre und Petion mit Blumenkränzen und lärmendem Zuruf: dies waren ihnen die Männer der Zukunft!

Bedeutung der Verfassung von 1791. Die Verfassung des Jahres 1791 umfaßte in etwa 2500 Bestimmungen die völlige Umformung des französischen Staates. Sie begann mit der Erklärung der allgemeinen Menschenrechte, welcher sich die Aufhebung der feudalen Vorrechte anschloß. Dann folgten die Bestimmungen über Gleichheit der Besteuerung, Glaubensfreiheit, Preßfreiheit, Selbstregierung der Gemeinden, Schutz der persönlichen Freiheit und des Briefgeheimnisses, Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, Wahl der Beamten und der Pfarrer, Armen- und Waisenpflege. Hieran schlossen sich die Dekrete über die Departementaleintheilung, über Bürgerrecht und Civilehe, über die Volksvertretung und das Wahlrecht; den Beschluß bildeten die Festsetzungen über die Stellung des Königs und sein Vetorecht, über Verantwortlichkeit der Minister und Einiges von geringerer Bedeutung.

Innerhalb dieser Grundzüge hat sich seitdem die politische Bewegung gehalten; ja man kann sagen, daß sie das politische Leben der Völker beherrscht haben. Die ganze Verfassungsbewegung des neunzehnten Jahrhunderts fußt auf dieser Verfassung: über ihre Forderungen ist man nicht hinausgegangen. Die Schwierigkeit der Aufgabe der konstituirenden Versammlung lag darin, daß sie, als der altfranzösische Staat zusammenbrach, ohne Tradition, ohne an Vorhandenes anknüpfen zu können, den Neubau durchzuführen hatte: das läßt das Werk vielfach unfertig, nur wie einen Versuch erscheinen. Und bringen wir dabei, wie billig, den Druck in Anschlag, welchen die Galerien, welchen die Patrioten, die sich drohend aus dem Hintergrunde erhoben, fort und fort auf die Berathungen und Abstimmungen ausübten, so wird es begreiflich, daß die Verfassung in vielen Bestimmungen radikaler werden mußte, als die Sachlage es erforderte, ja als es in der Meinung der Mehrheit der Abgeordneten lag. Darin lag eine ernste Gefahr für die Zukunft, welche das Werk der konstituirenden Versammlung in sich schloß.



Stellung der Freiwilligen. Nach Duplessis-Bertaux.

Die gesetzgebende Versammlung und der Beginn der Rheincampagne.

Die Nothwendigkeit einer Umgestaltung des altfranzösischen Staates hatte für jeden Einsichtigen zu Tage gelegen. Jetzt aber war Frankreich auf eine schiefe Ebene gestellt, auf der es weiter und weiter hinabgleiten mußte: denn die neue Verfassung gab den vorwärts drängenden Gewalten kein ausreichendes Gegengewicht, das Hinabgleiten aufzuhalten, weder in einem Oberhause, noch in einem lebenskräftigen Königthum. An vielen Orten erhoben sich Stimmen, daß man jetzt die Revolution schließen müsse; ein weitverbreitetes Ruhebedürfniß gab sich kund. Denn Niemand konnte sich verhehlen, daß, wenn es so weiter ginge, Frankreich rettungslos in den Abgrund der Anarchie stürzen müsse: es sollte aber noch so weiter gehen!

Die neue Volksvertretung. Schon im Mai hatte die Nationalversammlung bei der Anordnung der Neuwahlen auf den Antrag Robespierre's beschlossen, daß keines von den Mitgliedern der Nationalversammlung in die neue Volksvertretung solle gewählt werden dürfen. Das sah freilich selbstlos aus, war aber doch sehr gefährlich: denn nun mußte die neue Vertretung, die man die gesetzgebende Versammlung nannte, sich aus solchen Mitgliedern zusammensetzen, denen nicht nur die Erfahrung und Einsicht abging, welche die Nationalversammlung in zweijährigem Ringen sich erworben hatte, sondern auch diejenige Pietät fehlte, welche der Urheber naturgemäß für sein Werk empfindet; ihnen stand vielmehr die Verfassung der Nationalversammlung als etwas Fremdes gegenüber, das sie keine Neigung fühlten zu erhalten oder auch nur zu schonen.

Am 1. Oktober 1791 wurde die gesetzgebende Versammlung eröffnet. Sie bestand aus 745 Abgeordneten: lauter neue Gesichter, fast Alles junge Leute, noch nicht 30 Jahre alt. Advokaten bildeten fast die Hälfte, gegen 300, dazu kamen 70 Schriftsteller und eben so viel beeidigte Geistliche. Man wollte die Parteispaltungen der Nationalversammlung vermeiden: es sollte fortan keine Rechte und Linke mehr geben; daher wurde Präsidentensitz wie Rednerbühne an eine andere Stelle des Saales hin verlegt. Aber Parteiunterschiede machten sich sehr bald geltend: man nannte sich mit den Namen der entsprechenden Klubs: Feuillans hießen Diejenigen, welche an Verfassung und Königthum festhalten wollten, Jakobiner dagegen Diejenigen, welche Beides umzustürzen trachteten.

Zwischen diesen beiden Parteirichtungen hielten sich die „Unabhängigen“, Anfangs über 200 stark; doch ging bald, während sich mehrere Feuillans ihnen zuwandten, ein großer Theil, durch Drohungen bei den namentlichen Abstimmungen eingeschüchtert, zu den Jakobinern über. So schwand die Gruppe sehr zusammen, lächerlich gemacht durch den Namen „Bäuche“, den man ihnen gab, weil ein Theil von ihnen regelmäßig um die Mittagszeit aus der Versammlung zu verschwinden pflegte, um zu Tische zu gehen.

Auch die Feuillans, Anfangs 160 Mitglieder stark, nahmen schnell ab; dieser Klub wurde im Dezember von jakobinischem Pöbel gesprengt; binnen Kurzem verlor die Partei in der

Versammlung gegen 100 Mitglieder und zählte gar im August 1792 deren nur noch 20. — Von den Jakobinern, die sich selbst „Jakobinerpatrioten“ nannten, zweigte sich wieder eine besondere Partei ab, welche noch weit über sie hinausging, offen den Umsturz alles Bestehenden durch Gewalt predigte und nicht müde wurde, die Pöbelmassen aufzureizen. Ihre Führer waren Chabot, ein früherer Kapuzinermönch, ein roher Wüstling, und der Advokat Couthon, an beiden Füßen gelähmt, hinter dessen sanften Gesichtszügen und milder Stimme Niemand den blutgierigen Sinn argwöhnen konnte. In der Versammlung hatte diese Partei die höheren Sitze eingenommen, während die übrigen Jakobiner die niedrigeren vor und neben ihnen inne hatten. Daher wurde es allmählich Sitte, diese Demagogen als den „Berg“ zu bezeichnen und die übrigen Jakobiner als die „Ebene“.

Die Girondisten. Die hervorragendste Gruppe unter den Jakobinerpatrioten bildeten die Abgeordneten aus der Gironde. Es waren meist Leute, gleich gewandt mit dem Worte wie mit der Feder, voll Ehrgeiz und hoher Ansprüche. Ihr Ideal war die Errichtung einer Republik, etwa wie die römische zur Zeit der Scipionen gewesen war; gegen den Pöbel zeigten sie Verachtung. Hervorragend unter ihnen erschien durch feurige Rede Vergniaud, hochsinnig und beredt, aber dabei sorglos und zu dauernden Anspannungen unfähig. Der girondistischen Gruppe schlossen sich bald auch noch andere Abgeordnete zumal aus dem feurigen Süden an, wie der jugendlich begeisterte Barbaroux aus Marseille, den man wegen seiner Schönheit Antinous nannte. Der Vereinigungsplatz Aller war damals der Salon der Frau Roland. Roland de la Platière, geboren im Jahre 1730, hatte sich in der Verwaltung der Manufakturen zu Rouen ausgezeichnet und war später als Deputirter Lyons in die Nationalversammlung gesandt worden. Einige Zeit nach dem Schlusse derselben hatte er sich in Paris niedergelassen, wo sich bald die Girondisten ebenso durch seinen ehrenwerthen Charakter und durch sein umfangreiches Wissen angezogen fühlten, wie durch den Geist seiner Frau. Diese, 26 Jahre jünger als ihr Mann, war die Tochter des Kupferstechers Phlipon; geistreich, bescheiden und einfach in ihrem Wesen, hatte sie sich aus Plutarch's und Rousseau's Schriften ein Ideal von Staaten und Heroen gebildet, für das sie, wie sie selbst dafür begeistert war, so auch die jungen Girondisten zu entflammen suchte. So übte sie auf diese durch die Kühnheit ihrer Gedanken, durch die Heiterkeit und den Adel ihres Wesens und durch den unerschütterlichen Glauben an die Durchführbarkeit des Traumgebildes, für das sie schwärmte, den größten Einfluß aus. Das gab ihrem Salon historische Bedeutung. In Allem war sie der Gegensatz zu der Tochter Necker's, welche, mit dem schwedischen Gesandten in Frankreich, Baron von Staël-Holstein, verheirathet, durch Genialität glänzen und die Männer, welche ihr Salon vereinigte, meist Feuillans, nicht begeistern, sondern beherrschen wollte.

Brissot. Nach dem Schlusse der Nationalversammlung hatte sich Robespierre auf einige Wochen in seine Heimatstadt Arras begeben; als er von dort zurückkehrte, war er erstaunt, nicht mehr für das Haupt der Jakobiner zu gelten: seine Stelle hatte Brissot, der Führer der Jakobinerpatrioten in der gesetzgebenden Versammlung, eingenommen. Jean Pierre Brissot, geboren 1754, eines Gastwirths Sohn aus Chartres, hatte sich lange Jahre in England und Amerika umhergetrieben. Er war nicht ohne Talent, besaß mannichfaltige Kenntnisse und viel Rednergabe. Beim Ausbruche der Revolution fand er sich in Paris ein, in einem Rocke mit zerrissenen Ellenbogen, wußte aber bald im Palais-Royal eine ziemliche Rolle zu spielen, so daß er eine Stelle in der Pariser Munizipalität erhielt. Angenehm im persönlichen Verkehre, rührig in allen Geschäften, von brennendem Ehrgeiz erfüllt, gewann er Bedeutung unter den Girondisten, zu denen er sich hielt, und durch diese im Klub der Jakobiner. Von ewiger Unruhe erfüllt, nach Neuem jagend, war er es, der zuerst das Königthum als eine Lüge gegen die allgemeine Gleichheit, als eine Sklaverei für eine souveräne Nation bezeichnete. Robespierre konnte es nicht ertragen, durch seinen alten Freund und früher ergebenen Anhänger verdunkelt zu werden; durch Verleumdungen und Verdächtigungen suchte er Brissot's Stellung wankend zu machen, durch Wortparade mit Tugend und Rechtschaffenheit sich selbst zu heben: ein Mensch, ohne Schwung und Seele, aber zäh und ausdauernd, wußte er, während Eitelkeit und

Scheelsucht ihn verzehrten, die Leute an den Adel seiner Gesinnung, mit dem er selbstgefällig prunkte, glauben zu machen. Damit begann sein Krieg gegen Brissot, der sich bald zu einem Gegensatze der Jakobiner gegen die Girondisten gestaltete. Um Robespierre sammelten sich der frühere Schauspieler Collot d'Herbois, der Herausgeber des „Bürgerfreundes" Tallien, der ganz verlotterte Billaud-Varennes, der Vorstadtfleischer Legendre, Anacharsis Cloots, Marat, Danton, der Theaterdichter Fabre d'Eglantine und Camille Desmoulins.



Frau Roland und die Girondisten. Zeichnung von F. Lix.

Da die letzten vier zugleich die Leiter des Cordeliersklubs waren, so hielten sich auch die Cordeliers und die Pöbelrotten, welche sie anführten, zu Robespierre.

Bailly's und Lafayette's Abschied. Dagegen gewannen die Girondisten nach anderer Seite hin bedeutende Machtstärkung. Bailly schied aus der Stadtverwaltung; zugleich wurde die Stelle eines Generals der Nationalgarde, welche Lafayette inne hatte, eingezogen. Paris, nunmehr in 48 Sektionen getheilt, stellte 6 Legionen Nationalgarde, deren Anführer den

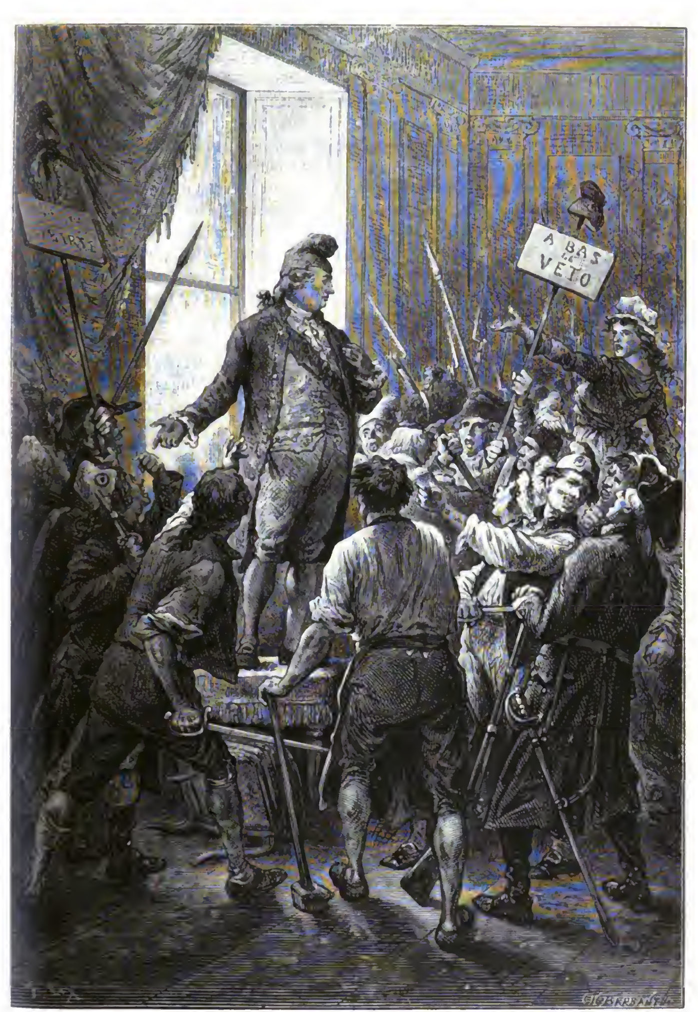
Oberbefehl in regelmäßigem Wechsel unter sich führen sollten. Die Hoffnung Lafayette's, jetzt zum Maire von Paris an Bailly's Stelle gewählt zu werden, erfüllte sich nicht: die Wahl traf vielmehr Petion, der sich zu den Girondisten hielt. Damit hörte die Mairie auf, für Ruhe und Gesetzlichkeit zu sorgen; die Nationalgarde wurde nach und nach in die jakobinischen Gährungen hineingezogen, besonders seitdem ihren Bataillonen eine Art Landsturm, welcher aus dem Pöbel gebildet und mit Piken bewaffnet war, beigegeben worden war. Syndikatsvertreter von Paris wurde Danton.

Die Jakobinermütze. Als Parteiabzeichen nahm der Jakobinerklub damals die rothe phrygische Mütze, wie sie die Galeerensträflinge trugen, an. Auf seine dringliche Bitte wurden die meuterischen Soldaten, welche, nachdem Bouillé den Aufstand niedergeworfen, zur Galeerenstrafe verurtheilt worden waren, im Frühjahr 1792 begnadigt. Als Märtyrer der Freiheit wurden die entlassenen Sträflinge von der Nationalgarde feierlich eingeholt, durch ein Volksfest gefeiert, bei welchem alle Anwesenden, um jeden Unterschied auszugleichen, die Sträflingsmütze trugen. Nur Robespierre setzte sie nicht auf: sie paßte nicht zu der zierlichen Haartour, die er trug. Auch sonst schloß er sich der Vernachlässigung der Kleidung, wodurch die Patrioten damals anfingen, dem Pöbel sich anzuähneln, nicht an: er trug sich stets mit gleicher Sorgfalt, ein zierlich gefaltetes Jabot zu gelbseidener Weste. Auch die Deputirten hielten noch auf Aeußeres, wenn auch Puder, Schuhschnallen und die dreieckigen Hüte damals unter ihnen zu verschwinden begannen; ja es erregte Mißbilligung, als Brissot mit kurzgeschnittenem glattem Haare in der Sitzung erschien.

Indessen das Wort „Sansculotten", womit man Jene, welche keine Kniehosen (culottes), sondern bequeme lange Pantalons trugen, überhaupt in der Kleidung sich vernachlässigten, vornehmlich den Pöbel und seine Freunde, bezeichnete, stammte aus einem Scherze schon von der Nationalversammlung her. Abt Maury, während einer Rede durch die Zwischenrufe zweier patriotischer Weiber auf der Galerie gestört, hatte dem Präsidenten zugerufen: „Bringen Sie doch diese beiden Sansculotten zum Schweigen!" So war das Wort auf das Galeriepublikum übertragen worden und hatte dann weiter seinen Weg gemacht.

Dekrete gegen die Emigranten und die unbeeidigten Priester. Die gesetzgebende Versammlung, berufen, diejenigen Gesetze zu erlassen, welche die Ausführung der Beobachtung der Verfassung sicherten, begann ihre Thätigkeit mit der Aufhebung von Verfassungsbestimmungen. Die Nationalversammlung hatte den eidweigernden Priestern eine Pension zugesichert: das wurde zurückgenommen; durch Noth und Androhung von Kerkerstrafe sollten sie zur Unterwerfung gebracht werden. Betreffs der Emigranten wurde die eben erst erlassene Amnestie wieder aufgehoben; ihnen wurde Einziehung ihrer Güter angekündigt, wenn sie nicht bis zum Jahresschlusse zurückkehren würden; man wolle es nicht dulden, daß sie an den Grenzen Frankreichs einen Herd der Gegenrevolution errichteten. Denn voll abenteuerlicher Entwürfe und hochfahrender Erwartungen hatten sie in Koblenz die Bildung eines Emigrantenkorps begonnen, in Worms und Ettenheim Werbeplätze errichtet und so etwa 23,000 Mann zusammengebracht. Darin lag für Frankreich kaum eine Gefahr, um so mehr aber in den unablässigen Bemühungen, durch welche sie die fremden Mächte zu einem Kriege gegen Frankreich zu drängen suchten, und in der Unsicherheit, welche sie dadurch in alle Kreise Frankreichs hineinbrachten. Indessen gegen beide Dekrete legte der König sein Veto ein.

Girondistische Minister. Nunmehr änderte die Versammlung ihren Angriff. Das Ministerium war aus Royalisten und Feuillans zusammengesetzt: es zu beseitigen, schien die nächste Aufgabe zu sein. Schon im Oktober hatte Brissot mit einer Anklage des Kriegsministers begonnen: sie wurde so lange wiederholt, bis dieser seine Entlassung nahm. Hierauf wurde der Minister des Innern zur Verantwortung vor die Schranken der Versammlung gefordert: keine Vertheidigung nützte; er gab das Innere ab und übernahm dafür die auswärtigen Angelegenheiten: allein die Angriffe dauerten fort, nur heftiger und feindseliger. Die Folge war, daß allmählich ein Minister nach dem andern austrat, und der König an ihrer Statt, wie es die Versammlung wollte, Mitglieder der Majorität berief.



Der König unter dem Volke und den Jakobinern. Zeichnung von F. Lix.

So wurde auf Brissot's Empfehlung der Girondist Dumouriez Minister des Aeußern, ein talentvoller Mann, aber unruhig und ohne Festigkeit der Ueberzeugung. Das Innere wurde Roland übertragen, Claviere, dem Freunde Brissot's und früher Mirabeau's, die Finanzen. Auch die übrigen Ministersitze nahmen wenige Wochen danach andere Girondisten ein, so daß man mit gutem Grunde Brissot den „Ministermacher" nannte.

Die Kriegserklärung. Schon wenige Wochen nach Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung hatte Brissot auf die Rüstungen der Emigranten und auf den Vorschub, welchen diese bei den fremden Mächten fänden, hingewiesen und, wenn das nicht aufhören sollte, mit flammenden Worten zum Kriege aufgefordert. „Ihr dürft nicht schwanken", sagte er, „ihr werdet selbst die Mächte angreifen müssen, welche es wagen, euch zu bedrohen." Eine Deputation begab sich infolge dessen zum Könige; die Antwort desselben, welche er etwas später der Versammlung zugehen ließ, war, daß er selbst den deutschen Fürsten angekündigt habe, er würde, wenn sie die Rüstungen der Emigranten noch länger duldeten, feindlich gegen sie vorgehen. Allein die Kurfürsten von Mainz und Trier trafen keine ernsten Gegenanstalten, so daß die Rüstungen fortdauerten. Zum zweiten Male — am 29. Dezember, zum dritten Male — am 17. Januar 1792 forderte Brissot mit Nachdruck die Kriegserklärung Frankreichs an die fremden Mächte. Das war die Meinung der Girondisten; allein im Jakobinerklub war eine große Partei dagegen: Robespierre erklärte sich gegen einen Angriffskrieg, vielleicht aus Eifersucht gegen Brissot. Indessen für diesen war die öffentliche Meinung: eine wahre Kriegsbegeisterung beherrschte die Menge; selbst Weiber baten, ihnen Waffen zu geben.

Sobald nun die girondistische Partei im März in den Besitz der Ministerien gekommen war, drängte sie zu rascher Entscheidung der Kriegsfrage. In kurz angebundenem Tone gab Dumouriez am 19. März dem französischen Gesandten in Wien die Weisung, von dem Fürsten Kaunitz, dem österreichischen Oberhofkanzler, die Auflösung des Emigrantenkorps und die Zurückziehung der österreichischen Truppen aus den österreichischen Niederlanden zu begehren, und, als diese noch nicht der Erwartung entsprechend wirkte, ließ er dem Fürsten die Erklärung überreichen, daß, wenn Oesterreich nicht bündig auf die Forderungen Frankreichs einginge, der König sich als im Kriegszustande befindlich ansehen würde. Kaunitz wies das mit Entschiedenheit und Kühle ab, so daß nunmehr Dumouriez dem Könige die unumgängliche Nothwendigkeit des Krieges vorstellte.

Am 20. April 1792 erschien der König mit sämmtlichen Ministern in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung; Dumouriez erstattete Bericht, und der König erklärte darauf in tiefer Bewegung mit Thränen im Auge, daß der Krieg zu beginnen sei. Er sprach gegen seine Ueberzeugung; mit Bangen sah er den Folgen entgegen. — Eine tiefe Stille folgte dem verhängnißvollen Worte. Es wurde beschlossen, daß erst in der Abendsitzung die Berathung der Versammlung erfolgen solle. Hier mahnten mehrere Stimmen zur Bedachtsamkeit; hier mahnte in kurzer Rede der Abgeordnete Mailhe: „Thut nicht den tapferen Vertheidigern des Vaterlandes das Unrecht, auch nur einen einzigen Augenblick an ihrem Muthe zu zweifeln!" Mächtig wallte das nationale Ehrgefühl auf; ungestümes Beifallrufen und Klatschen im Saale wie auf den Galerien übertönte die Stimmen der Bedachtsamen. Mit begeisterten Worten trat Vergniaud für den Krieg ein. Sofort wurde zur Abstimmung geschritten und der Krieg mit allen gegen nur sieben Stimmen beschlossen.

Die Lage Frankreichs. Niemals ist eine Nation so wenig auf einen Krieg, den sie selbst erklärte, vorbereitet gewesen, wie es damals Frankreich war. Die Nation war durch zügellose Parteiungen zerrissen; die Staatskasse war leer, nur auf Neuausgabe von Assignaten, die immer mehr entwerthet wurden, angewiesen; alle obrigkeitlichen Aemter ohne Macht und Ansehen; der Handel stockte, die Märkte waren leer; die Steuern gingen nicht oder ganz unregelmäßig ein; die einträglichste Kolonie Haiti befand sich in offener Empörung; die Armee war ohne Mannszucht; die Gemeinen, ihrer Gesinnung nach meist Patrioten, ohne Vertrauen zu ihren aristokratischen Offizieren, nahmen Meuterei als ihr Recht in Anspruch; die Feldherren waren unzuverlässig, häufig in Zwiespalt mit den Ministern und der Volksvertretung;

die Ausrüstung unzulänglich; Alles voll Mißtrauen gegen einander, während immer wieder bald hier, bald dort der Bauernkrieg aufflammte oder die Jakobinerklubs Unruhen herbeiführten.

Dumouriez. Es gehörte der ganze Leichtsinn eines Dumouriez dazu, um unter diesen Umständen Frankreich allen Wechselfällen eines Krieges auszusetzen. Charles François Dumouriez, geboren 1739, stammte aus einer armen Adelsfamilie; ohne Gönner, mußte er sich durchzubringen suchen, wie es eben ging. Bald als Soldat, bald als Diplomat in kleinen, oft nicht zweifellos ehrenhaften Aufträgen leistete er Dienste; als die Revolution kam, wechselte er die Farbe. Anfänglich gemäßigt freisinnig wurde er schließlich Jakobiner; man rechnete ihn zu den Girondisten, aber es fehlte ihm an Schwung der Seele, um wirklich zu ihnen zu gehören. In Allem zeigte er unverkennbares Talent: er war ein guter Offizier, ein gewandter Hofmann, schrieb gut, wußte sich geschickt auszudrücken, war großer Gedanken fähig, aber es fehlte ihm an Ausdauer, einen Plan zu verfolgen; rasch wechselten oft seine Ansichten über eine Sache. Daher erschien er unwahr und zu Intriguen geneigt, war es auch wol. Der König setzte Vertrauen in ihn; aber so harmlos war außer Ludwig kaum noch Jemand.



Charles François Dumouriez.

Die „moralische Insurrektion" vom 20. Juni. Unaufhörlich waren die Angriffe der Jakobiner gegen das Königthum, die Girondisten voran; es war, als wenn man den König zur Abdankung zwingen wollte. Absichtlich wurden die Formen der Hofetikette, ja die des gewöhnlichen Anstandes verletzt. Chabot z. B. hielt es nicht für der Mühe werth, als er in einer Deputation vor dem Könige erschien, den Hut abzunehmen. Dazu kamen die fortwährenden Aufreizungen der Menge in den Klubs, deren auch in den Vorstädten mehrere eingerichtet worden waren. Es kam so weit, daß, wenn der König sich irgendwo öffentlich sehen ließ, Pöbelhaufen ihn mit lautem Geschrei und unflätigen Schimpfworten verfolgten.

Allein in dem Schlosse war der König sicher: die königliche Leibgarde stand in unwandelbarer Treue zu ihm. Die gesetzgebende Versammlung beschloß daher, diese Leibgarden zu entlassen und einstweilen den Dienst in den Tuilerien der Nationalgarde zu übertragen. Das geschah; so wurde der König wehrlos gemacht. Aber nicht genug damit, man hatte auch in Aussicht genommen, ein stehendes Heer von 20,000 Mann in der Nähe von Paris aufzustellen, in der Art, daß jeder Kanton Frankreichs fünf Mann dazu aus der jakobinisch gesinnten Jugend entsenden sollte. So sollte ein Heer geschaffen werden, das, ganz in den Händen der Jakobiner, auf ihren Befehl allein zu handeln bereit wäre. Das konnte der König, ohne sich selbst aufzugeben, nicht zulassen: er legte gegen diesen Beschluß der Versammlung, der seine girondistischen Minister schon zugestimmt hatten, sein Veto ein. Darauf begehrten die Minister, zumal auch der König das neue Dekret, welches die eidweigernden Priester mit Deportation in die Strafkolonien bedrohte, nicht bestätigen wollte, ihre Entlassung, und er gab sie ihnen.

Feuillans wurden jetzt in das Ministerium berufen, ehrenwerthe, aber unbedeutende Leute. Es schien, als wenn der König entschlossen wäre, allem jakobinischen Wesen sich entgegenzusetzen. Man tobte und wüthete in girondistischen Kreisen über den Ministerwechsel; der Jakobinerklub hallte wieder von wilden Drohungen gegen „Monsieur Veto“ und gegen Lafayette, der, um dem Könige zu Hülfe zu kommen, in einem Schreiben der gesetzgebenden Versammlung derb, aber ungeschickt den Text gelesen hatte. In den Vorstädten entwickelte sich jene unheimliche Geschäftigkeit, wie sie revolutionären Ausbrüchen voranzugehen pflegt. Vielleicht waren die Girondisten ihr nicht ganz fremd, wenigstens thaten sie nichts dagegen; jedoch nur untergeordnete Parteihäupter waren im Vordergrunde sichtbar. Der exaltirte Saint-Hurugues, der Brauer Santerre, der Fleischer Legendre hatten in St.-Antoine und St.-Marceau das große Wort. „Wir müssen uns der Sache annehmen“, meinten sie, „ein Stoß — und das Königthum bricht zusammen!“

Nicht Gewalt sollte angewendet werden, nur auf eine Massendemonstration oder, wie die Girondisten es nannten, auf eine „moralische Insurrektion“ war es abgesehen. Petion, der Maire, erhielt rechtzeitig Nachricht von dem Plane der Vorstädter, zur Feier der Ballhaussitzung dem Herrn Veto und der gesetzgebenden Versammlung einen Massenbesuch zu machen; er ließ die Wachen um die Tuilerien verdoppeln und Reserven aufstellen; weiter that er nichts dagegen. In dem Geschehenlassen liegt seine Schuld, wie die der Gironde.

Am frühen Morgen des 20. Juni setzte sich der Zug der bewaffneten Sektionen aus den Vorstädten in Bewegung; St.-Antoine führte auf einem Wagen einen großen Maibaum mit sich. Herumlungerer, Gesindel, Weiber mit Kindern schlossen sich an. Es war Mittag geworden, als er vor dem Sitzungssaale der gesetzgebenden Versammlung anlangte; während man drinnen berathschlagte, ob man der Menge Eintritt gewähren sollte, erhob diese draußen ungeduldigen Lärm und erschien plötzlich ohne Erlaubniß vor den Schranken der Versammlung. Einer der Wortführer, der frühere Gerichtsschreiber Huguenin, hielt eine schwülstige Anrede an die Deputirten, dann stellten sich Saint-Hurugues und Santerre vor der Tribüne auf und kommandirten mit Löwenstimme den Durchzug. Unter Trommelschlag, das Ça ira mit dem Refrain „die Aristokraten an die Laterne“ singend, zogen die Massen durch den Saal: Pikenträger, Invaliden, Lastträger, Grenadiere, Kohlenträger, dazwischen Weiber, welche Kinder nach sich zogen, und müßige Zuschauer. Zwischen Waffen aller Art sah man Blumenbouquets, Baumzweige und Kornähren. Ein Kerl trug auf einer Stange ein Kälberherz mit der Unterschrift „Aristokratenherz“, ein Anderer ein paar alte Hosen mit der Aufschrift: „Zittert, Tyrannen, vor den Sanskulotten!“

Drittehalb Stunden dauerte der Durchzug, während dessen Andere den Maibaum im Garten des alten Kapuzinerklosters als „Freiheitsbaum“ einpflanzten; dann liefen Saint-Hurugues und Santerre wieder an die Spitze des Zuges, und Alles drängte nach den Tuilerien. Hier waren mehrere Bataillone der Nationalgarde aufgestellt, welche den Eintritt verwehrten. Endlich verstatteten sie einer kleinen Anzahl Unbewaffneter, durch eine Seitenpforte einzutreten, um dem Könige ihre Petition vorzutragen. Sofort öffneten diese von innen das Hauptportal, und die Rotten ergossen sich in den Schloßhof und versuchten das verschlossene Thor mit Beilen und Flintenkolben einzuschlagen.

Eine Anzahl Nationalgardisten sammelte sich um den König; da drängte auch schon die ungezügelte Menge ein. „Nieder mit dem Herrn Veto!“ schrien die Einen; Zurückberufung der jakobinischen Minister verlangten die Anderen; Santerre hielt eine Ansprache an den König, ihn mit „Monsieur“ anredend, allein Ludwig erwiederte mit Ruhe, jetzt sei nicht der Augenblick, um Beschlüsse zu fassen. Die Getreuen führten den König aus dem Gedränge in eine Fensternische, seine Schwester, die Prinzessin Elisabeth, drängte bis zu ihm durch, um seine Gefahr zu theilen; ein Kerl aus dem Haufen reichte dem Könige eine Jakobinermütze; der König setzte sie auf. Da verwandelte sich der Tumult in ein Gaffen; Alle wollten den Jakobinerkönig sehen und drängten einander vorbei. Vergniaud ermahnte das Volk zur Ruhe, ohne Gehör zu finden; endlich erschien Petion — es war halb sechs Uhr — bestieg einen Stuhl und forderte unter begütigenden Lobeserhebungen das Volk auf, sich zurückzuziehen. —

Allmählich wurde es leer in den Zimmern des Königs. Er begab sich zu der Königin, bei welcher während des ganzen Tumultes Nationalgardisten getreu Wacht gehalten hatten. Auch hierher strömten die Rotten; aber jetzt war Petion eifriger bemüht, er redete auf den Treppen, in den Sälen, in den Höfen. Jedoch wurde es 10 Uhr Abends, bevor die letzten Haufen das Schloß verließen. Mit thränenden Augen umarmte Ludwig die Königin: er empfand tief die Schmach, die dem Königthum angethan war.

Ein junger Artilleriehauptmann ging während dieser Scenen voll Ungeduld und Entrüstung vor den Tuilerien auf und nieder. Hätte er nur drei oder vier Kanonen, meinte er, so wollte er das ganze Gesindel aus einander fegen: es war Bonaparte!

Unentschlossenheit des Königs. Am andern Tage machte sich ein völliger Umschlag der Stimmung in Paris bemerklich, ein Gefühl der Scham überkam die Bürger wie die Nationalgarde, daß sie es zu so unwürdigen Scenen hatten kommen lassen. Es fehlte nur an dem rechten Manne, um diese Veränderung der öffentlichen Meinung zu Gunsten Ludwig's zu benutzen. Zwar verließ Lafayette sein Kommando; aber statt an der Spitze einiger Regimenter, an denen die Nationalgarde einen Halt hätte finden können, erschien er mit einer Adresse seiner Offiziere und Unteroffiziere in der Hand vor den Schranken der gesetzgebenden Versammlung. Das machte wenig Eindruck; seine Anerbietungen zu helfen, wies der König mit Kühle, die Königin mit unverhehlter Abneigung zurück; sie trugen ihm nichts als den wilden Haß der Jakobiner ein.

Viel tieferen Eindruck machte auf Ludwig der Plan, den die Freunde des Königthums, Lally-Tolendal voran, nun entwarfen: der König solle sich unter dem Schutze der Armee nach Compiegne begeben, mit Hülfe der Nationalgarde den Jakobinerklub sprengen und die gesetzgebende Versammlung auflösen. Allein Ludwig konnte den Muth nicht finden, den dies Wagniß erforderte; er setzte seine Hoffnung je länger um so deutlicher auf die fremden Mächte.

Auch die Girondisten begannen sich ihm wieder zu nähern; sie hofften ihn zu bewegen, ein Ministerium aus ihren Reihen zu ernennen. Allein der König ging auf dies Entgegenkommen nicht ein: er fühlte heraus, daß das Ziel, welches die Partei verfolgte, kein anderes war, als ihn zur Abtretung der Krongewalt an die Minister, d. h. in Wahrheit zur Abdankung zu bringen. Nur in einem Punkte gab er ihrem Andrängen nach; er genehmigte die Errichtung einer Parlamentsarmee: alle Wehrmänner, welche etwa zur Feier des Verbrüderungsfestes am Jahrestage des Bastillesturmes nach Paris kommen wollten, sollten dort freie Herberge und Verpflegung und die Erlaubniß erhalten, auch nachher in einem Lager bei Soissons zum Schutze der Hauptstadt vereinigt zu bleiben. Infolge dessen machten sich in Marseille auf Veranlassung des Marseiller Deputirten Barbaroux etwa 500 Pikenmänner auf, um sich der Nationalvertretung zur Verfügung zu stellen. Es waren handfeste Leute, Matrosen, Hafenarbeiter, Sackträger, der bunt gemischte Pöbel einer großen Seestadt. Sie brachten eine feurige Kriegshymne mit, die der Ingenieurhauptmann Rouget de Lisle als „Schlachtgesang" für die Rheinarmee gedichtet hatte; die Melodie derselben sollte einem deutschen Kirchenliede entnommen sein. Dieser hinreißende Sang — man nannte ihn in Paris die „Marseillaise" — machte Eindruck in der Hauptstadt, noch mehr aber die tiefgebräunten, sehnigen, zerlumpten Gestalten, die ihn mit südlichem Feuer vortrugen. Bald gaben sie eine Probe ihrer wilden Rauflust: in den elysäischen Feldern fielen sie über ein Bataillon Nationalgarde her, das seine Ergebenheit gegen den König bei einem Bankett gezeigt hatte, einen Gardisten stachen sie nieder, mehrere verwundeten sie und zersprengten die ganze Festgesellschaft. Von der Art waren die Milizen der Jakobiner.

Gesteigerte Aufregung. Der Versuch der Gironde, sich dem Könige zu nähern, um die Regierung von sich abhängig zu machen, war mißlungen. Die Folge davon war, daß sie sich wieder mehr der Bergpartei unter den Jakobinern zuneigte und einen Sturm mit ihr im Verein gegen das Königthum erregte, dem weder dieses noch auch schließlich die Gironde selbst gewachsen war. Den Anfang machte Vergniaud mit einer gewaltigen, tief bewegenden Rede, welche darin gipfelte, daß für alles Leid und Wehe, das schon über Frankreich gehäuft sei

und das man noch zu fürchten habe, einzig und allein der Name des Königs Ursache oder Vorwand wäre. Von lärmendem Beifallssturm begleitet, schloß er mit dem Antrage, zu erklären, daß „das Vaterland in Gefahr“ wäre. Und wirklich, am 11. Juli gab der Präsident der gesetzgebenden Versammlung diese Erklärung, welche bedeutete, daß alle ordentlichen Behörden des ganzen Reichs fortwährend versammelt sein, alle Nationalgarden aufgeboten werden und alle Bürger angeben sollten, was sie an Waffen und Schießbedarf besäßen. Stürmisch revolutionäre Bewegung mußte dadurch an die Stelle konstitutionellen Fortschreitens treten.

Die Wirkung zeigte sich auf der Stelle. Bei der Feier des Jahrestages des Bastillesturms erschien der König nur noch wie geduldet; auch die Königin nahm daran Theil, aber von Gram gebeugt, mit verweinten Augen. Niemand aus der Menge rief: „Es lebe der König!“ Vielmehr wurde in Plakaten und Adressen offen die Entfernung des Königs verlangt. Bei den Cordeliers fanden Berathungen statt, wie man die Herrschaft an die Pöbelmasse bringen könne, um nicht unter die Botmäßigkeit der Nationalvertretung, die sich ja mit diktatorischer Befugniß bekleidet hatte, zu gerathen.

Wie eine Brandrakete fiel in diesen Zunder revolutionärer Aufregung das Manifest, welches dem Einmarsche der preußischen Truppen in Frankreich voranging. Verfaßt von Emigranten, war es trotz der Einsprache König Ludwigs, der den Entwurf mit dem Verlangen eines sanfteren Tones zurückschickte, von den verbündeten Monarchen Oesterreichs und Preußens gebilligt worden. Es drohte, falls die königliche Familie irgendwie gefährdet werden sollte, mit exemplarischer Rache und völliger Zerstörung der Stadt Paris. In der Nummer des Moniteur vom 3. August wurde es veröffentlicht. Eine solche Sprache konnte das von Nationalstolz erfüllte, für seine Freiheit begeisterte Volk nur reizen. Dadurch unterstützte es die Absichten der Republikaner: „Jetzt sind wir gezwungen“, meinten die Führer, „das Volk zu einem Schlage fortzureißen, der es unwiderruflich mit uns verbündet.“

Die Girondisten dachten daran, den König durch ein Dekret abzusetzen. Unterdessen aber beriethen schon in einer schmuzigen Vorstadtschenke die Führer der Pöbelhaufen den Plan, die Tuilerien zu stürmen und den König mit Gewalt zu beseitigen. Es waren meist Cordeliers von untergeordneter Bedeutung wie Huguenin, Chabot, Santerre und Danton's Freund, der Elsässer Westermann; auch Billaud-Varennes war dabei, ein vagabundirender Schauspieler. Denn die Häupter der Partei hatten beschlossen, sich zurückzuhalten und während der Ausführung in ihren „Höhlen“ zu bleiben; mit Mühe hielten sie die Banden zurück, bis die Vorbereitungen beendet waren. — Man beschloß die Munizipalität der Stadt zu beseitigen und durch eine Adresse von der Nationalvertretung die Absetzung des Königs und die Berufung eines Nationalkonvents zu verlangen; würde dies nicht gewährt, so sollte durch die Sturmglocke das Zeichen zum Angriffe gegeben werden.

In den Tuilerien hatte man Kunde von dem heranziehenden Sturme; die Zahl der Soldaten wurde daher vergrößert, 200 Edelleute fanden sich zur Vertheidigung der königlichen Familie ein; 12 Kanonen waren zur Verfügung. Ein Schweizer Regiment von 950 Mann, ebensoviel berittene Gensdarmen und etwa 3000 Mann von der Nationalgarde unter Mandats Befehl bildeten die Vertheidigungsmannschaft; aber weder die Gensdarmen noch der größere Theil der Nationalgarde waren zuverlässig, noch weniger konnte man auf die Treue der Kanoniere bauen.

Der Tuileriensturm am 10. August. In der Sektion der Vorstadt St.-Antoine war beschlossen worden, auf die Entscheidung der gesetzgebenden Versammlung über die Adresse bis zum 9. August 11 Uhr Abends zu warten; wäre bis dahin die Absetzung des Königs nicht ausgesprochen, so solle dann die Insurrektion erfolgen — „aber nicht eine Bürgerpromenade“, sagte Danton zu seinen Genossen, „wie die am 20. Juni!“

Am 8. August fand vor der gesetzgebenden Versammlung die Verhandlung über Lafayette, der wegen seines Auftretens als Verräther angeklagt worden war, statt: sie endigte mit Freisprechung. Das Volk, hierüber im höchsten Grade aufgebracht, schloß daraus, daß es sicher



Illustrirte Weltgeschichte VII. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Sturm auf die Tuilerien. Zeichnung von F. Lix.

zur Abſetzung des Königs durch die Verſammlung nicht kommen würde. „Das Volk indeſſen“, ſagte Chabot am folgenden Abend während der ſehr tumultuariſchen Sitzung des Jakobinerklubs zu Petion, „hat den Entſchluß gefaßt, ſich ſelbſt zu retten: noch heute Abend wird in den Vorſtädten die Sturmglocke erſchallen.“ Das Volk jedoch ſchien nicht die Zuverſicht ſeiner Führer zu theilen. Barbaroux war mit ſeinen Marſeillern nach dem Klub der Cordeliers gezogen; allein nur die Sektionen der Vorſtadt St.-Antoine waren bereit, mit ihnen gemeinſame Sache zu machen, die übrigen Sektionen zeigten ſich entweder ſchwankend oder der Sache geradezu abgeneigt. Sie wählten Kommiſſare aus ihrer Mitte, um auf dem Rathhauſe während der Nacht nochmals in Berathung zu treten und womöglich vor Allem die Munizipalitätzu beſeitigen. Allein Danton entflammte das unſtät flackernde Feuer von Neuem. „Es bleibt euch nichts mehr übrig,“ rief er mit Donnerſtimme unter ſie, „als euch ſelbſt zu retten. Noch in dieſer Nacht werden die im Schloſſe verborgenen Fürſtenknechte einen Ausfall auf das Volk machen und es erwürgen. Rettet euch alſo! Zu den Waffen!“ — Generalmarſch ertönte durch die Straßen, um die Nationalgarde zuſammenzurufen. Camille Desmoulins und Andere ſtürzten nach den Kirchen und kurz vor Mitternacht heulten die Sturmglocken durch die laue Sommernacht. Allein auch jetzt noch vergingen Stunden, bevor die übrigen Vorſtädter ſich nach Verabredung einſtellten. Vorzurücken indeß konnte ſich Santerre mit ſeinen Sektionen von St.-Antoine nicht entſchließen; erſt als ihm Weſtermann wüthend den Degen auf die Bruſt ſetzte, gab er das Kommando. Nun ſetzten ſich die Sektionen der Aufrührer in Bewegung, die Marſeiller mit einigen Kanonen voran; gegen Sonnenaufgang langten ſie in größter Unordnung vor den Tuilerien an; Weſtermann jedoch, welchem Santerre die Anführung überlaſſen hatte, ordnete ſie mit vielem Geſchicke zum Angriff.

Von der königlichen Familie war während der Nacht Niemand zu Bette gegangen; im Zimmer des Staatsraths war ſie verſammelt, und mit ihr ſämmtliche Miniſter und viele Offiziere. Die Diener und zahlreiche Anhänger des Königs erfüllten alle Vorzimmer und Korridore, manche mit Säbeln und Piſtolen, manche auch nur mit Kaminhaken oder Schüreiſen bewaffnet. Das waren die „Dolchritter“, wie man ſie ſpöttiſch in Paris nannte, die gefürchteten Verſchworenen des gar nicht exiſtirenden „Oeſterreichiſchen Comités“. Man berieth hin und her, wie die Vertheidigung einzurichten wäre; Mandat's Vertrauen theilte ſich allmählich in etwas den Uebrigen mit. Man ließ den Maire Petion auf das Schloß beſcheiden und verlangte von ihm die ſchleunige Ausſtellung eines Befehles für die Nationalgarde, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; er unterſchrieb ihn ohne Beſinnen, um nicht für einen Genoſſen der Aufrührer zu gelten. Dann aber fand er die Luft im Schloſſe „erſtickend heiß“, ging in den Tuileriengarten und — verſchwand, während der Generalprokurator der Stadt, Röderer, beim Könige zurückblieb.

Der Morgen dämmerte herauf. Die Prinzeſſin Eliſabeth trat mit der Königin ans Fenſter: „wie blutig roth geht heute die Sonne auf!“ Da tönte das wüſte Geſchrei und die wilden Geſänge der heranziehenden Rotten auch ſchon zu dem Schloſſe herüber. Mandat's Plan war geweſen, durch einen Ausfall ihrem Angriffe zuvorzukommen. Jetzt aber kam die Nachricht, Mandat ſei todt. — Während der Nacht hatte er den Befehl erhalten, ſich auf das Rathhaus zu begeben. Ein alter Soldat, gehorchte er ohne Wanken; nur jenen Befehl übergab er ſeinem Sohne, der im Schloſſe zurückblieb. Er wurde vor die Munizipalität geführt — und ſah ſich lauter fremden Geſichtern gegenüber. Die Kommiſſare der Sektionen hatten ſich zu einem neuen Stadtrath aufgeworfen, in welchem ſie von den Mitgliedern des alten nur Danton und den Jakobiner Manuel aufgenommen hatten. Man überhäufte Mandat mit Vorwürfen über die militäriſchen Maßregeln, die er zur Vertheidigung der Tuilerien getroffen hätte; Huguenin verlangte von ihm, daß er wenigſtens die Hälfte der Truppen aus dem Schloſſe entferne. Mandat weigerte ſich deſſen; man befahl ſeine Verhaftung. Dagegen proteſtirte der im Nebenſaale noch verſammelte alte Stadtrath; ohne Weiteres ließ ihn Danton aus einander jagen und Mandat abführen; allein ſchon auf der Treppe des Rathhauſes ſtreckte dieſen von hinten ein verrätheriſcher Piſtolenſchuß todt zu Boden.

In den Tuilerien war Niemand, ihn zu ersetzen; die Minister beschlossen, sich lediglich auf Vertheidigung zu beschränken. „Jetzt ist der Augenblick, Sire", redete die Königin in muthvoller Entschlossenheit ihren Gemahl an, eine Pistole ihm hinreichend, „wo Sie sich zeigen müssen!" Der König, voll ruhiger Fassung, nur um die Seinen bekümmert, schritt die Treppe hinab, den Degen umgeschnallt, und hielt Musterung über die Reihen seiner Vertheidiger; mit fester Stimme mahnte er sie daran, daß sie, indem sie ihn vertheidigten, zugleich ihre eigenen Weiber und Kinder schützten. Zum letzten Male hörte er in dem Schlosse seiner Väter den Ruf: „Es lebe der König!" Aber inzwischen riefen neu eintreffende Bataillone der Nationalgarde: „Nieder mit dem Veto!", stürmten durch den Garten und vereinigten sich auf dem Karrouselplatze mit den Anführern. Ganz entmuthigt durch diesen Anblick, kehrte er in das Schloß zurück.

Da gab man ihm den Rath, sich in den Schoß der gesetzgebenden Versammlung zu flüchten; denn die Erstürmung des Schlosses schien bei dieser Stimmung der Truppen unzweifelhaft und damit die Ermordung der königlichen Familie fast gewiß. Die Königin widersetzte sich mit größter Entschlossenheit dem Gedanken; Röderer machte sie auf das höchst Bedrohliche der Lage aufmerksam. „Laßt uns gehen", entschied endlich der König. „Sie haften mir für das Leben des Königs und meiner Kinder!" wandte sich jetzt die Königin lebhaft zu Röderer. „Wie für mein eigenes!" war die entschiedene, ermuthigende Antwort.

Man brach auf, um durch den Tuileriengarten und den Hof der Reitbahn in den Sitzungssaal der Versammlung zu gelangen. Der kleine Dauphin, an der Hand seiner Mutter, stieß harmlos spielend im Steige die trockenen Baumblätter vor sich her. „Die Blätter fallen früh in diesem Jahre!" sagte der König gedankenvoll in trüber Ahnung.

Der Schwarm der Edelleute drängte sich hinter dem Könige her, für diesen eine ernste Gefahr: wie mußte ihre Gegenwart das Volk und die Versammlung erbittern! Nur mit Aufgebot aller Energie gelang es Röderer sie zurückzuhalten, während einige Schweizer und Nationalgardisten die königliche Familie geleiteten. Eine Deputation der Versammlung kam ihr entgegen und führte sie sicher in den Sitzungssaal; ein Grenadier hob den kleinen Dauphin aus dem Gewühle des hinzudrängenden Volkes sich auf den Kopf und setzte ihn wohlbehalten auf den Tisch der Versammlung nieder.

Sobald der König das Schloß verlassen hatte, marschirte auch die Nationalgarde, der nur oblag, die Person des Königs zu schützen, und mit ihr die Gensdarmerie ab, und die Schweizer, durch ihren Fahneneid auszuharren verbunden, zogen sich in das Innere des Schlosses zurück, in der Erwartung, daß die Volksmasse jetzt keinen Angriff auf das Schloß mehr unternehmen würde. Allein die vorderste Rotte der Aufrührer schlug mit Aexten das große Portal des Gitters ein und stürzte sich in den Hof, zwar die dort zurückgelassenen Kanonen gegen das Schloß richtend, aber doch mit Zeichen einer friedlichen Gesinnung. Die Schweizer warfen ihr daher zur Erwiderung ihre Patronen aus den Fenstern zu und ließen sie ruhig in das Schloß eindringen und die große Haupttreppe sich hinaufdrängen. Während dessen aber fiel ein Haufe Pikenmänner über die Schweizerschildwachen her und stach sie nieder. Da gaben die Schweizer zuerst aus den Fenstern Feuer und dann auch auf die Meuterer, welche die Treppen besetzt hatten. Mit wildem Geschrei stürzten sich jetzt die Massen die Treppe hinab; die Schweizer drangen in geschlossener Reihe ihnen nach durch die Vorhalle auf den Hof, und gaben aus einer dort aufgestellten Kanone Feuer auf die Marseiller, von denen eine Anzahl getroffen zu Boden stürzte. Unter fortwährenden Salven zogen sich die Marseiller zurück; der Hof wurde frei, nach allen Seiten floh voller Entsetzen das Volk auseinander.

In diesem Augenblicke des Sieges überbrachte man ihnen den Befehl des Königs, nicht zu feuern, sondern sich zu ihm in die gesetzgebende Versammlung zu begeben. Soweit sie von diesem Befehle Kunde bekamen, folgten sie ihm. So verlor das Schloß den besten Theil seiner Vertheidiger. Sofort aber ließ Westermann jetzt wieder seine Sektionen vorrücken; ohne viel Widerstand zu finden, drangen sie bis zur Vorhalle und zur Treppe vor, und, jetzt Herren des Schlosses, begannen sie ein entsetzliches Gemetzel. Die abgeschnittenen Schweizer warfen

ihre Gewehre weg und flehten um Gnade: sie wurden fast alle mit Piken niedergestochen; auf die Hofdienerschaft wurde in den Zimmern eine förmliche Hetze veranstaltet; man sah Theroigne in wilder Wuth an der Spitze eines Haufens Marktweiber, einen jungen, royalistisch gesinnten Zeitungsschreiber mit eigener Hand niederhauen. Die wenigsten entkamen; der Boden war von Blut überströmt. Die kostbaren Möbel und Geräthe wurden in vandalischer Wuth zertrümmert und Feuer angelegt, um auch die Trümmer zu vernichten. Andere wieder ergriffen dies und das von dem reichen königlichen Hausrath und brachten die Beutestücke wie Siegestrophäen in den Sitzungssaal der gesetzgebenden Versammlung.



Der König verläßt die Tuilerien. Zeichnung von F. Lix.

Danton. Der Aufruhr war gelungen: die Tuilerien erobert, der König auf der Flucht vor der siegreichen Insurrektion. Das Hauptverdienst daran nahm mit ruhmredigem Selbstgefühl Danton für sich in Anspruch; nicht ganz ohne Berechtigung. George Danton, zu Arcis an der Aube 1759 geboren, war bis zur Revolution ein bettelhafter Winkeladvokat in Paris, welcher das Wenige, was er verdiente, unbekümmert um seine Familie, sofort in groben Ausschweifungen vergeudete. In allen Höhlen des Lasters war er bekannt; jedem fiel die herkulische Gestalt und das breite Gesicht von dem Zuschnitte einer Negerphysiognomie, von Blatternarben zerrissen, auf; aber wenn er mit struppigem Haar, in einer Alles verachtenden Kühnheit auf einen Stuhl stieg, so riß er die Massen des Volkes fort, nicht durch Beredsamkeit, sondern sie fürchteten ihn, weil er ihnen imponirte. Er kannte weder Rücksicht auf Moral, noch Begeisterung für Ideale, noch Glauben an Tugend; mit wilden, sich überstürzenden Worten befahl er, und Alle gehorchten ihm. Nicht Herrschsucht trieb ihn; ihm war die Herrschaft nur ein Mittel, um ungezügelt seinen wüsten Leidenschaften, der Sinnlichkeit, die die aufgeworfenen Lippen verriethen, frönen zu können. Er war der Genosse der Orgien des Herzogs von Orleans, doch ohne sich an ihn zu fesseln; er nahm das Geld, durch das der Hof ihn zu gewinnen strebte, und fuhr fort gegen das Königthum zu donnern. Mit seiner gewaltigen Stimme verschaffte er sich immer Gehör. In seinen Ansichten ein vollkommener Sansculotte, war er doch ohne Rachsucht, und in derselben Stunde, wo er mit tobender Leidenschaft zum Morde aller Aristokraten aufrief, gegen den bedrohten Einzelnen voll Mitgefühl: mehr als einen hat er gerettet oder doch gewarnt vor den Greuelscenen, die er selbst veranlaßt hatte. Der gefürchtete Abgott des Pöbels, war er durch den 10. August mit einem Schlage eine Macht in Paris geworden.

Der Umsturz des Thrones. „Ich komme, meine Herren“, redete König Ludwig die gesetzgebende Versammlung bei seinem Eintritt in den Sitzungssaal an, „um ein großes Verbrechen zu verhüten, und ich glaube, daß ich jetzt nirgends mehr Sicherheit finden kann, als in Ihrer Mitte.“ Vergniaud, damals Präsident der Versammlung, erwiderte, daß der König sich auf die Festigkeit der Versammlung verlassen dürfe. Damit ließ sich Ludwig neben dem Präsidentenstuhl nieder; allein Chabot erhob sich: die Gegenwart des Monarchen beeinträchtige die Freiheit der Berathungen. Daraufhin überwies man der königlichen Familie die Loge der Stenographen, die durch ein eisernes Gitter von dem Saale abgetrennt war. Dies jedoch beschloß man wegzureißen, damit der königlichen Familie in jedem Augenblick die Flucht in den Sitzungssaal offen stand. Der König legte selbst im Verein mit mehreren Deputirten Hand an, bis es entfernt war. Hier nahmen die unglücklichen Flüchtlinge Platz; der junge Dauphin schlief bald auf dem Schoße der Königin ein; neben dieser saßen ihre Tochter und ihre Schwägerin; den Hintergrund nahmen einige Herren des Hofes ein, welche die Königsfamilie nicht verlassen wollten, während 50 Mann Schweizer und Nationalgardisten ringsum Wache standen. Der König war der Einzige, welcher seinen Gleichmuth bewahrte: er folgte mit Aufmerksamkeit den Verhandlungen und unterhielt sich sogar zwischendurch mit Vergniaud und anderen Deputirten, die an die Loge traten. — Deutlich klangen vom Schlosse die Gewehrsalven und die Kanonenschüsse herüber, bis um 11 Uhr tausendstimmiges Jubelgeschrei sich erhob, den Sieg des Pöbels zu verkündigen, und gleich darauf eine freudentrunkene Menge, viele darunter mit Blut bespritzt, mit allerhand Trophäen in den Saal gestürzt kam. Auch gefangene Schweizer schleppte man mit, schenkte ihnen aber der Versammlung zu Ehren das Leben. Anklagen und Schmähreden wurden gegen die königliche Familie ausgestoßen; dann drangen andere Pöbelhaufen ein: Alle wollten berichten, was sie gethan hätten.

Unterdessen begannen in der gesetzgebenden Versammlung die Verhandlungen über die Wiederaufrichtung einer „ausführenden Gewalt“. Alle Angriffe auf das Königthum, alle Beschimpfungen seiner Person, alle Verurtheilungen seiner Handlungen mußte der König mit anhören, ohne daß ihm ein Wort der Erwiderung verstattet war. Vergniaud entwarf das Dekret, durch welches Ludwig XVI. vorläufig der Königswürde entsetzt, ein Erziehungsplan für den Dauphin vorgezeichnet und ein Nationalkonvent zur endgültigen Regelung dieser Fragen einberufen wurde.

Allein der Volksmasse, welche draußen zu Tausenden lagerte und alle Zugänge versperrte, genügte das nicht: tobend verlangte sie völlige Aufhebung des Königthums. Vergniaud aber wies sie zurück: die Versammlung habe das Königthum unschädlich gemacht; über dasselbe zu richten ginge über ihre Vollmacht, das würde Sache des einzuberufenden Konventes sein. — Inzwischen hatte auch der neue Gemeinderath der Empörer im Rathhause seine Thätigkeit begonnen. Das Erste, was derselbe that, war, daß er die Entfernung der Büsten des Königs, Lafayette's und Bailly's aus seinem Sitzungssaale anordnete. Nun suchte er sich mit der Nationalvertretung in Verbindung zu setzen; eine Deputation wurde an dieselbe entsandt, deren Sprecher Danton war. Er berichtete über die außerordentlichen Maßregeln, welche sie genöthigt gewesen wären, zu ergreifen, zumal die Beseitigung der Municipalität und die Uebertragung des Kommandos über die Nationalgarde an Santerre: Vergniaud erklärte, daß die gesetzgebende Versammlung Alles, was geschehen wäre, gut heiße und dem neuen Stadtrathe nur Ordnung und Frieden anempfehlen wolle.

Die Verhandlungen wandten sich wieder dem Königthume zu. Die Versammlung erklärte alle Dekrete, gegen welche der König sein Veto eingelegt hatte, jetzt für rechtskräftig. Mit der Errichtung des stehenden Lagers für ein Jakobinerheer sollte unverzüglich begonnen werden. Zugleich wurde die Entsendung von Kommissaren beschlossen, welche bei den Armeen im Felde wie in den Hauptstädten der Provinz alle höheren Militär- und Civilstellen, wenn es ihnen nöthig erscheine, anderweitig besetzen sollten. Mit dem Ministerium machte die Versammlung schon selbst den Anfang: sämmtliche Minister setzte sie ab und berief die früheren girondistischen Minister Roland, Claviere und Servan in ihre alten Stellen; für die Marine

ernannte sie den Mathematiker Monge, für die auswärtigen Angelegenheiten Lebrun, beide eifrige Jakobiner; endlich zum Justizminister wählte sie, weil sie ihn für unentbehrlich hielt, Danton. — Darüber war es spät geworden. Danton hatte sich schon zu Bette gelegt, als seine Freunde Camille Desmoulins und Fabre d'Eglantine zu ihm gestürzt kamen, ihn aufweckten, ihm seine Erwählung mittheilten und ihn sofort um Anstellung im Justizministerium baten. Mit großer Ruhe nahm er die Nachricht auf; die Kanonenkugel, meinte er, welche er gegen die Tuilerien abgefeuert, müsse ihn wol in sein Ministerium getragen haben.

Endlich ging der Unglücksfreitag zu Ende; Mitternacht war schon lange vorüber, als die Sitzung schloß: 15 Stunden hatte die königliche Familie in der engen Stenographenloge zugebracht. Jetzt wurde sie nach dem Palaste des Luxembourg geführt, wo sie nach der Bestimmung der Versammlung bis zum Zusammentritte des Konventes bleiben solle. Vier enge Zimmer überwies man ihr zur Wohnung: im ersten wohnten die wenigen Herren des Gefolges, im zweiten der König, in den beiden letzten die Königin mit ihren Kindern und der Prinzessin Elisabeth. Das Weib des Schloßwartes war die einzige Bedienung, welche verstattet ward. — Draußen aber tobte der Pöbel die ganze Nacht hindurch und fuhr fort zu verfolgen und niederzumetzeln Alles, was er für aristokratisch hielt.

Die königliche Familie im Temple. Schon in den nächsten Tagen trat der Gegensatz zwischen der Nationalvertretung und dem neuen Gemeinderathe offen zu Tage. Dieser, der den Sturz des Königthums sich allein zurechnete, war nicht gesonnen, sich unter die gesetzgebende Versammlung zu stellen und die Macht, welche der Sieg des 10. August ihm gegeben hatte, sich wieder aus der Hand nehmen zu lassen; und die Versammlung wagte es nicht, seinen Forderungen und Drohungen Widerstand entgegenzusetzen. Er bemächtigte sich zunächst der Polizei und ernannte aus seiner Mitte ein Sicherheitscomité, um die Bürger zu überwachen, Denunciationen entgegenzunehmen und Verhaftungen anzuordnen. Die wüthendsten Patrioten saßen darin, den Vorsitz hatte der blutgierige Marat.

Das Nächste war die Forderung der schleunigsten Bestrafung der Vertheidiger der Tuilerien, der Verschworenen des 10. August, wie man sie nannte. Das Verfahren der gewöhnlichen Gerichte schien dem Gemeinderath viel zu langsam: er sandte daher eine Deputation an die Nationalvertretung unter Robespierre's Führung, der nach Wiederherstellung der Ruhe wieder aus seinem Verstecke zum Vorscheine gekommen war, und forderte gebieterisch die Einsetzung eines außerordentlichen Kriegsgerichtes durch je einen Deputirten der Sektionen. Nach einigem Zögern willigte die Versammlung ein: das war der Anfang des Revolutionstribunals. Im Jakobinerklub wurden diese Maßregeln berathen und dieselben Leute führten sie dann als Mitglieder des Gemeinderathes aus.

Auch die Bewachung der königlichen Familie übernahm der Gemeinderath. Im Palaste des Luxembourg erschien sie zu schwierig; es wurde daher mit Zustimmung der gesetzgebenden Versammlung die Uebersiedelung der königlichen Familie in die alte Abtei des Temple, eines von den Tempelrittern erbauten festen Schlosses angeordnet. Durch verschiedene Außenwerke wurde das alte Gebäude zu einer kleinen Festung umgeschaffen; eine Abtheilung der Nationalgarde versah den Wachdienst und 12 Kommissare des Gemeinderaths waren ununterbrochen in einem Zimmer versammelt. Ohne ihre Erlaubniß war der Eintritt Niemandem verstattet. — Hier wohnte die königliche Familie in dem größern Thurme; der König hatte ein Stockwerk inne, die Königin mit ihren Kindern und ihrer Schwägerin ein anderes. Clery, ein alter treuer Diener des Königs, war der einzige, der zur Bedienung zugelassen war. Das tägliche Leben verfloß mit vollkommener Gleichmäßigkeit. Um 9 Uhr frühstückte man im Zimmer des Königs, um 10 Uhr versammelte sich die ganze Familie bei der Königin. Hier beschäftigte sich Ludwig mit der Erziehung seines Sohnes, las mit ihm Corneille und Racine und unterrichtete ihn in der Geographie. Zugleich unterrichtete die Königin ihre Tochter; alsdann beschäftigten sich die Frauen mit Stickereien und Näharbeiten. Von 1 bis 2 Uhr wurde ein Spaziergang in dem kleinen Garten des Temples gemacht in Begleitung mehrerer Mitglieder des Gemeinderaths und Offiziere der Nationalgarde. Danach wurde zu Mittag

gespeist: eine Küche mit 13 Köchen war dafür in einem Nebengebäude angelegt. Nach Tische hielt der König eine kurze Ruhe; unterdessen unterwies Clery den Dauphin in einem Nebenzimmer in allerhand Leibesübungen. Den Nachmittag füllte gemeinschaftliche Lektüre aus; das Abendessen nahm man zusammen, dann zog sich Jeder in sein Zimmer zurück. Der König pflegte nun noch einige Stunden zu lesen; Montesquieu, Hume und die Nachfolge Christi waren seine gewöhnliche Lektüre, daneben einige lateinische und italienische Klassiker.

Sehr drückend war die tägliche Berührung mit den rohen und rücksichtslosen Mitgliedern des Gemeinderaths, meist unwissenden Handwerkern aus den Vorstädten; noch mehr das stete Mißtrauen, womit dem Könige begegnet wurde: Papier und Feder wurde ihm nicht gewährt, alle schneidenden Werkzeuge, Messer und Scheeren ihm genommen, so daß die Königin nicht im Stande war, die Löcher in ihrem Kleide wieder auszubessern. Dazu kam das tägliche Durchsuchen der Zimmer nach irgend verbotenen Dingen. Von der Außenwelt sollte der König ganz abgesperrt gehalten werden; aber Clery wußte das doch zu umgehen. Er hatte einen Zeitungsausrufer bestochen, täglich unter seinem Fenster die neuesten Nachrichten auszurufen; und Abends, wenn der König sich zu Bett gelegt hatte, flüsterte er sie ihm dann leise zu.



Der Temple.

Lafayette's Flucht. Auf diese Weise erfuhr Ludwig auch das Schicksal Lafayette's, auf den er immerhin noch einige Hoffnung hatte setzen können als den Einzigen, welcher es öfters wagte, den Pariser Demagogen Widerstand entgegenzu setzen. Lafayette hatte das Kommando über die Nordarmee in Sedan übernommen: als darauf aber die Kommissare der gesetzgebenden Versammlung hierher kamen, ließ der General sie durch den Maire von Sedan verhaften und sein Heer den Eid der Treue „gegen Gesetz und König" erneuern. Indessen hierauf erfolgte von Paris Anklage und Aechtung, so daß die Truppen wankend wurden und endlich Lafayette nichts Anderes übrig blieb, als, bedroht von allen Seiten wie er war, durch die Flucht sich zu retten. Nach einem anstrengenden Ritte langte er mit wenigen Freunden bei den österreichischen Vorposten an, welche diese ersten Emigranten der Freiheit verhafteten und wider alles Völkerrecht als Kriegsgefangene behandelten. Mehrere Jahre hatte er in Olmütz gesessen, bis endlich Napoleon seine Freilassung erlangte.

Einwirkung der Revolution auf die Nachbarländer. In ihren Anfängen entsprach die französische Revolution den in Deutschland gangbaren Ideen durchaus und konnte auch für ein Vorbild der dort nöthigen Verbesserungen angesehen werden. Bedeutende Schriftsteller nahmen daher lebhaften Antheil daran: Klopstock bedauerte, daß nicht Deutschland an Stelle Frankreichs den Anfang gemacht hätte, Vernunftrecht statt Schwertrecht einzuführen; Wieland verfaßte eine Adresse an die Nationalversammlung; Schiller sprach lebhaft seine Zustimmung zu der Befreiung der Geister aus; Jean Paul hegte den Gedanken einer allgemeinen Republik; Fichte schwärmte für die Befreiung der Völker. — Besonders die Jugend zeigte sich von Begeisterung für die aus Frankreich herüberkommenden neuen Ideen ergriffen.



Die königliche Familie im Temple. Zeichnung von E. Bayard.

Bald kam es auch zu Versuchen, die französische Revolution durch die That nachzuahmen. In der Pfalz und in Baden, am ganzen Rhein, der alten Pfaffenstraße entlang, ja bis nach Sachsen hinein, rotteten sich die Bauern zusammen, um den Druck ihrer Feudalherrschaften wie in Frankreich abzuschütteln, um dem Treiben der kleinen Tyrannen mit Gewalt ein Ende zu machen. Besonders in den geistlichen Gebieten wuchs die Gährung, und reichsfreie Aebte und Aebtissinnen mußten sich schleunigst vor ihren aufgeregten Unterthanen flüchten. Das machte stutzig.

Dazu kamen nun bald die Greuel, welche der patriotische Pöbel in Paris und anderen Städten Frankreichs verübte. Man sähe jetzt, meinte Klinger, daß in der menschlichen Natur etwas Teuflisches läge. Klopstock nahm öffentlich seine früheren Sympathien in der Ode „Mein Irrthum" zurück, und Schiller wollte eine Adresse für den bedrohten König nach Paris senden. Zugleich begannen jetzt auch die Regierungen sich den revolutionären Ideen entgegenzustellen; am Rhein wurde eine Anzahl von Beamten, welche eine Annäherung an diese Ideen gezeigt hatten, abgesetzt; in Spanien wurden die französischen Flugschriften verboten und viele Leute vor die Inquisition gezogen; in Neapel wurde auf die neuen Menschenrechte gefahndet, welche heimlich im Lande verbreitet worden waren; die Kaiserin von Rußland ließ Voltaire's Bild aus ihrer Gemäldegalerie entfernen.

Diese sich kundgebende Abneigung gegen die Revolution nach Kräften zu schüren, waren nun vor Allem die Emigranten beflissen, die ganz Westdeutschland in Erregung versetzten. Sie suchten die Revolution als gemeingefährlich darzustellen und die Sympathien der Fürsten für sich und ihren König wachzurufen. Dabei kamen ihnen sehr die Uebergriffe zu statten, welche die Revolution gegen die deutschen Fürsten im Elsaß wie gegen den Papst sich hatte zu Schulden kommen lassen.

Durch die Dekrete des 4. August 1789 waren alle Herrenrechte ohne Entschädigung abgeschafft worden. Dies traf mehrere deutsche Fürsten im Elsaß, deren Rechte bei den früheren Friedensschlüssen gewährleistet waren. Sie machten daher der Nationalversammlung Vorstellungen, die indessen weder jene Beschlüsse aufheben, noch den Beeinträchtigten Entschädigung gewähren wollte. Die Sache wurde daher bei dem deutschen Reichstage anhängig gemacht, der im August 1791 sich dahin aussprach, daß die Rechte der benachtheiligten Fürsten zu schützen wären: eine Entscheidung, welcher der deutsche Kaiser Leopold II. beipflichtete, wie es nicht minder einige Monate später Preußen that. Man schlug auf deutscher Seite die erlittenen Verluste an Steuerfreiheit, Zehnten, Frouden und Patrimonialgefällen auf 100 Mill. Francs an; betroffen waren besonders die drei geistlichen Kurfürsten, Würtemberg wegen der Grafschaft Mömpelgard, Zweibrücken und viele Reichsritter.

Nicht minder bedrohlich für die alte Staatsordnung erschien die Annexion der päpstlichen Grafschaft Venaissin mit der Stadt Avignon an Frankreich. Seit Jahrhunderten gehörten beide dem päpstlichen Stuhle; allein eine revolutionäre Partei hatte die Obrigkeiten gestürzt und die Nationalversammlung um Einverleibung in Frankreich gebeten. Es war darüber zu einem greuelvollen Bürgerkriege in Avignon gekommen; allein die Nationalversammlung hatte erklärt, daß sie auf Grund des ausgesprochenen Volkswillens die Einverleibung des Gebietes vollziehe: eine offenbare Verletzung der bestehenden völkerrechtlichen Verhältnisse.

Aus allen diesen Umständen glaubte man zu erkennen, daß die Bewegung, welche die französische Revolution in Frankreich erregt hatte, auch für die Nachbarstaaten sehr gefährlich werden könnte. Es schien daher nothwendig, nicht sie in Frankreich zu unterdrücken, wohl aber ihr an den Grenzen einen Damm entgegenzustellen. Allein die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte war damals auf die türkischen Angelegenheiten gerichtet: in Preußens Hand schien die Entscheidung zu liegen. Preußen ließ sich jedoch bestimmen, zu Reichenbach auf seinen Einfluß zu verzichten und der österreichischen Politik sich anzuschließen. Dadurch verlor es mit einem Schlage seine mächtige Stellung; der türkische Krieg wurde nun nach den Wünschen Oesterreichs und Rußlands zu Ende gebracht. Die Folge war die Abschließung eines Vertrages zwischen Rußland und Schweden, dessen Spitze sich gegen Frankreich kehrte, sowie daß jetzt Oesterreich freie Hand gegen Frankreich bekam.

Kaiser Leopold hatte Mitleid mit seiner Schwester und seinem Schwager: an Krieg indessen dachte er noch nicht; nur durch eine Truppenzusammenziehung in den österreichischen Niederlanden wollte er ihnen helfen. Einer solchen Demonstration gedachte Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der wenige Jahre zuvor erst die holländischen Demokraten für die Beleidigung, die sie seiner Schwester, der Gemahlin des Erbstatthalters von Holland, angethan hatten, empfindlich gezüchtigt hatte, ritterlichen Sinnes sich anzuschließen. Im Juli 1791 kam es zu einer Verständigung zwischen den beiden Mächten, in der französischen Angelegenheit gemeinsam zu verfahren. Einen Monat später hatten die Monarchen noch eine Zusammenkunft in Pillnitz, zu der auch der Graf von Artois sich einfand. Hier wurde den Fürsten ein Vertrag vorgelegt, daß sie für Frankreich eine Verfassung zuwege bringen wollten, welche dem Könige ebenso angemessen wäre wie der Nation. Allein sie lehnten es ab, ihn zu unterschreiben. König Ludwig billigte ja die Verfassung, welche die Nationalversammlung entworfen hatte; damit war man zufrieden. Kaiser Leopold begnügte sich damit, seiner Schwester dringend anzurathen, von dem alten Hofadel, der nur seine eigenen Interessen kenne, sich fern zu halten, vielmehr geduldig abzuwarten, was die Zeit bringen würde, und einstweilen dem Sturme sich zu beugen.

Allein der Kaiser starb am 1. März 1792. Damit war es mit dem Systeme vorsichtiger Mäßigung in der österreichischen Politik zu Ende, obgleich es auch schon von Leopold sehr unvorsichtig gewesen war, durch Demonstrationen die Franzosen zu reizen. Indessen nicht dies hat den Krieg zuwege gebracht; sondern die Jakobiner brauchten ein Mittel, Frankreich in Erregung zu versetzen, um sich selbst emporzubringen. Darum wollten sie den Krieg; zur Antwort auf die Beschwerden des deutschen Reiches suchten sie andere Beschwerden gegen Deutschland hervor. Die Girondisten waren es, welche den König Ludwig zur Kriegserklärung gegen Oesterreich nöthigten.

Preußens Kriegserklärung. Preußen zwar wünschten die Girondisten vom Kriege fern zu halten; sie trugen ihm ein polnisch-französisches Bündniß an. Dies indeß wurde abgelehnt. Friedrich Wilhelm hielt es vielmehr für seine Ritterpflicht, dem bedrängten französischen Königspaare zu helfen. In dieser Auffassung bestärkten ihn die Emigranten, welche trotz aller Frivolität und Anmaßung in Berlin eine Rolle zu spielen begannen. Der Krieg gegen die Revolution, meinten sie, würde nur ein militärischer Spaziergang, etwa wie die Campagne in Holland, sein; sofort beim Einrücken der Preußen würde sich ganz Frankreich gegen das Pariser Advokatenregiment erheben. Werbungen von Seiten Oesterreichs kamen jetzt dazu, das mit geringer Mühe das französische Heer, welches einen Einfall in die österösterreichischen Niederlande versucht hatte, wieder über die Grenze zurückgeworfen hatte. Alles dies wirkte zusammen, um Friedrich Wilhelm für den Kreuzzug zur Rettung der bourbonischen Dynastie in Frankreich ganz und gar einzunehmen: er erklärte an Frankreich den Krieg. Zugleich trat ein Fürstentag in Frankfurt zusammen, um über Maßregeln zur Abwehr der Revolution von den Grenzen Deutschlands zu berathschlagen.

Die Rheincampagne. Es wäre lächerlich gewesen, mit 45,000 Mann eine Niederwerfung Frankreichs zu unternehmen: es war vielmehr, während Oesterreichs Truppen Belgien und den Oberrhein deckten, nur auf einen raschen Vorstoß gegen Paris abgesehen, um dem Könige Luft und dem angeblich royalistisch gesinnten platten Lande Muth zu einer Erhebung gegen den Despotismus der Jakobiner zu machen. Das war der Plan Bouillés, den der König von Preußen gebilligt hatte; denjenigen seines Oberfeldherrn dagegen hatte er verworfen. So hatte denn dieser, Ferdinand von Braunschweig, der oftgenannte Feldherr des siebenjährigen Krieges, sehr wenig Lust, an die Durchführung fremder Gedanken seine Kraft zu setzen; war es doch sein Grundsatz, zwar dem Könige niemals zu opponiren, aber doch nur seinem eignen Willen zu folgen.

Nach langen Vorbereitungen entschloß sich der Herzog endlich, von Koblenz aufzubrechen. Im Augenblick, wo er die Grenze des feindlichen Landes überschritt, erließ er jenes unselige Drohmanifest, das nur darauf berechnet zu sein schien, die Energie der Jakobiner aufs äußerste zu

entfachen, und zwar nicht den Umsturz des französischen Thrones bewirkt, aber doch die Wuth der Menge gegen das Königthum in hohem Maße angestachelt hat. Mit methodischer Schwerfälligkeit und fast absichtlicher Langsamkeit, immer darauf allein bedacht, keine Verluste zu erleiden, führte er die Armee vorwärts. Der König hatte sich mit seinen beiden ältesten Söhnen zum Heere begeben und trieb unablässig, fast ungeduldig zu größerer Eile; aber Ferdinand ließ sich durch ihn ebensowenig irre machen, wie durch den ungeheuren Troß von Emigranten, der sich, ihm sehr zum Aerger, dem Heere angeschlossen hatte. — So ging der Marsch durch Lothringen unter großen Mühseligkeiten — der Regen hatte alle Wege aufgeweicht — in die Champagne hin. Die Festung Longwy fiel ohne viel Gegenwehr. Man langte vor Verdun an. Leistete auch dies keinen Widerstand, so konnten die Preußen in drei Tagen vor Paris stehen.

Die Septembermetzeleien. Die Nachricht hiervon verbreitete in Paris die größte Bestürzung, zumal das Gerücht übertrieb und bald meldete, daß morgen die Preußen anlangen würden, oder gar, daß sie schon da seien. Die Patrioten erwarteten, daß ein furchtbares Strafgericht für die Unthaten des 10. August jetzt über sie hereinbrechen würde. Jeden Augenblick konnten die Royalisten in der Stadt eine Schilderhebung versuchen, ihre Parteigenossen, die der Sicherheitsausschuß zu Hunderten hatte in die Gefängnisse werfen lassen, daraus befreien und im Verein mit ihnen, ermuthigt durch die Nähe der Preußen, sich auf den Gemeinderath und die Sektionen stürzen.

Wiederum war es Danton, der das Volk zur Abwehr der Feinde draußen und drinnen aufrief. „Man muß den Royalisten Furcht einjagen!“ schrie er. „Der Kühnheit bedarf es, und nochmals der Kühnheit und immer der Kühnheit und das Vaterland ist gerettet!“ Die gesetzgebende Versammlung beschloß, 30,000 Mann auszuheben, aber der Gemeinderath fügte den Befehl hinzu, auf 48 Stunden die Stadtthore zu schließen, unter Trommelschlag Haussuchungen nach Waffen zu halten und alle Verdächtigen, namentlich auch alle eidweigernden Priester, zu verhaften.

Man hatte in Paris das Gefühl, daß außerordentliche Dinge sich vorbereiteten; Alles war in Gährung, in Besorgniß vor Verrath und Verschwörung; die Mitglieder des Gemeinderaths waren geschäftig, in den Sektionen die Gemüther mit Zorn und Wuth gegen die Volksfeinde zu erfüllen. So wurde in einigen Sektionen der Beschluß gefaßt, die Verdächtigen in die Gefängnisse zu bringen und die Priester zu tödten. Die gesetzgebende Versammlung trug sich daher mit dem Gedanken, den Gemeinderath aufzulösen; sofort aber sandte dieser eine Deputation mit einem energischen Proteste dagegen ab und bestand auf der Durchführung der geplanten Maßregeln. „Wir haben“, sagte Tallier, „die rebellischen Priester verhaftet: in wenigen Tagen wird der Boden der Freiheit von ihrer Gegenwart befreit sein!“ — Im Sektionsausschusse bedrohte Danton in der gleichen Weise alle Feinde der Revolution, durch eine Geberde gegen seinen Hals seine Worte erläuternd. „Ihr seid elende Revolutionspfuscher!“ schrie Marat, wüthend über die Zögerung.

So wurde der Mordplan ein öffentliches Geheimniß. Maillard mit seiner Bande drängte sich zur Ausführung; andere wurden gegen Tagelohn dazu gemiethet; pariser Handwerker boten sich gar umsonst an.

Es war Sonntag den 2. September, Nachmittags; müßiger Pöbel lungerte allenthalben in den Straßen umher; Arbeiter, Handwerker gingen spazieren. Sechs Wagen mit eidweigernden Priestern fuhren von dem Rathhause nach der Abtei, einem Gefängnisse. Der Pöbel beschimpfte und bedrohte sie; einer der Gefangenen war unbedacht genug, mit einem Stocke nach einem Kerle zu schlagen. Sofort stürzte sich die ganze Rotte auf die Gefangenen, die eben in das Gefängnißthor eintraten und ermordete 18 davon. Die Bande drang plötzlich mit ein; 12 traten unter Maillard's Vorsitz in einem Zimmer zu einer Art Gerichtshof zusammen und ließen sich nach der Reihe alle Insassen des Gefängnisses vorführen. Erschien ihnen einer unverdächtig, so riefen sie: „es lebe die Nation!“ und man ließ ihn laufen; hieß es aber — das war das Stichwort — „man kann ihn freilassen!“ oder „nach La Force!“ (einem anderen Gefängnisse), so war damit sein Todesurtheil gesprochen. Auf dem Hofe stand eine Rotte

Mordgesellen, mit Keulen, Piken, Säbeln bewaffnet, dazwischen städtische Beamte mit ihren dreifarbigen Schärpen; ringsherum saßen Weiber und schauten unter rohen Bemerkungen zu, wie die Mordbande über die Opfer herfiel, sie niederschlug und nicht selten mit den Leichen noch gräßliches Spiel trieb. Etwas später als in der Abtei begann das Morden in La Force. Unter den Gefangenen befand sich die Prinzessin Lamballe, die Freundin der Königin. Ein Säbelhieb über den Kopf streckte sie zu Boden: die Bande stürzte sich auf sie, zerstückelte den Leichnam, schnitt den Kopf ab und steckte ihn auf eine Pike. Ein Tumult erhob sich vor dem Temple, die Nationalgarde suchte den Pöbel abzuwehren; die Königin fragte nach der Ursache des Lärms. „Es ist der Kopf der Lamballe, den man Sie nicht will sehen lassen", antwortete man ihr; aber schon war sie ohnmächtig in die Arme ihrer Schwägerin gesunken.

In einem andern Gefängnisse saß der alte Gouverneur der Invaliden Sombreuil. Er wurde nebst anderen Opfern zum Tode geführt, aber seine Tochter umschlang ihn mit ihren Armen und flehte die Mörder mit so herzzerreißender Stimme um Gnade an, daß sie wirklich in der Blutarbeit inne hielten. „Trinke Aristokraten-Blut!" sagte einer, um sie auf die Probe zu stellen. Sie ergriff den Becher, trank — und ihr Vater war gerettet.



Die Königin erfährt die Ermordung der Prinzessin Lamballe. Zeichnung von F. Lix.

Tagelang wiederholten sich die gräßlichen Scenen in der Abtei, in La Force, im Chatelet, bei den Karmelitern, in der Salpetriere, wo es fast ausschließlich Frauen waren, die dem Morden zum Opfer fielen. Das Blut floß in den Rinnsteinen entlang. Die Vorübergehenden blieben einen Augenblick stehen, dann gingen sie weiter, als ginge die Sache sie gar nichts an. Nirgends erhob sich eine Hand, um dem entsetzlichen Morden Einhalt zu thun. Ja, man sah Billaud-Varennes durch Blut und über Leichen waten: „Volk, du tödtest deine Feinde", rief er, „du thust deine Pflicht!" und am folgenden Tage versprach er im Namen des Gemeinderathes 24 Francs Jedem, der bei der „Arbeit" ausharre. Die gesetzgebende Versammlung sandte eine Deputation nach den Gefängnissen; aber sie wurde allenthalben mit Hohn zurückgewiesen. Santerre wurde aufgefordert, die Nationalgarde aufzubieten; aber er behauptete, daß man seinen Patrouillen nicht gehorche. Endlich erschien Danton, die Mörderbanden andonnernd, und rettete noch von Gefangenen, was übrig war, darunter auch seine alten Gegner Barnave und Lameth. — Fünf Tage hatten die Mordscenen gedauert: 1086 Ermordete konnte man mit Namen aufzählen, aber das waren weitaus nicht Alle, welche Opfer der Banden geworden waren. Den Despotismus der Krone war das Volk los geworden, um den bluttriefenden Despotismus des Pöbels dafür einzutauschen. Am 6. meldete Petion in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung: „Heute übernimmt die Brüderlichkeit wieder die Herrschaft."

Die Kanonade von Valmy. Am 2. September war Verdun erst den Verbündet übergeben worden; jetzt lag der Weg nach Paris über Chalons an der Marne offen vor ihne Jedoch der französische Kriegsminister Servan erkannte richtig, daß die Besetzung der A gonnenpässe, eines von Schluchten und Sümpfen unterbrochenen Waldgebirges, das d Preußen auf ihrem Marsche zu überschreiten hatten, noch immer die Feinde aufhalten könn Den Preußen gegenüber kommandirte Dumouriez; seine Truppen waren sehr en muthigt. Gedeckt durch die Nacht mußte er sie zurückführen; allein sie waren so voll jugen licher Unerfahrenheit, so voll Furcht vor Verrath, daß der plötzliche Anblick einer Anzal preußischer Husaren alle Gemüther mit tödlichem Schrecken erfüllte. Die Artillerie wollte si auf eine Anhöhe flüchten, Alles war in größter Verwirrung. Eine Menge desertirte querfeldei



König Friedrich Wilhelm II. und Ferdinand von Braunschweig bei Valmy. Nach Beck.

Allein der General, seit 20 Stunden im Sattel, ließ auf der Stelle Halt machen, große Feuer anzünden, ermuthigte die Mannschaften und setzte dann nach sechsstündiger Rast seinen Marsch fort, um die Straße nach Chalons zu besetzen, wo er seine Magazine hatte.

Ferdinand von Braunschweig, der darum wußte, hatte es ebenfalls auf die Besetzung der Straße nach Chalons abgesehen; allein er ging so vorsichtig-langsam vor, daß es Dumouriez möglich wurde, inzwischen das Corps des General Kellermann an sich heranzuziehen und mit diesem den Windmühlenberg bei Valmy zu besetzen, welcher die Straße beherrschte, die durch den Grund von Valmy von St. Menehould nach Chalons führte; er selbst nahm seine Aufstellung in St. Menehould und auf den Höhen zur Seite des Grundes. Die Preußen, welche schon den Paß von Grand-Pré durchschritten hatten, wurden dadurch genöthigt, ihre Front gegen Osten zu wenden, als wenn sie Frankreich zu vertheidigen hätten, die Franzosen aber die Angreifer wären. Sie besetzten sofort die Höhen von La Lune, welche die Straße nach Chalons beherrschten, und hatten damit erreicht, was sie wollten: Dumouriez war von dem geraden Wege nach Chalons abgeschnitten. Kanonen wurden auf La Lune aufgefahren und Kellermann auf dem Windmühlenberge beschossen: eine Haubitze fiel in einen Pulverwagen,

sprengte ihn in die Luft und brachte die Truppen auf der Höhe in arge Verwirrung, die zudem von dem österreichischen Corps unter Clairfayt in der rechten Flanke bedroht waren.

Den ganzen Morgen hatte ein dichter Nebel das Feld bedeckt; jetzt um Mittag begann er sich zu heben, und Ferdinand beschloß den Sturm des Windmühlenberges. In drei Kolonnen mit der Sicherheit alter, kriegsgewohnter Truppen gingen die Preußen vor. Kellermann's junge Truppen wurden unruhig; die vorderste Linie begann zurückzuweichen. Da stellte sich der General Kellermann, den Hut auf der Degenspitze schwenkend, an ihre Spitze, und mit dem Rufe: „es lebe die Nation!" stürzte Alles ihm nach, mit gefälltem Bajonnete den Hügel hinab. Herzog Ferdinand ließ bei diesem unerwarteten Anblicke die Grenadiere Halt machen: auch die Franzosen hielten inne — und jeder zog sich in seine frühere Stellung zurück.



Custine jubelnd von den Mainzern empfangen. Nach Beck.

Man begnügte sich mit einem Artilleriegefecht aus der Ferne, welches zwar eine Menge Munition, gegen 40,000 Kugeln kostete, aber im Ganzen nur wenig Schaden that; auf preußischer Seite wurden nur 184 Mann außer Gefecht gesetzt, auf französischer etwa die doppelte Zahl. Gegen Abend brach es der Herzog von Braunschweig ab, zufrieden damit, den Feind von Chalons abgeschnitten zu haben.

Der Ausgang des Feldzuges. Zwar unternahmen die Franzosen keinen Angriff, aber sie manövrirten so geschickt, daß die verbündeten Preußen und Oesterreicher in Gefahr waren, von ihnen eingeschlossen zu werden. Der Vormarsch aus der „Läuse-Champagne" in fruchtbarere Gegenden war ihnen zudem abgeschnitten, so daß sich die Lage der Verbündeten trostlos gestaltete. Fast der dritte Theil des Heeres litt an Ruhr infolge des Genusses von schimmeligem Brote und unreifen Trauben. Der fortwährende Regen, der überdies alle Wege fußtief aufweichte, der Schmuz, das kreidige Wasser mehrten die Krankheiten; es fehlte an Proviant, an Arzneien und, was schlimmer war, an Muth und Hoffnung. Die Berichte der Emigranten erwiesen sich als völlig unwahr: weder war das Volk bereit, sich gegen die republikanische

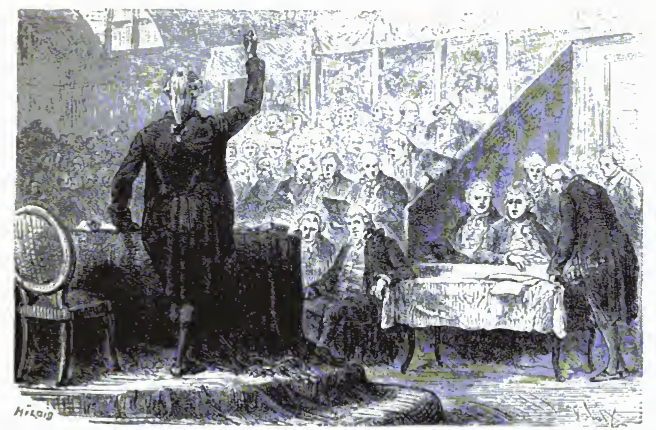
Regierung zu erheben, noch bestanden die Armeen des Feindes aus zusammengelaufenem Gesindel; vielmehr strömten täglich 1500—2000 junge Leute dem feindlichen Heere zu, zwar ungeübt, aber voll Begeisterung und jetzt auch voll sicherer Siegeshoffnung. Der Herzog von Braunschweig bot daher Dumouriez einen Waffenstillstand an; dieser nahm ihn an; zwar wurde er in Paris nicht bestätigt, aber doch ließ der französische General die Verbündeten ungehindert ihren Rückzug nunmehr antreten.

Goethe, der im Gefolge des Herzogs von Weimar die Campagne mitgemacht hatte, stand im Kreise jüngerer Offiziere am Wachtfeuer, als die Rückzugsordre bekannt wurde: er erkannte, was es bedeutete, daß das monarchische Europa vor dem revolutionären Frankreich zurückwich. „Von hier und heute", sagte er, „geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen!"

Vordringen der Franzosen. Der Rückmarsch der Verbündeten ging auf Koblenz; die Franzosen ließen sie in Ruhe ziehen, unternahmen aber dafür einen Vorstoß gegen den mittleren Rhein. Custine, ein früherer Marquis, der sich den Ideen der Revolution ganz ergeben hatte, erschien mit einer wenig zahlreichen Armee vor Speier, das ihm ohne Weiteres die Thore öffnete; wenige Tage später nahm er Worms ein und gedachte nun ebenso mühelos Mainz wegzunehmen. Die große Heerstraße von Deutschland nach Frankreich geht von Mainz nach Metz; darum hatte der Platz für die Preußen eine hervorragende Bedeutung. Dennoch hatten sie nur eine kleine Besatzung darin zurückgelassen, die durch ein Corps von 800 Oesterreichern verstärkt war. Custine konnte mit seinen 17,000 Mann, ohne Belagerungsgeschütz, sich auf eine Belagerung nicht einlassen. Allein die Ideen der Revolution hatten in Mainz, zumal unter den Studenten — Mainz war damals Universitätsstadt — viele und begeisterte Anhänger gefunden; daher drängte die Bürgerschaft auf Ergebung. Der Besatzung wurde freier Abzug bewilligt und die Franzosen bei ihrem Einzuge mit mannichfaltigen Freudenbezeigungen empfangen.

Angst und Schrecken ergriffen das ganze linke Rheinufer; die Fürsten und der Stiftsadel flüchteten sich; unzählige Fahrzeuge belebten in diesen Tagen den Rhein, welche die Flüchtigen stromab trugen. Verwirrung und Rathlosigkeit gaben allerorten sich kund. Jedoch der Bürgerstand zeigte sich für die politischen Gedanken der Revolution sehr zugänglich; in Mainz bildete sich zum Zwecke ihrer Verwirklichung auf deutschem Boden ein Klub von Freunden der Freiheit und Gleichheit, welcher den Beschluß faßte, eine „rheinische Republik" zu errichten, und einige Monate später eine Deputation nach Paris sandte, um die Einverleibung dieser Republik in Frankreich zu beantragen. An der Spitze dieser Deputation standen der Weltumsegler Georg Forster und Adam Lux; wie sehr sollten Beide in ihrer Schwärmerei für die Revolution getäuscht werden! — Aehnliche Dinge vollzogen sich in Oberitalien. Frankreich hatte Sardinien ebenso wie Preußen ein Bündniß angetragen, dessen Zurückweisung es mit Kriegserklärung beantwortete. Die einziehenden französischen Soldaten wurden von den Bewohnern Nizza's und Savoyen's mit Jubel begrüßt, und auf deren Bitte alsbald die Einverleibung beider Landschaften in Frankreich vollzogen.

Sehr bald aber trat hier und dort eine Abkühlung der Sympathien des Volkes für das revolutionäre Frankreich ein. Den ersten Anstoß dazu gaben die schweren Kontributionen, welche die französischen Generale dem von ihnen besetzten Frankfurt, einer offenen Stadt, und mehreren anderen Orten an der rechten Seite des Rheins, in der Wetterau und an der Lahn auferlegten. Das machte überall stutzig; und als dann Frankreich ein vielverheißendes Manifest ergehen ließ, durch welches es allen Völkern, welche ihre Freiheit erringen wollten, seinen Beistand dazu anbot, wurde diese Verheißung keineswegs allenthalben mehr mit rückhaltslosem Zutrauen aufgenommen.



Ludwig XVI. vor dem Konvent. Zeichnung von F. Lix.

Der Nationalkonvent.

Die konstituirende Versammlung war aus einander gegangen, nachdem sie ein bedeutendes, folgenreiches Werk, die Verfassung Frankreichs, vollendet hatte: die gesetzgebende Versammlung ging aus einander, von Niemandem betrauert; sie hatte vielmehr dazu gethan, die Verfassung zu zerstören, statt sie auszubauen und durchzuführen; vor Allem den Tragstein des Bogens, das Königthum, hatte sie aus der Verfassung, wenn auch nicht herausgebrochen, so doch so gelockert, daß er nur eines geringen Anstoßes noch bedurfte, um herabzufallen. Diesen zu geben hatte sie dem Nationalkonvente überlassen.

Zusammensetzung des Konvents. Am 10. August war die Berufung des Konvents beschlossen worden; durch geheime Zettelwahl aller majorennen Bürger ohne jede Berücksichtigung des Einkommens sollten seine Mitglieder direkt gewählt werden; unter dem Eindruck des Tuileriensturms und der Septembergreuel hatten die Wahlen stattgefunden; mußte man danach nicht eine durchweg „patriotische“ Versammlung erwarten?

Allein jene greuelvollen Ereignisse hatten gerade zu einer Ernüchterung der Geister geführt; die Neigung, gemäßigte Leute zu wählen, war viel verbreiteter, als den radikalen Jakobinern erwünscht war. Sie suchten daher wieder durch Terrorismus zu wirken: in Paris wurde der Saal des Jakobinerklubs zum Wahllokal bestimmt und ohne Rücksicht auf das Wahlgesetz angeordnet, daß öffentliche mündliche Abstimmung stattfinden solle. Außerdem wahrten sich die Sektionen den Anspruch, jeden Gewählten, wenn er ihnen mißfiele, noch nachträglich wieder auszuschließen. Dasselbe hatten sie durch die Tochterklubs in den Departements durchzusetzen sich bemüht, aber nur in zehn im Ganzen es erreicht.

Dem entsprach der Ausfall der Wahlen. Die Gemäßigten bildeten die große Mehrheit; zu diesen mußten auch die Girondisten gerechnet werden, welche seit den Septembermorden, seitdem sie ihre Ohnmacht dem Gemeinderathe gegenüber erkannt hatten, immer mehr darauf hinarbeiteten, die Revolution zum Stillstand zu bringen. Viele bekannte Namen begegnen uns: 75 Mitglieder der früheren Nationalversammlung und 174 Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung waren in den Konvent gewählt worden; daneben freilich auch unbärtige Jünglinge und Sansculotten, welche nichts besaßen, als ihre Frechheit und ihre Ergebenheit gegen

Robespierre. Dieser vornehmlich hatte ja die Wahlen in Paris gemacht: natürlich waren sie hochpatriotisch ausgefallen. Auf seinen Wunsch war auch sein jüngerer Bruder Augustin Bon Joseph, geb. 1764, gewählt worden, der bis dahin in vollkommener Dunkelheit in Arras gelebt hatte; und als Niemand Lust zeigte, Marat in die souveräne Versammlung zu entsenden, hatte er auch diesen auf die Kandidatenliste gesetzt.

Parteien im Konvent. Die Pariser Deputirten nahmen fast sämmtlich die erhöhten Sitze des Berges ein; sie bildeten den Kern der radikal jakobinischen Partei, welche diejenigen 113 Abgeordneten umfaßte, die an den Sitzungen des Jakobinerklubs Theil zu nehmen pflegten. Nicht durch Stimmenzahl, aber durch Entschlossenheit und festen Zusammenhalt unter einander war diese Partei stark. Robespierre und Danton galten für die Führer; ihnen zunächst verbunden waren Marat, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine, der Dichter, Legendre, der Vorstadtfleischer, David, der Maler, Freron und der jüngere Robespierre. Eine zweite Gruppe des Berges bildeten Couthon, Tallien, St. Just, Clootz, der Postmeister Drouet u. A. Auch Carnot hielt sich im Allgemeinen zum Berge, ebenso wie die damals noch unbekannten Deputirten Fouché, Carrier, Lebas. Die Macht des Berges beruhte ganz auf seiner Herrschaft über Paris: er beherrschte die Tribünen, die Nationalgarde durch Santerre, den Gemeinderath durch Hebert, der Danton's Nachfolger als Syndikatsvertreter geworden war, der Herausgeber des „Vater Duchesne", der an blutgieriger Wildheit Marat's „Volksfreund" wenig nachgab.

Die rechte Seite nahmen jetzt die Girondisten, die man auch die Gemäßigten nannte, ein, unter ihren alten Häuptern Vergniaud, dem begeisterten Redner, Guadet, Gensonné, Brissot, dem scharfsinnigen Condorcet, einem früheren Marquis, Isnard, Barbaroux, dem feurigen Buzot und vor Allem dem vielgefeierten Petion. Ihre Stärke lag in der Provinz; zu ihren Gesinnungsgenossen gehörten fast sämmtliche Minister und mehrere der hervorragendsten Generale, wie Dumouriez.

Zwischen diesen beiden großen Parteien hatten die Unentschiedenen ihre Plätze, mehr als ein Drittel von allen 749 Abgeordneten umfassend; man nannte sie die Ebene oder auch den Sumpf. Allmählich indessen schlossen viele von ihnen sich den großen Parteien an, zumal den Girondisten; zum Berge jedoch traten über Gregoire, Barere, Barras, Rewbell, Cambon u. A. — Endlich gab es noch eine Anzahl von Deputirten, welche gar keine bestimmten Plätze hatten, sondern meist neben der Rednerbühne standen. Diese wagten es nicht, offen Partei zu ergreifen; sie nahmen nicht an den Debatten thätigen Antheil und verließen den Saal vor jeder Abstimmung. Man belegte sie verächtlich mit dem Namen „Kröten des Sumpfes". — Stumm in der Mitte des Saales saß Sieyes, eine Partei für sich; er sprach fast nie, stimmte aber meist mit den Girondisten. Fast schien es, als ob es die Sorge, von diesen überstrahlt zu werden, wäre, die ihn von einem offenen Anschluß an ihre Partei zurückhielt.

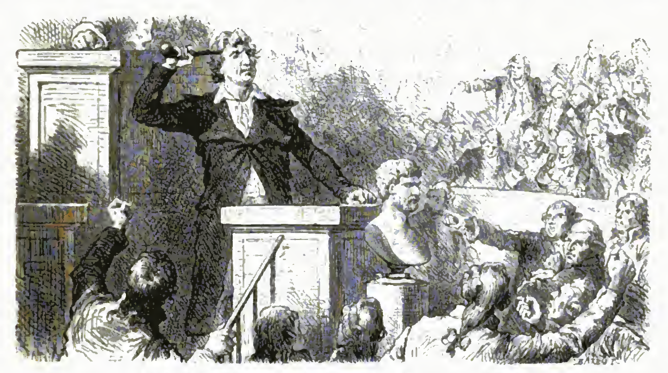
Erste Beschlüsse des Konvents. Zu derselben Stunde, wo draußen bei Valmy die Kanonen donnerten — am 20. September — trat in Paris in einem Saale der Tuilerien der Konvent zusammen. Allein seine Mitglieder waren nicht in beschlußfähiger Anzahl erschienen, daher konnte er sich nur vorläufig konstituiren, wozu das Erste die Wahl eines Präsidenten war. Die Stimmen fielen fast einstimmig auf Petion; unter den gewählten Sekretären waren Vergniaud, Brissot und Condorcet: man erkennt den überwiegenden Einfluß der Girondisten.

Am folgenden Tage schloß die gesetzgebende Versammlung ihre Sitzungen; nun siedelte der Konvent in deren Sitzungssaal in der Reitbahn über, um jedoch am 10. Mai 1793 wieder seine Sitzungen nach den Tuilerien zu verlegen.

Gleich in der ersten Sitzung häuften sich die Anträge mannichfacher Art. Der wichtigste war der, das Königthum unverzüglich abzuschaffen. „Die Geschichte der Könige", sagte einer der Antragsteller, Gregoire, „ist das Märtyrerthum der Nationen. Da wir Alle hier von dieser Wahrheit gleichmäßig durchdrungen sind: wozu noch diskutiren?" Tiefes Stillschweigen herrschte darauf; Niemand ergriff das Wort. Auf diese einmüthige Willensäußerung der

Versammlung hin erklärte nun der Präsident das Königthum in Frankreich für abgeschafft. Jetzt erhob sich lauter Beifall: Frankreich war als **Republik** proklamirt. — Folgenden Tags beantragte nun Billaud-Varennes, hiervon eine neue **Zeitrechnung** zu datiren; es wurde beschlossen, und das Jahr I der Republik mit diesem Tage (22. September 1792) begonnen.

Schroffer als in der gesetzgebenden Versammlung standen im Konvent die Parteien sich gegenüber: ein Kampf war unvermeidlich; der Preis des Sieges war die Herrschaft über Frankreich. Die Frage war, ob der Berg das Uebergewicht, welches er während der letzten Monate gehabt hatte, auch ferner zu behaupten im Stande sein würde, oder ob die Macht, welche die Girondisten durch die Neuwahlen erhalten hatten, und ihre parlamentarische Geschicklichkeit dazu ausreichen würden, den Berg zu besiegen. Es war im Grunde ein Kampf zwischen Paris und Frankreich, auf den es hinauskam. Die Girondisten waren entschlossen, ihn sobald wie möglich aufzunehmen. Buzot und Kersaint gingen vor: sie beantragten ein Gesetz gegen diejenigen, welche zu Mord und Todtschlag aufforderten, und die Bildung einer in den Departements auszuhebenden Konventsarmee. Sofort platzten die Geister auf einander. Merlin aus Diedenhofen wies darauf hin, daß man in der Bergpartei mit dem Gedanken einer Diktatur oder eines Triumvirats sich trüge. Das konnte nur auf Danton, Robespierre und Marat gehen.



Marat auf der Rednerbühne. Zeichnung von F. Lix. (Zu S. 128.)

Ja, der junge Marseiller Rebequi, Barbaroux' Freund, war kühn genug, Robespierre wenigstens mit Namen zu nennen. Sogleich erhob sich Danton, freilich um mehr für Marat als für Robespierre einzutreten. Robespierre antwortete für sich selbst voll Galle und Stolz, mit dünkelhafter Redseligkeit seine Verdienste aufzählend, die er gegen Aristokraten wie gegen jene falschen Patrioten, denen die Freiheit nur Maske wäre, um das Vaterland sich erworben. Aber Barbaroux wies ihn mit kühnen, bündigen Worten zurück.

Marat. Lebhaft verlangte auch Marat das Wort, um sich zu rechtfertigen. Jean Paul **Marat** war 1744 zu Boudry in Neuchatel geboren; er war Protestant. Mit seinen medizinischen Studien hatte er in Paris keinen Erfolg; er begab sich daher nach Schottland, wo er als Sprachlehrer lebte. Hier schrieb er „Die Ketten der Sklaverei", voll revolutionärer Gedanken, und einige andere kleine Schriften im Geiste der materialistischen Philosophie eines Helvetius. Der Ruhm, den er davon erwartete, blieb aus; er fand, als er nach Paris zurückkehrte, nur einen niedrigen Posten in den Ställen des Grafen von Artois. Beim Ausbruche der Revolution erregte er durch seine giftigen Angriffe auf Alles, was hervorragte, Aufsehen, am nachhaltigsten indeß durch seinen „Volksfreund", in dessen Nummern er seinen wüthenden Haß gegen Sittlichkeit und Staatsordnung mit zügelloser Frechheit aussprach. Pöbelhaft von

Gesinnung, war er auch Sansculotte in seiner persönlichen Erscheinung; Anstand und Sauberkeit waren ihm als aristokratisch verhaßt. Er war klein von Gestalt und etwas schief; die Züge seines gelblich-schmuzigen Gesichts waren von abschreckender Häßlichkeit und Gemeinheit, die Lippen dick aufgeworfen, die Nase eingedrückt, der Blick giftig stechend.

Endlich erhielt Marat das Wort, um sich zu vertheidigen. Die Pöbelhaftigkeit seiner äußeren Erscheinung, als er auf die Rednerbühne zuschritt, entlockte mehreren Deputirten laute Ausrufe des Unwillens. Er stieg die Stufen hinauf, legte die Kappe, die er trug, auf die Tribüne und musterte die Versammlung mit einem halb höhnischen, halb verächtlichen Lächeln; dann erhob er seine kläffende Stimme: „Ich habe viele persönliche Feinde in dieser Versammlung!" „Alle! Alle!" tönte es ihm von allen Seiten entgegen. Unbeirrt, mit der gleichen Frechheit begann er noch einmal: „Ich habe in dieser Versammlung viele persönliche Feinde; sie mögen sich das wüthende Geschrei gegen einen Mann ersparen, welcher der Freiheit und ihnen selbst mehr gedient hat, als sie sich einbilden." Dann erklärte er, daß er der Erste und Einzige gewesen wäre, der an einen Diktator gedacht habe; da man nicht auf ihn gehört habe, so hätten schon 100,000 Köpfe fallen müssen, und anderen 100,000 stehe das gleiche Schicksal bevor. „Meine Idee," fuhr er fort, „bezweckte nur das öffentliche Glück; konntet ihr euch nicht zu der Höhe erheben, mich zu verstehen, um so schlimmer für euch!" —

Man lachte ihn aus, während einige Stimmen drohend riefen: „Nach der Abtei mit ihm! Vor die Schranken!" Marat fährt fort: „Wenn ich mich hätte entschließen wollen zu schweigen, man hätte meinen Beutel mit Gold angefüllt. Ich bin arm, ohne Unterlaß verfolgt habe ich in unterirdischen Gewölben mich versteckt halten müssen; ja ich predigte die Wahrheit auf dem Block."

Neuer Lärm unterbricht ihn; er zieht eine Pistole aus der Tasche, hält sie sich gegen den Kopf und droht sich auf der Stelle zu erschießen, wenn man eine Anklage gegen ihn erhöbe. Da wird es ruhig; lächelnd steckt er das Pistol wieder ein mit den Worten: „Ich werde unter euch bleiben, um eurer Wuth zu trotzen!" — Voll Entrüstung antwortet ihm Vergniaud. Endlich läßt die Versammlung doch die Sache fallen und geht auf Tallien's Antrag zur Tagesordnung über. Die Anklage verlief im Sande; aber der Widerwille gegen Marat blieb.

Zum zweiten Male erhob einige Wochen später der Girondist Louvet Anklage gegen Robespierre und Marat; allein Barere redete zum Frieden, warnte vor Uebertreibungen — die Menge der Unentschiedenen gab diesmal den Ausschlag: man ging zur Tagesordnung über. So reizten die Girondisten nur die Gewalthaber, ohne doch etwas Ernstliches gegen sie durchzusetzen. Das hieß nicht blos deren Rache herausfordern, sondern auch den eigenen Mangel an Energie in bedenklichster Weise offenbaren.

Dumouriez in Paris. Noch aber war es für den Berg nicht an der Zeit, zum Gegenschlage gegen die Girondisten auszuholen. Anderes nahm noch seine Sorge in Anspruch. Dumouriez kam im Oktober unerwartet nach Paris. Es lag ihm daran, mit seinen früheren Parteigenossen sich über die Fortführung des Feldzuges zu verständigen. Mit äußerstem Mißtrauen betrachtete der Berg die Ehrenbezeigungen, welche dem General zutheil wurden, als er im Konvent erschien; gleichwol wurde er am Abend auch im Jakobinerklub mit zahlreichen Beifallszeichen bewillkommnet. Allein Marat rief zum Mißtrauen gegen diesen „Aristokraten mit schlechten Sitten" auf, drang in eine Abendgesellschaft, in der sich Dumouriez gerade befand, und versuchte ihn zur Rede zu stellen. Der General sah ihn erstaunt an: „Ah, Ihr seid es, den man Marat nennt!" sagte er, musterte ihn verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen und drehte ihm den Rücken zu, ohne ihn weiter eines Wortes zu würdigen. Mit lauten Schimpfworten zog Marat ab; jetzt war es ihm außer Zweifel, daß, wie im Sommer Lafayette mit den Feuillans, so jetzt Dumouriez mit den Girondisten es auf den Umsturz der Jakobinerherrschaft abgesehen habe.

Indessen Dumouriez, zufrieden, im Salon der Frau Roland sich mit den girondistischen Ministern verständigt zu haben, kehrte zu seiner Armee zurück und rückte an deren Spitze

in die österreichischen Niederlande ein. Clerfayt hatte sich auf den Höhen von Mons verschanzt; steile Abhänge, Verhaue und eine starke Artillerie deckten seine Stellung. Allein mit großer Kühnheit erstürmte Dumouriez das Dorf Cursmes und faßte dadurch die Oesterreicher in der Flanke, während gleichzeitig der Herzog von Chartres, Orleans' Sohn, das Centrum der Feinde bei **Jemappes** zum Wanken brachte. Dieser Sieg, am 6. November 1792 errungen, erfüllte Europa mit Staunen; den Franzosen öffnete er Belgien: am 14. zogen sie in Brüssel ein. Freiheitsbäume wurden unter dem Jubel der Bevölkerung aufgerichtet, Jakobinerklubs in allen größeren Städten eingerichtet und die Franzosen in jeder Weise gefeiert: kamen sie doch als die Befreier von der verhaßten österreichischen Herrschaft, welche die Belgier selbst erst vor wenigen Jahren vergeblich abzuschütteln versucht hatten. Allein bald darauf trat infolge der Räubereien und Erpressungen der französischen Kriegskommissare auch hier Ernüchterung ein.

Der Prozeß des Königs. Der Uebermuth, welchen alle diese Siege der Franzosen bewirkten, war es, welcher nun auch zu dem Prozesse des Königs führte. Die Jakobiner hatten es dabei von vornherein auf den Tod des Königs abgesehen; dadurch wollten sie jede Möglichkeit einer Verständigung mit den fremden Mächten vernichten, durch welche die gemäßigteren Parteien im Lande wie im Konvent Stärkung gewonnen haben würden. Vom Berge ging daher der Antrag aus, dem Könige den Prozeß zu machen.

Was man aber Ludwig auch schuld geben mochte — seine einzige wirkliche Schuld war seine Schwäche: rechtlich war er gar nicht anzugreifen. Die Amnestie vom Jahre 1791 verbot weiter zurückzugreifen. Die Verfassung aber bestimmte, falls er seitdem Ungesetzlichkeiten begangen hatte, daß die Minister verantwortlich, der König aber unverletzlich sein solle; und selbst für den äußersten Fall, daß der König ein feindliches Heer gegen sein eigenes Land führe, setzte die Verfassung nur fest, daß er dadurch von selbst des Thrones verlustig gehen solle: dessen aber war er schon jetzt beraubt. Seine Person und sein Leben waren also unter allen Umständen sicher. Indessen Ludwig selbst war darauf gefaßt, daß das Gesetz allein ihn doch nicht sichere: wiederholt las er in Hume die Schicksale König Karl's I. von England nach.

Die Fragen also, welche vorweg beantwortet werden mußten, waren: **kann Ludwig gerichtet werden?** und **welcher Gerichtshof hat das Urtheil zu fällen?** Die Jakobiner, von denen schon seit längerer Zeit die Girondisten angefangen hatten sich ganz zurückzuziehen, waren der Meinung, daß es darüber durchaus keiner Diskussion bedürfe. St. Just, ein 25jähriger Jüngling, ebenso talentvoll wie fanatisch, sah darin überhaupt keine Rechts-, sondern eine Kriegsfrage: der König sei als Feind zu richten. **Rouzet** dagegen erklärte es für eine unnütze Niederträchtigkeit, den wehrlosen König zu ermorden, und **Faure** nannte ihn den besten König, den Frankreich gehabt habe, selbst den guten Ludwig XII. nicht ausgenommen.

Der Sommer 1792 hatte eine gute Ernte gebracht, schlechtes Wetter hatte jedoch das Einbringen des Kornes und der Mangel an Arbeitskräften das Ausdreschen desselben verzögert. Endlich wagten sich die Bauern und Pächter aus Furcht vor Plünderung nicht mit ihrem Korn auf die Märkte. Auch das stetige Sinken der Assignate erhöhte fort und fort die Preise. In allen diesen Uebelständen sahen die Patrioten arglistige Veranstaltungen der Aristokraten, um durch Hunger das Volk zu bändigen. Robespierre machte im Konvent eine royalistische Verschwörung daraus; man müsse den Mittelpunkt aller Verschwörer, den König, vernichten, dann würde das Korn schon zu Markte kommen und billiger werden.

Das Ergebniß dieser hitzigen und unerquicklichen Debatten war der Beschluß: „Der Nationalkonvent erklärt, daß Ludwig XVI. durch ihn gerichtet werden soll“, und zwar wurde festgesetzt, daß der Konvent in jeder Sitzung die Stunden von 11 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends auf den Prozeß des Königs verwenden wolle.

In einem Wandschranke mit **eisernen Thüren** hatte Ludwig in den Tuilerien eine Anzahl von Aktenstücken aufbewahrt, welche sich namentlich auf die Verbindung des Hofes mit den Emigranten bezogen. Dieser Schrank wurde entdeckt, und die darin verborgenen Papiere wurden von dem Minister Roland dem Konvente mitgetheilt. Sie bildeten die wichtigste Grundlage für die Anklageschrift.

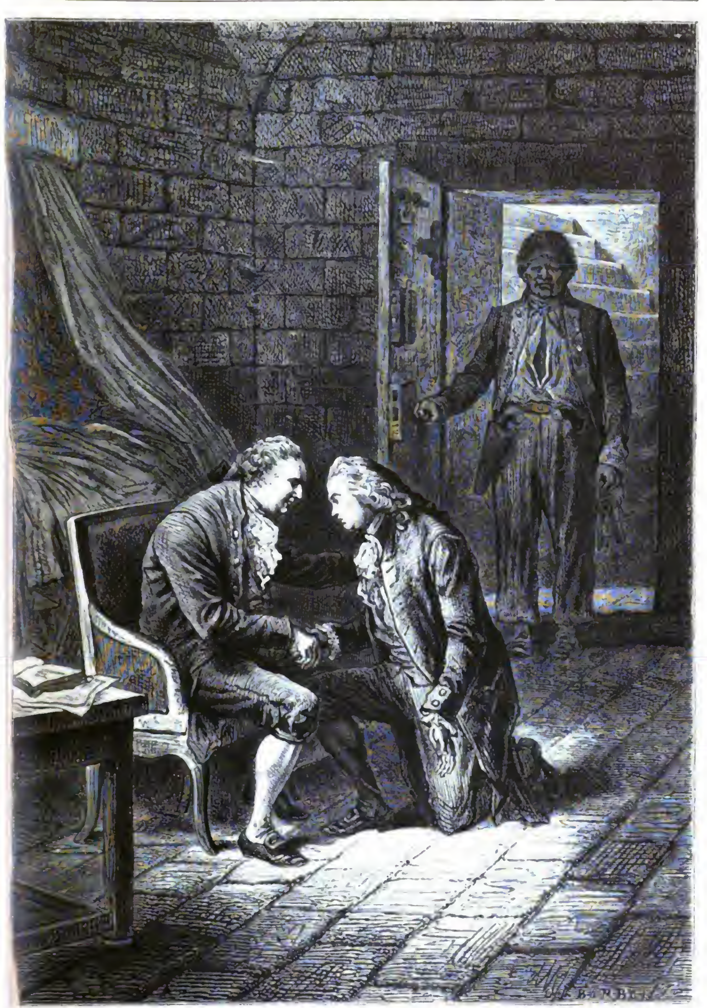
Am 11. Dezember wurde der König zum Verhöre abgeholt; er fuhr in dem Wagen des Maire; Petion war es nicht mehr, er hatte die Wiederwahl abgelehnt. Ein starkes Truppenkorps eröffnete und schloß den Zug; je drei Kanonen fuhren vor und hinter dem Wagen. So groß war die Sorge, die Royalisten möchten bei dieser Gelegenheit einen Versuch wagen, den König zu befreien. Mit tiefem Stillschweigen empfing ihn die Nationalvertretung. Mit ruhiger Haltung trat der König ein und setzte sich vor die Schranken auf den für ihn dort hingestellten Stuhl. Viele von den Girondisten konnten eine Bewegung von Rührung nicht unterdrücken. Die Vorlesung der Anklageschrift begann. Alle Fehler des Hofes vom 20. Juni 1789 an waren darin aufgezählt und dem Könige allein zur Last gelegt; nichts war vergessen, nicht die Verbindung mit Mirabeau, die wiederholte Einlegung des Veto, die Korrespondenz mit den ausgewanderten Prinzen, die Revue über die Schweizer am Morgen des 10. August.

Barère war Präsident; bei jedem Punkte hielt er inne und fragte: „Was haben Sie darauf zu antworten?“ Mit fester Stimme gab der König seine Antworten, indem er sich wiederholt auf die Verfassung berief, von der er sich niemals entfernt habe. Nur als man ihm auch das Blutvergießen am 10. August schuld gab, erhob er laut seine Stimme: „Nein, mein Herr, nein! Das habe ich nicht gethan!“ Das Vorhandensein des eisernen Schrankes indessen leugnete er, was einen sehr ungünstigen Eindruck machte. — Auf sein Verlangen wurden dem Könige zwei Vertheidiger gewährt. Er wählte Tronchet und Target; allein der letztere entschuldigte sich mit Alter und Krankheit und lehnte ab, sein Schreiben an den König „der Republikaner Target“ unterzeichnend. An seiner Stelle bot sich der frühere Minister Malesherbes freiwillig an. Ludwig nahm dies Anerbieten an; im Temple fiel der ehrwürdige Greis ihm weinend zu Füßen; der König hob ihn auf und hielt ihn in tiefer Bewegung lange umarmt. Auch das gewährte ihm der Konvent, daß er seine Familie, von der man bei dem Beginne des Prozesses ihn getrennt hatte, wiedersehen dürfe; allein der Gemeinderath wollte nur unter der Bedingung darin willigen, daß die Kinder dann nicht wieder zur Königin zurückkehren dürften. Sollte er der tief gebeugten Mutter ihren einzigen Trost entziehen? Lieber entsagte Ludwig selber diesem Troste.

Das Material, welches für die Vertheidigungsschrift bewältigt werden mußte, war ein so weitschichtiges, daß die beiden Vertheidiger noch einen Gehülfen in dem jungen und rüstigen Desèze aus Bordeaux annahmen; und auch jetzt noch mußten die Nächte zu Hülfe genommen werden, um das Werk rechtzeitig zu beenden.

Am 26. Dezember wurde der König mit seinen Vertheidigern unter den gleichen Vorsichtsmaßregeln wie beim ersten Verhör nach dem Sitzungssaale des Konvents abgeholt. Der König setzte sich neben seine Vertheidiger. Desèze trug die Vertheidigungsrede vor, ein Meisterwerk von Scharfsinn und Gründlichkeit, aus welchem der König jedoch allen rednerischen Prunk wegzustreichen gebeten hatte. In der Schlichtheit der Darstellung war sie nur um so wirkungsvoller. Mit besonderem Nachdrucke wies er es zurück, daß die Ankläger zugleich die Richter sein wollten: eine Rechtsverkürzung, welche keinem Angeklagten widerführe, und verlangte, daß wie in jedem andern Prozesse das Schuldig nur mit einer Majorität von zwei Dritteln aller Stimmen sollte gesprochen werden dürfen.

Nach ihm erhob sich der König und richtete mit lauter Stimme, feierlich die Rechte erhebend, einige Worte an die Versammlung. „Man hat euch“, sprach er, „meine Vertheidigungsgründe aus einander gesetzt; ich will sie nicht wiederholen, sondern, indem ich vielleicht das letzte Mal zu euch spreche, euch nur erklären, daß mein Gewissen mir nichts vorwirft und meine Vertheidiger die Wahrheit gesagt haben. Ich habe die öffentliche Prüfung meines Betragens nie gescheut, aber es zerreißt mein Herz, in der Anklageakte zu finden, ich hätte das Blut meines Volkes vergießen wollen, und besonders, es sei das Unglück des 10. August mir beizumessen. Ich gestehe, daß nach meinem Dafürhalten die vielfachen Beweise meiner Liebe, die ich zu allen Zeiten dem Volke gegeben habe, und meine ganze Aufführung hätten darthun sollen, daß ich mich nicht scheute, mich selbst der Gefahr auszusetzen, um sein Blut zu schonen, und daß ich eine solche Beschuldigung nicht verdiene!“



Malesherbes vor dem Könige. Zeichnung von F. Lix.

Verurtheilung des Königs. Kaum hatte der König mit seinen Vertheidigern den Saal verlassen, so erhob sich ein furchtbarer Lärm in demselben. Der Deputirte Lanjuinais schwang sich auf die Rednerbühne und verlangte mit lauter Stimme die Niederschlagung des ganzen Prozesses: der Konvent solle sich durch ein Urtheil über Ludwig nicht entehren.

Tobender Tumult folgte diesen Worten. „Zur Ordnung!“ „In die Abtei!“ „Herunter von der Tribüne!“ schrieen mehr als hundert Stimmen wild durch einander; Andere verlangten die Eröffnung der Diskussion, Andere sofortige Abstimmung. Alle verlassen ihre Plätze, man schreit, man droht einander; der Präsident bedeckt sich zum Zeichen, daß er die Sitzung schließe.

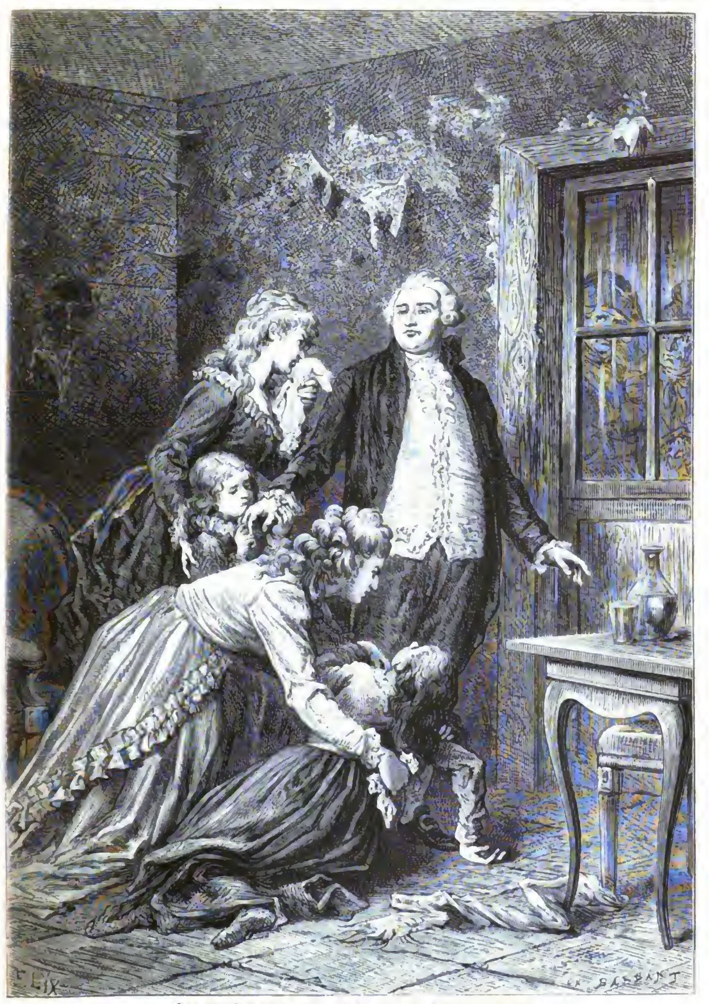
Nach einer Stunde wurde die Sitzung wieder eröffnet; die Diskussion begann. Viele Redner folgten auf einander für oder gegen das Schuldig. Endlich am folgenden Tage schlug Salles „Berufung an das Volk“ vor; in vierzehn Tagen, meinte er, könnten durch besondere Kuriere die Antworten aller Gemeinden auf die Fragen da sein, ob Ludwig XVI. mit dem Tode zu bestrafen oder bis zum Friedensschlusse gefangen zu halten sei. Tagelang wurde darüber mit Leidenschaft debattirt, endlich am fünften Tage nahm Vergniaud das Wort, um die Bergpartei in Robespierre abzufertigen, der aus der Berufung an das Volk Bürgerkrieg und Bürgermord vorhergesagt hatte. Mit wunderbarer Klarheit erkannte er die Folgen, welche die Verwerfung der Berufung an das Volk, d. h. die Verurtheilung des Königs haben würde; ein Weltkrieg gegen Frankreich würde aus dem Königsmord sich entflammen, der das ganze Land vollends ins Elend stürzen würde; nimmer ruhen würde der Berg, bis er nach dem Könige auch den Konvent selber auf das Schaffot gezerrt hätte.

Das Ergebniß war, daß drei Fragen aufgestellt wurden, welche durch Abstimmung im Konvente zur Entscheidung gebracht werden sollten: Ist Ludwig Capet der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und des Attentats auf die Sicherheit des Staates schuldig? Soll das Urtheil, welches es auch sei, dem Volke zur Bestätigung vorgelegt werden? Welches soll die Strafe sein?

Die Jakobiner hatten ihre Maßregeln getroffen, um das gewünschte Resultat zu erlangen. Ihre Journale rasten gegen die Verräther; bezahltes Gesindel wagte mehrfach mißliebige Abgeordnete zu mißhandeln; Haussuchungen und Verhaftungen begannen von Neuem; die Sektionen drohten jeden Verdächtigen zur Verantwortung zu ziehen. Es ging das Gerücht, daß die Greuel der Septembertage erneuert werden sollten; die Gefangenen bestürmten ihre Angehörigen, sie dem sichern Tode zu entreißen.

Die Abstimmung begann. Mit 683 Stimmen wurde der König schuldig gesprochen, mit 423 Stimmen wurde die Berufung an das Volk verworfen. Endlich am Abend des 16. Januar schritt man zur Abstimmung über die letzte Frage; es wurde bestimmt, daß die Sitzung nicht vor der Beendigung der Abstimmung geschlossen werden solle, und daß jeder Abgeordnete auf der Rednerbühne seine Stimme mündlich abzugeben habe, wobei es Jedem verstattet wäre, die Gründe für seine Abstimmung auszusprechen. Die ganze Nacht und den folgenden Tag — 23½ Stunde — dauerte die Abstimmung; auf der Tribüne und im Saale brannten wenig Lichter; auf den Bänken lagen viele Abgeordnete schlafend, einige blieben rauchend oder essend gleichgültige Zuhörer, andere standen in Gruppen plaudernd umher, bis ihre Namen aufgerufen wurden und sie aus dem Dunkel des Saales hervortauchten. Die Galerien waren gedrängt voll Pöbel und die Menge nahm jede Stimme, die auf Tod lautete, mit lauter Zustimmung auf, auf jede andere Stimme erhoben sich Murren und Drohungen; häufig antworteten ihnen die Abgeordneten: so wechselten Drohungen und Schmähungen, während man zugleich oben mit Branntwein auf den Tod des Königs anstieß.

Ziemlich gleich häufig hörte man bei der Abstimmung die Worte „Gefängniß, Verbannung, Tod.“ Auch der Herzog von Orleans, der sich jetzt „Bürger Gleichheit“ — „Bürger“ war während der letzten Monate allmählich Sitte geworden statt „Herr“ — nannte, stimmte, wie er sagte, „einzig aus Pflichtgefühl“ für den Tod: das fanden selbst die Jakobiner auf den Galerien zu stark und antworteten mit Murren oder Gelächter darauf. Sieyes stimmte für den Tod, ohne ein Wort weiter seiner Abstimmung hinzuzufügen. — Mit fieberhafter Spannung erwartete ein Jeder das Zählen der Stimmen. Endlich verkündete Vergniaud als Präsident das Ergebniß: Von den 749 Mitgliedern des Konvents fehlten 8 wegen Krankheit, 15 infolge besonderer Aufträge der Versammlung, 5 hatten sich geweigert, ihre Stimme abzugeben, also 721 hatten gestimmt.



Ludwig's Abschied von seiner Familie. Zeichnung von F. Lix.

Demnach betrug die Majorität 361; es lauteten nun 361 Stimmen auf Tod, 46 auf Tod mit Aufschiebung des Urtheils, 26 auf Tod, jedoch mit der Forderung, vorher zu untersuchen, ob der Aufschub der Strafe nicht zweckmäßig wäre, dagegen 2 auf Galeerenstrafe, 286 auf Gefangenschaft oder Verbannung.

Sofort legten die Vertheidiger des Königs Protest gegen das somit ausgesprochene Todesurtheil ein und verlangten Berufung an das Volk; allein der Konvent verwarf diese noch in derselben Sitzung und beschloß am 20. Januar mit 380 gegen 310 Stimmen den Vollzug der Strafe ohne Aufschub.

Der Tod des Königs. Daß der Ausgang des Prozesses das Todesurtheil sein würde, hatte Ludwig mit Bestimmtheit vorausgesehen und daher gleich nach dem Verhöre vor dem Konvente seinen letzten Willen aufgesetzt. Mit ruhigster Fassung empfing er daher um Mittag Gorat, welcher, als Danton, um ein Mitglied des Konvents zu bleiben, aus dem Ministerium ausgeschieden war, das Justizministerium und damit das Amt, die Beschlüsse des Konvents dem Könige mitzutheilen, übernommen hatte. Gelassen nahm Ludwig das Blatt entgegen und steckte es in die Tasche; er bat nur um drei Tage Aufschub, um sich auf den Tod vorzubereiten, um einen Beichtvater und um die Erlaubniß, seine unglückliche Familie noch einmal ohne Zeugen sehen und sprechen zu dürfen.

Den Aufschub schlug der Konvent ab, alles Uebrige bewilligte er. Gorat selbst suchte den Priester auf, den der König erbeten hatte, Edgeworth von Firmont, und brachte ihn in den Temple. Um 8 Uhr erhob sich Ludwig in großer Bewegung; um diese Stunde sollte er seine Familie sehen. Unruhig ging er im Zimmer auf und ab, bis sich die Thür öffnete und die Königin, den Dauphin an der Hand, eintrat, hinter ihr die Schwester des Königs mit der jungen Prinzessin. Weinend stürzten sie Alle in die Arme des Königs voll trostloser Verzweiflung. Ludwig suchte zu beruhigen, zu trösten, endlich gewannen sie etwas Fassung; mit leiser Stimme, während Offiziere der Nationalgarde im Vorsaal Wache hielten, sprachen sie zu dem Könige, ohne ihn aus ihrer Umarmung zu lassen. Nach einer langen, oft von wortloser Niedergeschlagenheit unterbrochenen Unterredung erhob sich zuerst der König; noch immer wollten ihn die Fürstinnen nicht von sich lassen, die Königin hielt seine eine Hand, die Prinzessin Elisabeth seine andere fest; unmöglich schien Allen der Abschied. Die junge Prinzessin sank in Ohnmacht; tief niedergeschlagen kehrte der König in sein Zimmer zurück.

Um Mitternacht begab sich der König zu Bette; Clery blieb wach und behütete den friedlichen Schlaf, in welchen der König bald sank, neben dem Bette seines Herrn sitzend. Um 5 Uhr erwachte der König. Edgeworth las ihm eine Messe; eine Kommode diente als Altar. Mit großer Andacht folgte der König, auf den Knieen liegend; dann empfing er aus der Hand des Priesters das Abendmahl und erwartete nun in ruhiger Fassung, durch die Tröstungen der Religion und das Bewußtsein seiner Unschuld gestärkt, daß man ihn abhole zu dem letzten Gange. „In der Höhe", sagte er zu Edgeworth, „giebt es einen unbestechlichen Richter, welcher mir die Gerechtigkeit erweisen wird, die mir die Menschen hier unten versagen!" — Santerre trat ein. „Sie kommen, um mich abzuholen?" fragte der König. „Ich bin sofort bereit." Er stand auf, schloß die Thür und vor Edgeworth niederknieend, sagte er: „Geben Sie mir Ihren Segen! Alles ist vollendet. Beten Sie zu Gott für mich!" Der Priester segnete ihn. Dann erhob sich der König: „Gehen wir!" wandte er sich an Santerre und stieg die Treppe hinab.

Ein Wagen wartete am Thore des Temple; der König stieg ein, neben ihn setzte sich Edgeworth, gegenüber zwei Offiziere der Gensdarmen. Niemand sprach ein Wort; der König las die Gebete Sterbender in dem Brevier, welches Edgeworth ihm gegeben hatte. Auch auf den Straßen herrschte tiefes Schweigen, die Kaufläden und die Fenster waren geschlossen. Truppen besetzten die ganze Länge des Weges.

Der Himmel hing trübe voll düstergrauer Wolken. Auf dem Platze Ludwig's XV. war das Schaffot errichtet; ringsum war ein weiter Raum frei gelassen, den Soldaten und Kanonen umgaben, hinter denen sich Pöbelhaufen drängten. Zehn Minuten nach 10 Uhr langte der Wagen an; der König stieg mit ruhiger Festigkeit aus und entledigte sich seiner Oberkleider. Die Knechte des Henkers wollten ihm die Hände auf den Rücken binden; unwillig wies sie der König zurück: „Ich bin meiner sicher!" Allein Edgeworth wies ihm ein Krucifix vor: „Wie Christus", sagte er. Der König küßte das Bild des Gekreuzigten und

nahm auch diesen Schimpf auf sich. Schon stand er auf der Plattform des Schaffots, neben ihm Edgeworth, als er plötzlich einen Schritt vortrat. „Franzosen", rief er mit weithin hallender Stimme, „ich sterbe unschuldig; ich vergebe meinen Feinden, ich bitte Gott, daß mein Blut nicht über Frankreich komme!" Heftiger Trommelwirbel übertönte seine Stimme; er kniete nieder. „Sohn des heiligen Ludwig, steige hinauf zum Himmel!" sprach Edgeworth tief ergriffen, als das Fallbeil herabfiel. — Hier und da rief in dem Pöbelhaufen eine vereinzelte Stimme: „Es lebe die Republik!" Aber die Menge blieb stumm und ging still auseinander, von einem unwillkürlichen Respekt für das Opfer bewegt, dessen Haupt sie eben hatte fallen sehen; gab doch Samson selbst, der Henker, seiner Bewunderung für die Festigkeit und ruhige Würde Ausdruck, mit der der König Alles erduldet hatte.

Es war die Festigkeit des guten Gewissens. Stets hatte Ludwig XVI. das Gute gewollt, freilich ohne Kraft und Nachdruck. Das Gefühl der Pflicht gegen sein Volk war allmählich in seine Seele gedrungen; aber den Schwierigkeiten der neuen Verhältnisse war er als König nicht gewachsen gewesen: würde doch dafür kaum die Kühnheit, die Gewandtheit, die Weite der Gesichtspunkte eines Heinrich IV. ausgereicht haben. Ludwig's Unselbständigkeit, ehrenhaft und ohne Falsch, büßte für Das, was seine Vorfahren an Frankreich gesündigt hatten; Diejenigen, welche ihm dienen wollten, haben das Meiste, ohne es zu wollen, dazu beigetragen, ihn zu Grunde zu richten; hoffte er zu Zeiten auch auf die Hülfe der fremden Mächte: eines Verrathes an Frankreich hat er sich niemals schuldig gemacht.

Die nächsten Folgen der Hinrichtung des Königs. England hatte es den Franzosen nicht vergessen, daß sie einst die rebellischen Amerikaner unterstützt hatten. Zudem fühlte es sich durch die Oeffnung der Schelde verletzt, deren Schließung zu Gunsten Hollands durch England, Oesterreich und Preußen garantirt, aber durch Frankreich nach dem Siege von Jemappes aufgehoben worden war. Daher war es geneigt, den Verbündeten gegen Frankreich sich anzuschließen; schien doch überdies der Augenblick günstig, die unbedingte Seeherrschaft, namentlich auch im Mittelmeere, auf Kosten Frankreichs zu erwerben. Diese Kriegslust kam nun zum Ausdrucke, als die Nachricht von dem Königsmorde am 23. Januar 1793 Abends in London eintraf. Das in den Theatern versammelte Publikum verlangte zur Bezeugung der Trauer die sofortige Schließung derselben, und am folgenden Tage erhielt der französische Gesandte die Weisung, England sofort zu verlassen. England, zum Kriege entschlossen, vereinigte sich mit den Verbündeten und wurde bald die Seele der ersten Koalition Europa's gegen Frankreich.

In gleicher Weise nahm Spanien die Nachricht von der Hinrichtung des Königs auf, zu dessen Gunsten es schon während des Prozesses in Paris aufgetreten war: der französische Gesandte erhielt auf der Stelle seine Pässe zugesandt. Mit Spanien schlossen auch Rom, Neapel und Portugal der Koalition sich an; selbst das Deutsche Reich und Rußland regten sich.

Der Konvent war dagegen der Meinung, durch die Vernichtung von Königthum und König die Herzen der Völker sich gewonnen zu haben: an den Völkern würde Frankreich Bundesgenossen gegen die Könige haben; es würde nunmehr auch in England und Preußen bald zu einer Revolution kommen. Hatte sich doch schon in London eine Gesellschaft mit jakobinischen Zielen gebildet, in der man offen aussprach, es sei jetzt mit dem Königthume in Europa zu Ende. Deswegen beantwortete der Konvent die Ausweisung der Gesandten ohne Weiteres mit der Kriegserklärung an England, Holland und Spanien.

Allein diese Berechnung war irrig; nicht einmal in Frankreich fand der Konvent allgemeine Zustimmung. Vielmehr erhoben sich an vielen Orten die königlich Gesinnten: Lyon und Toulon wurden Mittelpunkte der royalistischen Bewegung; in Toulon wurde der Dauphin als Ludwig XVII. ausgerufen. Auch in der Vendée regte sich's. Hier hatte bei dem patriarchalisch gesinnten Volke die Revolution wenig Eingang gefunden: die Feudallasten wurden freiwillig weiter bezahlt, zu Maires die Seigneurs gewählt, die unbeeidigten Priester beibehalten.

Alsbald trat diese Gesinnung in Thaten zu Tage. Der Konvent beschloß, daß sich gegen die auswärtigen Feinde das Volk in Masse erheben solle, und ordnete darum eine Aus-

hebung von 300,000 Mann an. Jetzt brach die Gährung in den Landschaften des Südens und Westens aus: sie trotzten den Befehlen des Konvents und der Gewalt setzten sie, unterstützt von den auswärtigen Mächten, Gewalt entgegen.

Dumouriez' Flucht. Gegen Holland wurde der erste Angriff unternommen. Dumouriez rückte aus dem eroberten Belgien in Holland ein auf Dortrecht zu, das gut jakobinisch gesinnt sein sollte. Hier wollte er sich festsetzen und die Pläne, welche er als Girondist gegen die ihm feindlich gesinnte Bergpartei im Konvent entworfen hatte, zur Ausführung bringen. Als siegreicher Feldherr hielt er sich für stark genug dazu. Sie liefen darauf hinaus, Holland zu erobern, mit der zu erwartenden reichen Kriegsbeute sein Heer fest an sich zu fesseln, gegen Paris zu marschiren, den Jakobinerklub zu sprengen und den Konvent zur Annahme der Verfassung von 1791 zu zwingen. Allein noch auf dem Marsche erhielt er die Nachricht, daß gegen den zweiten Theil der französischen Armee, der unter Miranda gegen Nordosten vorgegangen war, die Oesterreicher heranrückten, und dieser sich von Mastricht habe zurückziehen müssen. Er mußte ihm zu Hülfe eilen, und das nun vereinigte Heer wagte jetzt gegen die Oesterreicher wieder vorzugehen. Bei Neerwinden, unweit Lüttich, kam es am 18. März 1793 zur Schlacht: die Franzosen wurden besiegt.

Mit geschlagenen Truppen konnte Dumouriez nicht an die Durchführung seiner Pläne denken. Er begann daher Unterhandlungen mit dem Obersten Mack, um mit Hülfe der Oesterreicher das Königthum in Frankreich wieder aufzurichten; sein Gedanke war, den Dauphin, ginge das nicht, den Herzog von Chartres, der mit Auszeichnung in seinem Heere diente, auf den Thron zu erheben. Der Konvent indeß, mißtrauisch gemacht, sandte eine Deputation, um ihn zu verhaften. Der General kam ihr jedoch zuvor, verhaftete sie selber mit deutschen Husaren und überlieferte sie den Oesterreichern. Nun richtete er ein Manifest an seine Truppen, in welchem er sie zu dem Zuge nach Paris, um das Königthum wieder herzustellen, aufforderte. Es waren nur 1800 Mann, die sich dazu bereit erklärten; die Uebrigen weigerten sich sämmtlich. Da blieb ihm denn Nichts übrig, als, begleitet von dem jungen Herzoge von Chartres, sich zu den Oesterreichern zu flüchten: denn wer in Paris würde ihm den offenkundigen Verrath verziehen haben? — Das war der Ausgang des unsteten Dumouriez: geächtet vom Konvente, irrte er lange in fremden Ländern umher und starb 30 Jahre später, von aller Welt vergessen, in London.

Holland war gerettet. Auch Mainz wurde den Franzosen wieder abgenommen, und der Freiheitsbaum, den sie dort gepflanzt hatten, von „Schinderknechten“ verbrannt. Ueberhaupt schien es im Sommer 1793, daß Frankreich der Koalition erliegen würde.

Maßregeln des Schreckens. Die von außen drohende Gefahr drängte zu besonderen Maßregeln: aus der Anarchie wurde Tyrannei. Es war das Gefühl allgemein, man dürfe keine Lauen, keine Verräther unter sich dulden; daher wurde, als die Kunde von dem Rückzuge Dumouriez' aus Nord-Holland anlangte, die Einsetzung eines Gerichtshofes zur Verhinderung von Empörungen beschlossen. Dies war das Revolutionstribunal, vor dem der Konvent die Bestrafung einleitete; ohne jede Prozeßform sollten die neun vom Konvent ernannten Richter alle Angeklagten zum Tode verurtheilen dürfen. Die Bergpartei gedachte in diesem Tribunale sich zugleich eine Waffe zu schaffen, um ihrer redegewaltigen Gegner im Konvent, der Girondisten, damit Herr zu werden. Die Sturmglocken wurden daher geläutet, die Pöbelbanden der Vorstädte gegen den Konvent aufgeboten, um den Widerstand der Girondisten durch Furcht zu überwinden. Allein es regnete stark: das lähmte den Eifer der Sektionen, und es gelang den Girondisten nunmehr durchzusetzen, daß Geschworene aus den Departements dem Tribunale hinzugefügt wurden, so daß sie selbst es nun kaum mehr zu fürchten hatten. Allein sie verdankten diese Abschwächung des Revolutionstribunals nur der Unterstützung Danton's. Zum Lohne dafür verlangte dieser von den Girondisten ihre Hülfe zur Einsetzung einer starken Regierungsgewalt, deren Nothwendigkeit er, eben aus Belgien mit reicher Beute zurückkehrend, erkannt hatte. So entstand der Wohlfahrtsausschuß, ein Rath von 25 Konventsmitgliedern, welcher den Ministern zur Seite stehen sollte.



Auf dem Wege zur Guillotine. Zeichnung von D. Maillart.

Die Bundesgenossenschaft Danton's aber war nicht nach dem Herzen der Girondisten; zwar war er mächtig als der Abgott des Pöbels, aber er war befleckt mit dem Andenken der Septembergreuel und hatte sich wieder auf seiner Sendung nach dem eroberten Belgien durch

schamlose Erpressungen und Räubereien bereichert. Sie benutzten daher den Verrath Dumouriez', um Danton's Genossenschaft los zu werden, indem sie ihn als Mitwisser der hochverrätherischen Pläne des Generals anklagten. Schnaubend vor Wuth erhob sich Danton, sagte sich los von den Girondisten und kehrte unter dem lauten Beifall der Galerien zu seinen alten Gesinnungsgenossen von der Bergpartei zurück. Die Folge des Abfalls Danton's war die sofortige Umgestaltung sowol des Revolutionstribunales, bei welchem es einer Konventsanklage nur gegen Konventsmitglieder, Minister und Generale fortan bedürfen sollte, als namentlich auch des Wohlfahrtsausschusses, dessen Mitgliederzahl auf 9—11 herabgesetzt, und in dessen Hand die gesammte Regierungsgewalt gelegt wurde, so daß die Minister nur noch wie seine Beauftragten erschienen. Allmonatlich sollten sich seine Mitglieder erneuern; zu den für den ersten Monat Gewählten gehörten 8 Mitglieder der Bergpartei, darunter natürlich Danton.

Dem Wohlfahrtsausschuß zur Seite stand der Sicherheitsausschuß, wie jener ganz und gar in der Hand der Jakobiner. Zugleich wurde mit der Bildung der Volksgarde begonnen, d. h. mit der Bewaffnung der Sansculotten und bald danach diesen ein Tagessold von 2 Francs bewilligt.

Um der fortschreitenden Theuerung entgegen zu wirken, wurde für die Assignate ein Zwangskurs festgestellt unter Androhung von Galeerenstrafe an Diejenigen, welche die Zettel nicht zu dem vollen Nennwerthe annehmen würden. Die Folge war, daß die Kaufleute ihre Waare lieber versteckten und vergruben als verkauften. Das gleiche Ziel verfolgte die Festsetzung des Maximums zunächst für Korn, später auch für andere Lebensbedürfnisse d. h. einer Preisgrenze, deren Ueberschreitung ebenfalls mit schweren Strafen bedroht war. Endlich ward auch eine Zwangsanleihe ausgeschrieben, welche ganz auf die Wohlhabenden und Reichen gelegt war.

Der Sturz der Girondisten. Die Herrschaft im Konvent war je länger je mehr den Händen der Girondisten entglitten. Wol versuchten sie Manches, um sie wieder an sich zu bringen, aber was sie auch versuchten, es mißlang nicht nur, sondern es schädigte sie selber. Im April erhoben sie eine Anklage gegen Marat: das Revolutionstribunal sprach ihn frei, der Pöbel bekränzte ihn, und 45 Sektionen erschienen, den Maire Pache an der Spitze, und forderten die Erhebung der Anklage auf Hochverrath gegen 22 Girondisten. Im Mai verlangten sie die Auflösung des bestehenden Gemeinderaths, der völlig dem Berge ergeben war: es geschah nichts weiter, als daß eine Kommission von 12 Mitgliedern ernannt wurde, welche das Verhalten des jetzt tief gegen die Girondisten erbitterten Gemeinderaths prüfen sollte.

Auf einer nächtlichen Zusammenkunft in Charenton, einem Vororte von Paris, beschlossen die Häupter des Berges Danton, Robespierre, Marat und Pache die Vernichtung der Girondisten; einen Massenmord wollten sie vermeiden. Sie beschlossen daher einen Volkssturm gegen die Tuilerien, wo jetzt der Konvent seine Sitzungen hielt, ähnlich wie am 10. Aug. 1792 herbeizuführen, und zu diesem Zwecke den Pöbel durch den Gemeinderath aufzubieten. Alsbald zeigte sich ein unruhiges Wogen und Treiben unter den Vorstädtern, nächtliche Versammlungen der Sektionen fanden statt. Es war klar, daß eine Erhebung der Massen bevorstand. Da griffen die Girondisten ein: durch den Zwölferausschuß ließen sie den Vertreter des Gemeindeprokurators, Hebert, welcher durch sein in den niederen Volksklassen viel gelesenes Blatt „Vater Duchesne", mit schamloser Frechheit zur Empörung aufhetzte, verhaften. Nunmehr fühlten sich die Häupter des Berges selbst bedroht und drängten zu rascher Entscheidung. Eine Deputation des Gemeinderathes erschien im Konvente und verlangte stürmisch die Freilassung Hebert's und die Aufhebung des Zwölferausschusses. Der Girondist Isnard, Präsident des Konventes, wies sie mit den drohenden Worten zurück, daß, wenn eine Insurrektion die Nationalvertretung verletze, Paris vom Erdboden verschwinden solle, so daß man vergebens seine Stelle an den Ufern der Seine suchen würde. Ein furchtbarer Tumult antwortete dieser Drohung; dröhnend schrie Danton dazwischen: „Keinen Frieden mehr zwischen dem Berg und der Gironde!"

Am 31. Mai brach die Insurrektion los. An Stelle Santerre's, der eben nach der

Vendée abmarschirte, war zum Oberbefehlshaber der Sansculottengarde Henriot ernannt worden, ein Mensch von widriger Erscheinung, früher Lakai, dann Schmuggler, endlich Polizeispion, wegen Diebstahls angeklagt, aber durch seinen mordlustigen Eifer in den Septembertagen den Patrioten empfohlen. Mit belfernder Stimme, das Gesicht in Grimassen verzerrend, befahl Henriot, die Lärmkanone zu lösen: Deputationen der Sektionen, mit Pöbelrotten untermischt, zogen gegen den Sitzungssaal des Konvents. Die Gefahr lag vor Aller Augen: Vergniaud schlug vor, alle versammelten Mitglieder des Konventes sollten durch einen Eid sich verbinden, auf ihren Posten zu sterben. Sie leisteten den Eid; nun aber beantragte Robespierre Anklage zu erheben gegen den Zwölferausschuß und die Gironde. Darüber kam es zu Scenen wildester Aufregung, wüthendsten Geschreies. Endlich verschaffte sich Barère Gehör, ein Mann gefälligen Auftretens, aber gänzlich charakterlos, der alle Wandlungen vom eifrigen Royalisten bis zum fanatischen Jakobiner hinter einander durchgemacht hatte. Mit milden Worten lenkte er ein; er verlangte zwar auch zur Beschwichtigung des Aufstandes Aufhebung des Zwölferausschusses, des Schutzes der Gironde, aber außerdem nur Untersuchung der Komplotte durch den Wohlfahrtsausschuß. Es wurde 10 Uhr Abends; endlich gelangte dieser Antrag zur Annahme.

Die Jakobiner des Berges hatten nicht erreicht, was sie wollten; noch waren die Girondisten frei. Es bedurfte energischerer Mittel. Während der Nacht und am folgenden Tage erfolgten durch den Sicherheitsausschuß massenhafte Verhaftungen — darunter auch die der Frau Roland; durch Eilboten wurde Santerre zurückgerufen mit seinen Bataillonen. Dann gab in der Nacht zum 2. Juni Marat selbst durch die Sturmglocke auf dem Rathhause das Zeichen zum Wiederbeginne der Insurrektion. Henriot rückte mit seinen Sansculotten und 163 Kanonen gegen die Tuilerien; Tausende von müßigen Zuschauern — es war Sonntag — schlossen sich an. Die Portale wurden gesperrt, die Thüren und Korridore mit Bewaffneten besetzt, Henriot gab den Befehl, weder ein Mitglied des Konventes noch des Ministeriums eher aus dem Hause zu lassen, als bis diejenigen Girondisten, deren Aechtung der Gemeinderath durch eine neue Deputation verlangte, ausgeliefert würden. Der Pöbel drängte sich in den Sitzungssaal und auf die Galerien, mit wüstem Geschrei die Auslieferung fordernd; in den Thüren klirrten die Waffen.

Von Verhandlung und Berathung war nicht die Rede; man lärmte und fluchte, Pistolen wurden sichtbar, Fäuste erhoben. Barère beantragte, die betreffenden Girondisten sollten freiwillig aus dem Konvente austreten: Isnard war dazu bereit, mit ihm noch einige Wenige, die Uebrigen aber verwarfen das alle als feige; wie die römischen Senatoren einst den Galliern nicht gewichen waren, so wollten auch sie ausharren. Sie verlangten eine freie Berathung. Da war es wiederum Barère, welcher vorschlug, sich durch die That zu überzeugen, ob der Konvent noch geachtet werde oder nicht. Die ganze Versammlung erhob sich, der Berg freilich nur zögernd und widerwillig, und begab sich auf den Hof des Tuilerienpalastes. Die Wachen traten zurück und ließen den Zug passiren; er gelangte zu den Kanonieren Henriot's und verlangte freien Durchzug. „Ihr werdet da nicht durchgehen", ruft Henriot dem Präsidenten zu, „bis ihr die Zweiundzwanzig ausgeliefert habt!" „Ergreift diesen Rebellen", befahl dieser den Soldaten. Allein Henriot wendete sein Pferd und kommandirte: „Kanoniere, an eure Geschütze!" Ebenso erging es dem Zuge der Deputirten an der Seite des Schloßgartens, bis endlich Marat verlangte, zur Berathung zurückzukehren.

Couthon bestieg die Rednerbühne. „Ihr seht", sagte er, „daß ihr geachtet seid, und daß das Volk euch gehorcht; ihr seht, daß ihr frei seid: beeilet euch, die Wünsche des Volkes zu erfüllen!" Man schritt zur Abstimmung; die meisten Mitglieder der Ebene enthielten sich ihrer Stimme: so wurde die Verhaftung der 22 Girondisten, der Häupter der Partei, und der Mitglieder des Zwölferausschusses beschlossen. Sie sollten in Hausarrest unter Polizeiaufsicht gehalten werden. — Der Sieg des Berges war entschieden: ein Gegengewicht in der Nationalvertretung hatte er jetzt nicht mehr. Sein Ziel war die unbedingte Unterwerfung des Landes unter seine Herrschaft durch die Vernichtung seiner Gegner.

Gegen diese Verhaftung der girondistischen Häupter wagten es 73 Abgeordnete zu protestiren; auch sie wurden aus dem Konvente ausgestoßen und zur Haft verurtheilt. Der Konvent sank nun bald zu einem Werkzeuge des Wohlfahrtsausschusses herab, des wahren Regenten Frankreichs, und das Revolutionstribunal wurde ein Blutgericht, das jede Regung zur Opposition durch das Fallbeil zermalmte und durch Schrecken die Gemüther bändigte.

Charlotte Corday. Einigen von den verhafteten Girondisten gelang es sich der Haft zu entziehen; von diesen wandten sich mehrere flüchtig nach der Bretagne und brachten die Landschaft in Bewegung gegen den Konvent; man begann Freiwillige zu sammeln, um gegen Paris zu marschiren. Von dieser Erregung wurde auch Charlotte Corday ergriffen. Marie-Anne Charlotte de Corday d'Armont, geboren am 27. Juli 1768, war die Tochter eines wenig begüterten Landmannes in der Nähe von Caen, aus einer altadeligen Familie entsprossen. Es lebte etwas von dem Geiste der Frau Roland in ihr; aus Plutarch hatte sie ihre Ideen von der Verdienstlichkeit des Tyrannenmordes gezogen. Eine Unterredung mit dem flüchtigen Barbaroux befestigte sie in ihrem Vorsatze, eines der Häupter des Berges zu tödten. Präsident des Konventes war damals Marat: so beschloß sie, ihn auf dem Präsidentenstuhle zu ermorden. Allein als sie in Paris anlangte, war er krank und wollte sie nicht empfangen. Sie käme, ließ sie ihm sagen, um ihm die Namen der in Caen weilenden Girondisten mitzutheilen; da ließ er sie eintreten. In ein schmuziges Hemd gehüllt, saß er in einer Badewanne und schrieb auf einem Brete die Namen, welche sie ihm nannte, auf. „In acht Tagen werden sie nicht mehr sein!“ meinte er: da stieß sie ihm den Dolch mitten ins Herz.



Charlotte Corday.

Es war am 13. Juli; vier Tage später mußte sie das Schaffot besteigen. Es war, als wenn eine Regung des Mitgefühls mit ihrer Schönheit und Jugend durch die gaffende Menge ginge; mit ruhiger Festigkeit in dem Gefühle, viele Unschuldige gerächt und manchem Unheil vorgebeugt zu haben, legte sie den Kopf auf den Block. — Von Bewunderung für sie hingerissen, wollte der Mainzer Adam Lux als Märtyrer für ihr Andenken sterben: es geschah nach wenigen Monden.

Die Jahresfeier des 10. August. Noch im Juni hatte der Konvent eine neue Verfassung entworfen von ganz demokratischem Charakter. Zur Feier des Tuileriensturmes sollte sie am 10. August eingeführt werden. Abgeordnete aus allen Gemeinden Frankreichs wurden zu diesem Zwecke nach Paris berufen; der Maler David, Mitglied des Berges, war Festordner. Eine Statue der Natur war errichtet und daneben ein Standbild der Freiheit.



Marat's Tod. Zeichnung von F. Lix.

Scharen von Vögeln flatterten daraus hervor: das sollte die Freiheit versinnbildlichen, während die Arbeit durch Aufzüge aller Gewerke dargestellt wurde. „Völker der Erde", rief die Versammlung, „seid eifersüchtig auf unser Glück!" Ein Feuerwerk machte den Beschluß. —

Die Verfassung wurde in einer Arche umhergetragen und dann verkündigt; aber nach drei Tagen schon wurde sie wieder vertagt bis zum Frieden. In Kraft ist sie niemals getreten: denn Frankreich bedurfte damals nicht demokratischer Auflösung, sondern straffer Zusammenfassung seiner Kräfte.

Maßregeln des Wohlfahrtsausschusses. Diesem Zwecke dienten auch die Maßregeln, welche der Wohlfahrtsausschuß im August und September 1793 traf. In diesen war Ende Juli auch Robespierre und im August Lazare Carnot eingetreten, der es verstand ganz Frankreich in ein einziges großes Heerlager zu verwandeln. Danton dagegen zog sich ganz von politischen Geschäften zurück; er hatte sich im Sommer zum zweiten Male verheirathet und lebte großentheils in seiner Vaterstadt Arcis.

Eine Zwangsanleihe war schon früher beschlossen worden; jetzt wurde sie durchgeführt. Für jedes Mitglied einer Familie waren 1000 Francs Jahreseinkommen steuerfrei; überstieg aber das Familieneinkommen diesen Satz, so war davon bis zu 10,000 Francs der zehnte Theil, über 10,000 Francs der ganze Ueberschuß für ein Jahr als Steuer zu erlegen. Zugleich wurden alle Staatsschulden in das große Buch der öffentlichen Schuld eingetragen und dadurch auf gleichen Fuß der Gewährleistung gestellt.

Am 23. August wurde dann die Volkserhebung in Masse beschlossen. Jeder Franzose war danach zur beständigen Bereitschaft zum Dienste in den Heeren verpflichtet; die jungen Leute sollten in den Kampf ziehen, die verheiratheten Männer die Waffen schmieden, die Greise Liebe zur Freiheit predigen, die Frauen in den Hospitälern dienen, die Kinder Charpie zupfen. Ein großartiger Gedanke: und wenn er auch nur zum geringsten Theile zur Ausführung kam, so ist doch nicht zu verkennen, daß eine opferwillige Begeisterung für den Kampf gegen die Fremden um diese Zeit das französische Volk ergriff. — Hinter sich durften die ins Feld rückenden Heere keine Verräther zurücklassen. Daher wurde die Aufstellung einer Revolutionsarmee von 6000 Mann verordnet, welcher die Aufrechthaltung des Friedens im Innern obliegen sollte. Ronsin wurde der Anführer dieser Truppe, deren Bestimmung die Vernichtung aller Anhänger des Königthums und der Girondisten war.

Gegen die geheimen Feinde der Freiheit war endlich das Gesetz gegen die Verdächtigen gerichtet, welches verstattete, Jeden, dessen Gesinnung verdächtig erschien, für die Dauer des Krieges zu verhaften und bei Tage wie bei Nacht Haussuchungen bei ihm vorzunehmen. Verdächtig aber war Jeder, der in irgend welchen Beziehungen zu einem Gegner der Bergpartei gestanden hatte. Auch in den Provinzialstädten wurden Revolutionstribunale eingerichtet, bei denen die Ansicht der Richter schon als Beweis galt, so daß das ganze Verfahren auf eine oberflächliche Feststellung der Identität des Angeklagten hinauslief. Die Adeligen, jetzt Exnobles genannt, machte ihr früherer Stand, die Priester ihr jetziger Stand vor allen Anderen verdächtig. „Champigny", hieß es, „seid Ihr nicht ein Exnoble?" — „Ja." — „Zu einem Andern!" — „Guidreville, seid Ihr ein Priester?" — „Ja, aber ich habe die Verfassung beschworen." — „Ihr habt nicht das Wort." — „Zu einem Andern!" — „Bely, wart Ihr nicht Baumeister des Königs?" — „Ja, aber ich war schon 89 in Ungnade." — „Zu einem Andern!" — „Gondrecourt, sitzt nicht Euer Schwiegervater im Luxembourg?" — „Ja." — „Zu einem Andern!" — „Durfort, wart Ihr nicht Leibgardist?" — „Ja, aber ich war schon vor 89 entlassen." — „Schon gut!" — So hielten die Revolutionstribunale ihre Verhöre, so fällten sie ihre Urtheile. Der Spruch war allemal: Tod!

Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger des Pariser Tribunals, ging anfänglich noch mit einiger Vorsicht vor; aber bald wurde er so mordgierig, daß ihm verboten werden mußte, mehr als 60 Angeklagte an einem Tage vorzuführen und unter die Guillotine zu liefern. So nannte man nach dem Pariser Arzte Guillotin das Fallbeil, vermittels dessen die Hinrichtungen vollzogen wurden. Dieser, Deputirter des dritten Standes in Paris, hatte am 9. Oktober 1789 beantragt, anstatt des Henkers eine Maschine zur Vollstreckung der Hinrichtung anzuwenden. Die gesetzgebende Versammlung war auf diesen Antrag zurückgekommen und hatte, nachdem der ständige Sekretär der chirurgischen Akademie, Dr. Louis, in einem

Gutachten sich günstig über Guillotins Antrag ausgesprochen, unter Leitung des Dr. Louis durch einen deutschen Mechaniker Schmidt eine solche Maschine nach dem Muster der in Schottland, Italien und den Niederlanden längst üblichen bauen lassen. Man nannte diese Anfangs Louisette, später nach ihrem angeblichen Erfinder Guillotine. Versuchsweise war sie zuerst bei einem Diebe am 25. April 1792 angewandt worden, dann regelmäßig seit dem 21. August 1792.

Die Ersten, welche dem Mißtrauen des Konvents zum Opfer fielen, waren die Generale bei den Armeen. Custine war vor den Oesterreichern zurückgewichen: er wurde enthauptet. Ihm folgte Beauharnais, dem man den Verlust von Mainz schuld gab. Dann verlangten die Sektionen die Verurtheilung der Girondisten, die jetzt ins Gefängniß gebracht wurden.



Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal. Nach Bouillon.

Das Schicksal der Königin. Früher schon hatte dies Schicksal die Königin Marie Antoinette getroffen. In der Nacht des 11. Juli erschienen Beamte des Gemeinderaths im Temple, weckten die Königin und verkündeten ihr den Befehl des Wohlfahrtsausschusses, daß sie von dem Dauphin getrennt werden solle. Voller Verzweiflung warf sie sich über das Bett des Knaben und leistete den Schergen Widerstand. Keine Drohung half: da ergriff einer der Beamten die junge Prinzessin und erklärte, er würde das Mädchen tödten, wenn die Königin den Sohn nicht ausliefere. Sie brach zusammen und gab den Knaben hin, um die Tochter zu retten. Nach dieser grauenvollen Nacht ließ sie Alles theilnahmlos über sich ergehen.

Am 2. August trennte man sie auch von ihrer Tochter und Schwägerin und brachte sie in das Gefängniß der Conciergerie, wo sie traurige Wochen der Einsamkeit und Entbehrung verlebte, nur durch die Theilnahme der Frau des Schließers Richard getröstet. Ein Versuch, ihr Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen, mißlang. Am 14. Oktober wurde die Schwergeprüfte vor das Revolutionstribunal geführt; ihr Haar war grau geworden, ihr Kleid

zerlumpt, aber aus ihrem Gesichte sprach so viel ruhige Würde, daß selbst die Zuschauer ein Gefühl der Ehrfurcht überkam.

Fouquier-Tinville wußte in seiner langen Anklagerede nichts Anderes gegen die „Wittwe Capet“ vorzubringen, als alte Hofklatschereien, welche die Abneigung des Volkes gegen sie erklären sollten, und die Behauptung, daß sie Mitschuldige der „Verschwörung“ des 10. August wäre. Die Königin lehnte mit kurzen, bestimmten Antworten diese Anschuldigungen ab: sie wußte, daß ihr Urtheil schon im voraus fest stand. Da trat Hebert mit der Beschuldigung der Unsittlichkeit gegen sie auf: die Aussagen des Dauphin, eines achtjährigen Knaben, sollten es beweisen. Kaum im Stande ihren tiefen Unwillen zu bemeistern, antwortete sie mit halberstickter Stimme: „Die Natur sträubt sich, auf eine solche, einer Mutter gemachten Anschuldigung etwas zu erwiedern. Ich rufe dafür alle Mütter auf, die sich etwa hier befinden.“ Diese Worte machten tiefen Eindruck; die anwesenden Frauen richteten murrend ihre Blicke auf Hebert; die Richter wagten keine Frage weiter. Mit Eifer erfüllten ihre beiden gerichtlichen Vertheidiger ihre Pflicht, aber alle Worte verhallten wirkungslos.

Gegen halb 5 Uhr Morgens am 16. Oktober kehrte die Königin in ihr Gefängniß zurück; ein Thränenstrom erleichterte ihr Herz, dann schlief sie ruhig ein. Nach 2 Stunden wurde sie geweckt; jedoch erst nach 11 Uhr erschien der Richtkarren, der sie zum Tode führen sollte. Sie bestieg ihn, in einen ärmlichen Morgenanzug von weißem Piqué gekleidet, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden; ein beeidigter Priester begleitete sie. Ohne Stolz, aber auch ohne Niedergeschlagenheit blickte sie auf die dichte Volksmenge hin, aus der einzelne Stimmen: „Nieder mit der Tyrannin!“ schrieen. Schnellen Schrittes stieg sie die Stufen zum Schaffote hinauf; noch einmal sah sie hinüber nach dem Tuileriengarten: wehmüthige Erinnerungen tauchten in ihr auf; ein Lebewohl an ihre Kinder war ihr letztes Wort. — So boten die Jakobiner den fremden Mächten Trotz.

Das Ende der Girondisten. Acht Tage nachher begann das Verhör der Girondisten; eine Schuld war ihnen nicht zu beweisen. Mit beredten Worten führten sie ihre Vertheidigung, obgleich ihr Los feststand. Vergniaud zumeist bewegte die Gemüther. „Was war zu thun“, schloß er seine Rede, „um den Triumph der Republik zu sichern? Ich habe es gethan! Was bleibt noch zu thun, um die Republik durch das Beispiel ihrer energischesten Söhne zu befestigen? Zu sterben! Ich werde es thun!“ Immer mehr wandte sich die Theilnahme der Zuschauer den Angeklagten zu: daher wurde nach fünftägigen Verhandlungen plötzlich das Verhör abgebrochen und das Urtheil ohne Weiteres gesprochen. Da zog Valazé einen Dolch hervor und erstach sich. Die übrigen 17 Verurtheilten wurden nach der Conciergerie zurückgebracht. In Heiterkeit verbrachten sie ihre letzte Nacht; mit fröhlicher Fassung wie die alten Griechen wollten sie in den Tod gehen. Ein festliches Mahl stand bereit, mit Blumen und Lichterglanz war die Tafel geschmückt; so entflohen ihnen die letzten Stunden unter fröhlichen Gesprächen. Mit dem Anbruch des Tages — es war der 31. Oktober — bestiegen sie die Richtkarren und stimmten die Marseillaise an.

„Lieber Tod als Sklaverei,
Das ist die Devise der Franzosen!“

sangen sie, zum Schaffote hinaufsteigend. Das Fallbeil erst machte dem Gesange ein Ende. Vergniaud war der Letzte, der niederkniete. „Doktor“, sagte er in sokratischer Stimmung zu dem Arzte Lehardy, der neben ihm stand, „opfere dem Aeskulap 20 Hähne; alle deine Kranken sind geheilt!“

Auch von den früher geflüchteten Girondisten wurden mehrere ergriffen und hingerichtet, wie Guadet und Salles. Barbaroux, der Flucht satt, erschoß sich, Rebequi stürzte sich in die Garonne, die Leichen Petion's und Buzot's fand man in den Feldern der Gironde, von Wölfen halb zerrissen; nur Wenige entkamen, unter ihnen Isnard.

Weitere Opfer des Terrorismus. Bis zum Ende des Jahres dauerte die grauenvolle Geschäftigkeit Fouquier-Tinville's. Der Herzog von Orleans „Bürger Gleichheit“ wurde aus Marseille, wohin er verbannt worden war, herbeigeholt, um alsbald in stumpfer

Gleichgiltigkeit unter der Guillotine zu enden. Nach vier Tagen folgte ihm Frau Roland; selbst in der Conciergerie noch hatte sie ihren Salon gehalten: in einem Winkel des großen Gefängnißsaales versammelten sich zu regelmäßigen Stunden die alten Freunde um sie und vergaßen in geistreichen Gesprächen die Noth der Gegenwart.



Die Girondisten auf dem letzten Gange. Zeichnung von F. Lix.

Ihre Bekenntnisse, die Frau Roland im Gefängnisse schrieb — sie nannte sie ihre „Berufung an die Nachwelt" — bezeugen den hohen Geist der Frau, die mit der Anklage aus dem Leben schied: „Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen!" Als ihr Mann, flüchtig bei Paris umherirrend, ihren Tod vernahm, stürzte er sich nach Römerart in sein Schwert. — Auch der greise Bailly fiel unter der Guillotine, und der früher hochgefeierte Barnave; vier Wochen später der Minister Lebrun, dessen früherer Amtsgenosse Clavière sich selbst im Gefängnisse den Tod gab, und gleichzeitig auch die frühere Maitresse Ludwig's XV., Madame Dubarry, welche mit Thränen die Henkersknechte auf dem Schaffote um Aufschub bat. — Im Ganzen fanden bis Ende Oktober 98 Hinrichtungen statt, 54 im November, 72 im Dezember.

Das Dezimalsystem. Das Verlangen, mit allem geschichtlich Gewordenen aufzuräumen, führte zu der Einführung des sehr zweckmäßigen Dezimalsystems. Als Rechnungseinheit wurde der vierzigmillionste Theil des Erdumfanges — ein Meter genannt — zu Grunde gelegt = 3′ 2″ 3‴, indem die lateinischen Zahlwörter zur Bezeichnung der Theilungen, die griechischen zur Bezeichnung der Vervielfachungen angewandt wurden. Darauf wurde das Flächen-, Körper- und Hohlmaß gegründet, und auch die Gewichtseinheit durch das Gewicht eines bestimmten Hohlmaßes voll destillirten Wassers gewonnen.

Dies System auch auf die Zeiteintheilung anzuwenden, scheiterte an der Unmöglichkeit, alle Uhren in Frankreich zu ändern. Man begnügte sich damit, dem Tage 24 Stunden und auch dem Jahre 12 Monate zu lassen, gab aber den Monaten andere Namen, meist nach der Witterung, z. B. Nivose = Schneemond, Thermidor = Wärmemond, und theilte diese wenigstens in Dekaden, je 3 im Monate, indem die demnach in jedem Jahre überschießenden 5 Tage, Sansculottiden genannt, als Festtage dem Genie, der Arbeit, den schönen Thaten, den Belohnungen und der öffentlichen Meinung gewidmet wurden, der vierjährige Schalttag aber zu einem Revolutionsfeste bestimmt ward. Den Jahresanfang setzte man auf den 22. September. — Endlich wurde das Dezimalsystem auch auf die Münzeintheilung in Anwendung gebracht: 1 Franc = 10 × 10 Centimes.

Der Kultus der Vernunft. Lange schon zeigte sich offenbare Feindseligkeit gegen das Christenthum und seine Ordnungen; die Führer der Revolution hielten es für nothwendig, auch die Religion zu „republikanisiren". Bei den Jakobinern wurde es Brauch, die christlichen Vornamen gegen heidnische zu vertauschen; neben einem Anacharsis Clootz erschien bald Anaxagoras Chaumette und Aristides Couthon; ein Pariser taufte sein Kind Mirabeau-Petion, ein anderer Dumouriez-Republik.

Rohe Störung der christlichen Feste war nicht ungewöhnlich. Maßregeln gegen die Kirche ergriff, nachdem die Nationalversammlung die Priester zu Beamten des Staats gemacht hatte, die gesetzgebende Versammlung: diese verbot das kirchliche Kostüm, sie führte die Civilstandsregister für Geburten, Heirathen und Todesfälle ein, sie ordnete die bürgerliche Trauung an und erklärte auch die Scheidung der Ehe für zulässig. Der Konvent beseitigte dann die Ehelosigkeit der Priester. Der Gemeinderath fügte auf das Betreiben des Syndikus Chaumette, welcher sich in ruchlosen Reden gegen Gott und das Christenthum erging, die Abschaffung der Weihnachtsmesse hinzu und Gobel, der Erzbischof von Paris, überreichte dem Konvente selbst die Zeichen seiner kirchlichen Würde, Ring und Kreuz, da es jetzt keinen andern Kultus, als den der Freiheit und „heiligen" Gleichheit gäbe; der Präsident umarmte ihn und erklärte, Uebung der Tugend sei der Kultus des höchsten Wesens, dies wolle aber keinen anderen als den der Vernunft. Darauf wurde Chaumette's Antrag, die Kirche Notre Dame dem Kultus der Vernunft einzuräumen, genehmigt.

Drei Tage nach dieser Verhandlung — am 10. November 1793 — wurde nun hier das Fest der Vernunft gefeiert; die schöne Frau des Buchdruckers Momoro, in weißer Tunika mit blauem Ueberwurf, die rothe Jakobinermütze auf dem Kopfe, stellte die Freiheit dar; weißgekleidete Mädchen, mit Eichenlaub bekränzt und leuchtende Fackeln in den Händen, umtanzten sie. Auf besondere Einladung erschien auch der Konvent, um in die Hymnen an die Vernunft einzustimmen. Zum Schluß wurden alle die Anwesenden auf Kosten der Stadt bewirthet, wenn auch nur mit Knackwurst und Heringen.

Der Konvent forderte nunmehr die Geistlichen auf, dem Christenthume zu entsagen, der Gemeinderath aber erließ die Verordnung, alle Kirchen zu schließen und die Priester unter Polizeiaufsicht zu stellen. Hebert wollte zudem alle Kirchthürme abtragen lassen, da sie dem Grundsatze der Gleichheit zuwider wären. Danton vernahm in seiner ländlichen Zurückgezogenheit von diesem Unfuge: am 26. November erschien er unerwartet im Konvente und verlangte, daß den antireligiösen Maskeraden ein Ende gemacht würde. Hebert mußte sich beugen, der Gemeinderath nahm seine Verordnung zurück. Am 6. Dezember bestimmte der Konvent Freiheit aller Kulte.

Der Bürgerkrieg. Ueber Alledem hatte doch der Konvent die Empörung, welche fast den ganzen Westen und Süden Frankreichs gegen die Jakobinerherrschaft durchwogte, niemals aus den Augen verloren. Rasch wurden Truppen nach allen Richtungen ausgesandt, durch welche die Kommissare des Konvents die erschütterte Macht des Berges wieder herstellten.



Fest der Vernunft. Nach dem Gemälde von M. Müller.

Revolutionstribunale wurden eingerichtet, welche im Verein mit außerordentlichen Kriegsgerichten, sobald der Aufstand niedergeworfen war, Alles vernichteten, was an der Empörung Theil genommen hatte oder rebellischer Gesinnung auch nur verdächtig war.

In der Bretagne stellte Danton bald die Ruhe durch Waffengewalt wieder her. Nach kurzem Kampfe erlag Marseille, doch gelang es wenigstens den Häuptern der Empörung nach Toulon zu entkommen; kaum ernstliche Gegenwehr versuchte Bordeaux, die Hauptstadt der

Gironde, das für die Girondisten die Waffen erhoben hatte. Hier herrschte Tallien als Kommissar; unter seinem Fenster war die Guillotine errichtet, doch zeigte er sich den schmeichelnden Bitten der Frau von Fontenay, welche sich für gar manchen der Angeklagten verwandte, nicht unzugänglich. Seine Nachfolger indeß wütheten um so gräßlicher.

Endlich widerstanden nur noch Lyon und Toulon. Ein furchtbares Bombardement, Hungersnoth in der Stadt und zuletzt das Mißlingen eines kühnen Ausfalles brachten Lyon zur Ergebung. Ein entsetzliches Strafgericht erging über die Stadt; Kommissare waren der nichtswürdige Collot d'Herbois, welcher einmal früher als Schauspieler von den Lyonern sollte ausgepfiffen sein, und Fouché. Die Guillotine arbeitete ihnen viel zu langsam; haufenweise ließen sie die Verurtheilten durch Kartätschen niederschießen: 6000 sollen so der jakobinischen Rache zum Opfer gefallen sein. Unterdessen zog der verruchte Ronsin mit seiner Revolutionsarmee in den benachbarten Städten umher und verübte dort Greuel auf eigene Hand. — Von Lyon zogen die Truppen des Konvents gegen Toulon. Die Stadt wurde von 18,000 Engländern, Spaniern und Neapolitanern vertheidigt, und von der Seeseite her durch die auf der Rhede ankernde englische Flotte beschützt. Lange waren alle Angriffe vergebens; endlich befahl der Major Bonaparte, stellvertretender Kommandeur der Belagerungsartillerie, die ganze Kraft des Angriffs auf das stärkste der Außenwerke, die Schanze Klein-Gibraltar, zu richten. In der Nacht auf den 17. Dezember wurde diese genommen; nun konnte man der englischen Flotte beikommen. Diese wartete indeß den Angriff gar nicht ab, sondern ging, nachdem sie das Arsenal und die französischen Schiffe im Hafen in Brand gesteckt hatte, am folgenden Tage in See; auf den englischen Schiffen rettete sich der größte Theil der Einwohner. Die republikanischen Belagerungstruppen zogen in die öde Stadt ein; doch ließ von dem geringen Einwohnerreste der Kommissar Freron noch mehrere Hundert erschießen.

Der Krieg in der Vendée. Jetzt widerstand dem Konvente nur noch die royalistisch gesinnte Vendée. In ihren von hohen Hecken eingehegten, von Gräben durchzogenen Feldern war den handfesten Bauern schwer beizukommen, die Ludwig XVII. als ihren König ausgerufen hatten. Ihnen schlossen sich in großen Scharen waffenkundige, unternehmende Leute aus der Nachbarschaft und von der Küste an, meist bretagnische Schmuggler, Chouans, d. i. Nachteulen genannt. Auch die Engländer leisteten manche Hülfe.

Sengend und brennend drang Westermann in die Vendée ein; allein die Insurgenten schlugen ihn und tödteten zur Strafe für die verübten Schandthaten alle Gefangenen. Ihr Anführer war der Fuhrmann Cathelineau, während die Vertheidigung der sümpfereichen Küste der Marineoffizier Charette leitete, unterstützt von dem Gehegereiter Stofflet. Sie wagten nun einen Angriff auf Nantes, um sich der Loire zu bemächtigen, jedoch erfolglos; Cathelineau fiel im Kampfe.

Mit wechselndem Erfolge wurde hin und her gekämpft, bis Kleber die wohlgeschulte Mainzer Besatzung herbeiführte und mit dieser Charette sehr in die Enge trieb. Allein diesen Erfolg hatte bald die Niederlage, welche Santerre's Armee erlitt, wieder ausgeglichen. Die Vendéer vereinigten jetzt ihre gesammten Mannschaften, besiegten bei Torfou die Gegner, eroberten gegen 100 Kanonen und machten mehrere Tausend Gefangene. Sobald sie sich jedoch wieder theilten, griff Kleber von Nantes und Westermann von Süden her sie an: bei Cholet erlitten sie am 17. Oktober eine so furchtbare Niederlage, daß Barère im Konvente berichtete: „Die Vendée ist nicht mehr!“ —

Die Besiegten zogen über die Loire, wo große Scharen von Chouans sich ihnen anschlossen; jedoch Westermann schlug sie zum zweiten Male bei Le Mans, trieb sie über die Loire zurück und vernichtete beim Flußübergange den größten Theil der flüchtigen Scharen. — Jetzt begann ein entsetzliches Strafgericht: in Nantes wüthete als Konventskommissar Carrier, in Angers Francastel und Hentz.

Zu Tausenden wurden die Angeschuldigten in feuchte, eiskalte Kerker geworfen; faules Stroh war ihr Lager, ein halbes Pfund Brot und Wasser ihre tägliche Nahrung; pestartige Krankheiten brachen aus, Todte, Kranke und Gesunde lagen durch einander in den Kerkern.



Arsenal von Toulon. Nach Joseph Vernet.

Mit dem verworfensten Gesindel waren das Revolutionstribunal und die Kriegsgerichte besetzt: die Guillotine arbeitete vom frühen Morgen bis zum Abend ohne Unterbrechung; 4000 Gefangene wurden erschossen. Noch immer ging den Wütherichen die Blutarbeit der Guillotine zu langsam: massenhafte Ersäufungen wurden jeden Tag vorgenommen; Fahrzeuge mit Klappen im Boden wurden gebaut, um mitten auf dem Strome versenkt zu werden. Tausende fanden auf diesen ihr Ende, sogar 600 Kinder mußten — wie es die Scheusale nannten — aus der großen Schale trinken. Bestialische Roheit und bluttriefender Henkersinn feierten ihre Orgien in der Vernichtung von 40,000 Menschenleben: und doch ward der Heldenmuth der königstreuen Kämpfer in der Vendée nur gebeugt, nicht gebrochen.

Der Koalitionskrieg. Mit den günstigsten Aussichten hatten die Verbündeten den Feldzug des Jahres 1793 begonnen: die Oesterreicher unter dem Prinzen von Koburg hatten Dumouriez geschlagen, die Preußen Mainz wieder erobert, die Besatzung aber unter der Bedingung freigelassen, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu kämpfen; sie hatte sich gegen die Vendée gewandt. Allein die Koalition setzte ihre Siege nicht fort: sie entzweite sich über die Theilung der Beute, während Frankreich in Carnot einen militärischen Organisator ersten Ranges erhielt. Es ist eine Fabel, daß der Terrorismus etwas genützt habe.

Lazare Carnot, geboren 1753, war unter einer großen Geschwisterzahl sehr streng erzogen; zuerst für den geistlichen Stand bestimmt, kam er später auf die Ingenieurschule, auf der seine „Lobrede auf Vauban“ Aufsehen machte; von frühauf beschäftigte er sich mit neuen Erfindungen. Im Wohlfahrtsausschuß übernahm er die Leitung der militärischen Angelegenheiten, stets besorgt, den Armeen im Felde gute Offiziere und einen einsichtigen Generalstab zu geben.

An Mannschaft fehlte es den französischen Heeren infolge des allgemeinen Aufgebots nicht; auch Kanonen besaßen sie in Menge, waren doch an vielen Orten die Kirchenglocken dazu eingeschmolzen worden. Aber es fehlte den Truppen an Uebung und Erfahrung. Daher wurde eine neue Gefechtsweise bei ihnen eingeführt, die sehr weit von der streng methodischen Art zu kämpfen, welche die Verbündeten befolgten, entfernt war. Man ging mit großen Geschützmassen gegen den Feind vor, so nahe wie möglich; denn gingen auch die Geschütze einmal verloren, so hatte man andere genügend in Reserve, unter dem Schutze des Geschützfeuers wurden die erfahrensten Truppen in dichten Tirailleurlinien gegen den Feind vorgesandt; war dann dessen Stellung und Haltung hierdurch erschüttert, so erfolgte durch dichtgedrängte Massen des noch ungeübten Fußvolkes der Sturm, bei dem die Menge der Angreifer die bessere Bewaffnung und Schulung aufzuwiegen hatte. Dazu trugen die Soldaten nur eine geringe Ausrüstung mit sich, welche ihrer Beweglichkeit und ihrem Ungestüm im Kampfe sehr zu statten kam; Ausdauer jedoch gebrach ihnen ganz.

Jede der verbündeten Mächte verfolgte im Kriege ihre Zwecke; von einem Zusammenwirken war kaum die Rede, allenthalben zeigte sich Mißtrauen und Spannung. England hatte es auf den Besitz von Dünkirchen abgesehen und Hollands Einsprache dagegen schnöde abgewiesen. In der Festung kommandirte der junge Lazare Hoche, geboren 1768. Er war als der Sohn eines Invaliden in Kasernen ohne Erziehung aufgewachsen; als Stalljunge indessen begann er durch eigenes Studium sich zu bilden; was ihm aber an Kenntnissen abging, ersetzte er durch sein angeborenes militärisches Talent. Stattlichen Wuchses, feurigen Blickes wußte er durch die Zuversichtlichkeit seines Wesens seinen Soldaten zugleich zu imponiren und Vertrauen zu sich einzuflößen. Er dachte nicht an Kapitulation. Der alte General Houchard schlug die Engländer bei Hondscote und nöthigte sie die Belagerung von Dünkirchen mit Zurücklassung ihres Belagerungsgeschützes schleunigst aufzugeben. Da er jedoch seinen Sieg nicht auszunutzen verstand, wurde er unter die Guillotine geschickt und im Kommando durch Jourdan ersetzt. Jean Baptiste Jourdan, geboren 1762 in Limoges, war der Sohn eines armen Heilgehülfen; als Knabe hatte er den Krieg in Amerika mitgemacht, nach der Rückkehr aber als Krämer auf den Märkten der Umgegend von Limoges seine Waaren feil geboten. Sein feuriges, muthvolles Wesen führte ihn unter die Soldaten. Carnot selbst kam zum Heere. Mit 130,000 Mann griffen sie die nur halb so starken Oesterreicher bei Wattignies an, die auf einer Anhöhe

an der Sambre eine sehr feste Stellung inne hatten. Die Schlacht schwankte: da ergriff Carnot selbst eine Fahne und stellte sich an die Spitze der Stürmenden; so wurde der Sieg entschieden.

Nach dem Entsatze von Dünkirchen wurde Hoche an die Spitze der Moselarmee gestellt, welche bisher nirgends den Preußen gewachsen war. Ferdinand von Braunschweig drängte sie im September bei Pirmasens zurück, überschritt im Oktober die Vogesen, erstürmte, von einem österreichischen Corps unter Wurmser unterstützt, die Weißenburger Linien, so daß die Franzosen sich nach Straßburg zurückziehen mußten, und begann die Belagerung von Landau. Jetzt erschien bei dem französischen Heere als Konventskommissar St. Just und der neue Befehlshaber. In kurzer Zeit brachte Hoche in die entmuthigte und zuchtlose Truppe Mannszucht und Vertrauen; dann wagte er gegen Ende des November die Preußen bei Kaiserslautern anzugreifen. Wie auf dem Exerzierplatz rückten die preußischen Grenadiere in den Kampf: machtlos brach sich an ihrer Festigkeit das französische Ungestüm; in drei heißen Gefechtstagen wurden die Franzosen vollständig geworfen. Durch die Rheinarmee unter Pichegru hierauf verstärkt, ging Hoche in den Weihnachtstagen von Neuem gegen die Verbündeten vor, entriß ihnen die Weißenburger Linien wieder, erstürmte den Geisberg und entsetzte das schwerbedrohte Landau. — So hatte auf beiden Kriegsschauplätzen gegen Ende des Jahres 1793 sich die Lage für Frankreich günstig gestaltet. —

Spaltungen in der Bergpartei. Es war still geworden im Konvent; Robespierre und St. Just hielten nach wie vor langathmige Reden, aber kein muthiger Mann wagte es, ihnen zu widersprechen. Indeß die Frage, was nun in Frankreich werden solle, ließ verschiedene Auffassungen zu: einige Deputirte waren der Meinung, daß es der Schrecken genug sei. Die Kriegsgefahr und der Bürgerkrieg hatten die Schreckensregierung in Vieler Augen gerechtfertigt; jetzt aber waren die Feinde zurückgegangen, die Empörungen niedergeworfen: dem Terrorismus fehlte die Rechtfertigung. War es da nicht an der Zeit, zur Mäßigung zurückzukehren? Camille Desmoulins gab diesem Gedanken in seinem Blatte, dem „alten Cordelier", Ausdruck; er übersetzte aus Tacitus die Stellen, in welchen der alte Römer die Grausamkeit und Tyrannei des Kaisers Tiberius schildert, in einer Weise, daß Niemand die Anwendung auf Robespierre mißverstehen konnte. Im Februar 1794 kehrte Danton aus seiner ländlichen Zurückgezogenheit zu den Konventssitzungen zurück und schloß sich rückhaltslos diesen Vertretern der Mäßigung an.

Eine andere Gruppe dagegen war der Meinung, daß die Revolution nicht eher als vollendet angesehen werden könne, als bis sie selbst in den Vollbesitz der Herrschaft, welche sie jetzt in den Händen Robespierre's sah, sich gebracht hätte. Robespierre's Stellung beruhte aber auf dem Jakobinerklub, nicht auf hervorragenden persönlichen Eigenschaften. Zu dieser Gruppe gehörte vor Allen Hebert; er war der Hoffnung, durch den Gemeinderath, dessen Seele er war, die Herrschaft an sich zu bringen, und trug sich im Stillen mit dem Gedanken, durch einen Massenaufstand sein Ziel zu erreichen.

Robespierre erkannte die Gefahr wol, welche in der Sonderstellung dieser beiden Parteien ihm drohte; daher bestärkte er sie in der Auffassung, daß jede von beiden der Hauptgegner der andern wäre, und indem er bald die eine, bald die andere angriff, erhielt er in jeder die Hoffnung auf seine Bundesgenossenschaft zur Vernichtung der andern rege. Verleumdungen, Verdächtigungen, das ganze System der Falschheit wurde zu diesem Zwecke aufgeboten, der Sansculottenpöbel aber durch das Dekret gewonnen, daß Listen aller bedürftigen Patrioten aufgestellt werden sollten, um sie mit den Gütern der Feinde der Republik auszustatten.

Vernichtung der Hebertisten. Anfang März hielten die Hebertisten ihren Plan zur Ausführung reif; sie wollten die Revolutionsarmee nach Paris kommen lassen, alle Gefangenen mit Ausnahme ihrer eigenen Anhänger ermorden und den Maire Pache zum Großrichter oder Diktator ausrufen, um in dessen Namen die Regierung Frankreichs in ihre Hand zu nehmen. Am 4. März kündigte Hebert im Klub der Cordeliers den Massenaufstand, angeblich gegen die Gemäßigten, an: allein die Volksmassen zeigten keine Lust, dem Rufe zu folgen. Nun galt es die mißtrauisch gewordenen Jakobiner wieder zu beschwichtigen: Deputationen gingen hin und

her; man heuchelte Versöhnung. Robespierre hielt sich ängstlich in seiner Wohnung verborgen. Da berichtete St. Just im Konvente von einer Verschwörung, welche das Ausland angezettelt haben sollte: man beschloß die Verhaftung aller „Konspiranten“. Alsbald wurden Hebert, Chaumette, Ronsin, Clootz, Momoro und andere Genossen des Planes festgenommen; keine Hand im Volke regte sich für sie. Jetzt erschien Robespierre im Konvente und redete von „der schauderhaften Verschwörung“ der Verhafteten. Am 24. März wurden alle Neunzehn hingerichtet; die Revolutionsarmee wurde aufgelöst, und an Stelle Pache's setzte Robespierre seinen Freund Fleuriot als Maire ein.

Danton's Ende. Alle ruhigen Bürger begrüßten die Vernichtung der Hebertisten mit Freude; Danton sah darin ein Zeichen der Mäßigung Robespierre's. Man warnte ihn vor dem Arglistigen, aber Danton blieb gleichmüthig; war es doch klar, daß Robespierre selbst vor der Entscheidung sich fürchtete. Denn noch immer übte Danton den alten Zauber auf die Massen aus und war selbst ein Mann von wilder Leidenschaftlichkeit, der, wenn er sich aufraffte, vor nichts zurückbebte. Als daher Billaud-Varennes im Wohlfahrtsausschuß gegen Danton sprach, fuhr Robespierre auf: er wolle sie Alle, die besten Patrioten, verderben. Alsbald lud er Danton zu einer Spazierfahrt ein, und sie zeigten sich öffentlich Beide als die besten Freunde. Besser Eingeweihte enthüllten Danton die geheimen Anschläge Robespierre's und Billaud's. „Sie werden es nicht wagen!“ war die stolze Antwort. Nichts vermochte seine stolze Ruhe zu erschüttern; seine Freunde baten ihn zu fliehen. „Kann man denn sein Vaterland an den Schuhsohlen mitnehmen?“ wies er sie ab. Westermann erbot sich Truppen zusammenzubringen; auch das lehnte Danton ab; einen Aufstand zu wagen konnte er sich ebenfalls nicht entschließen. Auch Desmoulins wurde gewarnt; aber er erklärte, er dürfe sein Schicksal von dem Danton's nicht trennen.

In der Nacht auf den 31. März wurden Beide mit zwei Genossen verhaftet; einige Tage später auch Westermann. Jetzt erst raffte sich Danton auf: er verlangte vor den Konvent gestellt zu werden. Drei Tage lang vertheidigte er sich; drohender Tumult der für ihn eingenommenen Volksmenge hielt die Verurtheilung auf; die Richter waren in Verwirrung. Da verfügte auf St. Just's Antrag der Konvent, daß das Revolutionstribunal befugt wäre, bei hartnäckiger Widersetzlichkeit der Angeklagten das Urtheil ohne Weiteres zu fällen. — Jammernd umirrte Camille Desmoulins' junge Frau das Gefängniß und hielt ihre Kinder zu dem vergitterten Fenster empor, hinter dem die Verurtheilten saßen: sie wurde ergriffen und nach wenig Tagen auch zu dem Schaffote geführt.

Am Morgen des 5. April, des Hinrichtungstages, bot der Befehlshaber der Gensdarmerie Danton an, ihn auf dem Richtwege mit seinen Untergebenen herauszuhauen; er lehnte es ab, weil er nicht wolle, daß um seinetwillen noch mehr Blut flösse. Fast schien es, als sehne er sich danach zu sterben. Ruhig ließ er sich die Hände fesseln. „Nur einen Riemen“, sagte er ingrimmig zu dem Henker, „den andern heb' für Robespierre auf!“ Dann stieg er die Stufen empor. Der Pöbel hinter ihm ließ sein gewöhnliches Mordgeschrei ertönen: da drehte er sich um und erhob noch einmal seine Donnerstimme: „Schweig, undankbares Volk, du siehst hier einen wahren Republikaner!“ Robespierre schaute aus der Ferne zu; man sah, wie er sich die Hände rieb, als das Fallbeil herabschlug.

Prinzessin Elisabeth und die königlichen Kinder. Nicht lange vor seinem Untergang hatte Hebert Gericht über die Prinzessin Elisabeth verlangt, welche immer noch im Temple gefangen saß, ganz der Erziehung der hinterlassenen Kinder ihres Bruders hingegeben. Jetzt kam aber Billaud-Varennes im Revolutionstribunal auf sie zurück und forderte ihren Kopf; Robespierre zögerte zuzustimmen, gab jedoch bald nach. Die Prinzessin wurde den weinenden Kindern entrissen und nach der Conciergerie gebracht; ihr Verhör war kurz. „Wie heißt du?“ fragten die brutalen Richter. „Elisabeth von Frankreich.“ — „Wo warst du am 10. August?“ — „An der Seite des Königs, meines Bruders, in den Tuilerien.“ — „An der Seite des Tyrannen, deines Bruders!“ — „Wenn mein Bruder ein Tyrann gewesen wäre“, erwiederte ohne Furcht die edle Dulderin, sich stolz aufrichtend, „so würdet weder ihr noch ich da stehen,

wo wir jetzt sind. Doch wozu die vielen Fragen? Ihr wollt meinen Tod, und ich bin glücklich, mich im Himmel mit Denen wieder zu vereinigen, die ich auf Erden so sehr geliebt habe." — Mit 25 anderen Gefangenen zugleich wurde die Prinzessin Elisabeth am 10. Mai 1794 zum Schaffote geführt; Mehrere darunter hatten früher zum Hofe gehört; sie war bedacht, Alle zu trösten und zu ermuthigen, bis zum letzten Augenblicke ihre Herzensgüte bewährend. Voll frommer Zuversicht kniete sie als Letzte in der Reihe nieder.



Danton's Tod. Zeichnung von F. Lix.

Jetzt waren die königlichen Kinder ganz verlassen. Dem kleinen Dauphin Ludwig war, nachdem er seiner Mutter entrissen worden, ein Erzieher in dem Schuster Simon bestellt worden, den Marat zu diesem Amte empfohlen hatte. Ein roher Mensch ohne alle Bildung, wollte er dem Knaben eine echte Sansculottenerziehung geben; er ließ ihn Revolutionslieder singen, zwang ihn, sich in Branntwein zu berauschen, und mißhandelte ihn durch Stockschläge und Fußtritte. Der zarte Körper des Knaben widerstand Dem nicht lange; schon nach einem Jahre waren seine großen blauen Augen ohne Bewegung, sein Geist theilnahmlos,

tagelang sprach er oft kein Wort; er war so schwach, daß er nicht mehr stehen konnte. Seit dem Sturze Robespierre's geschah etwas mehr für ihn; Aerzte wurden jedoch erst gerufen, als er nicht mehr zu retten war; er starb am 8. Juni 1795. — Seine um vier Jahre ältere Schwester, Maria Theresia, die spätere Herzogin von Angouleme, wurde in demselben Jahre gegen die Konventskommissare, welche Dumouriez den Oesterreichern übergeben hatte, ausgewechselt; aber die furchtbaren Eindrücke im Temple hatten ihr Gemüth tief verbittert: nie mehr sah man ein Lächeln ihre schönen, aber finstern Züge erhellen.

Anerkennung des höchsten Wesens. Robespierre war als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen; um ehrgeizig zu sein, fehlte es ihm an Tiefe; er kam nicht über Eitelkeit hinaus, welche Widerspruch, auch nur Anzweiflung nicht ertragen kann. Daneben beherrschte ihn infolge seiner Feigheit stete Furcht: allenthalben sah er Verschwörungen, an die er bei ruhiger Ueberlegung selbst nicht glaubte. So fuhr denn die Guillotine in ihrer blutigen Arbeit fort, haufenweise unter den 11,000 Gefangenen aufzuräumen, welche die Gefängnisse füllten. Die ganze Familie Malesherbes wurde hingerichtet, darunter der ehrwürdige Vertheidiger des Königs, dann kamen 22 Parlamentsräthe auf ein Mal an die Reihe, dann 33 Verschwörer von Verdun, später 35 frühere Seigneurs, endlich 27 Generalpächter.

So gedachte er sich selbst Sicherheit zu verschaffen und zugleich der neuen Gesellschaft den Boden zu bereiten. Sein Jünger St. Just hatte das System eines neuen Staates entworfen, welches auf Zerstörung alles persönlichen Sonderlebens zu Gunsten des unumschränkten Gesammtwillens des Staates hinauslief. Die Grundlage dafür waren Gedanken Jean Jacques Rousseau's. Am 7. Mai begann Robespierre mit der religiösen Umformung der Gesellschaft. Zwar wurde die Freiheit der Kulte ausdrücklich beibehalten, aber doch ließ er nach heftigen Angriffen auf den Atheismus der Aristokraten, welche aber todt waren, und der Encyklopädisten den Konvent es aussprechen, daß das französische Volk die Existenz eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele anerkenne.

Um Dem öffentlich Ausdruck zu geben, ward am 10. Juni das Fest des höchsten Wesens gefeiert David ordnete die theatralische Schaustellung. Im Tuileriengarten — jetzt Nationalgarten — war ein Amphitheater erbaut; in der Mitte erhob sich das Bild des Atheismus, getragen von der Zwietracht und dem Egoismus. Festzüge zogen am Morgen dorthin, Frauen und Mädchen in weißen Kleidern mit Blumen im Haar, Knaben mit Veilchen, Jünglinge mit Myrten, Männer mit Eichenlaub, Greise mit Oelzweigen in den Händen. Präsident des Konvents war Robespierre; die Unsitte der Vornehmen nachäffend ließ er lange auf sich warten; endlich erschien er; der Zug des Konvents setzte sich in Bewegung, an der Spitze Robespierre in blauem Frack und gelben Nankingbeinkleidern, einen großen Blumenstrauß in selbstgefälliger Haltung in der Hand tragend. Die anderen Deputirten, unwillig über die zur Schau getragene Eitelkeit, hielten sich einige Schritte hinter ihm zurück. „Was!“ rief er sich umdrehend, „man folgt mir nicht?“ Er bemerkte die eingetretene Spannung deutlich genug.

Im Amphitheater hielt Robespierre eine Rede und zündete dann die Statue der Gottlosigkeit an; aus den Rauchwolken stieg, freilich etwas geschwärzt, die Bildsäule der Weisheit auf. Dann ging es unter Trommelschlag nach dem Marsfelde; ein Hymnus an das höchste Wesen wurde hier gesungen, dem republikanische Gesänge folgten. Blumenwerfen, Säbelzücken, feierliche Schwüre, Kanonendonner beschlossen das Fest.

Opposition gegen Robespierre. Viele sahen in dem Feste nur ein Gaukelspiel demagogischer Berechnung; daher vermehrte es nur die Zahl der stillen Widersacher Robespierre's. Aber auch er hatte es wol bemerkt, daß manche Deputirte sich von ihm absonderten, ihm keinen Vorzug vor sich zuerkennen wollten; waren doch Viele schon gegen ihn aufgebracht durch den Antrag, den der Fleischer Legendre im Jakobinerklub gestellt hatte, Robespierre und Collot d'Herbois, auf welche Beide ein Mordversuch gemacht wäre, eine Leibwache beizugeben. Denn wahr war nur, daß Collot in der Nacht überfallen worden war; Robespierre aber war weiter nichts geschehen, als daß ein junges Mädchen, Cäcilie Renault, zu ihm gekommen war, welche in einem Päckchen ein Kleid und zwei Messer zufällig bei sich getragen hatte.



Robespierre am Tage des Festes des höchsten Wesens. Zeichnung von E. Ronjat.

Ganz besonders schadete es Robespierre auch in den Augen dieser Leute, welche in dem Antrage auf eine Leibwache den ersten Schritt zur Diktatur oder zum Throne sahen, daß er in dem glänzenden Salon der Frau von St. Amaranthe nicht selten gesehen wurde. Unter den Royalisten, welche hier verkehrten, fand eine halbverrückte Schwärmerin, die fast siebzigjährige Katharine Theot, Anhang, welche verkündete, daß der Messias bald erscheinen würde: sein Vorläufer aber wäre Robespierre; dieser ließ sich in seiner kurzsichtigen Eitelkeit die Verehrung, welche ihm dargebracht wurde, gefallen, so daß man in jenen Kreisen eine royalistische Restauration von ihm zu hoffen begann.

Seiner stillen Gegner leichter Herr zu werden, hatte Robespierre das Dekret des Konventes vom 10. Juni herbeigeführt, welches an die Stelle des Schuldbeweises das Gewissen der patriotischen Geschwornen des Revolutionstribunals setzte: womit aller Willkür weit das

Thor geöffnet war. Diesem Gesetze fiel jetzt auch Frau von St. Amaranthe mit ihren Töchtern, von Vadier angeklagt, zum Opfer, obgleich sich Robespierre mit Thränen der Wuth im Auge ihrer Verurtheilung widersetzte: man wandte seine eigene Waffe gegen ihn selbst.

Robespierre's Groll. Tief verletzt durch die Niederlage, die er bei der Vernichtung der „Verschwörung, Straße Contreescarpe, drei Treppen" — wie Vadier sie höhnisch bezeichnete — erlitten hatte, zog sich Robespierre ganz von politischer Thätigkeit zurück, außer daß er dann und wann bei den Jakobinern erschien. Er wohnte bei einem Tischler Duplaix, mit dessen Tochter er eine Liebschaft angeknüpft hatte; er las ihr Rousseau und Racine vor und führte sie Sonntags aus; man erzählte sich, daß er mit der Absicht umgehe, sie zu heirathen, sich bei seiner Vaterstadt ein Landgut zu kaufen und dort in Ruhe fortan seine Tage zu verleben.

Unterdessen aber vermehrten und sammelten sich die Gegner Robespierre's, ohne Ausnahme Schreckensmänner wie er, nicht durch gegnerische Meinungen, sondern nur durch die persönlichen Gefühle des Hasses oder der Furcht von ihm geschieden: Billaud-Varennes, ein düster brütender Kopf, Collot d'Herbois, die Prunkredner der Klubs, fühlten sich von ihm nicht genügend anerkannt, Fouché war durch ihn aus dem Jakobinerklub als ein verächtlicher Betrüger ausgestoßen worden, Tallien wurde sein Verhalten in Bordeaux zum Vorwurfe gemacht — Therese von Fontenay, welche ihm nach Paris gefolgt war, war schon verhaftet — Barère schnüffelte wie immer, von welcher Richtung der Wind käme. In Allen war ein Gefühl der Unsicherheit erwacht; sie fühlten sich bedroht und ahnten einen kommenden Sturm; Fouché spähte rastlos umher, trug zu den Gegnern Robespierre's Kundschaft und suchte sie mit großem Eifer zu einmüthigem Handeln zu bringen. —

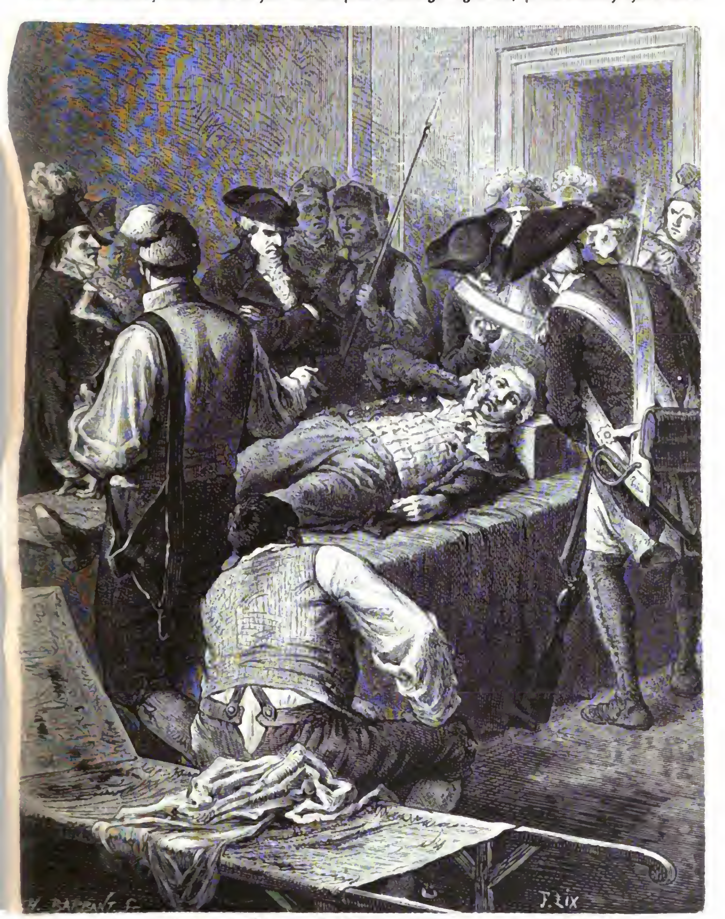
Noch waren sie im Besitze der Macht; das Dekret vom 10. Juni war ein furchtbares Werkzeug in ihren Händen. Immer höher stieg in diesen Tagen die Zahl der täglichen Hinrichtungen: 54—60—67, nicht blos Aristokraten, sondern auch gute „Patrioten" in Menge darunter. In höchstens einer Stunde hatten die Geschwornen 50 Todesurtheile gefällt; ja, einmal verlangte Fouquier-Tinville 159 Hinrichtungen auf einen Tag. Abends wurde die Liste Derer, die am nächsten Tage der Richtkarren zur Guillotine abholen würde, in den Gefängnissen ausgerufen und auf den Straßen verkauft. Der Boden unter der Guillotine auf dem Greveplatze war von Blut so versumpft, daß beim Niederfallen des Richtbeiles das ganze Gerüst hin und her schwankte. Vom 10. März 1793 bis zum 10. Juni 1794 waren 1269 Personen hingerichtet worden, jetzt fielen vom 10. Juni 1794 an in 45 Tagen 1286 Köpfe: dies war der Höhepunkt der Schreckenszeit. Es müsse noch dahin kommen, meinte Fouquier-Tinville, daß man an die Gefängnisse anschriebe: „Zu vermiethen".

Der 9. Thermidor des Jahres II. Die Anhänger Robespierre's begannen schließlich für sich selbst zu bangen, selbst St. Just und Couthon, seine getreuen Knappen; Carnot hatte St. Just offen getrotzt und ihn einen lächerlichen Diktator genannt. Lecointre bereitete eine Anklage gegen Robespierre vor, von dem man sich erzählte, daß er Mordlisten seiner Gegner entwürfe. Am 8. Thermidor II (26. Juli 1794) unternahm Robespierre den Angriff; er erschien im Konvente, beklagte sich, daß man ihn als Diktator und Tyrannen bezeichne, und sprach von Umtrieben, Carnot, Barère u. A. als schuldig nennend: man müsse den Sicherheits- und selbst den Wohlfahrtsausschuß reinigen. Nun griffen ihn in heftiger Rede die Gegner ihrerseits an; Barère's vorsichtig beschwichtigendes Wort verhallte wirkungslos: es wurde beschlossen, Robespierre's Rede nicht zu drucken, was seit dem Sturze der Girondisten unerhört war. — Robespierre begab sich am Abend zu den Jakobinern und wiederholte seine Rede; auch Billaud-Varennes und Collot d'Herbois erschienen: sie wurden beim Kragen gefaßt und hinausgeworfen. Es wurde beschlossen, daß St. Just am folgenden Tage die Anklage gegen den Wohlfahrtsausschuß wiederholen sollte.

In der Nacht verständigten sich die Gegner; Tallien warb noch mehrere Gemäßigte gegen Robespierre und seine Anhänger an. Man fürchtete einen nächtlichen Gewaltakt der Jakobiner. Allein als Billaud-Varennes und Collot d'Herbois noch spät zu dem Wohlfahrtsausschusse kamen, fanden sie St. Just dort, welcher ruhig an seiner Anklagerede arbeitete; sie hielten ihn bis

5 Uhr Morgens fest, um ihn zu verhindern, sich mit Robespierre zu verständigen, welcher von seinem Siege auf der Rednerbühne die Vernichtung seiner Gegner sicher erwartete.

Um Mittag des folgenden Tages, des 9. Thermidor, bestieg St. Just mit düsterer *Miene die* Tribüne; allein kaum hatte er mit seiner Anklage begonnen, so unterbrach ihn Tallien.



Robespierre im Saale des Wohlfahrtsausschusses. Zeichnung von F. Lix.

Dann nahm Billaud-Varennes stürmisch das Wort und drohte dem Konvente, er werde untergehen, wenn er sich jetzt schwach zeige. „Nein! nein!" antworteten ihm viele Stimmen, und selbst die Galerien riefen: „Es lebe der Konvent!", obgleich das ganze Revolutionstribunal und Henriot mit seinem Stabe im Saale anwesend waren. Robespierre erkannte, daß sich die

allgemeine Meinung von ihm abwandte: wüthend eilte er nach der Rednerbühne. „Nieder mit dem Tyrannen!“ schrie man ihm entgegen. Tallien schwang sich auf die Tribüne und drohte mit gezücktem Dolche „den neuen Cromwell“ zu erstechen, wenn jetzt nicht seine Anklage beschlossen würde. Man klatschte ihm Beifall; dann verlangte er die Verhaftung Henriot's und der Kreaturen Robespierre's: sie wurde beschlossen. Robespierre machte neue Anstrengungen zu sprechen, jedoch das allgemeine Geschrei übertönte ihn. Nun erklärte sich auch Barère offen gegen Robespierre, Vadier suchte ihn durch die Enthüllung seiner Beziehungen zu der alten Theot lächerlich zu machen, Bourdon und nach ihm wieder Tallien häuften Anklage auf Anklage gegen ihn. „Zum letzten Male“, schrie Robespierre ganz außer sich, „Präsident von Mördern, begehre ich von dir das Wort!“ und erschöpfte sich mit schon ganz heiserer Stimme in Anstrengungen, das Wort zu ertrotzen. Garnier rief ihm zu: „Das Blut Danton's erstickt deine Stimme!“ Da erhob sich Louchet, ein sonst ganz unbedeutender Deputirter, und hatte den Muth, die Verhaftung Robespierre's zu verlangen. Einen Augenblick zögerte die Versammlung. Augustin Robespierre forderte, das Schicksal seines Bruders zu theilen: die Verhaftung der beiden Brüder wurde beschlossen und gleich darauf auch diejenige von St. Just, Couthon und Lebas, der sie selbst begehrte. „Die Räuber triumphiren!“ schrie Robespierre: mit Gewalt mußten ihn die Gensdarmen aus dem Saale führen.

Es war 5 Uhr geworden; der Konvent beschloß die Sitzung für zwei Stunden zu unterbrechen. Damit ließ er den Freunden Robespierre's Zeit, etwas für ihn zu unternehmen. Eine halbe Stunde danach versammelte sich der Gemeinderath und beschloß, sofort die Gefangenen wieder zu befreien. Die Sektionen waren getheilter Meinung, 26 zögerten, diejenige der Vorstadt St. Antoine war offen gegen Robespierre. Ihr begegnete der Richtkarren mit den Verurtheilten dieses Tages; sie hielten ihn an und wollten die Opfer in Freiheit setzen. Da sprengte der betrunkene Henriot, der sich selbst wieder befreit hatte, herbei und schickte den Karren zur Guillotine. Er durchirrte die Straßen und suchte die Verhafteten; allein im Hofe der Tuilerien wurde er geknebelt und nun vor den Polizeiausschuß geführt.

Inzwischen aber hatte man sich in den Gefängnissen auf Befehl des Gemeinderaths geweigert, die Gefangenen anzunehmen; man brachte sie nach dem Rathhause, wo sie der Gemeinderath mit Jubel empfing. Bald nach ihnen traf auch Henriot ein, durch einige Kompagnien der Sektionen unter Anführung des Jakobiners Coffinhal befreit; er warf sich wieder auf sein Pferd und führte jetzt die Sektionen gegen den Konvent. Dieser, unterdeß wieder versammelt, beschloß, sofort den rebellischen Befehlshaber in die Acht zu erklären; daraufhin verweigerten ihm die Kanoniere den Gehorsam, und er kehrte in rasendem Galopp nach dem Rathhause zurück. Jetzt sprach der Konvent wie gegen die Verhafteten so auch gegen den rebellischen Gemeinderath die Acht aus; die treu gebliebenen Sektionen zogen unter Barras' Befehl gegen das Rathhaus, in welchem sich jetzt alle Verhafteten zusammen befanden; sie nahmen es gegen Mitternacht ein.

Henriot meldete dem Gemeinderath und den Verhafteten, daß Alles verloren sei; da schrie ihm Coffinhal, wüthend über sein erbärmliches Benehmen, zu: „Verruchter, deine Feigheit vernichtet uns!“ und warf ihn aus dem Fenster in einen Rinnstein, wo er erst am folgenden Morgen gefunden wurde. Der Deputirte Bourdon war der Erste, welcher die Treppe hinaufstürmte, ihm nach der Gensdarm Meda. Im Sitzungssaale des Gemeinderaths saß Robespierre am Tische, nachdenklich den Kopf in die linke Hand gestützt. „Ergieb dich, Verräther!“ schrie Meda ihm entgegen. Robespierre erhob den Kopf: „Du bist ein Verräther“, entgegnete er, „ich werde dich erschießen lassen!“ Da gab Meda Feuer auf ihn; die Pistolenkugel drang Robespierre durch die Backe, die untere Kinnlade leicht verletzend. Als das sein Bruder sah, sprang er aus dem Fenster; die Umstehenden hoben den Schwerverletzten auf. Lebas hielt eine Pistole in der Hand. „Erschieße mich!“ bat ihn St. Just; Lebas sah ihn an: „Ich habe Besseres zu thun!“ erwiederte er und schoß sich selbst durch den Kopf. Meda suchte Henriot; er sah den lahmen Couthon die Treppe hinabschleichen und sandte ihm eine Kugel nach. Im Triumph zog man jetzt mit den Gefangenen — die Verwundeten wurden auf Stühlen und

Bahren getragen — nach dem Konvente; allein dieser wollte sie nicht vor sich sehen, sondern ließ sie in den nebenan liegenden Sitzungssaal des Wohlfahrtsausschusses bringen. Robespierre wurde auf den Tisch gelegt; das Blut rann beständig aus seiner Wunde; von Zeit zu Zeit wischte er es mit einigen Fetzen Papier ab. Sein ganzer Anzug war beschmutzt; er hatte denselben blauen Frack an, welchen er am Feste des höchsten Wesens getragen hatte. Menschenmassen strömten in den Sitzungssaal; mit dem Trotze ohnmächtiger Wuth gab er auf keine Frage Antwort. Erst als der Wundarzt erschienen war, erhob er sich und setzte sich auf einen Stuhl, um sich einen Verband anlegen zu lassen.

Unter diesen aufregenden Begebnissen verging die Nacht. Allmählich langte die Nachricht im Konvente an, daß auch Henriot, der jüngere Robespierre und Couthon ergriffen, sowie daß die geächteten Mitglieder des Gemeinderaths verhaftet wären. Dann erschien Legendre und berichtete, daß er mit 10 Begleitern den Jakobinerklub aus einander gejagt habe, und legte den Schlüssel des Klubsaales auf dem Tische des Präsidenten nieder. Nun erst, um 7 Uhr Morgens, schloß der Konvent seine Sitzung. Dunkle Gerüchte von dem Geschehenen durcheilten die Stadt; eine fieberhafte Bewegung zeigte sich in allen Straßen. Vor der Conciergerie drängten sich die Massen der Neugierigen. Frau von Fontenay und die Wittwe des Generals Beauharnais traten an das vergitterte Fenster, durch das Getümmel erschreckt; da erhob eine Frau aus der Menge so deutlich, daß sie es Alle sehen mußten, einen Stein (pierre), wickelte ihn in ihr Kleid (robe) und machte dazu die Geberde des Köpfens: die Gefangenen verstanden diese drastische Geberdensprache, athmeten erleichtert auf, fielen sich in die Arme und hielten sich nunmehr für gerettet.



Jean Lambert Tallien.

Die Geächteten wurden nach der Conciergerie gebracht; die Aechtung machte ein Gerichtsverfahren gegen sie überflüssig, es genügte, die Identität der Personen festzustellen. Nachmittags um 4 Uhr (am 28. Juli) erschien der Richtkarren und holte sie nach dem Revolutionsplatze zur Guillotine ab. Eine ungeheure Menschenmenge bedeckte den Platz, die Straße St. Honoré und den Tuilerienplatz; alle Fenster waren gedrängt voll Zuschauer, alle Läden geöffnet, auf allen Gesichtern zeigte sich Freude. Die Gensdarmen zeigten mit ihren Säbelklingen der Menge, welcher auf dem Karren Robespierre wäre; und selbst die Henker wiesen, als er schon auf der Plattform des Schaffotes stand, auf ihn hin, um die Menge aufmerksam zu machen. Lautes Beifallsgeschrei ertönte jedesmal über den weiten Platz hin, so oft das Fallbeil herabschlug. Es waren 22 Schreckensmänner, unter ihnen auch der Schuster Simon, welche an diesem Tage starben; 83 Mitglieder des geächteten Gemeinderaths folgten an den nächsten beiden Tagen: alle Welt hatte das Gefühl, daß es jetzt mit der Herrschaft des Schreckens vorüber wäre; so sehr sah der Volksinstinkt den eigentlichen Träger des Schreckensregiments trotz seiner salbungsvollen Tugendreden in Robespierre, dem schon die merkwürdig eingedrückte Schädelform das Aussehen eines Raubthieres gab.

Die Salons und die Muscadins. Aus allen Provinzen gingen Adressen beim Konvente ein, welche sich nachdrücklich für die endliche Beseitigung des Terrorismus aussprachen. Das gab den Gemäßigteren unter den Thermidoristen, den Besiegern Robespierre's, einen Rückhalt in der öffentlichen Meinung und obgleich im Konvente durchaus die Bergpartei herrschte, setzten sie doch die Aufhebung des furchtbaren Gesetzes vom 10. Juni und die Erhebung der Anklage gegen Fouquier-Tinville durch; das Revolutionstribunal wurde eine Zeit lang vertagt, dann wenigstens milder, und den auf bloßen Verdacht hin Verhafteten die Freiheit wiedergegeben.

Der Zerlumptheit und dem Schmuze, dem patriotischen Sansculottismus in Kleidung und Lebensweise trat zuerst Tallien entgegen. Jean Lambert Tallien, geboren 1769 in Paris, war anfänglich Advokat gewesen, hatte sich aber während der Revolution ganz der Journalistik zugewandt. Jetzt mit Therese von Fontenay, der Tochter des spanischen Banquiers Cabarrus, verheirathet, machte er seinen eleganten Salon zu einem Mittelpunkt aller maßvollen Gegner der Schreckensherrschaft. Mehrmals in der Woche traf man hier unter einer Menge von Deputirten und jungen Leuten auch den Brigadegeneral Bonaparte. Von geringerer politischer Bedeutung, aber vielleicht von noch größerem Reize der Geselligkeit war der Salon der Frau von Recamier, einer Freundin von Notre Dame de Thermidor, wie man scherzweise jetzt wol Frau Tallien nannte. Alle Zeitgenossen feiern mit einstimmigem Lobe den untadeligen Lebenswandel wie die unwiderstehliche Anmuth der Frau von Recamier. Allmählich öffneten auch verschiedene frühere Seigneurs, vom Auslande zurückkehrend, ihre Salons, so daß wieder eine heitere Geselligkeit anfing sich in Paris einzubürgern. Auch Frau von Stael ließ nicht lange auf sich warten, um wieder in den maßgebenden Kreisen eine Rolle zu spielen.

Viel folgenreicher indessen wurde es, daß auf die Kunde von Robespierre's Vernichtung die jungen Leute, welche bei den Armeen an der Grenze standen, massenhaft nach Paris zu strömen begannen. Schon im August sah man Uniformen aller Regimenter in den Straßen; es waren fast durchweg junge Leute von Erziehung und einigem Vermögen. Sie fanden sich mit den zurückgebliebenen Alters- und Gesinnungsgenossen zusammen und beherrschten bald die Kaffeehäuser, die Straßen, die Theater. Der sansculottische Pöbel nannte sie Moschushelden, Muscadins. Ein Stock war ihr Erkennungszeichen und ihre Waffe, ihr Ziel war, ermordete Verwandte und Freunde an den Schuldigen zu rächen und die greuelvollen Vorgänge der letzten Vergangenheit für alle Zeit unmöglich zu machen. Im Garten des Gleichheitshauses, des früheren Palais-Royal, hatten sie ihren Sammelplatz; im Café der Kanoniere traf man sie zu allen Tageszeiten haufenweise. Hier hielten sie ihre Berathungen und faßten ihre Beschlüsse; ihre Führer waren einige junge Journalisten, wie der neunzehnjährige Martainville, ein geistvoller Schauspieldichter. Ihr Haß galt besonders dem „Schweife Robespierre's“, den Jakobinern; von Woche zu Woche wurden sie ungestümer in ihren Forderungen, die sie durchsetzten, weil die Meinung für sie war, so daß der Konvent ihnen nicht zu widerstehen wagte.

Sie verlangten Reinigung des Revolutionstribunals und der Ausschüsse; daraufhin beantragte Tallien im Konvente Abschaffung des Terrorismus — und Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barère schieden aus dem Wohlfahrtsausschusse; sie verlangten Freigebung der politischen Gefangenen — und es geschah. Tallien trat in seinem „Bürgerfreunde“ offen auf ihre Seite. Am 9. November drangen sie in die Sitzung des wiedereröffneten Jakobinerklubs, prügelten sich mit den Jakobinern herum und trieben mit Stockschlägen die anwesenden Weiber von den Galerien: sie sollten nach Hause gehen und sich um ihre Kinder bekümmern! Zwei Tage danach prügelten sie auch die Männer aus dem Saale und verlangten vom Konvente die Schließung des Klubs und die Erhebung der Anklage gegen den Vorsitzenden. Der Konvent fügte sich, ließ den Saal versiegeln, hob den Klub auf und ließ den ruchlosen Carrier, den Schlächter von Nantes, verhaften und in Anklagezustand versetzen. So machten sich die Muscadins, wenn auch in tumultuarischer Weise, zu einer Macht im Dienste der Ordnung.

Der Sieg der Pariser Jugend. Immer kühner wurde die Pariser Jugend in ihrem Kampfe gegen die Jakobiner; sie beschloß, gegen alle eine „patriotische Züchtigung“ vermittels des Stockes in Anwendung zu bringen. Eine wahre Jakobinerhetze begann; jeder Jakobiner,

der sich im Garten des Palais-Royal oder der Tuilerien in den Kaffeehäusern oder Theatern zeigte, mußte darauf gefaßt sein, mit dem Stocke davon gejagt zu werden. „Diese Stockprügel", sagt ein Zeitgenosse, „haben über das Schicksal Frankreichs entschieden." Dabei aber ließ die Pariser Jugend die Hauptsache nicht aus dem Auge: die Beseitigung der jakobinischen Führer, der eigentlichen Terroristen. Als Carrier nur mit zweien seiner Mitangeschuldigten zum Tode verurtheilt wurde, 30 aber freigesprochen wurden, verlangte sie so nachdrücklich die Wiederverhaftung der Letzteren, daß der Konvent nachgeben mußte. Nicht zufrieden mit der Ausstoßung Billaud's, Collot's und Barère's aus dem Wohlfahrtsausschusse, forderte sie deren Verhaftung: sie erfolgte am 2. März; der Prozeß endete mit der Deportation aller Drei, während Fouquier-Tinville, der mordgierige Ankläger im Revolutionstribunal, hingerichtet werden mußte.



Muscadins und Incroyables im Tuilleriengarten. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Hauptsächlich aber war der Haß der Pariser Jugend gegen das Andenken und die Anhänger Marat's gerichtet, mit dem die Jakobiner gradezu Götzendienst trieben und dessen Asche unlängst erst auf den Antrag Freron's in das Pantheon versetzt worden war. Noch immer prangten von der Schreckenszeit her die lorberbekränzten Büsten Marat's in allen Theatern und Kaffeehäusern, an den Straßenecken, selbst im Sitzungssaale des Konvents; auf öffentlichen Plätzen waren ihm Monumente errichtet. Die Muscadins begannen mit der Zertrümmerung der Büsten und beantragten beim Konvente die Beseitigung des Maratkultus. Der Konvent verbot die Schaustellung der Büsten und verfügte die Entfernung der Reste Marat's aus dem Pantheon: sie wurden in die Kloaken geworfen, und die „Pagode" Marat's auf dem Karrouselplatz wurde abgetragen.

Verfemt wurde die rothe Jakobinermütze, verfemt die Marseillaise. Das Bundeslied der Pariser Jugend wurde „Das Erwachen des Volkes", das einer der ihrigen, der junge Journalist Souriguières, gedichtet hatte. Jemand warf es im Theater der Republik am 30. Januar 1795 auf die Bühne und verlangte, daß dies „Papier gegen die Jakobiner"

vorgelesen würde. Der junge Schauspieler **Talma** trug es mit großer Wärme vor, während die Anwesenden laut Beifall riefen und die Hüte schwenkten, als er „den Tag der Rache herbeisehnte" und „eine Hekatombe von Kannibalen gelobte". Ein bis zwei Wochen später wurde „das Erwachen des Volkes" in allen Theatern, auf den Straßen und Plätzen mit Begeisterung gesungen und machte schnell die Runde durch ganz Frankreich.

Die Muscadins und die Incroyables. Das mannhafte Auftreten der Pariser Jugend bei jeder Gelegenheit strafte ihren Spottnamen „Moschushelden" Lügen: sie war von allem stutzerhaften Wesen sehr weit entfernt; nur daß sie mit einer gewissen Absichtlichkeit von der Mode der Schreckenszeit sich abwandte. Die langen Beinkleider wichen wieder den Kniehosen; man ging nicht mehr mit bloßem Halse, sondern trug wieder ziemlich weite und hohe Halsbinden; an die Stelle der rundgeschnittenen Haare trat wieder der Zopf, aber sie steckten ihn entweder unter den Rockkragen oder in den Hut. Das einzige Abzeichen der Muscadins blieb der lange Knotenstock. Die grünen oder schwarzen Aufschläge und Rockkragen der Chouans wurden erst gegen den Herbst hin Mode. Wer sich als Rächer eines ermordeten Verwandten auch äußerlich kund geben wollte, trug die Vorderhaare struppig und die Seitenhaare bis auf die Schultern herabhängend, um wie die Richtopfer zu erscheinen.

Unter diese echten und mannhaften Muscadins — denn die Zeit hatte sie schnell zu Männern gereift — mischten sich junge reiche Weichlinge, die sich mit jenen auf den Promenaden und in den Kaffeehäusern umhertrieben, aber in der Stunde der Gefahr als Memmen verschwanden. Sie trugen sich mit geckenhafter Uebertreibung: Kravatten, in denen das Kinn versank, Riechfläschchen, Augengläser, dazu einen ganz kleinen Knotenstock. Sie waren frivol genug, „Opferbälle" zu veranstalten, an denen nur Theil nehmen durfte, wer einen Verwandten unter der Guillotine verloren hatte; als eine Art Muscadins suchten sie gefahrlos ihrer Genußsucht zu fröhnen. Im Sprechen ahmten sie in geckenhafter Albernheit die Kinder nach, indem sie die Konsonanten in den Worten ausließen, zumal das R; paole d'honneu hieß bei ihnen: auf Ehrenwort, hoible: schrecklich; qu' est-ce que c'est que ça (was ist das?) sprachen sie se-xa, so daß man spottweis sagte, sie litten Alle an der Sexakrankheit. Ihr drittes Wort war incroyable! (unglaublich!) — natürlich incoyable gesprochen — was ihnen den Spottnamen der „Incroyables" eingetragen hat. Was sie **thaten**, war allein, die Dummheiten des Tages in albernster Weise nachzuäffen.

Der Bund Freron's mit der Pariser Jugend. Die Lage der früheren Schreckensmänner wurde mit jedem Monate bedrohter. Tallien hatte sich gleich nach den Thermidorereignissen auf die Seite der Mäßigung gestellt; Incroyables in Menge umschwärmten und bewunderten seine Frau. Allmählich sah sich auch **Freron**, der begeisterte Verkündiger des Maratkultus bei den Jakobinern, der frühere Konventskommissar in Toulon, zu einem Parteiwechsel gedrängt; denn auf ihn mit war es abgesehen, als eine Sektion beim Konvente die gerichtliche Verfolgung aller Schreckensmänner beantragte. Schon am folgenden Tage versuchte er sich mit den mächtigen Muscadins auszusöhnen. In seinem Blatte, dem „Volksredner", erschien ein Aufruf an die französische Jugend, in welchem er ihnen zurief: „Schon habt ihr den Klub der Jakobiner geschlossen; ihr werdet mehr thun: ihr werdet sie vernichten!" — Allein der Argwohn gegen ihn war zu groß, als daß er irgend welche Wirkung mit seinem Aufrufe hätte erzielen können; vielmehr fielen jetzt die Terroristen über ihn her und bedrohten ihn in der ärgsten Weise. Jedoch gerade diese Angriffe ihrer eigenen Todfeinde auf ihn empfahlen ihn der Pariser Jugend, zumal er sich offen von seiner früheren Verehrung für Marat lossagte. Unbestimmte Gerüchte von einer bevorstehenden Erhebung der Jakobiner durchschwirrten die Stadt. Da that Freron den entscheidenden Schritt und hielt am 1. März im Konvente eine Lobrede auf die Jugend, deren Handlungsweise er als den Ausdruck der öffentlichen Meinung bezeichnete; auf Revision der Gesetze lautete sein Antrag. Diese Rede besiegelte den Bund zwischen Freron und der Jugend, welcher drei Monate gedauert hat. Er ertheilte ihr verständige Rathschläge und Ermahnungen in seinem Blatte, und am 9. März beschlossen die jungen Leute auf einer Versammlung im Palais-Royal einmüthig,

diesen Rathschlägen zu folgen, sich aller Unruhestiftungen zu enthalten und nicht mehr wie bisher in Masse an öffentliche Orte sich zu begeben. Von diesen Tagen an sprach man in Paris von „Freron's jungen Leuten" und begann die Pariser Jugend „die Armee Fréron's" zu nennen; wer dazu sich rechnete, trug fortan den Zopf aufgeschwänzt.

Widerstand der Jakobiner. Die Jakobiner aber waren entschlossen, sich nicht unterdrücken zu lassen, obwol ihre Häupter in Haft saßen. Sie hielten in der Vorstadt St. Antoine bei dem Schenkwirth Venua und an anderen Orten geheime Versammlungen, um eine Volkserhebung vorzubereiten, durch welche sie ihre Häupter zu befreien und das Schreckensregiment wieder einzuführen gedachten. Das Volk lieh ihren Wühlereien ein offenes Ohr; denn die Noth, welche auf der Stadt lag, machte zu Revolten geneigt. Das Maximum und der Zwangskurs der Assignaten war vom Konvente wieder aufgehoben; die Zettel sanken jäh im Werthe.



Vor den Pariser Bäckerläden. Zeichnung von F. Lix.

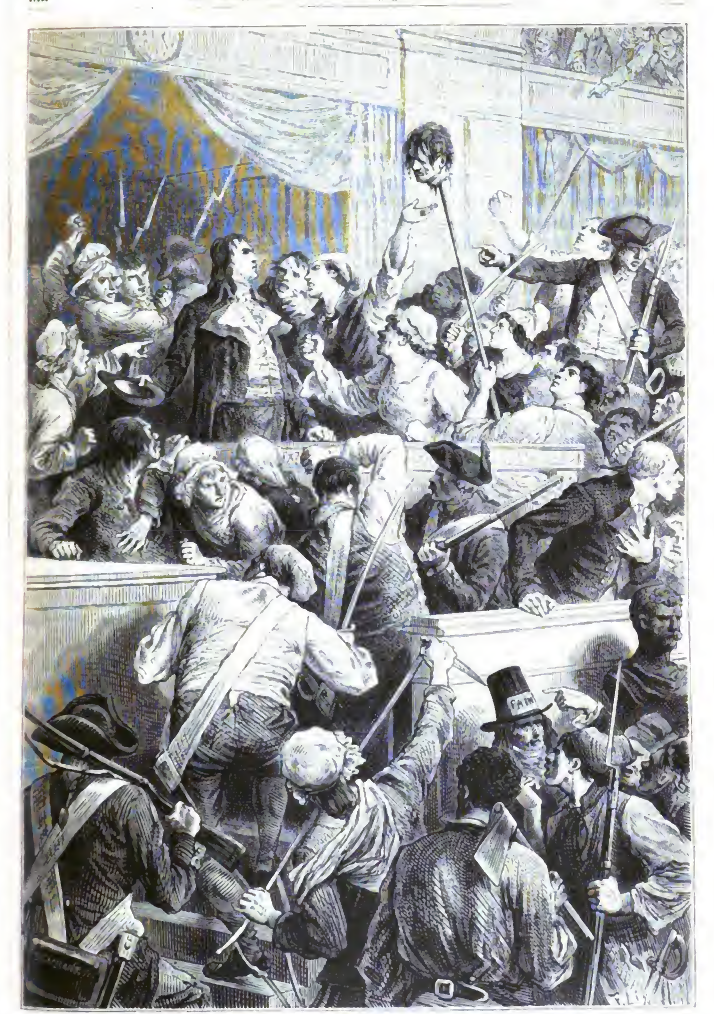
Eine Klafter Holz kostete 24,000 Francs in Assignaten. Dazu fehlte es an Brot; vor den Bäckerläden sammelten sich die Weiber schon am frühen Morgen, um nach stundenlangem Drängen im besten Falle eine kleine Ration zu erhalten. Der lange und sehr strenge Winter steigerte das Elend der Arbeiterklassen noch mehr: Erbitterung bemächtigte sich der großen Menge, die in den Maßregeln des Konvents die Ursache aller Noth sah; war doch auch der Sold für den Besuch der Sektionsversammlungen jetzt weggefallen. Fast täglich fanden auf den Straßen Zusammenrottungen von Unzufriedenen statt; aber Freron's Armee trieb sie rasch aus einander. Je vier Mann neben einander marschirten die jungen Leute kreuz und quer durch die Pöbelhaufen, hießen die Weiber nach Hause gehen, die Männer aber den Gesetzen des Konvents sich fügen. So übten sie, „das Erwachen des Volkes" singend, besonders in der Nähe der Tuilerien eine sehr erfolgreiche Polizei. Am 21. März jedoch leisteten ihnen die Rotten, von den Jakobinern aufgeregt, Widerstand; im Tuileriengarten kam es zu einem ernsten Handgemenge; die jungen Leute wurden überwältigt, gemißhandelt und Einige von ihnen in den Schloßteich geworfen. Ein kleiner Trupp stürzte sich aus dem Palais-Royal

zur Hülfe herbei, mit den Knotenstöcken unterschiedslos dreinschlagend; aber auch dieser erlag der ungeheuren Ueberzahl, sie wurden an den Haaren geschleift und durchgeprügelt. Erst als die Zahl der Muscadins auf etwa Hundert angewachsen war, wurden sie der Pöbelmassen durch ihr muthiges Ungestüm Herr: die Rädelsführer machten sich still davon, und die Rotten wurden zersprengt. Endlich erschien die Nationalgarde und säuberte den ganzen Garten.

Fast täglich erfolgten nunmehr unruhige Zusammenrottungen; aber die Furcht des Pöbels vor Freron's Armee, ebenso groß wie sein Haß gegen dieselbe, verhinderte ernstere Zusammenstöße. Die Hetzereien der Jakobiner, geschürt durch mehrere Abgeordnete von der äußersten Bergpartei, wie Duhem und Levasseur, dauerten indessen fort und führten endlich am 1. April zu einem bedrohlichen Ausbruche der allgemeinen Gährung. Etwa 10,000 Menschen, großentheils aus den Vorstädten, rückten gegen den Konvent an, und überwältigten die noch nicht 100 Mann starke Wache; Deputationen drangen jetzt in den Sitzungssaal und verlangten in lärmender Weise Brot; bald war der ganze Saal angefüllt; jene Deputirten vom „Gipfel" des Berges riefen Beifall. Unterdessen aber wurde draußen in allen Straßen Generalmarsch geschlagen und die Nationalgarde zusammenberufen. Daraufhin forderte Duhem, als er den Glauben an das Gelingen der Revolte verlor, den Präsidenten auf, den „guten Bürgern" doch zu sagen, sie möchten nun nicht länger die Berathungen des Konvents aufhalten. Allein die Weiber widersetzten sich mit Geschrei, und nur mit Mühe gelang es, den Saal allmählich zu räumen. — Jetzt ermannte sich der Konvent, in welchen seit Kurzem auch die früher geächteten Girondisten wieder eingetreten waren, ließ den ganzen Gipfel des Berges verhaften, erklärte Paris in Belagerungszustand, ernannte den gerade anwesenden General Pichegru zum Befehlshaber der bewaffneten Macht in Paris und überwies ihm außerdem 30,000 Mann Nationalgarde und 40 Kanonen zum Schutze des bedrohten Konvents. Ueberdies ergingen in den nächsten Tagen Verhaftsbefehle gegen alle Häupter der Bergpartei.

Der Aufstand am 20. Mai 1795 (1. Prairial III). Von den Letzteren war indeß eine große Anzahl verschwunden; sie hielten sich in Paris heimlich versteckt und waren nun eifrig darauf bedacht, die durch die steigende Noth immer mehr erbitterten Volksmassen zu einer Insurrektion gegen den Konvent aufzuhetzen, weil sie darin die einzige Rettung für sich selbst sahen. Unzählige Anhänger wurden der Verschwörung gewonnen. Plakate wurden verbreitet, in denen es hieß, das Volk sterbe vor Hunger, daran sei allein die Regierung schuld, es sei also Pflicht des Volkes sich zu erheben und die Einführung der radikalen Verfassung vom Jahre 1793 zu verlangen. Der Pariser Jugend wurde als der Stütze des Konvents Krieg bis zum Tode geschworen.

Am Morgen des 20. Mai ertönte in den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau die Sturmglocke; eine dichte Pöbelmasse drängte sich auf die Galerien des Konvents, meist Weiber. Als der Präsident gegen 11 Uhr die Sitzung eröffnete, erhob sich auf den Galerien ein ungestümer Lärm; die Weiber lachten, schrieen „Brot" und drohten dem Präsidenten mit der Faust. Auf seinen Befehl räumten nun vier Füseliere und zwei mit Hetzpeitschen bewaffnete Muscadins die Galerien; allein sofort drang die Menge jetzt in den Sitzungssaal selbst ein. Die Deputirten zogen sich auf die höheren Bänke zurück, die Pöbelrotten erfüllten den ganzen Saal; es war ein Getöse, daß Niemand ein Wort verstehen konnte. Ein Kerl legte auf den Präsidenten Boissy d'Anglas an; der Deputirte Feraud wollte ihm zu Hülfe kommen, allein er wurde durch einen Pistolenschuß niedergestreckt. Die Menge hielt ihn für Freron. Ein Weinhändler schnitt ihm den Kopf ab, ein Schlossergeselle, Namens Tinel, steckte ihn auf eine Pike und hielt ihn dem Präsidenten entgegen, während die Pöbelhaufen dazu lachten und Beifall klatschten. Statt des Konvents debattirten jetzt die Aufrührer und faßten Dekrete ab, bis endlich gegen Mitternacht eine Schar Muscadins in den Saal sich einen Weg bahnte, auf die aufrührerische Menge ungestüm eindrang und den Konvent aus seiner Gefahr befreite. Durch den heftigen Ansturm wurden die überraschten Aufrührer aus dem Saale hinausgedrängt; mit ihnen wollten die Deputirten des Berges, welche ganz offen die Rebellen ermuntert hatten, sich in Sicherheit bringen: allein sie wurden umringt, zurückgehalten und in Haft gebracht.



Der Aufstand am 20. Mai. Zeichnung von F. Lix.

Am folgenden Tage zog die Vorstadt St. Antoine bewaffnet und mit Kanonen gegen den Konvent heran; jener Schlossergeselle Tinel wurde durch einen Ueberfall des Pöbels dem Schaffote entrissen und in die Vorstadt zurückgebracht. Erst am 23. Mai gelang es dem General Menou mit einigen zwanzigtausend treu gebliebenen Bürgern aus den Sektionen,

von denen aber fast die Hälfte Muscadins waren, die Vorstadt zu umzingeln und zur Ergebung sowie zur Auslieferung ihrer Waffen und Kanonen zu zwingen, so daß der Deputirte Louvet mit Recht in seiner Gedächtnißrede auf Feraud den „hochherzigen Feuereifer“ der Pariser Jugend, Martainville's voran, unter hohen Lobsprüchen im Konvente erheben konnte. Damit war denn die Macht des Pöbels, der Hauptstütze der Bergpartei, völlig gebrochen; die Mäßigung hatte gesiegt. Der Konvent, nicht mehr beirrt durch die Jakobiner, konnte sich der Versöhnung und dem Entwurfe einer neuen Verfassung zuwenden. Denn auch von seiner nunmehr größten Sorge, der Furcht vor den Royalisten, befreite ihn in diesen Tagen der Tod des jungen Dauphin. So sehr zur rechten Zeit war dieser erfolgt, daß sofort Zweifel auftraten, „der kleine Capet sei nicht todt; man habe ihn nur wegspedirt.“ Gern wurden solche Gerüchte geglaubt und weiter verbreitet in den weiten Kreisen, welche, der ewigen Anarchie müde, sich nach der zuverlässigen Ordnung des Königthums zurückzusehnen begannen; niemals sind sie ganz erloschen, so wenig sachlichen Grund sie auch hatten. Indessen nahm in Verona der Graf von Provence den Titel als König Ludwig XVIII. an.

Das Ende der Rheincampagne. Noch vor Beginn des Jahres 1794 waren die Verbündeten über den Rhein zurückgegangen; der Herzog von Braunschweig legte das Kommando nieder, an seine Stelle trat der Feldmarschall von Möllendorf. Mit Mißtrauen betrachtete Preußen seine Verbündeten; denn die beiden Kaiserhöfe des Ostens hatten betreffs Polens sich dahin verständigt, daß sie allein die Ordnung der polnischen Angelegenheiten, d. h. eine weitere Theilung Polens in die Hand nehmen, Preußen aber davon ausschließen wollten. Dies aber war nicht gesonnen, eine solche Verschiebung der Machtverhältnisse im Osten zu dulden. Einen Augenblick dachte Friedrich Wilhelm daran, „Polen sich am Rheine zu erobern“, allein seine Minister bestimmten ihn, sich in das wichtigere Heerlager nach Polen zu begeben. Der Krieg gegen Frankreich wurde nur mit Lauheit weitergeführt, mehr nur zur Vertheidigung als zur Besiegung. Auf dem blutigen Felde von Kaiserslautern kam es noch einmal zum Kampfe (im Mai): die Preußen wahrten ihre Waffenehre, besonders that sich der Husarenoberst von Blücher hervor; dann stand der König an den Vogesen und an der Haardt still.

Unterdessen aber warfen die Franzosen sich mit Nachdruck auf die Flügel der Aufstellung der Koalition. In Italien zwar widerstand Piemont tapfer, doch gelang es den Franzosen, den Weg über die Seealpen zu erzwingen; der General Bonaparte war hier die Seele der Kriegführung. Viel bedeutender jedoch gestalteten sich die Erfolge der französischen Waffen in den Niederlanden. Pichegru führte den Krieg in ganz eigener Weise: er ermüdete den Feind und warf ihn dann durch schlagfertige Manöver zurück; eine Festung nach der andern fiel, nur Charleroi widerstand lange. Den zum Entsatz herbeieilenden Oesterreichern und Holländern warf sich Jourdan, welcher unter Pichegru stand, bei Fleurus am 26. Juni 1794 entgegen; während der Schlacht erhielt der Herzog von Koburg die Nachricht von dem Falle von Charleroi, brach nun die Schlacht ab und zog sich auf Brüssel zurück. Allein Pichegru und Jourdan vereinigten ihre Truppen und nahmen Brüssel ein. Durch einen kühnen Vorstoß nahmen die Franzosen nicht lange danach auch Trier, so daß sich nunmehr die verbündeten Heere vor dem nachdringenden Jourdan im Oktober über den Rhein zurückziehen mußten.

Nach dem Falle von Trier waren die Preußen nochmals vorgedrungen und hatten zum dritten Male unter Hohenlohe mit den Franzosen bei Kaiserslautern im September sich rühmlich gemessen. Allein kurze Zeit danach erhielten sie von Berlin aus den Befehl, sich auf das rechte Rheinufer zurückzuziehen und auf dem linken nur Mainz zu sichern. Denn Preußen brauchte die Rheinarmeen auf dem polnischen Schauplatze, um den beiden Kaisermächten gewachsen zu sein, und trat daher durch Kündigung des Haager Vertrages aus der Koalition aus und begann Friedensverhandlungen mit Frankreich, unterstützt dabei von dem lebhaften Friedensverlangen, das die deutschen Fürsten auf dem Reichstage zu Regensburg aussprachen.

Somit konnte es England nicht erreichen, daß sich die Preußen nach dem Unterrhein in Bewegung setzten, um den Engländern und Holländern in Holland die Hand zu reichen. Zwei Gedanken beschäftigten damals den Konvent: eine Landung in England, um den Hauptfeind

ins Herz zu treffen, und die Eroberung des reichen Holland, um die völlig erschöpfte Kriegskasse wieder zu füllen. Allein Pichegru trug Bedenken, in das von zahllosen Flüssen und Kanälen durchschnittene Holland einzudringen und der englisch-hannöverschen Armee die Spitze zu bieten, obwol die Sympathien der Holländer für die Ideen der Revolution sich bei jeder Gelegenheit kund gaben. Da trat im Dezember 1794 eine so heftige Kälte ein, daß alle Gewässer mit einer Eisdecke überzogen wurden, fest genug, um selbst mit Kanonen hinüberzugehen. Nun zögerte Pichegru nicht länger: um Weihnachten ging er über die Waal, in 14 Tagen war alles Land bis an den Leck unterworfen. Durch diesen raschen Erfolg entmuthigt, zogen sich die Engländer zurück; unter den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen, denn das Land bis zur Yssel war arm und die Kälte überaus streng, erreichten sie die deutsche Grenze, schifften sich in Emden nach ihrer Heimatsinsel ein und überließen Holland seinem Schicksal. In einer Fischerbarke folgte ihnen der Erbstatthalter. Im Februar 1795 war die Eroberung Hollands bis zur Ems vollendet worden; das Land wurde nun nach dem Vorbilde Frankreichs organisirt und, mit Belgien zur batavischen Republik vereinigt, durch ein Bündniß an Frankreich geknüpft. — Dieser große Erfolg blieb nicht ohne Einwirkung auf die Friedensverhandlungen; denn am 5. April 1795 wurde zu Basel der Friede zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossen, eine natürliche Folge der Hinterhaltigkeit, mit der in der Koalition jede Macht ihre Sonderinteressen verfolgt hatte, ohne der allgemeinen Sache sich unterzuordnen oder auch nur Rücksicht auf die berechtigten Interessen der anderen Verbündeten zu nehmen. Die wichtigste Bestimmung des Friedens war, daß etwa in der Richtung des Mains eine „Demarkationslinie" gezogen wurde, welche der mit den übrigen Mitgliedern der Koalition noch fortdauernde Krieg nicht überschreiten sollte. So blieb noch 11 Jahre lang Norddeutschland vor allen Kriegsstürmen bewahrt. — Dem Friedensschlusse Preußens war derjenige Toscana's schon vorausgegangen; bald (am 22. Juli) folgte auch Spanien auf Betreiben des Günstlings der Königin, Don Manuel Godoi, nach, dem um dieses Verdienstes willen der Titel „Friedensfürst" verliehen wurde.

Nur Oesterreich im Bunde mit Sardinien beharrte noch im Kriege; aber entschiedener als beide war England gesinnt, dessen Politik William Pitt, des großen Lord Chatham Sohn, damals leitete: es fuhr fort, neben den französischen die holländischen Schiffe zu kapern und die werthvollen holländischen Kolonien eine nach der andern für sich zu erobern, nachdem einmal die englische Flotte auf der Höhe von Ouessant bei Brest am 1. Juni 1794 ihr Uebergewicht über die französische siegreich erwiesen hatte.

Jakobinerthum in Ungarn. Außer den Sonderzwecken, welche Oesterreich in Polen verfolgte, hatte auf seine Kriegführung am Rhein auch noch ein andrer Umstand hemmend eingewirkt, welcher leicht übersehen wird: es waren die Bewegungen in Ungarn. Die Ungarn ertrugen die Herrschaft Oesterreichs nur mit verhaltenem Widerwillen; 1678 hatte die rebellionslustige Unzufriedenheit der Ungarn, angeschürt durch Agenten Ludwig's XIV., Oesterreich zu dem ungünstigen Frieden von Nimwegen gedrängt; jetzt aber wurde es der Bewegung in Ungarn noch im Entstehen Herr.

Die Ideen der französischen Revolution hatten auch in Ungarn die Gemüther, zumeist der gebildeten Klassen, entzündet; eine Unruhe entstand, ein Verlangen nach Besserung der allgemeinen Zustände, dem die Reformbestrebungen Kaiser Joseph's entgegenzukommen schienen. Die aufregenden französischen Flugschriften wurden in Ungarn mit Begierde gelesen: man sah in Frankreich den Staat, dem man mit Eifer nachzustreben hätte. Als nun aber unter Franz II. Oesterreich die Waffen gegen Frankreich führte, begannen die Ungarn in Oesterreich auch ihren Gegner zu sehen. Die österreichischen Zeitungen brachten nur gefälschte Nachrichten über die Vorgänge in Frankreich in das Land; allein man wußte sich unter der Hand den „Moniteur" zu verschaffen, man theilte ihn Gesinnungsgenossen mit, so daß jeder Erfolg der französischen Revolution in Ungarn Nachklang fand. Die Bewegung drang in immer weitere Kreise: man verlangte Preßfreiheit und Aufhebung der Standesprivilegien; man predigte die Souveränetät des Volkes, die Gleichheit aller Menschen. Die Abwerfung der Herrschaft Oesterreichs galt

als das nächste Ziel, für welches Schriftsteller wie jüngere Edelleute in Menge in geheimen Zusammenkünften auftraten. Das Haupt der Bewegung war der Serbe Martinowitsch, ein früherer Franziskaner, der in einer diplomatischen Sendung nach Paris geschickt worden war und dort die revolutionären Ideen in sich aufgenommen hatte. Bis in das deutsche Oesterreich drang die Bewegung hinüber; dort war ihre Seele der Platzleutnant Hebenstreit. Der ungünstige Ausgang der Rheincampagne belebte die Hoffnung der Unzufriedenen: man sprach davon, daß eine Jakobinerarmee aus Frankreich kommen und ihnen zum Sturze der Regierung helfen würde; einige Hitzköpfe erklärten, daß man dann eine gerechte Vertheilung der Güter vornehmen und für die Gegner die Guillotine errichten müsse.

Die Regierung, durch Nachrichten von einer Verschwörung erschreckt, traf ihre Gegenmaßregeln; vom August 1794 an wurden zahllose Verhaftungen vorgenommen: als Jakobiner galt ein Jeder, der mit der Regierung nicht ganz einverstanden war. Martinowitsch und eine Anzahl seiner Genossen, Hainoci, Laskowitsch, Sigray, Gelehrte und Schriftsteller, wurden hingerichtet, Hebenstreit in Wien sogar durch den Strang; die Uebrigen büßten mit vieljährigem Kerker. So schaffte sich Oesterreich im Rücken Frieden, um jetzt, nachdem es auch in Polen seine Pläne gegen Preußen durchgesetzt hatte, mit größerem Nachdruck den Krieg gegen die französische Republik wieder aufzunehmen.

Auch das unterdrückte Polen setzte seine Hoffnung auf Frankreich; am 21. September 1795 erschien eine Deputation polnischer Flüchtlinge vor dem Konvente und bat um Hülfe: allein der Konvent ging zur Tagesordnung über; denn Gefahren im Osten und Westen bedrohten Frankreich. Zwar hatten die französischen Armeen im Jahre 1795 den Rhein überschritten, Jourdan bei Düsseldorf und Köln, Pichegru bei Mannheim; allein danach verhielt sich Pichegru, unter dessen Oberbefehl auch Jourdan gestellt war, ganz ruhig und wurde endlich durch die Oesterreicher unter Wurmser wieder über den Rhein bis an die Vogesen zurückgedrängt. Man behauptete, Pichegru habe geheime Abrede mit dem Prinzen Condé getroffen, einem der Häupter der Emigranten, und sich dann absichtlich zurückdrängen lassen, um den Siegen des revolutionären Frankreich ein Ende zu machen: zu erweisen indessen war dieser sogenannte „Verrath“ Pichegru's nicht. Allein man glaubte das Gerede um so eifriger, als damals allenthalben Sympathien für das Königthum sich kundgaben. In mehreren Städten des Südens kam es zu Angriffen der Royalisten auf die Republikaner, zu Verhaftungen, man sprach sogar von Mordthaten: die Furcht erwachte, die Schreckenszeit kehre wieder; aber jetzt waren die Verfolgten die Verfolger.

Der Ausgang des Vendéer Krieges. Durch diesen „weißen Schrecken“, wie man es nannte, wurde auch die Vendée wieder wachgerufen. Durch revolutionäre Streifcompagnien hatte der Konvent sie in Botmäßigkeit zu erhalten gesucht, aber gerade durch die Greuelthaten, welche diese Mordbrennerbanden überall ungestraft verübten, war der Haß der Bauern gegen die Revolutionäre lebendig erhalten worden. Nun riefen die alten Führer Stofflet, der sich aus dem Blutbade an der Loire gerettet, und Charette, der in den Kämpfen an der Küste sich behauptet hatte, sie wieder zu den Waffen. Mit ihnen zugleich erhoben sich auch in der Bretagne die Chouans wieder; ihr Führer war George Cadoudal, eines Müllers Sohn, ein Mann von riesenmäßiger Stärke und verwegenem Muthe. Der Konvent versuchte vorzubeugen; er ließ am 2. Dezember 1794 eine allgemeine Amnestie verkündigen.

Die Führer nahmen das Dekret mit dem größten Mißtrauen auf, enthielten sich jedoch des Beginns der Feindseligkeiten. England war es, welches den Brand von Neuem zu entfachen suchte; es wollte an der ganzen Westküste Frankreichs entlang den Bürgerkrieg entzünden. Waffen und Uniformen wurden den Vendéern zugeschickt, einige tausend Emigranten in Sold genommen, um im Namen Ludwig's XVIII., der Charette zum Generalleutnant ernannte, den Insurgenten Hülfe zu bringen. Auf englischen Schiffen wurde das Emigrantenkorps auf der bretonischen Halbinsel Quiberon gelandet; Fort Penthièvre wurde erobert. Sofort zog Hoche gegen die vereinigten Emigranten und Chouans; es nützte nichts, daß der junge Graf Sombreuil noch ein zweites Emigrantenkorps herbeiführte: Hoche drängte Alle auf der

schmalen sandigen Halbinsel zusammen; englische Boote erschienen zur Rettung: Hoche ließ mit Kanonen auf sie schießen, so daß nur Wenige durch sie gerettet wurden. Die anderen Alle mußten sich den heranstürmenden Konventstruppen ergeben; die Meisten ließ Hoche laufen; nur etwa 1000 Emigranten wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und Alle zum Tode verurtheilt, unter ihnen Sombreuil, dessen Schwester drei Jahre zuvor ihren Vater aus den Septembermetzeleien gerettet hatte, aber vor dem Blutgerichte Robespierre's nicht hatte bewahren können.

Acht Wochen später erschien der Graf von Artois auf einem englischen Schiffe an der Küste der Vendée, um sich an die Spitze der Scharen Charette's zu stellen; er ließ den General an die Küste berufen und — schickte ihm einen Ehrendegen: zu landen wagte er nicht. Da verlor auch Charette die Kampfesfreudigkeit. „Jetzt bleibt mir nichts übrig", rief er aus, „als zu fliehen oder zu sterben: ich werde sterben!" Im nächsten Gefecht schon gerieth er, mit Wunden bedeckt, in Gefangenschaft und wurde erschossen. Kampfesmüde und hoffnungslos legten die tapfern Streiter der Vendée die Waffen nieder.



Charette.

Der Aufstand vom 5. Oktober 1795 (13. Vendemiaire IV). Das Wiederauftreten des Royalismus, die Landung auf Quiberon waren auch auf die Haltung des Konvents von Einfluß: die Furcht vor den Emigranten drängte ihn wieder der Bergpartei zu; er hörte nun auf, die früheren Schreckensmänner zur Verantwortung zu ziehen, man dachte sogar an Wiedereröffnung des Jakobinerklubs, dieser Hochburg des alten Schreckensregiments. Diese veränderte Haltung führte sofort zu einer Entfremdung von der Pariser Jugend, welche die Austilgung des Terrorismus sich zur Hauptaufgabe gemacht hatte, und von den Sektionen, in welchen jetzt die besonnenern und wohlhabenderen Bürger ihre Vereinigung hatten. Royalistisch waren darum weder Diese noch Jene gesinnt.

Der Konvent erkannte diese ihm abgeneigte Stimmung — und griff zu demselben Mittel, durch welches sechs Jahre zuvor das Ministerium Broglie die Erstürmung der Bastille herbeigeführt hatte: er sammelte Truppen um Paris, in dem Lager zu Sablons, welche gegen die Stadt ihn schützen sollten. Doch aber kam der allgemeine Unwille gegen den Konvent damals noch nicht zum Ausbruche: das Ende der Versammlung stand ja bevor, sobald das neue Verfassungswerk zur Regelung der veränderten Verhältnisse zum Abschlusse gebracht sein würde.

Am 17. August 1795 war die Verfassung fertig, die Berathung der zweiten und letzten Lesung beendigt. Da beantragte der Abgeordnete Baudin von den Ardennen, daß in die neu zu wählende Volksvertretung zwei Drittel der Mitglieder des Konvents übergehen sollten, angeblich damit die ruhige Fortentwicklung der Verfassung gewährleistet würde, in Wahrheit

aber aus Furcht: ihre Unverletzlichkeit als Deputirte sollte die Konventsmitglieder davor sicher stellen, für ihre Handlungsweise während der Schreckenszeit zur Rechenschaft gezogen zu werden. Der Konvent erhob mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Stimmenmehrheit diesen Antrag als ein Zusatzdekret zum Beschlusse; eine Vertrauenskommission des Konvents selbst sollte die Auswahl dieser zwei Drittel vornehmen.

Laut brach jetzt der Unwille über den Konvent allenthalben los, daß er so der Rechenschaft sich entziehen wolle, daß er die Wahlfreiheit beschränke und sich zum Herrscher Frankreichs aufdränge. Die Truppen in Sablons steigerten die Verstimmung gegen den Konvent noch mehr; man forderte die Zurückziehung der Truppen und die Beseitigung des Zusatzdekretes, unbekümmert um die Drohungen, durch welche der Konvent die Ruhe aufrecht erhalten wollte. Die Pariser Jugend sandte eine Deputation an den Konvent; ihr Sprecher, der junge Elsässer Dietrich, sprach würdig und eindringlich — aber erfolglos; vielmehr ließ der Konvent Verfassung wie Dekret der Nation zur Annahme vorlegen. Die Abstimmung ergab, daß für die Verfassung 914,853 gegen 41,892, für das Zusatzdekret 167,758 gegen 93,373 Stimmen abgegeben sein sollten. In Wahrheit aber hatte der Konvent die Abstimmungsergebnisse in der gröbsten Weise gefälscht, nicht nur daß er gegen die Verfassung die Truppen auf Kommando ihrer Offiziere mit Ja hatte stimmen lassen, sondern er hatte sogar auch in einer ganzen Reihe von Fällen Tausende von den verneinenden Stimmen für eine gerechnet, sobald sie auf einem der Stimmzettel zusammengefaßt und nicht eine jede auf einen besondern geschrieben waren. So waren z. B. die 60,000 auf Nein lautenden Stimmen von Paris nur als eine ablehnende gezählt worden.



General Lazare Hoche.

Da schlug der Unwille in Entrüstung und Verachtung gegen den Konvent um: stürmische Versammlungen der Sektionen fanden statt, Martainville und die anderen Führer der Pariser Jugend hielten donnernde Reden gegen den Konvent; selbst einfache Arbeiter schlossen sich der Bewegung an; man wollte den Konvent auseinanderjagen. Nebeneinander sah man die Uniform der Nationalgardisten, die Bluse des Arbeiters, den grauen Rock mit schwarzen oder grünen Aufschlägen und Kragen, wie ihn die Chouans trugen, und welchen seit dem Sommer die Pariser Jugend, um ihre Sympathie für die bretonischen Volkskämpfer an den Tag zu legen, angelegt hatte; 44 Sektionen erklärten sich mit Entschiedenheit gegen den Konvent; der General Danican kam von Rouen herüber, um sich an die Spitze der Pariser Jugend zu stellen; junge Leute zogen durch die Straßen mit dem Rufe: „Nieder mit den zwei Dritteln!“ Man war der Meinung, der Konvent würde sich schließlich doch noch zur Nachgiebigkeit bequemen; sein unsicheres Schwanken war ja unverkennbar: er gab zwar einige verhaftete Terroristen frei, aber er hob das Gesetz gegen die Verdächtigen auch gänzlich auf. Die Streitkräfte, welche

für einen ernsten Zusammenstoß ihm zu Gebote standen, waren nicht sehr bedeutend und bedenklicher Art: etwa 4000 Mann Linientruppen, ein Freicorps aus der Vorstadt St. Antoine, 1500 Mann stark, und der stets rauflustige Pöbel, auf welchen Leute, wie der jetzt wieder zur Bergpartei zurückgekehrte Freron nicht ohne Einfluß waren. Vier Sektionen waren für den Konvent, deren Mannschaft, verstärkt durch Polizeisoldaten, die Zahl der Konventstruppen doch nicht über 8000 erhöhte, während die im Aufstande befindlichen Sektionen eine vier- bis fünfmal größere Truppenmacht darstellten.



Der Kampf bei der Kirche St. Roch. Zeichnung von F. Lix.

Warnende und mahnende Dekrete des Konvents machten auf die Insurgenten gar keinen Eindruck: am 4. Oktober lärmte der Generalmarsch den ganzen Tag durch die Straßen und bewaffnete Scharen sammelten sich. Erst gegen Abend setzten sich die Konventstruppen unter Führung des Generals Menou in Bewegung; bald aber zog sich dieser aus Scheu, Bürgerblut zu vergießen, ohne einen Schuß gethan zu haben, wieder zurück. Die Sektionen blieben daher ungestört zusammen, versäumten jedoch über Nacht, aus Menou's Unentschlossenheit Vortheile zu ziehen.

Der 5. Oktober brachte die Entscheidung: der Konvent übertrug das Kommando der bewaffneten Macht dem Deputirten Barras; dieser nun ließ den General Bonaparte, welcher bei der Direktion der obersten Armeeleitung angestellt war, zu sich bescheiden und vertraute ihm die Anordnung der militärischen Maßregeln gegen die Insurgenten an. Ohne

Verzug sandte Bonaparte den Hauptmann Murat in das Lager von Sablons und ließ die 40 Kanonen desselben nach Paris holen; alle Zugänge zu den Tuilerien sowie die Seinequais wurden nun besetzt und den Deputirten 800 Gewehre zugesandt, um selbst in die Reihen der Kämpfenden einzutreten. Noch immer debattirte der Konvent darüber, was geschehen und wann ein Angriff beginnen solle: da zog Sieyes den General in eine Fensternische. „Gehen Sie, General", sagte er eindringlich, „ziehen Sie Ihr Genie und die Lage des Vaterlandes zu Rathe: die Hoffnung der Republik beruht nur auf Ihnen!"

Die Insurgenten hatten die Straße St. Honoré, den Vendômeplatz und das Palais-Royal besetzt; gegen halb fünf Uhr Nachmittags setzten sie sich endlich gegen die Tuilerien in Bewegung. Die vordersten Reihen trugen das Gewehr im Arm, den Hut auf dem Bajonnete, als ginge es zu einem Aufzuge, der eine Verbrüderung bezwecke, aber nicht zum blutigen Kampfe gegen die Konventstruppen. Aus einem Hause fielen einige Schüsse, Niemand wußte, von welcher Partei. Da donnerten auch schon die Kanonen des Konvents: Verwirrung und Verzagtheit bemächtigten sich der Insurgenten, sie zogen sich sofort zurück. Bei der Kirche St. Roch indessen setzten sie sich und eröffneten ein mörderisches Feuer auf die Kanoniere, deren Kugeln die Stufen der Kirche mit Todten bedeckten. Um sechs Uhr schon war der Konvent allenthalben Sieger. Eine Strecke weit ließ Bonaparte die fliehenden Insurgenten verfolgen und hinter ihnen drein mit Kanonen feuern, die er jedoch verboten hatte, jetzt scharf zu laden. Hier und da warfen die Sektionen noch Barrikaden auf: vergebens, alle wurden sofort erstürmt. Als der Abend herabsank, waren nur in der Sektion Lepelletier die Insurgenten noch nicht zersprengt; am nächsten Morgen streckten auch sie die Waffen. Sieger des Tages war der General Bonaparte: die rasche Niederwerfung des Aufstandes gab ihm in den Augen des Konvents und mehr noch in seinen eigenen große Bedeutung, die er mit Selbstbewußtsein von jetzt an zur Schau trug.

Das Ende des Konvents. Eine Militärkommission wurde eingesetzt zur Bestrafung der Urheber des Aufstandes: sie wurden zum Tode verurtheilt; allein fast Alle hatten sich vorher durch die Flucht gerettet. Martainville wurde in der Provence ergriffen, aber nur zu der in Italien kämpfenden Armee geschickt. — Im Konvente war durch den Sieg die Bergpartei wieder kühn geworden; sie dachte sogar an eine Erneuerung des Terrorismus. Dagegen erhob sich mit Nachdruck der Deputirte Thibaudeau: das Ende der Verhandlungen war, daß der Konvent eine Amnestie erließ, von der nur die Rädelsführer der letzten Insurrektion ausgenommen wurden. — Mit diesem Dekrete schloß der Konvent am 26. Oktober 1795 für immer seine Sitzungen.

Drei Jahre lang hatte er über Frankreich allmächtig gewaltet: was war das Ergebniß? Der Staatsbankrott war offenbar, die Assignaten waren auf ein halb Prozent gesunken, bis zu einem Betrage von 27 Milliarden Francs waren sie ausgegeben; die Verwaltung lag überall in heilloser Verwirrung; der auswärtige Handel war völlig ruinirt; die Leidenschaften waren noch immer nicht beruhigt, die kirchlichen Wirren nirgends ausgeglichen. Durch die Gesetze über die Emigranten und die unbeeidigten Priester waren Tausende von Familien zu unversöhnlichen Gegnern der Regierung gemacht. Und als den, der an dem Allen schuld wäre, bezeichnete die öffentliche Meinung den Konvent. Zu zwei Dritteln traten seine Mitglieder in die neue Volksvertretung über: sie brachten ihr die unwillige Abneigung des ganzen Volkes zu. Die einzige feste Grundlage der Regierung war die Armee: es war demnach mit Händen zu greifen, daß an die Stelle der bankrotten Volksherrschaft nunmehr bei nächster Gelegenheit die Militärherrschaft treten würde.



Das königliche Schloß in Warschau.

Der Untergang Polens.

Gewiß liegt etwas tief Tragisches in dem Untergange einer großen Nation nach Jahrhunderte langer bedeutender Geschichte: aber es ist eine Fabel, daß Polen als das schuldlose Opfer fremder Arglist und Eroberungssucht gefallen wäre, welche in selbstsüchtiger Absicht alle Reformversuche zu verhindern gewußt hätten. Diesem Irrthum entstammt die Sympathie, welche der Unkundige gewohnt ist, dem verendenden Polen zuzuwenden. Die Wahrheit ist vielmehr, daß Polen an der Nichtswürdigkeit und sittlichen Versunkenheit der maßgebenden Klassen seiner Bewohner zu Grunde gegangen ist. Wol prunkten die Adeligen mit ihrem Patriotismus: aber nicht das geringste ihrer zahlreichen Privilegien mochten sie dem Besten des Vaterlandes opfern; wol zeigten sie persönliche Tapferkeit, aber nur im wilden Hader der Parteien; wol trugen Adel und Geistlichkeit Glaubenseifer zur Schau, aber es war eine Religiosität ohne Herzenswärme, ohne christliche Duldsamkeit, ohne Sittlichkeit. Trunksucht, die gemeinste Ausschweifung, widernatürliche Lüste zerstörten das Mark des Volkes; Diebstahl, Meineid, falsches Spiel galten kaum noch für entehrend; so häufig kamen sie vor, so frech wurden sie geübt. Das Gesetz, sagte man lachend, ist ein Spinngewebe, in welchem sich blos eine Fliege fängt, aber kein Sperling. Am Hofe des Königs Stanislaus August gab es kaum drei Personen, welche, wenn die Bezahlung nur hoch genug war, nicht zu jeder Niederträchtigkeit bereit gewesen wären.

Und dieser verächtlich feilen Aristokratie standen schutzlos der gedrückte Bürger der Städte, noch mehr aber der Zinsbauer und vollends der Leibeigene, der nur als Sache galt, gegenüber, ein wehrloses Opfer ihrer Roheit und ihrer tyrannischen Willkür. Für diese Mühseligen und Gedrückten war es eine wahre Erlösung, als endlich die Nachbarmächte einschritten und der elenden Adelswirthschaft in der „Republik Polen“ ein Ende machten. Aber es ist nicht zu verkennen, daß auch der Adel Polens an sittlicher Haltung gewonnen hat — als es zu spät war.

Kaiserin Katharina. Seit den Tagen Peter's des Großen war man in Europa daran gewöhnt, Rußland die Händel in Polen ordnen zu sehen; aber an mehr als an eine indirekte Beherrschung des Nachbarlandes haben weder er noch seine Nachkommen gedacht: ein dienstbarer Polenkönig erschien ihnen als das bequemste Werkzeug der russischen Oberherrschaft. Erst die Kaiserin Katharina II. ging einen Schritt weiter: Polen, in eine russische Provinz verwandelt, setzte Rußland nicht nur in unmittelbaren Verkehr mit dem übrigen Europa, sondern gab ihm auch, wie es Pozzo di Borgo bezeichnet hat, einen weiteren Schauplatz für die Anwendung seiner Macht und die Befriedigung seiner Interessen. Allein noch war Rußland nicht stark genug, um gegen den Willen der beiden deutschen Nachbarn Polens, Preußens und Oesterreichs, die leichte Eroberung, zu welcher die Verkommenheit der Polen aufrief, unternehmen zu können. Aber man kann sagen, daß die Kaiserin während ihrer ein Menschenalter umfassenden Regierung, wie das eine Auge stets auf das alternde Türkenreich, so das andere unverrückt auf Polen gerichtet hielt.

Wol hatten sich in der Brust der sechzigjährigen Kaiserin allgemach die heißen Leidenschaften ihrer Jugend gelegt: aber die Ruhmsucht, die sie von jeher erfüllt, war mit den Jahren ungeduldiger geworden. Diese Frau mit der hohen klaren Stirn, dem ruhigen, hellen Blick der Augen, welcher die mäßige Fülle der Gestalt Würde der persönlichen Erscheinung verlieh, die mit Milde und gewinnender Herzlichkeit in ihrer Umgebung waltete, trug sich fortwährend mit Macht- und Kriegsgedanken, wobei ihr das Leben von Tausenden, das Wohl von Millionen nichts galt. Und diesen Plänen, welche ihr Ehrgeiz glänzend entworfen, ging sie mit weitblickender Ruhe, mit besonnener Berechnung nach. Auf dem Kaiserthrone Konstantinopels wollte sie ihren zweiten Enkel sehen, und Polen sollte ihr Stützpunkt für die Hebel werden, mit denen Deutschland und Europa zu erschüttern wären.

Die erste Theilung Polens war aus der Nothwendigkeit entsprungen, einen Krieg zwischen Rußland und Oesterreich zu vermeiden. Das Ziel war gewesen, Rußland für die Verzichtleistung auf die Moldau und Walachei, durch deren Eroberung es für Oesterreich die Donau verschlossen hatte, in Polen zu entschädigen. Indeß schon nach wenig Jahren hatte das Bestreben Kaiser Joseph's, Bayern zu gewinnen, zu neuen Verwicklungen geführt. Der greise Heldenkönig Preußens setzte mit allem Nachdruck sich dem entgegen; kaum aber war er todt, so verständigten sich Katharina und Joseph zu einem gemeinsamen Angriffe auf die Türkei, durch welchen Katharina Konstantinopel, Joseph aber München zu gewinnen dachte. Wiederum stellte sich den Begehrlichen Preußen, jetzt aber im Bunde mit England, entgegen: ein allgemeiner europäischer Krieg schien bevorzustehen, als Kaiser Joseph am 20. Februar 1790 starb. Sein Nachfolger Leopold II. aber entsagte allen Eroberungsplänen; so beschwor er die Gefahr für Oesterreich. Er suchte dem Parteihader in Polen zu steuern und zugleich sich mit Preußen friedlich zu verständigen, ein Bestreben, das zu der Abschließung des Berliner Vertrages mit Preußen am 7. Februar 1792 führte. Katharina aber sah sich durch diesen Wechsel der österreichischen Politik genöthigt, ihre Pläne auf die Türkei zu vertagen; sie schloß zu Jassy mit dem Sultan Selim III. Frieden am 19. Januar 1792. Die dadurch frei werdenden Regimenter sammelte sie an der Grenze Polens.

Die polnische Verfassung vom 3. Mai 1791. Die neugewonnene Eintracht der beiden deutschen Großmächte deckte Polen; mit Preußen hatte die Republik sogar am 27. März 1790 ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen. Gleichwol schenkten die Polen der geistigen Bewegung Deutschlands keine Aufmerksamkeit, um so größere aber derjenigen Frankreichs: die Ereignisse von 1789 und 1790 fanden in Polen lebhaften Wiederhall. So entstand in Polen der Gedanke, der Monarchie durch eine Verfassung wieder eine gewisse Lebensfähigkeit zu geben, indem man ihr endlich von den Rechten des Adels einen Theil zurückgäbe. Von Oesterreich begünstigt legte König Stanislaus August dem polnischen Reichstage einen Verfassungsentwurf in 12 Artikeln vor. Danach sollte Polen in eine Erbmonarchie umgewandelt werden, die vollziehende Gewalt dem Könige, die gesetzgebende dem aus Senat und Landbotenkammer bestehenden Reichstage gehören, die Rechtspflege unabhängig sein und das „Liberum Veto"

sowie alle Konföderationen aufgehoben werden. Allein das drückende Verhältniß der Bauern blieb bestehen, die Leibeigenschaft wurde beibehalten, kaum daß den Städten einige spärliche Rechte und eine geringe Vertretung im Reichstage zugebilligt wurden. Von einem Versuche, die Bewohnerschaft Polens zu einer politischen Volkseinheit als fester Grundlage des Staates zu gestalten, war nicht die Rede. Und selbst diesen Entwurf, der an das Grundübel des polnischen Staats nicht einmal zu rühren wagte, durchzusetzen, bedurfte es eines Staatsstreiches.

Man wählte einen Tag, an welchem zwei Drittel der Senatoren und Landboten von Warschau abwesend waren, verbreitete schreckhafte Gerüchte, um das anwesende Drittel durch Furcht gefügig zu machen: dann trug der Reichstagsmarschall Malachowski den Entwurf vor und pries ihn den Landboten mit prunkenden Worten an; er schloß mit der Bitte an den König, ihn sofort zu beschwören. Gegner erhoben sich aus den Reihen der Landboten; allein man ließ Niemanden zu Worte kommen und übertönte ihre Proteste mit lautem Geschrei. Inmitten dieses wüsten Lärmes leistete nun König Stanislaus August den Eid auf die neue Verfassung und nach ihm die meisten anwesenden Senatoren und Landboten. Dann zogen diese mit dem König an ihrer Spitze nach der Domkirche und wiederholten hier auf das Evangelium den eben geleisteten Eid; aber die vorhin niedergeschrieenen Gegner, welche im Sitzungssaale zurückgeblieben waren, setzten einen scharfen Protest gegen das neue Verfassungswerk auf, dem sich binnen Kurzem die große Mehrzahl derjenigen Senatoren und Landboten welche der Sitzung am 3. Mai nicht beigewohnt hatten, anschlossen.

Wechsel der Politik Preußens. Liberal war diese neue Verfassung Polens, welche die „patriotische" Partei zu Stande gebracht, mit nichten; gleichwol war sie nicht ungeeignet, der Ausgangspunkt zu einer Besserung der polnischen Verhältnisse zu werden, da sie die Schrankenlosigkeit der Adelsprivilegien wenigstens dem Könige gegenüber in etwas eindämmte. Indessen Rußland hatte durch feierliche Verträge wiederholt der „Republik Polen" die alte Verfassung verbürgt: würde es jetzt die neue Verfassung anerkennen? Katharina nahm scheinbar zunächst keine Notiz von der Veränderung, hatte doch ihr Gesandter in Warschau, Graf Stackelberg, sie mit der Zusicherung beruhigt, daß er „den Tarif für den Patriotismus der Polen in der Tasche habe".

Der Verbündete Polens dagegen, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, ließ den Polen zu der glücklichen Verfassungsänderung seine Glückwünsche aussprechen. Schon früher hatte sein Minister Hertzberg den Gedanken gehabt, Preußen die polnischen Stadtgebiete von Danzig und Thorn, deren es zur Sicherung der Weichsel bedurfte, durch ein künstliches System von Ländertausch zuzuwenden. Jetzt schien dem Könige der Zeitpunkt geeignet, auf diesen Gedanken zurückzukommen. Bei den Polen indessen, wiewol diese in ihm ihren Schutz gegen das erdrückende Uebergewicht Rußlands sahen, fand er sehr wenig Geneigtheit zu dieser Abtretung. Er wandte sich daher, da ja diese Erwerbung eine Verletzung des Berliner Vertrages, der die unveränderte Aufrechterhaltung des bisherigen Besitzstandes aussprach, in sich schloß, an Oesterreich. Schwerlich würde Kaiser Leopold, der die Bedeutung des preußischen Bündnisses mit Recht sehr hoch anschlug, diesem für Oesterreich unbedeutenden Wunsche seines Bundesgenossen entgegen gewesen sein. Allein er war am 1. März 1792 gestorben, und sein Nachfolger Franz II., ein nüchterner, schwungloser, zum Mißtrauen geneigter junger Mann, gab dem Oberst Bischoffswerder, als dieser im März 1792 das preußische Begehren ihm vortrug, eine trockene, fast höhnische Ablehnung.

Damit war dem Berliner Vertrage der Todesstoß gegeben. Friedrich Wilhelm, verletzt und in seinem Vertrauen erschüttert, wandte sich der Macht zu, gegen welche im Grunde der Berliner Vertrag seine Spitze gerichtet hatte: Bischoffswerder ging als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg und wurde von der Kaiserin Katharina mit offenen Armen empfangen. Denn nichts konnte ihr für ihre polnischen Pläne gelegener kommen, als die Trennung der deutschen Großmächte; gab diese doch Hoffnung, des Berliner Vertrages, dem Rußland sich zwar nicht angeschlossen hatte, der aber Polen deckte, ledig zu werden. Und vollends war für Rußland jede Gefahr beseitigt, welche aus diesem Vertrage entspringen konnte, wenn es gelang,

Preußen zum Mittheilnehmer an der Zertrümmerung Polens zu machen. Diesen Erwägungen entsprach die Antwort, welche Katharina dem preußischen Gesandten in Petersburg, dem Grafen Golz, gab und noch deutlicher die Erklärung, welche sie dem Könige durch ihren Berliner Gesandten Alopäus machen ließ. Danzig und Thorn, hieß es, seien gar nicht der Erwähnung werth; Preußen müsse wenigstens vier Palatinate von Polen erhalten. Und zu dem Ende trug sie Preußen ein Bündniß mit Rußland an. Zu statten kam dabei, daß gerade damals Frankreich den Krieg erklärte, wodurch auch Preußen gegen Frankreich in Anspruch genommen wurde. Mit sichtlicher Beflissenheit war Katharina bestrebt, diesen Kampf gegen das revolutionäre Frankreich als eine gemeinsame Pflicht aller Souveräne Europa's hinzustellen. Keine Worte waren ihr stark genug, ihren Abscheu gegen die französische Revolution zu bezeichnen: mit Begeisterung rief sie die Fürsten Europa's zu dem „Kreuzzuge" gegen die verderblichen Grundsätze des neuen Frankreich auf. Denn über Alles kam es ihr darauf an, die deutschen Nachbarn von Polen abzulenken, um hier freie Hand zu behalten.

Alsbald zeigte sich die Wirkung. Der preußische Gesandte in Warschau Lucchesini erklärte dem König Stanislaus August, daß er nicht im Geringsten auf preußische Hülfe sich Hoffnung machen dürfe, wenn auch die Russen selbst vor den Thoren von Warschau stehen sollten. Dennoch zögerte Friedrich Wilhelm lange, so lockend auch für ihn das Anerbieten sein mochte, auf das vorgeschlagene Sonderbündniß mit Rußland einzugehen. Es bedurfte erst der Machinationen des Kaisers Franz, Rußland im Stillen von Preußen zu Oesterreich herüber zu ziehen, bevor er die dargebotene Hand Rußlands annahm.

Die Konföderation von Targowicz. Während so schon die Würfel rollten, das Schicksal ihres Vaterlands zu entscheiden, wütheten die Polen in wahnwitziger Leidenschaft sich selbst zu vernichten, in elender Selbstsucht ihr Vaterland wehrlos zu machen, in schamlosem Wetteifer den Feinden sich zu verkaufen, unfähig eines nationalen Aufschwunges selbst in dieser letzten Stunde, ein kläglich-verächtliches Schauspiel.

Die Gegner der Maiverfassung, welche die „Erhaltung der polnischen Freiheit" sich zum Ziele setzten, sammelten sich in St. Petersburg. Russisches Geld mehrte ihre Zahl. Ihre Häupter waren der Kronfeldzeugmeister Felix Potocki, dessen Bruder Ignaz in erster Linie zur Durchführung der neuen Verfassung mitgewirkt hatte, und der Kronfeldherr Severin Rzewuski, der gegen die erste Theilung Polens so leidenschaftlich protestirt hatte, daß Katharina ihn damals nach Sibirien in die Verbannung geschickt hatte. Aus Lithauen gesellte sich ihnen der Bischof von Wilna Kossakowski zu, dessen Bruder in russischen Diensten stand. Sie fanden die allerfreundlichste Aufnahme; Katharina bewilligte ihnen eine ansehnliche Monatspension. In Rußland sahen sie den Schutz des echten Polenthums und warben um seine Hülfe zur Wiederherstellung der alten polnischen Freiheit. Mit Zustimmung der Kaiserin schlossen sie eine Konföderation, um den Russen den Weg nach Polen zu bahnen. Doch schien es angemessen, dieselbe nicht von St. Petersburg, sondern von dem polnischen Städtchen Targowicz in der Ukraine zu datiren. Es machte ihnen geringe Sorge, daß durch die neue Verfassung alle solche Parteiverbindungen verboten waren, vielmehr forderten sie durch ein Manifest ihre Landsleute zum Beitritte zu ihrer Konföderation auf.

Zugleich mit diesen Landesverräthern zogen, aus dem Türkenkriege heimkehrend, russische Regimenter in Polen ein. Eine große Aufregung bemächtigte sich Warschaus. Der König rief Preußen um Hülfe an; allein Friedrich Wilhelm, schon entschlossen auf die russischen Anerbietungen einzugehen, antwortete ausweichend. Da rief König Stanislaus August durch einen Aufruf am 4. Juli 1792 das ganze Volk Polens zu den Waffen, „der Tugend der Nation das Schicksal des Vaterlandes überlassend". Er dachte sogar an Emancipation der Bauern, um den Kern des Landvolkes für die Sache der Patrioten zu gewinnen.

Das Heer Polens, in drei Corps unter dem Neffen des Königs Joseph Poniatowski, unter Wielhorski und unter Kosciuszko wagte es, der russischen Uebermacht sich entgegenzustellen.

Thaddäus Kostschiefski oder Kosciuszko, geb. 1746, der Sohn einer nur wenig begüterten, gering angesehenen Adelsfamilie Lithauens, hatte in Frankreich seine militärische

Ausbildung erhalten und späterhin auch an dem großen amerikanischen Freiheitskampfe unter Washington als Freiwilliger Theil genommen. Heldenmüthig warf er sich am 17. Juli 1792 mit 4000 Mann einem viermal stärkeren russischen Heere bei **Dubienka** entgegen und wußte es, wenn auch nicht zu besiegen, so doch in Schach zu halten, bis er dann, im Rücken bedroht, zurückzugehen sich gezwungen sah.

Alle militärischen Anstrengungen jedoch vereitelte ein Schreiben Katharina's an Stanislaus August, in welchem sie dem Polenkönig ohne Umstände befahl, die Maiverfassung aufzuheben und die Targowiczer Konföderation anzuerkennen. Gehorsam beugte sich der König dem strengen Befehle. Fast mit Gewalt versuchte ihm der Kronschatzmeister Ostrowski die Feder aus der Hand zu nehmen: er ließ es nicht zu und unterzeichnete nicht nur die Anerkennung, sondern fügte auch noch den Befehl hinzu, allen Anordnungen der Targowiczer Konföderation unverweigerlich nachzukommen. Durch ein Manifest wurden die „Patrioten" als unsinnige Neuerer gebrandmarkt, die es gewagt, Polen unter „das Joch einer monarchischen und zugleich demokratischen Regierung" zu bringen.



Stanislaus August, König von Polen.

Durch den Beitritt des Königs zur Targowiczer Konföderation erschien diese gesetzlich gerechtfertigt: sie galt jetzt als die souveräne Vertreterin der Nation. Aus ihrer Mitte ernannte sie nun eine oberste Regierungsbehörde, welche unter dem Vorsitze Felix Potocki's als „**Generalität**" von Brzesk aus Polen regierte, den König völlig zur Seite schiebend, während ein ähnlicher Regierungsausschuß für Lithauen unter dem Bischof Kossakowski sich konstituirte. Der größte Theil der polnischen Soldaten wurde jetzt ohne Sold oder Pension verabschiedet, der Rest in alle Theile des Landes verzettelt, die Offiziere unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt. Eine russische Garnison besetzte Warschau; für die russischen Regimenter im Lande mußte Polen Lebensmittel und Bekleidung liefern. Ungescheut geberdeten die Russen sich überall als Herren und erlaubten ihren Soldaten jede Roheit gegen polnische Einwohner. Die „Generalität" aber sandte eine Botschaft von 12 Magnaten nach St. Petersburg, um der Kaiserin Katharina den Dank des befreiten Vaterlandes auszusprechen.

Mit Haß und Verachtung begegnete man den Targowiczern im Lande. Man hörte patriotisch gesinnte Damen an russische Offiziere die Frage richten, warum sie gerade für dies Gesindel marschirt wären. Die Häupter der Patriotenpartei aber, Ignaz Potocki, Kosciuszko, Kollontai, waren als Flüchtlinge aus dem Lande gegangen. Nur die Bauern ließen mit stumpfem Gleichmuth, ja hier und da mit deutlicher Genugthuung die Veränderung über sich ergehen.

Französische Umtriebe. So unbedingt indessen auch die Herrschaft der Russen über Polen war, so konnten sie sich doch mit diesem Zustande der Dinge auf die Länge nicht begnügen; denn wenn auch bei den patriotisch Gesinnten die Targowiczer noch verhaßter waren als die Russen, so sahen sie doch auch in diesen die Unterdrücker des Vaterlandes. So bildeten sich denn in fast jeder Stadt des Reiches geheime Verbindungen zur Befreiung Polens von den Fremden wie von deren Söldlingen. Allmählich traten nun diese Verbindungen ganz im Stillen in Verkehr mit einander und wurden dadurch eine wirklich drohende Gefahr für die russischen Herren.

Ihre Hoffnung hatten die Patrioten auf Frankreich gesetzt, ermuthigt durch den französischen Gesandten Descorches in Warschau. Zwar hatte ihn die Generalität alsbald aus den Grenzen Polens ausgewiesen, allein de Bonneu, einer der Beamten der französischen Gesandtschaft, setzte rührig das Treiben fort und vermittelte den Verkehr der geheimen Verbindungen mit den Machthabern in Paris. Hier war es, während Lebrun seine Theilnahme den Mißvergnügten Ungarns angedeihen ließ, vor Allen Dumouriez, welcher den Polen die bestimmte Versicherung gab, daß Polen gerettet sein würde, wenn die französischen Siege Fortgang hätten. Ja im Dezember 1792 erschienen einige flüchtige Patrioten vor dem Konvente in Paris, um die Bestimmtheit, mit der sie den Beistand Frankreichs für das unterdrückte Polen erwarteten, öffentlich auszusprechen. Man dachte eben daran, im Bunde mit Frankreich den Volkskrieg in Polen zu entzünden.

Ganz ungescheut trat diese Bewegung in Großpolen zu Tage. Denn hier waren die Palatinate Posen, Gnesen und Kalisch von den Russen nicht besetzt worden, da sie zur Abtretung an Preußen bestimmt waren. Daher gingen hier die Wogen der Erregung am höchsten: offenkundig trafen die Patrioten ihre Vorbereitungen für eine allgemeine Volkserhebung, die sich gegen Preußen richten sollte, um den Franzosen, gegen welche ja Preußen im Felde stand, hier im Osten durch einen Angriff Luft zu machen, wenn auch öffentlich als Gegner nur die Targowiczer genannt wurden. Der Mittelpunkt dieser Bewegung lag hier in der Stadt Posen; ihr Führer war Wibicky, ein Mann von Kenntnissen und Vermögen, der schon mit Descorches in enger Verbindung gestanden hatte.

Die Stellung Oesterreichs. Unmöglich konnte es Preußen ruhig abwarten, bis von Osten und von Westen her der geplante Angriff auf seine Grenzen erfolge. Allein Rußland zögerte, die vorläufige Abrede über Polen definitiv zu bestätigen, und Oesterreich war jeder Machterweiterung Preußens im höchsten Maße abgeneigt. Polen aber Rußland ganz allein zu überlassen, bedeutete für Preußen eine nicht minder große Gefahr. Friedrich Wilhelm war daher entschlossen, lieber aus dem Kampfe gegen Frankreich sich zurückzuziehen, um mit ungetheilter Kraft in Polen auftreten zu können. Er ließ durch den Grafen Golz, seinen Gesandten in St. Petersburg, der Kaiserin Katharina eröffnen (das Schreiben war vom 1. Dezember 1792 datirt), daß die Umstände zu dringlicher Art seien, um einen weiteren Verzug zu gestatten, und daß er, so lange die positive Zustimmung zu dem Einrücken der preußischen Truppen in Polen, die er von der Kaiserin erwarte, nicht erfolgt sei, weder an die Vorbereitungen noch an den Operationsplan für einen zweiten Feldzug gegen Frankreich denken könne.

Zu diesem zweiten Feldzuge aber konnte gerade Oesterreich die preußische Mitwirkung auf keinen Fall entbehren. Daß der Feldzug des Jahres 1792 so wenig günstig für die Verbündeten abgelaufen war, hatte nicht zum wenigsten seinen Grund darin, daß Oesterreich ein Corps von 25,000 Mann statt an den Rhein an die galizische Grenze geschickt hatte, um die Vorgänge in Polen zu beobachten und nach den Umständen auszunutzen, wie denn Kaiser Franz II. sich Rußland gegenüber bereit erklärte, auf Katharina's polnische Pläne einzugehen, wenn die Kaiserin ihm selbst einen entsprechenden Antheil an Polen bewilligen wollte. Denn immer bewegte den jungen Kaiser der Gedanke, wie er sein Reich um einige Provinzen vergrößern könne. Eine noch günstigere Gelegenheit als die polnischen Händel schien ihm jedoch der Krieg gegen Frankreich dazu zu bieten. Das waren Gedanken, welche der Baron Spielmann, der neben dem Vizekanzler Thugut die auswärtige Politik Oesterreichs leitete, bei ihm angeregt hatte und vornehmlich vertrat. Fürst Kaunitz lebte zwar noch, nahm aber an den Geschäften sehr gegen seinen Willen kaum noch Theil. Zumeist gelüstete den Kaiser nach dem Besitze Bayerns, aber daneben war es auch auf einige wohlgelegene Provinzen Frankreichs abgesehen. Nicht um Legitimität und Bourbonenthum handelte es sich jetzt mehr: aus dem Kreuzzuge war für Kaiser Franz ein Eroberungskrieg geworden.

Spielmann erschien im preußischen Hauptquartier und war gewandt genug, durch einen vorläufigen Vertrag, der bei Luxemburg abgeschlossen wurde, Preußens Zustimmung zu diesen veränderten Kriegszwecken zu gewinnen. Denn dieser bedurfte ja der Kaiser vor Allem,

da Preußen dem Erben Bayerns, dem Herzoge von Zweibrücken, seinen Schutz gegen die österreichischen Vergrößerungspläne wiederholt zugesagt hatte. Indeß hiergegen wurde jetzt geltend gemacht, daß Bayern durch seine reichsfeindlichen Beziehungen zu Paris, welche nicht geheim geblieben waren, eigentlich die Reichsacht verdient habe.

Infolge dieses Abkommens begab sich der preußische Minister Haugwitz in Spielmann's Begleitung nach Wien, wo endlich nach langem Zögern Kaiser Franz, der nur die Vergrößerung Oesterreichs, aber nicht diejenige Preußens wollte, den Preis bewilligte, den Preußen auf seine Zustimmung gesetzt hatte. Dumouriez hatte Aachen genommen, Clerfayt verzweifelte, das linke Rheinufer halten zu können: wie hätte da Oesterreich der preußischen Waffengemeinschaft entrathen können? Kaiser Franz bewilligte Preußen die geplante Besetzung der polnischen Palatinate, für welche er Ausgleich auf Kosten Frankreichs zu suchen entschlossen war, versprach, die preußischen Wünsche in Warschau nachdrücklich zu unterstützen und sicherte dem Kurfürsten von Bayern als Entschädigung Belgien zu.

Am Weihnachtsabend 1792 langte die Nachricht von dem Abschlusse der Verhandlungen im preußischen Hauptquartiere an und erregte große Befriedigung. Oesterreich wurde kräftige Mitwirkung zu dem neuen Feldzuge zugesagt und die unverzügliche Besetzung der polnischen Palatinate beschlossen. Der König selbst reiste ab, um sich alsbald in seine neuen Provinzen zu begeben, während jene 25,000 Oesterreicher ihren Marsch aus Galizien nach dem Rhein antraten.



Feldmarschall Richard Joachim Heinrich von Möllendorf.

Der Einmarsch der Preußen. Indessen England war nicht gesonnen, allen diesen Verhandlungen über Polens Schicksal ruhig zuzusehen. Jedoch mit der größten Bestimmtheit stellte der Kanzler Ostermann dem englischen Gesandten in St. Petersburg gegenüber auf Befehl Katharina's in Abrede, daß es auf eine Zerstückelung Polens abgesehen wäre; und als sich nur allzubald die Sache nicht mehr leugnen ließ, wurde England durch das Anerbieten eines vortheilhaften Handelsvertrages mit Rußland zufrieden gestellt. So stand denn nun der Entscheidung über Polen kein Hinderniß im Wege als die Zögerung Katharina's, das Abkommen mit Preußen definitiv zu bestätigen, zu dem sie selber eingeladen hatte. Jetzt war es ihr sichtlich verhaßt, Preußen an der Theilung Theil nehmen zn lassen; fort und fort bemühte sie sich, den Polen als die gütige und zuverlässige Beschützerin zu erscheinen und das Gehässige des Eroberungsplanes allein auf Preußen abzulenken. So blieben die Polen getrost in dem Glauben, an der russischen Kaiserin eine starke Bundesgenossin gegen alle Gelüste Preußens zu haben. Auch des Bündnisses wollten Einige gedenken, das die Republik mit Preußen gegen Oesterreich und Rußland 1790 geschlossen hatte: aber sie vergaßen dabei, daß Polen selbst es gewesen war, welches 1791 durch die Verbindung mit Oesterreich und 1792 durch den Bund der Targowiczer mit Rußland jenes Bündniß zerrissen und in sein Gegentheil verkehrt hatte.

Preußen, durch die Nachrichten über das Anwachsen der Bewegung in Großpolen gedrängt, wartete die endliche Entscheidung der Kaiserin über die Theilung nicht ab. Am 14. Jan. 1793 rückten unter Feldmarschall Möllendorf die preußischen Truppen in 5 Kolonnen gleichzeitig von Ostpreußen, der Neumark und Schlesien in Polen ein und sperrten die abzutretenden Landschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Sieradien, Lentschitz, Rawa und Plock, Wielun,

Kujavien, Dobrzyn, Czenstochau und Thorn gegen das übrige Polen ab, während sich ein anderes Corps unter General von Raumer gegen Danzig in Bewegung setzte. Schon am 6. Januar war der Besitzergreifung ein Manifest des Königs vorangegangen, worin er den Polen verkündigte, daß die jakobinischen Umtriebe in Polen, welche für Preußen bei der Fortdauer des Krieges gegen Frankreich doppelt gefährlich wären, Preußen im Interesse seiner eigenen Sicherheit zur Besetzung der Grenzlande nöthigten.

Nur Unwissende haben in diesem Manifeste eine „Heuchelei“ sehen können. Die Thatsachen, welche es anführte, waren alle durchaus wahr, allein sie waren es nicht, welche den Anstoß zu der Besetzung gegeben hatten, wenngleich sie stark mitbestimmend einwirkten. Sobald Rußland Anstalten machte, sich Polens zu bemächtigen, war es für Preußen einfach Pflicht, auf seine eigene Sicherung bedacht zu sein. Denn indem sich die kolossale Militärmacht Rußlands nunmehr bis an die Westgrenze Polens vorschob, wurde sie eine Bedrohung für Preußen und ganz Deutschland, zu dessen Beherrschung für Katharina die Besetzung Polens der erste Schritt sein sollte. Die ausgedehnte Ostgrenze Preußens war aber wegen ihrer tiefen Einbuchtung zwischen Ostpreußen und Schlesien gar nicht zu vertheidigen: ein russisches Heer in Posen stand damit schon im Rücken von Königsberg und Breslau. Zu seiner eigenen Sicherheit bedurfte Preußen einer Verkürzung der Ostgrenze, wie sie nur durch die Besetzung der zwischen Ostpreußen und Schlesien gelegenen polnischen Palatinate möglich war. Dazu kam der Umstand, daß fünfzehn Meilen über Polens Westgrenze hinaus noch deutsches Wesen und deutsche Sprache herrschten, so daß sich erwarten ließ, daß dieser breite Grenzstrich sehr rasch mit Preußen verwachsen würde. Und wie man in Wahrheit im Stillen innerhalb der besetzten Landschaften diese preußische Besetzung beurtheilte, zeigt nichts deutlicher als die Thatsache, daß, soweit die Besetzung reichte, sofort die Landgüter bedeutend im Preise stiegen. Ja, die Stadt Danzig bat den preußischen General dringend, er möchte Gewalt gegen sie anwenden, damit sie mit Ehren der preußischen Herrschaft sich unterwerfen könnte.

Ein Gewaltakt bleibt immerhin trotz der Ehrendeputationen und Illuminationen, womit die polnischen Städte den seinen Truppen nach einigen Monaten folgenden König von Preußen empfingen, diese Besetzung polnischen Landes durch Preußen: aber sie war die unausweichliche Folge der Veränderung der russischen Politik gegenüber Polen und der verächtlichen Vaterlandsverrätherei, mit welcher der polnische Adel in seiner großen Mehrheit sich an Rußland verkaufte.

Die Targowiczer versetzte der Einmarsch der Preußen in Schrecken und Aufregung. In feindseligster Zwietracht hatten sich ihre Häupter, zumal Felix Potocki und der Kronfeldherr und Hetman Graf Branicki, den es verdroß, daß Potocki für die Soldaten neue Uniformen nach dem Schnitte seines eigenen Rockes machen ließ, unter einander befehdet und um die Wette in St. Petersburg anzuschwärzen gesucht: in ihrem Hasse gegen die Preußen waren sie jetzt einig. Die ganze Generalität stürzte in Grodno, wo sie auf Befehl Rußlands jetzt ihren Sitz hatte, zu Graf Igelström, dem russischen Oberbefehlshaber, und bat ihn, sie gegen die Preußen zu führen. Allein Igelström verwies mit scharfen Worten dem aufbrausenden Potocki seine Heftigkeit und brachte die Uebrigen zur Ruhe durch den Hinweis darauf, daß der preußische Einmarsch unmöglich ohne Vorwissen der Kaiserin erfolgt sein könne, und durch die bündige Erklärung, daß er keinen Mann polnischer Truppen nach Posen würde durchpassiren lassen. So vollzog sich der preußische Einmarsch ohne weitere Hemmnisse, als daß die Preußen einige unbedeutende Reiterscharmützel mit den in Großpolen stehenden polnischen Truppen hatten.

Unterdessen hatte Graf Golz in St. Petersburg Abend für Abend Besprechungen mit dem Fürsten Subow, dem erklärten Günstlinge der Kaiserin Katharina, über die definitive Festsetzung der neuen preußisch-polnischen Grenze. Die neue russisch-polnische Grenze wurde ohne viel Skrupel durch einen langen geraden Strich mit Rothstift und Lineal in die Karte von Kamieniek bis Drissa eingetragen. Am 23. Januar 1793 wurde in St. Petersburg endlich der definitive Vertrag über die zweite Theilung Polens zwischen Preußen und Rußland unterzeichnet: er sprach Preußen 1016 Quadratmeilen mit anderthalb Millionen Einwohnern zu, Rußland aber 4000 Quadratmeilen mit mehr als drei Millionen Menschen.

Graf Sievers. Um formell giltig zu sein, bedurfte dieser Vertrag aber der Zustimmung Polens. Diese zu erwirken, war der Auftrag des neuen Gesandten, welchen Katharina Anfang Februar 1793 nach Warschau sandte. Jakob von Sievers war ein stattlicher Greis voll freundlicher Milde und feinen Taktes; durch den Schein der Treuherzigkeit wußte er das Vertrauen der Polen wie der Preußen zu gewinnen. In Grodno beschwichtigte er die aufgeregte Generalität, in Warschau mahnte er Möllendorf und Buchholz, den preußischen Gesandten, zur Geduld. Sein Ziel war, die Berufung eines gefügigen Reichstages ins Werk zu setzen, welcher dann die Abtretungen an die beiden verbündeten Mächte zu sanktioniren hätte.

Zu dem Zwecke wurde Felix Potocki, der sich mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, vielleicht König von Polen zu werden, nach St. Petersburg beschieden. Größere Schwierigkeiten aber bereitete dem gewandten Russen der König Stanislaus August. Bald erging er sich in heftigen Klagen, daß er Polens Unglück wäre, bald ergoß er in erregten Unterredungen mit Sievers seinen ganzen Zorn über Preußen, das ihn erst gegen Rußland aufgereizt und nun verlassen hätte. „Sie werden sehen", fügte er in Aufwallung hinzu, „daß auch Sie verrathen werden." Da langte ein Billet Katharina's an, worin sie in strengen Worten ihrem ehemaligen Geliebten befahl, sich nach Grodno zu begeben und an die Spitze der Konföderation zu stellen. Stanislaus, fast krank vor Verdruß, weigerte sich jedoch entschieden, dem Befehle zu gehorchen. Allein Sievers brachte ihn bald zu der Ueberzeugung, daß er sich in das Unabänderliche zu fügen habe. Er war nun bereit, nach Grodno zu reisen; nur fehlte es ihm völlig an dem nöthigen Reisegelde: die Gesandten gaben es ihm. — Die Wahlen zum Reichstage erfolgten unterdessen ganz nach Wunsch; Igelström



sammelte die russischen Truppen in und um die Hauptorte; seine Offiziere leiteten die Wahlen. Jeder, von dem man nicht Zustimmung zu der vorgenommenen Theilung Polens erwartete, wurde einfach fortgejagt; nur gefügige Leute durften wählen und gewählt werden. Haß gegen die Targowiczer und Geld thaten das Uebrige; zudem gab Sievers die Losung aus, daß Unterwerfung unter die Anordnungen der Kaiserin die glänzendsten Vortheile bringen werde.

Der Reichstag zu Grodno. Am 17. Juni 1793 eröffnete der Reichstag zu Grodno seine Sitzungen. Man erklärte ihn von vornherein für einen konföderirten; denn ein solcher bedurfte nicht, wie ein Generalreichstag, zur Fassung seiner Beschlüsse der Stimmeneinheit. In gleichlautenden Schriftstücken begehrten die Gesandten, Sievers im Namen Rußlands, Buchholz im Namen Preußens, die Ernennung eines Ausschusses, welcher mit beiden Mächten einen definitiven Vertrag über die Abtretungen zu schließen bevollmächtigt wäre. Der Reichstag beschloß, die Forderung der Gesandten abzulehnen, denn die Targowiczer, für deren Haupt im Reichstage der General Kossakowski galt, hofften mit Hülfe der russischen Kaiserin immer noch die Theilung abwenden zu können, König Stanislaus August aber gedachte die europäischen Mächte, vor Allem Oesterreich, anzurufen, um dadurch die Entscheidung wenigstens zu verzögern. Ganz unbegründet war die Hoffnung der Targowiczer nicht, denn Katharina, welche nur

mit großem innerem Widerstreben Preußen an der Theilung Polens hatte Theil nehmen lassen, hatte bestimmt, daß der Reichstag mit den beiden Mächten getrennt verhandeln solle. Mit Eifer ergriffen die Polen diese Weisung, welche ihrem Interesse wie dem nationalen Hasse der Polen gegen alles Deutsche gleich sehr entsprechend war. Zwar Buchholz erhob lebhaften Widerspruch dagegen, aber Sievers versprach ihm auf das Heiligste, daß, sobald nur der Vertrag mit Rußland abgeschlossen wäre, er mit den äußersten Mitteln auch die Abschließung des Vertrages mit Preußen betreiben würde. Zugleich besprach er mit den Marschällen des Reichstages den weiteren Verlauf der Sache. Denn so sehr auch die meisten Landboten theils aus Standesinteresse, theils durch russisches Geld erkauft, geneigt waren, die Abtretung der ukrainischen und lithauischen Landschaften an Rußland gutzuheißen, so erwarteten sie doch, daß man um des bessern Scheines willen Gewalt gegen sie anwende. An schreckhaften Drohungen ließ es auch Graf Sievers nicht fehlen: sehr stürmische Scenen folgten im Reichstage, mehrere Landboten erklärten, sie wollten viel lieber nach Sibirien gehen als die russischen Forderungen bewilligen; aber das Ende war verabredetermaßen, daß genau die von Sievers bestimmten Personen zu einem Ausschusse mit dem Auftrage gewählt wurden, die Verhandlungen mit Rußland zum Abschlusse zu bringen. Jetzt drängten der König und Kossakowski gleichmäßig zur Eile: durch größte Gefügigkeit gedachten sie sich die Parteinahme Katharina's zu gewinnen, um das verhaßte Preußen noch in letzter Stunde von der Theilung auszuschließen. Am 22. Juli 1793 wurde der Vertrag unterzeichnet, durch welchen Polen die von Rußland besetzten Provinzen an dieses abtrat, wofür Rußland versprach, den neuen Unterthanen volle Religionsfreiheit bewilligen und die künftige polnische Verfassung unter seine Garantie nehmen zu wollen.

Ungesäumt verlangte nunmehr auch Buchholz, daß mit den Verhandlungen über die Abtretung an Preußen begonnen würde. Allein diesem Begehren war der Reichstag entschlossen, mit allen Mitteln sich zu widersetzen. Man sandte Hülfsgesuche nach Petersburg und Wien; die Parteihäupter forderten, bevor sie sich in Weiteres einließen, die Bewilligung eines günstigen Handelsvertrages von Preußen für Polen. Diesem Verlangen redete auch Sievers das Wort, der, je mehr Buchholz in ihn drang, die Abtretung zu beschleunigen, um so kühler dem Preußen sich gegenüber stellte. Auch österreichischer Einfluß zeigte sich ziemlich offenkundig bei den widerstrebenden Landboten.

Endlich schien doch Sievers wieder zu den preußischen Forderungen sich günstig zu stellen. Der Reichstag hatte beschlossen, jeden Landboten mit der Strafe des Hochverraths zu belegen, welcher eine Abtretung polnischen Landes an Preußen beantragen würde; in der Reichstagssitzung waren sogar die wenigen für Preußen günstig gesinnten Landboten mit Säbelhieben bedroht worden. Jetzt verlangte Sievers mit einem Male nachdrücklich, daß der Reichstag die preußische Angelegenheit zum Abschlusse brächte. Russische Grenadiere besetzten am 2. September die Thüren des Sitzungssaales; ihr Anführer, General Rautenfeld saß unter den Landboten neben dem Throne des Königs; Niemand durfte den Saal verlassen. Eine höchst stürmische Sitzung folgte; endlich nach einigen Stunden Lärmens beantragte der Landbote Miacynski den „von Graf Sievers aufgestellten" Entwurf, den Niemand kannte, Niemand verlesen hatte, anzunehmen. Es geschah ohne Umstände, nur daß der Reichstag eine heftige Protestation gegen den ausgeübten Zwang hinzufügte.

Der Inhalt dieses Entwurfes war außer einigen nebensächlichen Bestimmungen ein Befehl, der von St. Petersburg angelangt war: daß die Abtretungen an Preußen nicht eher erfolgen sollten, als bis der von Polen verlangte Handelsvertrag von Preußen bewilligt wäre. Es sollte eben „Polen nicht zu dependent von Preußen werden." Damit aber war die Abtretung an Preußen, wo nicht überhaupt in Frage gestellt, so doch in weite Ferne hinausgeschoben. Und die Entrüstung der Polen wie die scheinbaren Gewaltmaßregeln der Russen hatten nur den einen Zweck gehabt, Preußen auf eine kurze Zeit hinter's Licht zu führen. Voll Zorn begab sich Buchholz zu Sievers; aber die Antwort, die er erhielt, war: „Man kann es den Polen nicht verargen, daß sie einige Bedingungen, namentlich in Betreff des Handels, machen: sie wollen doch leben!"

Ja König Stanislaus August bat, wie er schon ein Jahr zuvor gethan, um nur der Preußen ledig zu werden, die Kaiserin Katharina, ihren zweiten Enkel Konstantin ihm zum Nachfolger zu geben: der Interessen Preußens war dabei mit keiner Silbe gedacht.

Die Komödie vom 23. September 1793. Es war klar, daß die russische Politik es für möglich hielt, die Preußen wieder aus Polen hinauszudrängen. Nur hatte sie dabei nicht bedacht, daß die Hervorsuchung des alten bayerischen Tauschprojektes von Kaiser Franz eigentlich nur als eine Intrigue gemeint war, an der Theilung Polens, wenn auch gegen den Willen Rußlands Theil zu nehmen. Daher fanden die Bittgesuche der Polen bei dem österreichischen Kaiser jetzt ein sehr offenes Ohr. Es wurde als österreichischer Gesandter der Graf Lehrbach an den Rhein zu dem Könige von Preußen gesandt, um auf Grund des in Wien abgeschlossenen Vertrages, die Auslieferung Bayerns an Oesterreich jetzt zu verlangen, wenn aber Preußen Schwierigkeiten erhöbe, den Verzicht des Kaisers gegen Abfindung in Polen auszusprechen. Friedrich Wilhelm aber hatte eben Kenntniß davon erhalten, daß Oesterreich sich England gegenüber verpflichtet hatte, ein für alle Mal auf Bayern Verzicht zu leisten. Dadurch wurde der wahre Zweck der Sendung Lehrbach's mit einem Male klar, welche die preußischen Erwerbungen in Polen völlig wieder in Frage stellte. Dazu kam nun Buchholz's Bericht über das sichtliche Uebelwollen Rußlands. So faßte denn der König kurz seinen Entschluß. Er hatte durch den Wiener Vertrag sich nur zu einem weiteren Feldzuge gegen Frankreich verpflichtet, um in Polen die Unterstützung des Kaisers, aber nicht seine Gegnerschaft oder auch nur seine Rivalität zu gewinnen. Gegen Frankreich war die preußische Waffenehre durch den soeben erfochtenen Sieg bei Pirmasens gewahrt; er beschloß also, dem französischen Kriege jetzt zu entsagen und seine ganze Kraft nach Polen zu werfen, um dort dem alten wie dem neuen Gegner mit Nachdruck zu begegnen.

Das veränderte mit einem Schlage die Lage in Polen. Katharina sah die Unmöglichkeit ein, Polen für sich allein zu behaupten, wenn sie nicht eine enge Verbindung der beiden deutschen Großmächte, welche jeglichen Einfluß auf Deutschland ihr würde genommen haben, gegen sich heraufbeschwören wollte. Sofort ertheilte sie daher Sievers den Befehl, die Bestätigung der Abtretungen an Preußen unverzüglich ins Werk zu setzen.

Mit einem Male sprach jetzt Sievers zu Buchholz seine tiefe Entrüstung über die Polen aus, welche mit lügenhaften Angaben ihn bisher getäuscht, jetzt aber nicht länger Nachsicht verdienten. Die Führer des Reichstages wurden zu ihm entboten, die Rollen für die Sitzung ausgetheilt, die Preise für die einzelnen Stimmen festgestellt, scheinbare Gewaltmaßregeln zum guten Scheine auf ihre Bitte ihnen bewilligt und Schweigen, da ausgesprochenes Ja vor dem ganzen Lande sich nach allem Vorangegangenen verächtlich und lächerlich zugleich gemacht hätte, als ausreichende Zustimmung ihnen zugestanden. Vier unfügsame Landboten — so wenige nur wiesen die Komödie zurück — wurden verhaftet und in ihre Heimat befördert. Dann begann am 23. September 1793 die entscheidende Sitzung des Reichstages. Wieder war der Saal mit russischen Grenadieren umstellt, die Thüren verschlossen. Selbst Kanonen waren gegen den Reichstag aufgefahren.

Den Landboten wurde ein Schreiben des russischen Gesandten vorgelesen, in welchem dieser in scharfen Worten die unverzügliche Unterzeichnung des Vertrages forderte, welcher die Abtretung der von Preußen besetzten Landstriche bestätigen sollte. Tiefes Schweigen war die Antwort des unter dem Vorsitze seines Königs tagenden Reichstages. Alle Ermahnungen, sich über die Forderung Rußlands auszusprechen, waren erfolglos: kein Landbote verlangte weder dafür, noch dagegen das Wort. Drei Stunden vergingen, schon war Mitternacht vorüber, da erhob sich der Landbote Graf Ankwicz mit dem Antrage, das allgemeine Schweigen als Zustimmung zu betrachten. Dreimal fragte daraufhin der Landtagsmarschall Bielinski in die Versammlung hinein: „Ermächtigt der Reichstag den Ausschuß zur unbedingten Unterzeichnung des Vertrags mit Preußen?“ Niemand gab eine Antwort. So erklärte er denn nun den Beschluß als einstimmig gefaßt. Die Abtretung der großpolnischen Lande an Preußen war bestätigt; für den Augenblick leistete Rußland Verzicht darauf.

Denn worauf die Absicht der Kaiserin ging, offenbarte sich in kürzester Frist. Es war derselbe Ankwicz, welcher im Reichstage den Antrag stellte, die Sicherheit Polens durch ein ewiges Bündniß mit Rußland zu befestigen; es wurde dahin abgeschlossen, daß Polen ohne Erlaubniß der Kaiserin keine Aenderungen in seiner Verfassung vornehmen, mit keiner fremden Macht eine Verbindung eingehen dürfe, während die russischen Truppen das Recht hätten, zu jeder Zeit in die „durchlauchtigste Republik" einzurücken. König Stanislaus August ergab sich mit unmännlichen Klagen in sein Schicksal; nur der Landbote Jankowski wagte die Bemerkung, dies ewige Bündniß sei ein reiner Unterwerfungsvertrag.

Das war das Ergebniß der zweiten Theilung Polens, daß Polen nicht nur auf den dritten Theil seines Umfanges und damit zu der Stellung einer Mittelmacht gebracht, sondern daß auch der Rest, wenn auch noch nicht dem Namen nach, so doch in der That dem russischen Reiche einverleibt war. Bedrohlich rückte damit die gewaltige russische Militärmacht an die deutschen Großmächte heran, in denen jetzt doppelt lebhaft der Wunsch rege werden mußte, des hemmenden französischen Krieges sobald wie möglich ledig zu werden.

Zustände in Polen. Man hätte meinen müssen, daß die Gewaltthat, welche Polen erfahren, auch den trägsten Patriotismus in den Herzen der Polen zu einer einmüthigen Erhebung gegen die Verderber würde entfacht haben. Allein nichts von Alledem geschah; denn opferfreudige Vaterlandsliebe, das war es, woran es den Polen vor Allem gebrach.

Neun Zehntel der Bewohner Polens waren noch leibeigene Bauern. Sie wohnten in hölzernen, mit Lehm beworfenen Hütten, deren Inneres einen einzigen Raum bildete zugleich für Menschen und Vieh. Das einzige Hausgeräth darin war ein großer Ofen, dessen Rauch durch die Thür oder durch die Fugen des Hauses seinen Ausweg fand. Auf ihm schlief die ganze Familie, Groß und Klein durch einander. „Ihr Leben", schreibt ein französischer Reisender jener Zeit, „ist ein immerwährender Todeskampf; ich habe nie einen polnischen Bauern lachen gesehen. Wenn man ihnen begegnet, bleiben sie stehen und rufen: Gelobt sei Jesus Christus! Aber je mehr ich sie betrachte, desto weniger begreife ich, wofür sie Gott danken." Keiner arbeitete, weil Keiner etwas für sich und seine Familie erwarb; nur der Kantschu des Herrn trieb sie zur Arbeit. Selbst jedes Streben nach einer menschenwürdigen Existenz war ihnen verloren gegangen. Ihre einzige Freude war, Sonntags in der Schenke des Gutsherrn im Branntweinrausche zur Fiedel zu tanzen und so der beständigen Leiden ihres elenden Daseins zu vergessen.

Es war der unerträgliche Druck ihrer adeligen Herren, der sie in diese unerhörte Armuth und völlige Stumpfheit gebracht hatte. Ohne jeden Rechtsschutz waren sie der schrankenlosen Willkür ihrer Herren preisgegeben, deren Brutalität nirgends eine Grenze sah. Jedes Mädchen, welches den Edelleuten gefiel, war rettungslos ihren Begierden verfallen; wollte sich Jemand Dem widersetzen, so wurde er mit 100 Knutenhieben zurückgewiesen. Person und Besitz des Leibeigenen gehörten ja nur dem Herrn. Nur wenn dieser einen Bauer todtschlug, verfiel er in Strafe: er hatte dann die lächerlich winzige Summe von 12 Mark zur Buße zu zahlen. Wie hätte da der Bauer zur Vaterlandsliebe kommen können? Ihm bedeutete jede Herrschaft nur Frohndienst und Mißhandlung.

Aber die nichtswürdige Brutalität, mit welcher der Adel die Leibeigenen zum Thiere herabwürdigte, rächte sich an ihm selbst in schonungslosester Weise. Sie zerstörte in ihm die Grundlage aller Sitte, die Scham. Der Verkehr der Geschlechter war ohne Scheu und Zucht. Die Ehen, aus Konvention geschlossen, bildeten ein lockeres Band, das eben so leicht zerrissen wurde, wie es geknüpft war. Dazu kam die Leidenschaft des Hazardspiels, dem zügellos Männer und Frauen jedes Alters fröhnten, und die Trunksucht, nur daß der Edelmann sich nicht in Branntwein wie sein Leibeigner, sondern in Tokayer berauschte. Das machte es begreiflich, daß die Zahl der Adeligen in fortschreitender Abnahme begriffen war. Denn nirgend drang die Bildung tief genug, um die Leidenschaften zu zügeln, um dem Charakter sittlichen Halt zu geben. Erzogen in Jesuitenschulen, lernte der Adelige nichts Anderes als gewisse Andachtsübungen, eine elegante Handschrift und etwas barbarisches Latein. Die frivolen

Schriften der französischen Popularphilosophen bildeten fast die einzige Lektüre der Erwachsenen und vertilgten den etwa noch gebliebenen Rest idealer Anschauungen. Selbstsucht und Genuß war allein die Parole. Mit Stolz betrachteten sich die Polen als die „Franzosen des Ostens“; aus Paris bezogen die Damen ihre glänzenden Toiletten — aber gar nicht selten konnte man auf den prunkenden Atlasgewändern Läuse herumkriechen oder die Herren mit dem Aermel ihrer goldgestickten Uniformen, mit den Vortheilen eines Taschentuches noch unbekannt, sich die Nase wischen sehen.

Tief verschuldet, wie die meisten Adeligen waren, traten sie ihre Güter in der Regel ihren Gläubigern zur Bewirthschaftung ab, die durch wahren Raubbau sich möglichst rasch zu befriedigen suchten, so daß die Güter dadurch völlig entwerthet wurden. Zu einer rationellen Bewirthschaftung fehlte es durchaus an Kapital. Das machte die wenigen Bankiers in Warschau zu einer wirklichen Macht im Lande, von welcher fast der gesammte Adel gänzlich abhängig war. Daher galt bei nicht wenigen Adeligen als der Hauptnachtheil der zweiten Theilung Polens der Umstand, daß infolge derselben einige Bankiers ihre Zahlungen einzustellen sich genöthigt sahen. Heruntergekommene Edelleute betrachteten dann den Staat als ihren pflichtmäßigen Erhalter: der Staat lieh an sie die Domänen gegen einen Theil des Reinertrags zur Bewirthschaftung aus und verschenkte damit ohne jede Gegenleistung an sie einen großen Theil seiner Einkünfte.



Thaddäus Kosciuszko.

Und dieser an Vermögen, Gesundheit und Sitte zerrüttete Adel besaß auch über die Städte die größten Gerechtsame. Waren sie auf adeligem Grund und Boden erbaut, so hatten die Herren das Recht, die Leistungen und Abgaben der Bürger ganz nach ihrem Gefallen jederzeit zu erhöhen. Von Maßregeln zum Schutze der Gesundheit oder gegen Feuersgefahr war nirgends die Rede und von korporativer Selbständigkeit nirgends eine Spur. Die Bevölkerung bestand aus Ackerbürgern, welche nach altväterischer Weise ihre Felder bebauten. Nur in den Städten Großpolens hatte sich durch deutsche Einwanderer ein tüchtiger Handwerkerstand und eine ziemlich blühende Wollen- und Leinenindustrie entwickelt: aber Großpolen war jetzt an Preußen gekommen.

Auch das Heer, damals 30,000 Mann stark, war von dieser allgemeinen Verkommenheit nicht unberührt geblieben: von den in Warschau eingestellten Rekruten litten 80 Prozent an syphilitischen Krankheiten; doch zeigte dieses Heer, wenn auch nicht so sehr Anhänglichkeit an das Vaterland als an den Stand. Hatten doch fast alle Soldaten, wenn sie die Uniform auszogen, kaum eine andere Aussicht als auf die elende Existenz eines ländlichen Tagelöhners. Aber die Offiziere, Edelleute, zu arm und zu kreditlos, um mit ihren Standesgenossen bei Hofe oder im Auslande zu wetteifern, hatten Corpsgeist und einen Zug von Patriotismus sich bewahrt und sahen mit Bitterkeit auf die Herabwürdigung ihres Vaterlandes, die ja auch sie herabwürdigte; mußten sie doch allenthalben vor den russischen Offizieren in zweite Linie zurücktreten. Um so mehr strebten sie danach, Ansehen und Einfluß sich bei ihren eigenen Mannschaften zu erwerben, die durch die fast kameradschaftliche Haltung ihrer adeligen Offiziere sich gehoben und gewonnen fühlten. Unzufriedenheit mit der Gegenwart, Aussichtslosigkeit für

die Zukunft war das Band, welches mit dem Gemeinen die Offiziere vereinte: so schauten sie mit Sehnsucht desto lieber nach der Vergangenheit zurück.

Beginn der Erhebung. In dieser Sehnsucht trafen sie zusammen mit der patriotischen Partei, der Schöpferin der Verfassung vom 3. Mai 1791, der es doch damals mit ihrem Patriotismus nicht recht Ernst gewesen war: denn sonst würde sie die Verfassung ganz anders gemacht haben. Aber die letzten drei Jahre hatten viel geändert: man hatte unter den Kriegsschäden gelitten, den fortgesetzten Uebermuth der Russen und die grenzenlose Erniedrigung des polnischen Namens erfahren. Daher gab es jetzt, wenn auch der große Adel es fast ausnahmslos mit Rußland hielt, doch unter dem kleinen Adel nicht Wenige, welche mit aller Inbrunst einen Wandel der Verhältnisse herbeiwünschten und dafür selbst etwas zu wagen bereit waren. Und auch die Bürger der großen Städte Warschau und Krakau in Polen, Wilna und Grodno in Lithauen verlangten nach der Verfassung vom Jahre 1791 zurück, die ihnen doch einige Befugnisse zugestanden hatte.

Alle richteten ihre Sehnsucht auf Thaddäus Kosciuszko, den Helden von Dubienka, der sich damals mit seinen Freunden Ignaz Potocki und Hugo Kollontai als Flüchtling in Leipzig aufhielt. In Warschau fand eine heimliche Zusammenkunft von Offizieren und mißvergnügten Edelleuten statt: sie sandten, obwol ohne Geld und Kriegsmaterial, an den General die Meldung, wenn er in ihrer Mitte erscheinen wolle, so würde sogleich ganz Polen in Flammen stehen. Das verfehlte auf den warmblütigen Patrioten die Wirkung nicht: er begab sich an die Grenze und entsandte seinen Vertrauten Zajonczek nach Warschau, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Zajonczek's Bericht lautete wenig ermuthigend, daß bei einer Erhebung nur auf die Armee, eine Anzahl armer Edelleute und in Warschau doch nur auf den Pöbel zu rechnen wäre; er mahnte dringend von einem vorzeitigen Versuche ab. Allein die Kunde von Kosciuszko's Entgegenkommen hatte, mit Blitzesschnelle unter allen Regimentern verbreitet, sofort eine große Wirkung. Die geheimen Gesellschaften der früheren Jahre wurden wieder ins Leben gerufen: bald zählte man deren über 700 mit 20,000 Mitgliedern, die sich auf Tod und Leben zum Gehorsam gegen Kosciuszko, „den großen Vater", verpflichteten. Zugleich war Wibicky wieder auf das Eifrigste bemüht, die Bürgerschaften von Gnesen, Kalisch und Posen in Gährung zu versetzen.

Dem kam zu statten, daß die russische Besatzung Polens auf die Hälfte herabgesetzt wurde, und daß Graf Igelström, nach Sievers' Abberufung Bevollmächtigter Katharina's bei König Stanislaus August, die ihm verbliebenen 20,000 Mann in und um Warschau zusammenzog, so daß das übrige Land fast ganz von den Russen befreit wurde. Dennoch hielt es Kosciuszko noch für gerathen zu warten; ja um die Aufmerksamkeit der Feinde einzuschläfern, trat er eine Reise nach Italien an. Seine Absicht war, erst dann in Polen die Fahne zu erheben, wenn der Krieg gegen Frankreich und die Türkei, zu dem Katharina von Neuem rüstete, wieder im Gange wäre, in der Zwischenzeit aber von dem Wohlfahrtsausschusse in Paris Geld und Offiziere zu erbitten. Mußte doch Frankreich vor Allem die Erhebung Polens zugute kommen, da sie dessen Gegner zwang, die Waffen nach zwei Seiten zu wenden.

Fast scheint es, als habe Katharina von Dem Nachricht erhalten, was sich in der Stille in Polen vorbereitete. Denn plötzlich erschien der Befehl der Kaiserin, das polnische Heer auf die Hälfte seines Bestandes, 9000 Mann für Polen, 6000 Mann für Lithauen, herabzusetzen, die Uebrigen aber sofort zu entlassen. Konnte nun Kosciuszko, dessen Hoffnung allein auf der Armee beruhte, länger warten?

Die polnische Regierung fügte sich dem russischen Befehle. Die Truppenentlassungen begannen Anfang März 1794. Die Verabschiedeten zerstreuten sich murrend und drohend; die Meisten wandten sich nach Warschau. Zu Pultusk lag General Madalinski mit zehn Schwadronen Reiterei in Garnison. Als der Entlassungsbefehl auch an ihn gelangte, weigerte er sich, ihm zu gehorchen und zog sich mit seiner Reiterei in die Narewniederungen bei Ostrolenka zurück. Hier strömten ihm von dem niederen Adel der Umgegend zahlreiche Hitzköpfe zu, so daß seine Schar bald auf 2000 Mann anwuchs. Wie ein Lauffeuer ging die

Kunde davon durch alle Regimenter; die Entlassungen stockten plötzlich, Madalinski's Name war in Aller Munde, während der verwegene Reitergeneral sich an Warschau vorüber nach dem Süden in Vormarsch setzte. Wol sandte ihm Igelström 7000 Mann unter den Generalen Denissow und Tormassow nach, ohne ihn jedoch mehr einzuholen.

Das Treffen bei Raclawize. Auf die Nachricht von der That Madalinski's verließ Kosciuszko Sachsen. Am 23. März erschien er in Krakau und ergriff hier sofort die Zügel des Aufstandes. Bürgerschaft und Militär leisteten ihm den Eid des Gehorsams. Dann erließ er ein Manifest, worin er den festen Entschluß der Nation aussprach, für die Freiheit zu siegen oder zu sterben, die Diktatur für sich in Anspruch nahm und die Regierung im Innern einem Nationalrathe übertrug, den er ernennen würde. Zugleich rief er alle waffenfähigen Männer der Umgegend zum Kampfe auf. Mehr als 2000 Mann sammelten sich um ihn, mit Sensen bewaffnet, oder wie es der Zufall gab. Mit diesen brach er auf, vereinigte sich mit dem in Eilmärschen nahenden Madalinski und setzte sich den nachdrängenden Russen entgegen.

Die russischen Generale, in Eifersucht entzweit, hatten sich von einander getrennt. Daher kam es, daß Kosciuszko am 4. April 1794 bei Raclawize nur auf das 4000 Mann starke Corps von Tormassow traf, während Denissow noch weiter zurück war. Der russische General, voll Eifers, die Rebellen, denen er an Zahl gleich, an Geschütz aber weit überlegen war, allein zu vernichten, schritt, ohne Denissow's Annäherung abzuwarten, sofort zum Angriffe. In drei Kolonnen ohne Reserven gingen seine Bataillone gegen die Polen vor: aber sofort warf Kosciuszko die mittlere durch einen kühnen Bajonnetangriff zurück. Seine Sensenmänner stürzten sich auf das russische Geschütz und stachen die Kanoniere bei den Kanonen nieder. Unterdessen aber hatte die rechte Kolonne eine Attake des berittenen Adelsaufgebotes der Polen nicht blos abgewiesen, sondern die adeligen Reiter in völliger Auflösung von dannen gejagt. Da aber erschien Kosciuszko: sein persönliches Eingreifen stellte auch hier wieder die Schlacht her, worauf sich die linke Kolonne der Feinde ohne Kampf zurückzog.

Allein so wenig geschult waren die Sieger, daß der Kampf auch sie in die größte Verwirrung gebracht hatte, und Kosciuszko sich während der Nacht in der Richtung auf Krakau zurückziehen mußte.

Der Aufstand in Warschau. Die Wirkung des siegreichen Treffens war unerwartet gering: die Polen schauten nicht auf Krakau, sondern auf Warschau. Nur aus Lublin und Chelm zogen einige Banden Freischärler Kosciuszko zu; die übrigen Provinzen warteten ab, was Warschau thun würde. Wol hätte Kosciuszko sich direkt nach Warschau wenden können, da der geschlagene Tormassow ihm den Weg dorthin freigegeben hatte; allein er mühte sich ab mit Anstrengungen, in den Palatinaten Krakau und Sandomir eine Bewaffnung der Bauern zu Wege zu bringen, scheiterte aber eben so sehr an dem Stumpfsinne der Leibeigenen wie an der offenen Abneigung der Gutsherren, welche in jedem für das Vaterland fallenden Leibeigenen nur einen Ausfall in ihren eigenen Renten sahen.

In Warschau erregte die Siegesnachricht, wenn auch nur in der Stille, die lebhafteste Bewegung. Die geheimen Verbindungen, welche dort längst ihren Mittelpunkt hatten, waren der Meinung, daß jetzt so bald wie möglich die allgemeine Erhebung gegen die russische Herrschaft erfolgen müsse. Man bestimmte dazu den 17. April. Die Truppen bearbeitete der General Mokranowski, die Bürgerschaft der Bankier Kapustas, welcher, ein Ungar von Geburt, in den polnischen Adel aufgenommen war, die Handwerker der redefertige Schuster Kilinski. General Igelström, den schon die Nachricht von dem Treffen bei Raclawize wie ein Donnerschlag getroffen hatte, sah die Gewitterwolken über seinem Haupte sich aufthürmen, ohne zu wissen, wie er der im Stillen anwachsenden Gefahr begegnen solle. Der Palast der russischen Gesandtschaft lag zwischen engen und winkeligen Gassen: der General war nicht zu bewegen, sein Hauptquartier in einen freieren Stadttheil zu verlegen. Nur mit Mühe ließ er sich die Zustimmung dazu abdrängen, daß die russischen Truppen, welche den polnischen Regimentern in der Hauptstadt um mehr als das Doppelte überlegen waren, gegen diese vorgeschoben würden, um dadurch deren Eindringen in die innere Stadt zu verhüten. Allein eine Entwaffnung

der polnischen Soldaten wagte er doch nicht anzuordnen, überließ auch das Arsenal mit seinen großen Munitions- und Waffenvorräthen ruhig den Polen.

Die Ruhe der Stadt wiegte ihn in Sicherheit. Allein noch war am 17. die Sonne nicht aufgegangen, als ein Trupp Garden zu Pferde aus seiner Kaserne ausbrach und eine russische Wache in der Nähe des königlichen Palais angriff. Alsbald erdröhnten vom Arsenale her mehrere Kanonenschüsse, um den polnischen Truppen und den Volkshaufen das Signal zum Beginn des Kampfes zu geben. In allen Straßen sammelten sich bewaffnete Rotten, welche mit Wuth über die Russen, die zu ihren Regimentern eilten, über die Adjutanten und Ordonnanzen, welche die Befehle des Hauptquartiers den Russen überbringen sollten, herfielen und sie unter grausamen Mißhandlungen todtschlugen. Dadurch wurde alle Verbindung der Russen unter einander und mit dem Hauptquartiere unterbrochen. Wiederholt richteten die Arbeiterhaufen ihre Angriffe, wenn auch erfolglos, auf das Hauptquartier Igelströms selbst, indeß andere die Jagd auf die versprengten Russen fortsetzten.

Endlich ließ das Feuer in der Nähe des Hauptquartiers nach: mehrere Regimenter glaubten es überwältigt und erkämpften sich mühsam den Weg zu dem nächsten Thore, um sich jetzt, da doch Alles verloren wäre, selbst zu retten. So fanden sich bei einem dicht vor Warschau gelegenen Dorfe gegen 4000 Mann, die Hälfte der russischen Streitmacht, zusammen, rathlos, was sie beginnen sollten. Da überbrachte ihnen gegen Mittag ein Chirurg, der sich durch die polnischen Volkshaufen hindurchgeschlichen hatte, den Befehl Igelström's, sich um jeden Preis mit ihm zu vereinigen. Sofort setzte sich auch Oberst Klugen mit der größeren Hälfte der Bataillone in Marsch; ungehemmt marschirte er durch die stillen Vorstadtgassen. Sobald er sich aber der innern Stadt näherte, warf sich ihm ein Haufe von etwa 60 Polen mit einem einzigen Geschütz entgegen und empfing die langgestreckte Kolonne der Russen mit Kartätschenschüssen. Da weigerten sich die Russen, weiter zu gehen — und kehrten nach drei Stunden der Stadt wieder den Rücken.

Während der Nacht ruhte der Kampf. Am nächsten Morgen sammelte Igelström, was von Truppen noch um ihn war, nur etwa 700 Mann, und kämpfte sich mit vieler Mühe glücklich zum nächsten Thore durch. So der Gefahr entronnen, wandte er sich den Preußen zu, die unter General Wolky von Zakroczyn her zu seiner Unterstützung heranmarschirten.

Damit war nun Warschau den Polen überlassen, die jetzt, was von russischen Posten in der Stadt noch vergessen oder ganz abgeschnitten war, erbarmungslos niedermachten. Die Arbeiter und Strolche waren die Herren der Stadt, die ihre Macht jetzt diejenigen Mitglieder des Reichstages, welche bisher für Rußland gewirkt hatten, schwer empfinden ließen: Ankwicz, Bischof Kossakowski u. A. wurden ins Gefängniß geschleppt und mit dem Tode bedroht. Durch Zuruf der Pöbelhaufen wurde General Mokranowski zum obersten Feldherrn bestellt und eine provisorische Regierung eingesetzt, in welcher Kapustas und vor Allem Kilinski lärmend die Hauptrolle spielten, worauf denn auch König Stanislaus August die Erklärung abgab, daß er mit der Nation gemeinsame Sache mache, während die ruhigen Bürger gleich sehr vor dem Pöbel wie vor der Rache Rußlands zitterten.

Nach wenigen Tagen folgte Wilna dem Beispiele Warschaus: mit gleichem Grimme fielen hier die patriotischen Pöbelrotten über die verrätherischen Russenfreunde her und hängten sie, darunter den General Kossakowski, ohne Weiteres auf. Auf die Kunde davon überlieferte auch Warschau seine Gefangenen unverzüglich dem Stricke des Henkers.

Sehnsüchtig wünschten jetzt alle Gemäßigten Kosciuszko herbei, um solchen Schreckensscenen ein Ende zu machen. Der aber stand immer noch fern im Süden, ankämpfend gegen den bösen Willen des Adels und gegen den Stumpfsinn der Bauern, denen er für Heeresfolge Freiheit und Grundbesitz vergeblich anbot. Erst der weitere Zuzug von 6000 polnischen Soldaten aus der Ukraine und außerdem die Erhebung der Provinz Lublin unter dem Obersten Grochowski machten ihn fähig, sich auf dem Plan zu halten.

Das Einschreiten Preußens. In der Erkenntniß dieser Schwäche wandte sich Kosciuszko an Preußen: er ließ durch Vermittlung des preußischen Gesandten in Warschau König Friedrich

Wilhelm Frieden und selbst Garantie für die neuen preußischen Besitzungen in Polen anbieten, wenn der König den russischen Truppen keine Aufnahme auf preußischem Gebiet gewähren wolle. Natürlich wies der König alle einseitigen Verhandlungen mit Polen entschieden zurück, aber dennoch ließ ihn das Anerbieten des Insurgentendiktators nicht gleichgiltig; er glaubte, daß sich daraus vielleicht ein Weg ergeben könne, um die polnischen Händel rasch beizulegen.



Polnische Sensenmänner.

Denn sein Sinn war damals wieder ganz auf den französischen Krieg gerichtet, für den er sich von Neuem durch den Haager Vertrag hatte gewinnen lassen. Indeß er stand mit dieser Ansicht fast allein in seinem Rathe; seine Rathgeber sahen in dem polnischen Aufstande die größere Gefahr für Preußen. Niemand sprach dies deutlicher aus als Lucchesini, der preußische Gesandte in Wien. Durch den Aufstand Polens, schrieb er, sei der geplante Türkenkrieg beiseite geschoben; vorbei sei es demnach mit der Hoffnung Oesterreichs, mit Rußlands Hülfe

auf Kosten des türkischen Nachbars sich zu vergrößern. Es sei also nichts sicherer zu erwarten, als daß Kaiser Franz die jetzt gegen Polen höchst gereizte Stimmung Katharina's benutzen werde, um eine neue Theilung Polens zu beantragen, und dadurch zu der lange gehofften großen Entschädigung für den Kampf gegen Frankreich zu gelangen. Preußen würde mithin gegen beide Kaiserhöfe seine Stellung zu behaupten haben und könne dies nur, wenn es in der polnischen Frage eine entscheidende Haltung annehme. Diese Ansicht unterstützte mit größtem Nachdruck der Vertraute des Königs, Generaladjutant Manstein, der sogar die persönliche Anwesenheit des Königs in Polen für nothwendig erklärte, da Preußen sich dort nicht blos gegen Kosciuszko, sondern auch gegen Oesterreich zu decken habe.

Endlich lenkte der König ein; die Nachricht von den Greueln in Warschau bestimmte vollends die Entscheidung: es erging der Befehl, daß 50,000 Mann unter General Favrat in Polen einrücken sollten, um den Russen zu Hülfe zu kommen, welche ungestüm nach Rache für die Opfer von Warschau verlangten. Der König stimmte zu, für den Krieg gegen Frankreich nur noch das schlechterdings Unvermeidliche zu thun. Am 14. Mai 1794 reiste er zu dem Heere nach Polen ab.

Die Schlacht bei Rawka. Kosciuszko stand mit etwa 12,000 Mann an der Weichsel unweit Krakau, während ein russisches Corps unter Denissow ihm die Verbindung mit dem rechten Weichselufer und mit Grochowski abschnitt. Mit diesem sich zu vereinigen erschien bei dem Herannahen der Preußen dem Diktator vor Allem wichtig. Er ließ daher ein Corps von 3000 Sensenmännern zum Schutze Krakaus, wo seine Depots und Kassen sich befanden, zurück und nahm eine feste Stellung bei Polaniec ein, um hier Grochowski's Annäherung abzuwarten.

Erst nach mehreren Tagen entschloß sich der allzu bedächtige Favrat gegen Krakau vorzurücken. Bei den ersten Kanonenschüssen liefen die Sensenmänner so eilfertig davon, daß die Preußen nur einen einzigen Gefangenen machten. Allein Favrat, anstatt jetzt Krakau einzunehmen, ging langsam weiter hinter den Fluß Pilica zurück. Darüber vollzogen Kosciuszko und Grochowski ungestört ihre Vereinigung und rückten unverzüglich gegen Denissow vor, dessen Vorposten zurückdrängend. Jetzt erst, auf Denissow's Hülferuf, setzten sich die Preußen, von ihrem Könige selbst zur Eile getrieben, in Bewegung. Vereint mit den Russen griffen sie in der Frühe des 6. Juni auf einer weiten Ebene vor dem Dorfe Rawka die Polen an. Die polnische Reiterei jagte bei der ersten Attake, die sie erfuhr, sofort in wilder Flucht von dannen, aber das Fußvolk und selbst die Sensenmänner, welche Kosciuszko's zweites Treffen bildeten, hielten gegen alle Angriffe stand. Erst als die Preußen den linken Flügel der Polen umgingen und preußische Dragoner im Rücken der Polen erschienen, befahl Kosciuszko den Rückzug, der sich bald in verworrene Flucht auflöste. Die Muthlosigkeit der polnischen Insurgenten war nach ihrer Niederlage so groß, daß der größte Theil des Aufgebotes die Sensen wegwarf und sich nach Hause zerstreute.

Kosciuszko, dadurch wehrlos gemacht, sah jetzt nur einen Weg der Rettung: er beschloß mit dem geringen Reste seiner Getreuen sich nach Warschau zu werfen. Krakau aber war verloren. Kosciuszko gab dem Kommandanten die Weisung, sich auf das Aeußerste zu vertheidigen, bei dem Heranrücken der Preußen aber die Stadt den Oesterreichern zu übergeben. Indessen als General Elsner mit einem preußischen Corps vor der Stadt, von dem Könige gleich nach der Schlacht von Rawka dorthin entsandt, erschien, zogen die Polen sich über die Grenze nach Galizien zurück und Krakau ergab sich den Preußen. Ein österreichischer Offizier versuchte zwar dagegen Verwahrung einzulegen, allein Elsner erklärte ihn für einen verkleideten Polen und wies ihm mit Nachdruck den Weg über die Grenze.

Doch die Entscheidung des Krieges hing nicht an dem Besitze Krakau's, sondern demjenigen Warschau's. Allein die Preußen ließen zwei Wochen ungenützt verstreichen, in denen Kosciuszko einen Theil seiner verlaufenen Mannschaften wieder um sich zu sammeln wußte, bevor sie sich auf den Marsch gegen Warschau begaben.

Ignaz Potocki und Hugo Kollontai. Hier hatten unterdessen die Dinge eine wesentlich andere Gestalt angenommen. Seit den Schreckenstagen des April lastete das Pöbelregiment

schwer auf der Stadt. Die säbelklirrenden Rotten thaten sich gütlich auf Kosten der Bürger, von denen der bei Weitem größte Theil von einer Revolution überhaupt nichts wissen wollte. Dazu kamen die drückenden Abgaben, welche der Diktator für den Krieg von ihnen forderte: sie mußten ihr Silbergeräth in die Münze schicken, ihre Pferde abliefern, den durchziehenden Landsturm frei verpflegen und ein Viertel von jedem Einkommen als Steuer erlegen. Auch für den Bau der Schanzen, durch welche Mokranowski die Hauptstadt sichern wollte, wurden die Bürger aufgeboten. Handel und Verkehr stockten gänzlich in der Stadt, nur daß die immer von Zeit zu Zeit wieder ausbrechenden Hetzen auf Russenfreunde die Bürgerschaft fortgesetzt in Athem erhielten.

Im Mai erschienen, von Kosciuszko entsendet, dessen Freunde Potocki und Kollontai in Warschau, um wieder geordnete Verhältnisse herbeizuführen und an die Stelle der provisorischen Regierung einen neuen obersten Regierungsrath zu setzen, dessen Leitung sie übernehmen sollten.

Graf Ignaz Potocki, geb. 1751, war der eigentliche Schöpfer der Verfassung vom 3. Mai 1791 gewesen, ein Mann, vielseitigen, überlegenen Geistes, voll Neigung zu allem Großen und Edlen. Niemals verließ ihn die Hoffnung, ja die Siegeszuversicht; die stete Heiterkeit seines Gemüthes wurde oft für Kosciuszko, wenn finstere Ahnungen den Diktator niederdrücken wollten, zu einer Erquickung. Reiche persönliche Vorzüge schmückten zudem den Sohn einer der mächtigsten Familien des Landes; Keiner besaß in höherem Grade jene anmuthige Gewandtheit des Wesens, welche das glückliche Erbtheil der polnischen Edlen ist.


Graf Ignaz Potocki.

Hierin freilich stand Hugo Kollontai oder Kolontaj, geb. 1750, ihm nach; aber er übertraf den Freund an Schärfe des Denkens und an Geschicklichkeit in den Geschäften. Zum geistlichen Stande bestimmt, hatte er in Rom studirt und danach mehrere Jahre eine Professur an der Universität Krakau bekleidet. Durch seine Schriften lenkte er bald die Aufmerksamkeit der Patrioten auf sich: sein oberstes Ziel war die Abschaffung der Leibeigenschaft der Bauern, dem er mit der ganzen Glut seines Wesens zustrebte, unbekümmert darum, daß der größte Theil des Adels in dieser Beseitigung des „nationalen Brandmals" den völligen Untergang seines Wohlstandes fürchtete.

Alle diese besorgten Edelleute sammelten sich jetzt zugleich mit den früheren Russenfreunden um den König Stanislaus August; und diese Partei, welche im Stillen Kosciuszko abgeneigt war, suchte Verbindung mit den niederen Volksmassen, welche es mit Unwillen empfanden, daß jetzt ihre Häupter, wie der Schuster Kilinski, völlig beiseite geschoben waren. So bildete sich in Warschau eine zahlreiche Gegnerschaft gegen Kosciuszko, unklar in ihren Zielen und zur Zeit noch machtlos, aber doch unverkennbar eine Gefahr für das Gelingen der Insurrektion. Ein Glück für Kosciuszko, daß die Royalisten und die Demokraten sich gegenseitig nicht trauten.

Kosciuszko in Warschau. Sobald die Nachricht von der Niederlage bei Rawka nach Warschau kam, entstand unter den Demokraten eine wilde Gährung: man rief laut Verrath und verlangte Rache an den in Haft befindlichen Russenfreunden zu nehmen. Der Anmarsch der Preußen brachte das drohende Unwetter zum Ausbruch. Volkshaufen sammelten sich vor dem Gefängnisse und forderten drohend die sofortige Verurtheilung der russisch gesinnten Edelleute. Als sie Widerstand fanden, stürmten sie das Gefängniß und rissen sieben der Verhafteten heraus.

Potocki und Kollontai warfen sich mit eigener Lebensgefahr zwischen die Wüthenden und ihre Opfer; man drängte sie zurück, achtlos verhallten ihre Worte: die Sieben wurden aufgehängt.

Da erschien Kosciuszko selbst in der Stadt und verlangte in gerechtem Unwillen die unverzügliche Bestrafung der Mörder. Fünf wurden ermittelt und hingerichtet. Die Folge war, daß der Bruch zwischen ihm und der schon längst grollenden demokratischen Partei offen zu Tage trat; denn der Diktator erschien ihr jetzt als ein Verbündeter der Royalisten, die doch in der ganzen Insurrektion ein völlig hoffnungsloses Beginnen sahen und den Krieg hemmten, wo sie konnten. Selbst unter die Offiziere drang der Zwiespalt: die Einen verwarfen den Krieg als thöricht, und die Anderen warfen dem milden Diktator selbst Mangel an Patriotismus vor.

Einsam stand jetzt Kosciuszko zwischen beiden Parteien. Aber doch wirkte der alte Zauber seines Namens noch: in die Bürgerwehr kam neues Leben. Aus dem ganzen Lande rief er die Streitkräfte nach Warschau. So sammelten sich allmählich um Kosciuszko 38,000 Mann, mit denen er den heranmarschirenden Preußen nicht blos gewachsen, sondern an Truppenzahl wenigstens überlegen war.

Die Belagerung von Warschau. Am 13. Juli langten die Preußen endlich vor Warschau an; sie zogen um die Stadt herum, um sie von Norden her, wo die Verschanzungen am schwächsten waren, anzugreifen, während das bei ihnen befindliche russische Corps, jetzt unter General Fersen's Kommando, den rechten oder südlichen Flügel der Aufstellung übernahm. Hatte schon die Nachricht, daß Kaiser Franz die Räumung der Niederlande verfügt hätte und im Begriff stände, mit Frankreich jetzt einen Separatfrieden ohne Preußen abzuschließen, den Kriegseifer der Preußen gelähmt und die bisherige widerwillige Langsamkeit ihrer Operationen bewirkt, um nicht für das Interesse Oesterreichs die preußischen Soldaten zu opfern, so traten jetzt noch neue Umstände hinzu, wol dazu angethan, Preußen den polnischen Feldzug ganz zu verleiden. Denn Oesterreich forderte die vier südlichen Palatinate für sich: österreichische Truppen unter Harnoncourt besetzten Lublin und rückten sogar in die Provinz Sandomir ein, welche von Preußen besetzt war. Und Rußland billigte nicht nur, sondern unterstützte offen die Ansprüche Oesterreichs gegen Preußens Einsprache!

Zwar war Luchesini, der sich jetzt im Hauptquartiere des Königs befand, der Meinung, daß es unter diesen Umständen erst recht nothwendig sei, den Krieg mit allem Nachdrucke zu führen und mehr Land zu besetzen, als Preußen überhaupt die Absicht habe zu behalten: aber er drang im Rathe des Königs nicht durch. Sein eigener Schwager, der General Bischoffswerder, trat ihm entgegen und bestimmte den König, die Zeit mit Nichtsthun hinzubringen und abzuwarten, wie die Dinge sich gestalten würden.

Damit kam er den Wünschen der Russen zuvor. Denn Ende Juni hatte Katharina die Spannung mit der Türkei ausgeglichen und dadurch wieder freie Verfügung über die an der türkischen Grenze stehenden Truppencorps erlangt. Bis diese im Felde gegen Polen erschienen, kam ihr Alles darauf an, Preußen von jeder Aktion zurückzuhalten, damit es sich nicht Ansprüche erwerbe, die sie von vornherein nicht zu erfüllen entschlossen war. Wie widerwillig schon hatte sie den unbequem und bedrohlich anwachsenden Nachbar an der zweiten Theilung Polens Theil nehmen lassen! Unverzüglich sandte sie den Prinzen von Nassau als Bevollmächtigten an Friedrich Wilhelm, um ihn von jeder Unternehmung gegen Warschau, ohne es jedoch bis zum Bruche mit Rußland zu treiben, abzuhalten. Ja, sie hatte den Wunsch, wie der preußische Gesandte aus St. Petersburg schrieb, daß das Corps Fersen's sich überhaupt von Warschau nach Lithauen zur Dämpfung des dortigen Aufstandes begeben möchte.

So vergingen die Wochen, die Preußen begnügten sich damit, die Belästigungen, welche sie von Zeit zu Zeit durch die Polen erfuhren, nachdrücklich zurückzuweisen, Fersen that gar nichts. Endlich gab der König in müder Verdrossenheit über die Lage dem Rathe seiner Umgebung — Luchesini war nach Wien zurückgekehrt — nach, den beiden Kaiserhöfen den Werth der preußischen Hülfe durch ein kurzes Zurücktreten fühlbar zu machen. Die Aufhebung der Belagerung von Warschau wurde beschlossen. Als Grund wurde vorgeschützt, daß auch in dem 1793 gewonnenen Südpreußen sich Zusammenrottungen gebildet hatten und kleine

Insurgentenbanden einige Kassen plünderten, sowie daß die Polen einen preußischen Pulvertransport, der von Graudenz die Weichsel heraufkam, bei Wroclawec überfielen und ins Wasser warfen — was freilich schon am 22. August geschehen und längst wieder ausgeglichen war.

Zwei Tage lang donnerten die preußischen Kanonen ununterbrochen gegen die polnischen Schanzen, dann wurden sie aus den Laufgräben abgefahren und am Morgen des 6. September marschirten die preußischen Regimenter, alle in gedrückter oder zorniger Stimmung, nach Südpreußen ab. Der König kehrte tief verstimmt nach Berlin zurück; General Schwerin übernahm den Oberbefehl über die, wie es schien, vor den polnischen Insurgenten flüchtenden Preußen.

Gleichmüthig, ja nicht ohne heimliche Freude empfing die russische Kaiserin die Nachricht: denn schon nahte von der türkischen Grenze her Suworow.

Suworow's Sieg bei Brzesc. Vom siebenjährigen Kriege her als ein dreister und verschlagener Parteigänger bekannt, hoch gefeiert wegen seiner Erfolge im letzten Türkenkriege, hatte Suworow auf neue Lorbern gegen die Türken gehofft: sie sollten ihm in Polen wachsen.

Vierzehn Jahre lang hatte Graf Alexander Suworow, geboren 1729 — denn schon als zwölfjähriger Knabe war er Soldat geworden — als Gemeiner und Korporal gedient, bevor er Offizier wurde. Die damals angenommenen Gewohnheiten legte er auch als General nicht ab: gerade sie machten ihn so überaus populär im Heere. Oft trieb er mit den Soldaten seine derben Späße, aber er sorgte väterlich für Nahrung und Kleidung. Niemals schonte er seine Soldaten, aber sie wußten, daß er sie stets zu Sieg und Beute führe. Mit der blanken Waffe den Feind niederwerfen, so lange noch einer vor ihm stand, war sein Grundsatz; Gefahr und Mühsal galt ihm nichts. So schritt er von Sieg zu Sieg, angebetet von seinen Soldaten, unermüdlich, heldenkühn, gutmüthig und unbarmherzig, roh und geistvoll zugleich.

Binnen drei Wochen 80 Meilen zurücklegend, rückte er mit 8000 Mann seiner zuverlässigsten Truppen aus der Ukraine heran, indem er unterwegs noch die kleinen Corps von Buxhövden und Markow an sich heranzog.

Gegen diese die Grenze zu sichern, hatte Kosciuszko den General Sierakowski mit 13,000 Mann entsandt. Sobald dieser nun von dem Anmarsche der Russen Kunde erhielt, zog er sich bei Krupcyce in ein festes Lager, welches durch unwegsame Sümpfe gedeckt war, zurück. Allein Suworow's Grenadiere verachteten das feindliche Geschützfeuer, durchwateten den Sumpf und stürzten sich, ohne einen Schuß zu thun, mit dem Bajonnete auf die Polen. Ein mörderisches Ringen entspann sich: Sierakowski wurde aus dem Lager hinausgetrieben und mußte sich auf Brzesc am Bug zurückziehen, heftig von den einhauenden russischen Reitern bedrängt. Erst die Nacht machte dem Kampfe ein Ende.

Hinter dem breiten Bug hielt sich Sierakowski für gesichert und verbrachte die Nacht bei Wein und Kartenspiel. Nicht so Suworow. Ein Jude aus Brzesc zeigte ihm eine Furt über den Fluß. In der zweiten Nacht gingen die Russen hindurch und erschienen am 19. September, zwei Tage nach dem ersten Zusammenstoß, vor Brzesc. Sierakowski, vollständig überrascht, formirte seine Truppen in Quarrés, um über die kahle Ebene hinter der Stadt weiter zu entkommen. Allein sofort war auch Suworow mit seinen Reitern zur Stelle und ließ auf die Quarrés einhauen. Wol setzten sich die Polen mit verzweifeltem Muthe zur Wehr: jedoch das Ungestüm der Russen ersetzte, was ihnen an Zahl abging. Und als um Mittag auch die russische Artillerie den Fluß überschritten hatte und auf die Weichenden zu feuern begann, da war kein Halten mehr. In zwei Stunden waren alle Kolonnen zersprengt, Tausende deckten den Kampfplatz, nur mit einem kleinen Reste von einigen hundert Mann entkam Sierakowski.

Die Katastrophe Kosciuszko's. In die größte Bestürzung versetzte Warschau die Nachricht von der Vernichtung des Sierakowskischen Corps. Jetzt galt es, was die Waffen trug, dem neuen furchtbaren Gegner entgegen zu werfen und vor Allem zu verhindern, daß Fersen, der nach dem Abmarsche der Preußen weichselaufwärts gezogen war, den Strom überschreite und mit Suworow sich vereinige.

Wol hatte Kosciuszko ein Corps unter dem Fürsten Poninski Fersen nachgesandt. Jetzt aber berief er Mokranowski, der zum Schutze Lithauens entsendet war, und Madalinski

mit Dombrowski, welche Südpreußen bis Bromberg hin insurgirten und nicht ohne Erfolg mit den Preußen kämpften, zu sich und zog Suworow entgegen.

Wochenlang hatte Fersen sich vergeblich bemüht, mit List und Gewalt den Uebergang auf das rechte Weichselufer zu gewinnen. Gerade jetzt gelang es ihm, durch geschickte Scheinbewegungen Poninski zu täuschen und bei Koszenice den Strom zu überschreiten. Poninski, in der Meinung, daß es erst ein kleiner Theil des Fersen'schen Corps wäre, welcher diesen Uebergang ausgeführt, sandte Kosciuszko die Meldung, worauf dieser sofort heranzog, um die Verwegenen wieder über den Strom zurückzudrängen. Allein schon unterwegs erkannte der Oberfeldherr, daß er das ganze Fersen'sche Corps vor sich habe. Er wich also seitwärts nach Maciejowice aus, verschanzte sich und befahl Poninski, schleunigst zu ihm zu stoßen.

Jetzt aber war es Fersen, der unverzüglich zum Angriff schritt. Seine Regimenter hatten großentheils unter Igelström die schrecklichen Apriltage in Warschau durchgemacht: jetzt brannten sie vor Begierde, Rache an den Polen zu nehmen. Eine Abtheilung sandte er in der Nacht ab, um durch Wälder und Sümpfe Kosciuszko in der Flanke anzugreifen; er selbst brach lange vor dem Morgengrauen — es war am 10. Oktober 1794 — auf dem nächsten Wege gegen Maciejowice auf. Sobald es tagte, begann der Kampf, zugleich in der Front und in der Flanke. Die Polen fochten, meist junge Mannschaften, mit dem Muthe der Verzweiflung: erst gegen Mittag wankten ihre Reihen. „Denkt an Warschau!" riefen die Russen ihnen zu und hieben die Weichenden erbarmungslos nieder; kaum 2000 entkamen zu Poninski, der eilig jetzt nach Warschau zurückzog.

Kosciuszko hatte Alles aufgeboten, der Flucht Einhalt zu thun. In einen weißen Bauernkittel gekleidet, war er allerorten im dichtesten Kampfesgetümmel; zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen; er bestieg einen alten, müden Gaul, der gerade zur Hand war. Endlich mußte auch er begreifen, daß in der Flucht die einzige Rettung läge. Bald aber holte den Flüchtigen ein alter Kosak ein; er hielt ihn nach seinem Kittel für einen Bauern und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Kosciuszko weigerte sich: da durchbohrte ihn Potopyn, der Kosak, mit der Lanze und stach mit einem zweiten Stiche Kosciusko's Pferd nieder. Das Thier bäumte sich auf, schleuderte seinen Reiter über den Kopf weg und stürzte in weitem Sprunge in einen Sumpf. Mühsam raffte der Verwundete, der bis an die Schulter in den Morast eingesunken war, sich auf und suchte zu Fuße zu entfliehen. Allein ein russischer Offizier, der zufällig dazu kam, hieb von dem Pferde herab mit dem Säbel ihn über den Kopf. Lautlos sank Kosciuszko schwer verwundet nieder. Bewußtlos fand man ihn nachher liegen und erkannte in dem Bauern den Oberfeldherrn. Man trug ihn nach dem Schlosse von Maciejowice und verband sorgfältig seine Wunden. Auf Suworows Befehl wurde er später nach Kiew zur völligen Wiederherstellung gebracht.

Die Erstürmung Praga's. Es ist zwar eine Erdichtung, daß Kosciuszko, vom Pferde sinkend, ausgerufen habe: hic est finis Poloniae! aber das Wort hat eine innere Wahrheit. Denn durch den Untergang des Mannes, der allein die einander widerstreitenden Parteien noch zusammengehalten hatte, war in Wahrheit das Ende Polens besiegelt. Ein Gefühl tiefster Entmuthigung bemächtigte sich der Polen, die Soldaten glaubten sich allenthalben von Verrath umgeben, die Bauern warfen zu Hunderten die Sensen weg und verliefen sich nach Hause, die Bürger Warschau's stritten sich nur um die eine Frage, ob sie ihre Stadt den Russen oder den Preußen übergeben sollten. Jedoch General Zajonczek drang mit aller Entschiedenheit auf Fortsetzung des Kampfes, und Wawrzecki, welchen der Nationalrath zum Nachfolger Kosciuszko's im Oberkommando bestellt hatte, war sogar der Meinung, die auf dem rechten Weichselufer liegende Vorstadt Warschau's, Praga, niederzubrennen und die Hauptstadt allein durch den breiten Strom gegen die Russen zu decken.

Zwar drängte jetzt auch der König von Preußen mit allem Nachdruck zum Vormarsch gegen Warschau, um den Russen nicht allein den Ruhm und die Vortheile des entschiedenen Handelns zu überlassen, aber Schwerin war so wenig rascher Entschlüsse fähig, daß er nicht

nur die preußischen Truppen in kleinen, meist gänzlich unfruchtbaren Kämpfen gegen die südpreußischen Insurgenten aufrieb, sondern sogar die flüchtigen Corps von Dombrowski und Madalinski nach Warschau zu entschlüpfen ließ.

Unterdessen rückte Suworow, durch Fersen jetzt verstärkt, gegen Warschau vor, zersprengte bei Kobilka mit leichter Mühe die polnischen Corps, die er auf dem Wege fand, und wandte sich auch an Schwerin, ja an den König selbst, daß die Preußen durch gleichzeitiges Andrängen gegen Warschau auf dem linken Weichselufer die Hauptstadt zur Ergebung zwingen sollten. Allein es gelang ihm nicht, den General aus seiner Schlaffheit aufzurütteln.



Aus der Schlacht bei Maciejowice. Nach Ludwig Burger.

In Warschau hatte die Kriegspartei das Uebergewicht behauptet, wenn auch Wawrzecki's entschiedene Vorschläge nicht durchdrangen. Man begnügte sich, Praga durch eine doppelte Reihe hastig aufgeworfener Erdwerke zu schützen.

Vor diesen langte am 3. November Suworow an, entschlossen, sofort den Sturm zu wagen. Schon in der folgenden Nacht eröffnete er mit 86 Geschützen ein furchtbares Feuer gegen die Verschanzungen, und um 5 Uhr Morgens, ehe noch die dunkle Winternacht gewichen war, gab er durch eine aufsteigende Rakete seinen Regimentern das Signal zum gleichzeitigen Angriff. Halb berauscht von reichlich gespendetem Branntwein, aufgeregt durch die sichere Erwartung des Sieges, stürzten sich die Russen auf die Schanzwerke. Die Polen, hungrig und frierend, leisteten in der Bestürzung des unvermutheten Angriffs nur schwachen Widerstand; als der Morgen heraufdämmerte, drängten sie in wilder Flucht auf die Weichselbrücke zu, um sich nach Warschau hinein zu retten. Aber fast gleichzeitig waren auch die Russen an der Brücke und schnitten den Flüchtigen den Rückweg ab. Ein furchtbares Morden begann;

Tausende stürzten sich voller Verzweiflung in die Weichsel und fanden in deren Fluten, von den Kugeln der Russen verfolgt, ihren Tod; noch viel mehr wurden in den Straßen, in den Häusern erschlagen, selbst wehrlose Frauen und Kinder wurden nicht geschont. Feuer brach aus; brennende Trümmer deckten die Leichenhaufen. Erst um neun Uhr Morgens gelang es dem General, dem gräßlichen Morden und Brennen Einhalt zu thun. Die Widerstandskraft der Polen war nunmehr völlig vernichtet. Suworow schickte an den König von Preußen einen Brief, der mit zwei Worten die ganze Lage zeichnete: „Praga raucht, Warschau zittert. Auf den Wällen von Praga. Suworow."

Die Kapitulation von Warschau. Schon am Morgen des 4. November erschien eine Gesandtschaft Warschau's im russischen Hauptquartier mit der Bitte um Waffenstillstand. Der General ließ ihr sagen, wenn die polnischen Truppen sofort die Waffen niederlegen würden, so verbürge er Allen Freiheit, Sicherheit und Vergessen des Vergangenen. Für diese milde Antwort Suworow zu danken, erschienen die Abgesandten vor ihm. Sie fanden ihn in seinem Zelte auf der Erde sitzen. Bei ihrem Eintritt sprang er auf, rief ihnen „Friede! Friede!" entgegen und umarmte sie Alle.

Allein bei der völligen Auflösung aller Ordnung in Warschau verzögerte sich der Abschluß der Verhandlungen um mehrere Tage. Die Truppen freilich desertirten zu Hunderten, ja zu Tausenden; aber doch gab es darunter rabiate Leute, welche von Niederlegung der Waffen nichts hören wollten. Unterstützt von Pöbelbanden faßten diese den Entschluß, mit Gewalt den König Stanislaus August aus Warschau zu entführen, ein Unternehmen, das die Bürger nur mit den Waffen in der Hand zu hindern vermochten. Endlich am 7. November verließ Wawrzecki mit dem Reste der Truppen die Hauptstadt. Am folgenden Tage hielt Suworow an der Spitze seiner Regimenter Einzug in Warschau. Mit dankbarer Freude umringten die Bewohner den Mann, der nach den Schrecken der vergangenen Tage ihnen jetzt die Sicherheit wiedergab. „Allmächtiger Gott", sagte er, als man ihm die Schlüssel Warschau's überreichte, „habe Dank, daß du mich diese Schlüssel nicht so theuer hast bezahlen lassen, wie —". Die Stimme versagte ihm: er blickte auf Praga zurück, die Volksmenge ringsum verstand seine Gedanken und brach in lautes Weinen aus. Schweigend ritt er durch die grüßende Menge in sein Quartier.

Wawrzecki war nach Sandomir zu gezogen; Suworow ließ ihn verfolgen und nach wenigen Tagen schon zur Ergebung zwingen. Madalinski mußte gleichzeitig in Südpreußen die Waffen strecken, und Zajonczek wurde mit seinem Corps auf dem Marsche nach Galizien angehalten. Der Krieg war zu Ende: ein polnisches Heer gab es nicht mehr. Die Häupter der Bewegung wurden als Gefangene nach St. Petersburg gesandt.

Die dritte Theilung Polens. Jetzt erschien auch Oesterreich auf dem Plan. Es hatte den Kampf gegen Polen Preußen, die Unterdrückung des Aufstandes Rußland überlassen, sich selbst aber mit der Aufstellung eines kleinen Truppencorps im Süden begnügt. Jetzt verlangte es als Entschädigung für seinen Kampf gegen Frankreich den Süden Polens, die Abtretung der Palatinate Lublin, Chelm, Krakau und Sandomir. Preußen mußte bald inne werden, daß die Kaiserin Katharina zwar die Vernichtung des polnischen Staates beschlossen hatte, die Entschädigung aber, welche Preußen 1793 erhalten hatte, für völlig ausreichend hielt, und, wenn jetzt eine Theilung Polens unvermeidlich wäre, viel eher entschlossen war, Oesterreich daran Theil nehmen zu lassen als Preußen. Denn seit jenem Rückzuge der Preußen von Warschau hüllte sie sich allen preußischen Anfragen gegenüber in undurchdringliches Schweigen, fand aber, nachdem Suworow Warschau eingenommen hatte, die österreichischen Ansprüche, wiewol sie sich zum Theil auf Landstriche bezogen, welche Preußen schon besetzt hatte, als gerecht und natürlich, so daß Preußen im voraus erkennen konnte, was es von den Konferenzen zu erwarten haben würde, welche in Betreff der Theilung Polens am 18. Dezember in St. Petersburg eröffnet wurden. Zuvor jedoch hatte Katharina die lithauischen und volhynischen Bezirke, welche sie bei der Theilung zu erhalten wünschte, mit russischen Truppen besetzt und

mit dem Herzoge Peter Biron von Kurland und dem kurländischen Landtage mit allem Nachdrucke Verhandlungen über die Abtretung Kurlands ins Werk gesetzt.

Auf den Konferenzen wurde Rußland durch Ostermann, Preußen durch Tauenzien, Oesterreich durch Cobenzl vertreten. Immer näher rückten sich in gegenseitiger Begünstigung Rußland und Oesterreich, immer schwieriger wurde die Stellung Preußens, welches die beiden Kaisermächte soweit wie möglich zurückzudrängen bestrebt waren. Bald kam es zu offenem Bruche. Dem stets wiederholten Verlangen, daß Preußen nachgeben müsse, setzte Tauenzien den Vorschlag entgegen, Polen überhaupt ungetheilt zu lassen. „Das ist unmöglich", rief man ihm entgegen. „Die drei Höfe", setzte Ostermann hinzu, „haben die Nothwendigkeit dieser Theilung im Interesse der eigenen Sicherheit und Selbsterhaltung anerkannt. Polen ist todt, dahin für immer, und ein Todter läßt sich nicht beliebig zu neuem Leben erwecken." Da griff Cobenzl ein: „Wir sind einig in allen Stücken", wandte er sich Ostermann zu. „Eröffnen wir das Protokoll, zeichnen wir den Vertrag. Will Preußen mit uns gehen, desto besser; wo nicht, so werden wir Preußen entbehren können." Mit vor Zorn bebender Stimme erhob sich auf diese Worte Tauenzien, legte laut Protest gegen jede Abmachung ohne Preußen ein und verließ die Konferenz.

Indeß die Kaiserin Katharina ließ sich nicht einschüchtern. Für Tauenzien zwar, der wiederholt um Audienz bat, war sie stets unpäßlich, mit Oesterreich jedoch wurde der geplante Vertrag zum Abschlusse gebracht und am 3. Januar 1795 durch Ostermann und Cobenzl unterzeichnet. Danach wurden Rußland 2030 Quadratmeilen, Oesterreich die vier südlichen Palatinate Polens (etwas über 1000 Quadratmeilen) zugewiesen; der Rest von 697 Quadratmeilen mit dem Revolutionsherde Warschau sollte Preußen überlassen werden, wenn es die Erwerbungen der beiden Kaiserhöfe anerkennen und gewährleisten wolle. Hinzugefügt war ein geheimer Vertrag, welcher dem vollen Einverständnisse zwischen den beiden Kaiserhöfen Ausdruck gab: ein Einverständniß, dessen Spitze sich unverkennbar gegen Preußen richtete.

Hierdurch sah sich Preußen veranlaßt, dem Beispiele von Toscana und Spanien zu folgen und zu Basel über einen Separatfrieden mit Frankreich zu verhandeln. Frankreich zeigte sich sehr entgegenkommend, denn, wie Merlin von Douai am 7. März 1795 einräumt, war die französische Republik ohne diesen Frieden mit Preußen vernichtet. Dadurch erlangte zwar Preußen freie Hand, in langwierigen Verhandlungen mit Oesterreich einige Modifikationen des polnischen Theilungsvertrages zu bewirken, aber indem es sich von der Mitwirkung in den großen europäischen Angelegenheiten zurückzog, sank es fast zu der Bedeutung einer Macht zweiten Ranges hinab, während Oesterreich und Rußland auf Grund ihres Geheimvertrages immer neue und immer verwegenere Pläne zur eigenen Machtvergrößerung entwarfen.

Am 24. Oktober 1795 wurde der definitive Theilungstraktat unterzeichnet: einer Reichstagsbestätigung bedurfte es jetzt nicht mehr. König Stanislaus August legte am 25. November zu Grodno die polnische Königskrone nieder, auf ein Jahrgeld der theilenden Mächte von nun an angewiesen; 1798 ist er in St. Petersburg gestorben.

Gewiß war es ein hartes Schicksal, das Polen durch die Vernichtung seiner staatlichen Selbständigkeit traf: aber für die Bewohner doch von den wohlthätigsten Folgen. Denn in Wahrheit bedeutete die Theilung Polens die Vernichtung des unseligen Adelsregimentes, dessen völlige Verkommenheit das Verderben über die einst so machtvolle „Republik Polen" heraufbeschworen hatte. Mehr als neun Zehntel der Bewohner athmeten jetzt erleichtert auf; ungeahntes Leben begann in den Provinzen zu erblühen, wenngleich der kleine Adel, gedemüthigt und von Geldnoth bedrängt, es nicht an Versuchen hat fehlen lassen, die frühere Herrenstellung, welche das Mark des Landes ihm preisgab, wiederzugewinnen. Indeß im Jahre 1795 sind es sicherlich die nichtswürdig gemißhandelten Leibeigenen, welche unsere Sympathie verdienen, und nicht ihre Herren, welche ohne Wahl die Dukaten nahmen, wer immer sie darbot, und dann mit dem vollen Pathos politischer Märtyrer die Welt mit den Klagen über die ihnen widerfahrene Vergewaltigung erfüllten.



Gustav III. in Berathung mit seinen Brüdern Karl und Friedrich.

Die Katastrophe Gustav's III. von Schweden.

Ebenso wie mit dem polnischen Adel unterhielt die Kaiserin Katharina auch mit dem Adel Schwedens geheime Verbindungen zum Schutze der „Freiheit". Denn der schwedische Adel, welcher seit dem Tode Karl's XII. die unbedingte Herrschaft über das Königreich zu üben gewohnt gewesen war, konnte dem Könige Gustav III. den Staatsstreich nicht vergeben, durch welchen dieser im Jahre 1772 die Adelsprivilegien sehr wesentlich zu Gunsten der Krone geschmälert hatte, und war seitdem, von Groll gegen den König erfüllt, stets bereit, seine Standesinteressen über das Vaterland zu stellen. Der Krieg, welchen Gustav 1788 gegen Rußland begann, sollte den offenen Ausbruch dieses inneren Konflikts herbeiführen.

König Gustav III. war der Neffe Friedrich's des Großen. Geboren 1742 am Geburtstage seines großen Oheims, hatte er wol dessen Augen, aber nicht seine Besonnenheit; er unternahm mehr, als er durchführen konnte. Voll regen geistigen Interesses saß er ganze Nächte mit dem Improvisator Bellmann, der für den besten schwedischen Dichter galt, zusammen in angeregtem Gespräche; aber er war nicht der Mann, große Dinge mit ernster, mannhafter Ausdauer zu betreiben. Er setzte das Ziel seines Lebens darin, in seiner Person eine ritterliche Genialität darzustellen, die alle Elemente des Lebens zugleich zu umfassen vermöchte, die Sorgen des Staatsmannes wie den Dienst der Damen, den Ernst des Krieges wie die Angelegenheiten des Theaters oder die Interessen der Wissenschaft und Kunst. Das gab seinem Wesen bei unverkennbar genialer Anlage etwas Gemachtes; er wurde ein Schauspieler, stets bedacht, eine Rolle durchzuführen, die er mit Absicht sich vorgezeichnet hatte.

Seine Hoffnung war, Schweden wieder zu der Stellung einer europäischen Großmacht, die es unter Gustav Adolf und Karl XII. inne gehabt, zu erheben. Dazu glaubte er das Volk fortreißen zu können, und unternahm daher, ohne die verfassungsmäßige Zustimmung

des Reichstags, den Krieg gegen Rußland, um die Ostseeprovinzen, welche Peter der Große einst dem schwedischen Reiche entrissen hatte, wiederzugewinnen. Zu Anfang Juli 1788 brach er mit einem Heere in das russische Finnland ein, während die schwedische Flotte unter seinem Bruder Karl, dem Herzoge von Südermanland, in den Finnischen Meerbusen einsegelte.

Allein für das Heer war schlecht gesorgt; es war unzureichend ausgerüstet und hatte weder hinlänglichen Proviant noch das nöthige schwere Geschütz zur Stelle. Das machte aber dem Könige keine Sorge: es genügte ihm mittelalterig ritterlich und elegant sich zu zeigen. Er erschien im Lager in einem seidenen Wams, in Schuhen mit rothen Schleifen, einen Hut mit bunten wallenden Straußenfedern auf dem gepuderten Kopfe. Sänger und Tänzerinnen befanden sich in seinem Gefolge; Balletproben wurden gehalten und den Soldaten das Schauspiel eines Ritterschlages unter freiem Himmel gegeben.

Der Abfall des Heeres. Bei alledem war aber die Lage Rußlands bedenklich genug. Infolge der Kriegserklärung des Sultans befanden sich alle verfügbaren Truppen an der türkischen Grenze. Außer den kampfentwöhnten Paradetruppen der Garde war nur ein unbedeutendes Corps zum Schutze von St. Petersburg vorhanden, so daß die kaiserliche Familie schleunigst nach Moskau gesendet und Anstalten getroffen wurden, um die Kassen und Archive in Sicherheit zu bringen. Hätte der Schwedenkönig nur ein wenig noch mit seinem Ueberfalle gewartet, so wäre auch die russische Flotte unter dem Admiral Greigh nach dem Mittelmeere abgesegelt gewesen. — So kam es zuerst zu einem Kampfe zur See. Bei der Insel Hogland, im Finnischen Meerbusen, griff Greigh am 17. Juli 1788 die schwächere schwedische Flotte an und nöthigte sie, sich in den Hafen von Sweaborg zurückzuziehen, in dem er sie blockirte.

Unterdessen rückte Gustav vor die Festung Friedrichshamn: da aber versagte ihm das Offiziercorps, welches aus Söhnen des grollenden Adels bestand, den Gehorsam. Oberst Hästesko vom finnischen Regimente Åbo erklärte als Sprecher der Unzufriedenen, daß dieser Krieg verfassungswidrig sei, und forderte den König auf, wol zu bedenken, daß ein falscher Schritt ihn jetzt die Krone kosten könne. Mit beredten Worten wandte der König sich an die Soldaten; allein ohne Erfolg. Mißmuthig über den im Lager herrschenden Mangel legten mehrere finnische Regimenter, dasjenige Hästesko's voran, von ihren Offizieren gehörig bearbeitet, die Waffen nieder.

Gustav erkannte, daß er machtlos war; die Belagerung von Friedrichshamn wurde gegen seinen Willen aufgehoben: da übertrug er das Oberkommando seinem Bruder Karl, verließ die Armee und begab sich nach Schweden zurück.

Die rebellischen Offiziere, General Armfeldt, Oberst Hästesko u. A. versammelten sich jetzt zu besonderer Berathung und entsandten den Major Jägerhorn an die Kaiserin Katharina, um Rußland den Frieden anzubieten. Denn das Ziel der Rebellen war, den Krieg zum Sturze der Verfassung von 1772 und zur Wiedergewinnung ihrer Adelsvorrechte zu benutzen.

Katharina gab der Botschaft sehr freundlich Gehör; jedoch verlangte sie, daß vor Allem die unzufriedenen finnischen Regimenter den Boden Rußlands verließen; die Truppen des Schwedenkönigs wolle sie dann mit Gewalt über die Grenze treiben.

Bevor indeß der Bote der finnischen Regimenter zurückkehrte, hatten die rebellischen Offiziere zu Aniola, einem Landhause dicht an dem Grenzflusse Kymmene, sich dahin vereinigt, daß sie auf die Berufung eines Reichstages dringen wollten, um dem Könige und seiner Macht die gehörigen Grenzen zu ziehen. Und als dann die Russen dreist den sofortigen Rückzug der schwedischen Regimenter forderten, verließen diese, ohne das Schwert zu rühren, ihre feste Stellung zwischen Sümpfen und Felsen und gingen, dem Beispiele der finnischen Regimenter folgend, in der nächsten Nacht über die Grenze zurück.

Die Sicherheitsakte. Unterdessen aber waren, um den Russen Luft zu machen, auf Grund eines Separatvertrages die Dänen in Schweden eingefallen und schickten sich an, Gothenburg, die zweite Stadt des Reiches, zu belagern. Die Gefahr war groß, denn Gothenburg hatte eine schwache Besatzung, einen Kommandanten, der jede Vertheidigung für nutzlos hielt, und eine Bürgerschaft, welche sich weigerte, zu der Abwehr der Feinde das Geringste zu thun.

In diesem Augenblicke erschien Gustav in Schweden. Unverzüglich sandte er Gothenburg Truppen zu Hülfe; nach dem Beispiele seines Ahnherrn, Gustav Wasa's, begab er sich persönlich zu den Dalekarliern, den kernhaften Bewohnern der Gebirgsthäler, und rief sie mit begeisternden Worten zum Schutze des Vaterlandes auf. Dann war er in Gothenburg, ließ die Festungswerke ausbessern und brachte die Bürgerschaft durch seine warmherzigen Worte zu den größten patriotischen Anstrengungen, die sie vorher verweigert hatten. Ihm kam zu statten, daß Preußen und England, durch das eben abgeschlossene russisch-österreichische Bündniß einander näher gebracht, Gesandte nach Gothenburg schickten, welche mit drohenden Worten von den Dänen das Aufgeben aller Feindseligkeiten gegen Schweden verlangten.

Gothenburg, Schweden war gerettet. Die Dankbarkeit des Volkes schrieb der Rührigkeit Gustav's das Hauptverdienst zu: als Feinde nicht blos des Königs, sondern auch des Vaterlandes erschienen die Verschwörer von Aniola. Allenthalben zeigte sich die größte Geneigtheit für den König einzutreten, als er von Gothenburg aus auf den Februar 1789 einen Reichstag nach Stockholm ausschrieb, um durch diesen den Rest der Adelsprivilegien auf die Krone übertragen zu lassen. Ein neues Reichsstatut, die Sicherheitsakte genannt, wurde zu diesem Zwecke entworfen: es übertrug das ausschließliche Recht über Krieg und Frieden und die alleinige Besetzung aller Aemter dem Könige, nur über außerordentliche Abgaben sollte der Reichstag noch als eine Art Obergerichtshof zu beschließen haben; der Bürgerstand wurde zudem im Grunderwerb und Gerichtsständigkeit dem Adel völlig gleichgestellt. Der Zustimmung der Geistlichkeit, des Bürger- und des Bauernstandes konnte der König gewiß sein: würde aber der Adel diese Sicherheitsakte annehmen?

Die Verschwörer von Aniola wurden in Ketten nach Stockholm gebracht und vor ein Kriegsgericht gestellt. Dann erschien der König in Stockholm und eröffnete den Reichstag in Person. Er war blaß, sprach leise; im Verlaufe der Rede aber steigerte sich seine Begeisterung: durch die Ehre des Reiches werde die Annahme der Sicherheitsakte gefordert. „Eher soll", sprach er, die Rechte erhebend, „diese Hand verdorren, als ich die Erniedrigung des Reiches unterschreibe!" Er nannte jeden seiner Gegner mit Namen, vor Allen den greisen Grafen Axel Fersen, das Haupt der Adelsopposition, und ließ sie durch die Schloßwache in das Gefängniß abführen, über dreißig an der Zahl.

Dennoch versuchte der Adelsstand in seinem Widerspruche gegen die Sicherheitsakte zu beharren; alle Verhandlungen mit ihm blieben erfolglos. Da begab sich der König, von einer jubelnden Volksmasse begleitet, in die Versammlung des Adels im Ritterhause. Der Hinblick auf die draußen aufmarschirten Soldaten und auf die drohende Haltung des Volkes war unwiderstehlich: der Adel gab der Mahnung der Königs nach und unterzeichnete wie die übrigen drei Stände des Reiches nun auch seinerseits die Sicherheitsakte und gab damit der Krone die unbeschränkte Gewalt zurück, grollend um den Verlust der altangemaßten Macht, auf Rache brütend ob der erfahrenen Demüthigung.

Austrag des russischen Krieges. Die Stellen der aufsätzigen Edelleute verlieh König Gustav größtentheils deutschen Offizieren, denen es nur um „Fortune", aber gewiß nicht um das Reichsstatut zu thun war. So nahm denn der Feldzug des Jahres 1790 einen ungleich günstigeren Verlauf. Zwar der Versuch, Friedrichshamn zu erstürmen, mißlang auch in diesem Jahre, dagegen glückte es, eine Abtheilung des schwedischen Heeres neun Meilen vor St. Petersburg ans Land zu setzen und die russische Hauptstadt somit in unmittelbarer Nähe zu bedrohen. Allein das Ungeschick des Herzogs von Südermanland rettete die Russen. Er lag mit der schwedischen Hauptflotte zwischen den beiden Abtheilungen der russischen Flotte; diese Stellung gab er als zu gefährlich auf und segelte nach der Bucht von Wiborg, um sowol die dort ankernde schwedische Schärenflotte als den Vormarsch des schwedischen Heeres zu decken. Infolge dessen vereinigten sich die Abtheilungen der russischen Flotte und sperrten die gesammte schwedische Seemacht in der Bucht von Wiborg ein. Nur mit einem Verluste von sieben Linienschiffen und drei Fregatten waren die Schweden im Stande am 3. Juli die Blockade zu durchbrechen. Jedoch sechs Tage später erfocht ihre Schärenflotte allein einen so glänzenden

Sieg über die russische Flotte unter dem Prinzen von Nassau-Siegen, daß die Russen fast ihre ganze Flotte einbüßten und an Verwundeten und Todten 14,000 Mann verloren.

Da bot denn Katharina dem Schwedenkönige Frieden an; nicht durch Abtretung von Land und Leuten gedachte sie den Sieger zu entschädigen, sondern ein Bündniß stellte sie ihm in Aussicht, wenn er mit der einfachen Wiederherstellung des früheren Besitzstandes sich begnüge. Und Gustav ging darauf bereitwillig ein: zu Werelä am Kymenefluß wurde am 14. August 1790 der Friede zwischen Schweden und Rußland abgeschlossen.

Romantische Pläne. Schon nahmen neue Pläne die Gedanken des Schwedenkönigs ganz und gar in Anspruch, zu deren Durchführung jedoch noch viel mehr als zur Fortsetzung des russischen Krieges ihm die Mittel fehlten.



Schloßplatz in Stockholm mit dem Opernhause und Reiterstandbilde Gustav Adolf's.
Nach einem Bilde aus der Zeit Gustav's III.

Von früher her eng mit den Brüdern des Königs von Frankreich befreundet, hatte er mit reger Theilnahme die steigende Bedrängniß Ludwig's XVI. verfolgt. Ihm erschien es als eine wahrhaft große Aufgabe, wie sein ruhmreicher Ahn einst der Sache des evangelischen Bekenntnisses mit der besten Streitmacht Schwedens zu Hülfe gekommen war, so jetzt für das gefährdete Königthum in Frankreich mit dem Schwerte in der Hand einzutreten.

Im Frühjahr 1791 begab sich Gustav daher nach Spaa, knüpfte Verbindung mit dem General Bouillé an und nahm an den Vorbereitungen zur Flucht König Ludwig's Theil. Die Flucht mißlang. Sofort beschäftigte sich Gustav mit einem neuen Plane: er wollte mit einem schwedisch-russischen Heere auf englischen Schiffen nach der Mündung der Seine segeln, von dort aus gegen Paris vordringen und die Revolution zu Boden schmettern.

Katharina zeigte sich diesem romantischen Gedankenfluge des Schwedenkönigs nicht abgeneigt. Die Verhandlungen mit ihr führten im Oktober zu dem Ergebnisse, daß sie ihm zu dem französischen Kreuzzuge ein bedeutendes Darlehn versprach, ihm außerdem für acht Jahre bestimmte Subsidien bewilligte und die Aufrechterhaltung der Sicherheitsakte garantirte.

d. h. sich verpflichtete, mit russischen Truppen etwaige Aufstandsgelüste des schwedischen Adels hinter dem Rücken des im Felde abwesenden Königs niederzuhalten.

Jenes Darlehn jedoch war an die Bedingung geknüpft, daß die schwedischen Stände es verbürgen sollten. Diese Forderung ständischer Bürgschaft nöthigte daher den König zur Berufung des Reichstages, und dies in einer Zeit, wo das Sinken der Reichsschuldscheine bis auf 60 Prozent einen allgemeinen Nothstand hervorgerufen hatte und Mißmuth und Unzufriedenheit die Stimmung des Volkes beherrschte. Gustav berief deswegen den Reichstag nicht nach Stockholm, sondern nach Gefle; denn in dem kleinen Städtchen Nordschwedens glaubte er ihn dem Drucke der öffentlichen Meinung mehr entzogen. Allein so sehr war der ganze Reichstag auch hier jedem weiteren Schuldenmachen, zumal für Zwecke, welche die Wohlfahrt des Landes nicht unmittelbar berührten, abgeneigt, daß der König ihn nach mehrwöchentlichen fruchtlosen Verhandlungen am 24. Februar 1792 wieder schließen mußte.

Die Ermordung des Königs. Dies Scheitern seiner Pläne versetzte den König in eine sehr gereizte Stimmung; Worte des Unmuths, die ihm entfielen, wurden umgetragen und ausgelegt, als trüge er sich mit dem Gedanken der gänzlichen Aufhebung der ständischen Verfassung Schwedens. Selbst bei dem Bürgerstande trat Mißmuth zu Tage.

Dies plötzliche Sinken der Volksbeliebtheit König Gustav's brachte alte Anschläge des Adels nicht zur Reife, aber zur Ausführung. Denn längst sahen die Heißsporne der Adelspartei die einzige Möglichkeit, sich als regierender Stand, d. h. als Herren Schwedens, wiederherzustellen, in der Beseitigung dieses Königs. Sein Tod, meinten sie, würde eine allgemeine Volkserhebung zum Ausbruche bringen, in welcher es dem Adel nicht schwer werden könnte, die früheren Gerechtsame und mehr noch als diese sich wieder anzueignen. Dafür schien jetzt oder nie der geeignete Zeitpunkt. Denn wer konnte sicher sein, daß nicht König Gustav, der jetzt verstimmt auf dem Lustschlosse Haga von seiner Hauptstadt sich fern hielt, unvermuthet etwas thäte, wodurch er mit einem Schlage die alte Popularität beim Volke wieder gewönne? Dann aber hatte der Adel an dem Volke wieder einen gewaltigen Gegner seiner eigensüchtigen geheimen Bestrebungen.

Die jungen Grafen Clas Fredriksson Horn und Adolf Ribbing trieben zur That; zu ihnen hielten der Freiherr Thure Bielke, der General Pechlin, der Oberstleutnant Liljehorn, der Major Hartmannsdorf, selbst Leute aus der nahen Umgebung des Königs, wie der Adjutant Ehrenswärd. Weniger ein geheimer Plan als die gleiche Ueberzeugung vereinte sie. Wie der polnische Adel um seiner Standesvorrechte willen sein Vaterland Polen mordete, so wollte der schwedische Adel, um seine angemaßten Gerechtsame wieder zu gewinnen, seinen König morden.

Ein Edelmann von zweifelhaftem Rufe drängte sich vor, Johann Jakob von Anckarström: ihn trieb zugleich Racheburst und Noth. Als Hauptmann verabschiedet, hatte er eine Pachtung übernommen, aber bald wieder verloren; jetzt lebte er, dreißig Jahre alt, erwerblos in Stockholm. Hier war er eines Verbrechens angeklagt und ins Gefängniß gesetzt worden; der König gab ihm die Freiheit zurück, ließ ihm aber dabei bedeuten, daß es nur aus Gnaden geschehe. Er forderte es als Recht, wurde aber mit diesem Verlangen abgewiesen, eine Beschimpfung, die er schwur, den König mit seinem Blute sühnen zu lassen.

In dem greisen General Pechlin fand Anckarström einen Gönner, Horn und Ribbing schlossen sich ihm an. In unheimlicher Weise umkreisen jetzt die Mordlustigen den König: im Schauspiele, auf Bällen, wenn er einmal nach Stockholm kommt, sind sie in seiner Nähe; eines Abends stehen sie vor dem Fenster des Arbeitszimmers des Königs in Haga; sie sehen den König bleich, unbeweglich an seinem Arbeitstische sitzen und lassen die schon erhobene Pistole wieder sinken in der Meinung, den König habe der Schlag gerührt. Ein Maskenball endlich, der am 16. März in der Hauptstadt stattfinden soll, scheint ihnen zugleich die Gelegenheit zur Ausführung des Mordanschlages und Sicherheit des Entkommens zu bieten.

Indeß König Gustav blieb nicht ungewarnt. Oberstleutnant Liljehorn, plötzlich von Reue ergriffen, schrieb ihm mit Bleistift in französischer Sprache doch ohne den Muth zu haben sich zu nennen, einen Warnungsbrief mit der dringenden Bitte, den Maskenball nicht zu besuchen.



Ermordung Gustav's III. auf dem Maskenball im Opernhause zu Stockholm. Nach einem zeitgenössischen Gemälde.

Ein Bäckerjunge brachte den Brief Abends um 10 Uhr ins Schloß. Der König las ihn, allein er verachtete die Warnung des Ungenannten und begab sich etwas nach 11 Uhr auf den Ball. Eine Viertelstunde saß er mit dem Grafen Essen allein in einer Loge, mit Lächeln von dem Briefe erzählend, den er erhalten, dann stieg er in den Saal hinab. Sofort umringte hier den König eine Menge Masken; eine — es war Graf Horn — klopfte ihm mit den Worten: „Gute Nacht, Maske" auf die Schulter. Das war das Erkennungszeichen: ein Schuß fiel, und zugleich riefen viele Stimmen „Feuer! Feuer!", um Alles in die größte Verwirrung zu setzen.

Der König, von dem Schusse Anckarström's in den Rücken über der linken Hüfte getroffen, verlor doch keinen Augenblick die Besonnenheit. Sofort befahl er, daß Alles im Saale sich demaskiren und seinen Namen aufschreiben sollte, und daß die Stadtthore auf der Stelle geschlossen würden. Dann begab er sich in ein Seitenkabinet und setzte sich auf das Sopha nieder. General Armfeldt, welcher sich bei ihm befand, war so außer sich vor Bestürzung, daß der König ihn bat, sich niederzusetzen, und ihm ein Glas Wasser bringen ließ. Auch den Gesandten der fremden Mächte gegenüber, die sich sogleich um ihn sammelten, zeigte Gustav eine ruhige, ja heitere Miene. Dennoch war kein Zweifel, daß die Wunde tödlich war; es gelang den Aerzten nicht, mehr als zwei Nagelspitzen von der Ladung des Schusses aus der Wunde zu entfernen.

Die Bevölkerung Stockholms zeigte den größten Schmerz; dem Unglücke gegenüber schwieg aller Mißmuth. Selbst der greise Axel Fersen erschien an dem Schmerzenslager seines Königs. „Ich bin doch glücklich", sagte Gustav, die Hand ihm reichend, „daß ich meine alten Freunde wieder zu mir zurückkehren sehe." Nirgends trat das geringste Anzeichen der gehofften Revolution zu Tage. Vielmehr ereilte unter den lauten Verwünschungen des Volkes die Gerechtigkeit den Mörder. Durch ein Messer, welches er nach dem Mordschusse hatte in der Aufregung zu Boden fallen lassen, verrathen, wurde Anckarström am 27. April hingerichtet. Die übrigen Theilnehmer der Unthat wurden aus Schweden verbannt, Pechlin auf die Festung gebracht. — Am 29. März 1792 erlag Gustav der Todeswunde. Seinen Bruder Karl von Südermanland bestellte er zum Regenten für seinen jungen Sohn Gustav IV., den er sterbend mit feierlichen Worten zu einer besonnenen und menschenfreundlichen Regierung ermahnte. Allein der junge König, romantisch und eigenwillig wie der Vater, nur ohne dessen geistige Begabung, verstand nicht, was seine Stellung und seine Zeit von ihm verlangten. Seine Krone ist ihm verloren gegangen, weil er der Mahnung des sterbenden Vaters vergaß. —



Seeschlacht bei der Insel Hogland. (Zu S. 199.)



Zweiter Zeitraum.

Die französische Militärmonarchie, ihr Werden und Wachsen.

(1796—1808.)



Nach der Niederlage der gemäßigten Parteien in Frankreich und nach der Demüthigung Preußens war es zweifellos, daß Europa einer militärisch-revolutionären Umgestaltung entgegentrieb. Ohne den Frieden von Basel war Frankreich verloren; durch ihn verzichtete Preußen darauf, die ausschlaggebende Macht in Europa zu sein, und begab sich in die Gefolgschaft Frankreichs; es gab in einem geheimen Artikel die Rheingrenze preis, wogegen es die Neutralität Norddeutschlands für die Fortdauer des Kampfes und die Aussicht auf den Erwerb Hannovers gewann: so brachte der Friede wol namhaften Gewinn, aber er schädigte das Ansehen Preußens und das Vertrauen Deutschlands zu Preußen für die Zukunft. Diese Einbuße blieb, mochte auch immerhin durch die hinterhaltige Politik der beiden Kaisermächte Preußen zu der Abweichung von den Traditionen seiner Politik, wie sie der Baseler Friede darstellte, genöthigt sein. Daß darüber die Verfassung des Deutschen Reiches zusammenbrechen müsse, sei es durch die Abtretung des linken Rheinufers, sei es durch die Annektirung Bayerns durch Oesterreich, unterlag keinem Zweifel. Unausweichlich schien, daß durch die Zertrümmerung Preußens der Rest Deutschlands eine Provinz Oesterreichs würde, das längst nicht mehr mit Frankreich um alte Rechte und Grundsätze stritt, sondern um einige Quadratmeilen Landes mehr. So zeigten sich die alten Monarchien Europa's in ihrer ganzen Blöße und Schwäche zu derselben Zeit, wo in Frankreich der Bankrott der Revolution klar zu Tage trat, wo unter den Verwünschungen der Franzosen der Konvent zu Ende ging. Nur eine feste Grundlage der Autorität gab es noch, die Armee: wer sie gewann, dem gehörte Frankreich, ja der mußte, wie die Dinge nun einmal lagen, zum Herrn Europa's werden.

Nicht galt es, wie man wol gemeint hat, das Erbe der Revolution anzutreten: die war bankrott und hatte gar kein Erbe hinterlassen. Es galt vielmehr, sich in scharfen Gegensatz zu der Revolution zu stellen und sie endgiltig abzuthun, um auf der Trümmerstätte einen neuen

Staatsbau aufzuführen, dessen Grundlagen nichts Anderes sein konnten als treu ergebene Bataillone. Das erkannte klar und wagte verwegen der Mann, welcher am 20. Juni 1792 meinte, man hätte „von dem Gesindel 4—500 niederkartätschen müssen", und welcher am 5. Oktober 1795 mit Kanonen auf die Sektionen feuern ließ.

Napoleon Buonaparte.

Ein Italiener war es, von Korsika gebürtig, der das riesenhafte Wagniß des völligen Neubaues des französischen Staates unternahm, der General Bonaparte. Ein Franzose wäre auch dazu schwerlich fähig gewesen: ihm würden die großen Traditionen Frankreichs das Urtheil beirrt haben, die Erinnerungen an Ludwig XIV., oder vielleicht auch die Grundsätze der französischen Philosophen, in welchen die französische Jugend zur Zeit des letzten Bourbonen aufgewachsen war. Auf Bonaparte aber traf nichts von Alledem zu: seine Ideale waren völlig anderer Art. So wenig war er Franzose, daß er der französischen Sprache niemals völlig Meister geworden ist, und Zeit seines Lebens einen nur spät sich mildernden Widerwillen gegen das Franzosenthum bewahrt hat.

Pasquale Paoli. Die Heimatsinsel Bonaparte's, seit 1347 unter der Herrschaft der Republik Genua, war seit Jahrhunderten ein Zankapfel zwischen Genua und Frankreich, dessen Südküste einen regen Verkehr mit der nahen Insel unterhielt. Wiederholt hatten sich die Korsen gegen die genuesischen Oligarchen erhoben, niemals erfolgreicher als unter dem strengen Sampiero, den gegen Andreas Doria die Franzosen nachdrücklich unterstützten; allein er fiel 1567 durch Meuchelmord, und die Genuesen wurden wieder die Herren.

Ein hoher Gebirgszug theilt die Insel von Norden nach Süden, im Osten noch einen breiten Küstensaum frei lassend, im Westen sich dicht an das Meer andrängend. Fast nur jener Küstenstrich erkannte die Herrschaft Genua's an, deren Mittelpunkt die Stadt Bastia war; der schmale Westsaum, wo zwischen Fels und Meer eingeengt Ajaccio lag, verhielt sich trotzig abgeneigt; und im Innern, in einsamer Bergwildniß oder in dichten Wäldern, lebten die Bewohner als Hirten und Jäger, oder auch als verwegene Raubgesellen, in Ingrimm und Dürftigkeit, ein kraftvolles Geschlecht, rauh, abgehärtet, die Freiheit über Alles liebend, ihren Häuptlingen treu ergeben.

Die Erpressungen und die Anmaßung der Genuesen trieben um das Jahr 1730 die Korsen zur Empörung. Damit begann der Freiheitskampf, welcher ein Menschenalter hindurch bis zum Untergange der korsischen Freiheit währte. An Unterstützung, namentlich von den Engländern, fehlte es dabei den Korsen nicht. Auch ein westfälischer Abenteurer, Theodor von Neuhof, der sogar zum Könige von Korsika ausgerufen wurde, kam ihnen 1736 und 1743 zu Hülfe. Die Zurückdrängung der Genuesen gelang jedoch erst, als die Korsen den neunundzwanzigjährigen Pasquale Paoli 1755 zum alleinigen Oberhaupte der Nation beriefen. Mit diktatorischer Gewalt ausgerüstet, verstand er es, die ganze Insel zu organisiren; sein Beispiel leuchtete Allen vor, allenthalben gab er wie die Anregung, so den Ausschlag; nichts entging ihm, überall schaffte er Rath, Gerechtigkeit und Festigkeit mit Milde und Nachsicht vereinigend. Alle setzten Vertrauen in ihn, trugen ihm Begeisterung entgegen.

Die Folge war, daß im Jahre 1764 die Genuesen von der ganzen Insel in wenige Küstenplätze zurückgetrieben waren und die Franzosen herbeiriefen, um die rebellische Insel wieder zu unterwerfen. Allein die Franzosen begnügten sich durchaus nicht mit der Rolle des Büttels: durch einen am 15. Mai 1768 abgeschlossenen Vertrag ließen sie sich zwar nicht den rechtlichen, aber doch den thatsächlichen Besitz Korsika's abtreten. Pasquale Paoli versuchte Alles, um dem gegenüber den sinkenden Muth seiner Landsleute aufrecht zu erhalten: vor den durch die Engpässe in das Innere einrückenden Franzosen erlag die Tapferkeit der Korsen; wo die Franzosen erschienen — auch Mirabeau befand sich als Freiwilliger unter ihnen — streckte die Bevölkerung die Waffen. Im Mai 1769 war Paoli über die Berge bis in die Nähe von Ajaccio zurückgedrängt. Hier wollte er sich verschanzen, allein in ihrer Verzagtheit hinderte

die Bevölkerung ihn daran. Daher schiffte er sich im Juni mit seinen letzten 300 Gefährten auf zwei englischen Schiffen nach Livorno ein.

Ganz Korsika war in der Gewalt der Franzosen, welche nicht gesonnen waren, es wieder herauszugeben. Graf Marboeuf wurde zum Statthalter ernannt und war ernstlich bemüht, Ruhe und Arbeit auf der Insel zu fördern. Hauptsächlich strebte er danach, die angesehenen Familien Korsika's für Frankreich zu gewinnen; es lag ihm daran, durch jegliche Begünstigung zu bewirken, daß der korsische Adel sich entschlösse, seine Kinder auf Kosten des Königs in Frankreich erziehen zu lassen, damit durch die französische Gesinnung der heranwachsenden Generation der Besitz der Insel für Frankreich gesichert würde.

Die Familie Buonaparte. Zu diesen Familien gehörte auch diejenige der Buonapartes, welche ihren Adel zwei Jahrhunderte weit zurückführen konnte und dadurch dem aristokratischen Regimente der Franzosen sich sehr nachdrücklich empfahl. Marboeuf verkehrte viel mit ihnen.

Die Familie stammte aus Toscana, war aber seit 300 Jahren in Ajaccio angesessen; mit den freiheitdürstenden Bergstämmen des Innern unterhielt sie kaum Verbindung, stand auch während des langen Freiheitskampfes Paoli ziemlich fern. Doch wird erzählt, daß Paoli eine Zeit lang den jungen Karl Buonaparte als Sekretär in seiner Begleitung gehabt habe.

Dieser Karl Buonaparte hatte zu Pisa und Rom die Rechte studirt. Achtzehnjährig verheirathete er sich mit der vierzehnjährigen Lätitia Ramolino, einem auffallend schönen, aber armen Mädchen aus einer geringen Familie zu Sartene. Das junge Paar zog nach Corte im Innern, als aber die Franzosen Herren der Insel wurden, siedelte es in die alte Heimat der Familie, nach Ajaccio über, wo Karl Assessor am königlichen Gerichtshofe und zugleich Aufseher einer königlichen Baumschule wurde; denn er beeilte sich, mit den neuen Herren sich auf guten Fuß zu stellen.

In Ajaccio lebte die Familie auf großem Fuße. Freilich war sie vermögend, aber Karl liebte den Aufwand bis zur Verschwendung. Sein Haus war eins der stattlichsten in der Stadt, Marboeuf ein häufiger Gast darin, so oft er von Bastia herüberkam, ein eifriger Verehrer der Frau Lätitia. — Ein reicher Kranz von Kindern belebte das Haus; doch starben fünf in zarter Jugend. Der Ueberlebenden waren fünf Söhne: Joseph, Napoleon, Lucian, Ludwig und Hieronymus, und drei Töchter: Elisa, Pauline und Karoline. Ihre Erziehung lag der Mutter ausschließlich ob; denn der Vater war viel zu vergnügungssüchtig, als daß er viel hätte zu Hause sein mögen. Ueberdies kostete ihn die Beaufsichtigung der zahlreichen Schafherden im Gebirge, die er besaß, und seiner Weinberge viel Zeit. Lätitia aber war eine außerordentliche Frau, zwar von geringer Bildung, aber von großer Begabung: kein Schicksalswechsel brachte sie aus der Fassung; selbst Paoli hatte sie in Corte ausgezeichnet. Als echte Korsin verstand sie es, den Familiensinn in ihren Kindern zu pflegen und das Gefühl geschwisterlicher Zugehörigkeit in ihnen zu entwickeln.

Auch über ihren 13 Jahre jüngeren Stiefbruder Joseph Fesch wachte sie mit fast mütterlicher Sorge; er wurde später auf Regierungskosten im Seminar zu Aix zum Priester erzogen.

Sehr nahe dem Hause stand auch der greise Oheim Karl's, Lucian Buonaparte. Er war Archidiakonus an der Kathedrale von Ajaccio, reich begütert mit Schafherden und Weingärten. Er übernahm später, als sein Neffe Karl, erst 39 Jahre alt, starb, die Ordnung der sehr zerrütteten Verhältnisse desselben und die Sorge für die Familie, und setzte schließlich seine Großneffen zu Erben seines reichen Besitzes ein, der ihm 5000 Francs Rente abgeworfen hatte.

Der Knabe Napoleon. Aus der reichen Kinderschar war der erklärte Liebling der Mutter der zweite Sohn; ihn bevorzugte sie sichtlich. Denn nur sie allein vermochte etwas über den starrköpfigen, eigensinnigen Napoleon, dem nichts imponirte, der sich vor nichts fürchtete, den nichts aus der Fassung brachte. Sechsjährig kam er in ein Mädchenpensionat, wo er sein Interesse seiner kleiner Freundin Giacominetta zuwandte. Natürlich verfolgten seine Altersgenossen, wenn sie ihn Hand in Hand mit der Kleinen gehen sahen, ihn mit den zügellosesten Spöttereien, bis er mit wüthenden Faustschlägen, ohne je ihre Zahl anzusehen, sich unter seine Gegner stürzte und sie auseinander trieb.

Ende 1778 hatte der Vater als Abgesandter des korsischen Adels sich an den Hof nach Versailles zu begeben. Er nahm dorthin seine beiden ältesten Söhne mit, von denen er Joseph auf Empfehlung Marboeuf's, von dem ein Neffe Bischof von Autun war, im Seminar zu Autun unterbrachte, in welchem einige Jahre nachher auch Lucian seine Erziehung erhielt. So sehr entgegenkommend zeigte man sich ihm, daß auf königliche Kosten auch die Tochter Elisa in das Ludwigsstift zu St. Cyr später aufgenommen wurde. Für den zweiten Sohn erhielt er eine königliche Freistelle in der Militärschule zu Brienne, wo Marboeuf fortfuhr, ihn zu unterstützen.

Der Vater gab bei dem Eintritte Napoleon's dort als dessen Geburtsjahr 1769 an, so daß er als Franzose von Geburt erschien. In Wahrheit indessen war Napoleon wahrscheinlich schon am 8. Februar 1768 geboren. Der 15. August ist später nicht als Geburtstag, sondern als Namenstag nach Bestimmung des Papstes gefeiert worden. Am 23. April 1779 trat Napoleon in die Kadettenschule ein; er blieb darin bis zum 17. Oktober 1784.

Der neue Kadet hatte wenig Einnehmendes: er war klein, sehr hager und von grünlich-gelber Gesichtsfarbe. In körperlichen Uebungen war er wenig geschickt, seine Bewegungen waren linkisch. Er sprach fast nur italienisch. Sein Wesen war verschlossen; nicht selten verfielen seine Sonderbarkeiten dem Spott seiner Kameraden. Das ihm zugewiesene Stück Gartenland hatte er mit einem dichten Zaun umgeben; darin verbrachte er meist seine Freistunden, in Bücher vertieft. Nur als der Winter von 1783 zu 1784 ungewöhnlich reichen Schneefall gebracht hatte, leitete er seine Kameraden an, aus Schnee Festungswerke aufzuführen und mit Schneebällen anzugreifen und zu vertheidigen, wobei er selbst den Anführer der einen oder der andern Partei machte, indem er durch täglich neue Manöver das Interesse an diesem Soldatenspiel wach zu erhalten verstand. Sobald aber der Winter vorüber war, zog er sich wieder in seine Umzäunung zurück.

Seine Lehrer — einer von ihnen war Pichegru — waren Geistliche; sie versuchten Vieles, um sein Betragen zu ändern. Allein gegen ihre Zurechtweisungen zeigte er sich unempfindlich; ihrem Spotte setzte er trotziges Schweigen entgegen. Alles schien dazu zu dienen, um sein maßloses Selbstgefühl noch zu steigern.

Unter den Wissenschaften bevorzugte er die Mathematik sichtlich, aber auch für Geschichte und Geographie zeigte er eindringendes Interesse; in den schönen Wissenschaften dagegen blieb er hinter seinen Genossen zurück. Für Korsika's Ruhm war er begeistert: Sampiero und Paoli schwebten ihm als leuchtende Vorbilder vor, sie stellte er den Helden Plutarch's, seines Lieblingsschriftstellers, an die Seite und vertheidigte ihren Ruhm gegen seine Kameraden mit Empfindlichkeit und Energie.

Von Brienne kam Napoleon auf die Militärschule von Paris. Hier gab er sich seiner Wißbegier noch rückhaltloser hin: Niemand benutzte so eifrig wie er die Bibliothek der Anstalt. Eine Zeit lang beschäftigte ihn der Gedanke, zur Marine zu gehen; doch gab er ihn auf, als er am 1. September 1785 das Patent als Artillerieoffizier im Regiment La Fère erhielt.

Der Leutnant Buonaparte. Das Regiment lag in Valence in Garnison. Der Dienst im Frieden füllte die Zeit des jungen Leutnants bei Weitem nicht aus. Mit Ernst begann er jetzt die Selbstausbildung; indeß zog nicht die Wissenschaft als solche ihn an: ihm kam es nur auf ihre praktische Verwendbarkeit an. Durch den Erwerb nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten wollte er sich zur Geltung bringen. Denn als Ideal stand damals vor seiner Seele: wie Paoli die Heimatinsel zu befreien und zu beherrschen.

Der Modeschriftsteller der Zeit war der Abbé Raynal, wie Voltaire ein Feind des Christenthums und zugleich wie Rousseau ein Schwärmer für Natur und Tugend. Sein Hauptwerk, die „Philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in beiden Indien", beschäftigte damals Buonaparte viel und hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, jenes Interesse für den Orient in ihm zu pflegen, dessen Ausdruck die Expedition nach Aegypten werden sollte. Auch eine Geschichte von Korsika beabsichtigte er zu schreiben; Einzelnes daraus wurde auch ausgeführt. Daneben schrieb er einen korsischen Roman.

Es war damals eine erregte Zeit, in der Alles politisirte. Buonaparte, den inneren Fragen mit gespanntem Interesse folgend, wurde je länger, je entschiedener Feind der Aristokratie und des Königthums. Darüber kam er mit seinen Kameraden, meist Söhnen der angesehensten Adelsfamilien, nicht selten in erregte Debatten; sie zeigten ihm weder Verständniß noch Geneigtheit, so daß er sich ganz in seine Einsamkeit vergrub, seine Wohnung möglichst entlegen nahm, besuchte Spaziergänge gänzlich mied. Dabei aber suchte er durch Abhärtung und größte Mäßigkeit seinen Körper zur Ertragung angestrengter geistiger Arbeit geschickt zu machen: er stand Morgens um vier Uhr auf und nahm den Tag über nur eine einzige Mahlzeit zu sich. Eine Zeit lang hatte er auch seinen Bruder Ludwig bei sich, den er selbst erziehen wollte.

Umtriebe auf Korsika. So traf ihn das Jahr 1789, der Ausbruch der Revolution. Die Erstürmung der Bastille wurde das Signal zum Aufstande der Provinzen. Zumal im Rhonethale waren die Massen nicht zu halten; überall bildeten die Bürger revolutionäre Ausschüsse und griffen zu den Waffen.

Ein Theil des Regiments La Fère war nach Auxonne verlegt worden. Als nun auch hier die Volksmenge die Steuerhäuser plünderte, weigerten sich die Soldaten, gegen die aufrührerischen Bürger einzuschreiten. Ja so völlig war die Disziplin des Regiments zerstört, daß die Soldaten meuterisch das Haus des Obersten umringten, die sofortige Bezahlung des rückständigen Soldes verlangten und ihre Offiziere zwangen, an einem Trinkgelage mit ihnen Theil zu nehmen.



Buonaparte's Elternhaus in Ajaccio.

Man durfte erwarten, daß nun auch bei den heißblütigen Korsikanern die revolutionäre Bewegung Wiederhall finden würde. Vierzehn Tage nach jener Soldatenrevolte nahm Buonaparte auf mehrere Monate Urlaub und begab sich von Auxonne nach Ajaccio: glaubte er schon jetzt seine Zeit gekommen?

Sofort begann er in der Heimatsstadt seine Thätigkeit; schon nach wenigen Tagen zeigten sich Wirkungen: das bisher ganz ruhige Ajaccio gerieth in Gährung, es bildete sich ein revolutionärer Klub, die dreifarbige Kokarde tauchte auf, man ging damit um, eine Nationalgarde ins Leben zu rufen. Allein der französische Statthalter sandte Truppen nach Ajaccio und machte dem revolutionären Treiben schnell ein Ende.

Enttäuscht kehrte Buonaparte in seine Garnison zurück. Indeß nach etlichen Monaten schon finden wir ihn wieder auf Urlaub in Ajaccio. Denn eine bedeutende Wandlung war in den Verhältnissen Korsika's geschehen. Am 30. November 1789 schon hatte die Nationalversammlung in Paris den Beschluß gefaßt, die Insel Frankreich einzuverleiben. Zwar hatte die Republik Genua als die gesetzliche Herrin Korsika's dagegen Protest eingelegt, jedoch die Nationalversammlung erklärte ihn am 21. Januar 1790 nicht der „Erwägung“ für werth — und Genua schwieg. In diesen Beschlüssen sah Paoli, der in London als Gast Englands lebte, eine Gewähr der Freiheit und des Friedens für sein Heimatsland und beschloß nunmehr dorthin zurückzukehren. Mit Begeisterung empfing ihn Frankreich, mit unermeßlichem

Jubel Korsika, als er nach einundzwanzigjähriger Verbannung in tiefer Bewegung den Fuß wieder auf den theuren Boden der Heimatsinsel setzte.

Rückhaltlos stimmte Paoli der neuen Lage der Dinge zu: seine Meinung war, daß es für Korsika jetzt besser wäre, eine Provinz Frankreichs als unabhängig zu sein. Dieser Meinung war der Leutnant Buonaparte jedoch nicht; er strebte die Befreiung der Insel auch von den französischen Beamten und Truppen, ihre völlige Unabhängigkeit an, um selbst die Rolle dort ungehemmt spielen zu können, zu der er sich berufen glaubte. Zu diesem Zwecke aber war das Nöthigste, die Insel nicht zur Ruhe kommen zu lassen, die Anarchie permanent zu machen. Damit war der tiefe, unversöhnliche Gegensatz zwischen dem greisen Nationalhelden und dem jungen Streber bezeichnet, wenn dieser auch zunächst mit Eifer sich um die Geneigtheit Paoli's bewarb.

In Ajaccio waren die Buonapartes jetzt ohne Zweifel die Führer der revolutionären Umsturzpartei: Joseph, der Advokat, Mitglied des Gemeinderaths der Stadt und jetzt auch in den Departementsrath der Insel gewählt, und Napoleon, der Artillerist. Sie hielten es mit dem Jakobiner Salicetti, der, als Abgeordneter des dritten Standes der Insel in die Nationalversammlung nach Paris geschickt, jetzt zum Generalsyndikus Korsika's ernannt war. Ihr Gegner war auf Schritt und Tritt Karl Andreas Pozzo di Borgo, wie Joseph Advokat und Mitglied des Gemeinde- wie des Departementsrathes, den seine korsisch-unversöhnliche Feindschaft gegen die Buonapartes zu einer historischen Person gemacht hat. Schon damals neigte Paoli mit immer klarerer Entschiedenheit sich ihm zu.

Während nun der Departementsrath in Corte seine Sitzungen hielt, durchstreifte der Leutnant Buonaparte die Berge und warb mit Geld und geschickten Worten Anhänger für seine Bestrebungen. Dann wieder agitirte er im Revolutionsklub in Ajaccio, dessen Seele er war, schüchterte die aristokratische Partei ein und hetzte gegen die Franzosen und die Franzosenfreunde.

Eintritt in die Nationalgarde. Diese demagogische Agitation setzte Buonaparte auch in Valence fort, wohin er nach Ablauf seines Urlaubs, am 1. April 1791 zum Premierleutnant ernannt, zurückversetzt war. Er war einer der Hauptveranstalter der Gedächtnißfeier, welche nach dem Tode Mirabeau's diesem zu Ehren in Valence begangen wurde. Freilich mit seinen Kameraden entzweite er sich durch dies revolutionäre Treiben immer unversöhnlicher, aber bei den Gemeinen im Regimente wurde er gerade dadurch eine sehr beliebte Persönlichkeit.

Sein Sinn jedoch stand nach einer größeren Arena: in Paris hoffte er bald zu Einfluß zu kommen, wenn er nur die Mittel gehabt hätte, sich dorthin zu begeben.

Die Akademie zu Lyon hatte 1791 für den von Raynal gestifteten Preis von 1200 Francs die Aufgabe gestellt, „diejenigen Wahrheiten und Empfindungen zu bestimmen, die man vor allen übrigen dem Menschen einflößen müsse, um ihn glücklich zu machen“. Unter den 14 Bewerbern um diesen Preis befand sich auch der Leutnant Buonaparte: indeß die Akademie fand die von ihm eingereichte Abhandlung nicht der Aufmerksamkeit, viel weniger des Preises für werth. Damit war für ihn der Plan, in Paris eine Rolle zu spielen, gescheitert. Doch sandte er wenigstens an den Kriegsminister eine Denkschrift über die Bewaffnung der korsischen Nationalgarde, um dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Da sich aber auch hiervon nicht gleich ein Erfolg zeigen wollte, so nahm er wieder bis zum Ende des Jahres Urlaub und begab sich nach Korsika.

Hier hatte unterdessen das Bestreben der gemäßigten Partei, die Korsen mit dem Franzosenthume auszusöhnen, immer heftiger die nationalen Antipathien wach gerufen; gerade die patriotischesten Korsen schwärmten für die völlige Unabhängigkeit ihrer Insel. Daher fand die von Paris aus befohlene Bildung von 4 Bataillonen besoldeter Nationalgarde sehr willigen Gehorsam; man sah darin die Organisation der nationalen Wehrkraft. Unverzüglich bewarb sich Buonaparte um das Kommando des Bataillons von Ajaccio. Der Tod seines Großoheims gab ihm gerade zur rechten Zeit die Mittel in die Hand, seine Wahl zu betreiben; der Leutnant erreichte, was er wollte: er wurde zum Obristleutnant und zweiten Bataillonskommandeur gewählt.

Freilich war darüber sein Urlaub verstrichen, und er wurde, da er nicht zur bestimmten Zeit zu seinem Regimente zurückkehrte, am 6. Februar 1792 aus der Liste der französischen Armee gestrichen. Jetzt galt es für ihn allein, sein Glück auf Korsika zu versuchen.

Der Aufstand in Ajaccio. Die Lage war so günstig wie nie zur Durchführung seiner Pläne: Frankreich, verfeindet mit halb Europa, konnte nichts zur Behauptung Korsika's thun und unter den fremden Mächten besaß die Insel sogar in England und Sardinien alte Freunde. Von Ajaccio, so war Buonaparte's Meinung, sollte die korsische Erhebung ausgehen.

Er sammelte daher die Soldaten seines Bataillons, wilde Söhne des benachbarten Berglandes, die in der Umgegend zerstreut lagen, um sich in Ajaccio, wo sie im Priesterseminare einquartiert wurden. Der Schrecken der Städter war beim Einrücken der undisciplinirten Rotten groß: ihre einzige Hoffnung auf Schutz stand auf dem Kommandanten der regulären Truppen, welche die Besatzung der Citadelle von Ajaccio bildeten. Allein diese waren größtentheils auch Korsen und gegen Landsleute schwerlich sehr zuverlässig.


Pasquale Paoli.

Am Ostermontage kam es zu einer Prügelei zwischen Nationalgardisten und Städtern, Flintenschüsse fielen, Verwundungen kamen vor. Buonaparte in anscheinender Bedrängniß bat den Kommandanten der Citadelle für seine Leute um Schutz und um Aufnahme in die Feste. Indessen dieser lehnte kühl beides ab. Am folgenden Tage verstärkte Zuzug aus den Bergen die Schar der Nationalgardisten, welche jetzt mehrere wichtige Punkte vor der Stadt besetzten, als wollten sie sich mit Gewalt der Citadelle bemächtigen. Da ließ der französische Kommandant derselben die Kanonen auf die Freischaren richten: eine deutliche Sprache, wenn auch die Kanoniere sich weigerten, die Geschütze zu lösen.

Das Unternehmen Buonaparte's war mißlungen: er selbst wurde sein einziges Opfer. Denn Paoli bewirkte, daß er seiner Stelle als zweiter Befehlshaber des Bataillons ohne Weiteres enthoben wurde. Mit der guten Meinung Paoli's aber verlor Buonaparte den festen Halt auf Korsika; überdies in Sorge, für den verunglückten Aufstandsversuch in Paris zur Rechenschaft gezogen zu werden, beschloß er unverzüglich sich selbst dorthin zu begeben, um allen Verdacht von sich abzulenken und die erlittene Niederlage gut zu machen, so viel sie sich noch gut machen ließ.

So kam es, daß er Zeuge der „moralischen Insurrektion“ vom 20. Juni 1792 gegen das Königthum wurde: sie scheiterte an der ruhigen Fassung des wehrlosen Königs. Mit herben Worten sprach Buonaparte, wie erzählt wird, seine Verachtung über das Gebaren der Pariser Revolution aus. Seine Hoffnung hatte auf dem Siege der Demagogen gestanden: jetzt traf ihn der Mißerfolg empfindlich. Seine Lage wurde eine so bedrängte, daß er seine Uhr zu versetzen genöthigt war. Allein der Tuileriensturm am 10. August brachte Wandel. Unstät irrte er den Tag über in den Schankwirthschaften in der Nähe umher, obgleich er äußerlich Ruhe zu zeigen sich bemühte, und wartete ungeduldig auf den Sieg der Marseiller Freischaren. Des Eindrucks, den die Menge der gefallenen Schweizer am Abend auf ihn machte, erinnerte er sich noch auf St. Helena.

Neue Minister kamen ans Ruder, unter ihnen Monge für die Marine, der auf der Pariser Kriegsschule Buonaparte's Lehrer gewesen und bis zur Stunde ihm günstig gesinnt war.

Jetzt wurde dem jungen Korsen die agitatorische Thätigkeit, die er im Rhonethal gezeigt hatte, als Verdienst angerechnet: am 30. August wurde er als Hauptmann der Artillerie wieder in das französische Heer aufgenommen, sein Patent sogar auf den 6. Februar, den Tag seiner früheren Entlassung, zurückdatirt. Sein Regiment stand unter Dumouriez an der Mosel gegen die Alliirten im Felde; allein der neu ernannte Hauptmann zog es vor, anstatt sich auf den Kriegsschauplatz zu begeben, unter dem Vorgeben, seine Schwester Elisa von St. Cyr in die Heimat geleiten zu müssen, mit Urlaub nach Korsika zurückzukehren.

Der Feldzug gegen Sardinien. Jetzt trat er mit dem kategorischen Verlangen vor Paoli, ihm sein Bataillonskommando zurückzugeben. Indeß der greise Volksheld ließ sich weder durch Vorstellungen noch durch Drohungen dazu bewegen — er war Oberkommandant der korsischen Nationalgarde. Ihm war der Jakobiner, der stete Unruhstifter und Volksaufwiegler tief zuwider, der ihn gern verdrängt haben würde, hätte Paoli in der Verehrung seiner Landsleute nicht so unerschütterlich fest gestanden.

So wurde denn ein anderer Weg, um zu Ansehen und Geltung zu gelangen, eingeschlagen. Salicetti, der rührige Jakobiner, Mitglied des Konvents in Paris, überreichte dem Ministerium den Plan, die Insel Sardinien für Frankreich zu erobern. Wer wird den anders entworfen haben, als sein Freund, der unerschöpfliche Projektemacher in Ajaccio? Wirklich ging das Ministerium bereitwillig darauf ein. Paoli mußte, was er von Linientruppen unter sich hatte, und einen Theil der Nationalgarde für die Expedition zur Verfügung stellen. Der Rest des Expeditionscorps wurde aus den undisciplinirten Horden der Marseiller Freiwilligen gebildet, welche, befleckt mit dem Blute der Opfer der Septembergreuel, in die Heimat zurückgekehrt waren. An ihre Spitze war Truguet gestellt, die Korsen führte Colonna-Cesari.

Buonaparte hatte die Absicht auf Korsika zurückzubleiben. Denn nach dem Abzuge der französischen Truppen glaubte er die Erhebung der Insel gegen Frankreich leicht ins Werk setzen zu können, zumal auch Paoli ja die Mittel durch die Expedition entzogen waren, ihm mit der That dabei hinderlich in den Weg zu treten. Jedoch Paoli durchschaute den Verschlagenen: er wußte es durchzusetzen, daß dem Hauptmann Buonaparte befohlen wurde, als Befehlshaber der gesammten Artillerie an der Expedition Theil zu nehmen.

Damit hatte für diesen der Kriegszug seinen eigentlichen Zweck verloren. Aber auch Ruhm gewann er nicht daraus, denn das ganze Unternehmen scheiterte in der kläglichsten Weise. Nach sehr stürmischer Ueberfahrt kaum gelandet, verlangten die Helden von Marseille die sofortige Umkehr; und die Korsen setzten sogar, als sie auf Widerstand bei den Sarden stießen, ihren eigenen Kommandanten gefangen und segelten wieder heim.

Der Kampf gegen Paoli. Seit diesen Ereignissen wurde der Kampf der Buonapartes gegen Paoli ein ganz unverhüllter. Lucian segelte nach Frankreich hinüber und hielt in den Jakobinerklubs zu Toulon und Marseille Reden gegen den ehrwürdigen Helden voller Verleumdungen und Anklagen. Infolge dessen reichten diese Klubs eine Denunziation gegen Paoli bei dem Konvente in Paris ein. Man gab ihm schuld, ein Freund Englands und ein Feind der Freiheit zu sein. Marat nannte ihn in der Verhandlung am 2. April 1793 einen feigen Ränkeschmied. Es wurde beschlossen, Paoli und seinen Schützling Pozzo di Borgo vor die Schranken des Konvents zu laden. Eine Kommission, an ihrer Spitze Salicetti, begab sich zu diesem Zwecke nach Korsika mit Haftbefehlen versehen. Paoli aber wies unter Hinweis auf seine Kränklichkeit die Vorladung zurück und blieb ruhig auf seiner Feste in Corte; nur eine schriftliche Rechtfertigung sandte er an den Konvent.

Da erkannte Buonaparte, daß er den Bogen zu scharf gespannt hatte: er mußte sich jetzt für Frankreich oder für Korsika entscheiden. Sollte er ganz auf seine korsischen Pläne verzichten? Er suchte einzulenken, indem er selbst eine Vertheidigung Paoli's entwarf und an den Konvent einsandte.

Paoli indessen antwortete mit einem Aufruf an das korsische Volk: er berief, wie es in den Zeiten der Freiheitskämpfe geschehen war, eine Nationalversammlung der Korsen; 1009 Vertreter des Volkes folgten seinem Rufe. Der Konventskommission sagten sie den Gehorsam

auf und sprachen die Acht über Paoli's Feinde und Verleumder aus: „es ist unter der Würde des korsischen Volkes, sich mit den Familien Buonaparte und Arena zu beschäftigen; daher sie ihrer Reue und dem öffentlichen Schimpfe anheim gegeben werden."

Die Folge dieser Aechtung war, daß die Güter der Buonapartes, darunter ihr Haus in Ajaccio, von dem Bergvolke überfallen und zerstört wurden. Die ganze Familie mußte, um ihres Lebens sicher zu sein, bei Salicetti Schutz suchen. Napoleon, zum Befehlshaber der gesammten Artillerie auf Korsika ernannt, erhielt den Befehl, die Küstenplätze den Franzosen zu sichern. Der Versuch, mit Hülfe der französischen Truppen in Ajaccio wieder festen Fuß zu fassen, scheiterte an der offenen Abneigung seiner Landsleute gegen ihn. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als mit seiner Mutter und seinen Geschwistern nach Toulon zu flüchten. Jetzt mußte er es, er mochte wollen oder nicht, mit den Franzosen halten: sonst war er verloren.

Welch eine Wandlung! Er, dessen Jugendtraum gewesen war, wie ein zweiter Sampiero oder Paoli seinem korsischen Volke die Unabhängigkeit zu geben, er hatte ihm nur Verwirrung und Verwüstung gebracht und suchte, mit dem Fluche der Korsen beladen, bei denen Zuflucht, aus deren Herrschaft grade er sein Vaterland hatte erlösen wollen. Dem heimatslosen Flüchtlinge wurde sein Ich die Welt: der letzte sittliche Halt, Ehrgeiz und Selbstsucht zu zügeln, ging ihm jetzt verloren; nur so weit sie ihm nützte, war ihm die Welt etwas werth; keine Idealität des Denkens, nicht Wahrheit, nicht Recht galt ihm, nur die Gewalt, die zu erringen er auf sein Schwert, auf sein ungewöhnliches militärisches Talent baute. Der ein Nationalheld hatte werden wollen: was war er jetzt mehr als ein Condottiere des Mittelalters?

Buonaparte vor Toulon. Der Konvent in Paris, eben noch erschreckt durch den Abfall Dumouriez', sah auch in Paoli, wie Salicetti die Sache darstellte, einen Verräther, über den er am 27. Juli 1793 die Acht aussprach. Die Buonapartes dagegen erschienen als bewährte Patrioten, die für die auf Korsika erlittenen Verluste entschädigt werden mußten. Lucian, der beredte und geschickte Demagoge, erhielt Lieferungen für die Armee übertragen; Joseph übernahm als Major des Generalstabes ebenfalls Armeelieferungen, und auch Fesch legte den Priesterrock ab, um bei den Lieferungen für das Heer in einträglicherer Weise beschäftigt zu werden. Napoleon dagegen begab sich jetzt zu seinem Regimente nach Nizza, jedoch nicht um den Dienst seiner Charge zu versehen, sondern um die von dem Konvente geplante Wiedereroberung Korsika's, an der Seeküste hin- und herreisend, so viel wie möglich zu fördern.

Allein die für diesen Kriegszug bestimmte Heeresabtheilung erhielt noch auf dem Marsche eine andere Bestimmung. Fast der ganze Süden und Westen Frankreichs erhob sich damals gegen die tyrannische Schreckensherrschaft des Konventes. So erhielt das gegen Korsika bestimmte Corps den Befehl, zunächst die aufständischen Städte im Rhonethale zu unterwerfen. Bei ihm befand sich der Hauptmann Buonaparte; er hatte sich der Abtheilung Carteaux' zugesellt. Der erste Angriff richtete sich gegen Lyon. Jedoch bevor noch der Widerstand der zweiten Stadt Frankreichs gebrochen war, zog Carteaux mit Buonaparte weiter nach Süden. Avignon verschloß ihnen die Thore: aber Buonaparte richtete selbst die Geschütze gegen die rebellische Stadt und bewirkte dadurch deren unverzügliche Ergebung.

Von Avignon ging der Zug über Beaucaire gegen Marseille. Durch eine Flugschrift, die er unterwegs verfaßte, versuchte Bonaparte die Marseiller zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Das einzige Recht, lehrt dies „Souper von Beaucaire", ist das Recht des Siegers! In Wahrheit versuchte Marseille gar keinen ernstlichen Widerstand: am 26. August hielt Carteaux seinen Einzug in die Stadt, welche den blutigen Greueln der Revolution preisgegeben wurde.

Nicht so leicht sollte es mit Toulon gelingen, dessen Wiedereinnahme für den Kriegszug gegen Korsika unerläßlich war. Unterstützt von Engländern, Spaniern und Neapolitanern, war Toulon zum äußersten Widerstande entschlossen und befähigt. Ueberdies deckte die englische Flotte, nachdem sie widerstandslos der französischen sich bemächtigt hatte, die Stadt von der Seeseite. Es war klar, daß ohne eine regelrechte Belagerung mit schwerem Geschütz Toulon nicht beizukommen war. Diese Sachlage gab dem korsischen Artilleriehauptmann, der zudem für einen zuverlässigen Jakobiner galt, eine ungeahnte Bedeutung, denn es fehlte dem

Belagerungsheere durchaus an artilleristischen Fachmännern. Buonaparte, am 19. Oktober 1793 zum Major ernannt, wußte aus den früheren Offizieren der königlichen Armee die nöthigen Ingenieure und Artilleristen zu gewinnen, wodurch er zugleich mit den alten Adelsfamilien, denen sie meist angehörten, in freundliche Beziehungen kam. In sechs Wochen hatte er außerdem hundert schwere Belagerungsgeschütze zur Stelle. Fast noch wichtiger als dies aber war es, daß er den Soldaten einen brennenden Eifer sich auszuzeichnen einzuflößen verstand. Hier gewann er in Marmont, einem jungen Artillerieoffizier, und in Junot, einem kaltblütigen Unteroffizier, die er zu seinen Adjutanten machte, zuverlässige Gehülfen und Anhänger für Lebenszeit.

Carteaux, ein Maler, wollte in den Belagerungsplan hineinreden: Buonaparte bewirkte seine Abberufung. Doppet, ein Arzt, ersetzte ihn, um ebenfalls bald zu weichen. Erst als Dugommier, ein alter Soldat, als Oberkommandant und erster Chef der Belagerungsartillerie folgte, war Buonoparte zufrieden. Die glückliche Zurückweisung eines Ausfalles der Engländer am 30. November, bei welchem General O'Hara, der englische Befehlshaber selbst den Franzosen in die Hände fiel, brachte Buonaparte die Ernennung zum Obersten. Endlich gelang es ihm durch die Einnahme der Schanze Klein-Gibraltar, die Engländer von der Landspitze zu vertreiben, welche den Hafen beherrschte, und dadurch zur Aufgabe des Kampfes zu nöthigen.

So wurde Buonaparte mit Recht die Wiedereinnahme von Toulon gedankt: sein Lohn war die Ernennung zum Brigadegeneral.

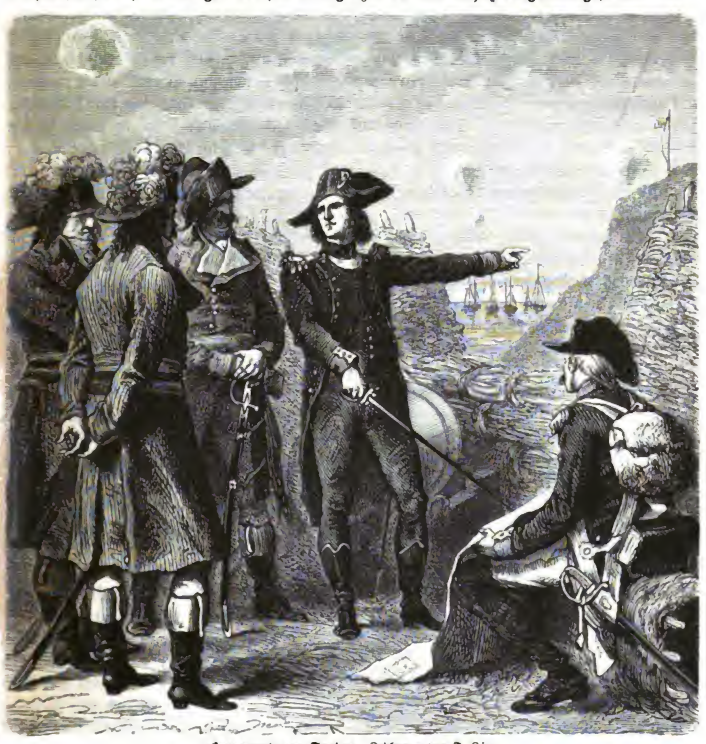
Haft in Antibes. Bald aber thürmten von Neuem sich Wolken über dem Haupte des Emporstrebenden auf. Nach der Eroberung von Toulon hatte er die Aufgabe erhalten, die Seeküste zu befestigen und die Häfen an derselben den Engländern unzugänglich zu machen. Zugleich war ihm auf seinen eigenen Wunsch der Auftrag geworden, die militärischen Mittel der Republik Genua zu erforschen und über ihre Stellung zu Frankreich sich ins Klare zu setzen. Kaum war er von dieser prekären Sendung zurückgekehrt, so sollten die Dinge sich in Paris erfüllen.

Maximilian Robespierre, nach dem Sturze Danton's der einzige Gewalthaber in Paris, war von der Unhaltbarkeit des terroristischen Systems überzeugt. Er plante daher einen Staatsstreich, zu dessen Ausführung er eines Militärs ohne politische Bedeutung bedurfte. Sein Bruder Augustin, welcher damals im Süden Frankreichs weilte, und in vielfache Berührung mit dem General Buonaparte gekommen war, hatte ihm diesen zur Ausführung des Staatsstreiches empfohlen.

Bevor es indessen dazu kam, erfolgte der Sturz Robespierre's. Der Argwohn der Sieger richtete sich auf alle Anhänger des Gestürzten, nicht zum wenigsten auf Salicetti, der einer der eifrigsten Schreckensmänner gewesen war. Dieser nun glaubte sich den Thermidoriens, der jetzt herrschenden Partei, nicht nachdrücklicher empfehlen zu können, als wenn er seinen alten Freund und Gesinnungsgenossen selbst preisgab, der durch seinen vielfachen vertrauten Verkehr mit Augustin Robespierre stark kompromittirt war. Der General Buonaparte wurde verhaftet und auf die Citadelle von Antibes gebracht, von wo er nach Paris geschickt werden sollte, um vor dem Wohlfahrtsausschusse sich zu verantworten, namentlich wegen der verdächtigen Reise nach Genua. Zugleich wurden seine Papiere in Beschlag genommen.

Marmont und Junot boten ihm an, ihn zu befreien. Indeß Buonaparte lehnte es in Sorge, durch deren Uebereifer nur noch verdächtiger zu werden, ab: doch blieben sie entschlossen, falls er wirklich nach Paris geschafft werden sollte, die Eskorte niederzuhauen und ihn über die Grenze in Sicherheit zu bringen. — Indeß es kam nicht so weit. Salicetti erklärte selbst nach Durchsicht der Papiere Buonaparte's, da die Sieger des Thermidor sich über Erwarten versöhnlich zeigten, daß er keinen Anhalt zu einer Anklage gegen den General gefunden habe. Infolge dessen wurde Buonaparte wieder in Freiheit gesetzt und blieb fortan unbehelligt. Nur vierzehn Tage hatte seine Haft gedauert. Jedoch blieb immer ein Verdacht an ihm haften, so daß er für die nächste Zeit selbst von seinen Landsleuten, deren eine ansehnliche Anzahl sich bei der italienischen Armee befand, so sehr die Korsen auch in der Fremde unter einander zusammenzuhalten pflegten, vorsichtig gemieden wurde.

Die Expedition gegen Korsika. Da schien es, als wenn trotz Allem endlich seine Pläne, Korsika mit dem Schwerte zu erobern, sich verwirklichen sollten. Paoli, unfähig die Franzosen aus den wenigen Küstenplätzen, die sie auf Korsika inne hatten, zu vertreiben, hatte nach Hülfe ausgeschaut. Denn den Gedanken, mit den Franzosen sich wieder zu versöhnen, hatte er ganz aufgegeben: was hätten die Korsen von den Franzosen zu erwarten gehabt, die ja ihre eigenen rebellischen Städte in Schutthaufen verwandelten? Die Engländer eilten zu seiner Unterstützung herbei; so gelang die Eroberung der Küstenplätze, aber den tapferen Anführer der Engländer, Nelson, kostete sie ein Auge. Korsika war ganz unter den Schutz Englands gestellt.



Buonaparte vor Toulon. Zeichnung von F. Lix.

Jetzt glaubte auch Pozzo di Borgo die Zeit gekommen, um den greisen Helden des korsischen Volkes beiseite schieben zu können. Er schmeichelte sich bei den neuen Herren der Insel so ein, daß es darüber zum offenen Bruche zwischen ihm und Paoli kam. Eine Büste Paoli's, die im Sitzungssaale der korsischen Volksvertretung aufgestellt war, zertrümmerte Pozzo mit eigener Hand. Dieser innere Zwiespalt mußte offenbar jedes Unternehmen gegen die Insel sehr erleichtern. Daher setzten jetzt die früheren korsischen Verbannten, die Buonapartes voran, Alles daran, um den Konvent zu der Wiederaufnahme des Kriegszuges gegen Korsika zu bestimmen. Es gelang: die wiederhergestellte Flotte stach in See, um die Engländer aus den korsischen Gewässern zu vertreiben, damit das Expeditionscorps ungefährdet nach der Insel übersetzen könne.

Auf der Höhe von Livorno trafen am 13. März 1795 die Flotten auf einander: d Franzosen wurden mit Verlust von Nelson in den Hafen von St. Juan unter den Schutz d Küstenbatterien zurückgetrieben. Dies Scharmützel machte dem Unternehmen jäh ein End die Expeditionstruppen, mit deren Einschiffung schon begonnen war, erhielten den Befehl, zu italienischen Armee, der sie entnommen waren, zurückzukehren. Und General Buonaparte, i dem durch die Eroberung von Toulon die alten korsischen Hoffnungen wieder aufgeflamm waren, blieb der Geächtete der Korsen. Ueberdies hatte die außerordentliche Rührigkeit, welch die zahlreichen Korsen an der Südküste Frankreichs für das Unternehmen entwickelt hatten – Lätitia's Landhaus bei Nizza war der Sammelpunkt der Buonapartes, Salicetti war Konvents kommissar — die Aufmerksamkeit des Konvents erregt: es schien besser, diese korsische Gesellscha zu trennen. Salicetti wurde abberufen, und der General Buonaparte erhielt den Befehl, da Oberkommando über die Artillerie des gegen die Vendée kämpfenden Heeres zu übernehmen Das hieß ihn dem ganzen Anhange, den er an den korsischen Offizieren, mit welchen die italienisch Armee „überschwemmt" war, hatte, mit einem Schlage entziehen: sollte er einem solche Befehle sich fügen? Er beschloß nach Paris zu gehen, um dort seine Versetzung rückgängig zu machen. Sein junger Bruder Ludwig und die Getreuen, Junot und Marmont, begleiteten ihn

Die Zeit des Wartens in Paris. Bevor Buonaparte noch in Paris anlangte, war de Befehl noch dahin verschärft worden, daß er als einfacher Infanteriegeneral der Armee i der Vendée zugetheilt war. Aubry selbst, der im Wohlfahrtsausschusse die militärischen An gelegenheiten verwaltete, hatte es nur bis zum Hauptmann gebracht: so war er kein Freund schnellen Avancements und der jugendlichen Generale, welche die Revolution gezeitigt hatte „Man altert schnell auf dem Schlachtfelde", rechtfertigte sich Buonaparte ihm gegenüber, „und ich komme von dort!" Eine Aenderung des Befehls erreichte er jedoch nicht, obwol er sich darauf berufen durfte, daß er die Seele der Kriegführung bei der italienischen Armee gewesen war. Dem Korsen, dem Jakobiner waren die Ohren verschlossen.

Einen Moment durfte Buonaparte hoffen, daß der Aufstand des 20. Mai 1795 die alten Parteigenossen wieder ans Ruder bringen würde. Indeß der Aufstand mißlang: da meldete er sich krank und nahm einen längeren Urlaub, blieb aber in Paris, um abzuwarten, wie sich dort die Dinge weiter gestalten würden. Seine Lage in Paris wurde bald eine sehr gedrückte: Verluste im Börsenspiel beschränkten ihn auf sein mäßiges Generalsgehalt, das er in täglich sinkenden Assignaten erhielt. Wol traf man ihn in den wieder geöffneten Salons, aber der kleine, finstere Korse mit dem gelbbraunen Gesichte und den eckigen Bewegungen war mehr eine auffallende als eine anziehende Erscheinung. Man wollte sogar eine gewisse Aehnlichkeit mit Marat in ihm finden. Allenthalben erzählte er das ihm widerfahrene Unrecht.

So wurde er mit den Machthabern, mit Tallien, mit Barras, mit Boissy d'Anglas persönlich bekannt. Dadurch bekam sein Geschick endlich doch eine günstige Wendung.

Die italienische Armee hatte mehrfache Mißerfolge gehabt und war ganz von der Verbindung mit Genua abgedrängt worden. Doulcet Pontecoulant, der Nachfolger Aubry's im Wohlfahrtsausschusse, suchte deswegen einen sachverständigen Beirath, um über die Verhältnisse in Italien sich gründlich zu unterrichten. Boissy d'Anglas empfahl ihm den General Buonaparte. Doulcet ließ ihn rufen, und Buonaparte entwickelte ihm nun mit scharfer Kritik der bisherigen Operationen einen neuen Feldzugsplan, der darauf hinauslief, die Lombardei zu erobern und kühn durch Tirol gegen Wien selbst vorzudringen und dort, mit der Rheinarmee vereinigt, dem Kaiser den Frieden zu diktiren. Der glänzende Plan wurde, wenn auch nicht befolgt, doch eine solche Fürsprache für den General, daß Doulcet ihn zum Chef des topographischen Bureaus in der Direktion der obersten Armeeleitung machte.

Allein dem Ehrgeizigen genügte diese Stellung so wenig, daß er darum einkam, nach Konstantinopel geschickt zu werden, um die türkische Artillerie zu organisiren und dadurch den Sultan, den natürlichen Bundesgenossen Frankreichs gegen Oesterreich und Rußland, fähig zu machen, mit Nachdruck zu Gunsten Frankreichs in den Krieg einzugreifen. Recht Ernst war es ihm freilich damit nicht, er wollte nur durch dies halb drohende Projekt den

ohlfahrtsausschuß drängen, ihn durch ein schnelles Eingehen auf seine Wünsche an Frankreich fesseln. Dies Manöver jedoch mißglückte völlig. Denn Letourneur, der Nachfolger oulcet's, verlangte, anstatt einzulenken, mit aller Bestimmtheit, daß Buonaparte sich auf seinen osten nach der Vendée begebe. Der General beharrte auf seiner Weigerung. Die Folge war, ß durch Beschluß des Wohlfahrtsausschusses Buonaparte am 25. September 1795 zum weiten Male aus der Liste der französischen Armee gestrichen wurde.

Buonaparte, der Retter des Konvents. Jedem Einsichtigen war es klar, daß der Konent mit jäher Eile einer Krisis entgegentrieb. Das Zusatzdekret zu der neuen Verfassung achte den allgemeinen Unwillen gegen den Konvent zu offenem Ausbruche. Der Konvent, bwol schwankend, konnte sich zur Nachgiebigkeit nicht entschließen: und doch fehlte es ihm, m Widerstand zu leisten, an der genügenden Truppenmacht: nur rücksichtslose Energie und hnelle Entschlossenheit konnte ihn retten.

Menou, an der Spitze der Konventstruppen, erwies sich dazu unfähig. In der Nacht om 4. zum 5. Oktober wurde daher der Oberbefehl Barras übertragen; er bewirkte, daß als weiter Befehlshaber der erst vor wenig Tagen abgesetzte General Buonaparte ihm beigegeben urde. Gewiß wirkte dazu auch die Erwägung mit, daß durch diese Ernennung des jakobinisch esinnten Generals, um den sich alle während der Reaktionstage abgesetzten Offiziere und Beamten scharten, die Menge der Jakobiner für die Sache des Konvents gewonnen werden sollte. Buonaparte's Stellung war derart, daß auf dem Siege des Konvents auch seine ganze Hoffnung ür die Zukunft stand: so kämpfte er für sich, indem er für den Konvent kämpfte.

Allein als die Insurgenten anrückten, schien es, als wenn sie sich mit den Konventstruppen verbrüdern, aber nicht bekämpfen wollten. Kam eine Versöhnung zu Stande, so war es sicher mit allen Hoffnungen für Buonaparte vorbei. Schon begann der Abend hereinzudämmern. Da ielen einige Schüsse, ungewiß, ob von Freund oder Feind. In demselben Momente aber ließ uch schon Buonaparte mit Kartätschen auf die dichten Haufen der Insurgenten schießen und zersprengte sie gänzlich. Zahllose unbewaffnete Bürger fanden dabei ihren Tod, aber der Konvent hatte gesiegt, und Buonaparte war der Sieger. Fünf Tage später beantragte Barras selbst, in Anerkennung der „ebenso durchdachten als schlagfertigen militärischen Anordnungen", durch welche Buonaparte die Sache des Konvents gerettet hätte, ihn zum zweiten Befehlshaber der Armee des Innern zu ernennen, was denn auch sofort geschah.

Der Konvent schloß am 26. Oktober 1795. Die neue Regierung, das Direktorium, trat ein: Barras wurde zum Mitgliede derselben gewählt. Infolgedessen wurde Buonaparte noch an demselben Tage zum Oberbefehlshaber des Innern ernannt, eine Stellung, in welcher ihm der Schutz der Regierung, die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt oblag.

Buonaparte's Vermählung. Damit hatte der junge 27jährige General etwas Bedeutendes erreicht. Er hatte selbst eine hohe Meinung davon und trug sie jetzt in seiner ganzer Haltung zur Schau. Seine früheren Freunde hielt er sich fern und erlaubte ihnen keinerlei Vertraulichkeiten; sogar dem Direktorium trat er in ziemlich herrischer Weise gegenüber, wenn er auch sorgfältig darauf bedacht war, mit den einzelnen Mitgliedern dieser obersten Behörde auf gutem Fuße zu bleiben. Die große Machtbefugniß, die er gewonnen, steigerte, wie jeder Erfolg es bisher gethan, seine Ansprüche an die Zukunft. Jetzt erst waren die alten korsischen Pläne, der Befreier und damit der Beherrscher seiner Heimat zu werden, endgiltig für ihn abgethan. Jetzt sah er sich zu Höherem berufen. Korsika wurde nun für ihn eine kleine Insel: sein Ehrgeiz richtete sich auf das große Frankreich. Aus dem Italiener wurde jetzt ein Franzose.

Durch diese Wandlung seiner Gedanken tritt auch die Veränderung der Schreibung seines Namens, welche in diese Zeit fällt, erst in ihr rechtes Licht. Bisher schrieb er nach italienischer Orthographie seinen Namen Buonaparte, in amtlichen Berichten mit sehr deutlichen Buchstaben, mitunter auch — wie in einem Berichte an den Konvent aus dem Lager vor Toulon vom 22. Oktober 1793 — einen langen Schnörkel voll Selbstzufriedenheit anhängend. Nunmehr verschwindet der Buchstabe u, welcher zumeist den Namen als einen italienischen charakterisirte, und die Züge werden gedrängt und undeutlich, als werde vorausgesetzt, daß diese

Unterschrift jetzt Jedermann kenne. Zum ersten Male erscheint diese Unterschrift, die man eher „Bowqet" als Bonaparte lesen möchte, in dem eigenhändigen Berichte, welchen er über die Aktionen des 5. Oktober 1795 erstattet. Es ist klar, daß er es vermeiden will, unnöthig an die italienische Abkunft zu erinnern.

Nicht ohne inneren Zusammenhang mit dieser Wandlung seiner Gedanken ist auch seine Vermählung. Während der Monate des Wartens in Paris hatte er sich mit dem Plane getragen, durch eine reiche Heirath, wie es sein Bruder Joseph gethan, seine Lage günstiger zu gestalten. Er hatte dabei an die jüngere Schwester seiner Schwägerin gedacht. Allein jetzt erstrebte er mehr als Geld. Er empfand es, daß ihm, dem Emporkömmling, dem früheren Parteigenossen der Schreckensmänner, das öffentliche Vertrauen fehle. Vornehmlich betrachteten ihn mit Argwohn die royalistisch Gesinnten, welche damals anfingen, immer kühner ihr Haupt zu erheben. Wie, wenn er durch Heirath diesen alten aristokratischen Familien sich anschließen konnte? Dann war diese ganze große Partei versöhnt und gewonnen, von der zahlreiche Mitglieder in Paris und beim Heere höchst einflußreiche Stellungen bekleideten; dann konnten sie einen der Ihrigen in dem früheren Jakobiner sehen.

Sicherlich aber waren sie jetzt dem neuen Oberbefehlshaber der Armee des Innern gram, daß er seit den blutigen Oktobertagen keine Ruhestörungen in Paris aufkommen ließ, daß er das Theater in der Feydeaustraße, den Vereinigungspunkt der einflußreichsten Reaktionäre und der entschiedensten Royalisten, unter besondere Ueberwachung gestellt hatte, daß er strenge von den Parisern die Auslieferung der Waffen verlangte.

In diesen Tagen nun, als die allgemeine Entwaffnung der Hauptstadt, die Bonaparte angeordnet hatte, vor sich ging, erschien ein 15jähriger Knabe vor ihm, um thränenden Auges den General zu bitten, den Säbel seines Vaters behalten zu dürfen. Es war Eugen Beauharnais, dessen Vater, der Marquis von Beauharnais, hochangesehen als Seigneur und Offizier zu den Zeiten des Königthums, unter der Guillotine geendet hatte. Das einnehmende Wesen des schlanken Knaben bestimmte den General zur Milde, die Bitte wurde gewährt. Am nächsten Tage kam die Mutter, um auch ihren Dank zu sagen. So knüpften sich die Fäden.

Josephine Rose de Tascher de la Pagerie war am 23. Juni 1763 auf der Insel Martinique geboren. In Frankreich erzogen, hatte sie sich sehr jung mit dem Marquis von Beauharnais vermählt, der, einer der vornehmsten Familien des Königreichs angehörend, mit Rochambeau und Lafayette den Unabhängigkeitskrieg der Nordamerikaner mitgemacht hatte. Die Revolution hatte sie nicht blos des Gatten beraubt, sondern sie auch als Aristokratin zugleich mit ihrer Freundin Therese de Fontenay, Tallien's Frau, ins Gefängniß gebracht. Der Sturz Robespierre's gab ihr die Freiheit wieder. Jetzt lebte sie in Zurückgezogenheit, der Erziehung ihrer Kinder, Eugen's und der zwei Jahre jüngeren Hortense, gewidmet. Nur in dem glänzenden Salon ihrer Freundin erschien sie zuweilen.

Dort traf sie Bonaparte wieder. Josephine war keine Schönheit, sie hatte keine regelmäßigen Züge, als Kreolin einen etwas dunklen Teint. Aber die unwiderstehliche, zarte Anmuth ihres Wesens machte auf den General einen tiefen Eindruck. Josephine war weit entfernt, ihn zu ermuthigen; sie fürchtete sich vielmehr vor seinem herrisch-stolzen Wesen und vor seinem durchbohrenden Blicke; auch mißtrauete sie, daß sie, die um mehrere Jahre ältere, auf die Dauer ihn fesseln würde. Allein Barras, selbst ihr begeisterter Verehrer und zugleich Bonaparte's Gönner, unterstützte dessen Werbung so nachdrücklich, daß Josephine endlich ihre Bedenken überwand und in die Vermählung mit Bonaparte einwilligte.

Diese Erfüllung seiner Wünsche erfüllte Bonaparte mit stolzer Genugthuung. Er hatte das Gefühl — wie er sich zu seinem Adjutanten Marmont äußerte — eine höhere gesellschaftliche Stufe erstiegen zu haben. So sehr brachte er neben seiner lebhaften Neigung die hohe Geburt und die vornehme Lebensstellung Josephinens mit in Anschlag.

Am 1. März 1796 fand die Vermählung statt. Barras und Tallien waren Trauzeugen. Als eine Art Hochzeitsgeschenk versprach Barras Josephinen auch die Erfüllung des andern Wunsches ihres Gemahls, seine Ernennung zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee.



Das Direktorium.

Die neue Verfassung des Jahres III hatte den Zweck, die Revolution abzuschließen und die republikanische Staatsform dauernd zu begründen. Das gab ihr von vornherein einen ausgesprochen reaktionären Charakter. Sorgfältig waren die gesetzgebende, die vollziehende und die gerichtliche Gewalt von einander getrennt.

Die Gesetzgebung fiel allein der Volksvertretung zu, welche aus 750 Mitgliedern bestand. Diese waren in den Rath der Alten getheilt, welche, über 40 Jahre alt, die Kontrole übten, und in den Rath der Fünfhundert, welchem die Initiative zustand. Alljährlich wurde ein Drittel der Volksvertreter neu gewählt.

Die Rechtspflege lag jährlich neu zu wählenden Richtern ob.

Die vollziehende Gewalt endlich war einem Direktorium übertragen, dessen fünf Mitglieder von der Volksvertretung gewählt wurden. Alljährlich hatte eins auszuscheiden. Das Direktorium ernannte die Minister, die Beamten und sämmtliche Offiziere bis zu den Oberfeldherren der Armeen hinauf und konnte sie ebenso nach Gutdünken wieder abrufen. Die Bestimmung über Krieg und Frieden war jedoch an die Genehmigung der Volksvertreter gebunden. — Besondere Vorsorge war durch die Verfassung getroffen, daß die Oberfeldherren nicht zu einer das Direktorium gefährdenden Macht gelangten. Ihnen waren Civilkommissare beigegeben, welche sie zu beaufsichtigen und allein mit dem Feinde zu verhandeln hatten. Auch war verboten, den Oberbefehl über sämmtliche Truppen der Republik auf einen Mann zu übertragen. — So durchzog die Verfassung eine Ahnung davon, von woher die Hauptgefahr ihr drohte.

Die Direktoren. In einem engen, schmuzigen Zimmer, an einem wackeligen Tische auf geborgten Stühlen sitzend, hielten die neu gewählten fünf Mitglieder des Dirktoriums ihre erste Sitzung. Auf einem Briefbogen — anderes Papier war nicht da — entwarfen sie die Akte, durch welche sie sich für konstituirt erklärten, und übersandten sie sofort den beiden Kammern der Volksvertreter.

Es waren Alles Leute, die dadurch, daß sie für den Tod des Königs gestimmt, sich als rücksichtslose Republikaner erwiesen hatten.

Barras hatte sich bei dem Sturze Robespierre's wie auch bei den folgenden Unruhen, zumal am 5. Oktober, zu thätig gezeigt, als daß er bei der Zusammensetzung der obersten Regierungsbehörde hätte übergangen werden können. Andererseits empfahl ihn seine vornehme Geburt — er war Vicomte gewesen — auch in den Augen der Gemäßigten. Seine ganze

Persönlichkeit, auch seine gewaltige Stimme erinnerte an Mirabeau, sein Auftreten war lärmend, aristokratisch; er umgab sich alsbald mit einem förmlichen Hofstaate. Er liebte Glanz und Verschwendung und führte ein sehr zügelloses Leben, aber er verstand es, voll Selbstgefühl selbst den Parisern zu imponiren. Seine Neigung ging auf Gewaltthätigkeit, auf Staatsstreiche, aber nicht auf besonnenes Erwägen.

Dagegen waren Barras' Kollegen im Direktorium schlichte, arbeitsame Leute, bei den Parisern wenig angesehen. Rewbell, schroff und ungelenk in seinem Wesen, war ein tüchtiger, praktischer Jurist aus dem Elsaß. Allein sein Streben ging darauf, sich selbst möglichst zu bereichern. Die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, die er an sich gebracht, nutzte er mit unverschämter Habsucht für diesen Zweck aus. Das Ansehen Barras', mit dem er zu stimmen pflegte, mußte ihn decken. Letourneur dagegen, ein ehemaliger Ingenieuroffizier, war ein rechtlicher Mann, aber ziemlich schwach und unbedeutend. Ganz anderer Art war Lareveillère-Lepeaux. Klein, verwachsen, durch Krankheit entstellt, war er eine giftige, fanatische Natur, Robespierre nicht ganz unähnlich. Sein Hochmuth und sein Ehrgeiz überragte weit seine Fähigkeiten, aber er hatte sich einen Ruf von Unbescholtenheit und Zuverlässigkeit zu verschaffen gewußt, der ihn zur Wahl empfohlen hatte. Er war ein geschworner Feind aller positiven Religion, von leidenschaftlicher Eifersucht gegen alles Hervorragende erfüllt, den republikanischen Ideen mit Fanatismus ergeben. Zum fünften Direktor war Sieyes gewählt worden. Aber der scharfsinnige, lakonische Abbé mißtraute dem Bestande der neuen Verfassung. „Sie ist noch nicht die rechte", meinte er und lehnte die Wahl ab. An seine Stelle trat Carnot. Durchaus selbständiger Charakter, von genialer Begabung, that er, unbekümmert um die Meinung Anderer, was er als recht erkannt hatte, und that es voll und ganz, kein Wortheld, sondern ein Mann der That, ein Patriot voll edelster Selbstverleugnung.



Lazare Nicolas Marguerite Carnot.

Er war keineswegs gesonnen, sich Barras unterzuordnen; ihm neigte Letourneur sich zu, während Rewbell es durchaus mit Barras hielt. Dadurch kam Spaltung in das Direktorium, so daß nicht selten gerade Lareveillère, nicht zum Vortheil der Sache, den wahren Ausschlag gab. Aber diese Uneinigkeit, indem bald Barras, bald Carnot mehr das Uebergewicht bekam, machte die Haltung der obersten Regierungsbehörde vielfach schwankend und unsicher und untergrub die Autorität, die sie haben mußte, um wirksam und ersprießlich die Regierung Frankreichs in diesen anarchischen Zeiten führen zu können.

Noth und Sittenlosigkeit in Paris. Noch in der ersten Nachtsitzung ordnete das Direktorium den Druck von einigen Milliarden Francs in Assignaten an; und als die Scheine am Morgen naß aus der Presse kamen, da besaß es wenigstens einige Mittel, um die dringendsten Forderungen erfüllen zu können. Aber die Entwerthung des Papiergeldes war schon so groß, daß das Direktorium zur Bestreitung seiner Bedürfnisse wöchentlich zwei Milliarden Francs brauchte. Es kam so weit, daß die Notenpresse fast nicht mehr rasch genug arbeiten konnte, obgleich fast nur Assignate zu 2000 und zu 10,000 Francs gedruckt wurden.

Infolge dessen steigerte sich die Noth, welche unter der Wirthschaft des Konvents auf Paris gelastet hatte, zu immer unerträglicherer Höhe. „Zum Teufel mit der Republik!" hörte man die Weiber in Paris rufen. „Da war doch die Herrschaft Robespierre's mehr werth, da starb man, aber doch wenigstens nicht vor Hunger."

Die Hungersnoth während des Winters 1795—96 war furchtbar. Der Preis für ein Pfund Brot stieg auf 50 Francs, der Scheffel Kartoffeln kostete 125—140, ein Liter Milch 50 Francs. Allein trotz dieser Preishöhe hielt sich das Landvolk mit seinen Vorräthen vom städtischen Markte fern, da es überhaupt keine Assignate in Zahlung annehmen wollte. Die öffentlichen Brotvertheilungen wurden auf $^3/_4$ und gar auf $^1/_2$ Pfund herabgesetzt, und dabei war das gelieferte Brot nicht selten so schlecht, daß es kaum noch genießbar war. Fortwährend gab es Tumulte vor den Bäckerläden, wo die Vertheilungen stattfanden. Einmal erklärte eine Frau, die bei der Vertheilung nichts mehr erhalten hatte, voller Verzweiflung dem Bäcker, daß ihr nun nichts übrig bleibe, als ihre Kinder zu tödten, da sie nicht das Geringste zu ihrer Nahrung habe. — Vielleicht am schlimmsten waren die Beamten daran, welche ihr Gehalt in Assignaten erhielten. Selbst hochberühmte Gelehrte mußten ein Stück ihres Hausraths nach dem andern verkaufen, um mit den Ihrigen nicht Hungers zu sterben.



Paul Jean François Nicolas Vicomte de Barras.

Dazu kam die ruchlose Gewissenlosigkeit der Bäcker und der Vertheilungskommission, welche um die Wette bestrebt waren, aus dem öffentlichen Elend Vortheil, zu ziehen, und das Brot so leicht und schlecht lieferten, wie es nur irgend anging.

Die Erbitterung der leidenden Volksmenge richtete sich insbesondere gegen das Direktorium, dessen glänzende Amtstracht und prunkvolle Lebensweise wie ein Hohn auf das allgemeine Elend erschien. Scharenweis zogen die Hungernden vor den Palast des Luxembourg, in welchem das Direktorium residirte, um „die Reste des prächtigen Diners zu beanspruchen, das mindestens 400,000 Francs gekostet hatte."

Einen grellen Gegensatz zu diesen bleichen, schwankenden Haufen bildeten die zahllosen Glücksjäger und Wucherer, deren übermüthiges und prahlerisches Gebahren die Entrüstung der Nothleidenden immer von Neuem aufstachelte. In Ueberfluß strotzend, sahen diese reichen Emporkömmlinge auf die Jammergestalten der verhungernden Weiber und Kinder mit unerschütterlicher Hartherzigkeit herab. Mehr als 1000 Millionäre zählte man damals in Paris, welche ihre Millionen dem darbenden Volke abgepreßt oder durch schamlose Räubereien und Unterschleife zusammengebracht hatten. Sie prunkten in herausfordernder Weise mit ihrem „neuen" Reichthum und wurden durch ihre Ausschweifungen ihrestheils ebenso sehr wie die Steigerung der allgemeinen Noth zur Ursache einer schamlosen Sittenverwilderung ohne gleichen. Gegen keine Sittenlosigkeit aber, sie mochte so arg sein, wie sie wollte, durfte die Polizei einschreiten, so lange nicht der Verdacht einer politischen Verschwörung vorlag. So wollte es die neue Regierung.

Die Folge davon war, daß im Palais Royal, das jetzt Maison Egalité genannt wurde, liederliche Dirnen in einer Menge und mit einer Frechheit sich einnisteten, daß keine anständige Frau es zu betreten wagen durfte. Auch in den elysäischen Feldern und im Tuileriengarten hatten die Dirnen am hellen Tage ungestört ihr wüstes Treiben, selbst in belebten Straßen machten sie sich breit, anständige Frauen mit frechen Redensarten insultirend. In den meisten Theatern hatten sie die theuersten Plätze inne und erfüllten fast allein die Foyers mit ihren Liebhabern. Wer in ihrer Gesellschaft nicht erkannt zu werden wünschte, band eine schwarzseidene Maske vor.

Dies sittenlose Treiben, das, durch die Schreckenszeit eingeschüchtert, jetzt wieder offen ans Tageslicht trat, übte bald auch seinen Einfluß auf die Frauen der höheren Stände. Auch in den Salons wurde es Sitte, nach dem Muster antiker Statuen oder auch moderner Bilder gekleidet zu erscheinen. Möglichste Unverhülltheit und Durchsichtigkeit der Kleidung war die Pointe in diesen neuen Moden à la Grecque, à la Romaine oder à la sauvage. Dazu gehörte, an den unbekleideten Füßen nur Sandalen zu tragen, die Zehen mit Diamantringen geschmückt.

Die zahlreichsten Verehrer jener Dirnen stellten die Soldaten, deren etwa 30—40,000 in und um Paris versammelt waren. Ein Theil von ihnen, die Polizeilegion, versah den Sicherheitsdienst in der Hauptstadt; aber diese waren gerade die zügellosesten. Den Tag über trieben sich die Soldaten in Gesellschaft frecher Frauenzimmer in den Kaffeehäusern umher; und waren sie dann von Liqueuren, die sie genossen, berauscht, so machten sie nicht selten Einbrüche in Kaufläden und beendeten den Tag mit einer blutigen Schlägerei. Die Offiziere waren dabei angewiesen, niemals einzuschreiten, sondern stets mit den Gemeinen in größter Vertraulichkeit zu verkehren. Denn das Direktorium wollte es auf keinen Fall mit dem Militär verderben: dem Bürger gegenüber hatte der Soldat stets Recht. Es ist begreiflich, daß der General Bonaparte es bald überdrüssig war, von dieser Armee des Innern der Befehlshaber zu sein: wer möchte es ihm verargen, daß er Alles daran setzte, in eine Stellung zu gelangen, welche es ihm ermöglichte, als Soldat etwas zu leisten, welche ihn der ebenso peinlichen wie undankbaren Aufgabe überhob, der Büttel des allgemein mißachteten Direktoriums zu sein?

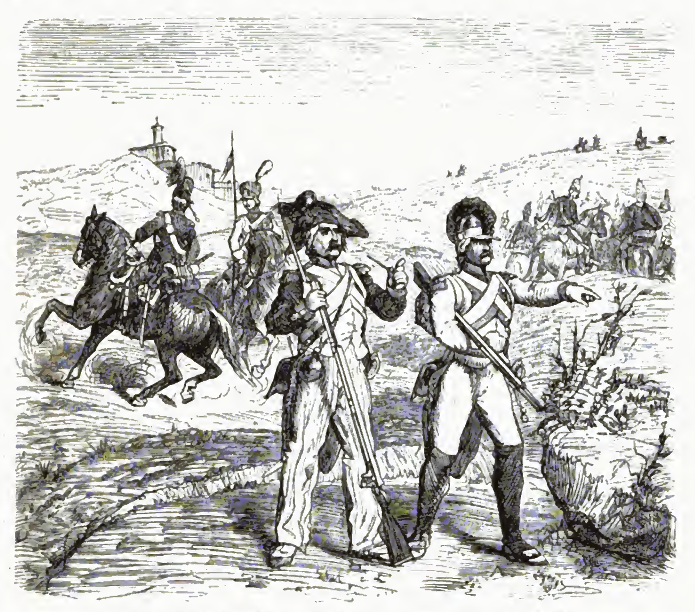
Gracchus Babeuf. Am 23. April 1795 entschloß sich endlich das Direktorium, die gänzlich verlotterte und aufsätzige Polizeilegion aufzulösen und den größten Theil der ihr angehörenden Soldaten zu den Grenzregimentern zu entsenden. Auf ihre Mitwirkung aber hatte gerade die vielverzweigte Kommunistenverschwörung ihre Hoffnung gesetzt: so sah sie sich denn eher, als sie es gemeint hatte, zum Losbruche gedrängt. Allein noch zur rechten Zeit schritt die Regierung ein.

Das Haupt dieser Verschwörung war Franz Noël Babeuf, geb. 1764. In der Schreckenszeit wegen Urkundenfälschung verurtheilt, hatte er es versucht, sich den Thermidoriens durch heftige Schmähungen gegen Robespierre zu empfehlen. Als er indessen sah, daß man keine Notiz von ihm nahm, ging er wieder zur heftigsten Opposition über und feierte in seiner Zeitschrift „Der Volkstribun“ das Andenken Robespierre's und mehr noch Marat's und die glorreiche Freiheit von 1793 mit überschwenglichen Worten. Hatten die Terroristen sich schon die gewaltthätigsten Eingriffe in das private Eigenthum erlaubt, so suchte Babeuf sie nun noch zu überbieten, indem er die Umwälzung aller Besitzverhältnisse, die Vernichtung jedes Eigenthums, die Zertrümmerung der bestehenden Gesetze für nothwendig erklärte. Nach seiner Meinung war die Revolution auf halbem Wege stehen geblieben: es bedürfe der Herstellung einer völlig verwandelten Gesellschaft. Allen Grund und Boden wollte er gleichmäßig vertheilen — darum nannte er sich Gracchus — dann würde es nur einer täglichen Arbeit von zwei Stunden für einen Jeden bedürfen, um allgemeines Wohlsein in dem neuen Gleichheitsstaate zu bewirken.

Um ihn sammelte sich der Auswurf der Schreckenszeit, die Reste von Maillard's Bande, die früheren einflußreichen Mitglieder der Revolutionsgerichte und Revolutionsausschüsse. Jetzt vermögenslos, arbeitsscheu, verachtet, waren sie mit giftigem Grolle gegen die Besitzenden erfüllt. Nicht zum Wenigsten verschaffte auch die allgemeine Noth in Paris Babeuf zahlreiche

Anhänger. Er konnte auf ein Aufgebot von 17,000 Mann rechnen. Denn seine Aufrufe wie sein „Volkstribun“ wurden in den Hütten der Armuth ebenso begierig gelesen wie in den Kasernen und Kaffeehäusern. Allen leuchtete die Lehre ein, daß „die Erde Niemand gehöre, ihre Früchte aber der ganzen Welt“; Alle stimmten zu, daß „die fünf aufgeputzten Maulesel im Luxembourg“ es vornehmlich wären, welche sie hinderten, „sich an die allgemeine Tafel zu setzen, welche die Natur für alle ihre Kinder gedeckt hat.“

Der Mittelpunkt all dieser Unzufriedenen war der „Klub der Gleichen“ im Pantheon. Das Direktorium beauftragte den General Bonaparte, ihn zu schließen: er that es in eigener Person am 27. Februar 1796. Während des März und April jedoch gewann die Verschwörung der Kommunisten immer festere Organisation.



Französische Truppen zur Zeit der Direktorialregierung. Zeichnung von A. Beck.

In einem Keller des früheren Genovefaklosters, der mit einigen Fackeln erleuchtet wurde, hielten die Häupter der Verschwörung ihre Berathungen, und als die Polizei Babeuf verfolgte, in einem kleinen Hinterzimmer des Kaffeewirthes Clerex unweit der Genovefakirche, welcher in seinem Hause dem Verfolgten ein Versteck gewährte. Ein leitender Ausschuß von sieben Personen wurde eingesetzt, unter denen neben Babeuf Darthé und der italienische Terrorist Buonarotti, der später das Haupt des „jungen Italiens“ in Paris wurde, durch Entschiedenheit und rührige Thätigkeit sich hervorthaten. Auch Drouet, der Postmeister von St. Menehould, Mitglied des Rathes der Fünfhundert, schloß sich an.

Die Auflösung der Polizeilegion nöthigte die Verschworenen zu entscheidenden Maßregeln, wollten sie nicht von der wachsamen Regierung erdrückt werden. Sie beschlossen daher, am 11. Mai die Volkserhebung zu beginnen, zumal Mehrere sich in so bedrängter Lage befanden, daß sie nicht wußten, woher sie für morgen Nahrung und Kleidung nehmen sollten. —

Da entschloß sich der Hauptmann Grisel, welcher zu dem militärischen Ausschusse der Insurrektion gehörte, dem Direktor Carnot den ganzen Aufstandsplan mitzutheilen. Infolge dessen wurde Babeuf und bei ihm Buonarotti am Morgen des 10. Mai in Babeuf's Versteck verhaftet. „Die Tyrannei siegt", rief Babeuf emphatisch, als er den Generalinspektor der Polizei in sein Zimmer eintreten sah, „wir sind verloren." In seiner Bestürzung wagte er keinen Widerstand. Auch die übrigen Häupter wurden in Haft genommen. Damit war der Verschwörung der Kopf zertreten.

Ein besonderer Staatsgerichtshof zur Aburtheilung über die Verhafteten wurde eingesetzt. Nach langen Verhandlungen sprach er über Babeuf und Darthé das Todesurtheil, über die Uebrigen die Deportation aus. Vor den Augen der Richter zogen Babeuf und Darthé, als sie ihr Urtheil vernahmen, Dolche hervor und stießen sie sich in die Brust. Allein die Wunden, die sie sich beibrachten, waren nicht gefährlich: noch desselben Tages endeten Beide unter der Guillotine (26. Mai 1797). Drouet entfloh glücklich aus dem Gefängniß.

Dreißig Jahre später schrieb Buonarotti die Geschichte der Babeuf'schen Verschwörung. Erst durch dies Buch sind die kommunistischen Grundsätze zu weiter Verbreitung gelangt und haben auch in anderen Ländern den Anstoß zu ähnlichen Bestrebungen gegeben.

Der Krieg in Italien. Unterdessen hatte Bonaparte erreicht, wonach er den ganzen Winter hindurch gestrebt hatte: den Oberbefehl über das Heer in Italien. Bei dieser Armee stand er noch von 1794 her in guter Erinnerung, wo er als Befehlshaber der Artillerie die Seele der Kriegführung gewesen war; hier durfte er mit Zuverlässigkeit auf die Sympathie und Unterstützung der zahlreichen Landsleute rechnen, welche als Offiziere sich noch bei der Armee befanden; hier kannte er Land und Leute: wenn irgendwo, so durfte er hier auf Erfolge hoffen, wie er sie brauchte, um an die Spitze Frankreichs zu gelangen. Auf seine italienischen Siege hat er seinen Kaiserthron gebaut.

In knappen Zügen hatte er am Tische des Wohlfahrtsausschusses Doulcet seinen italienischen Feldzugsplan niedergeschrieben, daß er über die Alpen hinüber der französischen Rheinarmee unter Jourdan und Moreau die Hand reichen wolle. Das war aber nur möglich, wenn der Krieg in Italien mit ganz anderem Nachdruck als bisher geführt wurde. Nun war aber Frankreich durch die ihm so günstigen Friedensschlüsse des Jahres 1795 eines Theiles seiner Feinde ledig geworden: allein die Abtretung Belgiens, die es erstrebte, hatte es nicht erlangt, weil England unter keinen Umständen darein willigen wollte. So kam denn das Direktorium auf den Gedanken, da der Krieg in Deutschland keinen rechten Fortgang hatte, in Italien einige Provinzen zu erobern, um für diese dann Belgien eintauschen zu können. Es beschloß demnach, jetzt alle Kraft auf den Krieg in Italien zu werfen, denn dadurch hoffte es zugleich auch der Rheinarmee Luft zu verschaffen. Für diese Lage aber erschien kein Kriegsplan so angemessen, als der des Generals Bonaparte, so verwegen er auch war: es nahm ihn jetzt an und übertrug auf den Antrag von Carnot und Barras dem Urheber das Oberkommando in Italien mit dem Befehle, diesen neuen Feldzugsplan zur Ausführung zu bringen. Bonaparte wurde nach Italien gesandt — wie er selbst so sehnlich es wünschte.

Die Gegner Frankreichs, Oesterreich, Rußland und England, hatten sich am 28. September 1795 zu einer neuen Koalition vereinigt, an welche Sardinien, Neapel und Portugal sich anlehnten; aber an keinem Hofe war die Kriegslust sehr groß. Katharina wünschte den Krieg von ihren Bundesgenossen geführt, um für ihre türkischen Pläne freie Hand zu bekommen; England kämpfte eigentlich nur noch um Belgien, dessen Besitz Frankreich ein bedrohliches Uebergewicht gegeben haben würde; Kaiser Franz war auf Eroberungen aus, glaubte aber diese am Rheine durch Englands Mitwirkung sicherer erreichen zu können, als durch einen Separatfrieden mit Frankreich, zu dem er an sich sehr geneigt war. Daher kam es, daß in Wien der Krieg in Italien nur als untergeordnet angesehen wurde und Oesterreich seine Hauptkraft unter Erzherzog Karl, dem Bruder des Kaisers, gegen Jourdan und Moreau wandte.

Der oberdeutsche Feldzug. Die Maas-Sambre-Armee unter Jourdan hatte, da der Baseler Frieden Norddeutschland den Franzosen verschloß, Anfang Juni den Rhein überschritten,

um die Oesterreicher über die Sieg und Lahn zurückzudrängen. Allein, Erzherzog Karl rückte vom Taunus her ihr entgegen und warf sie über den Rhein zurück. Unterdessen ging im Rücken der Kämpfenden die Rhein-Mosel-Armee unter Moreau bei Kehl über den Rhein, drang durch den Schwarzwald in Schwaben ein, eroberte Stuttgart und rückte bis nach München vor. Jetzt überschritt auch Jourdan den Rhein von Neuem und zog durch die Oberpfalz heran, um sich mit Moreau zu vereinigen. Süddeutschland seufzte schwer unter den Plünderungen und Gewaltthätigkeiten der beiden feindlichen Heere.

Erzherzog Karl hatte bis zur Donau zurückweichen müssen. Nachdem er indeß Verstärkungen an sich herangezogen, rückte er wieder vor, um die Vereinigung der französischen Armeen jedenfalls zu verhindern. Er wandte sich zuerst gegen Jourdan, schlug ihn bei Würzburg am 3. September 1796 aufs Haupt und zwang dessen Heer in völliger Auflösung über den Rhein zurückzuweichen. — Nach diesem Siege wandte sich Karl nach dem Schwarzwalde, um Moreau den Rückzug zu verlegen, während er zugleich durch kleinere Heeresabtheilungen ihn von den Seiten bedrängen ließ. Jean Victor Moreau, 1763 zu Morlaix geboren, ursprünglich Jurist, war nicht ein Mann des kühnen Angriffs; seine Kunst war, entmuthigte Truppen zusammenzuhalten und die Kräfte zu sparen. Er hatte 1794 durch die Guillotine seinen Vater verloren; darum galt er nicht für einen recht zuverlässigen Freund der Republik, allein bei Carnot war er als ein Mann gesetzlicher Ordnung und Toleranz gut angeschrieben. Er war der rechte Mann, um den gefährlichen Rückzug, zu dem er sich jetzt gezwungen sah, mit Bedacht und Vorsicht zu bewerkstelligen. Allein ein Rückzug, und wäre er noch so geschickt ausgeführt, ist doch kein Sieg.



Jean Victor Moreau.

Jetzt erhob sich gegen die zurückweichenden Franzosen in Schwaben, wie schon zuvor im Spessart und in Franken gegen Jourdan, das gebrandschatzte Landvolk; mit Axt und Sense nahm es an seinen Peinigern blutige Rache. Dennoch wußte Moreau endlich ohne erhebliche Verluste den Schwarzwald zu erreichen. Allein die Oesterreicher hatten die Pässe besetzt; der Erzherzog wartete im Kinzigthale. Moreau zog sich jedoch möglichst weit gegen den obern Schwarzwald, über welchen ein wenig betretener, schwieriger Paß durch das Höllenthal auf langgestrecktem Pfade in den Rheingau hinabführt. Die Oesterreicher, hier keinen Uebergang vermuthend, hatten ihn schwach besetzt. So genügte der Angriff einer Division, um den Franzosen die Straße frei zu machen. Kaum aber waren sie in das Rheinthal hinabgestiegen, so griff Erzherzog Karl sie an. Indeß waren seine Streitkräfte so unzureichend, daß er sie nicht verhindern konnte, bei Hüningen am 25. Oktober den Rhein zu überschreiten und, durch den Strom gedeckt, auf dem Boden Frankreichs sichere Quartiere zu beziehen. Auf dem rechten Rheinufer blieben jetzt nur die befestigten Brückenköpfe von Kehl und Hüningen noch in den Händen der Franzosen.

Bonaparte in Italien. Im März 1796 langte Bonaparte bei der italienischen Armee an. Ihm war es sehr empfindlich, daß Carnot doch den Kriegsplan für das Jahr 1796 änderte und zwei ansehnliche Armeen zum Angriffe gegen Süddeutschland bestimmte, während eine dritte unter Hoche die Nordseeküste gegen England zu decken hatte, so daß für den Krieg in Italien nicht mehr als höchstens 40,000 Mann verfügbar waren. Dennoch verstand er es, mit dieser mäßigen Truppenmacht, der die gegenüberstehende österreichisch-sardinische Armee um 20,000 Mann überlegen war, das vollauf gut zu machen, was in Deutschland mißlang. Gewiß war es dabei ein Vortheil für ihn, daß durch Carnot's Plan die Hauptmacht Oesterreichs ebenso wie die Engländer von Italien fern gehalten wurden: aber das Ausschlaggebende war doch sein geniales Feldherrngeschick und seine wunderbare Gabe, den Willen seiner Untergebenen bald durch Strenge, bald durch Liebenswürdigkeit sich völlig unterthan und dadurch die Kriegführung zu einer unbedingt einheitlichen zu machen.

Er wandte sich an die Soldaten mit einer Proklamation: „Soldaten! Ihr seid schlecht bekleidet, schlecht genährt. Die Regierung schuldet euch viel; sie kann euch nichts geben. Eure Geduld, der Muth, welchen ihr zeigt inmitten dieser Felsen, sind bewunderungswürdig, verschaffen euch aber keinen Ruhm; kein Glücksstrahl fällt auf euch. Ich will euch führen in die fruchtbarsten Ebenen der Welt: reiche Provinzen, große Städte werden in eurer Gewalt sein. Dort werdet ihr Glück, Ruhm, Reichthümer finden. Soldaten der italienischen Armee, wird es euch an Muth und Standhaftigkeit fehlen?“ Man sieht, wie der neue Oberfeldherr in diesen ersten Worten, die er aus seinem Hauptquartier Nizza an seine Armee richtete, sich in einen Gegensatz zum Direktorium stellt. Er hatte den Auftrag, mit den Schätzen Italiens die leeren Staatskassen zu füllen, allein er verspricht die ganze reiche Beute seinen Soldaten: ihm sollen sie Alles allein verdanken, während die Regierung sie bisher in ganz unverantwortlicher Weise hätte darben lassen! Hatte er selbst doch stets davon abgerathen, seinen Vorgänger im Kommando Scherer durch Proviantsendungen zu unterstützen. Jetzt aber war es *seine* Armee: jetzt zwang er dem Direktorium das letzte Geld aus der Staatskasse für dieselbe Armee ab, jetzt verschaffte er sich Darlehne von Pariser Bankhäusern, jetzt schrieb er eine Zwangsanleihe in Marseille und Toulon aus, jetzt setzten sich die Truppenzuzüge, auf die Scherer vergebens gewartet hatte, unverzüglich in Marsch. Allein, so völlig verwahrlost fand er den Zustand der italienischen Armee, daß er fast anderthalb Monate brauchte, bevor er in irgend welche kriegerischen Aktionen sich einlassen konnte, und auch dann that er es erst, weil die Oesterreicher mit einem mißglückten Angriffe ihm zuvorkamen.

Führer der österreichisch-sardinischen Armee war *Beaulieu*, der, vor wenig Jahren noch Oberst, seinen Ruhm dadurch begründet hatte, daß er die undisziplinirten Regimenter der französischen Revolutionsarmee aus Belgien hinausgeworfen hatte. Trotz seiner 72 Jahre war der zähe Wallone noch körperlich sehr rüstig; aber er führte den Krieg methodisch-umständlich, wie er es in seiner fernen Jugend gelernt hatte. Noch immer schleppten sich die Oesterreicher mit einer Menge unnützer Bagage, die ihre Bewegungen schwerfällig und langsam machte, während die Franzosen, leicht bewaffnet, abgehärtet, sehr beweglich, voll hohen Selbstgefühls und unbedingten Vertrauens zu ihrem Feldherrn waren, der es verstand, sie zu den außerordentlichsten Leistungen durch Wort und Vorbild zu begeistern.

Die Küste von Genua wird von der Ebene des Po durch den ligurischen Apennin getrennt, ein mäßig hohes, aber sehr zerrissenes und daher wenig wegsames Gebirge. Auf Genua zu führt der Bocchettapaß hinüber. Er bildete die Verbindung zwischen Beaulieu und Nelson, welcher mit der englischen Flotte bei Genua lag. Daher lag den Oesterreichern viel daran, ihn sich zu sichern. Unvermuthet, während Bonaparte noch mit der Organisation seiner Armee beschäftigt war, überstieg Beaulieu den Paß, warf die Franzosen, welche sich bis Voltri vorgeschoben hatten, zurück und bewirkte am Abend des 10. April seine Verbindung mit den Engländern.

Am folgenden Tage rückten die siegreichen Oesterreicher gegen Montenotte vor, um die französischen Linien zu durchbrechen und den Feind in die Berge zurückzuwerfen. Mit der

äußersten Hartnäckigkeit tobte der Kampf um die französischen Schanzen: er endete mit dem Rückzuge der an Zahl hier mehr als doppelt überlegenen Oesterreicher und Sardinier. Jetzt aber ging Bonaparte zum Angriff über.

Beaulieu hatte nach den Grundsätzen der alten Strategie, um jeden Punkt zu decken, meilenlange Kordons aufgestellt und so seine Kräfte verzettelt. Eine Position nach der andern griff Bonaparte an, und jedesmal hatte er mit überlegenem Feldherrntalente die Uebermacht zur Stelle. „Die ganze Kunst des Krieges“, meinte er, „besteht darin, daß man an der rechten Stelle stets der Ueberlegene ist.“ So gestalteten sich alle diese Gefechte vom 13. bis 22. April bei Millesimo, Dego, Ceva, Mondovi zu glänzenden Siegen der Franzosen über die tapfer widerstreitenden Alliirten: keines war eine Schlacht, aber in ihrer Summe kamen sie doch der Bedeutung einer siegreichen Schlacht gleich, indem sie das französische Heer mit größter Siegeszuversicht erfüllten und die sardinisch-österreichische Waffengemeinschaft zerrissen.



Oesterreichische Infanterie aus der Zeit des Erzherzogs Karl. Zeichnung von A. Beck.

Denn längst schon einander abgeneigt, warfen die Alliirten sich gegenseitig die Schuld an den Niederlagen vor und zogen sich, vor dem Sieger zurückweichend, die Sardinier nach Norden gegen Turin, die Oesterreicher nach Osten in die Lombardei zurück.

An seine siegreichen Truppen aber erließ Bonaparte eine neue Proklamation. „Soldaten“, hieß es darin, „ihr habt in 14 Tagen sechs Siege erfochten, 21 Fahnen, 55 Kanonen, mehrere feste Plätze erobert und den reichsten Theil von Piemont eingenommen. — Ihr habt Schlachten gewonnen ohne Kanonen, Bäche überschritten ohne Brücken, Eilmärsche gemacht ohne Schuhe, bivuakirt ohne Branntwein und oft ohne Brot. — Aber ihr habt nichts gethan, da euch zu thun noch übrig bleibt: Mailand gehört euch noch nicht.“

Eroberung der Lombardei. Bonaparte's Instruktionen, wie er sie von Paris erhalten hatte, befahlen ihm für den Fall, daß die Oesterreicher sich zurückziehen sollten, ihnen so schnell

als möglich nachzurücken, bevor sie sich wieder sammeln könnten. Allein, jetzt erachtete er es doch für sicherer, sich der Sardinier erst endgiltig zu entledigen, bevor er die Verfolgung Beaulieu's aufnahm.

Die Lage des Königs Victor Amadeus von Sardinien war eine verzweifelte. Bei Mondovi aufs Haupt geschlagen, sah er die Sieger nur noch 10 Stunden von seiner Hauptstadt entfernt; es war zu besorgen, daß bei ihrem Einrücken in dem stark unterwühlten Turin die Revolution ausbräche, wie es auf der Insel Sardinien schon geschehen war. Er schloß daher zu Chierasko mit Bonaparte einen Waffenstillstand ab, indem er ihm das Besatzungsrecht in mehreren Festungen und das Recht ungehemmten Durchzuges durch Piemont einräumte.

Damit hatte der General sich für den weiteren Vormarsch Rückendeckung verschafft; aber die Eigenmächtigkeit, mit der er selbst die Verhandlungen geführt, anstatt sie den Kommissaren des Direktoriums zu überlassen, und überhaupt von seinen Instruktionen abgewichen war, mußte bei dem Direktorium Anstoß erregen. Er strebte daher die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, indem er Junot mit den eroberten Fahnen, welche in feierlichem Aufzuge durch die Provinzen und durch die Straßen der Hauptstadt getragen wurden, nach Paris sandte, und suchte das Direktorium zu beschwichtigen. Allein dies gab Kellermann, welcher mit der Alpenarmee zwischen Lyon und Genf in Reserve stand, den Befehl, nach Mailand vorzurücken, während Bonaparte angewiesen wurde, sich auf einen Zug nach Livorno und die Unterwerfung von Parma, Modena, Rom und Neapel zu beschränken.

Das war ein Donnerschlag für den Ruhmsüchtigen: er protestirte gegen diese Theilung des Oberbefehls in Italien. „Ein schlechter General“, schrieb er dem Direktorium, „taugt mehr, als zwei gute. Der Krieg ist, wie die Regierungskunst, eine Sache des Taktes.“ Und wirklich erreichte er, daß Kellermann in Chambery blieb. Bonaparte erkannte, daß das Direktorium ihn für unentbehrlich in Italien hielt; das erhöhte sein Selbstgefühl außerordentlich. „In unseren Tagen“, äußerte er zu Marmont, „hat noch Niemand große Thaten gesehen: an mir ist es, das Beispiel zu geben.“ Und er gab es.

Beaulieu hatte auf seinem Rückzuge hinter der Agogna, die aus den Alpen dem Po zuströmt, sich festgesetzt. Die Stellung, durch Schanzwerke stark befestigt, war schwer angreifbar. Bonaparte zog daher auf dem rechten Ufer des Po weiter stromaufwärts und überschritt am 7. Mai unweit Piacenza auf einer Schiffbrücke den breiten Strom. Drei Tage später stand er an der Adda. Allein Beaulieu stand jetzt hinter diesem Flusse und vertheidigte die Brücke von Lodi mit 9000 Mann und 30 Geschützen. Bonaparte beschloß, „den Stier bei den Hörnern zu fassen“, und rückte zum Sturm gegen die Brücke vor. Indessen seine Angriffe wurden von den Oesterreichern hartnäckig zurückgeschlagen. Da ließ er seine Kavallerie etwas weiter stromaufwärts über den Fluß gehen und den Oesterreichern in die Flanke fallen. Das entschied den Kampf: Beaulieu gab die Vertheidigung verloren und zog sich hinter den Mincio zurück, um in dem festen Mantua neue Streitkräfte zu sammeln.

Am 16. Mai hielt der Sieger in Mailand seinen Einzug, von den Lombarden mit unermeßlicher Bewunderung und Begeisterung empfangen: sie sahen in Bonaparte den Befreier und zugleich den Landsmann. Nach wenig Tagen jedoch erfolgte jäh der Umschlag. Bonaparte legte der Stadt Mailand eine Kriegskontribution von 20 Millionen Francs auf. Alsbald brach in der Stadt ein Aufstand gegen die neuen Herren aus: Bonaparte, der schon weiter ostwärts gezogen war, kehrte sofort um und erstickte die Insurrektion mit blutiger Strenge in der Stadt und der umgebenden Landschaft. Das Dorf Binasco z. B. ließ er niederbrennen und die Einwohner sämmtlich ohne Unterschied tödten. Dann setzte er sich wieder gegen Beaulieu in Marsch.

Die Oesterreicher hatten die ganze Umgebung von Mantua unter Wasser gesetzt. Eine regelrechte Belagerung der Festung war dadurch unmöglich gemacht, zumal die Sommerhitze in den Sümpfen ringsum Fieber ausbrütete. Bonaparte mußte sich also begnügen, Mantua zu bewachen und ein Beobachtungsheer gegen die Tiroler Berge aufzustellen, von wo jedenfalls Entsatz der Festung kommen mußte.

Der weitaus wichtigste Paß war der Brenner, welcher in das Etschthal ausläuft. Sein Schlüssel ist Verona. Venedig aber, die Herrin, war neutral. Indessen unbekümmert darum, sandte Bonaparte Truppen in das Venezianische und besetzte, ohne Widerstand zu finden, die Festungen Verona, Peschiera, Brescia, das ganze Etschthal. — Wochen indeß mußten vergehen, bevor das österreichische Entsatzheer heranziehen konnte; vorher war keine Entscheidung möglich. Bonaparte ließ jedoch diese ihm aufgezwungene Wartezeit nicht ungenützt verstreichen. Einen Theil seines Heeres ließ er zurück, um Mantua umzingelt und das Etschthal besetzt zu halten, mit dem andern machte er sich gegen die Kleinstaaten Mittelitaliens auf.



Blick auf Mantua.

Der Raubzug durch Mittelitalien. Bonaparte hatte das Versprechen, welches er in Nizza seinen Soldaten gegeben, im vollsten Umfange gehalten: sie hatten Glück, Ruhm und Reichthümer in Fülle gefunden. Ein Plünderungssystem ohnegleichen wurde gegen die unterworfenen Landschaften angewandt: nichts entging den neuen Herren, weder Geld noch Proviant, noch Werke der Kunst und Wissenschaft. Rebellische Städte, wie Pavia, überließ der Obergeneral seinen Soldaten zur völligen Ausplünderung, seine Generale trieb er selbst an, sich mit den Geldern der eroberten Städte zu bereichern: um so sicherer nur wurden sie von ihm abhängig. Die Gelder der Sparkassen, der Hospitäler, der milden Stiftungen, Alles fiel den Franzosen zum Raube.

Das Direktorium forderte Bonaparte auf, in den italienischen Kleinstaaten die Revolution wachzurufen: um so leichter würde er sie unterwerfen können. Allein der General hielt es doch für die Zukunft des Landes für zu bedenklich, den Bürgerkrieg des Volkes gegen die Aristokraten zu entzünden, als daß er der Mahnung folgen mochte; bedurfte er doch revolutionärer Mittel nicht mehr. So kam es, daß die Bevölkerungen die Franzosen mit Freuden empfingen als die Befreier aus alter Zwangsherrschaft, die Regierungen aber nicht weniger bereitwillig ihnen entgegen kamen als den Beschützern gegen die Revolution.

Schon bevor noch bei Lodi über das Schicksal der Lombardei entschieden war, hatte der Herzog von Parma, ein spanischer Infant, mit Bonaparte einen Waffenstillstand geschlossen,

durch den er von der österreichischen Waffengemeinschaft zurücktrat, 2 Millionen Francs, 20 Gemälde berühmter Meister, 1700 Pferde und viele tausend Centner Proviant an Bonaparte lieferte. Einige Tage später folgte der Herzog von Modena dem Beispiele seines Nachbars und erkaufte gegen 10 Millionen Francs und 20 Gemälde die Waffenruhe von Frankreich. Auch der König von Neapel bot Bonaparte freiwillig einen Waffenstillstandsvertrag an; er nahm ihn an, indem er sich mit der Forderung begnügte, daß die vier vortrefflichen Kavallerieregimenter Neapels von der österreichischen Armee und die Flotte des Königreichs von derjenigen Englands sich trennte. Bald wurde wie mit Sardinien, so auch mit Neapel der definitive Friede durch Carnot vereinbart, der dadurch die Operationen Bonaparte's zu unterstützen gemeint war.

Jetzt wandte sich Bonaparte gegen Toscana. Zwar hatte der Großherzog Frieden mit Frankreich geschlossen, aber in dem Haupthafen Toscana's, in Livorno, hatten die Engländer ungeheure Vorräthe aufgespeichert; dort ankerte auch eine Anzahl englischer Handelsschiffe. Beides, die Schiffe wie die Materialien, in Beschlag zu nehmen, war der Auftrag des Direktoriums. Mit der größten Heimlichkeit traf Bonaparte seine Vorbereitungen und begab sich selbst, während seine Bataillone in Toscana einrückten, zu dem Großherzoge nach Florenz. Der Fürst fügte sich in sein Schicksal; die Engländer aber hatten noch rechtzeitig von dem gegen sie geplanten Ueberfalle Nachricht bekommen, so daß ihre Flotte in See stach und wenigstens einen Theil der Vorräthe mitnahm. Indeß war der Rest, welcher den Franzosen in die Hände fiel, doch immer noch so bedeutend, daß man seinen Werth auf 40 Millionen Francs schätzte.

Mit der Besetzung Livorno's war auch der geeignetste Ausgangspunkt zur Wiederunterwerfung Korsika's gewonnen. Sobald daher die Engländer sich zurückgezogen hatten, ließ Bonaparte von Livorno und Genua aus eine Expedition nach Korsika übersetzen, welche jetzt mit Leichtigkeit die Insel wieder der französischen Herrschaft unterwarf. Die jungen Trotzköpfe, welche sich nicht fügen wollten, steckte der Sieger einfach in seine Bataillone. Der Erste, über den er die Acht aussprach, war Pozzo di Borgo. Zum zweiten Male verließ der greise Paoli sein Vaterland: in London bereitete ihm die Gastfreundschaft Englands eine Zufluchtsstätte. Dort ist er 1807 gestorben, nicht ohne Stolz auf den gekrönten Korsen auf Frankreichs Thron, der doch trotz Allem sein Landsmann blieb.

Gleichsam nur nebenbei hatte Bonaparte auf diesem Zuge durch Mittelitalien, der mehr ein Plünderungs= als ein Eroberungszug war, auch Frankreich an dem Papste gerächt. Im Januar 1793 war in Rom der französische Geschäftsträger Basseville in einem Volksauflaufe ermordet worden. Das wurde jetzt zum Vorwande der Besetzung der päpstlichen Staaten genommen. Zugleich trieb Larevellière=Lepeaux im Direktorium unablässig aus Haß gegen das Christenthum zur Vertilgung der päpstlichen Macht. Auf dem Zuge gegen Livorno besetzte Bonaparte die Legationen, die Landschaften an der Nord= und Ostseite des Apennin, mitsammt dem wichtigen Hafenplatze Ancona. Die Bevölkerung empfing ihren „Befreier“ mit so ausschweifendem Jubel, daß der Papst, in Furcht, Bonaparte möchte die dreifarbige Fahne der Republik auf dem Kapitole selbst aufpflanzen, sofort zur Unterwerfung bereit war. In Bologna ward ein Waffenstillstand vereinbart, in welchem Pius VI. das Besatzungsrecht in den Legationen den Franzosen einräumte, 21 Millionen Francs zahlte und 100 Kunstwerke nebst 500 seltenen Handschriften an Bonaparte auslieferte. Das genügte Bonaparte vor der Hand, denn die fieberbringenden Hundstage nahten, und es drängte ihn, den Schlag gegen die Engländer in Livorno zu führen.

Der Kampf um Mantua. Von der gastlichen Tafel des Großherzogs von Toscana kehrte Bonaparte zu dem Kampfe gegen den Bruder desselben, den Kaiser Franz, in das Lager vor Mantua zurück. Die Festung liegt auf einer Insel im See von Mantua; zwei Brücken von 800 Schritt Länge führen zu den gleichfalls befestigten Vorstädten am Ufer. Weit und breit hatte Beaulieu die Umgegend unter Wasser gesetzt und dadurch die starke Festung ganz unzugänglich gemacht. Dann hatte er sich nach Tirol gewandt und den Oberbefehl niedergelegt. Bonaparte versuchte die Festung mit Sturm trotzdem zu nehmen: allein alle Angriffe wurden

von den tapferen Vertheidigern abgeschlagen. Bonaparte mußte sich auf die Cernirung der Festung beschränken. Dadurch aber wurden ihm so viel Truppen entzogen, daß ihm, die aus Frankreich anlangenden Verstärkungen mitgerechnet, nicht mehr als 35,000 Mann zur freien Verfügung blieben.

Da nahte der neue Befehlshaber der Oesterreicher von Innsbruck her mit stark überlegener Macht. Wurmser, von der Rheinarmee abgerufen, um Beaulieu zu ersetzen, war trotz seiner 70 Jahre ein Mann von seltener Ausdauer und Tapferkeit. Am Gardasee theilte er sein 50,000 Mann starkes Heer; er selbst ging mit der Hauptmacht im Etschthal auf Verona und Mantua los, während sein Unterfeldherr Quosdanowitsch an der Westseite des Sees auf Brescia vorrückte; denn der Plan war, Bonaparte von zwei Seiten zu umklammern und zu erdrücken. Wirklich wurden die Franzosen zurückgedrängt, Verona ging verloren, Quosdanowitsch nahm Brescia ein und schnitt damit den Franzosen den Rückweg auf Mailand ab. Bonaparte's Lage war auf das Aeußerste gefährdet: er gab die Belagerung von Mantua auf, ließ die Kanonen vernageln und zog die ganze Belagerungsarmee zu seiner Verstärkung an sich heran.

Der Kriegsrath trat zusammen: Alle hielten es für unausweichlich, sich hinter den Po zurückzuziehen. Nur Augereau war anderer Meinung: entrüstet über den Kleinmuth der Generale, verließ er den Saal. Peter Franz Augereau, 1757 geboren, war der Sohn eines armen Maurers in Paris. Sein mächtiger Körperbau wie sein tollkühner Muth schienen ihn zum Soldaten zu bestimmen; jakobinischer Eifer hatte ihn in der Revolution bemerkbar gemacht: aus dem Pariser Straßenjungen war ein verwegener General geworden. Jetzt stimmte er mit Entschiedenheit für eine Schlacht. Bonaparte zögerte sich zu entscheiden: endlich um zwei Uhr Morgens befahl er den Angriff. Allein trotz aller Tapferkeit wurden die Franzosen zurückgedrängt: Wurmser selbst stand ihnen gegenüber. Da berief Bonaparte den Kriegsrath zum zweiten Male: jetzt war er entschlossen, über den Po zurückzugehen. Jedoch die Generale machten ihm Vorwürfe über seine Unentschlossenheit: jetzt, war ihre Meinung, sei es zum Rückzuge zu spät. Da trat Augereau etwas prahlerisch an ihn heran, faßte ihn am Knopfloch und rief: „Ich will deinen Ruhm; hier müssen wir uns schlagen, und ich stehe für den Sieg. Uebrigens“, fügte er mit Nachdruck hinzu, indem er sich entschlossen den Hut auf den Kopf drückte, „übrigens, wenn es uns wieder schlecht geht, so kann es nur geschehen, wenn Augereau todt ist.“ Bonaparte sah sich mit seinen Rückzugsgedanken allein. „Ich will nichts mit der Sache zu thun haben“, rief er aufgeregt und wollte den Saal verlassen. „Wer aber wird befehligen?“ rief ihm Augereau nach. „Du!“ antwortete Bonaparte und ging hinaus.

Wirklich waren die Generäle damit einverstanden, daß Augereau die Führung übernähme. Mit größter Verwegenheit warf sich dieser nun auf Quosdanowitsch und trieb ihn glücklich wieder aus Brescia hinaus, so daß das geschlagene Heer um das Nordende des Gardasees zurückging, um sich mit Wurmser zu vereinigen. Bevor dies aber noch geschehen konnte, rückte Bonaparte jetzt mit seiner gesammten Truppenmacht gegen Wurmser vor und schlug ihn bei Castiglione am 5. August aufs Haupt.

Wurmser war in die tiroler Berge zurückgeworfen; Mantua wurde von Neuem eingeschlossen. Jetzt rückte auch Bonaparte das Etschthal hinauf: er gedachte Moreau die Hand zu reichen, der, damals in München stehend, eben deswegen sich so weit südwärts von Jourdan entfernt hatte, um mit der italienischen Armee Fühlung zu gewinnen. Allein diese war erst bis Trient vorgedrungen, als Erzherzog Karl Moreau zwang, sich wieder gegen den Schwarzwald zurückzuziehen. Infolge dessen wandte Bonaparte sich wieder gegen Wurmser, der, ansehnlich verstärkt, an der Brenta Stellung genommen hatte, fiel ihm in den Rücken und schlug ihn nochmals bei Bassano am 8. September. Dem Geschlagenen blieb kein anderer Weg zur Rettung, als sich in Eilmärschen in die Festung Mantua selbst hineinzuwerfen. — Mantua, während der Aufhebung der Belagerung in den ersten Augusttagen reichlich mit Kriegsmaterial und Proviant versehen, bildete jetzt mit seinen 22,000 Vertheidigern ein äußerst starkes Bollwerk, ohne dessen Besitz Bonaparte sich noch nicht endgiltig als den Herrn Italiens betrachten konnte.

Mantua's Fall. Bonaparte hatte sich im offenen Felde als unüberwindlich erwiesen, indeß die Oesterreicher nahmen keine Lehre an. Anstatt sich auf die Vertheidigung von Mantua lediglich zu beschränken und ihre Heere in Deutschland zur Vernichtung der französischen Streitkräfte zu verwenden, boten sie in Italien Armee auf Armee dem Unüberwindlichen zur Besiegung dar. Und doch würde durch die Vernichtung Moreau's auch Mantua entsetzt worden sein.

Ende Oktober zog von Tirol Feldzeugmeister Joseph von Alvinzy heran, ein rüstiger und tapferer General von 61 Jahren. Seine Armee, meist aus junger Mannschaft zusammengesetzt, war der französischen an Zahl überlegen; allein er theilte sie, um nach demselben Plane wie Wurmser zu operiren. Bonaparte warf dem Hauptheere, welches im Thale der Brenta heraufzog, ein Corps unter Augereau und Massena entgegen; die zweite Armee der Oesterreicher, welche unter Davidowitsch im Etschthale herankam, sollte Vaubois aufhalten. Allein an beiden Orten wurden die Franzosen geworfen. Bonaparte begab sich selbst nach Rivoli zu den Weichenden. „Soldaten", redete er bei der Revue, die er über sie hielt, sie an, „ich bin mit euch nicht zufrieden; ihr habt weder Disziplin, noch Standhaftigkeit, noch Tapferkeit gezeigt. — Regiment 39 und 85, ihr seid nicht mehr französische Soldaten; General, lassen Sie auf die Fahnen schreiben: sie gehören nicht mehr zur italienischen Armee." Mit Thränen in den Augen riefen die alten Grenadiere; „Man hat uns verleumdet; stellt uns in die Avantgarde und ihr werdet sehen, ob wir zur italienischen Armee gehören." Wenige Tage später lieferten sie den Beweis.

In nächtlichem Marsche rückte Bonaparte auf dem rechten Ufer der Etsch gegen Alvinzy vor. Am Morgen des 15. November gelangten seine Kolonnen an den Bach Alpone, welcher, weit und breit die Umgegend versumpfend, der Etsch zufließt. Angesichts des Dorfes Arcole führte eine Brücke hinüber, welche Kroaten unter General Brigido besetzt hatten. Sie war der einzige Weg für die Franzosen: aber die Kroaten, durch einen Damm gedeckt, warfen durch Gewehrsalven alle Angriffe zurück.

„Denkt an die Brücke von Lodi!" rief Bonaparte den Grenadieren zu. Sie zögerten: da stieg er vom Pferde, ergriff eine Fahne und ging allein den Kroaten entgegen. Jetzt ermannten sich die Soldaten, aber das Feuer der Feinde trieb sie wieder zurück. Bonaparte stand allein auf der Brücke, den Truppen zurufend: einige Offiziere stürzten vor, faßten ihn bei den Armen und zogen ihn mit Gewalt aus dem Feuer zurück. Er stieg wieder zu Pferde: aber das Thier bäumte sich und schleuderte seinen Reiter in den Sumpf zur Seite. Man zog ihn heraus; die Kroaten rückten jetzt zum Angriffe vor, allein sie wurden zurückgetrieben, viele in den Sumpf gestürzt. Massena ergriff eine Trommel, und mit dem Degengriff sie schlagend, führte er seine Division zum Angriffe vorwärts. Endlich wichen die Oesterreicher; jedoch bedurfte es eines dreitägigen Ringens, bevor Alvinzy den Rückzug in die tiroler Berge antrat. „Es war", schrieb Bonaparte an das Direktorium, „wahrhaftig ein Kampf auf Leben und Tod: unter den Generalen ist keiner, dessen Kleider nicht von Kugeln durchlöchert sind".

Der Winter kam; vier Fuß hoch bedeckte Schnee die Alpen, als Alvinzy zu neuem Angriffe aus den Bergen vordrang. Mit bewunderungswürdiger Energie hatte Oesterreich sein Heer wieder auf 45,000 Mann gebracht. Der erste Angriff richtete sich gegen Joubert, der mit 10,000 Mann das Plateau von Rivoli besetzt hielt. Sofort war Bonaparte bei dem Bedrohten. Im hellen Mondschein der Januarnacht beobachtete er die Bewegungen der Feinde, welche es auf eine Umzingelung abgesehen hatten. Er kam ihnen zuvor, schlug sie zurück und überließ es Joubert sie zu verfolgen; denn während die Schlacht noch verhallte, am 15. Januar, erhielt er die Nachricht, daß auch ein anderes österreichisches Corps unter Provera über die Etsch weiter stromabwärts gegangen und im Verein mit Wurmser, der einen Ausfall gemacht, von Süden her die französische Stellung bedrohe. Mit äußerster Raschheit warf sich Bonaparte zwischen die beiden neuen Gegner: Provera wurde zur Ergebung gezwungen, während Serurier Wurmser in die Festung zurücktrieb. — Damit war Wurmser's letzte Hoffnung gescheitert: Krankheit im Heere und Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn, seinen Adjutanten Klenau an Serurier zu schicken, um ihm die Uebergabe der Festung anzubieten.



Bonaparte auf der Brücke von Arcole. Zeichnung von Emile Bayard.

Klenau unbekannt, wohnte Bonaparte an einem Seitentische schreibend, den Verhand-
lungen bei. Nach einer Weile stand er auf, das Papier in der Hand. „Hier sind die Be-
dingungen“, sagte er zu Klenau, „welche ich Ihrem General anbiete. Ich respektire sein Alter,
seine Tapferkeit und sein Unglück. Mag er morgen die Thore öffnen, mag er vierzehn Tage

oder einen, ja zwei Monate zögern: er wird dieselben Bedingungen erhalten. Er kann warten bis auf sein letztes Stück Brot. Ich reise im Augenblicke ab, um den Po zu überschreiten: ich marschire auf Rom."

Am folgenden Tage, den 3. Februar 1797, öffnete Wurmser die Thore Mantua's: er erhielt mit 700 Mann seiner eigenen Wahl freien Abzug; die übrige Besatzung mußte sich Serurier kriegsgefangen ergeben. Der Krieg gegen Oesterreich in Italien war zu Ende.

Bonaparte Herr in Italien. Wirklich hatte Bonaparte vorher den Po überschritten und war mit 11,000 Mann in das päpstliche Gebiet eingerückt. Es kam für ihn darauf an, bevor er den Kampf gegen Oesterreich im Norden fortsetze, vor einer Schilderhebung Italiens in seinem Rücken sich zu sichern. Konnte nicht aus dem Kirchenstaate wirklich eine römische Vendée für ihn werden, wie der Kardinal Lusca drohte?

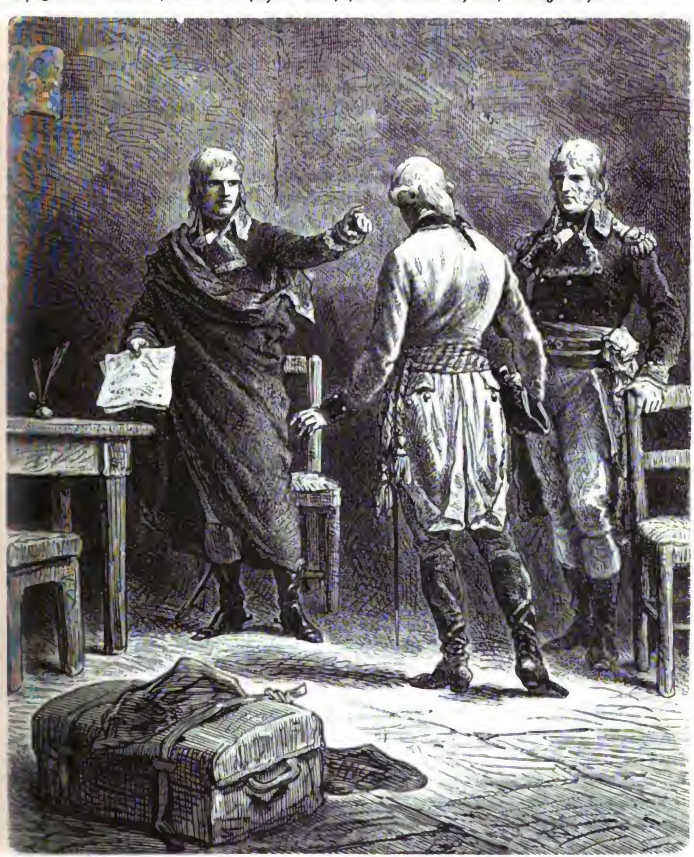
Parma und Modena hatte er schon „unter den Schutz des französischen Heeres" gestellt. Jetzt ging er einen Schritt weiter. Die päpstlichen Schlüsselsoldaten, unter dem Oberbefehle eines Kardinals zwischen Forli und Rimini aufgestellt, leisteten keinen ernstlichen Widerstand; nach wenigen Schüssen warfen sie die Gewehre weg und liefen davon oder ergaben sich kriegsgefangen. Alle Gefangenen aber setzte Bonaparte ohne Weiteres wieder in Freiheit und entsandte sie mit dem Auftrage, seine Proklamationen zu verbreiten, in ihre Heimat. So ließ er sich bis in die entlegensten Dörfer als „Beschützer der Religion und des Volkes" verkündigen. Denn bei dem völligen Bankrott, welchen die Revolution in religiöser Beziehung je länger um so deutlicher machte, lag ihm daran, die Unterstützung der Priester für seine ehrgeizigen Pläne zu gewinnen. Darum ließ er dem Papste die Versicherung geben, daß ihm mehr daran läge, der Retter als der Zerstörer des heiligen Stuhles zu werden, und ordnete an, daß die zahlreichen eidweigernden Priester, welche, aus Frankreich flüchtig, im Kirchenstaate eine Zuflucht gefunden hatten, in den Klöstern Wohnung, Nahrung, Licht und Feuerung und sogar eine mäßige Besoldung erhalten sollten, nur mußten sie ihm für den Schutz, den er ihnen angedeihen ließ, Gehorsam schwören. So erntete er den Dank der katholischen Geistlichkeit und der Papst ertheilte ihm den apostolischen Segen. Denn für alle seine kriegerischen Maßregeln, die er gegen den Kirchenstaat unternahm, für alle Erpressungen schützte er die Befehle des Direktoriums vor, die er, freilich auf sein Verlangen, erhalten hatte.

Alles Land bis über Rimini hinaus wurde von den Franzosen besetzt, das hölzerne Madonnenbild von Loreto wurde nach Paris geschickt; den reichen Kirchenschatz von Loreto indeß hatte der Papst Pius bei Zeiten nach Rom in Sicherheit bringen lassen. Durch einen einzigen Kanonenschuß wurden die Vertheidiger von Ancona aus einander gejagt. Da erschien denn im Hauptquartier zu Tolentino bei Bonaparte eine Gesandtschaft des Papstes, welche um Frieden bat. Der Eroberer gewährte ihn am 19. Februar 1797, indem er das besetzte Land behielt und von dem Papste noch 15 Millionen Francs sowie Genugthuung für die Ermordung Basseville's erhielt.

Von Ancona schweiften die Blicke des Ehrgeizigen nach der fernen Küste von Epirus hinüber, die in ihm die Erinnerung an Alexander den Großen wach rief. Plutarch hatte die Begeisterung für den makedonischen Helden in ihm entzündet: jetzt fühlte er sich auf dem Wege ihn zu erreichen, zu übertreffen. In denselben Tagen aber schauten die Römer mit unverstelltem Ingrimm auf die lange Wagenreihe, welche ihr Gold und die herrlichsten Kunstschätze des Alterthums ihnen nach Frankreich entführte.

So hieß es. Allein in Wahrheit kam von den ungeheueren Summen, die Bonaparte in Italien erhob, nur der allerkleinste Theil nach Paris. Zwar forderte das Direktorium in seiner steten Geldnoth, der weder der Assignatendruck noch das neue Papiergeld, die Territorialmandate, abzuhelfen vermochte, unablässig Kontributionen aus den unterworfenen Ländern, aber Bonaparte wollte die Regierung absichtlich nicht stärken, damit sie nicht einmal seine eigenen Pläne zu durchkreuzen im Stande wäre. Daher behielt er alle Millionen zurück unter dem Vorgeben, sie für die Armee zu brauchen, ja er forderte unablässig von dem ohnmächtigen Direktorium immer neue Zusendungen von Geld und Truppen. So selbständig

hatte er seine Stellung der Regierung gegenüber gemacht, daß er weder über Heer noch über Kasse ihr jemals Rechenschaft gab. Seine Soldaten befanden sich gut dabei und hingen dafür nur um so fester an ihrem sieggewohnten Feldherrn. — Dagegen unterließ er nicht, die erbeuteten Kunstwerke nach Paris zu senden, ja er ließ von dort Künstler und Kunstkenner nach Italien kommen, damit er sicher wäre, stets das Werthvollste auszuwählen.



Kapitulation von Mantua. Zeichnung von F. Lix.

Diese Gemälde und Statuen, zugleich der Eitelkeit der Pariser schmeichelnd, wurden die beredten Verkündiger seines Ruhms in der Hauptstadt. So wuchs sein Ansehen beim Volke mit jeder neuen Sendung und überstrahlte in immer bedenklicherer Weise die Geltung des Direktoriums, das es mit Bitterkeit empfand, wie der General das Unerwünschte in langen Kistenreihen ihm einsandte, das Erwünschte aber hartnäckig für sich behielt.

Dieser Zwiespalt trat auch in der Verwaltung des unterworfenen Italiens immer deutlicher zu Tage. Das Direktorium wollte das Land möglichst auspressen, um es beim Friedensschluß

im Austausche für Belgien an Oesterreich zu geben, Bonaparte aber suchte es zweckmäßig zu organisiren, um daraus zwar nicht ein Königreich für sich, wie man ihn verdächtigte, zu machen, wol aber eine freie mit Frankreich verbundene Republik, in der er thatsächlich der Herrscher wäre. In Mailand hielt er Hof; Josephine residirte dort wie eine Fürstin.

Endlich kam es soweit, daß das Direktorium den General Clarke nach Italien sandte, um Bonaparte zu überwachen. Allein dieser wußte von dem Minister des Auswärtigen in Paris die Weisung an Clarke zu erreichen, dem Direktorium nichts vorzuschlagen, was nicht zuvor von Bonaparte gut geheißen wäre. Entrüstet hierüber hielt sich nunmehr Clarke von Allem zurück. Es war nicht anders: in einem Jahre war Bonaparte dem Direktorium über den Kopf gewachsen! Carnot, der ihm doch wohlwollte, hatte nicht Unrecht, ihn einen zweiten Cäsar zu nennen, der, wenn man ihm die Gelegenheit biete, nicht zögern werde, den Rubicon zu überschreiten.

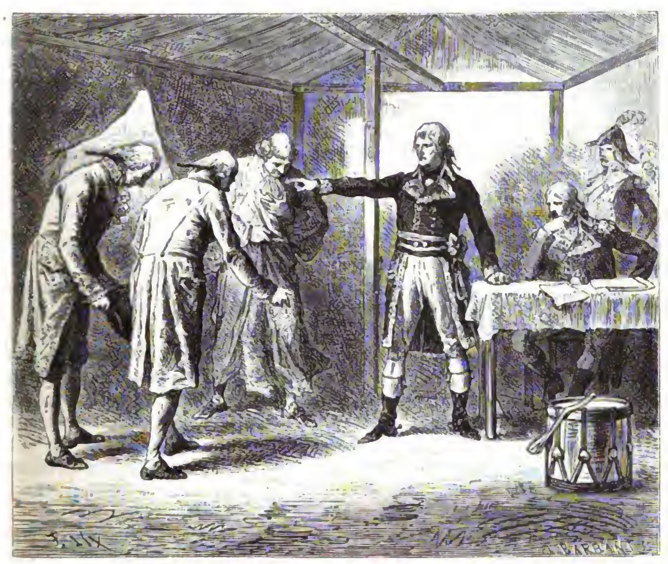
Der Vormarsch gegen Wien. Nur Eines noch fehlte dem stets Siegreichen zur Sicherung seiner Stellung in Italien: daß er Oesterreich zu einem Frieden nöthige, wie er ihn wolle. Der Kriegsplan Carnot's für das Jahr 1797 war jedoch, daß zugleich mit Bonaparte die französische Rheinarmee gegen Oesterreich andringen, und so der Frieden erzwungen werden solle. Doch hatte er dem Drängen Bonaparte's wenigstens soweit nachgegeben, daß er einen Theil der Rheinarmee zur Verstärkung Bonaparte's nach Italien geschickt hatte. Indeß der Ueberwinder von Mantua war nicht der Mann, den Ruhm der endgiltigen Ueberwindung Oesterreichs mit irgendwem zu theilen. Rasche Entschlossenheit also war das, was vor Allem noth that: es galt Oesterreich den Frieden aufzunöthigen, bevor noch die jetzt unter Hoche gestellte Rheinarmee überhaupt auf dem Plan erscheinen konnte. Ueberdies war er nicht gesonnen, dem neuen Oberbefehlshaber der Oesterreicher, dem Erzherzog Karl, Zeit zu lassen, aus den Trümmern der Armee Wurmser's und Alvinzy's wieder ein kriegstüchtiges Heer herzustellen. Schon Anfang März setzte er sich daher in Marsch, um durch die Ostalpen gegen Wien selbst vorzudringen.

Es war ein fast überkühnes Unternehmen. Denn er hatte nicht mehr als 52,000 Mann dazu verfügbar, mit denen er nicht blos den Erzherzog mitten in Feindesland überwinden, sondern auch gegen die Freischaren der Tiroler zur Seite und gegen das verdächtige Venedig im Rücken sich schützen sollte. Mittelitalien zwar war durch den Feldzug gegen den Papst entwaffnet und eingeschüchtert; auch Venedig hatte schon im Mai die schwere Hand des Siegers empfunden: allein jetzt, wo er der aristokratischen Handelsrepublik ein Bündniß anbot, lehnte sie es ab; sie wollte es mit Oesterreich, dem Vorkämpfer der alten Ordnung halten.

Damals hatte Venedig dem Zorn Frankreichs dadurch zuvorkommen wollen, daß es Ludwig XVIII., der im Venezianischen Zuflucht gefunden, aufforderte, das Gebiet der Republik zu verlassen. „Ich werde abreisen", hatte der Prätendent geantwortet, „aber ich verlange, daß man mir das „Goldene Buch" des venezianischen Adels vorlege, in welchem der Name meiner Familie verzeichnet ist: ich will ihn auslöschen mit eigener Hand." Doch hatte der Senat eine Gesandtschaft an Bonaparte gesandt, um gegen die Besetzung der venezianischen Festungen im Etschthal Einsprache zu erheben: allein mit strengen Worten hatte der General sie darauf hingewiesen, daß die Republik dieselben Festungen ohne Widerstand von den Oesterreichern hatte besetzen lassen. Jetzt fühlte der Senat sich beleidigt und wies das Anerbieten eines Bündnisses mit Frankreich zurück; wußte er doch, daß Bonaparte nicht stark genug war, um gegen die Republik Gewalt anzuwenden.

Freilich war der General außer Stande, Truppen gegen den Inselstaat abzusenden; aber gab es nicht noch andere Mittel, die abgeneigten Aristokraten von San Marco im Schach zu halten? So weit sein Einfluß reichte, ermuthigte er die Unzufriedenen in den venezianischen Städten zur Schilderhebung: in Bergamo und Brescia wurden unverzüglich die aristokratischen Behörden verjagt und ein demokratisches Regiment eingerichtet, das natürlich an Frankreich seinen Rückhalt suchte. Andere Städte folgten nach. Das genügte, um den Lagunenstaat lahm zu legen, für den überdies die französische Flottille in Ancona eine direkte Bedrohung war.

Gefährlicher als die gepuderten Nobili Venedigs waren die kernhaften Landschützen Tirols. Schon im vorigen Jahre hatten sie den Franzosen ungerufen manche Verlegenheiten bereitet: jetzt war die Bedrängniß des Wiener Hofes so groß, daß er alle Bedenken überwand und das Volk Tirols zum Guerillakriege gegen den Feind aufrief. Bonaparte unterschätzte die ihm daraus drohende Gefahr keineswegs; er ordnete die strengste Mannszucht an, verbot Kontributionen von den Gebirgsbewohnern zu erheben, schmeichelte den Priestern des bigotten Volkes, zugleich aber ließ er durch eine Proklamation die tiroler Freischärler auffordern, in ihre Heimatsdörfer zurückzukehren: andernfalls würde er sich an ihre Familien und ihre Besitzungen halten. Das brachte das Gebirgsvolk alsbald zur Ruhe. Dennoch hielt er es für nöthig, Joubert mit 18,000 Mann nach Tirol zu entsenden, um den Brenner und den Eingang in das Pusterthal zu besetzen. Ein anderes Corps unter Massena schickte er nach Kärnten vor, während er selbst mit der Hauptmacht den dritten der aus Venedig nach Wien führenden Wege, den Weg durch Krain einschlug.



Die venezianische Gesandtschaft vor Bonaparte. Zeichnung von F. Lix.

Diesen Weg hatte der Erzherzog Karl besetzt, um Triest zu decken; hinter dem Tagliamento hatte er sich aufgestellt. Die französischen Soldaten durchwateten den Fluß. Bernadotte hatte die Regimenter der Rheinarmee Bonaparte zugeführt. „Soldaten vom Rhein“, rief er seinen Leuten zu, als sie in das Wasser hinabstiegen, „die italienische Armee blickt auf euch!“ Und sie gingen nicht anders vor als die sieggewohnten Grenadiere. Der Uebergang wurde erzwungen. Drei Tage später, am 19. März, wurde der Isonzo überschritten und Gradiska eingenommen. Damit stand der Weg nach Triest offen.

Unterdessen hatte Massena den Tarvispaß, der zwischen den Karnischen und Julischen Alpen von Friaul nach Kärnten hinüberführt, erobert: immer weiter mußte der Erzherzog zurückweichen. Bonaparte nahm sein Hauptquartier in Judenburg; seine Vorposten wurden bis Leoben in Steiermark vorgeschoben; durch das Pusterthal zog Joubert heran, um zur Hand

zu sein, falls es zu einer Entscheidungsschlacht vor Wien käme. Denn wenige Tagemärsche reichten jetzt aus, um Bonaparte in das Herz Oesterreichs hineinzuführen. Schon führte man Erdwerke um Wien auf, um die bestürzte Hauptstadt vertheidigungsfähig zu machen. Denn was konnte jetzt noch den Sieger in seinem Laufe aufhalten?

Die Friedenspräliminarien von Leoben. Da richtete — am 31. März — Bonaparte selbst, wie er es genannt hat, ein „philosophisches" Schreiben an den Erzherzog Karl, in welchem er ihn aufforderte, dem nun schon sechs Jahre dauernden Blutvergießen durch Friedensvermittlung ein Ende zu machen. „Herr Obergeneral", fragte er ihn, „sind Sie entschieden, den Titel eines Wohlthäters der Menschheit sich zu verdienen, der wahrhafte Retter Deutschlands zu sein? Ich wenigstens würde, wenn die Eröffnung, welche ich die Ehre habe Ihnen zu machen, einem einzigen Menschen das Leben erhalten kann, mehr Stolz auf die Bürgerkrone, die ich verdient haben würde, empfinden, als auf den traurigen Ruhm militärischer Triumphe."

Freilich war Bonaparte gar nicht ermächtigt, Friedensverhandlungen zu eröffnen, denn die diplomatischen Geschäfte hatte das Direktorium ausschließlich dem General Clarke übertragen, welcher bestimmt war, als Gesandter Frankreichs über Italien nach Wien zu gehen. Allein Bonaparte hatte sich längst gewöhnt, sich über unbequeme Instruktionen hinwegzusetzen; überdies befand sich Clarke, eigentlich im Auftrage Bonaparte's, damals in Turin. Indeß auch der Erzherzog hatte zu Unterhandlungen keine Vollmachten; er mußte sich erst nach Wien wenden.

In Wien nahm man das Anerbieten des Siegers sehr bereitwillig auf. Denn längst war Kaiser Franz wie sein Kanzler Thugut verstimmt über die Unthätigkeit Rußlands wie über die Unzulänglichkeit der englischen Subsidien, zumeist aber über das Bestreben Preußens, nach dem Baseler Frieden sich zum Schutzherrn des Deutschen Reiches aufzuschwingen. Oesterreich war bereit, auf seinen früheren Wunsch nach Landerwerb zu verzichten, wenn man ihm nur keine Abtretungen zumuthen wolle.

Auf dieser Grundlage wurden die Verhandlungen eingeleitet; sie führten zu dem Ergebniß, daß Oesterreich Belgien und die Lombardei an Frankreich abtrat, dafür aber das festländische Gebiet der Republik Venedig zugewiesen erhielt, nach welchem es schon längst begehrlich ausgeschaut hatte. Auf die Anerkennung des Rheines als die Grenze Frankreichs verzichtete Bonaparte: darüber sollte der Frieden mit dem Deutschen Reiche entscheiden. Schon am 18. April wurden die Friedenspräliminarien zu Leoben unterzeichnet und damit dem Kriege vorläufig ein Ende gemacht. — So geschickt hatte Bonaparte Alles geordnet, daß seine Kuriere in dem Augenblicke bei Hoche und Moreau eintrafen, als diese eben den Rhein überschritten hatten. Ihrem Vormarsch wurde Halt geboten: unverkürzt blieb Bonaparte der Ruhm, den sechsjährigen Krieg zu Ende gebracht und überdies Bedingungen erreicht zu haben, wie sie das Direktorium nimmer zu hoffen gewagt hatte. Freilich Barras und Rewbell waren der Meinung, er hätte jetzt noch mehr erreichen können. Da geschah das Unerwartete: Bonaparte kam um seine Entlassung ein; er bedürfe, schrieb er, der Ruhe.

Die Vernichtung der Republik Venedig. Konnte denn aber Frankreich den großen Feldherrn, trotz seiner Hinterhaltigkeit, trotz all seiner Eigenmächtigkeiten entbehren? Dem Direktorium blieb nichts übrig, als alle Anordnungen des Generals zu bestätigen, um ihm nur die verlangte Entlassung versagen zu können. Er kannte seine Leute genau.

Jetzt war die Stunde da, auch mit Venedig abzurechnen. Die demokratischen Regierungen, welche unter dem Schutze Bonaparte's in den Städten die Macht an sich gebracht hatten, fanden nur bei den Bürgern und dem kleinen Adel Anhang.

Die Landbevölkerung in den Alpenthälern, von dem aristokratischen Senate Venedigs vielfach bevorzugt, hing fest am Alten. Aufgeregt durch Anhänger des Senats und durch Mönche, erhob sie sich an vielen Orten und fiel über die Demokraten und über die Franzosen her. Die slavonischen Söldner der Republik hielten es durchweg mit den Bauern. Die Erinnerung an erlittene Drangsale reizte bei Allen den Durst nach Rache.

Der Mittelpunkt dieses Volksaufstandes war Verona. Hier kam es am Ostermontage 1797 zu blutigen Greueln, denn das Fest hatte viel Landvolk in die Stadt geführt. Die schwache

französische Besatzung wurde in die Citadelle getrieben; dann stürzten sich die wüthenden Volksmassen auf die Franzosen in der Stadt. Wen sie fanden, mordeten sie; weder Weiber noch Kinder, weder Kranke noch Verwundete in den Hospitälern wurden verschont. Der Graf Degli Emilii besetzte mit Soldaten die Thore der Stadt, damit Niemand dem Blutbade entkönne. — Zu gleicher Zeit war auch in Venedig selbst die Wuth gegen die Franzosen zum Ausbruche gekommen. Von Ancona her hatte sich ein französisches Schiff ohne Erlaubniß dem neutralen Hafen genähert. Sofort hatte die Hafenwache, ebenfalls slavonische Söldner, es beschossen und den Kapitän mit einem Theile der Mannschaft getödtet.

Die Nachricht von diesen Vorgängen empfing Bonaparte in Judenburg. Sofort sandte er Junot mit einem Schreiben an den Dogen von Venedig. „Das erste Volk der Erde", schrieb er, „wird sich zu rächen wissen"; zugleich ließ er von allen Seiten Truppen in das venezianische Gebiet einrücken; denn der Abschluß des Vertrages zu Leoben gab ihm freie Hand.



Die Ermordung der Franzosen in Verona. Zeichnung von F. Lix.

Da legten der Doge Manini und mit ihm der Senat und der große Rath der Stadt, unfähig, den Gedanken des Widerstandes zu fassen, ihre Aemter und Würden nieder: auf das Betreiben des demokratischen Klubs, der sich in der Stadt gebildet hatte, wurde das Goldene Buch des Adels unter einem Freiheitsbaume verbrannt und eine neue demokratische Stadtobrigkeit gewählt, welche sofort Gesandte an Bonaparte abordnete. Der General schloß mit ihnen in dem Lustschlosse Montebello bei Mailand, wohin er zurückgekehrt war, einen Friedens- und Freundschaftsvertrag, durch welchen die Republik zur Zahlung von 5 Millionen Francs und zur Auslieferung von 5 Kriegsschiffen, 20 Gemälden und 500 Handschriften verpflichtet wurde.

Allein nach wenig Tagen schon war er anderer Meinung. Im Vertrage von Leoben war als Entschädigung Venedigs für die Abtretung des festländischen Gebietes die Ueberweisung der früher päpstlichen sogenannten Legationen vorgesehen. Jetzt, als der Marchese de Gallo bei Bonaparte erschien, um über die österreichischen Entschädigungen im Auftrage Thugut's

mit ihm das Einzelne festzusetzen, bot er die ganze Republik von San Marco bis zur Etsch Oesterreich an; die Legationen sollten dafür zu der neu geschaffenen cisalpinischen Republik geschlagen werden. Oesterreich ging nach einigem Schwanken darauf ein. Die ermordeten Franzosen waren gerächt. Die altehrwürdige Republik Venedig hatte aufgehört zu existiren, ein Opfer ebenso sehr eigener Schwäche und Feigheit wie fremder Arglist und Gewaltthätigkeit.

Die Errichtung der ligurischen Republik. Auch für das alte Adelsregiment in Genua hatte jetzt die letzte Stunde geschlagen. Zwar war die aristokratische Republik so vorsichtig gewesen, sich mit Frankreich freundlich zu stellen; aber jetzt, wo Bonaparte ganz Oberitalien auf demokratischer Grundlage umgestaltete, mußte auch die Adelsherrschaft in Genua fallen. Er bot das Gebiet der Republik dem Könige von Sardinien an; Viktor Amadeus lehnte jedoch das Danaergeschenk ab. So begnügte sich Bonaparte damit, den demokratischen Klub in Genua zu ermuthigen, um durch ihn jene Verfassungsveränderung, in der er die nothwendige Garantie der Zuverlässigkeit Genua's sah, zu bewirken.

Dieser Klub umfaßte nicht nur die unzufriedenen Elemente der alten Freistadt, sondern ihm gehörten auch zahlreiche Demokraten aus Piemont, der Lombardei und Mittelitalien an; sein Vorsitzender war der Apotheker Morando. In dem französischen Gesandten Faypoult sah er seinen Beschützer. Doch auch die Regierung hatte ihre Anhänger im Volke, welche entschlossen waren Recht und Religion gegen die „Jakobiner" zu vertheidigen.

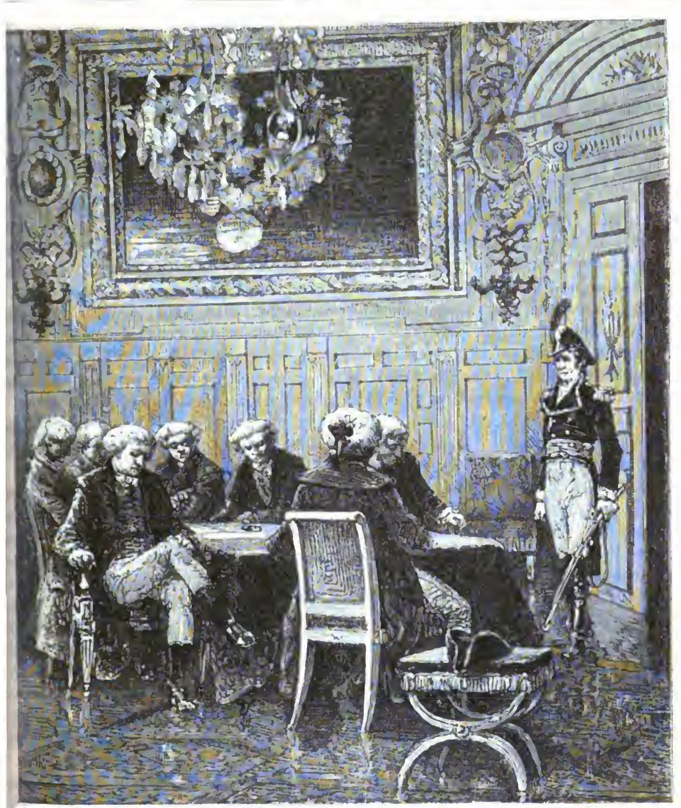
Bei der gereizten Stimmung auf beiden Seiten kam es bald zu Tumulten, in welchen mehrere Franzosen getödtet wurden. Französischen Schiffen, welche ihren Landsleuten beistehen wollten, wurde der Eintritt in den Hafen verwehrt.

Daraufhin sandte nun Bonaparte ein Truppencorps gegen Genua; seinem Adjutanten Lavalette gab er einen Brief voller Vorwürfe und Drohungen an den Senat mit. Indeß in Genua verweigerte man diesem den Eintritt in den Sitzungssaal: es wäre unerhört, daß ein Fremder an den Berathungen des Senats Theil nehme. „Unerhört vielmehr", antwortete der junge Offizier mit verächtlichem Lachen, „würde es sein, wenn ein Befehl des Generals Bonaparte nicht ausgeführt würde. In einer Stunde werde ich mich in den Sitzungssaal begeben, ohne mich an das Ceremoniell zu kehren". Bei seinem Eintritt empfing der Senat den Abgesandten Bonaparte's mit düsteren Mienen; der Inhalt des Schreibens, das er ihnen vorlas, war nicht dazu angethan, sie aufzuhellen. „Wenn nicht binnen 24 Stunden", hieß es darin, „die Schuldigen bestraft und alle verhafteten Franzosen in Freiheit gesetzt sind, so wird der französische Gesandte Genua verlassen, und die Aristokraten werden aufgehört haben zu existiren. Die Köpfe der Senatoren werden mir haften für die Sicherheit aller Franzosen, welche sich in Genua befinden".

Damit verließ Lavalette den Saal. Einige Stimmen murmelten hinter ihm: „ci batteremo (wir werden uns schlagen)". Allein Niemand schlug sich, weder der Senat noch das Volk. Der Doge Giacomo Brignole bewilligte auf Senatsbeschluß alle Forderungen des Generals und sandte eine Deputation des Senats an ihn nach Montebello, durch welche er sich bereit erklärte, eine Verfassungsänderung in Genua, wie Bonaparte sie wünschte, vorzunehmen.

Das Adelsregiment der alten Freistadt war zu Ende. Bonaparte ernannte für sie eine provisorische Regierung und ließ die Verfassung nach dem Muster der französischen umgestalten (6. Juni 1797). Die Bevölkerung nahm die Veränderung mit ungestümen Freudenbezeigungen auf: das „Goldene Buch des Adels" wurde verbrannt und die Bildsäule des alten Dogen Andreas Doria umgestürzt. Genua war in die „ligurische Republik" umgewandelt, welche, mit Frankreich verbündet, ganz und gar nicht von Frankreich, sondern von Bonaparte abhängig war.

Das Direktorium in Bedrängniß. Je mehr sich aber die Stellung Bonaparte's in Italien befestigte und erhob, um so bedrängter wurde die Lage des Direktoriums in Paris. Denn müde und ruhebedürftig, wie die Nation war, trug sie gegen die Erben des Konvents bitteren Groll. Immer höher stieg die Zahl der Gemäßigten, offen gaben Viele ihrem Verlangen nach Rückkehr zum Königthum Ausdruck; der Klub in der Straße Clichy, der Sammelplatz der Häupter der Gemäßigten, begann eine Macht in Paris zu werden.



Lavalette vor dem Senate von Genua. Zeichnung von C. Delort.

Alljährlich erneuerte sich nach der Verfassung ein Drittel der Mitglieder der gesetzgebenden Räthe durch Neuwahlen und wurde eine Stelle im Direktorium neu besetzt. Trotz aller amtlichen Wahllisten und Schutzmaßregeln war das Direktorium nicht im Stande gewesen zu verhindern, daß im Frühjahr des Jahres 1797 die große Mehrzahl der Neugewählten aus Gemäßigten oder Konstitutionellen bestand, ja daß im Süden Frankreichs eine ganze Anzahl unzweideutiger Royalisten gewählt wurde. Die Folge war, daß der Rath der Fünfhundert mit sehr großer Majorität den General Pichegru zu seinem Präsidenten wählte, den ruhmvollen Eroberer Hollands, einen Mann gemessenen und verschwiegenen Wesens, der allgemein für einen stillen Royalisten galt. Hatte doch gerade deswegen das Direktorium sich gescheut, ihm ein Kommando anzuvertrauen. Daß wirklich Pichegru die Wiederherstellung der bourbonischen Monarchie anstrebte, wußte Niemand besser als Bonaparte; er hatte den Beweis dafür in den Papieren des Grafen d'Entraigues gefunden, die bei der Besetzung Venedigs in seine Hände gefallen waren. Doch schwieg er zunächst, um erst dann einzugreifen, wenn der aufglimmende Konflikt zur vollen Reife gekommen wäre.

Das Los aus dem Direktorium auszuscheiden traf Letourneur. An seine Stelle trat der greise Barthelemy, ein sehr gemäßigter, friedliebender Mann, der mit Geschick Frankreich in den Baseler Friedensverhandlungen vertreten hatte. Sein Bestreben war, streng gesetzlich wie Carnot auf die Mehrheit in den gesetzgebenden Räthen sich zu stützen. Dadurch aber geriethen diese Beiden in schroffen Gegensatz zu den alten Jakobinern Barras und Rewbell, denen sich jetzt auch der drohenden Reaktion gegenüber Lareveillère mit Entschiedenheit anschloß. Dies Triumvirat bestimmte die Entschlüsse des Direktoriums: der Konflikt mit den beiden gesetzgebenden Körperschaften lag zu Tage.

Die Triumvirn sahen sich nicht nur durch den Rath der Fünfhundert gehemmt, sondern sie mußten auch erwarten, ehestens für ihre Thaten zur Rechenschaft gezogen zu werden. Es erschien ihnen daher als Nothwehr, wenn sie sich durch einen Gewaltakt aus ihrer bedrohten Lage zu befreien entschlossen waren. Das konnte aber nur mit Hülfe des Heeres geschehen, der einzigen wirklichen Macht im Staate. Hoche wurde zur Ausführung des geplanten Staatsstreiches ausersehen; durch Barras ließ er sich im Stillen dafür gewinnen.

Im Jahre 1796 war Hoche von Carnot beauftragt worden, eine Landung in Irland zu unternehmen. Allein infolge der Trennung des Admiralsschiffes von der Flotte war die Expedition kläglich mißlungen. Jetzt ließ er unter dem Vorgeben, eine neue Landung in England versuchen zu wollen, mehrere Corps seiner am Rheine stehenden Armee in der Nähe von Paris sich versammeln. Am 17. Juli erschien er selbst in der Hauptstadt, welche durch dunkle Gerüchte in Aufregung versetzt war. Man empfing ihn mit Angstrufen: „Die Truppen! die Kanonen! Wir sind umzingelt, belagert!“ Im Rathe der Fünfhundert entstand die heftigste Bewegung. Carnot erklärte mit Ruhe, keinen Befehl zu dem Anmarsche der Truppen ertheilt zu haben: auch die übrigen Direktoren stellten es mit Entschiedenheit in Abrede, selbst Barras sagte sich von ihm los. Der junge General erkannte, daß er von Barras verleitet war; Carnot, dem er seine schnelle Beförderung, ja in der Schreckenszeit sein Leben verdankte, machte ihm über sein ungesetzliches Verhalten — Truppen durften das Weichbild von Paris nur betreten, wenn sie von dem gesetzgebenden Körper selbst herbeigerufen waren — die beschämendsten Vorwürfe. Da gab er selbst seinen Regimentern den Befehl, den verfassungswidrig betretenen Umkreis von Paris auf der Stelle zu räumen, und kehrte, enttäuscht und gekränkt, an den Rhein zurück. Nicht gar lange danach hat er in seinem Hauptquartier in Wetzlar seine glänzende Heldenlaufbahn beschlossen; General Delebelle, in dessen Armen er den letzten Athemzug that, versichert den schwirrenden Gerüchten von Vergiftung gegenüber ausdrücklich, daß er, überarbeitet und durch Gemüthsbewegungen erschöpft, eines natürlichen Todes, einem heftigen Brustleiden erliegend, gestorben sei.

Talleyrand. Der geplante Staatsstreich war mißglückt, aber er hatte die Folge, daß er den Gegensatz zwischen dem Rathe der Fünfhundert und der Majorität des Direktoriums noch verschärfte. Pichegru trug sich jetzt mit dem Gedanken, mit der Garde des Rathes den Luxembourg zu überfallen und durch Verhaftung der drei gegnerischen Direktoren den Umsturzplänen des Triumvirates zuvorzukommen. Indeß die Mehrheit der Fünfhundert war einem solchen Gewaltakte abgeneigt: sie wollte die Umgestaltung der Dinge nur durch gesetzliche Mittel bewirken: durch Wiederherstellung des christlichen Kultus, durch Milderung der Emigrantengesetze, durch Amnestirung der eidweigernden Priester. Die Triumvirn indeß, nicht zufrieden damit, die Ministerposten mit ihnen ergebenen Leuten besetzt zu haben, trachteten danach, den mächtigen Bonaparte und „die Herren von der italienischen Armee“ zu offener Parteinahme auf ihre Seite zu ziehen. Denn sie hielten trotz Hoche's übereiltem Losbrechen den Plan fest, durch einen Gewaltakt sich zu Meistern des Raths der Fünfhundert zu machen.

Unter den neu ernannten Ministern war der bedeutendste Talleyrand. Moritz Graf von Talleyrand-Perigord, geboren 1754 zu Paris, entstammte einer hochangesehenen Familie, welche schon im 12. Jahrhundert eine Rolle in Frankreich gespielt hatte. Zum Priester erzogen — er hatte einen Klumpfuß — erregte seine Gewandtheit, Schlagfertigkeit und Sicherheit im Urtheilen bald die Aufmerksamkeit seiner Standesgenossen: sie wählten ihn schon 1780 zum

Generalagenten des Klerus. Acht Jahre später erhielt er das Bisthum Autun. Während der Revolution schloß er sich Mirabeau an, der von ihm rühmte, daß er „mit einem großen und geübten Talente die umsichtigste Klugheit und eine jede Probe aushaltende Verschwiegenheit vereine", daneben jedoch auch seine unersättliche Geldgier mit beißenden Worten geißelte. Vor dem Terrorismus Robespierre's entwich er nach Nordamerika; im Jahre 1795 erreichte er durch die Verwendung des Dichters Chenier, daß ihm die Rückkehr nach Frankreich verstattet wurde. Die Heimreise führte ihn zunächst nach Hamburg, wo er Frau Grandt, eine Ostindierin, ebenso schön wie ungebildet, kennen lernte, mit der er sich später verheirathete. In Paris warb er um einflußreiche Bekanntschaften; im Salon der Frau von Staël, Necker's geistvoller Tochter, wo die Gemäßigten, welche nicht gerade Royalisten waren, sich zusammenfanden, glänzte er neben dem geistreichen Benjamin Constant. Zugleich wußte er bei den Direktoren sich einzuführen. Barras liebte in ihm den guten Gesellschafter und den Mann von hoher Geburt; Lareveillère schätzte ihn als aufgeklärten Expriester; Rewbell bewunderte in ihm den gewandten Diplomaten. Carnot wollte nichts von ihm wissen. „Er bringt", meinte er, „alle Laster des alten Regime mit sich, ohne eine von den Tugenden des neuen angenommen zu haben: er hat durchaus keine festen Grundsätze, er wechselt sie wie die Kleider nach Wind und Wetter."


Moritz Graf von Talleyrand-Perigord.

Als daher Lareveillère Talleyrand zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten vorschlug, entfuhr Carnot in der unwilligen Ueberraschung ein kräftiger Fluch. „Was!" rief er aufspringend aus, „dies Spottbild von einem Pfaffen, diesen Ränkeschmied, der uns Alle, Einen nach dem Andern, auf öffentlichem Markte für den kleinsten Gewinn verkaufen würde?" „Wen hat er denn schon verkauft?" fragte Lareveillère mürrisch. „Wen?" antwortete Carnot. „Zuerst seinen Gott." — „Er glaubte nicht an ihn." — „Warum diente er ihm denn? Ferner seinen Stand." — „Aus Philosophie". — „Aus Ehrgeiz. Verlaß dich darauf. Endlich seinen König." — „Haben wir ein Recht", fragte der alte Jakobiner, „ihm das zum Verbrechen anzurechnen?" Carnot wurde überstimmt; die Triumvirn waren einig: Talleyrand wurde Minister. Sofort wandte er sich im Auftrage des Direktoriums, d. h. des Triumvirats, an Bonaparte, um ihn für die gemeinsame Sache zu gewinnen.

Der Staatsstreich vom 4. September 1797 (18. Fructidor V). Kaum bedurfte es dessen noch. Bonaparte war sich über seine Stellung zu den Parteien in Paris schon völlig klar. In der Sitzung des 23. Juni hatte der Abgeordnete Dumolard, der zu dem Clichyklub gehörte, im Rathe der Fünfhundert das Verfahren Frankreichs gegen Venedig einer herben Kritik unterzogen. „Frankreich darf Europa nicht das empörende Schauspiel bieten der Zerreißung und Unterjochung schwacher Staaten, das Beispiel einer Nation, die gerechte und große Grundsätze zur Schau trägt und sich dabei in ihren Verträgen ebenso gewaltthätig wie hinterlistig erweist". So hatte Dumolard seine scharfe Rede geschlossen: wen traf ihr Vorwurf mehr als Bonaparte? Aber dieser war nicht der Mann, sich ungestraft reizen zu lassen.

Alsbald entsandte Bonaparte seinen Adjutanten Lavalette nach Paris, um einen zuverlässigen Bericht über die dortigen Vorgänge zu erhalten. Dann benutzte er den Jahrestag des

Bastillesturms, an welchem die Armee festlich bewirthet wurde, einen Aufruf an seine Soldaten zu erlassen. „Soldaten", rief er ihnen zu, „Berge trennen uns von Frankreich; ihr werdet sie, wenn es sein muß, übersteigen mit der Geschwindigkeit des Adlers, um die Verfassung aufrecht zu erhalten, die Freiheit zu vertheidigen, die Regierung und die Republikaner zu schützen!" Zugleich wurden in allen Corps Adressen gleichen Sinnes in Umlauf gesetzt, um mit den Unterschriften der Soldaten an das Direktorium gesandt zu werden. Augereau, der verwegene Haudegen, wurde mit ihrer Ueberbringung nach Paris beauftragt. Denn Bonaparte war viel zu vorsichtig, um sich wie Hoche persönlich zu exponiren. Endlich ließ er auch einige angeblich vergessene Fahnen durch Bernadotte nach Paris geleiten, einen mehr gemäßigten Mann, der geeignet war, den ungestümen Sieger von Castiglione zu überwachen, oder auch, wenn dieser zu weit ginge, zu ersetzen.

Durch Lavalette hatte Bonaparte den Triumvirn drei Millionen Francs in Aussicht gestellt, was sie ganz und gar für ihn einnahm. Hierin liegt auch vielleicht die Erklärung dafür, daß sie so unerwartet von Hoche sich lossagten. Erhalten haben sie freilich das Geld in Wirklichkeit nicht. Den General Augereau empfahl er ihnen als einen patriotischen Soldaten. Sie verstanden den Wink und ernannten ihn sofort zum Befehlshaber der Pariser Militärdivision. Indessen noch führte der umsichtige Carnot den regelmäßig wechselnden Vorsitz im Direktorium. Man beschloß daher vorsichtiger Weise zu warten, bis seine Zeit vorüber wäre, da er wohl der Mann war, den ganzen Anschlag zu vereiteln. Am 31. August folgte ihm Larevellière im Vorsitz, der des Gelingens des Staatsstreiches so sicher war, daß er rückhaltlos von der bevorstehenden „Rettung der Republik" sprach. Allein selbst daraus nahm sich weder der Rath der Fünfhundert noch der Rath der Alten eine Warnung. Sie waren völlig unvorbereitet, als Augereau in der Nacht vom 3. zum 4. September die Tuilerien, worin sie ihre Sitzungen hielten, mit Truppen und Kanonen umstellen ließ. Die Uebermacht war eine so große, daß die Wachtposten der Garde, welcher der Schutz der Räthe oblag, nirgends Widerstand versuchten.

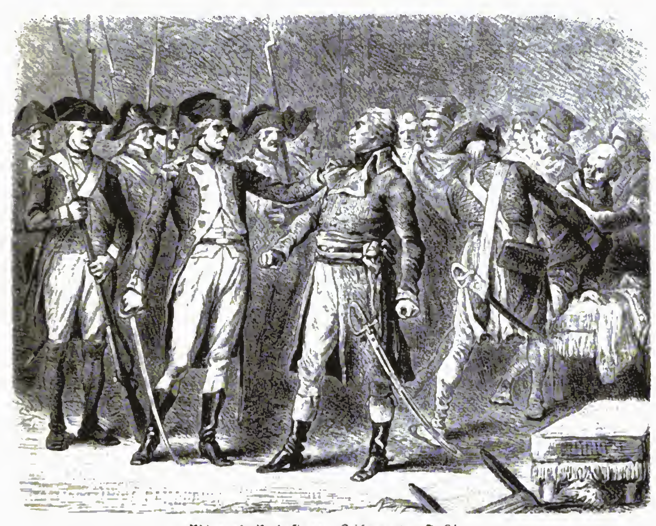
Zugleich wurde durch Besetzung des Luxembourg zur Verhaftung der beiden abgeneigten Direktoren geschritten. Barthelemy lag schon zu Bett und wurde ohne Weiteres abgeführt, Carnot dagegen, der einzige Vorsichtige, entschlüpfte im Augenblicke der Gefahr durch einen geheimen Ausgang in den Garten, von wo er in einem befreundeten Hause Zuflucht suchte und fand, bis es ihm gelang, nach Genf über die Grenze zu entweichen.

Als der Morgen des 4. September anbrach, befanden sich die Tuilerien ganz in Augereau's Händen: 53 Abgeordnete aus beiden Räthen wurden nun verhaftet, unter ihnen vor Allem Pichegru. Dasselbe Schicksal traf eine Anzahl andere hervorragende Männer, deren Gesinnung den Triumvirn verdächtig war, sowie die Besitzer oder Herausgeber von 42 Zeitungen, welche eine oppositionelle Haltung gezeigt hatten. Am folgenden Tage wurden die Verhafteten, von denen es nur sehr Wenigen gelang, zu entspringen, ohne Urtel und Recht kurzweg zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. In einer Art eisernen Käfigs wurden sie nach Rochefort geschafft und von dort in dem Kielraum eines Schiffes an ihren Bestimmungsort gebracht. Die Meisten erlagen dort dem Sumpffieber. Pichegru jedoch, Barthelemy und einige Andere sind später glücklich nach Nordamerika entkommen.

Die siegreichen Gewalthaber versuchten eine Rechtfertigung des Gewaltstreiches, zu der die Papiere d'Entraigues', welche der General Bonaparte ihnen überließ, ein reiches Material lieferten. Auch General Moreau hatte, wenn auch in letzter Stunde erst, einige Beweisschriften gegen Pichegru dem Direktorium eingesandt.

An die Stelle der beiden ausgestoßenen Direktoren traten jetzt die Minister Merlin von Douay und François von Neufchateau. In 48 Departements wurden neue Wahlen angeordnet, welche nunmehr unter energischer Beeinflussung im Sinne der Triumvirn ausfielen. So war die Republik gerettet, der Zwiespalt im Direktorium und die feindselige Haltung der beiden Räthe beseitigt. Aber es war nur durch das Einschreiten der Militärgewalt geschehen. Diese auf seiner Seite festzuhalten war nunmehr das eifrige Bestreben des Direktoriums: dem Heere wurde, sobald nur der Frieden abgeschlossen sein würde, eine Milliarde Francs votirt, Augereau

wurde zur Belohnung der Oberbefehl über die Maas-Sambre-Armee, der durch den Tod Hoche's frei geworden war, übertragen, und Bonaparte, dem eigentlichen Retter in der Noth? Ihm lohnte man mit Mißtrauen. Barras schickte seinen Sekretär Bottot nach Italien, um von Bonaparte eine Erklärung zu verlangen, wie er sich zu der neuen Regierung zu stellen gedenke; denn in Lavalette und Bernadotte sah das Direktorium verdächtige Aufpasser. Indeß Bonaparte fuhr mit dem schnaubenden Jähzorn eines Korsen den Sendling an und schickte ihn stracks wieder heim.



Pichegru's Verhaftung. Zeichnung von F. Lix.

Der Frieden zu Campo Formio. Bonaparte hatte die Triumvirn nur gehalten, weil er keine starke Regierung in Frankreich wollte: jetzt weniger als je dachte er daran, ihnen sich unterzuordnen. Denn durch die Aechtung Carnot's und den Tod Hoche's war er der einzigen Männer ledig geworden, die ihm vielleicht gewachsen waren. Dazu waren die beiden Generale, welche er sich abgeneigt wußte, außer Thätigkeit gesetzt: Pichegru war deportirt und Moreau wegen verdächtig später Einlieferung jener Briefe Pichegru's von seinem Kommando der Rheinarmee abgerufen und in Paris zur Unthätigkeit verurtheilt. Auch die Abberufung Clarke's hatte Bonaparte durchgesetzt, so daß er jetzt der einzige Vertreter Frankreichs bei den in Aussicht genommenen Friedensverhandlungen mit Oesterreich war.

Das Direktorium im Hochgefühl seiner wiedergewonnenen Geltung sandte dem herrischen General Anweisungen, wie er den Frieden zu gestalten hätte, namentlich sollte weder das Königreich Sardinien bestehen bleiben noch Venedig an Oesterreich abgetreten werden. Allein Bonaparte erklärte so bestimmt, daß dann der Krieg von Neuem entbrennen würde, verlangte so nachdrücklich für diesen Fall 12,000 Mann Fußtruppen und 4000 Mann Reiterei als Verstärkung, daß der Uebermuth des Direktoriums zusammensank „wie ein angeschossener Luftballon“.

Die Friedensverhandlungen mit England in Lille waren nach dem Staatsstreich abgebrochen worden; auch Thugut, der Kanzler Oesterreichs, war mit den Friedenspräliminarien von Leoben, denen der Marchese de Gallo zugestimmt hatte, nicht zufrieden, so daß es ungewiß war, ob Bonaparte den Frieden, wie er ihn wünschte, würde erreichen können. Er hatte daher

mit aller Umsicht auch für die Eventualität eines neuen Feldzuges sich eingerichtet. Die ionischen Inseln waren besetzt worden, auf denen die kriegerischen Bewohner dem sieggekrönten Feldherrn eine solche Verehrung entgegenbrachten, daß manche vor seinem Bilde wie vor dem eines Heiligen eine Lampe brannten. Mit den Albanesen, zumal mit Ali, dem mächtigen Pascha von Janina, waren Verbindungen angeknüpft worden. Die Besetzung der Felsenfeste Malta war ins Auge gefaßt. So weit schweiften die Gedanken Bonaparte's, daß er schon am 13. September 1797 dem Minister Talleyrand die Eroberung Aegyptens vorschlug.

Ueberdies war die Verschmelzung der neuen cispadanischen Republik südlich des Po mit der cisalpinischen beschlossen und beide zur Abschließung eines Vertheidigungs- und Angriffs-Bündnisses mit Frankreich genöthigt worden. Das päpstliche Gebiet war gebrandschatzt, das venezianische, das Bonaparte ja an Oesterreich zu geben willens war, rücksichtslos ausgeplündert worden, damit für den Feldzug die Mittel bereit wären. Auch die Wiederherstellung der Flotte war mit Eifer in Angriff genommen worden. Allein die Meinung Bonaparte's ging dahin, nicht gegen Oesterreich, sondern gegen England diese umfassenden Rüstungen zu verwenden, mit Oesterreich vielmehr zum Abschlusse des Friedens zu gelangen, um eben gegen England freie Hand zu bekommen. Daher war er entschlossen, Oesterreich in etwas entgegen zu kommen.

Thugut hatte die Entscheidung in Paris abgewartet, bevor er die Verhandlungen über die Präliminarien von Leoben aufnahm. De Gallo, der Fügsame, wurde durch den österreichischen Gesandten in St. Petersburg, den Grafen Cobenzl ersetzt, der für einen sehr geschickten Diplomaten galt. Allein der September verging, ohne daß man dem Abschlusse auch nur um einen Schritt näher kam. Bonaparte hatte sein Hauptquartier in Passeriano, einem Landhause des Dogen Manini, Cobenzl hielt sich in dem nahen Udine auf.

Unaufhörlich drängte Bonaparte zur Beschleunigung, Cobenzl verlangte das ganze venezianische Gebiet; Bonaparte wollte es nur bis zur Etsch bewilligen und auch dies nur, wenn Frankreich „die natürlichen Grenzen Galliens“ am Rhein erhielte. Eine Anerkennung der Rheingrenze, erklärte dagegen Cobenzl, laufe der Pflicht und Ehre des Kaisers entgegen. Darüber — es war am 10. Oktober Abends nach Tische — gerieth Bonaparte, von reichlichem Punsch zudem erhitzt, in eine leidenschaftliche Aufwallung: er ergriff so heftig seinen Hut, daß er mit dem Federbusche desselben ein kostbares Porzellangefäß zur Erde warf, setzte ihn noch in dem Salon Cobenzl's auf den Kopf und verließ das Zimmer unter drohenden Geberden und Worten. Es ist erst eine spätere Ausschmückung dieser Scene, daß er ein ganzes Porzellanservice absichtlich zu Boden geworfen habe.

Cobenzl fühlte sich durch dies Benehmen Bonaparte's persönlich beleidigt und lehnte eine weitere Zusammenkunft mit ihm ab. Allein de Gallo vermittelte; es erfolgte eine Verständigung; ein Kurier langte von Kaiser Franz an: der Kaiser erklärte, voll Verlangens nach Frieden und zugleich voll Besorgniß, das Direktorium möchte sich inzwischen, womit Bonaparte gedroht hatte, mit Preußen verständigen, seine Zustimmung zu den Bedingungen Bonaparte's. Am 17. Oktober wurde der Frieden unterzeichnet; man nannte ihn nach dem Dorfe Campo Formio, zwischen Udine und Passeriano.

Nach den öffentlichen Artikeln des Friedens trat Oesterreich Belgien und die Lombardei ab und anerkannte die cisalpinische Republik, zu der außer dem venezianischen Gebiete westlich von der Etsch Modena, die Fürstenthümer Massa und Carrara und die päpstlichen Legationen Bologna, Ferrara und die Romagna geschlagen wurden. Auch das graubündische Valtellina mit Bormio und Chiavenna, das um den Anschluß gebeten hatte, sollte dazu gehören, wofür Oesterreich an die Schweiz das Frickthal abtrat. Die ionischen Inseln blieben bei Frankreich. Das übrige Venetien mit der Hauptstadt erhielt Oesterreich. Der Herzog von Modena, des Kaisers Verwandter, sollte durch den Breisgau entschädigt werden. In den geheimen Artikeln bewilligte der Kaiser Frankreich die Rheingrenze von Basel bis zum Einflusse der Nette oberhalb Andernach mit Einschluß der strategisch unschätzbaren Festung Mainz. Ueberdies ward ausgemacht, daß jede Vergrößerung Oesterreichs in Deutschland auch eine

entsprechende Vergrößerung Frankreichs zur Folge haben solle. Dafür versprach Frankreich, dem Kaiser zum Besitze des Erzbisthums Salzburgs und des bayrischen Innviertels zu verhelfen und erklärte sich bereit, nicht nur dem Könige von Preußen seine linksrheinischen Besitzungen, die er im Baseler Frieden gegen entsprechende Entschädigungen auf der rechten Rheinseite abzutreten versprochen hatte, zurückzuerstatten, sondern überhaupt jede Vergrößerung Preußens zu verhindern. Die Entschädigungen für alle diejenigen Fürsten, welche durch diese Grenzregulirungen geschädigt wurden, sollten im Einverständnisse mit Frankreich geregelt werden, dessen Einfluß im Deutschen Reiche auf diese Weise ganz unberechenbare Tragweite erhielt. Auch für Oranien sollte eine Entschädigung in Deutschland gefunden werden.

„Es ist", schrieb Bonaparte nach dem Abschlusse voll gerechten Selbstgefühls an das Direktorium, „einer der glänzendsten Friedensschlüsse seit Jahrhunderten." Und Talleyrand schloß das Glückwunschschreiben, das er sofort an Bonaparte richtete, mit den pathetischen Worten: „Leben Sie wohl, Feldherr und Friedensstifter! Leben Sie wohl — Freundschaft, Bewunderung, Ehrfurcht, Dank! Man weiß nicht, wo man mit Aufzählung aller Gefühle enden soll." — Das war wirklich der Sinn, mit dem man in Frankreich das Friedenswerk aufnahm.

Bonaparte in Rastatt. Zur Erzielung des Friedens mit dem Deutschen Reiche, bestimmte der Traktat, soll ein Kongreß in Rastatt zusammentreten. Bonaparte war ausersehen, als erster Bevollmächtigter Frankreichs daran Theil zunehmen. Das Direktorium, erdrückt von dem Ruhm und den Erfolgen des Generals, hieß Alles gut, was er anzuordnen für gut fand.

Trotz dieser friedlichen Mission hielt Bonaparte aber den Oberbefehl über seine Armee fest: er ließ sich zum Oberfeldherrn der gegen England bestimmten Armee ernennen, wodurch er, da England der einzige Feind Frankreichs war, der noch im Kriege beharrte, den Oberbefehl über so ziemlich sämmtliche Truppen Frankreichs erhielt. Der „englischen" Armee aber wurde vor Allem die italienische zugerechnet.

Während des Kongresses sollte sein Generalstabschef Berthier, der die große Tugend besaß, die Befehle seines Vorgesetzten auf das Pünktlichste auszuführen, ohne sie zu kritisiren, ihn in Italien vertreten. Ihm gab er auf, die Regierungen in der cisalpinischen wie in der ligurischen Republik, die Bonaparte selbst ernannt hatte, wenn nöthig, mit Waffengewalt zu stützen, außerdem aber für den Kampf gegen England Schiffe, Geld, Proviant, was irgend nöthig wäre, vorzubereiten, überdies aber auf Neapel ein wachsames Auge zu haben. Denn dies schien mit Anschlägen zu Gunsten des Papstes, dem er in seinem Bruder Joseph einen Aufseher gegeben, sich zu tragen. So bewegten ihn schon wieder neue Pläne, als er am 20. November Mailand verließ, um sich zu dem Kongresse zu begeben.

Die Reise ging über Chambery und Genf nach Basel. In Genf hatte Carnot Zuflucht gefunden; aber in Gefahr, dort erkannt und verhaftet zu werden, hatte der geächtete „Organisator des Sieges" sich, als Wäscheträger verkleidet, in einem Kahne nach Nyon geflüchtet. Bonaparte kam in der Nacht durch Nyon: trotzdem war das ganze Städtchen in Bewegung, ihm Huldigungen darzubringen; alle Fenster waren festlich erleuchtet. Auch Carnot stellte Lichter an die Fenster seines Stübchens; aber Bonaparte, der ihm doch zumeist sein Emporkommen und langjährige Förderung verdankte, sich jetzt zu erkennen zu geben, vermied er vorsichtiger Weise. Denn er kannte den Vielgefeierten zu gut, um nicht zu wissen, daß hochherzige Dankbarkeit keine Stätte in seinem Herzen hatte. Hatte doch Bonaparte eben erst in Genf den Mann verhaften lassen, welcher nur in dem Verdachte stand, Carnot zur Flucht behülflich gewesen zu sein.

In Basel sann der Oberzunftmeister Peter Ochs auf den Umsturz der aristokratischen Verfassung der Schweiz. Bonaparte kehrte bei ihm ein; bei Tische besprachen sie den Plan; Ochs empfing die Zusage der Unterstützung Frankreichs für seine Bestrebungen, welche durchaus zu dem stillen Plane Bonaparte's paßten, Frankreich mit einem Gürtel demokratischer Republiken zur Sicherung gegen die absoluten Mächte zu umgeben.

Am 25. November traf Bonaparte in Rastatt ein. Er nahm Wohnung im Schlosse, nicht wenig erstaunt darüber, daß, wie er sagte, „diese Tölpel von Bevollmächtigten des Kaisers"

noch nicht angekommen wären. Nach einigen Tagen langten sie an, am 28. Cobenzl in der Eigenschaft eines Botschafters des Königs von Ungarn und Böhmen.

Graf Ludwig Cobenzl, geb. 1747, war ein Diplomat der alten Schule. Als amüsanter Gesellschafter hatte er in den Salons seine Laufbahn gemacht und seine Talente entwickelt. Man rechnete es unter seine Verdienste, daß er für Aufführungen auf dem Liebhabertheater viel Geschick zeigte. Jahrelang hatte er mit Takt dem greisen Fürsten Kaunitz als Vicekanzler zur Seite gestanden, und dann durch Thugut verdrängt, Oesterreich am Hofe Katharina's mit Erfolg vertreten. Die Hoffnung, daß er durch diplomatische Feinheit des „plumpen" Korsen Meister werden würde, hatte er in Wien nicht erfüllt; jetzt sollte er gut machen, was ihm dort nicht gelungen war.

Bonaparte hatte während der Tage des Wartens kein Hehl daraus gemacht, daß er es auf eine gänzliche Umgestaltung des Deutschen Reiches abgesehen habe. Hauptsächlich beschäftigte ihn die Säkularisation der geistlichen Herrschaften, welche der Kaiser in Vorschlag gebracht hatte. Er fragte einen Würzburger Domherrn, wie sich denn die Würde eines geistlichen Reichsfürsten mit der Demuth und Armuth des Urchristenthums vertrüge; dem Mainzer Gesandten Albini legte er die Frage vor, wohin sein Herr, der Erzbischof, etwa seine Residenz verlegen könnte, falls er Mainz verlöre. Den kleinen Fürsten rieth er, sich eng mit Frankreich zu verbinden, wenn sie nicht von Oesterreich oder Preußen verschlungen werden wollten, die ja darauf ausgingen, das Reich unter sich zu theilen. Ihm erschien Deutschland durchaus wie ein zweites Polen.

Sofort nach der Ankunft Cobenzl's begann Bonaparte mit ihm die Verhandlungen über die Auslieferung der Festung Mainz an die Franzosen. Schon am 1. Dezember wurde der Räumungsvertrag abgeschlossen, welcher den Franzosen den Einmarsch in Mainz für den 30. Dezember versprach. Dem Kaiser lag viel an Beschleunigung des Abschlusses, um der Plünderung und Verwüstung des venezianischen Gebietes durch die Franzosen ein Ende zu machen. Denn erst nach der Räumung von Mainz — so bestimmte es ein geheimer Zusatzartikel zu dem Friedenstraktat von Campo Formio — stand den Oesterreichern die Besitznahme von Venedig frei.

Die Bedingung war erfüllt. Serrurier, der französische Kommandant in Venedig, versenkte die Schiffe, die er nicht mitnehmen konnte. Das Staatsschiff, auf dem seit Jahrhunderten der Doge die Vermählung Venedigs mit der Adria begangen, den Zeugen alter Herrlichkeit, den „Bucentaur", verbrannte er, und die Oesterreicher zogen in die Lagunenstadt ein. Todesschweigen, tiefste Niedergeschlagenheit herrschte ringsum, nur hier und da erhob ein bezahlter Pöbelhaufe rohes Jubelgeschrei. Im Namen seiner Mitbürger sollte der Doge Manini den Oesterreichern den Eid der Treue leisten. Der 90jährige Greis trat vor; im Begriff, die Eidesformel zu sprechen, schwankte er, der Schmerz überwältigte ihn, jäh stürzte er entseelt zu Boden. Das war das Ende der altberühmten Republik Venedig.

Der Kongreß in Rastatt. Sofort nach der Ausfertigung und Unterzeichnung des Räumungstraktates, noch in der Nacht, verließ Bonaparte Rastatt: ihm war es klar, daß nunmehr nicht in Rastatt, sondern in Paris sein Platz war. Die Oesterreicher zogen ihre Truppen aus den linksrheinischen Festungen zurück; die Franzosen besetzten Mainz, blockirten Ehrenbreitstein, nahmen die Mannheimer Rheinschanze mit stürmender Hand und setzten sich ohne Weiteres in Kehl und Kastel fest, die ja nur ein Theil von Straßburg und von Mainz wären. Damit hatten sie die Pforten zu Mittel- wie zu Süddeutschland in ihre Hand gebracht.

Die größte Aufregung bemächtigte sich darüber der Reichsfriedensdeputation, welche vom Reichstage in Regensburg beauftragt war, die Verhandlungen mit den französischen Gesandten zu führen. Diese Deputation, aus 76 Personen zusammengesetzt, war der denkbar schwerfälligste Apparat zu Unterhandlungen einem wachsamen und unermüdlichen Gegner gegenüber, der in der Wahl seiner Mittel niemals verlegen war, und mit dem die einzelnen Reichsstände geheime Sonderverhandlungen pflogen, um durch List und Bestechung zu erreichen, was sie von der Deputation nicht erwarteten.

Der römische Kaiser war dreifach vertreten: als Reichsoberhaupt durch den Grafen Metternich, den Vater des späteren Kanzlers, einen „stattlichen, wohlbeleibten und bordirten altdeutschen Herrn“, als König von Ungarn und Böhmen durch den Grafen Cobenzl, als österreichischer Reichsstand durch den Grafen Lehrbach, eine „Karrikatur in Gesicht, Kleidung und Bewegung, der Kopf oben chinesisch, unten afrikanisch, das Kolorit zigeunerisch, in Gang und Haltung wie in einer ewigen Hopsanglaise.“

Preußen, das in der Reichsfriedensdeputation nicht vertreten war, hatte ebenfalls drei Gesandte zu dem Kongresse entsandt. Graf Görz, das Haupt der preußischen Gesandtschaft, war ein Mann von gefälligem Benehmen, sein Haar silberweiß, sein Mund immer lächelnd, seine Sprache leise, der Gang sacht, jede Bewegung diplomatisch abgemessen. Der Baron Jacobi dagegen war eine kurzstämmige Erscheinung, etwas jüdischen Ansehens, während Herr von Dohm mit hellem Auge und freundlichem Munde Jedem „liebreich und beredt“ entgegen kam, nicht selten in freisinnigen und launigen Bemerkungen sich ergehend.

Das Haupt der französischen Gesandtschaft war nach Bonaparte's Abreise Treilhard, ein früherer Advokat, immer mit den Händen fechtend und plaidoyirend. Neben ihm stand Bonnier, „immer schwarz gekleidet, einem wohlgenährten Stadtpfarrer gleichend, aber dabei trotzig und stumm.“ Das dritte Mitglied der Gesandtschaft war Jean Debry, „ein schwarzes, langes und hageres Männlein, mit feurigem Auge, der sich gegen die deutsche Langeweile durch emsiges Treiben der alten Wissenschaften, besonders auch der griechischen Klassiker, schützte.“ Allen Dreien sah man die tiefe Verachtung deutschen Wesens in jeder Miene an; indessen sie wußten, was sie wollten und verfolgten die Macht und Vergrößerung ihres Landes mit übermüthigem Trotz und rücksichtsloser Dreistigkeit; und die deutschen Reichsstände hatten der Brutalität der Franzosen nichts Anderes entgegenzusetzen als geschmeidige Unterwürfigkeit und den Reiz des Karlin. An Treilhard's Stelle, der nicht lange danach in das Direktorium gewählt wurde, trat Roberjot, ein früherer Kaufmann, der mit größerer Bildung höfliche Formen vereinte und allein sich über die Lockungen des Goldes erhaben zeigte.

Am 9. Dezember 1797 sollten die Verhandlungen beginnen. Die Deputation war vom Reichstage dazu bevollmächtigt unter der Bedingung, daß die Grenzen des Deutschen Reiches gewahrt blieben. Und doch hatten Oesterreich und Preußen den Franzosen nicht nur die Abtretung linksrheinischer Gebiete zugesagt, sondern diese hatten auch fast schon das ganze linke Rheinufer in Besitz. Sie weigerten sich daher, auf die Bedingung der Reichsintegrität einzugehen und verlangten, daß die Reichsfriedensdeputation, bevor man in die Verhandlungen eintrete, sich erst eine Vollmacht ohne jegliche Einschränkung vom Reichstage erwirke. Darob entstand in Rastatt wie in Regensburg die größte Aufregung. Eben noch hatte Kaiser Franz den Gesandten die Bewahrung der Integrität des Reiches warm ans Herz gelegt; jetzt erfolgte die Besetzung von Mainz durch die Franzosen. Da erkannte die Deputation, daß sie vom Kaiser selbst hinters Licht geführt werde; sie verlangte jetzt offene Auskunft über die geheimen Abmachungen des Kaisers mit Frankreich. Allein ihr Begehren wurde vom Kaiser zurückgewiesen, da auch zwischen einzelnen Reichsständen — es waren Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt gemeint — und Frankreich geheime Verträge abgeschlossen seien, welche vor dem Kaiser verheimlicht würden. So war Heimlichkeit und Mißtrauen auf allen Seiten. Demnach blieb dem Reichstage nichts Anderes übrig, als auf die Bedingung der Reichsintegrität zu verzichten.

Da traten denn am 17. Januar 1798 die französischen Gesandten mit der Forderung hervor, daß an Frankreich über die Bestimmung des Friedens von Campo Formio hinaus das ganze linke Rheinufer abgetreten würde. Die dadurch geschädigten Fürsten sollten im Innern Deutschlands entschädigt werden, wie man meinte, durch die Säkularisation der geistlichen Herrschaften. Es war der Zwiespalt der beiden deutschen Großmächte, welcher Frankreich zum Herrn in Deutschland machte und zur Steigerung seiner Ansprüche erdreistete. Auf die Zustimmung Oesterreichs konnte es sicher rechnen, denn der Frieden zu Campo Formio war im Grunde zu günstig für Oesterreich, dem er ziemlich den gleichen Besitz und zwar in viel

geschlossenerem Zusammenhange als bisher gewährte, als daß es ohne dringenden Zwang ihn in Frage stellen würde. Und Preußen hatte erst im vorigen Jahre sich bereit erklärt, der Abtretung des linken Rheinufers, falls Frankreich sie vom Reiche erhalte, zuzustimmen, wofür ihm eine sehr reich bemessene Entschädigung an geistlichen Gütern für seine kleinen linksrheinischen Bezirke zugesagt war. Einer solchen Entschädigung freilich widerstrebte Oesterreich auf Grund des Friedens von Campo Formio auf das Aeußerste. Indessen jetzt erklärte der König von Preußen — es war der junge Friedrich Wilhelm III. — zu Gunsten der Förderung des Friedenswerkes seine linksrheinischen Besitzungen ohne jede Entschädigung Frankreich abtreten zu wollen, wenn Oesterreich das Nämliche thun wolle. Aber Oesterreich wollte Salzburg und das Innviertel, wonach es seit den Tagen Joseph's II. gestrebt hatte, um keinen Preis fahren lassen; und auch die übrigen Fürsten glaubten auf Grund von Sonderverhandlungen mit Frankreich reichlicher Entschädigungen sicher zu sein. Daher erfolgte am 11. März 1798, als Frankreich die Grundsätzlichkeit der Säkularisationen in Zulässigkeit herabmilderte, die Einwilligung der Reichsfriedensdeputation in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers.

Zwar war der Bestand der deutschen Reichsverfassung, welcher hauptsächlich auf den geistlichen Herrschaften beruhte, gerettet, aber der Zwiespalt zwischen Oesterreich und Preußen hatte sich vertieft, und bei der Festsetzung der Entschädigungen trat auch immer mehr der Gegensatz zwischen dem Kaiser und den Reichsständen zu Tage: was sicher für die Zukunft nichts Gutes verhieß.

Die Rückkehr Bonaparte's nach Paris. So wichtig erschien auch Bonaparte die Entwicklung der Dinge in Deutschland, daß er es durchsetzte, daß an Stelle des milden Caillard der scharfsinnige und verschlossene Sieyes als Gesandter nach Berlin geschickt wurde, nicht nur um zu beobachten, sondern auch um den Gegensatz gegen den Wiener Hof zu schüren, während er selbst in Paris seinen unruhig gährenden Plänen nachging.

Bei der Abreise von Rastatt hatte Bonaparte versprochen, in etwa acht Tagen wieder zurück zu sein; aber in seiner Absicht lag es mit nichten. Mit größter Begeisterung hatte man ihn allenthalben auf seiner Reise begrüßt. Unbemerkt langte er am 5. Dezember gegen Abend in Paris an. In der Chanteraine-Straße besaß seine Frau ein kleines Haus mit einem Garten; hier nahm er seine Wohnung. Sofort erschien Barras bei ihm, um dem ruhmgekrönten Sieger seine Verehrung auszusprechen. Auch die obersten Beamten des Seinedepartements fragten an, wann sie ihn antreffen könnten: er kam ihnen mit seinem Besuche zuvor. Die Gesandten der fremden Mächte schrieben an ihn, wann sie ihm aufwarten dürften: er lehnte es nachdrücklich ab, indem er auf die Briefe gar keine Antwort gab. Mit bestechender Zuvorkommenheit begegnete er allen Bekannten, die ihn aufsuchten. Sorgfältig vermied er Alles, was die öffentliche Aufmerksamkeit hätte auf ihn ziehen können; er fuhr nur in einem zweispännigen Wagen ohne alles Gefolge aus, selbst den Uniformrock legte er ab. Aber doch standen die Leute am Gartenzaun voll Bewunderung für den kleinen, schmächtigen Mann mit den großen Augen in dem mageren Gesichte und dem tief in die Stirne herabhängenden Haare, der in seinem Garten allein auf- und abging. Und diese Bescheidenheit, durchaus sonst nicht seine Art, wohl berechnet, wie sie war, machte ihn sichtlich bei den Parisern populär. Geschickt wußte er dafür zu sorgen, daß die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn und seine Tugenden gerichtet blieb. In jeder Nummer des „Moniteur“, natürlich im Hauptblatte, war irgend ein Brief oder Erlaß von ihm abgedruckt, Neues und Altes, wie es die Gelegenheit bot.

Es schmeichelte ihm sehr, daß die Akademie der Wissenschaften ihn in der mathematisch-physikalischen Klasse an Carnot's Stelle zu ihrem Mitgliede ernannte, noch mehr vielleicht, daß der Stadtrath von Paris der Chanteraine-Straße ihm zu Ehren den Namen „Siegesstraße“ gab.

Allein die zur Schau getragene Bescheidenheit täuschte nicht Alle. Sein Landsmann Arena, der ihn von den Umtrieben auf Korsika her kannte, ein eifriger Jakobiner, warnte vor ihm. „Es giebt Keinen“, sagte er, „der die Freiheit mehr gefährdet als Bonaparte.“ Und Augereau, sein alter Waffengefährte, nannte ihn einen „verwegenen Wühler, den man nicht scharf genug überwachen könne.“ Das hat ihm Bonaparte zeitlebens nicht vergessen; die nächste Folge war, daß Augereau des Kommandos der Rheinarmee enthoben und an die spanische

Grenze versetzt wurde. Allein das waren vereinzelte Stimmen. Denn wirklich verstand es Bonaparte, sich mit allen Parteien so zu stellen, daß die Gemäßigten so gut wie die Radikalen ihn glaubten zu den Ihrigen zählen zu können.

Das Fest im Luxembourg. Das Wichtigste indeß für Bonaparte war jedenfalls sein Verhältniß zu dem Direktorium. Noch immer war Barras Derjenige, welcher durch seine Persönlichkeit und durch sein ganzes Auftreten als der eigentliche Repräsentant der Regierung erschien. Neben ihm verschwand der verbitterte Rewbell und mehr noch Larevellière, der die Zeit mit seinen botanischen Liebhabereien und mit der Sorge um die neue Religion, die er gestiftet hatte, um die Theophilanthropie verbrachte. François von Neufchateau war ein Schöngeist und ziemlich wässeriger Dichter, Merlin von Douay aber, der die inneren Angelegenheiten verwaltete, ein Mann von Entschlossenheit und unermüdlicher Arbeitskraft. Indeß sie Alle sahen auf den glücklichen Feldherrn voll Mißtrauen und Furcht, während Bonaparte das Direktorium nicht blos innerlich tief verachtete, sondern sich auch nicht scheute, zum großen Schrecken der Männer im Luxembourg seine Mißbilligung ihres Verhaltens mit scharfen Worten auszusprechen. Umsomehr aber lag den Direktoren daran, nach außen wenigstens in völligem Einklange mit dem gefeiertsten Manne Frankreichs sich darzustellen.

Das war der Zweck des Festes, welches das Direktorium am 10. Dezember zur Feier des Friedensschlusses von Campo Formio veranstaltete. Der große Hof des Luxembourg war in ein Amphitheater verwandelt. An dem einen Ende war der Altar des Vaterlandes aufgerichtet, auf welchem, geschmückt mit den von der italienischen Armee erbeuteten Fahnen, die Standbilder der Freiheit, der Gleichheit und des Friedens prangten. Darunter standen fünf Sessel, auf welchen sich die Direktoren in ihrem prunkenden Amtsornate niederließen; etwas tiefer saßen die Minister, zu beiden Seiten die Mitglieder der Volksvertretung, die Gelehrten der Akademie und die Vertreter der fremden Mächte. Den ganzen übrigen Raum, selbst die benachbarten Fenster und Dächer, erfüllte eine jubelnde Volksmenge.

Gesang eröffnete die Feier. Plötzlich übertönen diesen endlose brausende Hochrufe, alle Augen richten sich auf das Eingangsportal: Bonaparte tritt ein. Tausendfach begrüßt ihn der Ruf: „Es lebe der Befreier Italiens! Der Friedensstifter des Welttheils!" Von zwei Ministern geleitet, von zwei Adjutanten gefolgt, die ihn Alle fast um Hauptеslänge überragen, schreitet der Gefeierte gelassen und bescheiden auf den Altar zu. Der Gesangchor stimmt einen Hymnus auf die Freiheit an; die Versammlung fällt in den Gesang ein: die Direktoren, alle Anwesenden erheben sich und entblößen das Haupt. Der Gesang verhallt, lautlose Stille all der Tausende tritt ein. — Talleyrand, der Minister des Aeußern, tritt vor, um eine Lobrede auf den Friedensbringer zu halten. Mit höchstem Geschick entledigt sich der gewandte Diplomat, der Schüler Voltaire's, seiner Aufgabe. Wie preist er Bonaparte's Ruhm, wie feiert er seine Tugenden, seine Einfachheit, seine Verachtung alles Gepränges, wie fürchtet er so gar nicht seinen Ehrgeiz! „Ganz Frankreich wird frei sein: er selbst vielleicht niemals; das ist sein Schicksal." Mit der Mahnung an den Siegreichen, „das perfide Albion zum Heile Frankreichs und der Welt niederzuwerfen", schließt er den Panegyrikus.

Mit kurzen, abgerissenen, orakelhaften Sätzen erwidert Bonaparte darauf, indem er die Ratifikationsurkunde des Friedensschlusses von Campo Formio dem Direktorium überreicht. Jedes Wort ist berechnet, die Erwartungen aufs Höchste zu spannen, ohne doch dabei seine wahren Absichten zu verrathen. „Der Friede", so lauten seine Schlußworte, „sichert die Freiheit, den Wohlstand und den Ruhm der Republik. Sobald das Glück des französischen Volkes auf die besten organischen Gesetze gegründet sein wird, wird ganz Europa frei werden!" So kündigt er eine neue staatliche Ordnung nicht nur für Frankreich, sondern für ganz Europa an, die mit diesem Friedensschlusse, seinem eigensten Werke, beginnen soll.

Jetzt nimmt Barras das Wort. Seine sehr lange und schwülstige Rede spendet auch zunächst dem Helden des Tages reichlich Weihrauch, dann aber schildert sie mit Wohlgefallen die hohen Verdienste des Direktoriums und schließt damit, daß sie den Hauptwerth des erlangten Friedens darin sieht, daß er es ermögliche, England zu vernichten. Nun steigt er

herab und giebt Bonaparte den Bruderkuß; auch die übrigen Direktoren folgen dem Beispiele und schließen den sieggekrönten General in ihre Arme. Ein rauschender Hymnus ertönt, dessen Refrain alle Anwesenden mitsingen. So schließt das Verbrüderungsfest.

Am Abend gaben der Rath der Alten und der der Fünfhundert vereint Bonaparte ein Festmahl im Louvre, die herrlichsten Gemälde Italiens, Trophäen des Gefeierten, schmückten den Saal. Gesänge, überschwängliche Reden suchten das Fest zu beleben, aber doch blieb die allgemeine Stimmung trübe und gedrückt; Mißbehagen lag auf allen Gemüthern. Was meint Bonaparte mit den besten organischen Gesetzen? fragt sich im Stillen ein Jeder. Was hat er vor? Was wird der morgende Tag uns bringen?

Wirklich war der Verdacht, daß Bonaparte einen Staatsstreich plane, der ihm die Regierungsgewalt in die Hand geben solle, nicht ganz ungegründet. Er hat in diesen Tagen mit Sieyes, bevor dieser als Gesandter nach Berlin abging, und mit Talleyrand, der durch seinen Scharfsinn wie durch seine Beflissenheit sich ihm zu empfehlen wußte, viel verkehrt. Allein noch schien der Erfolg zweifelhaft: Verfassung und Direktorium, grade durch den Friedensabschluß wieder mehr befestigt, bedurften noch stärkerer Erschütterungen, als sie schon durch Bonaparte erfahren hatten, bevor sie kraftlos in sich zusammenbrachen. Mit aller Entschiedenheit faßte daher Bonaparte, nachdem er einmal zum Warten sich entschlossen hatte, den Krieg gegen England ins Auge, das noch als einziger Gegner von Bedeutung auf dem Plane war. Die Mittel zu diesem Kriege mußte die revolutionäre Propaganda verschaffen.

Die Errichtung der römischen Republik. Nicht zu militärischem Schutze nur sollte der Gürtel der Tochterrepubliken dienen, mit dem Frankreich sich zu umgeben begonnen hatte; auch das Danaidenfaß der Staatskasse sollten sie füllen.

Aus Belgien und Holland war die batavische Republik gebildet worden mit einer Direktorialverfassung, wie Frankreich sie besaß, aber in Wahrheit nichts weiter als ein Anhängsel der großen Nachbarrepublik, mit der sie zu Schutz und Trutz verbündet war. Während des nun schon fast sechsjährigen Krieges waren alle holländischen Kolonien an England verloren gegangen; in der Seeschlacht vor dem Texel war am 11. Oktober 1797 der größte Theil der letzten holländischen Flotte vernichtet worden; 25,000 Mann französischer Truppen mußten vertragsmäßig von der batavischen Republik besoldet und unterhalten werden: jetzt wurden von ihr Geld, Schiffe, Seeoffiziere bis zur äußersten Grenze ihres Könnens für den neuen Feldzug gegen England gefordert. General Joubert hatte Befehl, jeden Beamten, der Widerstand wagen sollte, einfach als Rebellen zu behandeln.

Ganz in derselben Weise wurde mit der verbündeten cisalpinischen Republik verfahren: sie hatte ebenfalls 25,000 französische Soldaten zu erhalten und mit jährlich 18 Mill. Francs zu besolden. Das war es, was die Franzosen unter der Freiheit, die sie brachten, verstanden. Dennoch gab es auch in Rom eine Partei, freilich nicht über 300 Köpfe stark, die sie herbeisehnte anstatt des milden Regimentes des greisen Papstes.

Französischer Gesandter in Rom war Joseph Bonaparte, dem es oblag, mit Unterstützung des Schatzmeisters Haller, eines habgierigen und brutalen Schweizers, die Zahlungen einzutreiben, welche Papst Pius aus dem Traktate von Tolentino an Frankreich noch schuldig war. Auf seinen Beistand vertrauend, versuchten die römischen Revolutionäre am 28. Dezember 1797 eine Schilderhebung. Allein von den päpstlichen Dragonern wurden sie rasch zerstreut: ein Haufe flüchtete sich in den Hof der französischen Gesandtschaft. Die Dragoner verfolgten sie jedoch auch dahin und gaben Feuer auf die Flüchtigen. Auf den Lärm hin begab sich der Gesandte selbst in den Hof hinab und gebot Ruhe und Achtung des Asyls. Bei ihm befand sich der junge General Duphot, welcher am folgenden Tage seine Hochzeit mit Joseph's Schwägerin feiern wollte. Ungestüm wagte er sich zu weit in die aufgeregte Menge vor: ein Dragoner schoß auf ihn und tödtete ihn. Joseph wies alle Anerbietungen von Genugthuung, alle Bitten des Papstes zurück und verließ Rom auf der Stelle.

Der Bruch zwischen Frankreich und Rom war da. Berthier erhielt Befehl, in Eilmärschen, so geheim als möglich, nach Rom aufzubrechen, eine Intervention Neapels aber auf

jeden Fall abzuwehren. Am 11. Februar 1798 hielt er seinen Einzug in die ewige Stadt, und zwei Tage später ward von der Höhe des Kapitols herab die Umwandlung des Kirchenstaats in die römische Republik proklamirt. Indeß der Papst weigerte sich, der weltlichen Herrschaft zu entsagen; Zwangsmaßregeln gegen den fast achtzigjährigen Greis anzuwenden, scheute sich der General. Da wurde er vom Kommando abberufen: Massena, ein hervorragender General, aber ein grundgemeiner und rücksichtsloser Mensch, trat an seine Stelle. Jetzt wurde der Kirchenstaat nicht nur in der habgierigsten Weise ausgeraubt, so daß kein Privatmann vor Erpressung und Einbruch sicher war, sondern der Papst auch durch Massena und Haller in der schamlosesten Weise betrogen und mißhandelt. Man rechnete ihm die Diamanten, durch welche er seine Schuld von Tolentino abtrug, kaum zum halben Werthe an. Die kostbaren Ringe wurden dem Greise buchstäblich von den Fingern gezogen, selbst seinen spanischen Schnupftabak nahm man ihm weg, bevor man ihn nach Siena in die Gefangenschaft abführte. Neapel war froh, daß es unbehelligt blieb: so sehr fürchtete man dort die französischen Waffen.

Die Errichtung der helvetischen Republik. Unterdessen erfüllten sich auch die Dinge in der Schweiz. Schon auf seiner Reise zum Rastatter Kongresse hatte Bonaparte die Herzen vieler Schweizer dadurch gewonnen, daß er im Hinblick auf die Schweiz es als unwürdig bezeichnet hatte, daß ein Volk eines andern Volkes Unterthan sei. Deutlicher schon hatte er sich in Basel zu Peter Ochs, der ihn dort bewirthete, ausgesprochen; und als er dann am 8. Dezember 1797 mit Peter Ochs bei Rewbell in Paris zusammentraf, bestand er mit Nachdruck darauf, daß eine Revolution in der Schweiz erfolgen müsse, und zwar bald. Eine Verfassung war damals zwischen den Dreien vereinbart, durch welche die gesammte Schweiz in eine einheitliche demokratische Republik umgeformt werden sollte.


General Alexander Berthier.

Dem gleichen Ziele, wenigstens für seine Heimat, das Waadtland, strebte mit aller Energie Friedrich Cäsar Laharpe zu, der früher Erzieher des Kaisers Alexander I. von Rußland gewesen war, jetzt aber seine Aufgabe darin setzte, die Unterstützung Frankreichs für die Befreiung des Waadtlandes zu gewinnen. Auch Frau von Staël interessirte sich lebhaft dafür. Wirklich fand er bei dem Direktorium Gehör, dem es freilich weniger auf die Freiheit der Schweiz, als auf die großen Schätze, welche in Bern, Basel, Zürich und anderen Städten vorhanden sein sollten, ankam. Daneben wies Bonaparte mit Nachdruck auf die militärische Bedeutung der Schweiz hin, dieser Burg im Herzen Europa's.

Die Schweiz war damals ein wirres Geschiebe von Gemeinwesen und Herrschaften in allen Größen und allen nur denkbaren Verwicklungen, auf das Bunteste durchzogen von nationalen und konfessionellen Verschiedenheiten. Dreizehn Kantone bildeten eine herrschende Aristokratie; unter ihrer Tagsatzung standen die „zugewandten Orte“ ohne Vertretung, aber seit alten Zeiten mit der Eidgenossenschaft verbunden. Dazu gehörten Genf, Graubündten, das preußische Neuenburg, die elsässische Enklave Mülhausen u. a. Unterthanenlande endlich waren diejenigen Bezirke deutscher oder italienischer Bewohner, welche einem oder mehreren

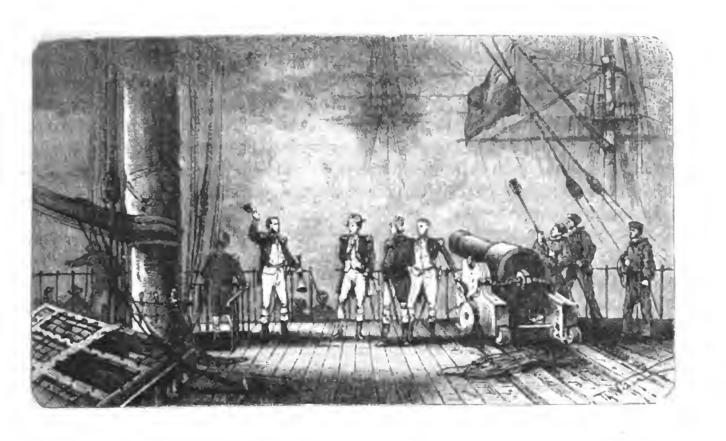
Kantonen gemeinschaftlich gehörten und von diesen durch Vögte regiert wurden. So war das Livener Thal Uri, das Waadtland Bern unterthänig.

In den alten Urkantonen herrschte noch die Landgemeinde, in den meisten übrigen aber das Stadtbürgerthum oder vielmehr eine geringe Anzahl bevorrechteter Familien, welche vetterschaftlich zusammenhielten und alle Aemter und Würden ausschließlich aus ihrer Mitte besetzten. Mit dem engherzigen Despotismus aller Oligarchen führten sie die Herrschaft, jeder freien Regung grundsätzlich abhold. Sie wachten darüber, daß die Feudalität des Eigenthums und der Arbeit nicht schwand, daß das streng geschlossene Zunft- und Monopolwesen nicht gelockert wurde. Daher gab es überall Parteiungen zwischen Stadt und Land, zwischen Patriziern und Handwerkern, zwischen Herren und Unterthanen.

Als nun in Frankreich der mittelalterliche Staat in Trümmer ging, wurden auch die Gesichter der Rathsherren in Bern und Basel, in Zürich und Freiburg sorgenvoll umwölkt, daß das böse Beispiel Frankreichs auch in der Schweiz zur Nachahmung locken möchte. Doch aber war die Gefahr Anfangs nicht eben groß. Denn die Hinmordung der treuen Schweizer bei dem Tuileriensturm stürzte zahllose Familien in Trauer und erfüllte das ganze Schweizerland mit Erbitterung gegen die französische Revolution. Und diese zu schüren, ließen die zahlreichen Emigranten, die in Genf Zuflucht gefunden hatten, sich überdies sehr angelegen sein. Auch das gab Verstimmung, daß Frankreich ihm gelegene Theile der Schweiz, wie Mülhausen und das Münsterthal bei Basel, ohne Umstände sich einverleibte. Kaum daß es für Valtellina in dem Frickthal und der Grafschaft Falkenstein Ersatz gewährte.

Allein in den unterthänigen Gebieten begann man allmählich in Frankreich den erhofften Befreier zu sehen. So kam es, daß die Waadtländer, durch Laharpe aufgeregt, im Vertrauen auf Frankreichs Beistand sich gegen Bern, ihre Herrin, erhoben, daß in Baselland die Bauern gegen ihre städtischen Vögte aufstanden. Die Meinung des Direktoriums war, sich der Schweiz ebenso ohne Beschwer zu bemächtigen, wie es bei Venedig gelungen war. Es nahm sich daher der aufständischen Waadtländer an und richtete an die Regierung von Bern die Aufforderung, nicht nur das Waadtland frei zu geben, sondern auch die Errichtung einer helvetischen Republik, wie sie Peter Ochs geplant hatte, anzuerkennen und selbst abzudanken. Bern weigerte sich dessen und sammelte zur Abwehr in aller Eile das eidgenössische Heer an der Aare. Da rückten die Franzosen in die Schweiz ein; es war ein Corps der italienischen Armee unter Brune. Die Eingangspässe waren nicht besetzt; so gelangten die Franzosen unangefochten bis an die Aare. Ein schweizer Vorposten schoß auf einen französischen Parlamentär. Damit war ein willkommener Vorwand zum Angriff gegeben. Die völlig undisziplinirten Scharen der Schweizer leisteten bei Frauenbrunn tapfern Widerstand; selbst Frauen und Kinder griffen zu den Waffen. Eine alte Frau hatte zwei Töchter und drei Enkelinnen in die Schlacht geführt: sie fielen alle sechs. Allein schon am 5. März 1798 hielten die siegreichen Franzosen ihren Einzug in Bern. Auch die verzweifelte Gegenwehr der Urkantone am Vierwaldstätter See, welche die Geistlichen aufriefen zum Kampfe gegen den „Antichrist", wurde überwältigt: am 11. April 1798 ward die helvetische Republik ausgerufen. Die Abhängigkeit der Unterthanen und Zugewandten wurde beseitigt, den dreizehn Kantonen traten acht mit gleicher Berechtigung hinzu, auch Graubündten wurde zum Beitritt eingeladen. Eine Verfassung nach dem Muster der französischen mit fünf Direktoren an der Spitze wurde der neuen Republik gegeben und diese durch ein Schutz- und Trutzbündniß willenlos an Frankreich gefesselt. In allen Kantonen wurde dem alten aristokratischen Regimente ein Ende gemacht.

Mit geübter Gründlichkeit räumten die Franzosen alle Kassen der alten Patrizierstädte aus: in Freiburg, Solothurn und Zürich wurden bedeutende Summen erbeutet, mehr noch in dem reichen Bern: an Barren und Münze über 6 Millionen Francs. Dem Direktorium floß jedoch nichts davon zu, sondern die eine Hälfte wurde für das Heer zu Sold und Lieferungen verwandt, die andere ging nach Toulon an den General Bonaparte zur Ausrüstung der ägyptischen Expedition, mit welcher der Verwegene im Begriffe stand, den Kampf gegen das „perfide Albion" zu eröffnen.



Der Feldzug im Orient und die zweite Koalition.

Ein wunderbar fertiger Mann ist Bonaparte in die Geschichte eingetreten. Schon am ersten Tage des italienischen Feldzuges zeigt er das außerordentliche Feldherrntalent, das er später bewährt; das scharfe Urtheil, die listige Unbarmherzigkeit, die unersättliche Selbstsucht der späteren Jahre wohnt schon in dem Achtundzwanzigjährigen. Nur jenes staunenswerthe Gleichgewicht zwischen Kühnheit und Vorsicht, zwischen Leidenschaft und Berechnung, das den aufsteigenden Bonaparte auszeichnet, hat sich später verschoben.

Als er zuerst von Ancona aus den Blick über die Wogen des Adriatischen Meeres schweifen ließ, bewegte ihn der stolze Gedanke, mit Alexander dem Großen zu wetteifern: die Idee eines Feldzuges in den wunderreichen Orient tauchte in ihm auf, aber er war weit davon entfernt, durch das Blendende des Gedankens sein Urtheil berücken zu lassen. Mit sicherer Erwägung bereitete er die Orientfahrt vor, aber der Entschluß, sie zu unternehmen, hat sich ihm doch erst im Zusammenhange des englischen Krieges aufgedrängt; erst als die Verhältnisse ein Gelingen sicher zu gewährleisten schienen, hat er dem alten Zuge der Phantasie, den wol Raynal schon in ihm erweckt hatte, mit kühl abwägender Besonnenheit nachgegeben.

Der Plan des ägyptischen Feldzuges. Zum Oberfeldherrn gegen England ernannt, begab sich Bonaparte im Februar 1797 nach Brest, Cherbourg und Boulogne, um die dort im Gange befindlichen Rüstungen zu besichtigen. Denn der Gedanke war, wie es schon Hoche zwei Jahre zuvor versucht hatte, das trotzige Inselvolk mit einem starken Heere auf ihrer Insel selbst anzugreifen. Allein er erkannte sofort, daß zu einem so kühnen und schweren Unternehmen die bisherigen Rüstungen völlig unzureichend wären. Am 23. Februar erstattete er dem Direktorium Bericht darüber: es fehle sowol an Schiffen als an Geld; nicht vor dem nächsten Jahre sei eine Landung in England möglich. — Am Abend desselben Tages sendete er dem Direktorium noch eine Denkschrift, in der er auseinandersetzt, daß bei der Unmöglichkeit eines direkten Angriffes auf England man vielleicht Hamburg, wo sich die Engländer festgesetzt hatten, oder Hannover ihnen wegnehmen könne. Oder man könne auch, fügte er kurz hinzu, eine Expedition in die Levante senden, was sofort und mit weit geringeren Streitkräften ausführbar sei, um den indischen Handel der Engländer zu bedrohen. Das Direktorium ging auf diesen letzten Vorschlag ein, so daß ihm bereits am 5. März Bonaparte eine Reihe

spezieller Maßregeln zu dem Zwecke vorlegt, sich Malta's und Aegyptens zu bemächtigen. Die Landung in England wurde deswegen nicht aufgegeben, sondern, weil zur Zeit unausführbar, ebenso wie die Besetzung Hannovers, für eine gelegenere Zeit aufgeschoben. Zunächst sollte nur, um die Unternehmung gegen Aegypten zu unterstützen, eine Invasion in England im kleineren Maßstabe von Brest aus ins Auge gefaßt werden. Damit also war die Expedition nach Aegypten zur Hauptsache des Angriffs auf England gemacht. Die dazu nöthigen 25,000 Mann Infanterie und 3000 Reiter konnten nach Bonaparte's Bericht in 14 Tagen zur Einschiffung bereit sein.

Kühn war der Plan unter allen Umständen, aber phantastisch darf man ihn darum, wie es oft geschieht, nicht schelten, wenn er auch gewiß zuerst aus dem Reize, den seit seinen Jünglingsjahren der Orient auf Bonaparte ausübte, geboren war. Jetzt waren alle Umstände ihm so günstig, daß ein Gelingen kaum zweifelhaft schien. Nach dem Abschlusse des Bündnisses zwischen Frankreich und Spanien im Herbste 1796 hatte England es für nöthig erachtet, alle im Mittelmeere befindlichen Kriegsschiffe zurückzurufen, um seine Streitkräfte zur Deckung der eigenen Küsten zur Hand zu haben. Die drohende Invasion hatte es dann gezwungen, die spanische Flotte im Hafen von Cadiz zu blockiren und zugleich mit einer andern Flottenabtheilung die Küsten Hollands zu bewachen, damit dem französischen Angriffe jede Unterstützung abgeschnitten würde. So hatte sich während des ganzen Jahres 1797 kein englisches Schiff im Mittelmeere gezeigt; eine Flotte dorthin zu senden, glaubte England selbst sich außer Stande, höchstens daß das Blockadegeschwader vor Cadiz zugleich den Weg durch die Gibraltarstraße beobachten konnte. Bonaparte war daher mit Recht der Ansicht, daß er in dem Unternehmen gegen Aegypten jedenfalls mehrere Monate lang von englischen Schiffen nicht gehemmt werden würde. — Als den Zweck der Expedition bezeichnete Bonaparte, den indischen Handel der Engländer zu bedrohen. Schwerlich ist dabei seine Absicht gewesen, von Aegypten aus gegen Indien selbst vorzudringen. Denn die Lage Frankreichs war doch zu sehr bedroht, als daß er länger als einige Monate höchstens ihm hätte fern bleiben können und wollen. Es handelte sich also bei dem Unternehmen nur um einen raschen Vorstoß gegen Aegypten, um dadurch dem Kriege eine andere Wendung zu geben. Gab doch Bonaparte seinem Bruder Joseph den Auftrag, für den Herbstaufenthalt ihm eine Villa in Bourgogne zu kaufen.

Selbst auf eine dauernde Besetzung Aegyptens war es nicht abgesehen. Bonaparte's Absicht war, um den Preis der Rückgabe Aegyptens die Türken zu einem Bündnisse und zu thätiger Theilnahme am Kriege zu zwingen, damit dadurch Rußland abgehalten würde, seine Waffen zur Unterstützung Englands gegen Frankreich zu wenden. Denn es entging ihm natürlich nicht, daß sich ein schweres Gewitter über Frankreich zusammenzog. Mehr und mehr näherten sich Rußland und England, und Oesterreich schien nicht abgeneigt, zu einem neuen Waffengange gegen Frankreich sich ihnen anzuschließen, während es Sieyes trotz aller Bemühungen in Berlin nicht gelingen wollte, Preußen zu einem Bündnisse mit Frankreich zu bestimmen. Aber Bonaparte vertraute darauf, daß Frankreich in seiner starken Defensivstellung in Oberitalien und am Rhein sich einige Zeit würde halten können: dann wollte er als der ruhmbekränzte Eroberer Aegyptens zurückkehren und die andrängenden mächtigen Feinde zerschmettern: wer hätte ihm dann noch die Herrschaft über das gerettete Frankreich streitig machen können? Und das war nicht blos *sein* Gedanke. Denn kaum hatte der Zurückkehrende in Frejus den Fuß wieder auf den Boden Frankreichs gesetzt, so begrüßte ihn der Klub der kleinen Stadt: „Gehen Sie, General, schlagen Sie den Feind, und dann wollen wir Sie zum König machen, wenn Sie wollen!" So wenig phantastisch, so richtig abgewogen war der Plan; ja man darf sagen, daß selbst das Unglück, welches Frankreich in Bonaparte's Abwesenheit hatte, mit in dem Plane lag. „Damit ich Herr in Frankreich würde", schreibt er in seinen Memoiren auf St. Helena, „mußte in meiner Abwesenheit das Direktorium Unglück erleben, so daß meine Rückkehr den Sieg unseren Fahnen wieder zuführte."

Vorbereitungen. Der Gedanke einer Expedition nach Aegypten war für Frankreich so gar neu eigentlich nicht. Schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hatte König

Ludwig IX. die Eroberung Aegyptens unternommen — freilich erfolglos. Fünfzig Jahre später hatte dann Pierre du Bois dahin gestrebt, die Gedanken Philipp's des Schönen wieder auf Aegypten, diesen Eckstein eines Weltreiches, zu richten. In gleichem Sinne hatte der große Leibniz Ludwig XIV. zur Eroberung Aegyptens gerathen: das wäre verdienstlicher, als eines geringen Grenzstriches wegen das halbe Europa gegen sich in Waffen zu rufen, und würde zugleich ihn in den Besitz des Stapelplatzes des indischen Handels, der damals in den Händen Hollands lag, bringen. Choiseul war auf diesen Gedanken zurückgekommen, ohne jedoch weiter als bis zur Besetzung Korsika's zu gelangen. Endlich reichte der Konsul Magellan, der zwanzig Jahre in Aegypten gelebt hatte, 1796 dem Direktorium einen Plan zur Eroberung des Landes ein und erschien selbst im folgenden Jahre, um die Ausführung dieses Planes persönlich zu betreiben. Das Alles war Bonaparte durchaus nicht unbekannt geblieben. Gleichwol war er der Erste, der nach mehr als einem halben Jahrtausend den Gedanken wieder ernstlich aufnahm.

Die Zahl der Truppen, welche für die Expedition bestimmt wurden, war dem eigentlichen Zwecke derselben entsprechend — nur wie ein Ausfall im größeren Stile war sie ja gemeint — nur eine mäßige; aber es waren alles erlesene Kerntruppen. Auch von den höheren Offizieren, welche unter Bonaparte sich hervorgethan hatten, fehlte kaum einer. Aus dieser Schule sind die späteren Marschälle des Kaiserreichs hervorgegangen: Berthier, Beauharnais, Bertrand, Davoust, Duroc, Junot, Lannes, Lavalette, Marmont, Murat, Rapp, Savory. Gelehrte wurden zudem zur Theilnahme eingeladen unter dem Vorgeben, es handle sich um eine wissenschaftliche Reise nach dem Amazonenstrom. Denn geflissentlich wurden die Vorbereitungen in ein gewisses Geheimniß gehüllt. Freilich dem preußischen Gesandten in Paris, Sandoz-Rollin, hatte Talleyrand schon am 22. Februar den ganzen Plan mitgetheilt. Auch den Engländern blieb er nicht geheim; doch hielten sie ihn nur für eine Finte, um ihre Aufmerksamkeit von der Kanalküste abzulenken.

In sieben Wochen waren alle Vorbereitungen in ebenso umfassender wie sorgfältiger Weise beendigt. Am 12. April wurde Bonaparte zum Oberbefehlshaber der Orient-Armee ernannt; zehn Tage später wollte er sich zu dem Heere nach Toulon begeben, als ein Zwischenfall eintrat, der in der unwillkommensten Weise seine Abreise von Paris unmöglich machte.

Bernadotte in Wien. Die Geltung des römischen Kaisers stützte sich vornehmlich auf die geistlichen Territorien. Daher ging das Bestreben Oesterreichs bei dem Friedenskongreß zu Rastatt dahin, deren Säkularisation soweit wie irgend möglich einzuschränken, während die Fürsten dagegen zum Zwecke reichlicherer eigener Entschädigung die möglichste Ausdehnung der Säkularisation verlangten. Oesterreich nun zur Nachgiebigkeit zu stimmen, ohne jedoch die geforderte Entschädigung in Italien ihm zu gewähren, war der Auftrag, mit welchem der General Bernadotte als französischer Gesandter nach Wien geschickt wurde. Die Aufgabe war ebenso schwierig, wie die Wahl des Gesandten ungeeignet.

Jean Baptiste Bernadotte, geboren 1764, Sohn eines Advokaten in Pau, durch die Revolution in fünf Jahren vom Sergeanten zum Divisionsgeneral erhoben, war ein Gascogner mit jakobinischen Leidenschaften und Manieren. Ohne vorher auch nur angemeldet zu sein, erschien er plötzlich am 8. Februar 1798 mit einem zahlreichen Gesandtschaftspersonale junger Hitzköpfe in Wien. In rücksichtslos-übermüthiger Weise verletzte er den Hof wie die Minister durch herausfordernde Kundgebung seines demokratischen Republikanismus; Niemand machte er einen der üblichen Besuche; bei jeder Gelegenheit benahm er sich anmaßend und taktlos, man sah weder ihn noch sein Gefolge jemals ohne die in Wien so verhaßte dreifarbige Schärpe und Kokarde. Sein dritter Sekretär war ein revolutionär gesinnter Pole; so wurde die französische Gesandtschaft bald der Sammelplatz der unzufriedenen Polen in Wien. Es war klar, daß ein solcher Mann weder Geltung noch Einfluß in Wien gewinnen konnte. Binnen Kurzem begriff er es selber und bat am 12. April das Direktorium dringend um seine Abberufung. Bevor er sie erhielt, nahm er sie sich selber.

Am 13. April feierten die Wiener den Jahrestag des Landaufgebotes gegen Bonaparte. Um dagegen zu protestiren, hatte Bernodotte ein Bild der Freiheitsgöttin bestellt, das an der

französischen Gesandtschaft angebracht werden sollte. Da aber die Statue nicht rechtzeitig fertig geworden war, ließ er auf dem Balkon des Hauses eine dreifarbige Fahne mit der deutschen Inschrift „Freiheit, Gleichheit" aushängen. Das Volk sah hierin eine beleidigende Herausforderung; eine große Menschenmenge rottete sich vor dem Hause zusammen; man schimpfte, warf mit Steinen danach, endlich kletterte ein kecker Schlosser zu dem Balkon hinauf und riß die Fahne herunter. Lange nachher erst kam die Polizei dazu, um die Ruhe wieder herzustellen. Bernadotte erklärte den Vorgang für eine Beschimpfung Frankreichs. Zwar sprach ihm Thugut, am folgenden Tage auch Colloredo im Namen des Kaisers sein Bedauern ob des Geschehenen aus; allein er erklärte Alles für ungenügend und verließ Wien auf der Stelle.

Der Bruch mit Oesterreich lag zu Tage. Bonaparte erhielt die Nachricht davon, als er im Begriffe stand, sich zu der Orient-Armee nach Toulon zu begeben, deren Einschiffung auf den 26. April festgesetzt war. Sehr wohl erkannte er, daß der Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit Oesterreich in diesem Augenblicke das Unternehmen gegen Aegypten auf das Ernstlichste gefährden müsse. Er beschloß daher, sich persönlich um die Erhaltung des Friedens mit Oesterreich zu bemühen; sobald er jedoch erkannte, daß Oesterreich zu ausgleichenden Verhandlungen bereit war, überließ er es dem früheren Direktor François von Neufchateau, sich mit Cobenzl in Selz zu verständigen.

Aufbruch der Expedition. Immerhin waren durch diesen Zwischenfall kostbare Tage verloren gegangen, während deren die Engländer sich von der Ernstlichkeit des Unternehmens Bonaparte's unter dem Eindrucke der Wiener Vorgänge überzeugt und ihre Maßregeln danach getroffen hatten. Am 30. April traf Nelson, Englands größter Seeheld, bei der Flotte des Lord St. Vincent ein, von welcher ein Theil vor Lissabon lag, um Portugal gegen den Angriff zu schützen, welchen Frankreich im Vereine mit Spanien gegen den Verbündeten Englands plante. Die andere Hälfte der Flotte hielt die Blockade von Cadiz aufrecht. Mit acht Schiffen von dieser begab sich Nelson auf Kundschaft. Am 17. Mai kreuzte er auf der Höhe von Toulon und fing sogar unbemerkt eine Korvette weg, welche vor dem Aufbruche des Orient-Geschwaders den Hafen verlassen hatte. Von den Gefangenen erfuhr er Alles, was er wissen wollte.

Am 19. Mai lichtete die Flotte Bonaparte's, durch widrige Winde noch einige Tage über Erwarten aufgehalten, die Anker. Nelson hatte sich auf die hohe See zurückgezogen, um die ahnungslosen Franzosen trotz der Uebermacht zu überfallen. Da brachte ein Sturm ihnen Rettung. Die englische Flotte wurde in der Nacht vom 20. zum 21. Mai zerstreut, das Admiralschiff verlor sämmtliche Masten. So übel waren die Schiffe zugerichtet, daß Nelson froh war, den Franzosen unbemerkt nach der kleinen Insel St. Peter bei Sardinien entschlüpfen zu können.

Bonaparte beschützte sein Glück; selbst der Sturm hatte ihm wenig angethan. An der Küste entlang nahm sein Geschwader, von 15 Kriegsschiffen gedeckt, seinen Kurs; ungefährdet vereinigten sich mit ihm, wie es bestimmt war, die von Genua, Korsika und Civita Vecchia kommenden Abtheilungen, so daß nun die ganze Expedition — 400 Fahrzeuge mit 32,000 Mann Landungstruppen an Bord — zusammen war. Am 9. Juni ließen sie vor Malta die Anker fallen.

Die Einnahme Malta's. Die Felsenfeste im Mittelmeere war seit 1522 im Besitze des Johanniter-Ordens unter der Souveränität Neapels. Sie war durch unübersteigbare Wälle und Mauern geschützt; der sichere Hafen bot Raum für mehr als 1000 Schiffe; 1200 Geschütze und 40,000 Gewehre standen der Vertheidigung zur Verfügung; ein Truppencorps von 2000 Mann, von 330 Rittern befehligt, bildete die Bewachung; die Magazine enthielten Vorräthe auf drei Jahre. All dessen bedurfte Bonaparte zur Vervollständigung seiner Ausrüstung, so daß ihm die Insel nicht nur als Zwischenstation werthvoll wurde.

Der Orden war nicht dazu angethan, sie ihm ernstlich streitig zu machen. Die einst so tapfere und stolze Ritterschaft war eine Versorgungsanstalt für jüngere Söhne des hohen katholischen Adels geworden. Hier pflegten sie sich in Wohlleben und Genuß; ihre Streitbarkeit und ihre Flotte waren gleich sehr verfallen. Der Großmeister Ferdinand von Hompesch war ein kränklicher und schwacher Mann, die 200 französischen Ritter fast sämmtlich durch

Bonaparte bestochen. Dennoch wies der Orden die Aufforderung Bonaparte's, sich zu ergeben, kurzweg zurück. Und als er nun in der Absicht, durch einen Handstreich sich des Hafens zu bemächtigen, bat, ihn wenigstens im Hafen Wasser einnehmen zu lassen, erlaubte der argwöhnische Großmeister dies nur in der Art, daß nicht mehr als vier Schiffe gleichzeitig in den Hafen zugelassen würden. Da entschloß sich Bonaparte, Gewalt anzuwenden; er landete und begann die Stadt zu beschießen. Die Ritter ließen ihre Kanonen aus den Festungswerken ihm antworten: es gab einige Verwundete auf beiden Seiten. Die Bürgerschaft, durch die Kanonade in Schrecken gesetzt und den Rittern stets abhold, drang auf Kapitulation. Die französischen Ritter traten auf ihre Seite, auch Andere erklärten, daß sie zwar zum Kampfe gegen die Ungläubigen, aber nicht gegen Christen sich verpflichtet hätten. So ergab sich denn der Orden ohne jede ernstliche Gegenwehr. „Es war gut", meinte der General Caffarelli zu Bonaparte, „daß Jemand in der Festung war, um uns die Thore zu öffnen." Am Bord des Admiralschiffes l'Orient wurde am 12. Juni die Kapitulation unterzeichnet. Dem Großmeister wurde zur Entschädigung von Bonaparte ein deutsches Fürstenthum versprochen, die Ritter sollten theils Pensionen, theils Landbesitz erhalten. In Neapel ließ Bonaparte durch den französischen Gesandten kurzweg melden, daß die Inseln Malta, Gozzo und Comino in den Besitz Frankreichs übergegangen wären.



Hafen von La Valette auf Malta.

Am Abende desselben Tages noch ging der Sieger in unscheinbarer Kleidung an Land und stattete dem Großmeister zu dessen nicht geringem Schrecken einen Besuch ab. Dann nahm er an Bord, was er an Kriegsmaterial und Proviant vorfand, darunter auch den sehr werthvollen Silberschatz des Ordens und die kostbaren Geräthe der Kirchen und Klöster, die sofort eingeschmolzen wurden, um ausgemünzt zu werden. 600 Türken befanden sich als Galeerensklaven in der Gefangenschaft des Ordens: auch sie wurden mitgenommen. Den Beis von Algier, Tunis und Tripolis ließ er durch besondere Boten die Kunde von der Eroberung Malta's mittheilen; zu Ali Pascha sandte er seinen Adjutanten Lavalette mit der gleichen Botschaft und der Aufforderung, jetzt mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Dem russischen Konsul aber ertheilte er den Befehl, unverzüglich die Insel zu verlassen, wie er schon im vorigen Jahre den russischen Konsul von der ionischen Insel Zante ausgewiesen hatte. Zugleich verbot er allen Einwohnern bei Todesstrafe, irgend welche Verbindungen mit Rußland zu unterhalten. Denn mit Rußland befand er sich jetzt schon, wie er es wollte, auf dem Kriegspfade.

Schon zu den Zeiten der Kaiserin Katharina hatte der Orden, dessen Güter in Frankreich von der Revolution eingezogen waren, darüber verhandelt, sich zu größerer Sicherung unter russisches Protektorat zu stellen. Katharina's Sohn, Kaiser Paul, voll romantischen Interesses für den Orden, griff diesen Gedanken mit Eifer auf: an Stelle der eingegangenen polnischen

Zunge des Ordens wurde ein russisches Großpriorat als eine eigene Zunge gestiftet. Er sah in dem Orden eine Stütze der russischen Macht im Mittelmeere, über welches er die Herrschaft anstrebte. Daher versetzten ihn die Fortschritte der Franzosen am Mittelmeere und vollends ihre letzten Rüstungen in Toulon in solche Aufregung und Besorgniß, daß er die russische Flotte aus dem Weißen und dem Baltischen Meere den Engländern zu Hülfe nach dem Kanal sandte. Daher behandelte ihn Bonaparte als Feind; durch die Türkei jedoch hoffte er ihn außer Kampf zu setzen. Der Eifer des Kaisers für den Orden war jedoch so groß, daß er sich jetzt, wo Bonaparte ihn aufgehoben hatte, zum Großmeister wählen ließ und den Krieg gegen Frankreich als eine Ordenssache ansah.

Die Ueberfahrt nach Aegypten. Zehn Tage hatte die Besitznahme und Ausleerung der Ordensinseln in Anspruch genommen; am 19. Juni ging die Expedition wieder in See. Es war eine stolze Flotte, die jetzt beisammen war: 15 Linienschiffe, von denen der l'Orient allein 120 Kanonen führte, 14 Fregatten und 72 kleinere Kriegsfahrzeuge bildeten die Bedeckung der 400 Segel zählenden Transportflotte. Es war klar, daß eine solche Menge von Schiffen, die eine große Fläche des Meeres bedeckte, den Engländern nicht lange verborgen bleiben konnte, wenn die es wirklich auf einen Angriff abgesehen haben sollten. Aber nicht sowol den Angriff der Engländer fürchtete Bonaparte, da er ihnen jedenfalls an Zahl und Stärke der Kriegsschiffe überlegen war, als die unheilvolle Verwirrung, in welche die schwer beladenen und langsam segelnden Transportschiffe bei einem feindlichen Angriffe nothwendig gerathen mußten. Daß aber jetzt eine englische Flotte im Mittelmeere kreuzte, hatte er schon am 2. Juni erfahren. Wie er daher schon auf der Herfahrt nach Malta sich möglichst in der Nähe der Küsten gehalten hatte, um im Nothfalle landen zu können, so wählte er auch jetzt nicht den geraden Weg nach Aegypten. Er steuerte vielmehr auf Griechenland zu und dann an der langen Südküste von Kreta entlang, um erst am Ostende Kreta's sich südwärts nach Aegypten zu wenden. Dadurch ist er wirklich den Engländern entgangen. „Des Teufels Kinder hatten", wie Nelson sagte, „des Teufels Glück."

Nach dem Unfalle vor Toulon hatte Nelson durch Verstärkung, die ihm St. Vincent zusandte, sein Geschwader auf 13 Linienschiffe gebracht. Jetzt brannte er darauf, die Franzosen zu vernichten. Seine Sorge war nur, sie möchten sich in einen sichern Hafen retten, bevor er sie zum Schlagen bringen könnte. Aber wo waren sie? Er glaubte sie nach Neapel oder Sizilien gesegelt: aber sie waren dort nicht. Am 20. Juni segelte er nach Malta: dort waren sie nicht mehr. Nun glaubte er doch, daß die Expedition sich wirklich gegen Aegypten richte, und steuerte unverzüglich dorthin. In der Nacht kam er auf der Höhe von Kreta so nahe an der französischen Flotte vorüber, daß diese deutlich die Kanonensignale der Engländer hören konnte. In Alexandrien war Alles friedlich und still. Augenblicklich segelte er weiter nach Syrien zu, um dort und dann in türkischen Gewässern den Feind zu suchen. Zuerst mit Aerger, dann mit Bewunderung mußte er die Geschicklichkeit Bonaparte's anerkennen.

Dieser sandte von Kreta aus, bevor er südwärts seinen Kurs nahm, die Fregatte Juno voraus, um die ägyptischen Gewässer zu rekognosziren. Sie kam mit der Meldung zurück, daß vor zwei Tagen Nelson bereits vor Alexandrien gewesen wäre, aber sich sofort wieder ostwärts davon gemacht hätte. Wenn er noch drei Tage fortblieb, so konnte Bonaparte ungehemmt die Landung in Aegypten bewerkstelligen. Sobald daher die französische Flotte auf der Höhe von Alexandrien angelangt war, ließ Bonaparte die Anker auswerfen; er wollte keine Zeit mehr für die Ausschiffung verlieren und gedachte zugleich die Stadt Alexandrien zu überraschen. Durch die tobende Brandung an ödem Meeresstrande, bei dem Dorfe Marabut, drei Stunden von Alexandrien, geschah die Landung.

Die Eroberung von Alexandrien. Unter den Ersten, die ans Land stiegen, war Bonaparte. Sobald er von seinen Truppen etwa 6—7000 Mann am Lande hatte, brach er mit ihnen auf. Schweigend zogen sie durch die Nacht — es war am 1. Juli — bei Mondenschein dahin, in tiefem Sande watend, ohne Pferde, ohne Kanonen. Allein das Gerücht ihrer Annäherung eilte ihnen voraus. Bei Tagesanbruch stürmten zum Schutze der bedrohten Stadt

500 Araber zu Pferde gegen die Eilenden heran, allein in so regellosen Haufen, daß sie, als sie Widerstand fanden, sofort auseinander stoben. Um 6 Uhr Morgens sah Bonaparte in der Ferne die Minarets von Alexandrien aufblinken. Von drei Seiten her rückte er jetzt gegen die halb eingefallene Ringmauer der Stadt vor: die Sturmkolonnen fanden wenig Widerstand und drangen nach kurzem Kampfe in die Stadt ein.

Mit einer pomphaften Proklamation wandte sich jetzt Bonaparte an die Bewohner. Er komme, erklärte er ihnen, als der Freund des Sultans, um der Herrschaft der Mamluken ein Ende zu machen, die sich von jeher gegen die Autorität des Großherrn aufgelehnt: Segen und Ruhm sollten die Einwohner der Stadt von Gott erflehen für den Sultan und die französische Armee, seine Freundin, Fluch und Verderben für die Mamluken. Seinen Soldaten aber schärfte er nachdrücklich strenge Mannszucht ein, Achtung der religiösen Gebräuche der Mohammedaner und der morgenländischen Sitten den Frauen gegenüber. Dann entließ er die 600 türkischen Gefangenen, die er von Malta mitgebracht hatte, reich beschenkt in ihre Heimat, damit sie Herolde seiner Macht und seiner Großmuth durch das ganze Reich des Sultans würden. Jene Araber aber, die am Morgen als Feinde gegen ihn angesprengt kamen, waren am Abende schon seine Verbündeten: er aß und trank mit ihnen und machte ihnen glänzende Geschenke; und sie versprachen ihm dafür, ihm Pferde und Kameele zu liefern und auf seinem Vormarsche gegen die Mamluken ihn als ihren Freund zu beschützen.



Bonaparte bei Marabut. Nach H. Vernet.

Die Mamluken. Dem Namen nach dem Padischah unterthan, welcher, um den Schein der Herrschaft aufrecht zu erhalten, in Kairo einen machtlosen Pascha hatte, hatte die mannigfaltige Bevölkerung Aegyptens ihre wahren Herren in den Mamluken. Die unterste Schicht dieser Bevölkerung bildeten die Kopten, die elenden, herabgewürdigten Nachkommen der alten Aegypter, die Agenten und Steuererheber der Mamluken. Eine höhere Stufe nahmen die Araber ein, deren Scheikhs eine gewisse Selbständigkeit genossen, sie waren theils feldbauende Fellahs, theils unstete Beduinen. Vornehmer als sie hielten sich die Türken; aber sie galten nichts gegen die Mamluken. Diese, hervorgegangen aus Saladin's tscherkessischer Leibgarde, hatten unter dessen schwachen Nachfolgern die Herrschaft an sich gerissen; sie bildeten, aus jungen georgischen und cirkassischen Sklaven sich ergänzend, eine Art Ritterschaft, die durch ein Band der Waffenbrüderschaft auf Tod und Leben verbunden war, Niemand sonst als ihren 24 Beis gehorsam. Denn die Unterthänigkeit, in welche im sechzehnten Jahrhundert die Sultane sie gebracht hatten, war eine bald vorübergehende gewesen. Sie hatten die besten Güter an sich gebracht und führten ein wüstes Herrenleben in ausschweifender Genußsucht und wilder Gewaltthätigkeit. Nur die Pietät, die Jeder, der selbst zum Bei aufstieg, seinem

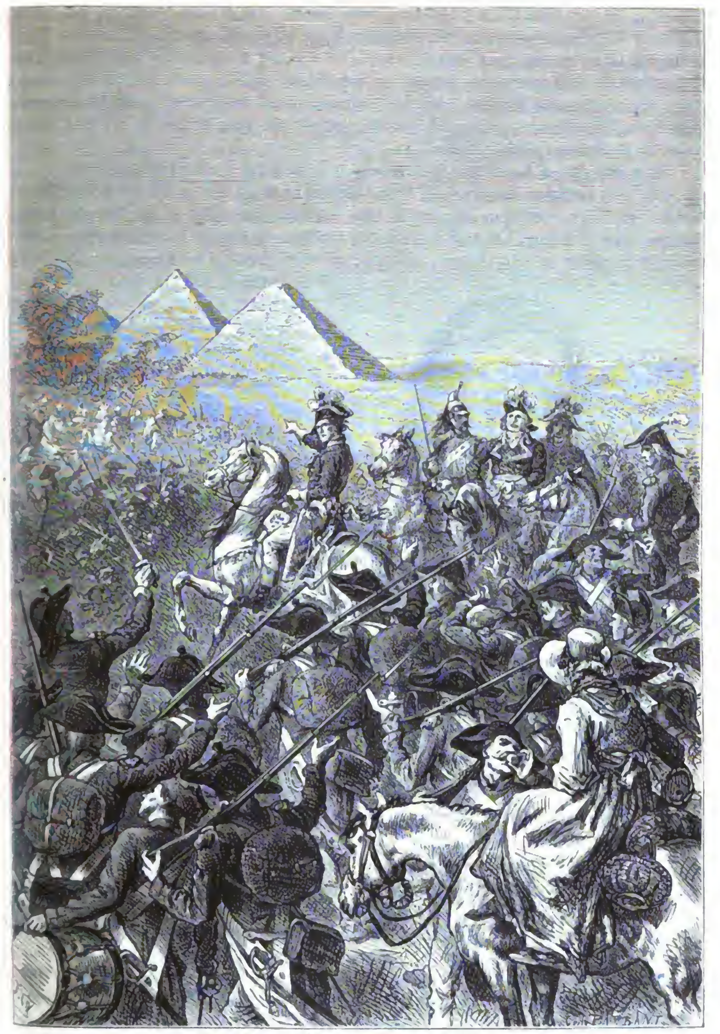
früheren Gefolgsherrn bewahrte, verknüpfte sie unter einander, so daß derjenige Bei der mächtigste und angesehenste war, dem es gelang, recht viele seiner Gefolgsmannen zur Würde eines Bei emporzubringen. Nur hierauf beruhte das Uebergewicht, welches damals der heldenkühne Murad-Bei und der verschlagene Ibrahim-Bei thatsächlich ausübten. Die Zahl der Mamluken betrug höchstens 8000 Reiter, die auf trefflichen Pferden, in glänzendem Kriegsschmucke auf den Feind mit todesverachtender Verwegenheit sich zu stürzen gewohnt waren. Gegen ihre ungeordneten Scharen führte jetzt der beste Feldherr seiner Zeit das beste Heer Europa's in dreifacher Ueberlegenheit heran.

Fünf Kanonenboote ließ Bonaparte den Nil hinaufgehen, während er selbst geradesweges von Alexandrien auf Kairo, den Mittelpunkt der mamlukischen Macht, losmarschirte. Es war ein schrecklicher Marsch durch tiefe Sandwüsten ohne Schatten, ohne Wasser. Anstatt der Pracht des Orients fanden die Franzosen armselige Dörfer, schmuzige Hütten; die treulosen Araber überfielen jeden Nachzügler, jede Patrouille: Mißmuth und Niedergeschlagenheit bemächtigten sich der Soldaten. Endlich nach sechs Tagen gelangten sie an den Nil, zur Rettung für die Kanonenboote, die durch feindliche Schebecken arg bedrängt waren. Vergebens versuchten die losen Geschwader der Mamluken auf das französische Heer einen Angriff zu machen: Bonaparte hatte jede Division in ein geschlossenes Viereck geordnet, Reiter und Geschütz in der Mitte, so daß den Ansprengenden auf allen Seiten die Bajonnete entgegenstarrten.

Fünf Stunden vor Kairo, im Angesichte der Pyramiden von Gizeh, hatten die Mamluken bei dem Dorfe Embabeh ihre gesammte Macht versammelt. Aus Kairo hatten sie zudem die aus Türken und Arabern bestehende Stadtmiliz aufgeboten, welche sich in dem Dorfe hinter rohen Erdwällen verschanzt hatte, auf denen 40 Kanonenläufe ohne Lafetten lagen. Am westlichen Ende des Dorfes hielten kampfbegierig die Geschwader der Mamluken. Bonaparte ließ drei Divisionen, jede in ein festes Carré formirt, gegen sie anrücken. „Soldaten", rief er ihnen zu, die Hand gegen die Pyramiden erhebend, „denkt daran, daß von der Spitze dieser Monumente vierzig Jahrhunderte auf euch herabschauen!" Mit wildem Feuer warf sich Murad-Bei auf Desaix; sofort aber faßten ihn die beiden anderen Divisionen mit heftigem Feuer in Flanke und Rücken. Da wich den Mamluken der Muth; Murad jagte mit den dezimirten Scharen stromaufwärts von dannen, um sich auf seine Schebecken zu flüchten; 2000 Mamluken suchten in wirrer Flucht Rettung hinter den Erdwällen des Dorfes. Allein dies hatte schon die Division Bon beim ersten Anlaufe erstürmt und überschüttete die jetzt heransprengenden Flüchtlinge mit mörderischen Salven, die, was nicht fiel, in die Fluten des Nil hineintrieben. Nicht vernichtet, aber völlig zersprengt war die Macht der Mamluken: das war der Erfolg des Sieges bei den Pyramiden am 21. Juli 1798.

Dem Sieger stand jetzt Kairo offen. Jedoch auch die Hauptstadt täuschte die Erwartungen der beutebegierigen Franzosen: sie zeigte den Schmuz, nicht die Pracht des Orients. Wol umfaßte das Mamlukenquartier stattliche Paläste, aber alle übrigen Viertel bestanden aus niedrigen, dichtgedrängten Erdhütten, deren Gassen zur Sicherung gegen die räuberischen Beduinen mit Thoren versehen und verrammelt waren. Da gab es weder Theater noch Kaffeehäuser, nicht einmal Wein und Brot. Die Enttäuschung war so groß, daß eine Anzahl Dragoner sich im Nil vor Mißmuth ertränkte und die Offiziere scharenweise den Obergeneral um ihre Entlassung baten. Und doch brauchte er alle Kräfte zur energischen Verfolgung des Feindes. Desaix wurde Murad nach Oberägypten nachgeschickt; gegen Ibrahim-Bei, der am Rande der Syrischen Wüste neue Streitkräfte sammelte, mußte er sogar mehrere Divisionen aussenden, denen er selbst bald nachfolgte. Rasch trieb er den verwegen vordrängenden Bei in die Wüste zurück, ließ Reynier an ihrem Rande in Salheyeh zurück und wandte sich selbst wieder Kairo zu.

Brueys und Nelson. Da brachte ihm noch unterwegs ein Adjutant Kleber's die Schreckensbotschaft, daß Nelson die französische Flotte bei Abukir gefunden und vernichtet habe. Bonaparte hatte dem Admiral Brueys, als er von Alexandrien landeinwärts zog, befohlen, die französische Kriegsflotte in dem Hafen von Alexandrien zu bergen oder nach Korfu in Sicherheit zu bringen oder eine völlig gesicherte Stellung an der ägyptischen Küste zu nehmen.



Die Schlacht bei Embabeh. Zeichnung von F. Lix.

Die Hafeneinfahrt bot für den Tiefgang der Kriegsschiffe so wenig Raum, daß immer nur je ein Schiff sie passiren konnte, also ein einziges englisches Kriegsschiff genügt haben würde, die ganze Flotte in dem Hafen zu blockiren. Nach Korfu konnte Brueys auch nicht segeln, da Bonaparte die letzten Proviantvorräthe der Flotte mitgenommen und durch neue Zufuhr

noch nicht wieder ersetzt hatte. So blieb dem Admiral nichts Anderes übrig, als an der Küste des Nildelta auszuharren. Er stellte die Flotte möglichst dicht am Strande in langer Linie auf, indem er den einen Flügel an das Fort Abukir anlehnte, den andern durch eine Strandbatterie zu decken suchte. Trotzdem sah Brueys mit zagendem Herzen dem Augenblicke entgegen, wo die Engländer ihn hier finden mußten; denn die eilig zusammengeraffte Bemannung der Schiffe war ungeübt im Manövriren und ohne straffe Disziplin. Wie sehr sollte sich seine bange Sorge erfüllen!

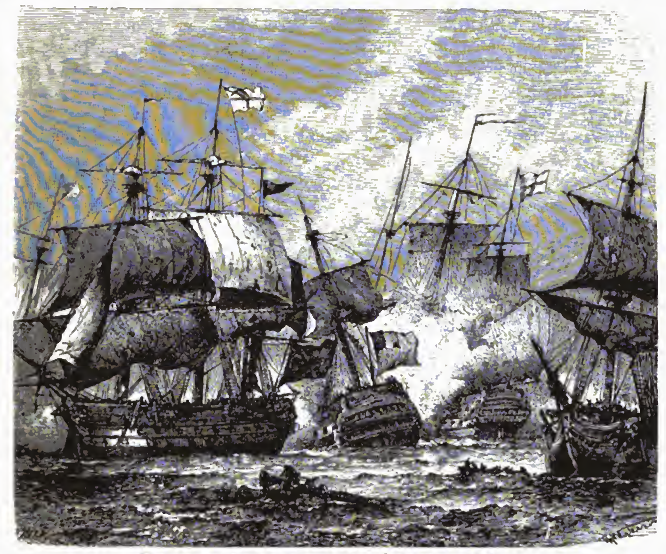
Mit dem ganzen Ungestüm seines Wesens dagegen suchte Nelson die Franzosen, gereizt überdies, daß die lange Vergeblichkeit seines Mühens anfing, ihn in lächerlichem Lichte erscheinen zu lassen. Bekränzt mit Lorber oder mit Cypressen wolle er zu ihr zurückkehren, hatte er Lady Hamilton, der schönen Frau des englischen Gesandten in Neapel, sagen lassen, und nun vermochte er nicht einmal das Geheimniß des Gegners zu durchdringen. Auch in den türkischen und griechischen Gewässern hatte er ihn nicht gefunden. Jetzt trieb ihn Wassermangel nach Syrakus zurück. Dann begann die Jagd von Neuem. Endlich erfuhr er an der Küste von Morea von begegnenden Schiffen, daß die französische Flotte schon vor vier Wochen von Kreta südwärts gesteuert wäre. Also war sie doch nach Aegypten gegangen. Sofort lenkte er dorthin. Unterwegs versammelte er alle die Kapitäne seiner 13 Schiffe wiederholt um sich, so daß Keiner war, der nicht mit den Gedanken des genialen Anführers für alle Möglichkeiten, die sich bieten konnten, völlig vertraut gewesen wäre. Da kam am Nachmittage des 1. August der Leuchtthurm von Alexandrien im Osten in Sicht, und gleich danach wurde von dem vordersten Schiffe signalisirt, daß die französische Flotte, 13 Linienschiffe und 5 Fregatten stark, auf der Rhede von Abukir vor ihm läge. Augenblicklich gab Nelson für alle Schiffe das Kommando: klar zum Gefecht; dann setzte er sich mit seinen Offizieren zum Mittagsmahl nieder, von dem er jeden auf seinen Posten entließ. „Morgen um diese Stunde“, sagte er, „habe ich eine Pairie oder ein Grab in Westminster gewonnen.“ So fest stand sein Entschluß, das Vertrauen seines Königs, der ihn mit Uebergehung von zwei Vordermännern zu diesem Kommando vorgeschlagen hatte, unter allen Umständen zu rechtfertigen.



Horatio Nelson.

Horatio Nelson, geb. 1758, war der fünfte Sohn eines Landpredigers in der Grafschaft Norfolk. Mit zwölf Jahren schon nahm ihn sein Oheim, welcher Kapitän eines Linienschiffes war, als Midshipman an Bord; drei Jahre später machte er die Nordpolexpedition Lord Mulgrave's mit. Nun ging er nach Ostindien, wo er sein Glück zu machen gedachte; allein seine schwächliche Gesundheit zwang ihn, nach Europa zurückzukehren. Während des nordamerikanischen Befreiungskrieges wurde er Kapitän; jedoch nach dem Friedensschlusse auf Halbsold gesetzt, zog er sich nach St. Omer in Frankreich zurück, um zu sparen. Indessen schon im nächsten Jahre erhielt er das Kommando über die Fregatte Boreas, welche in Westindien stationirt war. In dieser Stellung war es, wo er dem jungen Herzog von Clarence, dem späteren Könige Wilhelm IV., der unter ihm den „Pegasus“ kommandirte, das Leben rettete.

In Westindien verheirathete er sich 1787 mit der Wittwe des Doktor Nesbit, worauf er in seiner Heimat sechs Jahre in stiller Zurückgezogenheit zubrachte. Der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich rief ihn wieder an Bord; als Kapitän des Linienschiffes Norfolk wurde er nach Neapel gesandt, wo er für die ebenso schöne wie geistig angeregte Lady Emma Hamilton eine heftige Leidenschaft faßte, die ihn in unverminderter Stärke bis an sein Lebensende beherrscht hat. An dem Kampfe um Korsika nahm er regen Antheil, so rücksichtslos allen Gefahren mit dem kühnen Muthe, der ihm eigen war, trotzend, daß er vor Calvi ein Auge verlor. In der Schlacht beim Vorgebirge St. Vincent, in welcher am 14. Februar 1797 die spanische Flotte größtentheils vernichtet wurde, that er sich so hervor, daß er zum Contre-admiral erhoben wurde; fünf Monate später ward in einem Seegefecht mit einem spanischen Schiffe ihm der rechte Arm zerschmettert. Er begab sich nach England zu seiner Heilung.



Scene aus der Seeschlacht bei Abukir. Zeichnung von Th. Weber.

Kaum aber hatte er die Amputation des Armes überstanden, als er an Bord des Vanguard als Unteradmiral im April 1798 zu Lord St. Vincent zurückgesandt wurde: ein wahrhaft genialer Mann, heldenkühn, doch wohl überlegend, etwas bombastisch in seinen Reden, unter den Gegnern Bonaparte's damals der weitaus bedeutendste.

Die Seeschlacht bei Abukir. Es war 6 Uhr Abends geworden, als die englische Flotte unter frischem Westwinde bis auf Schußweite der französischen sich genähert hatte. Nelson eröffnete den Kampf damit, daß er ausführen ließ, was Brueys für unmöglich gehalten hatte. Er schickte den „Kulloden“ zwischen die Strandbatterie und den linken Flügel der feindlichen Aufstellung: indeß die Fregatte gerieth auf Grund und saß fest. Unverzüglich schickte Nelson eine zweite nach, welche die durch den „Kulloden“ angezeigte gefährliche Untiefe vermied und alsbald ihr Feuer gegen die vor ihr liegenden feindlichen Schiffe eröffnete. Gleichzeitig begann Nelson diese von vorn zu beschießen. Schon nach einer halben Stunde hatte dieses Kreuz-feuer die beiden ersten Schiffe der feindlichen Aufstellung entmastet; immer weiter rückte die Umklammerung der Engländer vor. Nach einer Stunde war das vierte und fünfte Schiff der

Franzosen genommen. Die Nacht brach herein; kein Schiff des rechten Flügels wagte ohne den ausdrücklichen Befehl des Admirals in der Dunkelheit seinen Platz zu verlassen. Dieser aber war um 8 Uhr durch eine Kanonenkugel tödlich verletzt worden, und auch den Contreadmiral Blanquet hatte ein Schuß ins Gesicht bewußtlos niedergeworfen. Aber auch Nelson lag, von einem Granatsplitter an der Stirn verwundet, in seiner Kajüte. Da gerieth das feindliche Admiralschiff in Brand; unverzüglich stieg Nelson selbst zum Verdeck empor, um Anordnungen zur Rettung der bedrohten französischen Mannschaft zu treffen. Die hochaufschlagenden Flammen des „Orient“ beleuchteten weithin mit grellem Scheine den tobenden Kampf. Eine Stunde später — um 10 Uhr — erreichte das Feuer die Pulverkammer, und das riesige Admiralschiff der Franzosen flog mit donnerndem Krach in die Luft, weithin das Meer und die Feinde mit seinen flammenden Trümmern bedeckend. So fand Brueys seinen Tod.

Unter dem Eindrucke der furchtbaren Explosion hörten die Kanonen auf zu feuern. Mehrere Minuten lang lag tiefe Stille über dem Kampfplatz, dann begann der Kampf von Neuem. Für die Franzosen gab es keine Rettung: ein Schiff nach dem andern wurde genommen oder in Brand geschossen oder auf den Strand gedrängt. Als der Morgen heraufstieg, gab es keine französische Flotte mehr, nur mit 2 Linienschiffen und 2 Fregatten vom rechten Flügel war der Vizeadmiral Villeneuve dem Verderben entronnen.

Nelson hatte sein Wort eingelöst. Zum Lord vom Nil ernannt, lorberbekränzt, kehrte er nach Neapel zurück. Die Königin Karoline, Marie Antoniettens Schwester, der Franzosen erbitterte Feindin, gerieth über die Siegesbotschaft ganz außer sich; unter Strömen von Freudenthränen umarmte sie ihren Gemahl und ihre Kinder, tanzte im Zimmer umher und wurde nicht müde, aller Welt die Heilsnachricht zu verkünden. Selbst die Lazzaroni priesen den britischen Seehelden. Da langte er selbst an. Auf festlich geschmücktem Schiffe fuhren der König und die Königin, Lord und Lady Hamilton ihm entgegen. Das Schwert, welches ihm einst sein Vater Karl III. von Spanien, als er Neapel ihm überließ, gegeben hatte, überreichte jetzt der König dem „Helden von Abukir“, und die schöne Lady Hamilton begrüßte ihn mit dem Ausdrucke leidenschaftlicher Liebe. Bei der Landung betäubte ihn das Volk mit seinen ungestümen Hochrufen, alle Straßen waren beflaggt, drei Abende hindurch alle Fenster festlich erleuchtet. Und dieser allgemeine Enthusiasmus machte es der Königin und dem gefeierten Lord leicht, König Ferdinand zum Anschlusse an die Koalition zu bestimmen, welche sich von Neuem gegen Frankreich gebildet hatte. Der österreichische General Mack wurde berufen, um das neapolitanische Heer zu organisiren und gegen die römische Republik zu Felde zu führen.

Indeß daß in dem Siege Nelson's die Feinde Frankreichs die Ermuthigung finden würden, nunmehr das längst gelockerte Schwert aus der Scheide zu ziehen, kümmerte Bonaparte in Aegypten wenig, lag doch so etwas mit in seinem Plane; auch daß für die nächste Zeit jetzt der französischen Armee der Rückzug aus Aegypten abgeschnitten war, machte ihm geringe Sorge, mußten doch jetzt die Entlassungsgesuche der Offiziere aufhören, das Verlangen der Soldaten, in die Heimat zurückgeführt zu werden, verstummen. Dennoch rief er mit dem Tone schmerzlichen Vorwurfes, als man ihm Kleber's Depesche brachte, aus: „Unglückseliger Brueys, was hast du gemacht!“ Es war die Unmöglichkeit, jetzt ohne Flotte mit der Türkei unterhandeln zu können, die ihn bewegte. Talleyrand hatte sich zu Sultan Selim III. nach Konstantinopel begeben und ihn, vielleicht um den Preis der Rückgabe Aegyptens, zum Bündniß mit Frankreich bestimmen sollen. So hatte er gehofft, durch die Türkei den feindseligen Zaren im Schach halten zu können, ebenso wie er glaubte, durch Sieyes in Berlin zu bewirken, daß Preußen Oesterreich zügele. Jetzt aber erfüllte sich das Unerwartete: der Sultan verbündete sich mit Rußland gegen Frankreich! Und Preußen beharrte unbeweglich in seiner Neutralität. Die beste Frucht der Eroberung Aegyptens war ihm damit entrissen. Jetzt galt es wenigstens, die Eroberung selbst festzuhalten und für weitere Pläne auszunutzen.

Der Aufstand in Kairo. Bonaparte kehrte jetzt nach Kairo zurück, eifrig bestrebt, die arabische Bevölkerung für sich zu gewinnen. Unterwegs sprach er bei dem Scheikh El Bekir ein, um bei ihm das Geburtsfest Mohammed's mitzufeiern. Er fand bei dem Scheikh zwei

junge Mamluken und bat ihn, sie ihm abzutreten. So kam der Mamluk Rustan in den Besitz des Generals, welchem er die Befreiung durch die rührendste Anhänglichkeit und Treue Zeit seines Lebens gedankt hat.

Unterdessen war Desaix den Nil aufwärts gegangen, hatte Murad-Bei in mehreren Gefechten besiegt und Oberägypten bis zu den Katarakten des Nils unterworfen. Damit war ganz Aegypten in der Gewalt Bonaparte's. Es kam jetzt darauf an, dem Lande eine solche Verwaltung zu geben, daß es im Stande wäre, den Unterhalt des Heeres, das ja jetzt von Frankreich keinerlei Zusendung zu erwarten hatte, allein zu tragen. Alle Güter der Mamluken wurden eingezogen, die kriegstüchtigen Pferde requirirt, an die Spitze der einzelnen Provinzialverwaltungen französische Offiziere gestellt, welche unter dem Beirath eingeborener Notabeln die Provinz regieren und die Steuerhebung ergiebig zu organisiren hatten. Allein die Schroffheit vieler Offiziere, Erpressungen, Unterschleife, welche vorkamen, erzeugten bald allgemeine Unzufriedenheit bei einem Volke, dem überhaupt jede Neuerung verhaßt war. Eine dumpfe Gährung ging durch das Land, am 21. Oktober 1798 kam sie in Kairo zum Ausbruch.



Erhebung der Mamlukenbeis. Nach Bellangé.

Um die Citadelle von Kairo zu erweitern, ließ Bonaparte nicht nur eine Menge Häuser niederreißen, sondern auch eine Moschee sollte dies Schicksal theilen. Da brach der Ingrimm der Bevölkerung los. Bonaparte ließ die Straßen der Stadt mit Kartätschen bestreichen, das ganze Stadtviertel jener Moschee wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt. Unzählige Gefangene wurden in die Citadelle gebracht, Nachts wurden ihnen die Köpfe abgeschnitten und die kopflosen Leiber in den Nil geworfen, um in die Dörfer am Strom Schrecken und Gehorsam zu bringen. Die Köpfe der rebellischen Bauern der Umgegend wurden auf dem Marktplatze Kairo's, ganze Säcke voll, aufgeschichtet.

Nachdem durch so gräßliche Mittel die Ruhe in Aegypten wieder hergestellt war, begab sich Bonaparte nach Suez, um den verfallenen Pharaonenkanal zu besichtigen, der einst den Nil mit dem Rothen Meere verbunden hatte. Die Gelehrten Monge und Berthollet begleiteten ihn. Fast hätte er dabei das Schicksal gehabt, im Rothen Meere „wie Pharao umzukommen“; die Nacht überraschte ihn auf einem Ritte am Strande; die Flutzeit kam, mit brausenden Wogen bedrohte ihn das steigende Meer.

Gedanken, nach Indien zu gehen, um die Herrschaft der Engländer zu zerstören, beschäftigten ihn um diese Zeit. Verbindungen wurden mit dem grimmigen Feinde der Engländer Tippu Saib von Mysore angeknüpft, der selbst in Hyderabad einen Jakobinerklub ins Leben rief. Mit dem Schah von Persien wurde ein Vertrag abgeschlossen, durch welchen die Anlage von Magazinen in Persien Bonaparte verstattet wurde. Allein bevor er solchen Alexanderplänen nachgehen konnte, galt es eine Gefahr zu bestehen, welche von Norden her drohte.

Der Feldzug nach Syrien. Schon im Sommer hatte Bonaparte schmeichelnde Briefe an den Großvezier in Konstantinopel und an Achmet, den Pascha von Akkon, dem seine Grausamkeit den Namen Djezzar, der Schlächter, eingetragen hatte, geschrieben. Sie hatten ihm keine Antwort darauf gegeben, oder vielmehr jetzt antworteten sie mit der That. Djezzar sandte eine Abtheilung Soldaten aus Syrien und ließ das ägyptische Grenzfort El Arisch besetzen. Sofort war Bonaparte zu einem Kriegszuge gegen Djezzar entschlossen. Dadurch werde er, schrieb er dem Direktorium, Aegypten sichern, auf die Pforte einwirken und den Engländern die Verpflegung abschneiden, welche diese von der syrischen Küste bezogen. Mit den Divisionen Reynier, Kleber, Bon und Lannes und einem Reitercorps unter Murat setzte er sich in Marsch. Am 17. Februar 1799 langte er vor El Arisch an: nach drei Tagen kapitulirte das Fort. Er entließ die Besatzung unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Dann ging der Marsch weiter nach Palästina. Zwei Tage ging es durch heißen Wüstensand, dann erreichte man Kanjunes inmitten grüner Wiesen und Laubwälder. Als hier die Franzosen, von anhaltendem Regen durchnäßt, in zügelloser Barbarei ganze Olivenwälder anzündeten, um sich zu trocknen, und Bauernhäuser zerstörten, um das Holzwerk in Bivuakfeuern zu verbrennen, wurde die Bevölkerung schwierig. Doch genügten einige Flintenschüsse, um die Stadt Gaza mit den reichen Vorräthen, welche Djezzar für seinen Feldzug nach Aegypten dort aufgespeichert hatte, in Bonaparte's Hand zu bringen. Erst der befestigte Hafenplatz Jaffa leistete ernstlichen Widerstand; der Befehlshaber ließ dem französischen Parlamentär, der ihn zur Ergebung auffordern sollte, den Kopf abschlagen. Nun ließ Bonaparte eine Bresche in die Stadtmauer schießen und die Stadt mit Sturm einnehmen. Unter furchtbaren Greueln wurde in der Stadt gemordet und geplündert. Was von der Besatzung dem Tode entronnen war, flüchtete sich in die Moscheen. Bonaparte ließ sie hinausführen und an dem Strande des Meeres Alle — es waren über 3000 Gefangene — truppweise erschießen. Er wollte auch hier den Gehorsam durch Furcht erzwingen.

Achmet Pascha residirte in Akkon oder St. Jean d'Acre. Am 18. März langte Bonaparte vor der Feste an. Ihre Wälle erschienen kaum fester als die von Jaffa, aber Acre hatte eine gute Rhede. Auf dieser war schon vier Tage zuvor der englische Commodore Sir Sidney Smith mit zwei Linienschiffen und mehreren kleineren Fahrzeugen angelangt, ein tapferer, aber eitler und höchst excentrischer Mann. Er sandte dem Pascha den ausgewanderten französischen Ingenieuroffizier Phelippeaux, der sich auf der Flotille befand, zur Ausbesserung der Festungswerke in die Stadt, leistete auch sonst ihm jede Unterstützung und endigte damit, daß er an Napoleon eine Forderung zum Duell schickte, die dieser indeß mit höhnischen Worten abwies. Seine Bomben ließen den Franzosen weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe.

Wol gelang es auch hier den Franzosen, Bresche zu schießen und im Sturm in die Bresche einzudringen, allein sie fanden dahinter schon einen neuen Wall errichtet und wurden wieder aus der Feste hinausgetrieben. Unter vergeblichen Versuchen, die Stadt einzunehmen, verging Woche um Woche. Da kam zu den steten Ausfällen der Türken die Nachricht, daß ein starkes Entsatzheer von Damaskus heranzöge. Bonaparte schickte ihm sofort die Division Kleber und zwei kleinere Corps unter Junot und Murat entgegen. Bei Nazareth zersprengte Junot mit leichter Mühe den Vortrab der kampf- und raublustigen, ungeordneten und undisziplinirten Scharen. Die Hauptmasse suchte Kleber bei Kana aufzuhalten; doch brauchte er Unterstützung. Bonaparte verließ daher das Lager vor Acre und traf Kleber am Morgen des 16. März am Fuße des Berges Tabor in heftigem Kampfe mit den zahllosen Feinden, die gegen das festgeschlossene Viereck der Franzosen mit wildem Ungestüm anstürmten. Durch

Höhenzüge gedeckt, ließ Bonaparte die beiden Divisionen, welche er bei sich hatte, über den Feind hinaus vorgehen und dann sich plötzlich gleichzeitig auf den Gegner stürzen. So von drei Seiten angegriffen, hielten die Türken nicht Stand, in wildem Schrecken jagten sie nach allen Richtungen auseinander. Und Murat trieb die letzten Säumigen mit dem Bajonnete weiter das steile Ufer des Jordans hinab.

Unverzüglich kehrte nach diesem Siege Bonaparte wieder zur Belagerung von Acre zurück. Jetzt war ihm von Jaffa her auch schweres Geschütz in ausreichender Menge zugegangen; dennoch mißlang jeder Sturmversuch. Endlich ging die Munition auf die Neige, im Lager brach die Pest aus, Verzagtheit und Mißmuth bemächtigte sich der Truppen. Da langten zur See für die Türken Verstärkungen an; noch einen letzten Sturm wollte nun Bonaparte wagen; aber auch dieser — der achte — mißlang. Es blieb dem Sieggewohnten nichts übrig, als die Belagerung aufzugeben und sich zum Rückmarsche zu entschließen. „An diesem Neste", rief er Murat zu, „hängt das Schicksal des Orients." Die stolzen Hoffnungen waren zerscheitert; war ihm doch einmal der wahrhaft abenteuerliche Gedanke gekommen, nach dem Falle von Acre über Konstantinopel auf Wien vorzudringen und so den Oesterreichern in den Rücken zu fallen.



Ansicht von Acre.

Der Rückmarsch nach Aegypten. Noch einmal ließ Bonaparte die unbezwingliche Feste mit einem Kugelregen überschütten, dann sandte er die Kranken und Verwundeten nach Süden voraus, ließ das schwere Geschütz ins Meer werfen und trat am 20. Mai den Rückmarsch an. Nach viertägigem Marsche in glühendem Sonnenbrande, während die Türken von allen Seiten sie umschwärmten, gelangten die Franzosen, nur noch 9000 Mann stark, nach Jaffa. Was sollte mit den zahlreichen Verwundeten und Kranken, die man hier vorfand, geschehen? Was an Pferden vorhanden war, wurde zu ihrem Transporte bestimmt: sie mußten fortgeschafft werden, denn die dicht nachfolgenden Türken schnitten jedem Franzosen, der in ihre Hände fiel, erbarmungslos den Kopf ab. Bonaparte begab sich in das Lazareth, in welchem die Schwerverwundeten und etwa 60 Pestkranke lagen. Raschen Schrittes ging er durch die Säle. „In wenigen Stunden", rief er den Leidenden zu, „werden die Türken hier sein; wer sich kräftig genug fühlt aufzustehen, der folge uns!" Allein die Pestkranken, völlig erschöpft und theilnahmlos, blieben alle liegen. Man sprach davon, ihnen Opium zu reichen, um ihre Leiden, hoffnungslos wie sie waren, abzukürzen. Jedoch Desgenettes, der Oberarzt, weigerte sich dessen. „Mein Beruf ist zu heilen und nicht zu tödten", sagte er. So ließ denn Bonaparte den Unglücklichen, die zurückgelassen

werden mußten, Opium hinstellen, damit sie wenigstens das Mittel zur Hand hätten, den Grausamkeiten der nahen Türken zuvorzukommen. Eugen Beauharnais erzählt, daß es 15 Sterbende waren, die Larrey, ihr Arzt, für völlig unfähig zum Transport erklärte. Die Uebrigen waren, wie es scheint, während des dreitägigen Aufenthaltes in Jaffa schon vorher gestorben. — Der Marsch ging weiter durch das alte Philisterland; alle Aecker wurden verwüstet, das Vieh fortgetrieben, die Häuser zerstört, um dem Feinde das Nachrücken zu erschweren. Bei Kanjunes begann die Wüste ohne Weg, ohne Schatten, ohne Wasser. Alle Pferde wurden zum Transporte der Verwundeten hergegeben, auch Generale gingen zu Fuß. Allein bei einer Hitze von 34 Grad erlagen die meisten Verwundeten, manche wurden von ihren Krankenträgern im Stiche gelassen. Schweißtriefend, völlig erschöpft sah Kleber die Soldaten seiner Division die Krankenbahren in den Wüstensand niedersetzen und sich selbst in stumpfer Verzweiflung auf den glühenden Boden niederwerfen. Voller Entrüstung trat der hochstämmige Elsässer auf sie zu. „Ihr Schurken", redete er sie an, „ihr glaubt, im Felde sein heiße plündern, stehlen, todtschießen, Alles nach seinem Gefallen thun: nein, sage ich euch, im Felde sein heißt hungern, dursten, leiden, heißt sterben, gehorchen! Hört ihr, Schurken?" Bestürzt sahen die Soldaten ihren General an, standen auf und trugen die Bahren mit den Verwundeten standhaft weiter.

Die Landschlacht bei Abukir. Mit einem gewissen Pompe hielt Bonaparte seinen Einzug in Kairo, gefangene türkische Offiziere trugen die erbeuteten Fahnen ihm voran. Seine nächste Sorge war jetzt auf die Wiederherstellung der dezimirten und abgerissenen Bataillone gerichtet, hatte er doch nicht mehr als 12,000 Mann noch unter seinen Fahnen. Er schrieb an das Direktorium um Ergänzungsmannschaften, aber er rechnete so wenig selbst darauf, daß er daran dachte, von dem Sultan in Dar-Fur in Aethiopien einige Tausend kräftige Negersklaven zu kaufen, um sie seinen Regimentern einzureihen.

Nur allzu begründet war Bonaparte's Sorge, denn nicht nur begannen Ibrahim und Murad sich wieder zu zeigen, nicht nur beschossen die Engländer vom Meere aus das Fort El Arisch, sondern er erhielt auch die Nachricht, daß eine große englisch-türkische Flotte mit Landungstruppen an Bord am 12. Juli auf der Rhede von Alexandrien angelangt wäre. Schleunigst setzte sich daher Bonaparte nach der Deltaküste in Marsch, nicht mehr als 6000 Mann folgten ihm, denen Kleber, der sich mit 2000 Mann von Damiette aus in Bewegung setzte, zur Reserve dienen sollte.

Bei Abukir waren die Türken gelandet und hatten das befestigte Dorf eingenommen. Quer über die sandige Landzunge nahmen sie Aufstellung, so daß Meer und Flotte ihren rechten Flügel deckte, der Landsee Madieh ihren linken. Von Alexandrien her rückte Bonaparte gegen sie vor. Am Morgen des 25. Juli 1799, bevor noch Kleber Zeit gehabt hatte, sich mit dem Hauptheere zu vereinigen, begann der Angriff. Murat warf mit seinen Reitern leicht das erste Treffen der türkischen Armee auseinander. Allein Mustafa Pascha, der Anführer der Türken, hatte die früher von den Franzosen bei Abukir erbaute Schanze zum Stützpunkte seiner Schlachtstellung gemacht. Bonaparte schickte ein Bataillon vor, um die Schanze von vorn zu stürmen. Der Sturm indeß mißlang, und die Türken, durch diesen Erfolg kühn gemacht, verließen die Verschanzung, um die weichenden Franzosen zu verfolgen. Da brach Lannes von der Seite und vom Rücken her in die Schanze ein, während Bonaparte die heranstürmenden Türken von vorn auffing. Mit Ungestüm warf sich Murat in ihre Reihen und schnitt ihnen den Rückweg zur Schanze ab. In völliger Auflösung stäuben die Türken jetzt auseinander, in dichtem Gedränge fliehen sie an den Strand, waten in das Meer bis zum Halse hinein, um von den nahenden Booten ihrer Flotte aufgenommen zu werden. Allein diese wollen die Flüchtigen in den Kampf zurücktreiben und geben Feuer auf ihre eigenen Leute. In diesem Kreuzfeuer der Franzosen und der Boote verschwindet bald ein Kopf nach dem andern unter den Wellen, an die 6000 finden so ihren Tod. Nur 4000 retten sich vom Schlachtfelde in das Fort Abukir, um jedoch auch, von den französischen Bomben und vom Hunger gleich sehr bedrängt, nach wenigen Tagen schon sich zu ergeben. Nicht ein Mann von dem ganzen Landungsheere der Türken war entkommen.

Am Nachmittag, als der glänzende Sieg längst entschieden war, langte Kleber mit der Reserve auf dem Schlachtfelde an. Mit dem ganzen Ungestüm seines derben Wesens eilte er auf den Sieger zu — laut genug hatte er sonst wol die ganze ägyptische Expedition gemißbilligt — hob wie ein Kind den „kleinen Korporal“ vom Pferde und schloß ihn in seine Arme. „General“, rief er bewegt mit seiner mächtigen Stimme, „Sie sind groß wie die Welt!“

Bonaparte's Entschluß nach Frankreich zurückzukehren. Der Name Abukir war für die Franzosen wieder zu Ehren gebracht. Jetzt, wo der Glanz des neuen Sieges ihn umstrahlte, durfte Bonaparte daran denken, nach Frankreich zurückzukehren. Indeß seit dem 19. April ohne alle Kunde aus der Heimat, lag ihm vor Allem daran, zuverlässige Nachricht über die Lage der Dinge in Europa zu erhalten. Zu diesem Zwecke sandte er den jungen Marineoffizier Descorches an Sir Sidney Smith, welcher die englische Hülfsflotte auf der Rhede von Abukir befehligte. Vorwand der Sendung bildete die Auswechslung Mustafa Pascha's und der wenigen übrigen türkischen Gefangenen.

Geschickt genug wußte Descorches sehr bald das Gespräch auf die europäischen Verhältnisse zu bringen. Der Commodore berichtete ihm mit großsprecherischen Worten über die Niederlagen, welche Englands Verbündete den Franzosen in Italien und Deutschland beigebracht hätten, und holte, als Descorches ihm nicht vollen Glauben zu schenken schien, einen ganzen Haufen Zeitungen herbei, die er zur Bestätigung seines Berichtes dem Parlamentär mitgab. Jedoch, fügte er hinzu, solle Bonaparte es sich nicht etwa einfallen lassen, die Ueberfahrt nach Frankreich zu versuchen, sonst werde er von ihm zu hören bekommen.

Die Zeitungen reichten nur bis zum 10. Juni. Begierig vertiefte sich Bonaparte in ihre Lektüre; er erkannte klar, daß Frankreich des Retters bedürfe. Sein Entschluß stand fest, unverzüglich hinüber zu eilen, bevor ein Anderer dort der Dinge sich bemeistere. „Die Elenden“, rief er aus voll Entrüstung über das Direktorium, „die Jammermenschen, wie haben sie es getrieben! Armes Frankreich!“ Er meinte, daß seine Gegenwart die Geister wieder beleben würde; durch einen großen errettenden Sieg über die Feinde Frankreichs wollte er Europa ankündigen, daß er wieder da wäre. Doch erschien es ihm nothwendig, seinen Entschluß, Aegypten zu verlassen, nicht ruchbar werden zu lassen, da die Kunde davon sicherlich die Truppen, die er ja zurücklassen mußte, in die gefährlichste Aufregung versetzt haben würde. Ganz in der Stille gab er daher dem Admiral Gantheaume den Befehl, die beiden Fregatten im Hafen von Alexandrien segelfertig zu machen, dann traf er seine Vorbereitungen und begab sich, um den Verdacht zu meiden, nach Kairo. Da verließ das englische Blockadegeschwader unerwartet die Rhede von Alexandrien; das Trinkwasser war ihm ausgegangen: es fuhr nach Cypern, um neues einzunehmen, gedachte aber in wenigen Tagen, wie Sir Smith meinte, wieder doppelt wachsam auf der Lauer zu liegen. Unverzüglich kehrte nun Bonaparte von Kairo zurück; die beiden Fregatten liefen aus, zwei kleine Avisos schlossen sich an: in der Nacht vom 21. zum 22. August 1799 begab sich Bonaparte mit den Getreuen, die ihn begleiten sollten — Marmont, Murat, Lannes waren darunter — an Bord, und noch vor dem ersten Morgengrauen ging die Flotille westwärts an der afrikanischen Küste entlang unter Segel.

Den Oberbefehl in Aegypten hatte Bonaparte durch eine schriftliche Mittheilung dem General Kleber übertragen, zu dessen ebenso großer Ueberraschung wie Entrüstung. Johann Baptiste Kleber war im Jahre 1750 in Straßburg im Elsaß geboren. Seine Ausbildung hatte er auf der Militärschule in München erhalten, danach einige Zeit in Wien in österreichischen Diensten zugebracht. Die Revolution brachte ihn rasch empor. Gradsinnigen, etwas derben Wesens gehörte er nicht zu den unbedingten Bewunderern Bonaparte's, den seine scharfe Kritik nicht selten geärgert hatte. Empört sprach er sich über die hoffnungslose Bürde aus, die mit dem Oberbefehl auf ihn gelegt war, ein Land zu behaupten, das in steter Gährung im Innern, ringsum von Feinden umdroht war.

Die parthenopäische Republik. Welches waren die Nachrichten, die Bonaparte in den Zeitungen Sir Smith's fand? Der Krieg der zweiten Koalition, auf den er gerechnet hatte, war endlich ausgebrochen: ganz Europa hallte von Waffengetöse wieder.

Ein Vorspiel dieses gewaltigen Kampfes war der Angriff **Neapels** auf die römische Republik. Der Sieg Nelson's hatte hier die Entscheidung für den Krieg gegeben. Allein der General **Mack**, ein mehr gelehrter als thatkräftiger Feldherr, mißtraute der neapolitanischen Armee, die ungeübt, durch Zwangsaushebung zusammengebracht, ohne Mannszucht, durch unerfahrene und unzuverlässige Offiziere befehligt wurde. Allein König Ferdinand stellte sich selbst an die Spitze des Heeres. Die Königin erschien, als Amazone gekleidet, auf einem römischen Viergespann im Lager; von Nelson und Lady Hamilton begleitet, fuhr sie durch die Reihen der Krieger. Durch eine Proklamation wurde den Römern angekündigt, daß Neapel ihnen den rechtmäßigen Herrscher zurückgeben werde.

Folgendes Tages, am 24. November 1798, überschritten die Neapolitaner in vier Heersäulen die römische Grenze. Ohne Widerstand zu finden, drangen sie in Rom ein. Von den Zinnen des Kapitols herab gab Ferdinand durch eine Proklamation dem gesammten Europa die Kunde, „daß die Stunde des Erwachens der Fürsten geschlagen habe." Allein die Engelsburg, von einer Handvoll Franzosen vertheidigt, war er nicht im Stande einzunehmen. Die zuchtlosen Banden seiner Soldaten verübten unterdeß Gewaltthätigkeiten und Greuel aller Art an den unglücklichen Bewohnern der befreiten Stadt. Da nahte der Rächer. Macdonald stand mit einigen französischen Regimentern bei Terni; zu ihm hatte sich **Championnet**, der in Rom kommandirt hatte, zurückgezogen. Jetzt rückten sie vereint gegen die ungeordneten Heerhaufen der Neapolitaner vor. Stets genügten einige Salven, und die Neapolitaner flohen eilends davon, Geschütz und Gepäck zurücklassend; erst in den Schlupfwinkeln des Gebirges wagten die fahnenflüchtigen Deserteure Halt zu machen. Kaum die Hälfte der Armee gelangte, gehetzt und muthlos, nach Neapel zurück. Vor den anrückenden Franzosen flohen die Besatzungen der Gebirgspässe, die Gewehre wegwerfend, von dannen. Selbst die Felsenfestung Gaëta überlieferte mit allem Kriegsmateriale ihr Kommandant, der Schweizer Tschudi, ohne auch nur einen Kanonenschuß abzufeuern, den Feinden. Die königliche Familie begab sich mit den Spitzen der Behörden an Bord der englischen Schiffe, die sie über das stürmische Meer nach Palermo in Sicherheit brachten. Und Mack war so verzagt, daß er mit den Franzosen einen Waffenstillstand schloß, welcher den Resten der neapolitanischen Armee gegen Zahlung von 10 Millionen Francs und gegen Ueberlieferung von Capua und der Citadelle von Neapel verstattete, sich nach Aversa zurückzuziehen.

Französische Kommissare erschienen daraufhin in Neapel, um das bedungene Geld zu erheben. Da brach ein furchtbarer Pöbelaufstand aus. Die Gefängnisse wurden geöffnet, Sträflinge, Galeerensklaven, Lazzaroni, Bauern aus der Umgegend bemächtigten sich der Stadt, ein Wuthgeschrei gegen die Verräther und gegen die Franzosen erhob sich. Mönche hetzten die aufgeregten Rotten. Mack sah keine andere Rettung für sich, da sich die Armee auf dem Marsche nach Aversa ganz verlaufen hatte, als sich Championnet kriegsgefangen zu übergeben.

Mit grimmiger Wuth übernahm jetzt der Pöbel die Vertheidigung der Hauptstadt. Ein verzweifelter Kampf entspann sich. Jede Straße, jedes Haus mußten die Franzosen einzeln stürmen, über Blut und Leichen bahnten sie sich ihren Weg. Tausende der zerlumpten und schlecht bewaffneten Vertheidiger fanden in diesem verbissenen Ringen ihren Tod. Endlich mußte Championnet doch Sieger bleiben. Das Königthum wurde für abgeschafft erklärt und Neapel als **parthenopäische Republik** am 25. Januar 1799 proklamirt. Der neuen Regierung, die nach dem Muster der französischen errichtet wurde, schlossen sich mit bereitwilliger Zustimmung die gebildeten Stände an voll lauter Freude, von dem langjährigen Despotismus des Königthums und der Priesterschaft durch die Franzosen befreit zu sein, wenn nur nicht gar bald die Gewaltthätigkeiten und Erpressungen Macdonald's, der an des milden Championnet Stelle trat, die Freude getrübt hätte, und ein russisches Heer herangezogen wäre, um dem auf die Insel Sizilien beschränkten Könige Ferdinand wirksame Hülfe zu bringen.

Kaiser Paul von Rußland. In dem ägyptischen Feldzuge sah Rußland einen direkten Eingriff in seine Machtsphäre; denn die vorherrschende Machtstellung an dem Ostbecken des Mittelmeeres nahm es für sich in Anspruch. Die Errichtung des Kriegshafens in Ancona

durch Bonaparte nahm es daher als eine Herausforderung, noch mehr die Besetzung der Jonischen Inseln; die Einnahme Malta's aber schloß überdies eine persönliche Beleidigung für den Zaren in sich, die ihn mit höchstem Zorn erfüllte.

Der Krone beraubt, von seiner Mutter, der Kaiserin Katharina gehaßt, von allen ernsten Beschäftigungen, von jedem Antheil an den Staatsgeschäften ferngehalten, selbst aus dem gesellschaftlichen Kreise der Kaiserin verbannt, von ihren Günstlingen mit wegwerfendem Uebermuth behandelt, vom ganzen Hofe in St. Petersburg vernachlässigt, mit unverhehltem Argwohn beobachtet, von Verräthern und Spionen umgeben: so war des unglücklichen Zaren Peter's III. Sohn **Paul** in der Abgeschiedenheit des Lustschlosses Gatschina herangewachsen. Wie hätte nicht in der Jahrzehnte langen Seelenqual sein Geist zerrüttet, sein Gemüth verbittert werden sollen? Am Morgen des 18. November 1796 erwachte er — die Kaiserin war plötzlich in der vergangenen Nacht gestorben — unerwartet als Kaiser, als Gebieter des weitesten Reiches. Von dem Leben, den Bedingungen eines Staates hatte er nicht den entferntesten Begriff, ihn beherrschte allein die Vorstellung von der ungeheuren Macht und Würde Rußlands und von seinen eigenen unumschränkten Herrscherrechten; sie unantastbar zu wahren, war sein vornehmster Gedanke. Angst vor den Ideen einer Revolution erfüllte daher vor Allem seine von Mißtrauen und Verbitterung wunde Seele. Schwach von Charakter, ohne jede Energie folgerichtigen Denkens stand er unter der Herrschaft einer übermächtigen Phantasie: Laune, Stimmung, Eigensinn vertraten bei ihm die Stelle der Ueberzeugung. Jede Vorstellung, die sich seiner einmal bemächtigt hatte, trieb er in krankhafter Ueberspanntheit bis zur äußersten Uebertreibung, um dann unvermittelt zu einer andern überzuspringen; die Stimmung, die ihn eben beherrschte, steigerte sich, wie es sich gerade traf, zu einem Extrem ritterlicher Großmuth oder auch zu blinder Leidenschaft und erwägungsloser Tyrannei.



Paul I., Kaiser von Rußland.

So machte Kaiser Paul, von vornherein bestrebt, in Allem andere Wege zu gehen als Katharina, es dem gewandten Cobenzl leicht, ihn zu einem thätigen Eingreifen in den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich zu bestimmen, das die russische Seemacht ganz aus dem Mittelländischen Meere verdrängen zu wollen schien. Das Bündniß mit England, das ebenfalls Alles daran setzte, im Interesse seines indischen Handels Frankreich nicht zur maritimen Vormacht am Mittelmeer werden zu lassen, kam zu Stande, während Oesterreich selbst sich noch vorsichtig zurückhielt. Die russische Flotte ging zur Unterstützung Englands in die Nordsee ab. Den Verbündeten schloß sich dann die geängstigte Türkei an, der alten Todfeindschaft gegen die Russen zu Bonaparte's arger Enttäuschung völlig vergessend.

Der Ausbruch des zweiten Koalitionskrieges. Endlich trat auch Oesterreich nach langem Bedenken bei. Die Abtretung Venedigs war gerade dadurch für Oesterreich werthvoll gewesen, weil es hoffte, damit die venezianische Machtstellung am Mittelmeere zu gewinnen. Allein durch die Zerstörung des Arsenals, durch die Wegführung der Flotte, durch die Besetzung Anconas und der Jonischen Inseln hatte Bonaparte diese Abtretung fast werthlos gemacht. Dazu kamen die in Rastatt sich steigernden Zerwürfnisse mit Frankreich und der drohende Verlust der Aussicht, in den Besitz von Bayern zu gelangen, da nach dem Tode des Kurfürsten dessen

Nachfolger Maximilian Joseph von Zweibrücken sich auf das Entschiedenste weigerte, in die Abtretung Bayerns an Oesterreich zu willigen im sichern Vertrauen, wie Oesterreich meinte, auf die Unterstützung Frankreichs.

Kaiser Paul war der Meinung, die staatlichen Verhältnisse in Italien genau wieder so herzustellen, wie sie vor der Revolution gewesen waren. In erster Linie sollte daher Neapel restituirt werden, dessen Freundschaft dank seiner Lage für die Erlangung der Mittelmeerherrschaft ihm ganz besonders wichtig war. Eine russisch-österreichische Armee wurde von Mähren aus ins Feld gesandt, zu deren Oberbefehlshaber auf das ausdrückliche Verlangen des Kaisers Franz der greise Fürst Suworow Rimnikski ernannt wurde. Zwar war Kaiser Paul dem hochverdienten Türken- und Polenbesieger ungnädig gesinnt, weil dieser das preußische Exerzirreglement, das Paul eingeführt hatte, nicht mit der verlangten Peinlichkeit befolgte, aber doch schmeichelte der Wunsch des römischen Kaisers seiner national-russischen Eitelkeit. Er beschied den ebenso genialen wie originalen General, dessen kurzstämmige Gestalt ihm kaum bis zur Schulter reichte, vor sich. „Ich werde Euer Majestät zu Füßen fallen“, sagte Suworow, „und die Franzosen schlagen.“

Indeß bevor noch die Russen im Felde erscheinen konnten, hatte der Kampf schon begonnen. Denn ohne daß schon eine Kriegserklärung Oesterreichs an sie ergangen war, überschritten die Franzosen unter Jourdan am 1. März den Rhein, und Massena erkämpfte sich in Graubünden den Zugang zur Via mala und drang durch das Engadin gegen Tirol vor. Als er aber durch Vorarlberg in Schwaben einzudringen versuchte, wurde er durch die Oesterreicher, welche der Schweizer Hotze anführte, bei Feldkirch am 23. März zurückgeschlagen. Seine Absicht war gewesen, sich mit Jourdan zu vereinigen; allein diesen zwang der Erzherzog Karl durch das blutige Treffen bei Stockach, wieder über den Rhein zurückzugehen (am 25. März). Infolge dessen enthob das Direktorium Jourdan des Kommandos und übertrug den Oberbefehl über alle Truppen in der Schweiz und am Rheine Massena. Dieser gewann, da die Befehle des Hofkriegsrathes in Wien den Erzherzog hinderten, seinen Sieg mit Nachdruck auszunutzen, Zeit, Verstärkungen an sich zu ziehen und bei Zürich eine feste Stellung einzunehmen. Erst nachdem sich Hotze mit dem Erzherzoge vereinigt hatte, rückte dieser gegen Massena vor. Indeß wiederholte Angriffe führten zu keinem andern Ergebniß, als daß die Oesterreicher die Stadt Zürich besetzten. Massena zog sich auf die steilen Höhen des Uetliberges und des Albis zurück und behauptete am Vierwaldstätter See und im Reußthale bis zum St. Gotthard eine gebietende Stellung, die es ihm ermöglichte, binnen Kurzem die Straßen nach Graubünden und Italien sich wieder zu öffnen. Auf den schwindelnden Pfaden der Schmuggler und Gemsjäger kämpften Franzosen und Oesterreicher gegen einander.

Der Rastätter Gesandtenmord. Sie kämpften auch in Rastatt, dem Sitze des Friedenskongresses, gegen einander. In jeder Weise waren die französischen Gesandten bemüht, das Deutsche Reich und Oesterreich von einander zu trennen; sie erließen zu diesem Zwecke Aufrufe an die deutschen Fürsten, in welchen Oesterreich beschuldigt wurde, durch besondere Agenten die Bevölkerungen gegen ihre Fürsten aufzuwiegeln, und als es damit noch nicht gelang, die deutschen Reichsstände zu Frankreich herüberzuziehen, veröffentlichten sie die Geheimartikel der mit Oesterreich geschlossenen Verträge. Jourdan's Vorrücken im Donauthal gab diesen Bestrebungen Nachdruck; als aber Erzherzog Karl ihn über den Rhein zurücktrieb, löste sich der Kongreß auf: Lehrbach und Metternich reisten ab. Die französischen Gesandten aber wurden nicht abberufen, sondern vielmehr von Talleyrand angewiesen, möglichst lange auszuharren, um die Bevölkerung zu revolutionären Bewegungen anzuregen und Nachrichten für die französischen Generale zu sammeln. Ja die Franzosen scheuten sich nicht, eine Stafette Metternich's aufzuheben und zu durchsuchen. Unter diesen Umständen sah der Erzherzog Karl in den französischen Ministern nicht mehr Gesandte, sondern Spione. Er sandte daher an den Obersten Barbaczy, der mit seinem Regimente der Szekler-Husaren den rechten Flügel der österreichischen Avantgarde in Gernsbach unweit Rastatt bildete, den Befehl, die französischen Minister sofort auszuweisen. Demgemäß ließ Barbaczy durch den Rittmeister

Burkhard mit 50 Husaren Rastatt besetzen und den französischen Gesandten die Weisung zugehen, binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen.

Es war zwischen 7 und 8 Uhr Abends am 28. April 1799, als die Gesandten durch einen Trompeter den Befehl Barbaczy's überbracht erhielten. Sie beschlossen sofort abzureisen. Indeß die Thore waren gesperrt, doch langte nach einiger Zeit Burkhard's Erlaubniß an, sie ihnen zu öffnen. Sie verlangten nun eine Eskorte, der Rittmeister jedoch schlug sie ihnen ab, da er dazu keine Vollmacht hatte. Ueber diesen Verhandlungen waren mehr als zwei Stunden vergangen; stockfinster und regnerisch war die Nacht hereingebrochen. Die ängstlichen Frauen baten deswegen dringend, die Abreise bis zum nächsten Morgen zu verschieben. Roberjot war damit einverstanden, allein Bonnier, der in Rastatt Gewalt befürchtete, bestand darauf, sofort, auch ohne Eskorte abzufahren.



Der Gesandtenmord vor Rastatt. Zeichnung von F. Lix.

So setzten sich denn die acht Wagen — jedem wurde wegen der Finsterniß eine Fackel vorangetragen — in Bewegung, durch die Vorstadt, dann die Landstraße entlang, zwischen dem Murgkanal und einem kleinen Gehölze hin. Sie waren noch nicht zweihundert Schritte von den letzten Häusern entfernt, als sie plötzlich von einem Trupp Husaren angehalten wurden. Die Gesandten wurden aus den Wagen herausgerissen und vor den Augen der entsetzten Frauen mit Säbeln niedergehauen. Bonnier und Roberjot fanden so ihren Tod: Jean Debry, der im vordersten Wagen gesessen hatte, besaß so viel Geistesgegenwart, sich als todt niederfallen und in den Graben zur Seite rollen zu lassen, von wo es ihm, da er nur unbedeutend verletzt war, gelang, in der Dunkelheit in das nahe Gehölz zu entkommen.

Die Wagen wurden nun, nachdem sich die Husaren, wie es die Gelegenheit bot, eine Uhr oder Börse angeeignet hatten, in die Stadt zurückgefahren, wo die Frauen bei den preußischen und hannöverschen Gesandten Zuflucht fanden. Beim Grafen Görz traf am Morgen auch, beschmutzt und blutend, der gerettete Debry ein. Alle wurden noch an demselben Tage durch die preußische Gesandtschaft sicher über den Rhein geschafft. Aber auch die Papiere der

Ueberfallenen, auf die es doch abgesehen war, fielen nicht in die Hände der Szeller; denn diese waren noch vor der Abreise dem Grafen Görz in Verwahrung gegeben worden. Der Erzherzog ließ, voll Entrüstung über die Unthat, sobald er das Geschehene erfuhr, den Obersten Barbaczy verhaften; indeß dem Verfahren des Militärgerichts wurde von Wien aus Einhalt gethan. Befohlen war die Greuelthat sicherlich nicht: aber die Beschlagnahme der Papiere der französischen Gesandtschaft, welche Licht über die Stellung des neuen Kurfürsten von Bayern zu Frankreich geben sollten, halbwilden und halbberauschten Szellern anvertrauen, hieß in Wahrheit Alles riskiren! In Frankreich indessen erregte die nächtliche Schandthat keineswegs den Kriegseifer, sie machte nicht einmal viel Aufsehen; Niemand eher, war die allgemeine Meinung, könne man ein solches Bubenstück zutrauen als dem Direktorium: so grenzenlos war dies verhaßt zugleich und verachtet.

Der Frühjahrsfeldzug in Italien. Unterdessen waren auch auf dem Kriegsschauplatze jenseits der Alpen die Gegner an einander gerathen. Die Oesterreicher führte hier Kray an, ein Walache, zwar kein hervorragender Feldherr, aber ein muthiger Soldat. Die Meinung des Hofkriegsrathes in Wien war, daß er sich bis zum Eintreffen der Russen durchaus auf die Vertheidigung zu beschränken habe; das Direktorium dagegen befahl dem General Scherer, der an die Spitze der italienischen Armee gestellt war, einem Manne ohne militärische Talente und ohne Beliebtheit bei den Soldaten, die Etsch zu überschreiten und die Oesterreicher aus Venedig hinauszutreiben. Allein Kray wies am 5. April 1799 den Angriff der Franzosen bei Magnano so nachdrücklich zurück, daß Scherer sich genöthigt sah, über den Mincio und nach wenigen Tagen gar über den Oglio zurückzuweichen. Infolge dessen verlor er den Oberbefehl, welcher seinem Unterfeldherrn Moreau übertragen wurde. Auf eine Verfolgung aber des besiegten Gegners wagte Kray sich nicht einzulassen.

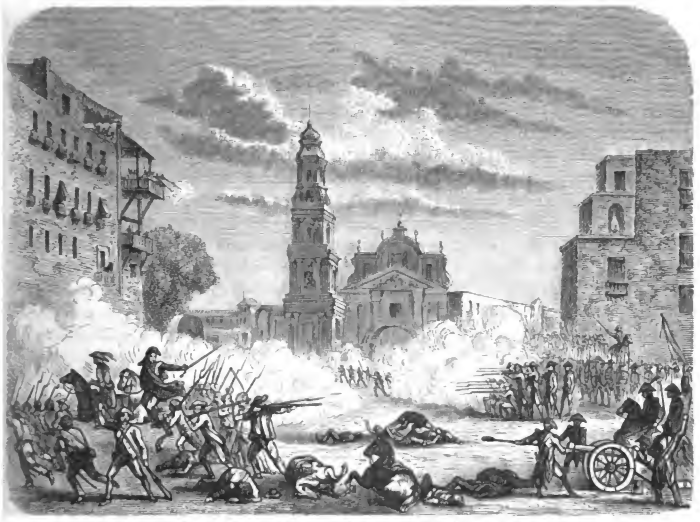
Da traf am 14. April Suworow in Verona ein. Neues Leben durchdrang die Kriegsführung; sein Grundsatz war: schnelle Märsche, blanke Waffe! Sofort übernahm er den Oberbefehl über die russisch-österreichische Armee, so daß auch der inzwischen eingetroffene österreichische Oberfeldherr, der bedächtige und kränkliche Melas, unter ihm stand. Die Verbündeten überschritten jetzt ohne Verzug den Oglio. Am Morgen des 27. April trafen sie an der Adda bei Cassano auf Moreau. Die Franzosen, voll Vertrauens zu ihrem Führer, leisteten tapfern Widerstand; als jedoch mehrere Kosakenregimenter unter Denisow sie in der Flanke und im Rücken anfielen und Melas die Umzingelung zu vollenden drohte, mußte Moreau sich zum Rückzuge entschließen. Am folgenden Tage zwangen die Russen auch das Corps Serurier's, das sie verhindert hatten, in die Schlacht einzugreifen, zur Ergebung, so daß diese beiden Tage den Franzosen 2000 Mann an Todten und 5000 an Gefangenen kosteten. Oberitalien war damit für die Franzosen verloren. Am 29. April hielt Suworow in Mailand seinen Einzug, die cisalpinische Republik löste sich auf wie Eisschollen im Frühjahr. Der Kaiser nahm wieder die Lombardei in Besitz. Vier Wochen später war Suworow in Turin und errichtete dort eine provisorische Regierung für den König Karl Emanuel von Sardinien. Allenthalben in Oberitalien regte sich jetzt eine starke Opposition gegen das französische republikanische Wesen. Die demokratischen Behörden verschwanden, die Republikaner mußten flüchten: dahin hatte es der habgierige Despotismus des Direktoriums binnen zwei Jahren gebracht. Den nordischen Befreier aber umwogte die lauteste Volksgunst.

Die letzte Hoffnung Moreau's war, dadurch noch einen Umschwung der Lage bewirken zu können, daß er Macdonald aus Neapel an sich heranzöge. Am 5. Mai setzte sich Macdonald, dem Rufe folgend, mit 19,000 Mann nach Norden in Marsch, indem er die Aufrechterhaltung der parthenopäischen Republik einer Nationalgarde von Einheimischen überließ.

Bis soweit reichten die Nachrichten, welche Bonaparte in Alexandrien den englischen Zeitungen entnahm. Jetzt war die Bedrängniß Frankreichs da, auf die er gerechnet hatte, um ihm, wie er meinte, zum Retter werden zu können. Darum brach er sofort von Aegypten auf. Indeß bevor er noch in Europa landen konnte, um sein Talent und sein Glück in die Wage zu werfen, hatte schon wieder das Antlitz des Koalitionskrieges sich verändert.

Der Umschlag in Neapel. Erobert hatten die Franzosen Neapel, zur Ruhe aber hatten sie die Volksmassen erst dadurch gebracht, daß sie (durch hundert Louisd'or) das Blut des heiligen Januarius zum Fließen brachten, ein Wunder, das die Lazzaroni als Ausdruck der Zustimmung zu der Neugestaltung der Dinge auffaßten. Zwei Wochen nach der Proklamirung der parthenopäischen Republik begann der Aufstand gegen die Franzosen in den Provinzen aufzuzüngeln.

Jeden Tag fürchtete der königliche Hof, der nach Palermo geflüchtet war, daß die Franzosen nach Sizilien übersetzen würden. Seinen einzigen Schutz sah er in Lord Nelson, der nicht nur eine englische Besatzung nach Messina zur Abwehr der Franzosen gelegt hatte, sondern auch für die Idee der Wiederherstellung des Königthums in Neapel unter dem Einflusse von Lady Hamilton sich förmlich begeisterte. Emma Harte (geb. 1761) war die Tochter einer walisischen Magd. Nach mannigfachen Jugenderlebnissen war sie nach Neapel gekommen, um die Zustimmung des englischen Gesandten zur Verheirathung mit seinem Neffen zu erlangen.



Straßenkampf in Neapel. Nach Duplessis-Bertaux.

Allein Lord Hamilton wurde von ihrer Schönheit und geistigen Lebhaftigkeit so hingerissen, daß er selbst sich mit ihr, obwol er 31 Jahre älter war als sie, vermählte. Bald war sie auch die vertraute Freundin der Königin Karoline; durch ihren Einfluß auf Lord Nelson gewann sie sogar politische Bedeutung.

Die Bestrebungen Lord Nelson's fanden Rückhalt in dem täglich mehr zu Tage tretenden Hasse der neapolitanischen Landbevölkerung gegen die habgierigen und hochmüthigen Franzosen. Diese Stimmung bis zu offener Erhebung zu steigern, gewann König Ferdinand den Kardinal Fabricio Ruffo, einen Mann rührigen Geistes und schnellen Entschlusses. Trotz seiner 55 Jahre übernahm der lebenslustige und muthige Prälat das Wagniß, begab sich in seine Heimat nach Calabrien und berief die Bauern zu sich zum Kampfe für Thron und Altar. Eine Menge heißblütiger und kampflustiger Leute sammelte sich um ihn, aber auch Schwärme nichtsnutzigen Gesindels. Aus entlassenen Soldaten, Förstern und Gensdarmen bildete sich der Kardinal eine Art Linientruppe, um damit seinem Landsturme militärischen Halt zu geben. In wenig Wochen war ganz Calabrien von den Franzosen befreit.

Im Norden Neapels sammelte sich das patriotische Landvolk um Michel Pezza; man gab ihm den Namen Fra Diavolo, weil er schlau wie ein Mönch und stark wie der Teufel wäre. Der Schrecken der Umgegend von Sora wurde der Müller Mammone, durch die entsetzliche Grausamkeit berüchtigt und gefürchtet, mit der er die Gefangenen zu Tode quälte; in den Abruzzen kämpften die Scharen des Priesters Pronio. Es war ein blutiger Guerillakrieg gegen die Franzosen und deren Freunde, dem diese ziemlich ohnmächtig gegenüberstanden. Nur die Provinz Apulien, die Kornkammer Neapels, vermochten sie wieder zu unterwerfen, aber auch nur unter Aufbietung einer ansehnlichen Militärmacht. Vollends aussichtslos wurde der Kampf, als Macdonald mit dem größten Theile des französischen Heeres nach Norden abziehen mußte. Indessen die Republikaner in Neapel wußten zu bestimmt, daß sie von den Royalisten keine Gnade zu erwarten hatten, als daß sie nicht die äußersten Anstrengungen der Gegenwehr hätten machen sollen. Mit größtem Eifer organisirten sie die Nationalgarde der Hauptstadt, mit den härtesten Strafen jeden Säumigen bedrohend; aus verabschiedeten Soldaten, Polizeiwächtern und ähnlichen Leuten brachte der unerschrockene Manthone ein Corps von einigen Tausend Mann zusammen, das den wüsten Räuberscharen Ruffo's gewachsen schien.

Da bekam auch Ruffo Zuzug. Eine russisch-türkische Flotille erschien im Meerbusen von Tarent, welche Ruffo 560 russische und 84 türkische Soldaten überließ. Nun fühlte sich dieser stark genug, den Kampf gegen die Hauptstadt selbst zu unternehmen. Am 11. Juni erschien er mit seiner „Glaubensarmee" in Nola, wenige Meilen vor Neapel. Bei Portici kam es am 13. Juni zum Kampfe. Die verwegenen Calabresen Ruffo's erstürmten, obgleich der greise Admiral Caracciolo von einigen Kanonenbooten aus sie ununterbrochen beschoß, Einer auf die Schultern des Andern kletternd, das Fort Vigliana, die Russen eroberten die Brücke über den Sebeto und feuerten mit Kartätschen in die dichten Haufen der Nationalgarde, die Türken erkletterten das Kastell del Carmine: da stand denn die Hauptstadt den Royalisten offen. Was da konnte, rettete sich in die Kastelle Uovo und Nuovo; was zurückblieb, suchte sich durch Barrikaden und Schanzen zu schützen. Zwei Tage lang dauerte der Kampf in den Straßen Neapels; zugleich mit dem Anrücken Ruffo's erhoben sich die Lazzaroni gegen die Republikaner, ein gräßliches Hetzen und Morden begann, dem Ruffo mit allen Mitteln zu wehren suchte. Aber er wurde weder seiner fanatischen Bauernscharen, noch viel weniger der Lazzaroni Herr. Am 19. Juni endlich ergaben sich auch die beiden Kastelle unter der Bedingung, daß es allen darin befindlichen Personen frei stehen sollte, nach Toulon sich zu begeben oder auch unbehelligt in Neapel zu bleiben, und daß allen Gefangenen Ruffo's Straflosigkeit gewährt würde. Ruffo, mit allen Kräften bemüht, Ruhe und Frieden wieder herzustellen, unterzeichnete den Vertrag, mit ihm die Befehlshaber seiner Russen und Türken. Der greuelvolle Bürgerkrieg, mußte man meinen, war beendigt.

Da langte Nelson mit der englischen Flotte vor Neapel an: er war entrüstet über den abgeschlossenen Vertrag und verlangte die Aufhebung desselben. Ruffo begab sich selbst an Bord des Admiralsschiffes, um Nelson's Zorn zu besänftigen. Aber Lord Hamilton meinte, mit rebellischen Unterthanen könne ein König überhaupt keine Verträge schließen. „Es mag gut sein", entgegnete Ruffo, „nicht zu schließen; hat man aber einmal geschlossen, so ist es Pflicht, sein Wort zu halten." Auch Fra Diavolo und Mammone wollten den Vertrag nicht anerkennen und ließen ihre Räuberscharen in allen Stadtquartieren ungehemmt plündern, doch brachte Ruffo mit seinen treuen Calabresen sie bald zur Ordnung zurück. Da Ruffo in die Aufhebung des Vertrags zu willigen mit größter Entschiedenheit sich weigerte, so wandten sich Nelson und Hamilton nach Palermo an den König. Und Ferdinand war so schwach, dem Drängen der beiden Engländer nachzugeben, zumal auch die Königin Karoline die Bestrafung wenigstens der Hauptschuldigen mit leidenschaftlicher Heftigkeit forderte.

So wurde denn der eben abgeschlossene Vertrag zerrissen, Ruffo selbst sollte sogar verhaftet werden. Es unterblieb nur, weil man den Lärm fürchtete, den es verursachen würde. Ein schreckliches Strafgericht erging nun über die Republikaner. Raubend und mordend erhoben sich die Lazzaroni, dann folgten die Henker und Kerkermeister des Königs. Gegen

8000 Männer und Frauen, zum großen Theil aus den angesehensten Ständen, wurden in den Kerker geworfen: 99 wurden hingerichtet, der greise Fürst Caracciolo wurde an der Raa eines englischen Kriegsschiffes aufgehängt, 222 wurden lebenslänglich im Kerker behalten, Hunderte zur Verbannung, zur Deportation, zu Freiheitsstrafen verurtheilt. So wurde durch Treubruch der Thron in Neapel wieder aufgerichtet: konnte er schlechter gegründet sein? Nelson aber hat es der greise König Georg von England niemals verziehen, daß er den schmachvollen Treubruch veranlaßt hatte.

Kirchenstaat und Papst. Fra Diavolo indessen, dem mit der Wiederherstellung der alten Ordnung in Neapel nicht recht gedient sein mochte, führte seine Glaubensscharen von dannen und fiel raubend und brennend in die römische Republik unter dem Vorgeben ein, sie dem Papste zurückerobern zu wollen. Ohne viel Mühe jedoch trieb General Garnier, der in der Engelsburg sich behauptet hatte, die zuchtlosen Banden über die Grenze zurück. Allein seine Lage wurde unhaltbar, als englische Schiffe die Küste bedrohten und Streifcorps der Verbündeten bis an die Tiber aus den Legationen, welche Oesterreich ohne Weiteres besetzt und unter eigene Verwaltung genommen hatte, vordrangen. Garnier mußte sich zu einer Kapitulation bequemen, welche allen Franzosen und republikanisch gesinnten Römern freien Abzug nach Frankreich gewährte. Inzwischen aber war Papst Pius VI., den die Franzosen als Gefangenen von Siena nach Valence in Südfrankreich abgeführt hatten, dort gestorben, ein Nachfolger aber noch nicht gewählt. Daher besetzte Ferdinand von Neapel jetzt den Kirchenstaat in der stillen Hoffnung, in den Wirren der Zeit ihn seinem Königreiche hinzufügen zu können. Der Kirchenstaat schien, mochte siegen wer wollte, verloren zu sein.



Peter Alexei Wassiljewitsch Suworow.

Dieser Meinung war indessen der nach langen Verhandlungen neugewählte Papst keineswegs. Pius VI. hatte bestimmt, daß dort das Konklave gehalten werden sollte, wo sich zur Zeit seines Todes die meisten Kardinäle befinden würden; daraufhin waren in Venedig 34 Kardinäle zur Wahl zusammengetreten. Sie fiel auf den Kardinal Chiaramonti, geboren 1742, einen Mann sanften Sinnes, der für jede Freundschaft empfänglich war, aber sehr wohl wußte, was er wollte. Kaiser Franz bot dem neuen Papste, der sich Pius VII. nannte, bis zur Beendigung des Krieges einen Wohnsitz in Wien an: allein Pius begab sich nach Rom; auf die Mahnung des Kaisers, die schon von Oesterreich besetzten Legationen ihm formell abzutreten, antwortete Pius mit der Erklärung, daß er entschlossen sei, die Unverletztheit des Kirchenstaates wie die Unabhängigkeit der päpstlichen Herrschaft in vollem Umfange aufrecht zu erhalten: womit denn der Gegensatz zu Oesterreich offen enthüllt war, dessen Stellung doch die jüngst erfochtenen Siege der Verbündeten hoch erhoben hatten.

Suworow's Siege an der Trebbia. Moreau war durch die Erfolge der verbündeten Armeen an die genuesische Küste gedrängt worden, als Macdonald auf seinen Hülferuf aus Neapel heranzog. Suworow war daher der Meinung, daß die französischen Heere danach streben würden, bei Genua sich zu vereinigen, um dann mit gesammelter Kraft gegen das starke Alessandria oder gegen Turin, dessen Citadelle noch im Besitze der Franzosen war, hervorzubrechen. Er suchte daher seine zerstreuten Truppen — Kray lag vor Mantua, Haddik

kämpfte am St. Gotthard und Simplon — in der Richtung auf Alessandria zusammenzuziehen, als er die Nachricht erhielt, daß Macdonald den Apennin überstiegen hätte und in das Pothal hinabzöge, um erst im Norden des Gebirges seine Vereinigung mit Moreau zu Wege zu bringen. Das kleine Corps des Grafen Hohenzollern, durch welches sich Kray gegen einen Ueberfall von Süden her hatte sichern wollen, hatte er schon über den Haufen geworfen.

Sofort war Suworow's Entschluß gefaßt: 14,000 Mann ließ er unter Bellegarde bei Alessandria zurück, um den Rücken seines Heeres gegen Moreau zu sichern, mit 24,000 brach er auf der Stelle gegen Macdonald auf, dem nur ein schwaches Corps unter General Ott bei Piacenza entgegenstand. Die Lage des alten Haudegen war höchst bedenklich; schon erhielt er Meldung, daß auch in seinem Rücken Moreau bei Gavi den Ligurischen Apennin übersteige; jede Stunde Zögerung rückte die Gefahr näher, von den beiden feindlichen Heeren umklammert zu werden. Am 16. Juni früh Morgens setzte er sich in Marsch. Bald brannte glühend die Sonne vom Himmel. Selbst bis aufs Hemd entkleidet, auf einem Kosakenpferde reitend, den Kantschu in der Hand, rief er unaufhörlich den Soldaten vorwärts! vorwärts! zu. Die Grenadiere setzten sich schweißtriefend in Trab; die Reihen lösten sich; wer laufen konnte, lief; wer erschöpft war, blieb liegen. Endlich voller Ungeduld setzte er sich an die Spitze von vier Kosakenregimentern, denen sich ein österreichisches Dragonerregiment anschloß, und jagte auf das Schlachtfeld zu. Gerade noch zu rechter Zeit langte er an. Ott, am Morgen von Macdonald angegriffen, durch die Franzosen von vorn, durch die polnische Reiterei Macdonald's von der Seite bedrängt, war völlig außer Stande, länger Widerstand zu leisten. Augenblicklich warf Suworow die Hälfte seiner Regimenter nach der einen, die andere Hälfte nach der andern Seite: die Polen wurden niedergeritten oder aus einander getrieben und die Schlacht zum Stehen gebracht. Da langte denn auch der Vortrab der russischen Infanterie unter dem Fürsten Bagration an. Nur einige Augenblicke, bat Bagration, möchte der Oberfeldherr den Erschöpften zur Rast gönnen; er hätte kaum noch vierzig rüstige Soldaten in der Compagnie. „Macdonald hat nicht zwanzig“, antwortete ihm Suworow, „greif an mit Gott! Hurrah!“ Und vorwärts gingen unter dröhnenden Trommelwirbeln die Regimenter mit gefälltem Bajonnet auf den Feind. Das entschied, die Franzosen wichen entmuthigt zurück; in der Nacht führte sie Macdonald, selbst durch zwei Säbelhiebe verwundet, wieder hinter die Trebbia.

Die Trebbia, ein Gebirgsstrom, fließt breit und tosend im Frühling dahin; im Sommer ist sie in ihrem 1000 Schritte breiten Bette ein kümmerlicher Bach, der sich mühsam zum Po hindurchwindet. In der Frühe des 18. Juni überschritten die Franzosen von Neuem den Fluß; aber Suworow, der im Laufe des vorhergehenden Tages noch mehr Truppen an sich herangezogen hatte, war ihnen gewachsen und nöthigte sie, wieder über den Fluß zurückzugehen.

Unterdessen hatte Moreau den Uebergang über den Ligurischen Apennin bewerkstelligt und bedrohte jetzt Suworow auf das Ernstlichste im Rücken. Allein dieser blieb unbewegt, erst Macdonald zu schlagen, bevor er sich gegen Moreau wende. Jedoch auch Macdonald war zum Aeußersten entschlossen und hatte die Trebbia wieder überschritten. So begann denn am 19. Juni der Kampf von Neuem. Die polnische Division, die schon unter Bonaparte gefochten hatte, bildete den südlichen Flügel der französischen Aufstellung. Mit Ungestüm warf sich Bagration auf sie, schlug sie aufs Haupt und verfolgte ihre flüchtigen Trümmer weit in das Feld hinaus. Darauf fiel er den Franzosen in die Flanke, so daß der ganze linke Flügel Macdonald's über die Trebbia zurück mußte. Nach diesem Erfolge zog Suworow auch die Reserve seines linken Flügels, den Melas kommandirte, hierher. Durch ihr kühnes Eingreifen unter Fürst Liechtenstein's Führung wurde jetzt auch Macdonald's Centrum über den Fluß zurückgeworfen. Allein jetzt brachte ein nachdrücklicher Angriff der Franzosen Melas in die größte Bedrängniß. Unfähig sich zu behaupten, sandte er einen Adjutanten zu Suworow mit der Frage, wohin er seinen Rückzug richten solle. „Nach Piacenza!“ war des grimmigen Greises kurze Antwort; denn dort war Macdonald's Hauptquartier! Da aber machte Liechtenstein einen verwegenen Angriff in den Rücken und die Flanke des rechten französischen Flügels, so daß auch dieser schleunigst mit Zurücklassung vieler Gefangener über die Trebbia sich zurückziehen mußte.

Am Abend trennte der Fluß wieder die streitenden Heere: kaum zwanzig Schritte lagen hüben und drüben die Vorposten aus einander. Allein während der Nacht befahl Macdonald, durch den dreitägigen Kampf völlig erschöpft, den Rückzug über das Gebirge, über welches er herabgekommen war, um sich bei Genua mit Moreau zu vereinigen. Kaum die Hälfte seiner Armee, und auch diese entmuthigt und halb aufgelöst, nahm er mit sich; die andere Hälfte blieb todt auf dem Schlachtfelde zurück oder fiel verwundet in den Spitälern von Piacenza in die Gefangenschaft des Siegers.

Wol war es Moreau gelungen, nicht nur das Gebirge zu überschreiten, sondern auch Bellegarde's Corps, die Rückendeckung Suworow's, zurückzuwerfen; aber Macdonald's Niederlage nöthigte ihn wieder, nach Genua zurückzuweichen. Und nicht genug damit, auch die Citadelle von Turin kapitulirte, die seit zwei Jahrhunderten für einen der festesten Plätze von Europa gegolten hatte. Ganz Italien war bis auf die Riviera und einige wenige Orte von der Herrschaft der Franzosen befreit. Der Gedanke, durch den Einmarsch in Frankreich den Krieg an seinem Herde zu ersticken, schien jetzt durch die Verhältnisse selbst gegeben zu sein.

Die Schlacht bei Novi. Allein vom Schlachtfelde heimkehrend, fand der greise Sieger in Alessandria einen Brief des Kaisers Franz vor, der von ihm verlangte, alle Angriffspläne so lange zu vertagen, bis die noch in den Händen der Franzosen befindlichen italienischen Festungen, vor Allem Mantua, erobert wären. Nun fielen sie aber im Laufe der nächsten Wochen, zuerst Alessandria, Ende Juli Mantua, so daß Suworow den größten Theil der Armee Kray's an sich ziehen konnte. Das machte ihn stark zu großen Unternehmungen; sein Gedanke war, die ganze französische Armee an der Riviera gefangen zu nehmen.

Wol hatte der französische Kriegsminister Bernadotte für die möglichste Verstärkung der im Felde stehenden Armeen Sorge getragen; jedoch der größte Theil dieser Verstärkungen war der Rheinarmee, deren Kommando Bernadotte selbst zu übernehmen gedachte, und Massena zugewiesen worden, zu dessen Unterstützung ein besonderes Corps unter Championnet in die Schweiz gesandt war. Der Oberbefehl über die italienische Armee wurde auf Sieyes' Fürsprache dem jungen General Joubert übertragen, der sich in den Niederlanden als ein kühner und energischer Anführer bewährt hatte. Am 4. August traf er bei seinem Heere ein, entschlossen, vor Allem Mantua zu entsetzen, von dessen Fall er noch nichts wußte. Er bat jedoch seinen Vorgänger im Kommando, den ihm befreundeten Moreau, bei der Armee zu bleiben, um ihn mit seinem Rathe zu unterstützen. Alsbald begann er den Apennin zu überschreiten.

Während dessen hatte sich auch Suworow in Marsch gesetzt: er wollte über den Col di Tenda auf Nizza vorgehen und dadurch Joubert völlig von Frankreich abschneiden, während Kray über das Gebirge direkt auf Genua vorrücken sollte. Sobald er jedoch von dem Vordringen der Franzosen hörte, zog er seine Bataillone wieder in die Ebene zurück. Die Franzosen hatten die letzten Erhebungen des Apennin erreicht, ein nicht sehr hohes, aber steil nach Norden gegen die Ebene abfallendes Plateau. Weinberge bedeckten die Abhänge, zwischen deren Steinmauern nur schmale Wege hinabführten. Auf dieser Höhe bei dem kleinen Städtchen Novi, westwärts bis zu dem Dorfe Pasturana reichend, standen die Franzosen. Am 14. August erschien Joubert persönlich mit Moreau in Novi, um mit dem General St. Cyr, der hier kommandirte, Rücksprache zu nehmen; denn schon war St. Cyr's Vortrab unter Watrin mit den Russen handgemein geworden. Von einer Anhöhe aus überschauten die französischen Generale das weite Blachfeld vor sich: so weit das Auge reichte, sahen sie am Horizonte die blanken Bajonnete der heranziehenden Russen und Oesterreicher in der Sonne blitzen. Da wurde Joubert doch bedenklich: es mußten gegen 50,000 Feinde sein, denen er nur 36,000 entgegenzustellen hatte. Er berief einen Kriegsrath: alle Generale waren für einen sofortigen Rückzug in das deckende Gebirge. Der Oberfeldherr schwankte; er fürchtete den Eindruck des Rückzuges in Paris. Man brachte ihm die Meldung, daß im russischen Lager ein Gerassel wie von abfahrenden Geschützen zu vernehmen sei. Daraufhin entschloß er sich, in seiner Stellung zu bleiben.

Ganz anders Suworow. Vom ersten Momente an entschlossen, die Franzosen zu schlagen, ritt er am Morgen des 14. August, nur mit Hemd und Leinwandhosen bekleidet, von einem

Kosaken begleitet, die äußerste Vorpostenkette ab, um die Stellung der Feinde zu erkunden. Die Franzosen erkannten ihn und schossen auf ihn, ohne ihn jedoch zu treffen. Seine Meinung war, noch an dem gleichen Tage die Franzosen anzugreifen, bevor sie Zeit hätten, auf ihrer Höhe sich zu verschanzen. Nur die Ermüdung von Kray's Bataillonen, die jüngst erst nach anstrengendsten Märschen von Mantua eingetroffen waren, nöthigte ihn, bis zum nächsten Morgen zu warten.

Am 15. August, Morgens um 5 Uhr, rückte Kray, welcher den rechten Flügel der verbündeten Armee bildete, zum Sturm gegen das Dorf Pasturana vor. Die Franzosen, noch nicht zur Schlacht geordnet, leisteten ihm Anfangs nur schwachen Widerstand; Joubert kam selbst herbei und feuerte seine Leute zu erneutem Vordringen an: da traf ihn eine feindliche Flintenkugel und warf ihn todt vom Pferde. Moreau übernahm an seiner Stelle den Oberbefehl. Bald indessen hatten sich die französischen Regimenter geordnet und warfen die Oesterreicher jetzt wieder zurück; allein unverzüglich führte Kray seine Soldaten wieder vor. Der Angriff war sehr schwierig. Zwischen den Weinbergsmauern und Hecken führten nur schmale Pfade zu der Höhe hinauf, wo die Vertheidiger in gedeckter Stellung standen und die anstürmenden Haufen mit mörderischen Salven empfingen. In stundenlangen, immer wiederholten Angriffen erreichte Kray trotz aller Verluste keinen Erfolg.

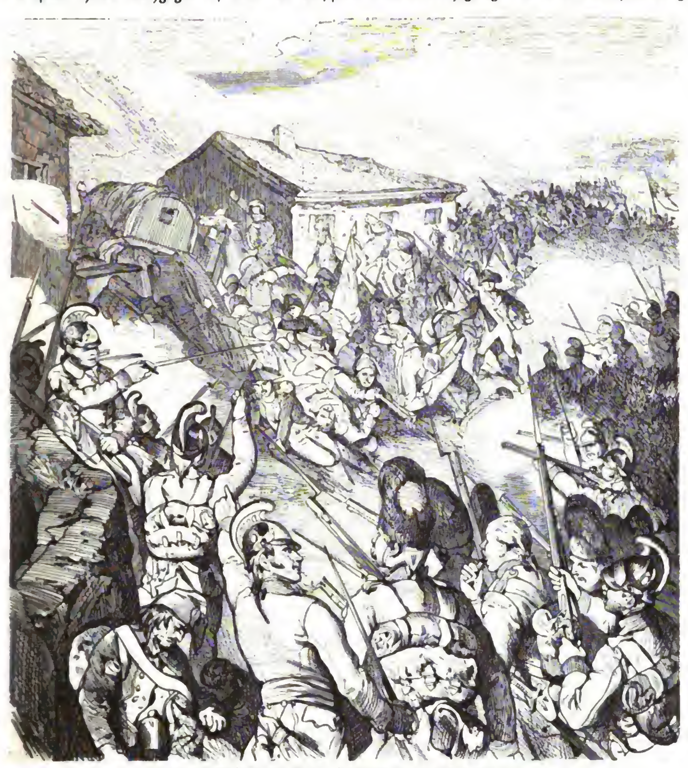
Da ging endlich um 10 Uhr auch das Centrum Suworow's zum Angriffe vor. Mit Todesverachtung erklommen seine Russen die Anhöhe vor Novi, allein St. Cyr leistete ihnen den erfolgreichsten Widerstand: mehrmals warf er sie von der gewonnenen Höhe herab, aber immer wieder stürmten sie an. Endlich fiel ihnen Watrin, der östlich von Novi Aufstellung genommen hatte, in die linke Flanke, während gleichzeitig St. Cyr sie in der rechten Flanke faßte: sie machten Front nach beiden Seiten, schlossen ihre gelichteten Reihen dicht an einander und hielten trotz schwerer Verluste unerschütterlich Stand.

Die Schlacht stand, völlig gleich stand die Wage des Sieges. Da zog Suworow auch seinen linken Flügel heran, welchen russische Regimenter unter Derfelden und österreichische unter Melas bildeten. Im Sturmschritt trotz der glühenden Mittagshitze ging Derfelden vor: seinem heftigen Stoße mußte Watrin weichen und sich auf die Höhe des Monte Rotondo östlich von Novi zurückziehen; aber nach Novi hinein gelangten die Russen nicht. Da hielt sich auch Melas nicht länger; ohne den Befehl Suworow's abzuwarten, ging er mit seinen 9000 Oesterreichern vor; eine Division sandte er Derfelden zu Hülfe, mit den beiden anderen erklomm er von der Seite den Monte Rotondo und warf sich, auf der Höhe desselben rechts abbiegend, auf Watrin. Jetzt ließ Suworow auf allen Punkten den Angriff mit aller Energie erneuern: der rechte Flügel der Franzosen wurde zertrümmert; in wildem Gedränge suchten die geworfenen Regimenter einen rettenden Ausweg nach Pasturana, um von dort den Weg ins Gebirge zu gewinnen. Nun erstieg auch Kray die Höhe. Der Kampf war entschieden, Moreau gab den Befehl zum Rückzuge. Aber die Oesterreicher feuerten in den langen Zug der abfahrenden Geschütze und Troßwagen hinein: die Fuhrleute liefen davon, die Wagen blieben stehen und versperrten die enge Straße; da löste sich alle Ordnung, in jähem Schrecken fassungslos stürzten die Fliehenden über Gräben und Hecken nach allen Seiten auseinander. Die gesammte Artillerie fiel in die Hände der Sieger. Nur die Nacht rettete die französische Armee vor völliger Vernichtung.

Es wäre Suworow ein Leichtes gewesen, jetzt Genua zu nehmen, der ligurischen Republik ein Ende zu machen und die Franzosen aus dem letzten Stück Italiens, das sie noch inne hatten, zu vertreiben. So verlangte es auch Kaiser Franz. Aber der eigensinnige alte Haudegen wollte es nicht: ruhig blieb er bei Novi stehen.

Der innere Zerfall der Koalition. Denn auf das Aeußerste schon gereizt, durch die wiederholten Anweisungen, welche der Hofkriegsrath in Wien ihm hatte zugehen lassen, war Suworow jetzt nicht mehr gewillt, noch weiter im Interesse Oesterreichs thätig zu sein. Gerade die Kriegserfolge, welche die Koalition erfochten hatte, zeigten klar, daß jede der verbündeten Mächte durch den Krieg andere Ziele verfolge: sie führten nicht den Zerfall des Bündnisses herbei, aber sie offenbarten ihn. Oesterreich ging darauf aus, in Italien möglichst ausgedehnte Eroberungen zu machen, um die gewonnenen Länder bei dem Friedensschlusse für sich in

Anspruch nehmen zu können. Zu diesem Zwecke strebte es mit allem Nachdruck die Kriegführung zu gestalten, ohne auf die Wünsche oder Interessen seiner Verbündeten dabei viel Rücksicht zu nehmen. So hatte Kaiser Paul nach der Einnahme Turins den König Karl Amadeus eingeladen, von seinem ererbten Throne wieder Besitz zu nehmen. Allein Kaiser Franz, in der Absicht, Piemont selber zu behalten, hatte die Zurücknahme jener Einladung verlangt, und Paul hatte nachgegeben, aber er empfand die Demüthigung als eine Beschimpfung.



Aus der Schlacht bei Novi. Zeichnung von Ludwig Burger.

Dazu kam, daß Suworow's stete Beschwerden über den Hofkriegsrath ihn fort und fort von Neuem reizten, denn so wenig er auch dem alten Feldherrn persönlich gewogen war, so verletzte die Behandlung, welche Suworow von Wien aus erfuhr, doch seine nationale Empfindlichkeit. Auch daß Oesterreich Hompesch in Triest gestattete, sich, trotzdem daß jetzt Kaiser Paul Großmeister des Johanniterordens war, noch weiter als Großmeister zu geriren, entrüstete ihn. Sein Großmeisterthum war dem Kaiser keineswegs eine harmlose, phantastische Grille, sondern die dadurch gehoffte Erwerbung von Malta wie die weitverzweigten Verbindungen des Ordens stellten dem Kaiser einen sehr realen Machtzuwachs in Aussicht. Er war daher entschlossen, nicht länger den eigensüchtigen Plänen Oesterreichs zu dienen, und gab Suworow die Weisung, von Niemand anders als von ihm allein Befehle anzunehmen.

Ueberdies lenkte England das Mißtrauen Paul's auf die Schweiz. Dort stand der Erzherzog Karl unthätig Massena gegenüber; alle Versuche der Schweizer aber, selbst gegen die französische Herrschaft die Waffen zu ergreifen, wurden gehemmt, so daß der Verdacht rege wurde, Kaiser Franz habe es nicht auf die Befreiung, sondern auf die Annektirung der Schweiz abgesehen. Diese war aber Kaiser Paul auf keinen Fall gesonnen zuzugeben. Er ging daher sehr bereitwillig auf Englands Anerbieten eines geheimen Sondervertrags ein, durch welchen die Kriegführung umgestaltet werden sollte, ohne Zuziehung, selbst ohne Wissen Oesterreichs. Es wurde darin festgesetzt, daß durch eine englisch-russische Expedition der flüchtige Erbstatthalter wieder in den Besitz Hollands gesetzt und daß die russische Unterstützung den Oesterreichern in Italien entzogen, dafür aber in der Schweiz ein starkes russisches Heer unter Suworow aufgestellt werden sollte.

Natürlich erfuhr Thugut in Wien auf Umwegen bald genug von diesem Abkommen. Franz Maria Thugut, 1734 in Linz geboren, war der Sohn eines Schiffers. Durch große Geschäftsgewandtheit brachte er sich empor. Was ihn seinem kaiserlichen Herrn empfahl, war der gleiche Unglaube an edlere und höhere Motive, die gleiche Abneigung gegen jeden geistigen und sittlichen Aufschwung; in geheimer Polizei sah er das beste Mittel, die Völker zu regieren. In der Politik erfüllte ihn gegen alle geraden und ehrlichen Wege die größte Abneigung; sein Ziel war immer Erwerb von Land und Leuten, seine Hauptfurcht, Preußen zu erhöhter Macht aufsteigen zu sehen. Daher war in dem ersten Theile jenes Abkommens ihm nichts so widerwärtig, als daß in Aussicht genommen war, Preußen zur Mitwirkung einzuladen, der Konzentrirung der russischen Streitkräfte in der Schweiz stimmte er jedoch völlig bei, da er nun in Italien um so größeren Gewinn machen zu können hoffen durfte, und überdies die Armee des Erzherzogs Karl verfügbar wurde, um durch neue Erfolge gegen die französische Rheinarmee Oesterreich in den Augen des Deutschen Reiches über Preußen weit zu erheben. Mit der höchsten Genugthuung aber erfüllte es ihn, daß Preußen trotz aller Anerbietungen unverändert in seiner Neutralität beharrte.

Die Expedition gegen Holland. Die Nachricht, daß eine Landung der Verbündeten in Holland bevorstände, erregte bei den Holländern, die längst der aussaugenden Willkürherrschaft der Franzosen müde waren, unverhohlene Freude, bei General Brune aber, dem Befehlshaber der batavischen Armee, schwere Sorge. Er vertheilte seine theils französischen, theils batavischen Truppen in mehreren Corps an der Küste; den General Daendels sandte er mit 10,000 Mann nach Nordholland, während die holländische Flotte in dem Marsdiep, der schmalen Meerenge zwischen der Insel Texel und dem Festlande, unter Admiral Story stationirt wurde.

Am 27. August 1799 erschien das erste englische Landungscorps an der Küste; vergeblich suchte Daendels die Ausschiffung zu hemmen. Die Engländer drängten ihn nach Süden und bedrohten durch Schanzen vom Lande her sogar die holländische Flotte. Einige Tage danach fuhren dann die englischen Schiffe, oranische Flaggen am Mast, in das Marsdiep ein und forderten Story auf, sich zu ergeben. Mit Unwillen wies dieser die Aufforderung zurück; da brachen aber die holländischen Matrosen, als sie die oranischen Farben erblickten, in einmüthigem Aufstande los und überlieferten sich und ihre Flotte, 10 Linienschiffe und 12 Fregatten, dem englischen Anführer. Aber die Engländer, so wenig lag ihnen an der Wiederherstellung Oraniens, setzten die loyalen Matrosen ans Land, bemannten die Schiffe mit englischen Seeleuten und sandten sie als gute Beute nach England. Von dem Augenblicke an hatten sie das Vertrauen der Holländer verloren und erfuhren nunmehr von ihnen nicht die geringste Unterstützung.

Am 18. September langten auch, zum Theil auf englischen Schiffen, die russischen Regimenter an, so daß nunmehr 18,000 Engländer und 15,000 Russen Brune entgegenstanden. Es war kaltes und regnerisches Herbstwetter. Der Herzog von York, der Anführer der Verbündeten, beschloß daher, um seine Truppen vor Krankheiten zu bewahren, ohne Verzug mit den kriegerischen Operationen zu beginnen. Gleich für den folgenden Morgen befahl er den Angriff auf Brune, der mit dem größten Theile seiner Macht bei Bergen stand. Noch vor

dem ersten Morgengrauen brachen die Russen auf; allein der Marsch im tiefen Dünensande löste bald ihre Reihen. In ungeordneten Haufen langten sie vor Bergen an. Brune griff sie mit überlegener Macht gleichzeitig von vorn und von beiden Seiten an, so daß sie schon zu hastiger Flucht zurückgetrieben waren, als die Engländer eben erst zum Vormarsche antraten.

Dieser Mißerfolg hielt die Holländer von einer Volkserhebung völlig zurück. Um so mehr eilte York, ihn gut zu machen. Am 2. Oktober, um 6 Uhr Morgens, unternahm er einen neuen Angriff, jetzt mit seiner ganzen Macht, gegen Brune, die Russen im Centrum, die Engländer auf beiden Flügeln. Der Marsch führte durch überschwemmte Wiesen, zwischen denen schmale Dämme die Wege bildeten, vorwärts, so daß der Feind nur langsam und unter vielen Opfern zurückgedrängt wurde. Nur der rechte Flügel York's, der über die Dünen marschirt war, kam rascher vorwärts und vermochte Brune's Aufstellung zu überflügeln.



Die Teufelsbrücke auf der Gotthardstraße in früherer Gestalt.

Nur zurückgedrängt war Brune, nirgends gründlich besiegt: unbelästigt zog er sich zwei Meilen näher an Amsterdam nach Bakum zurück. Auch auf diese neue Stellung versuchten die Russen einen Sturm; unwiderstehlich drangen sie tief in die französische Aufstellung ein, waren aber von der Uebermacht vernichtet, bevor die Engländer ihnen zu Hülfe kamen.

Unter diesen Umständen ging York wieder nordwärts zurück. Der Kriegsrath beschloß, bei der großen Zahl der Verwundeten und Kranken und bei der Schwierigkeit der Verproviantirung Brune einen Waffenstillstand anzubieten, um unter dessen Schutze das ganze Heer wieder nach England einzuschiffen. Brune ging darauf ein: noch im Oktober hatte der letzte Soldat der verbündeten Armee den Boden Hollands verlassen.

Suworow's Uebergang über den St. Gotthard. Unterdessen war Suworow in Asti der Befehl zugegangen, sich in der Schweiz mit der zweiten russischen Armee unter Rimski-Korssakow, welche bestimmt war, den Erzherzog Karl dort abzulösen, zu vereinigen. Der alte

Held murrte, daß damit ganz Italien dem österreichischen Eigennutze preisgegeben würde: aber da schon der Erzherzog Karl mit dem größten Theile seines Heeres nach dem Rheine abgezogen war, so daß nur noch die Corps von Hotze und Lincken zur Unterstützung Korssakow's in der Schweiz standen, so wäre die Schweiz sicherlich für die Verbündeten verloren gewesen, wenn er nicht ohne viel Säumen dem Befehle nachkam. So entwarf er denn den Plan, seinen Anmarsch so einzurichten, daß von den verbündeten Truppen Massena auf dem Albis völlig umklammert und erdrückt würde: Korssakow sollte die Limmat überschreiten, Lincken und Hotze zwischen dem Zuger und Züricher See vordringen; er selbst wollte dann von Süden den Ring schließen. Zu dem Ende wählte er den kürzesten, wenn auch schwierigsten Weg, den Saumpfad über den St. Gotthard, unbekümmert darum, daß die Franzosen unter dem gebirgskundigen Lecourbe ihn besetzt hatten, daß der Pfad die Mitnahme von Geschütz unmöglich machte und die allergrößten Terrainschwierigkeiten bot, zumal die Jahreszeit schon bedenklich weit vorgeschritten war.

Die Straße, welche — damals ein schmaler und höchst schwieriger Saumpfad — über den mächtigen Gebirgsstock des St. Gotthard nach Italien hinüberführt, hebt bei Flüelen bei der Einmündung der Reuß in den Vierwaldstätter See an. In mäßiger Ansteigung steigt sie über Altdorf, Amsteg und Wasen im Thal der Reuß empor; von Göschenen an wird sie steiler und schwieriger; bald sucht sie sich den Raum hoch über dem brausenden Flusse an der rechten, bald an der linken Felsböschung, bis der verwegen geschwungene Bogen der Teufelsbrücke in schwindelnder Höhe über die schäumende Reuß auf das rechte Ufer zurückführt; nun dringt sie in der Felsgalerie des Urner Loches empor, aus welcher der Wanderer plötzlich in die Wiesen des Hochthales von Andermatt hinaustritt. Hier zweigt sich nach Osten über die Oberalp und Tavetsch der Pfad zum Thale des Vorderrheins ab, während bald hinter Andermatt bei Hospenthal die Furkastraße in das Rhonethal hinüberführt. Die Gotthardstraße aber steigt südwärts an der Thalwand der Reuß in langsamem Anstieg zu der breiten Einsattelung des St. Gotthard empor, auf der für die ermatteten Wanderer Kapuzinermönche ihr Hospiz offen halten. An der Südseite führt der Weg sehr steil in zahllosen Windungen in dem Val Tremola hinab, welches nicht weit vor Airolo in das Thal des mächtig rauschenden Tessin ausmündet.

Noch über Airolo hinaus bis zum großen Zollhause am Tessin hatte Lecourbe seine Vorposten vorgeschoben, während Suworow mit seinen 20,000 Russen im Thale des Tessin aufwärts marschirte. Der Regen fiel in Strömen, ein eisiger Wind fuhr von den schneebedeckten Bergspitzen das Thal hinab, die Straße war steinig und schlüpfrig. Am Abend des 23. September 1799 war endlich das Zollhaus erreicht: die Franzosen wichen schnell bis zum Eingange des Val Tremola zurück. Von Bellinzona schon hatte Suworow das Corps des Generals Rosenberg über den Lukmanier-Paß in das Thal des Vorderrheins gesandt, um von dort über Tavetsch den Franzosen in die Flanke zu fallen. Jetzt mußte Bagration mit kühner Schar die steilen Felsen zur Rechten erklettern, um den Franzosen im Val Tremola den Rückweg zu verlegen. Gegen Mittag des 24. September war Suworow selbst am Eingange dieses Thales angelangt; hinter Felsvorsprüngen und Steinblöcken hervor empfingen die Franzosen die anrückenden Russen mit mörderischem Gewehrfeuer. Es schien unmöglich, den schmalen Zugang des Thales zu gewinnen; selbst die alten Grenadiere konnten sich nicht entschließen, auf den unsichtbaren Feind loszugehen. Da ließ der greise Held eine Grube ausschaufeln und rief ihnen zu, das sei sein Grab, wenn sie, seine Kinder, zurückwichen. Voll grimmiger Kampfbegierde rückten sie jetzt mit gefälltem Bajonnet vor und stachen hinter den Felsecken von Franzosen nieder, was sich nicht schleunigst das Thal hinauf rettete. Allein bei der nächsten Biegung des Weges setzten sich die Franzosen wieder fest: wieder krachten die Salven, bis die Russen, an der Felswand emporklimmend, die Biegung abschnitten und ihnen in die Seite fielen. So ging es fort unter ununterbrochenen Gefechten, immer weiter das Thal hinauf: endlich um 4 Uhr war das Hospiz erreicht. Da stieg Bagration von der Höhe herab und zwang Lecourbe, schleunigst weiter die Reuß hinab zu entweichen. Die Kapuziner bewirtheten den Feldmarschall zweier Kaiser mit Kartoffelbrei und Erbsen: das war Alles, was sie hatten.

Nach kurzer Rast ging es wieder hinter den Franzosen her, die von Neuem vor Hospenthal sich festgesetzt hatten und den Russen den Weg verlegten. Schon senkte sich trüb der Abend herab, als Flintenschüsse im Rücken der Franzosen fielen. Es war Rosenberg, welcher die ihm entgegenstehenden Franzosen über die Oberalp vor sich hertrieb und beim Einbruch der Nacht mit Sturm das Dorf Andermatt einnahm. Lecourbe war zwischen zwei Feuer gerathen.



Sieg der Franzosen bei Zürich. Zeichnung von F. Lix. (Zu S. 288.)

Unter dem Schutze der Nacht zog er sich seitwärts auf den Furkapaß zu aus der Gefahr. Ganz erschöpft und ausgehungert trafen Suworow's wackere Bataillone in Andermatt ein. Die Kosakenpferde mit dem Proviant waren weit zurück; in Andermatt hatten die Franzosen aufgezehrt, was es von Lebensmitteln dort gegeben hatte. So kochten sich denn die Russen ihr Mahl, wie es eben anging. Gedörrte Thierfelle wurden gebraten, und ein Block Seife, der sich in einer Vorrathskammer vorfand, mit großer Befriedigung bis auf die letzte Krume verzehrt.

Der Marsch durch den Furkapaß hätte das ganze Reußthal in die Hand Suworow's gegeben. Das war jedoch nicht die Meinung Lecourbe's. Von der Nacht gedeckt, kletterte er mit seinen Scharen an der steilen Wand des Petzberges hinauf und gelangte unter den allergrößten Schwierigkeiten so wieder in das Reußthal hinab. Mit dem größten Theil seiner Bataillone marschirte er nun schleunigst nach Flüelen zu, um die dort ankernden Schiffe vor den Russen zu sichern: nur zwei Bataillone ließ er zur Vertheidigung des Urner Loches zurück. Sie leisteten den Russen, als diese am Morgen vorrückten, so erfolgreichen Widerstand, daß sie erst wichen, als eine russische Schar, an einzelne Zacken der Felswand sich anklammernd, in das Thal der Reuß hinabstieg und so den Vertheidigern der Felsengalerie in den Rücken kam. Aber schon an der Teufelsbrücke faßten sie von Neuem festen Fuß. Wieder kletterten die Russen in das Flußthal hinunter, durchwateten, bis an den Gürtel im Wasser, den reißenden Fluß und klimmten im Rücken der Franzosen wieder empor. Da zerstörten diese einen Theil der Brücke und zogen sich dann in guter Ordnung weiter thalabwärts. Aus Baumstämmen, die mit dem Lederzeug der Mannschaft und mit den Schärpen der Offiziere zusammengebunden wurden, stellten die Russen rasch die Brücke wieder her und setzten dann den abziehenden Franzosen nach. Bei Wasen ereilte sie der Abend. Am folgenden Tage aber erreichten sie bei Amsteg Lecourbe, der vor ihnen bis an den Vierwaldstätter See zurückwich, wo er sich, nachdem er alle Schiffe mit sich genommen, bei Seedorf verschanzte, während Suworow am rechten Ufer der Reuß in Altdorf und Flüelen sich einquartierte. Der See war erreicht: wie aber jetzt ohne Schiffe hinüberkommen?

Suworow's Bedrängniß. Korssakow hatte von Suworow Befehl erhalten, am 26. September zum Angriff gegen Massena vorzugehen, Hotze und Lincken aber waren nach Schwyz beschieden, wo Suworow sich mit ihnen zu gemeinsamen Operationen gegen die Franzosen zu vereinigen gedachte. Nach Schwyz zu kommen war also die nächste Aufgabe der russischen Hauptarmee. Zu Schiffe hätte man die zwei Meilen Entfernung rasch zurückgelegt; zu Lande aber durch das Schächenthal über Glarus würde der Marsch drei Tage erfordert haben. Suworow entschloß sich daher, geradenwegs über den Roßstock auf Schwyz zu marschiren.

Ueber die mächtige Höhe des schneebedeckten Roßstock führte nur ein schmaler Saumpfad, den selbst Gemsjäger in dieser späten Jahreszeit nicht mehr für passirbar hielten. Dennoch befahl Suworow den Marsch. Bagration begann mit dem Vortrabe am Morgen des 27. September emporzuklimmen. Auf dem schmalen Absatze einer tief abstürzenden Felswand führte der Pfad empor; oft glitt der Fuß auf dem nassen Schiefer aus oder der Boden zerbröckelte unter dem Tritte: jeder falsche Schritt zog den tödlichen Sturz in die Tiefe nach sich. Schwere Regenwolken hüllten den Berg ein, während mühsam Mann für Mann die unabsehbare Reihe der Krieger an der Felswand emporstieg. In der Höhe wieder lag weicher Schnee, in welchen die Erschöpften bis über das Knie einsanken. Zahlreiche waren in die Tiefe gestürzt, Zahlreiche sanken bis auf den Tod ermattet im Schnee nieder. Es wurde Nachmittag, bevor die Kammhöhe des Berges erreicht war, und spät Abends erst langte Bagration drüben im Muottathal an. Noch war der ganze Bergpfad mit der endlosen Reihe der Soldaten bedeckt, ja die letzten Bataillone mit dem ganzen Troß standen noch unbeweglich in Altdorf, während schon wieder der rastlose Lecourbe gegen den Nachtrab andrängte. Es war klar, daß mehrere Tage vergehen würden, bis das ganze russische Heer im Muottathal wieder beisammen sein würde.

Die Nachrichten, welche Suworow im Muottathal empfangen, ließen seine Lage noch schwieriger erscheinen. Auf die Kunde vom Anmarsch Suworow's hatte Massena mit großer Uebermacht sich auf Korssakow geworfen. Mit 17,000 Mann griff er am 25. September Korssakow an, während er 15,000 Mann unter Oudinot ihm in den Rücken schickte. Die Russen wurden aufs Haupt geschlagen und zu schleunigem Rückzuge in die Stadt Zürich hineingezwungen. General Sacken rieth, sich in der Stadt wenigstens noch so lange zu halten, bis Suworow zum Entsatze erschiene; aber Korssakow befahl für den nächsten Morgen den weiteren Rückzug. Auf die abziehenden Kolonnen warf sich Oudinot von der Seite, trieb sie in wirrer Flucht aus einander und nahm ihnen außer 5000 Gefangenen den größten Theil ihrer

Geschütze und Munition weg. Damit war Korssakow zu weiteren kriegerischen Unternehmungen fürs Erste unfähig gemacht. Nicht viel besser war es in denselben Tagen den österreichischen Corps gegangen: Hotze war gefallen, seine Armee war durch Soult über St. Gallen auf das rechte Ufer des Rheins getrieben worden; Lincken war zwar bis Glarus vorgedrungen, aber vor den Franzosen über den Panixer Paß auch wieder bis in das Rheinthal zurückgegangen.

Diese Nachrichten versetzten den alten Suworow in eine grimmige Wuth gegen die verhaßten Oesterreicher, die allein an der Bedrängniß, in der er sich befand, schuld wären.



Rast der russischen Krieger beim Zuge über die Alpen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Er berief alle seine Generale zu einem Kriegsrath, auch den Großfürsten Konstantin, Kaiser Paul's zweiten Sohn, der schon seit Italien an dem Feldzuge Theil nahm, lud er dazu ein. Nur Auffenberg, der Anführer des österreichischen Hülfscorps, wurde nicht zugezogen. Der greise Feldmarschall war in der größten Aufregung; in leidenschaftlichen Worten erging er sich über die Treulosigkeit, die ränkevolle Politik des Wiener Hofes. „Jetzt sind wir ringsum eingeschlossen“, rief er aus. „Zurückzugehen ist schimpflich, vorzugehen auf Schwyz ist unmöglich; wir stehen am Rande des Verderbens. Es bleibt uns nur die Hoffnung auf den allmächtigen Gott und die Tapferkeit der Truppen.“ Dann erhob er vor innerer Bewegung die Stimme: „Wir sind Russen. Gott mit uns! Rettet die Ehre Rußlands und seines Zaren, rettet den

Sohn unsers Kaisers!" Damit warf er sich dem Großfürsten zu Füßen; ein Thränenstrom entquoll seinen Augen. Alle waren tief ergriffen; nach einer Weile nahm Derselben das Wort, um für die unerschütterliche Hingebung der Truppen sich zu verbürgen. „Ja", rief Suworow aus, „wir sind Russen; mit Gottes Hülfe werden wir Alles überwinden."

Die Ansicht des Großfürsten Konstantin gab in dem Kriegsrathe den Ausschlag; es wurde beschlossen, nicht nach Schwyz, sondern über den Pragel nach Glarus zu marschiren. Am 30. September erstieg Bagration die Höhe, vertrieb die Franzosen und machte den Weg für das russische Heer frei: langsam zog es hinüber, den ganzen Troß in der Mitte. Rosenberg hatte mit einigen Regimentern den Zug im Rücken zu decken und zugleich die letzten Bataillone aufzunehmen, welche immer noch in langer Reihe über den Roßstock herabkamen. Auf ihn warf sich von Schwyz her Massena; allein mit dem Bajonnet jagten ihn die Russen von dannen, bis in die ersten Häuser von Schwyz vordringend, dann aber schwenkten sie ab und zogen auch zu der Höhe des Pragel empor, durch frisch gefallenen Schnee in dichten Nebelwolken vorwärtsstrebend. Am 4. Oktober war die russische Armee in Glarus wieder beisammen.

Rußlands Austritt aus der Koalition. Nur wenige Meilen war jetzt das russische Heer von den österreichischen Corps noch getrennt. Suworow's Generalstabschef rieth auf das Dringendste, ihnen zu gemeinsamem Vorgehen die Hand zu reichen. In dem greisen Feldmarschall erwachte die Kampfeslust wieder, hatten doch seine Russen unter seiner Führung bisher allenthalben den Sieg errungen. Aber alle Generale waren im Kriegsrathe anderer Meinung; sie wollten dem weiteren Kampfe lieber ausweichen, als ihn aufsuchen. Der Großfürst stimmte ihnen bei, so daß der Beschluß gefaßt wurde, sich über den Panixer Paß in das Rheinthal zurückzuziehen. Am 6. Oktober wurde daher schon um zwei Uhr Morgens der Marsch zu der Höhe angetreten.

Der Panixer Paß, zu allen Zeiten schwierig, war damals durch andauernde Regengüsse fast ungangbar geworden. Die Höhe bedeckte zwei Fuß tiefer Schnee, fest gefroren und glatt, so daß der Marsch darüber hin nicht nur sehr beschwerlich, sondern auch höchst gefahrvoll war. Gegen Abend trat zudem Sturm und Gewitter ein; das Heer mußte ohne Nahrung und Feuerung, durchnäßt und durchgefroren, die Nacht auf der Höhe zubringen. Hunderte von Soldaten waren schon während des Marsches, auf dem eisigen Pfade ausgleitend, in die Abgründe gestürzt; andere Hunderte erfroren jetzt in der Nacht. Der größte Theil der Pferde ging dabei zu Grunde; auch die letzten Berggeschütze mußten zurückgelassen werden. Erst am folgenden Abeude erreichte man Ilanz und andern Tages Chur. Wol zählte die Armee noch 15,000 kampffähige Soldaten, aber sie waren erschöpft, zerlumpt, ohne Gepäck, ohne Munition, ohne Geschütze. Nach zwei Rasttagen zog sie daher weiter nach Feldkirch, wo sie sich wieder mit Feldartillerie, die durch Tirol kam, versehen konnte. Mit wahrhaft großartiger Standhaftigkeit und Tapferkeit hatten die Söhne des russischen Flachlandes Gebirgswanderung und Gebirgskrieg in Gegenden überstanden, in welche noch niemals ein Kriegsheer vorgedrungen war, aber gewonnen hatten sie damit nichts. Jetzt, wo der Erzherzog Karl, der nach der Meinung seines kaiserlichen Bruders den Anmarsch Suworow's noch in der Schweiz hatte abwarten sollen, vom Rheine bis nach Donaueschingen sein Hauptquartier zurückverlegend, den greisen Helden zu einer Besprechung über ein gemeinsames Vorgehen gegen Massena einlud, regte sich in Suworow die alte Abneigung gegen Oesterreich und seinen Hofkriegsrath wieder: er lehnte Alles ab. Und bei den Soldaten erhob sich gar, als die Pläne des Erzherzogs ihnen bekannt wurden, ein Sturm des Schreckens und der Entrüstung. Gemeine wie Offiziere, der Großfürst Konstantin voran, erklärten einstimmig, daß in allen russischen Herzen nur der eine Wunsch auf sofortige Rückkehr in die geliebte Heimat lebe. Von einem Kampfe für das verrätherische Oesterreich wollte Keiner etwas wissen. So beschloß denn auch der Kriegsrath auf Suworow's Antrag mit voller Einhelligkeit, daß die Armee auf dem rechten Ufer des Rheins stehen bleiben solle. Und der Großfürst erklärte geradezu Suworow für jeden Tropfen unnütz vergossenen Blutes verantwortlich. Es blieb nur noch die Entscheidung des Kaisers Paul über die Dinge abzuwarten.

Paul's Verdruß über Oesterreich kannte schon im September keine Grenzen mehr. Der hochmüthige Ton, mit welchem Thugut Paul's Vorschlag, durch einen Kongreß in St. Petersburg die schwebenden Streitfragen zu regeln, abgewiesen hatte, versetzte den Kaiser in die äußerste Wuth. Der Bericht Korssakow's, welcher nicht durch eigene Unfähigkeit, sondern lediglich durch die Unzuverlässigkeit der Oesterreicher die Schlacht bei Zürich verloren haben wollte, erhielt den Kaiser in seiner Gereiztheit; Suworow's stete Klagen und Beschwerden thaten das Uebrige. Am 22. Oktober hatte Paul seinen Entschluß gefaßt: er schrieb an Kaiser Franz, daß der übereilte Abmarsch des Erzherzogs Karl aus der Schweiz und Thugut's Hinterlist die russischen Truppen ins Verderben gestürzt hätten; er hebe also von diesem Augenblicke an jede Gemeinschaft mit Oesterreich auf, um nicht der schlechten Sache einen Triumph zu bereiten. Von diesem Schreiben erhielt Suworow eine Abschrift mit der Vollmacht, alle Anstalten zur Rückkehr zu treffen, wenn ihm die Herstellung des bourbonischen Königthums jetzt unthunlich erscheine. „Sie sollten einst", schloß Paul das Schreiben, „die Monarchie retten; retten Sie jetzt die russischen Krieger und die Ehre Ihres Kaisers!"

Suworow's Heimkehr. Im Dezember 1799 trat Suworow den Rückmarsch an. Mit den höchsten Ehrenbezeugungen wurde der heimkehrende Sieger auf Befehl des Kaisers allenthalben empfangen. Zum Gedächtniß der in Italien erfochtenen Siege erhob ihn der Kaiser zum Fürsten Italinski, konnte es sich aber doch nicht versagen, der stillen Abneigung, die er gegen den ruhmbekränzten Feldherrn fühlte, dadurch Ausdruck zu geben, daß er seinen Günstling, den Grafen Kutaissow, der mit Suworow gespannt stand, dem greisen Helden zum Empfange entgegensandte.

Bei der Erstürmung von Bender hatten vor Jahren russische Soldaten einen Türkenknaben gerettet und mitgenommen. Später war er Kammerdiener des Großfürsten Paul in Gatschina geworden, nach dessen Thronbesteigung aber zum Grafen Kutaissow ernannt und zu den höchsten Würden des Reiches erhoben worden. Alles beugte sich vor dem mächtigen Günstlinge, nur der derbe Eroberer von Bender nicht.

Als nun Kutaissow in goldstrahlender Hofuniform erschien, um den heimkehrenden Feldmarschall im Auftrage des Kaisers zubegrüßen, stellte sich Suworow, als wisse er sich gar nicht auf Kutaissow zu besinnen, und nöthigte diesen dadurch, ihm ins Gedächtniß zurückzurufen, unter welchen Verhältnissen sie sich früher gesehen hätten. Sogleich rief Suworow seinen eigenen Kammerdiener herbei. „Filka", sagte er zu dem nichts weniger als eleganten echten Russen, „an diesem besternten Herrn hier solltest du dir ein Beispiel nehmen; der ist auch Bedienter gewesen; da kannst du sehen, wohin man es bringen kann, wenn man sich nicht dem Trunke ergiebt, nicht nachlässig ist, sondern sich anständig aufführt und seinen Herrn ordentlich bedient."

Kutaissow vergaß diese Mahnrede nicht. Kaum waren die glänzenden Feierlichkeiten vorüber, mit welchen der Kaiser sein heimkehrendes Heer empfangen hatte, so machte er ihn darauf aufmerksam, daß einige Kleinigkeiten des Gamaschendienstes, die der Kaiser anbefohlen hatte, von Suworow in Italien vernachlässigt worden seien. Sofort entbrannte Kaiser Paul in hellem Zorn: Suworow wurde strengstens verboten, in St. Petersburg sich sehen zu lassen, und in den Straßen der Hauptstadt wurde durch Trommelschlag bekannt gemacht, daß der Feldmarschall Suworow-Italinski durch Nichtbeachtung kaiserlicher Befehle sich die Ungnade Sr. Majestät verdientermaßen zugezogen habe. Nicht gar lange danach, am 18. Mai 1800, ist der greise Held gestorben; nun ließ ihm der versöhnte Paul eine Statue errichten.

Die Lage in Frankreich. So waren die Verhältnisse des Krieges seit dem Juni für Frankreich auch ohne Bonaparte sehr viel günstiger geworden: Brune hatte die Landung in Holland vereitelt, Massena war Sieger in der Schweiz geblieben, Rußland war ganz aus der Koalition ausgeschieden. Um so ungünstiger aber war die innere Lage Frankreichs seitdem geworden. Das Direktorium hielt sich zwar noch, gefürchtet, solange seine Heere jenseit der Grenzen siegreich waren, gehaßt, weil es die Wünsche aller Parteien kreuzte, mißachtet, weil es weder Fähigkeit noch Eifer zur Befriedigung der allerersten Bedürfnisse des Landes zeigte. Und selbst zur Behauptung einer so kläglichen Existenz bedurfte es fort und fort

gewaltsamer Mittel. Als im Frühjahr des Jahres 1798 die Neuwahlen für die gesetzgebenden Räthe nicht nach dem Wunsche des Direktoriums ausgefallen waren, ließ es durch ein Gesetz vom 11. Mai 1798 (22. Floreal V) ohne Weiteres etwa 60 Wahlen für ungiltig erklären. Haussuchungen wurden angestellt, willkürliche Verhaftungen vorgenommen, Militärkommissionen eingesetzt, durch welche die Gegner der Regierung nicht wie in der Schreckenszeit guillotinirt, sondern erschossen wurden.

Allein trotz dieser Gewaltthätigkeiten verlor das Direktorium durch die Neuwahlen des nächsten Jahres doch wieder die Majorität sowol im Rathe der Alten wie in dem der Fünfhundert. Alle Anträge des Direktoriums wurden grundsätzlich von den Räthen zurückgewiesen, nicht die geringste Geldbewilligung ihm gewährt. Nur durch eine Umgestaltung des Direktoriums in seinen Mitgliedern ließ sich die Verfassung noch aufrecht erhalten. An Stelle des gesetzlich ausscheidenden Rewbell war Sieyes in das Direktorium gewählt worden: er nahm die Umgestaltung in seine Hand. Barras schloß sich ihm sofort an, Treilhard wurde wegen eines Formfehlers, der bei seiner Wahl vorgekommen war, abgesetzt, Merlin von Douay und Larevellière wurden am 18. Juni 1799 (30. Prairial VI) durch die Einsetzung einer Kommission mit Ausstoßung bedroht und dadurch zum „freiwilligen“ Rücktritt gezwungen. An die Stelle dieser Drei wurden die Advokaten Gohier und Roger Ducos und der General Moulins gewählt und damit Uebereinstimmung zwischen den Räthen und dem Direktorium hergestellt. Jedoch nur auf kurze Zeit. Denn bald genug zeigte es sich, daß Gohier und Moulins ihrer Gesinnung nach Jakobiner waren, auf welche der in der Reitbahn neu erstandene Jakobinerklub seine Hoffnungen setzte. Mit Sieyes dagegen hielt es die Mehrheit in beiden Räthen: ihm neigten sich alle Diejenigen zu, welche eine Wiederkehr der Schreckenszeit fürchteten und wie er eine Aenderung der Verfassung durch Beschränkung der Wahlfreiheit und größere Konzentration der vollziehenden Gewalt wünschten. In ihm sahen daher die Verwandten und Freunde Bonaparte's Denjenigen, welcher ihrem Helden den Weg bereiten solle, Allen voran die Brüder Joseph und Lucian Bonaparte, nachdem sie vergebens versucht hatten, die Leitung des Reitbahnklubs in ihre Hand zu bekommen, Lucian, redegewandt und verwegen, damals Präsident, Joseph, reich und nicht ohne persönlichen Einfluß, Mitglied des Rathes der Fünfhundert. Auch Josephine suchte in anmuthigem Intriguenspiel ihrem Gemahl vorzuarbeiten: nur die neidische Hinterlist des Direktoriums, erklärte sie in vertrauten Kreisen, habe ihren Gatten nach Aegypten entfernt.

Die Provinzialbehörden, in die Hände unfähiger Subjekte gerathen und häufig Monate lang ohne Besoldung, waren wirkungslos; nicht selten stellten sie ganz ihre Thätigkeit ein; bei ihnen fand das Direktorium keinen Gehorsam, z. B. den eingeforderten Bericht über Kanalbauten sandten nach Jahresfrist von 93 Departements nur 10 ein. Im Süden des Reiches regten sich von Neuem die Royalisten, in der Bretagne erhoben sich die Chouans wieder. Das Geiselgesetz, das bei Unruhen alle Adeligen und alle Verwandten von Emigranten haftbar machte, erwies sich als wirkungslos; die verhaßte Salzsteuer (S. 22), die soviel zum Ausbruche der Revolution beigetragen hatte, aus Finanznoth von Neuem projektirt, erbitterte die Gemüther. Die neue Zwangsanleihe trieb Viele zur Verzweiflung. Eine allgemeine Verkehrsstockung entstand, kein Fabrikant erhielt eine Bestellung, die große Mehrzahl der Arbeiter wurde brotlos. Freiwillig leisteten in Lyon die Fabrikarbeiter Beiträge, um ihre Fabrikherren zur Wiederaufnahme der eingestellten Fabrikarbeit zu ermuthigen: mit lauten Worten drohten hier wie in Paris die Blusenmänner, die Jakobiner, die allein sie in all dies Elend gestürzt, mit Knütteln todtzuschlagen.

Mit Händen war es zu greifen, daß die Jahre des republikanischen Regiments Frankreich ruinirt hatten. In Lyon hatten vor der Revolution 9000 Webstühle gearbeitet, jetzt nur noch 4000; die Papierfabrikation der Charente war auf die Hälfte herabgesunken, die früher blühenden Tuchfabriken der Eure, die Leinenmanufakturen der Bretagne, die Spitzenklöppeleien der Normandie und von Valenciennes waren ganz eingegangen. Die Ausfuhr Marseille's, des Haupthafens am Mittelmeer, hatte vor der Revolution 80 Millionen Francs

betragen; jetzt belief sie sich auf drei. An den Küsten der Normandie und Bretagne war Schifffahrt und Fischfang auf die Hälfte des Ertrages gesunken; der dritte Theil der Einwohner ging jetzt dort betteln. In den Häfen lungerten zu Hunderten die Matrosen müßig herum. Die Häfen waren versandet, die Kanäle verfallen, die Flußufer versumpft, die Chausseen voller Löcher zum Halsbrechen. Buschklepper und Räuberbanden machten alle Wege unsicher: wurden sie gar einmal eingefangen, so weigerten sich die Zeugen aus Furcht, gegen sie auszusagen, die Geschworenen, das Schuldig auszusprechen, und, wurde doch eine Strafe verhängt, die Richter aus Angst vor den Genossen der Banditen, sie zu vollstrecken. Allerorten herrschten Hunger und Kummer, Verfall und Verödung, Unordnung und Verwirrung. Freiheit, Gleichheit, Patriotismus, die Schlagwörter der Revolution, hatten einen verhaßten Klang in den Ohren der Franzosen bekommen: sie verlangten nach einem Retter, der ihnen Sicherheit des Lebens, des Erwerbes, des Eigenthums, eine Schule für ihre Kinder, eine Kirche zum Troste des Gewissens zurückgäbe: was lag ihnen dafür an politischen Rechten! Und der Retter war nahe.



Rückkehr Bonaparte's nach Frankreich. Nach H. Vernet.

Bonaparte's Heimfahrt. Im Mittelmeere herrschen während des Sommers gewöhnlich Westwinde. So kam die kleine Flotille, welche den General Bonaparte nach Frankreich zurücktragen sollte, nur sehr langsam vorwärts. Das Geschwader hielt sich dicht an die afrikanische Küste, um sich den Blicken der auf hoher See kreuzenden Engländer zu entziehen. Würde es dennoch entdeckt, so war bestimmt, daß die beiden Fregatten den Kampf aufnehmen sollten, während der General mit seinen Begleitern versuchen wollte, auf einem der beiden kleinen Avisos zu entkommen. Endlich war das gefürchtete Kap Bon erreicht; in der Nacht, ohne Lichter, umsegelte es das Geschwader. Dann kreuzte es quer das Meer und fuhr an der Westküste Sardiniens entlang. Wochen waren darüber hingegangen. Endlich am 1. Oktober 1799 legten die Fregatten auf der Rhede von Ajaccio bei.

Tiefe Bewegung ergriff Bonaparte, als er so seine Vaterstadt wiedersah. Da stieß auch schon eine ganze Schar von Booten vom Lande ab: das Gerücht hatte sich verbreitet, daß

Bonaparte sich an Bord der Schiffe befände; staunend und jubelnd stürmten seine heißblütigen Landsleute herbei, um ihn zu begrüßen. Von Quarantäne, wie sie sonst allen Schiffen aus dem Orient auferlegt wurde, war keine Rede. Der Held mußte ans Land kommen, um alle Diejenigen zu begrüßen, die jetzt stolz darauf waren, ihn zu kennen oder gar mit ihm verwandt zu sein. Eine schlichte Frau aus dem Volke befand sich in einem der ihm entgegenkommenden Boote. „Caro figlio!“ rief sie dem Vielgefeierten zu, die Arme ihm entgegenbreitend. „Madre, madre!“ antwortete er ihr, sobald er sie bemerkte. Es war seine Amme.

Widrige Winde nöthigten ihn, einige Tage zu verweilen. Er verbrachte sie in Jugenderinnerungen, indem er seinen Begleitern nicht ohne einen gewissen Stolz die Weinberge und Häuser zeigte, die vordem seiner Familie gehört hatten.

Dann ging es der Küste Frankreichs zu. Eine Schaluppe mit den besten korsischen Ruderern wurde an Bord genommen, um auf ihr, falls die Engländer doch noch das Geschwader entdeckten, äußersten Falles entfliehen zu können. Fast wäre es dazu gekommen. Schon tauchte am Abend des 7. Oktober die Küste von Toulon auf, als westwärts acht englische Schiffe am Horizonte sich zeigten, vor der untergehenden Sonne deutlich erkennbar. Der bereits dunkle und nebelige Osthimmel barg die französischen Schiffe, doch wollte Admiral Gantheaume vorsichtig nach Korsika zurücksteuern. Allein Bonaparte ließ nur auf das schon nahe Frejus abdrehen — und entging so der drohenden Gefahr. Am nächsten Morgen waren die Engländer verschwunden; ungefährdet ließen die beiden Fregatten vor dem kleinen südfranzösischen Hafen die Anker fallen. Wie ein Lauffeuer flog an der Küste entlang die Kunde, daß Bonaparte da wäre. Man hatte ihn hier noch in besonders dankbarem Gedächtnisse; denn dies war die Küste, welche er vor wenigen Jahren erst so thatkräftig gegen die Engländer zu beschützen verstanden hatte, und die sich jetzt wieder durch die englische Flotte ganz besonders bedroht fühlte. Was an Fahrzeugen vorhanden war, ruderte zu den Fregatten hinaus; Hunderte und aber Hunderte von Menschen drängten sich in betäubendem Jubel um und auf die Schiffe. Bewillkommnend, weinend, dankend umringten mit der ganzen Lebhaftigkeit von Südländern die Bewohner des Städtchens den Heimkehrenden; Niemand dachte daran, ihm Quarantäne aufzulegen: in ihm sahen sie den Retter aus aller Noth. Doch was er in Ajaccio über die Lage Frankreichs gehört hatte, was man ihm hier bestätigte, drängte ihn zur Eile. Noch an demselben Tage warf er sich in einen Wagen und eilte nach Paris von dannen. Denn die Erkenntniß stand über Alles in ihm fest, daß jetzt seine Zeit gekommen.

Ein Triumphzug sondergleichen war die Fahrt des heimkehrenden Helden durch Frankreich; an allen Orten drängten sich Bürger und Bauern und Soldaten um den Wagen, nur um den General zu sehen, zu grüßen, seine Hand zu berühren; oft mußte der Wagen halten vor dem dichten Gewühl der zujauchzenden Menschenmassen. In Lyon waren am Abend seiner Ankunft alle Fenster festlich erleuchtet; gar nicht enden wollte der begeisterte Beifall, als Bonaparte im Theater erschien. Nach Paris flog die Kunde seiner Ankunft ihm voraus. Eben erst war die Nachricht seines Sieges bei Abukir dort angelangt und in den beiden Räthen mit Händeklatschen aufgenommen worden. Jetzt brachte der Moniteur einen ausführlichen Bericht über die Heldenthaten des französischen Heeres in Syrien; und am 12. Oktober kündigte eine Botschaft des Direktoriums dem Rathe der Fünfhundert die Rückkehr Bonaparte's an: ein großer Haufe Volkes mit einem Musikcorps an der Spitze hatte sich in den Saal gedrängt. So wie der Name Bonaparte ausgesprochen war, brauste ein tausendstimmiges Lebehoch durch den Saal, die Musik fiel ein, draußen donnerten die Kanonen dazu ihren Bewillkommnungsgruß. Es galt nicht blos dem ruhmbekränzten Sieger, den der Märchenglanz des Orients umstrahlte, es galt noch viel mehr dem Retter, der Frankreich aus der inneren Rathlosigkeit und Zerrüttung erlösen sollte. Daß er mit fester Hand die Herrschaft über Frankreich an sich nehme, war der Wunsch, der alle Herzen bewegte. Und dazu war er entschlossen!

Zurüstungen zu dem Staatsstreiche. Natürlich die augenblicklichen Machthaber theilten diesen Wunsch mit nichten: mit ihrem Widerstande hatte Bonaparte zu rechnen. Allein er war entschieden, auch gegen ihren Willen die Direktorialverfassung über den Haufen zu werfen.



General Bonaparte. Zeichnung von E. Ronjat.

Sein kleines Haus in der Siegesstraße wurde nicht leer von Besuchern aller Parteien. Nur die Jakobiner hielten sich fern, die Vertreter der revolutionären Ideen: er hätte auch ihnen sich nicht zuwenden können, wenn er nicht mit einem Schlage seine ungeheure Popularität bei der Menge des Volkes einbüßen wollte. Generale und Minister, Abgeordnete und Schriftsteller erschienen bei Bonaparte, um sich ihm zu empfehlen, um Genaueres über seine Pläne zu erfahren. Seine Brüder waren unablässig für ihn thätig, in den Kreisen der Abgeordneten ihm Anhänger zu werben, seine Begleiter thaten es unter den Offizieren, Berthier übernahm

den Generalstab, Lannes die Infanterie, Murat die Kavallerie, Marmont die Artillerie. Von allen Generalen, welche unter Bonaparte je gedient hatten, säumte Keiner bei ihm zu erscheinen, bis auf den einzigen Bernadotte, wiewol gerade dieser zu den Verwandten der Bonaparte's gehörte; er hatte die Schwägerin Joseph's, eine reiche Kaufmannstochter aus Marseille, geheirathet. Infolge des 30. Prairial war er Kriegsminister geworden, nach acht Wochen aber wegen seiner Beziehungen zu dem Jakobinerklub wieder entlassen, was er hauptsächlich den Umtrieben seiner beiden Schwäger Joseph und Lucian zuschrieb. Endlich jedoch ließ auch er sich bestimmen, in der Siegesstraße zu erscheinen, allein seine Besprechungen mit Bonaparte führten eher dazu, sie noch weiter zu trennen, als zu vereinigen. Bernadotte beharrte bei der Ansicht, daß die Republik einer Rettung durch Bonaparte keineswegs bedürfe.

Wichtiger indeß als der hartnäckige Gascogner war für Bonaparte Moreau, der für einen ausgezeichneten General galt und um der Selbstverleugnung seines Charakters willen allgemeine Achtung genoß. Bonaparte kannte ihn persönlich nicht, benutzte jedoch eine zufällige Begegnung in einer Gesellschaft, um ihm einen Besuch zu machen und ihm dabei einen mit Edelsteinen verzierten Damascener zu überreichen. Moreau, in seinem Herzen den Royalisten zugeneigt, sprach ihm seine Zustimmung zu dem beabsichtigten Umsturze der Direktorial-Verfassung aus, bedang sich jedoch aus, zu keiner Berathung vorher zugezogen zu werden. General Lefebre, der Kommandant von Paris, stellte sich Bonaparte gern zur Verfügung; und auf die in Paris anwesenden Truppen, von denen früher ein großer Theil zur italienischen Armee gehört hatte, konnte sich Bonaparte mit Sicherheit verlassen.

Von der größten Wichtigkeit war, daß die große Mehrheit des Rathes der Alten mit Bonaparte einverstanden war in der Ueberzeugung, daß eine fünfköpfige, zwiespältige Regierung, ohne Einfluß auf die Gesetzgebung und gestützt auf größtentheils unbrauchbare und unwürdige Provinzialbeamte nichts tauge. Auch im Rathe der Fünfhundert gab es wenigstens sehr zahlreiche Abgeordnete, denen es mit dem Streben nach einer vernünftigen Staatsordnung wirklich Ernst war. Die Polizei bot Bonaparte sogar freiwillig ihre Dienste an. Ihr Leiter war Fouché, früher einer der gefürchtetsten Schreckensmänner, der entsetzlich gegen die unterworfenen Rebellenstädte als Kommissar des Konvents gewüthet hatte. Von daher kannte Barras die ungewöhnliche Verwegenheit und Verschlagenheit des Menschen und hatte ihn unlängst mit der Leitung der Polizei betraut. Jetzt aber ließ Fouché ohne Bedenken seinen alten Gönner im Stiche und wandte sich dem neu aufgehenden Gestirn zu.

Talleyrand dagegen, der durch den 30. Prairial das Ministerium des Aeußern verloren hatte, sah in Bonaparte die einzige Hoffnung, wieder emporzukommen. Daher hatte er sich beeilt, sich offen ihm anzuschließen. Frau von Staël, welche es liebte, eine politische Rolle zu spielen, drang in ihn, bei dieser Gewitterschwüle sich vielmehr inniger mit Barras und der Mehrheit des Direktoriums zu verbinden. „Giebt es denn noch ein Direktorium?“ fragte Talleyrand kühl zurück. „Was wollen Sie damit sagen?“ unterbrach ihn Frau von Staël erregt. „Ist denn Frankreich ohne Regierung?“ „Ich sehe“, versetzte Talleyrand gleichmüthig, „fünf Herren, welche auf Kosten der Republik wohnen, speisen, sich wärmen, sich kleiden und rasiren lassen und im Luxembourg in stattlichem Kostüme herumstolziren; aber dort die Regierung zu finden, bin ich nicht im Stande. Wissen Sie, wo sie sich jetzt befindet, Madame? In der Siegesstraße!“

Unter den Direktoren war wirklich der einzig Bedeutende Sieyes, der aber jetzt sich von Bonaparte zurückhielt. Gohier dagegen fühlte sich sehr geschmeichelt, daß der gefeierte Feldherr ihm zuerst einen Besuch machte. Arglos lud er ihn einige Tage danach zusammen mit Sieyes zu sich zu Tische. Allein Bonaparte richtete während des Diners kein einziges Wort an ihn und that, als sähe er Sieyes gar nicht. Wüthend darüber, wandte sich Sieyes beim Weggehen an den betroffenen Wirth: „Haben Sie“, fragte er ihn in sichtlicher Aufregung, „das Betragen dieses kleinen Unverschämten bemerkt gegen das Mitglied einer Behörde, die ihn als Deserteur hätte erschießen lassen sollen?“ Und nicht genug damit kam Bonaparte nach einigen Tagen zu dem harmlosen Gohier und fragte ihn nach seiner Meinung, ob er sich

an Stelle von Sieyes, obgleich ihm noch fast 10 Jahre an dem vorgeschriebenen Alter von 40 Jahren fehlten, in das Direktorium solle wählen lassen. Das wirkte: Sieyes, der natürlich sofort von diesem angeblichen Plane erfuhr, fühlte sich bedroht und kam jetzt zu einer Verständigung Bonaparte soweit entgegen, wie dieser es nur wünschte.

Am Abend des 30. Oktober machte Bonaparte auch Barras, seinem früheren Gönner, einen Besuch. Barras' Wunsch war, in dem Kampfe, den auch er kommen sah, neutral zu bleiben, denn er wußte zu wohl, daß er nicht den geringsten Einfluß mehr besaß. Von ihm begab sich Bonaparte in den andern Flügel des Luxembourg, wo Sieyes wohnte. In langer Besprechung kamen sie zu dem Beschlusse, binnen acht Tagen den entscheidenden Schlag zu führen. Aber wie sollte es geschehen?

Am 6. November fand ein großes Festmahl Bonaparte und Moreau zu Ehren statt, an welchem fast sämmtliche Mitglieder der beiden Räthe Theil nahmen. Allein die Stimmung war beklommen; das Gefühl der herannahenden Staatsumwälzung lastete auf der ganzen Versammlung; Niemand wußte, ob er zwischen Freunden oder Gegnern saß. Bonaparte brachte einen Toast aus auf die Versöhnung aller Franzosen, aber doch zeigte er sich so mißtrauisch, daß er nichts genoß als etwas Weißbrot und Wein, was seine Adjutanten für ihn mitgebracht hatten. Sobald nur die offiziellen Trinksprüche vorüber waren, verließ er mit Moreau die Versammlung. Er ging direkt zu Sieyes, die Maßregeln mit ihm noch ein letztes Mal zu erwägen, durch welche, unter möglichster Beobachtung der gesetzlichen Formen, sie das Ziel erreichen wollten, über das sie längst einig waren: die Räthe zu einem Gesetz zu bestimmen, welches das Direktorium auflöse, sie selbst nebst dem allezeit gefügigen Roger Ducos mit der provisorischen Regierung betraue und eine Kommission mit dem Entwurfe einer verbesserten Verfassung beauftrage.

Die Verlegung der Räthe nach St. Cloud. Sie kamen leicht dahin überein, unter dem Vorgeben die Republik zu retten, die Verlegung der beiden Räthe nach St. Cloud ins Werk zu setzen. Denn hier, eine Meile von der Hauptstadt entfernt, konnten die Räthe leicht mit Waffengewalt eingeschüchtert, im Nothfalle aus einander gesprengt werden, ohne daß sofort ein Volksaufstand zu fürchten war. Sieyes schlug vor, zu aller Sicherheit etwa 40 der hitzigsten Jakobiner unter den Mitgliedern zumal des Rathes der Fünfhundert verhaften zu lassen; aber Bonaparte meinte, es würde ausreichend sein, wenn er seinen alten Waffengefährten Serrurier nach St. Cloud mit einigen Regimentern hinübersende. Denn die Abrede war, daß er selbst vorher zum Befehlshaber von Paris ernannt werden sollte.

Der Präsident Lemercier und die einflußreichsten Mitglieder des Rathes der Alten waren mit diesen Maßnahmen durchaus einverstanden. Auf den Morgen des 9. November 1799 (18. Brumaire VIII) wurde daher eine Sitzung des Rathes der Alten einberufen. Doch waren die Einrichtungen so getroffen, daß die Einladungskarten in die Hände der jakobinisch gesinnten Mitglieder erst drei Stunden zu spät gelangen konnten. Denn unter den Jakobinern zeigten sich, wiewol ihr Klub aufgelöst worden war, Anzeichen einer geheimen Thätigkeit, die nicht unbedenklich erschienen. Sobald nun eine beschlußfähige Anzahl von Abgeordneten im Saale der Alten versammelt war, erhob sich Regnier und stellte, in Alles eingeweiht, den Antrag, Angesichts der drohenden Anschläge der Jakobiner die Sitzungen der beiden Gesetzgebenden Räthe, wie es das verfassungsmäßige Recht des Rathes der Alten war, aus Paris sofort nach St. Cloud zu verlegen und den General Bonaparte — was indeß über die Befugniß des Rathes der Alten hinausging — unter Ernennung zum Befehlshaber von Paris mit der Ausführung des Beschlusses zu beauftragen. Mit allen gegen eine einzige Stimme, die des Abgeordneten Montmayou, wurde der Antrag angenommen und das Dekret für Bonaparte unverzüglich ausgefertigt. Eine Stunde danach, um acht Uhr Morgens, hatte es der General schon in Händen.

Bonaparte hatte schon zu sechs Uhr früh seine Vertrauten sowie die Generale der Garnison zu sich bestellt, auch einige Regimenter antreten lassen. Auch Bernadotte hatte sich eingefunden, jedoch nicht in Uniform, um anzudeuten, daß er Befehle weder empfangen noch ertheilen wolle. Den Direktor Gohier hatte Bonaparte mit seiner Frau, um ihn sicher zu machen, daß nichts

Besonderes im Werke wäre, zu acht Uhr zum Frühstück zu sich eingeladen. Jedoch diesen machte die frühe Stunde stutzig; er sandte nur seine Frau, die, als sie das militärische Getümmel in dem Hause der Siegesstraße wahrnahm, sofort umkehrte, ihren Gatten zu warnen.

Kaum hatte nun Bonaparte das Dekret des Rathes der Alten in Händen, als er es den versammelten Offizieren vorlas; sie nahmen es mit begeistertem Zuruf auf: Alle stiegen zu Pferde und, begleitet von diesem glänzenden Gefolge, sprengte Bonaparte nach den Tuilerien, um dort dem Rathe der Alten den Eid auf die Verfassung zu leisten. „Bürger-Abgeordnete!“ sprach er zu dem versammelten Rathe, „die Republik ging zu Grunde; ihr habt es gewußt, euer Dekret hat dieselbe gerettet. Wehe Denen, die Unruhe oder Unordnung veranlassen: ich werde dieselben mit Hülfe des Generals Lefebre, des Generals Berthier und meiner übrigen Waffenbrüder verhaften. — — Eure Weisheit“, schloß er, „hat dies Dekret erlassen, unsere Arme werden es zur Ausführung bringen. Wir wollen eine Republik, gegründet auf wahre Freiheit, auf bürgerliche Freiheit, auf die Macht der Volksvertretung: wir werden sie haben! Ich schwöre es in meinem eigenen Namen und demjenigen meiner Waffengefährten!“ „Wir schwören es!“ riefen die Generale, die ihn begleiteten. Der Abgeordnete Garat machte darauf aufmerksam, daß das gar kein Eid auf die Verfassung wäre. Allein der Präsident Lemercier schnitt alle Erörterung mit der Erklärung ab, die Versammlung habe sich bereits vertagt.

Dem Rathe der Fünfhundert wurde kurzweg angezeigt, daß er sich am folgenden Tage um zwölf Uhr in St. Cloud zur Sitzung zu versammeln habe. Jeder fragte erstaunt nach dem Grunde; jedoch Lucian schloß als Präsident sofort die Verhandlung.

Die Auflösung des Direktoriums. Bonaparte hatte jetzt die Gewalt in Händen; sein Hauptquartier nahm er in den Tuilerien. Dort erschienen die Direktoren Sieyes und Roger Ducos bei ihm und überbrachten ihm nach Verabredung die Erklärung ihrer Amtsniederlegung. Allein bei auch nur drei Mitgliedern war das Direktorium noch beschlußfähig, und Bonaparte noch nicht Herr auf dem Plan. Talleyrand begab sich deswegen auf der Stelle zu Barras und wußte in Gemeinschaft mit dem Admiral Bruix dem ganz Haltungslosen durch Versprechungen und Drohungen die Erklärung der Amtsentsagung abzudringen. Durch seinen Sekretär Bottot sandte sie Barras an Bonaparte. Mit heftigen Worten fuhr der General den unschuldigen Ueberbringer an: „Was habt ihr gemacht aus jenem Frankreich, das ich so glänzend ausgestattet hatte? Ich habe euch im Siegesglanze verlassen und ich finde nichts als Niederlagen! Ich habe euch die Millionen aus Italien hinterlassen und ich finde auf Plünderung berechnete Gesetze und allenthalben bitteres Elend! Was ist aus den 100,000 Kriegern geworden, die vom französischen Boden verschwunden sind? Sie sind todt und es waren meine Waffenbrüder! Ein solcher Zustand kann nicht fortdauern: vor Ablauf von drei Jahren würde er uns durch Anarchie zum Despotismus führen! Wir wollen die Republik, gegründet auf die Grundlage der Gleichheit, der Moral, der bürgerlichen Freiheit, der politischen Duldung!“ Das war das Todesurtheil des Direktoriums.

Auch Gohier begab sich, von Besorgnissen gequält, zu Barras, um ihn zu standhaftem Ausharren zu ermuthigen. Es war zu spät: Talleyrand war ihm zuvorgekommen; Barras ließ den treuen Warner gar nicht mehr vor sich. Da erschienen denn Gohier und Moulins unvermuthet in den Tuilerien. Bonaparte pries Gohier's Vaterlandsliebe und Pflichteifer und forderte ihn auf, zur Rettung der Republik sich ihm anzuschließen. Allein er so wenig wie Moulins wollten von einem Gewaltstreiche etwas wissen und gaben sich Mühe, das Direktorium zu vertheidigen. „Das Direktorium existirt nicht mehr!“ fiel ihnen Bonaparte barsch ins Wort und entließ sie. Niedergeschlagen kehrten sie in den Luxembourg zurück. Moreau ließ auf Bonaparte's Anweisung den Palast rings mit Wachen umstellen: die beiden letzten Direktoren waren die Gefangenen ihres Ueberwinders.

Bonaparte im Rath der Alten in St. Cloud. Um 12 Uhr Mittags sollten am 10. November die Sitzungen der beiden Räthe in St. Cloud beginnen. Allein die Zurichtungen, in einem Saale des Schlosses für den Rath der Alten, in der Halle der Orangerie für den der Fünfhundert, waren, als die Abgeordneten schon eintrafen, noch nicht beendet. Sie gingen

daher gruppenweise in dem Garten spazieren, die Einen mit erregten Fragen nach dem eigentlichen Zwecke der Verlegung, die Anderen mit ausweichenden und unklaren Antworten. Die Aufregung pflanzte sich in die Sitzungen fort, als diese um zwei Uhr endlich begannen. Im Rathe der Fünfhundert war der Tumult natürlich am größten, ein Antrag drängte den andern, scharfe Reden fielen gegen Bonaparte und die von ihm erstrebte Diktatur. Da erhob sich der Abgeordnete Grandmaison: „Was helfen“, schrie er durch den Lärm, „die allgemeinen Reden von Freiheit und Republik? Ich fordere, daß alle Mitglieder unter Namensaufruf schwören, Leib und Leben für die Vertheidigung der Verfassung einzusetzen“. Der Antrag drang durch: Einer nach dem Andern erhoben sich die Abgeordneten, um den Eid abzulegen. Mehr als zwei Stunden verbrachten sie damit in einem Momente, wo jede Minute die Entscheidung bringen mußte.

Mit mehr Ruhe wartete unterdeß der Rath der Alten auf die Nachricht, daß der Rath der Fünfhundert sich konstituirt hätte, um dann ebenfalls seine Verhandlungen zu beginnen. Da kam die Anzeige, daß von den Direktoren drei ihre Aemter niedergelegt hätten, die beiden Letzten aber auf Befehl Bonaparte's gefangen gehalten würden. Darüber brach die jakobinisch gesinnte Minderheit, schon ergrimmt darüber, daß sie Tags vorher von der Sitzung ausgeschlossen worden war, in einen Sturm von Entrüstung aus. „Wir müssen ein Ende machen“, sagte Bonaparte zu den ihn umgebenden Generalen und trat mit einigen derselben in den Saal. Allein der Anblick der großen aufgeregten Versammlung raubte ihm die Fassung; stotternd und stockend, in abgerissenen Sätzen, wandte er sich an die Abgeordneten. „Volksvertreter“, rief er ihnen zu, „ihr befindet euch nicht in gewöhnlichen Umständen, ihr steht auf einem Vulkane. Verstattet mir mit der Aufrichtigkeit eines Soldaten, eines für das Wohl seines Vaterlandes begeisterten Bürgers zu reden; haltet euer Urtheil zurück, bis ihr mich zu Ende gehört habt. Ich befand mich ruhig in Paris, als ich euer Dekret erhielt, das mich von der Gefahr unterrichtete, in welcher ihr, in welcher die Republik schwebt. Sofort rief ich, fand ich meine Waffenbrüder, und wir kamen, um euch unsere Unterstützung anzubieten; wir stellten euch die Armee der Nation zur Verfügung, dieweil ihr das Haupt derselben seid. Man spricht von einem neuen Cäsar, von einem neuen Cromwell. Volksvertreter! hätte ich die Freiheit meines Vaterlandes unterdrücken, hätte ich die höchste Gewalt an mich reißen wollen, mehr als einmal bin ich unter günstigen Umständen aufgefordert worden, es zu thun; ich wurde dazu aufgerufen durch den Wunsch der Nation, durch den Wunsch meiner Kameraden, durch den Wunsch der Soldaten, der seit meiner Entfernung so arg mißhandelten Soldaten, die man jetzt in die Vendée in einen scheußlichen Bürgerkrieg sendet. Die Gefahren sind dringend, denkt nur an diese, rettet die Freiheit und Gleichheit —“ „Und die Verfassung!“ rief ihm der Abgeordnete Langlet von der Linken zu. „Die Verfassung?“ schrie da Bonaparte in leidenschaftlicher Aufregung zurück, „ihr habt sie verletzt am 18. Fructidor, verletzt am 22. Floreal, verletzt am 30. Prairial! Die Verfassung? Alle Parteien rufen sie an und alle Parteien haben sie verletzt! Sie kann euch keine Rettung mehr bieten, denn Niemand achtet sie mehr.“ Dann kam er auf das jakobinische Komplot zu sprechen, das den Staat bedrohe. Man bat ihn um Enthüllungen, um Aufklärung. Da war ihm eine Lüge nicht zu schlecht, um sich der Verlegenheit zu entziehen. „Wenn ich Alles sagen soll“, fuhr er unsicher fort, „wenn ich die Männer nennen soll, so will ich es thun. Ich erkläre, daß die Direktoren Barras und Moulins mir vorgeschlagen haben, mich an die Spitze einer Partei zu stellen, die darauf ausgeht, alle Anhänger freisinniger Ideen zu stürzen.“ Dann aber überkam ihn wieder die leidenschaftliche Hitze. „Auf euch“, rief er aus, „rechne ich, allein auf euch, nicht auf die Fünfhundert, nicht auf jene Versammlung, wo die Männer sitzen, welche alle Schrecken von 93 erneuern wollen, welche eben Boten nach Paris zur Entflammung eines Aufstandes senden. Aber“, wandte er sich zu den ihn umgebenden Offizieren und zu den Soldaten, welche den Eingang des Saales füllten, „auf euren Muth zähle ich, ihr meine wackeren Kameraden, in deren Augen man mich als einen Feind der Freiheit hinstellen möchte; auf euch, ihr Grenadiere, deren Hüte ich sehe, auf euch, ihr tapferen Krieger, deren Bajonnete ich erblicke, die ich so oft siegreich gegen den Feind gewendet habe, mit denen ich die Könige gedemüthigt und Republiken errichtet habe. Sollte

ein vom Auslande besoldeter Redner es wagen, euren General in die Acht zu erklären, daß ihn der Blitz des Krieges augenblicklich niederschmettere! Bedenkt, daß ich einherschreite, begleitet von dem Gotte des Krieges und von dem Gotte des Glückes!"

Damit schritt er hinaus, und die Abgeordneten hörten, wie ihn die Bataillone, die draußen aufgestellt waren, mit jubelnden, immer wiederholten Hochrufen begrüßten. Augereau, der alte Jakobiner, Mitglied des Rathes der Fünfhundert, der jedoch Tags vorher seinem alten Waffengefährten Bonaparte sich zur Verfügung gestellt hatte, begegnete ihm. „Sie sind da in einer schönen Klemme!" rief er ihm zu. „Bei Arcole stand es noch weit schlechter", antwortete Bonaparte getrost, aber er mußte doch bei der unter den Fünfhundert herrschenden Stimmung die Hoffnung fahren lassen, daß sie das zwischen ihm und Sieyes geplante Gesetz annehmen würden, und damit der Schein der Gesetzlichkeit für den Staatsstreich sich behaupten ließe. Von Sieyes überdies war jetzt nicht die geringste Unterstützung zu erwarten: er hatte, zaghaft wie immer, eine sechsspännige Postkutsche an das Gitter von St. Cloud bestellt, um schleunigst, wenn etwa Bonaparte nicht das Feld behaupten sollte, mit Roger Ducos sich davon zu flüchten.

Die Sprengung des Rathes der Fünfhundert. Es blieb für Bonaparte nur der Weg der Gewalt übrig; auf seine Soldaten glaubte er vertrauen zu können. Man hörte bis draußen den Lärm, der in der Orangeriehalle, sobald die Eidesleistung vorüber war, wieder ausgebrochen war. Man stritt sich über Barras' Amtsniederlegung, ob sie freiwillig oder erzwungen wäre. Grandmaison hielt wieder in all dem Lärm eine hitzige Rede: da trat Bonaparte ein, von vier Grenadieren begleitet. Er ließ sie an der Eingangsthür stehen und schritt durch den Saal auf die Tribüne zu. Ein furchtbarer Tumult erhob sich beim Anblick der Soldaten unter den Abgeordneten. „Soldaten hier?" „Waffen?" „Was will man hier?" „Nieder mit dem Diktator!" „Nieder mit dem Tyrannen!" so klangen die Rufe wild durch einander. Eine Anzahl Abgeordnete stürmte auf den General zu, umringte ihn und überhäufte ihn mit Vorwürfen. „Haben Sie darum so viele Siege erfochten?" „Ihr Ruhm hat sich in Ehrlosigkeit verwandelt!" „Achten Sie den Tempel der Gesetze!" „Verlassen Sie ihn! Hinaus!" schrieen sie ihm wüthend zu; Einzelne packten ihn am Kragen, um ihn zu verhaften. Von allen Seiten her ertönte der Ruf: „In die Acht mit dem Verräther!" Die Grenadiere eilten herzu und stießen die Abgeordneten zurück, dem Grenadier Thomé wurde im Gedränge die Uniform zerfetzt. Bonaparte, betäubt von dem rasenden Lärm, schwankte, die Sinne vergingen ihm, halbohnmächtig sank er einem der Grenadiere in den Arm. Lefebre kam ihm mit einem Zuge Soldaten zu Hülfe; halb ihn tragend, halb ihn führend brachte man den General ins Freie, ihn, den im ärgsten Schlachtgetümmel niemals die eisige Ruhe verlassen hatte.

Im Saale indeß steigerte sich der Lärm zu immer wahnwitzigerem Toben. Immer von Neuem wiederholte man den Ruf nach Aechtung des Diktators. Lucian, der Präsident, versuchte seinen Bruder zu rechtfertigen. „Sie hätten ihn anhören sollen!" rief er. „Seine Verdienste hätten doch gefordert, daß man ihm wenigstens Zeit gelassen hätte, sich zu erklären." „Nein, nein, nieder mit dem Tyrannen!" schrie man ihm entgegen, „in die Acht mit ihm! In die Acht!" Da warf Lucian Hut und Toga, die Zeichen seiner Würde, von sich. „Elende", schrie er vor Zorn bebend, „ihr wollt, daß ich meinen eigenen Bruder in die Acht erklären soll. Ich verzichte auf den Präsidentenstuhl und will vor den Schranken des Gerichts den Angeklagten vertheidigen." In diesem Augenblicke, während Alles auf Lucian eindrang, um ihn in den Präsidentensessel zurückzuzwingen, drangen, sehr zur rechten Zeit von Bonaparte gesandt, zehn Grenadiere in den Saal, riefen Lucian zu: „Auf Befehl des Generals!" nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn aus dem Saale hinaus.

Auf dem Schloßhofe standen die Soldaten in Reih' und Glied und rührten sich nicht. Der graubärtige Serrurier ging, den Säbel schwingend, vor ihrer Front auf und ab. „Soldaten", rief er ihnen halblaut zu, „die Schurken haben euern General ermorden wollen; aber rührt euch nicht, wartet auf Befehl!" Aber Keiner erfüllte seine stille Hoffnung: unbeweglich blieben sie stehen. Talleyrand stand mit verlegener Miene dabei und wußte keinen Rath.

Da kam Lucian die lebhafte korsische Phantasie zu Hülfe: er schwang sich auf ein Pferd und ritt an die Front der Grenadiere heran, neben ihm sein Bruder. „Soldaten", erhob er laut seine Stimme, „der Rath der Fünfhundert ist aufgelöst; ich, der Präsident, erkläre euch dies. Meuchelmörder sind in die Sitzungssäle eingedrungen. Sie haben soeben mit ihren Dolchen das Haupt eures Generals bedroht (diese Dolche waren seine freie Erfindung); sie haben mit ihren Messern der Majorität Gewalt angethan; ich fordere euch auf, mit euren Bajonneten dem Rathe der Fünfhundert seine Freiheit wiederzugeben." Wol sah Thomé in seiner zersetzten Uniform wie ein Beweis für die Wahrheit der Anschuldigung aus: aber doch zögerte von den Soldaten ein jeder der Erste zu sein, der den Worten folge. Indeß Lucian brachte sie zu einem raschen Entschlusse: er zückt den Degen gegen seinen Bruder und schwört, ihn auf der Stelle niederzustoßen, wenn er etwas gegen die Freiheit unternehmen würde.



Napoleon im Rathe der Fünfhundert.

Das wirkt: „Es lebe Bonaparte!" tönt es aus den Reihen der Soldaten wieder. „Soll man in den Saal eindringen?" fragt Murat den General. „Ja!" antwortet dieser. Und unter Trommelwirbeln, dröhnenden Schrittes, marschiren die Grenadiere gegen die Orangeriehalle: sie treten ein, mit gefälltem Bajonnet läßt Murat sie vorrücken. Unter furchtbarem Geschrei springen die Abgeordneten von ihren Sitzen auf. Entsetzt stürzen sich die Zuschauer aus den Fenstern in den Garten. Murat fordert die Fünfhundert auf, den Saal zu verlassen: sie antworten mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!" Er fordert sie nochmals eindringlicher auf, zu weichen: der gleiche Ruf antwortet ihm. Da ertönt das Kommando: „Grenadiere, vorwärts marsch!" und in der ganzen Breite des Saales rückt mit gefälltem Bajonnet das Bataillon vor. Da war der eben geschworene Eid vergessen, in wildem Getümmel stürzen sich die Abgeordneten auf die noch freien Saalausgänge oder auf die Fenster und springen in die Spargelbeete hinaus.

Die Volksvertretung war gesprengt, die Regierung gestürzt, die Verfassung zerrissen: Bonaparte war der Meister geblieben!

Das nächtliche Nachspiel. Lucian begab sich in den Rath der Alten, um ihm Bericht zu erstatten. Der Rath billigte zwar nicht, was geschehen war, aber er nahm es hin. Indeß

das geplante Gesetz, welches Bonaparte die Gewalt übertrüge, konnten die Alten allein nicht fassen; dazu bedurfte es der Mitwirkung der Fünfhundert. Lucian suchte daher in dem Garten nach Mitgliedern des gesprengten Rathes umher und brachte ihrer etwa 40—50 zusammen.

Spät Abends bei mattem Lampenlicht traten diese in der öden Halle zusammen, um dem Gewaltstreiche, wie es der Sieger wollte, nachträglich einen Schein von Gesetzlichkeit zu geben: als wenn daran überhaupt jetzt noch etwas gelegen hätte. Bei so geringer Anzahl waren sie natürlich gar nicht beschlußfähig, allein sie erklärten sich für die Majorität des Rathes der Fünfhundert und ernannten eine Kommission, um auf der Stelle das Gesetz zu entwerfen, zu dessen Erlangung Bonaparte überhaupt den ganzen Staatsstreich unternommen hatte. Die Zwischenzeit füllte Lucian durch eine ingrimmige Rede gegen die jakobinischen Wühlereien aus.

Um 11 Uhr Abends trat die Kommission wieder ein: das Gesetz war fertig. Boulay von der Meurthe, der Berichterstatter, gab mit beredten Worten den Wünschen des französischen Volkes Ausdruck: nach außen Unabhängigkeit und Frieden, Rechtsschutz und Wohlstand im Innern. „Und dazu", schloß er, „bedürfen wir einer starken und selbständigen Regierung, die uns bisher gefehlt hat." Auf seinen Antrag beschloß nun die Versammlung: es giebt kein Direktorium mehr: an seiner Stelle führt die Regierung eine provisorische Kommission, bestehend aus Sieyes, Roger Ducos und dem General Bonaparte, welche den Titel Konsuln der französischen Republik erhalten und vornehmlich für die Ordnung in der Verwaltung, für die innere Sicherheit und für die Erlangung eines ehrenhaften Friedens zu sorgen haben. Die gesetzgebenden Räthe vertagen sich bis zum 1. Ventose (20. Februar 1800); jedoch ernennt jeder vorher aus seiner Mitte eine Kommission von je 25 Mitgliedern, welche auf Antrag der Konsuln über alle dringenden Fragen der Gesetzgebung beschließen und den Entwurf einer neuen Verfassung vorbereiten; 62 Abgeordnete werden wegen ihrer vielfachen Vergehungen aus dem Rathe der Fünfhundert ausgestoßen. Die übrigen Mitglieder der Räthe werden eingeladen, „im Namen des öffentlichen Wohles" diejenigen Ministerposten oder Gesandtenstellen oder sonstigen hohen Civilämter, welche die Konsuln ihnen übertragen werden, anzunehmen, ohne daß sie deswegen ihre Eigenschaft als Volksvertreter verlieren sollen. So sollten sie gleich geködert werden. — Um Mitternacht gelangten diese Anträge des Rathes der Fünfhundert an den Rath der Alten: er sprach ohne Debatte seine Zustimmung aus. Sofort wurden sie den neu ernannten Konsuln übersandt, welche sich mit Allem einverstanden erklärten. Da entließ denn der Präsident die Räthe mit den feierlichen Worten: „Bürger, nach drei Monaten erwartet Frankreich eure Leistungen!" Er bedachte nicht, daß nach drei Monaten Niemand von diesen Räthen der Direktorialzeit in Frankreich mehr etwas wollen würde.





Illustrirte Weltgeschichte VII.

Zeichnung von F. Lix.

Alpenübergang der Franzosen unter Bonaparte.



Das Konsulat.

Fouché hatte am 10. November die Barrieren von Paris schließen lassen, um das unruhige Volk zu verhindern, nach St. Cloud hinauszueilen; Bonaparte hatte den Brauer Santerre, den alten Revolutionskämpfer der Vorstadt St. Antoine, mit Erschießen bedrohen lassen, wenn er sich rühren würde: unnöthige Sorge! Paris blieb ruhig bei den Gerüchten von einem bevorstehenden Staatsstreiche zu Gunsten Bonaparte's, es blieb auch ruhig, als die Nachricht von dem geschehenen Umsturze der Direktorialverfassung dort anlangte: ja, mindestens neun Zehntel der Pariser waren in ihrem Herzen durchaus einverstanden mit Dem, was in St. Cloud sich zugetragen. Zwar als zehn Jahre zuvor König Ludwig die Nationalversammlung mit Waffengewalt bedrohen zu wollen schien, war der Bastillesturm die Antwort gewesen. Aber diese zehn Jahre hatten die Pariser gründlich von ihrem Freiheitsrausche ernüchtert: sie verlangten nur nach Dem, was Boulay als die Wünsche des französischen Volkes der neuen Konsularregierung vor Allem ans Herz gelegt hatte. Würde aber Dem die neue Regierung zu entsprechen im Stande sein? Man hatte indessen das beste Vertrauen zu ihr: die fünfprozentige Rente stieg sofort binnen drei Tagen von 7 auf 12 und stand Ende 1799 schon auf 17.

Die ersten Maßregeln der Konsularregierung waren von der Art, daß sie ein solches Vertrauen wohl verdienten. Zwar Roger Ducos war ein Mann ohne Selbständigkeit des Handelns und Sieyes ohne Lust und Geschick zur Arbeit, aber Bonaparte war rastlos thätig, arbeitseifrig bei Tag und bei Nacht. Italien und Aegypten waren ihm die Vorschule zur Verwaltung eines Staates im großen Stile gewesen; dort hatte er sich aus der Praxis bestimmte Ansichten und Grundsätze über alle Zweige der Verwaltung gebildet, welche häufig sehr weit von denen des luftigen Theoretikers Sieyes abwichen. „Wir haben", meinte dieser halb verdrießlich, halb bewundernd, „einen Herrn bekommen: er kann Alles, weiß Alles, will Alles." Man empfand sehr bald die feste Hand, welche jetzt die innere Staatsverwaltung führte. Aus dem gleichen Grundgedanken entsprangen, dem gleichen Ziele strebten zu alle Anordnungen, welche Bonaparte den Ministern zugehen ließ.

Das Erste, was Bonaparte that, war die Aufhebung des verhaßten Geiselgesetzes; die auf Grund desselben Verhafteten wurden ohne Weiteres in Freiheit gesetzt. Das bewirkte eine Versöhnung der Gemüther in weiten Kreisen. Es folgte die Beseitigung des Zwangsanlehens, welches in alle Verhältnisse zerrüttend eingegriffen hatte. Statt dessen nöthigte Bonaparte einige Pariser Bankhäuser, der Staatskasse eine Anleihe von einigen Millionen zu gewähren. Denn die Kassen waren leer.

Zur Herstellung der Ruhe im Innern wurden Maßnahmen gegen die Jakobiner als die Hauptgegner der neuen Regierung getroffen: 38 wurden zur Deportation nach Cayenne verurtheilt, 19 zur Einsperrung in der Festung La Rochelle, unter diesen auch der General Jourdan. Indeß schon die Androhung dieser Strafen wirkte so einschüchternd, daß sich Bonaparte glaubte statt der Deportation und Festungshaft damit begnügen zu können, daß er die Verurtheilten nur unter polizeiliche Aufsicht stellte. Jetzt wurde auch die Emigrantenliste nicht nur geschlossen, sondern vielen Emigranten, wenn sie Treue und Gehorsam versprachen, die Rückkehr nach Frankreich verstattet, sogar den Beamten empfohlen, gegen heimlich zurückkehrende Emigranten ein Auge zuzudrücken. Den Vendéern, die ja die Waffen gegen das Direktorium wieder erhoben hatten, gewährte er die Rückkehr von 40 Häuptern der royalistischen Partei und überhaupt milde Bedingungen, wenn sie die Waffen niederlegen wollten. Andernfalls aber gab er dem General Brune die Anweisung, die empörten Landschaften mit äußerster Strenge zu unterwerfen. Das wirkte: binnen Kurzem streckten sämmtliche Banden der Vendée und beider Loireufer die Waffen ohne Kampf. Nur Cadoudal setzte in der niedern Bretagne und der junge Graf Frotté in der Normandie den Widerstand fort; allein nach wenigen Wochen waren sie durch die weit überlegenen Scharen Brune's überwältigt. Damit war endlich auch hier die Ruhe wieder hergestellt; die Bevölkerung war entwaffnet, die neue Regierung auch in der Vendée anerkannt.

Nicht als eine Parteiregierung wollte das Konsulat sich darstellen, sondern sie verlangte die Anerkennung aller Parteien. Wer ihr diese entgegenbrachte, fand Verwendung nach seinen Fähigkeiten: der alte Terrorist Fouché blieb Polizeiminister, der alte Aristokrat und Royalist Talleyrand wurde Minister des Auswärtigen. Minister des Krieges war Berthier geworden, Finanzminister der sehr fähige Gaudin. Das Ministerium des Innern erhielt der große Astronom Laplace, halb gegen seine Neigung, so daß er nicht ungern nach einiger Zeit Lucian Bonaparte an seine Stelle treten sah.

Sieyes' Verfassungsentwurf. Die Hoffnung, mit einigen Aenderungen der Verfassung des Jahres III vielleicht auszukommen, erwies sich bald als trügerisch. Denn es lag in der Tendenz des Staatsstreiches, die Machtbefugnisse der Volksvertretung zu beschränken, dagegen diejenigen der Regierungsgewalt wesentlich zu erhöhen. Sieyes nun, der für die erste Autorität in Verfassungsfragen galt, womit seine geistige Bedeutung freilich sehr überschätzt wurde, suchte in diesem Sinne die Befugnisse gegen einander abzumessen. Er begnügte sich, seine Ideen für die neue Verfassung mündlich Boulay mitzutheilen, welcher sie dann in bestimmte Form brachte und den Kommissionen der beiden Räthe vorlegte. So entstand ein künstlich verschränkter, schattenhafter Verfassungsentwurf, in welchem Sieyes den Ausdruck höchster Weisheit sah.

Zur Grundlage machte er die Volkssouveränetät und das allgemeine Stimmrecht aller Großjährigen. Jedoch sollte die Volkswahl nicht die Berufung zu einer Thätigkeit oder einem Amte ausdrücken, sondern nur, daß der Gewählte so viel Vertrauen verdiene, um von oben herab die Ernennung zum Abgeordneten oder Beamten erhalten zu können. Danach sollten die 5 Millionen großjähriger Einwohner des damaligen Frankreich aus ihrer Mitte ein Zehntel als Kandidaten zu den kommunalen Aemtern wählen; diese 500,000 sollten dann wieder ein Zehntel aus ihrer Mitte zu Departementsnotablen als Kandidaten für die Aemter der Departements wählen. In gleicher Weise hatten diese 50,000 dann 5000 Nationalnotablen zu wählen, aus deren Mitte allein alle höheren Staatsdiener vom Abgeordneten bis zum Richter herab ernannt wurden. Alle Ernennungen waren der obersten Staatsleitung vorbehalten.

Die Einrichtung der gesetzgebenden Gewalt bildete Sieyes ganz nach der Weise eines gerichtlichen Prozesses durch spitzfindige Theilung der Befugnisse. Im Auftrage der Regierung hatte ein Staatsrath, innerhalb der Volksvertretung aber eine Kammer, das Tribunat genannt, ausschließlich das Recht, Gesetze zu beantragen. Ueber jeden Antrag sollten im Tribunat drei Redner dafür, drei dagegen sprechen. Die Entscheidung über den Antrag war aber der ersten Kammer, dem Senate, vorbehalten, in welchem wieder nicht debattirt werden durfte.

Diesem Scheinparlamente suchte Sieyes nun eine gleich schwache Regierung gegenüber zu stellen. Das Oberhaupt derselben sollte der Großwahlherr sein, welcher nicht zu regieren,

sondern nur zu repräsentiren hatte, ausgestattet mit einer großen Civilliste und einer Wohnung in den Tuilerien. Der Großwahlherr hatte nur die eine Befugniß, die obersten Beamten zu ernennen und nach Ermessen wieder abzusetzen, namentlich die zwei Konsuln, von denen der Eine ein selbständiges Oberhaupt aller Kriegs-, der Andere aller Friedensangelegenheiten war, jeder mit dem Rechte, die Minister und sämmtliche Beamte innerhalb seiner Dienstzweige zu ernennen. So wurde auch der Organismus der Staatsgewalt, da der Großwahlherr den Konsuln keine Befehle ertheilen durfte, in zwei Hälften gerissen und dadurch ebenso zur Ohnmacht verurtheilt, wie die Volksvertretung durch Scheidung von Debatte und Abstimmung.

Schutz endlich wider Verfassungswidrigkeiten glaubte Sieyes durch die Einsetzung einer „konstitutionellen Jury" von 80 Mitgliedern zu schaffen, welche sich selbst ergänzten und durchaus kein anderes Amt bekleiden durften. Diese Jury hatte das Recht, aus der Liste der Nationalnotabeln den Großwahlherrn und die Volksvertreter zu ernennen und verfassungswidrige Gesetze für nichtig zu erklären: sie war also der eigentliche Souverän.



Die Tuilerien im Jahre 1799.

Die Verfassung des Jahres VIII. Mehrere Wochen schon waren die Berathungen über die neue Verfassung in den Kommissionen gepflogen, bevor Bonaparte der Angelegenheit seine Aufmerksamkeit zuwandte. Dann aber warf er sich mit dem ganzen Ungestüm seines Wesens darauf und nahm selbst, über die unreife Weisheit des alten Philosophen spottend, die Leitung der Verfassungsberathungen in seine Hand. Jeden Abend versammelte er um 9 Uhr die Konsuln und die Abgeordneten — er wohnte jetzt im Luxembourg — bei sich; selten trennte man sich vor 3 Uhr Nachts. Seine Meinung war, der Verfassung eine solche Gestalt zu geben, daß sie nur eine Verhüllung der Monarchie wäre. Die Scheinwahlen daher und die blutlose Volksvertretung, wie Sieyes sie entworfen hatte, ließ er beifällig gelten; um so entschiedener aber verwarf er jenes Schattenbild einer Staatsregierung. „Dieser Großwahlherr", rief er entrüstet aus, „mit seinen Millionen ist ein königlicher Müßiggänger, und deren Zeit ist vorbei. Welcher Mann von Ehre würde sich heute dazu hergeben, ein solches Mastschwein zu sein?" Wer hätte es wagen mögen, dieser energischen Verurtheilung entgegenzutreten? Der Großwahlherr wurde ohne Weiteres aus dem Verfassungsentwurfe beseitigt und dafür ein Erster Konsul mit sehr weitgehenden Befugnissen als Haupt der Regierung eingesetzt. Sieyes, eingebildet und mürrisch, schwieg von jetzt an beharrlich.

Allein Bonaparte war nicht gesonnen, durch dessen Uebellaunigkeit sich in der Verfassungsarbeit hemmen zu lassen. Denn die Verfassung sollte fertig und vom Volke angenommen sein, bevor die Vertagung des Rathes der Alten und der Fünfhundert abgelaufen wäre. Eines Abends forderte er daher den Abgeordneten Röderer auf, bis zum nächsten Tage einen neuen Verfassungsentwurf auszuarbeiten; und als dieser voll Schrecken das für unmöglich erklärte, wandte sich Bonaparte mit der gleichen Aufforderung an den Abgeordneten Daunou. Dieser, stets arbeitsbereit, nahm den Auftrag auf sich. Allein gerade er gehörte zu den Hauptschöpfern der Verfassung des Jahres III: so versuchte er denn dem Volke und den Volksvertretern einige Befugnisse der Freiheit zuzuweisen als Gegengewicht gegen die Allgewalt des Ersten Konsuls, dessen Amtsführung er überdies auf zehn Jahre beschränkte.

Daunou's Entwurf wurde nun zwar den weiteren Berathungen zu Grunde gelegt: aber eine wie veränderte Gestalt gewann er in diesen unter dem Einflusse Bonaparte's! Alle Vorkehrungen Sieyes', unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts eine völlig bedeutungslose Volksvertretung zu Wege zu bringen, wurden wieder aufgenommen und sogar noch vergrößert. Die Notabelnlisten der drei Grade und die Ernennung der Volksvertreter wurden beibehalten. Das Tribunat, aus 100 Mitgliedern bestehend, behielt die Befugniß der Rede ohne Abstimmung, der gesetzgebende Körper, Sieyes' Senat, aus 300 Mitgliedern bestehend, diejenige der Abstimmung ohne Rede. Hüter der Verfassung sollte der Erhaltungssenat, aus 80 Mitgliedern bestehend, sein, Sieyes' nationale Jury. Die Einbringung von Gesetzesanträgen sollte ausschließlich dem Staatsrathe vorbehalten bleiben. Die Regierung der Republik sollte aus drei Konsuln bestehen, von denen der Erste Konsul sämmtliche Beamte zu ernennen hatte, die beiden anderen Konsuln hatten bei der Ernennung von Beamten gar keine, bei allen übrigen Geschäften nur eine berathende Stimme. Alle Drei sollten auf zehn Jahre gewählt werden, dann aber wieder wählbar sein.

So wurde der Erste Konsul unbedingter Herr und Gebieter des französischen Volkes; er verfügte über Heer und Flotte, er leitete Verwaltung und Rechtspflege, er bestimmte die innere wie die äußere Politik: ein so unbeschränkter Alleinherrscher war selbst Ludwig XIV. nicht gewesen.

Diese Verfassung wurde nun dem französischen Volke zur Genehmigung vorgelegt. Kaum fand sie irgendwo Widerspruch, denn ein Jeder mußte sich fragen, was aus Frankreich, wenn sie abgelehnt würde, werden solle. Indeß bevor noch in einer großen Zahl von Departements die Abstimmung überhaupt eröffnet war, ließ Bonaparte sie schon am 22. Dezember 1799 als das geltende Grundgesetz der französischen Nation verkünden. So unverhüllt betrachtete er die Volksabstimmung als ein leeres Gaukelspiel. „Die Revolution ist abgeschlossen!“ rief er in einem Manifest den Franzosen zu.

Die Organisation der Konsularregierung. Die Verfassung selbst, so war schon in den Berathungen bestimmt, bezeichnete als Ersten Konsul den General Bonaparte. Durch Zettelwahl sollten die beiden anderen ernannt werden. Manche dachten an den eifrigen und selbständigen Daunou: Bonaparte jedoch war er nicht genehm. Sobald daher die Zettel eingesammelt waren, warf er sie uneröffnet in das Kaminfeuer. „Sieyes versteht diese Sache besser als alle Anderen“, meinte er; und Sieyes nannte die beiden Namen, über welche er sich vorher mit Bonaparte verständigt hatte: Cambacerès und Lebrun. Damit war die Wahl erledigt.

Cambacerès, damals Justizminister, war ein tüchtiger Jurist, welcher durch Kenntnisse, Klugheit und politischen Takt eine große Bedeutung erlangt hatte; Lebrun, ein hervorragender Schriftsteller, unter König Ludwig stets ein Fürsprecher weiser Reformen, seit 1789 ein Anhänger der gemäßigten Revolution, im Finanzwesen sehr unterrichtet, war zu milden Wesens, um durch Widerspruch je unbequem zu werden. Bonaparte konnte sicher sein, daß weder der Eine noch der Andere Lust empfinden würden, ihm in den Weg zu treten.

Sieyes wurde durch eine Staatsdomäne als Nationaldotation und durch den Präsidentenstuhl des Senates glänzend entschädigt. Ueberhaupt waren alle Stellen, welche die neue Verfassung schuf, sehr reich ausgestattet. Jedes Mitglied des Senates wie des Staatsrathes erhielt

25,000 Francs Gehalt, jedes des Tribunates 20,000, jedes des gesetzgebenden Körpers 15,000. Die große Zahl von wohldotirten Aemtern, die alle jetzt neu zu vergeben waren, trug nicht wenig dazu bei, Bonaparte's Regiment willkommen zu machen. Der Andrang von Bewerbern aus allen Parteien war ungeheuer; Tausende der hervorragendsten Bürger erwarteten von dem Winke des Ersten Konsuls Macht, Einfluß und Reichthum. Dazu kamen bald noch die Hunderte von Maires-, Unterpräfekten- und Präfektenstellen, denen die Regierung der Gemeinden, der Arrondissements und der Departements mit weitgehenden Befugnissen unterstellt wurde. Und die sämmtlichen Stellen der Volksvertreter sowie eine Anzahl der Stellen der Provinzialbeamten besetzte Bonaparte in Uebereinstimmung mit den beiden abtretenden und den beiden neu eintretenden Konsuln — so ungestüm drängte er vorwärts — in zweimal 24 Stunden. Die Organisation des neuen Regimentes war vollendet. Am 26. Dezember 1799 eröffneten Staatsrath wie Senat, gesetzgebender Körper wie Tribunat ihre Sitzungen. Der Erste Konsul trat seine Regierung an.

Am 19. Januar 1800 siedelte Bonaparte aus dem Luxembourg in die Tuilerien über. Sechs prachtvolle Schimmel, die ihm der Kaiser von Oesterreich geschenkt hatte, zogen die Staatskarosse, in welcher der Erste Konsul seinen Einzug in das alte Königsschloß hielt. Alle Generale zu Pferde mit ihren Stäben geleiteten den prunkenden Zug, und die zahllos versammelte Volksmenge rief dem neuen Herrscher nicht endende Lebehochs mit einer Begeisterung, welche, wie ein Augenzeuge berichtet, damals durch die Polizei nicht befohlen zu werden brauchte. Ein glänzender Hof umgab jetzt Josephine mit ihrer schönen Tochter Hortensia; neben ihnen wußten jedoch auch die Schwestern der Bonapartes sich zu behaupten: Elisa, vermählt mit dem korsischen Edelmanne Bacciocchio, Pauline, die Gemahlin des Generals Leclerc, und Karoline, deren Vermählung mit Murat am 20. Januar gewissermaßen die neue Residenz einweihte. Hier verschwand rasch die republikanische Ungebundenheit und Formlosigkeit; ein anständiger Ton und eine sorgsame Etiquette wurden eingeführt: die zuchtlose Tracht à la grecque oder à la sauvage machte bald der französischen Kleidung Platz; man begann wieder auf geistreiche Unterhaltung und Liebenswürdigkeit Gewicht zu legen. Josephine liebte den Glanz bis zur Verschwendung; Talleyrand war bewundernswerth in der Veranstaltung anmuthiger Feste. Der Einfachste in seinem Kreise war der Erste Konsul.



Jean Jacques Regis de Cambacérès.

Ein Wohlbehagen ging durch die Bevölkerung der Hauptstadt wie des Landes unter dem Schutze einer geordneten Verwaltung, einer gesicherten Rechtspflege und einer machtvollen Staatsgewalt. Die Freiheit zwar war zum Scheinbilde geworden, aber die Gleichheit wurde ohne Einschränkung anerkannt: eine freie Bahn war dem Ehrgeize eröffnet, Talent und Kraft ungehemmt zur Geltung zu bringen. Auch das Christenthum, so lange verfehmt, fand wieder Duldung; die Priesterverfolgungen hörten auf; es war wieder gestattet, den Sonntag mit Gottesdienst zu feiern.

Die Erlasse vom 25. Dezember 1799. Durch volltönende Proklamation bezeichnete Bonaparte den Beginn seiner Alleinherrschaft. Am 25. Dezember richtete er ein Manifest an

die Nation, in welchem er versprach, sein Bemühen darauf zu richten, daß er der Republik durch Ordnung, Gerechtigkeit und Mäßigung die Liebe der Bürger, durch Vertragstreue und Achtung fremder Unabhängigkeit die Ehrfurcht des Auslandes erwürbe. Daneben aber würde ein starkes Heer, lebhafter Corpsgeist der Soldaten und gesicherte Beförderung aller befähigten Offiziere dazu dienen, Frankreich seinen Feinden furchtbar zu machen.

An dem gleichen Tage wandte er sich an die Soldaten. „Indem ich Frankreich den Frieden versprach", rief er ihnen zu, „war ich euer Organ; ich kenne eure Tapferkeit. Nicht mehr unsere Grenzen gilt es zu vertheidigen, sondern in die feindlichen Staaten einzubrechen. Zur rechten Zeit werde ich in eurer Mitte sein, und Europa wird es erfahren, daß ihr einem Heldengeschlechte angehört."

Auch an die Neger von St. Domingo wandte er sich mit einem Aufrufe. Sie hatten sich von der Herrschaft Frankreichs frei gemacht. Ihnen verkündigte er eine neue Verfassung, in welcher die Grundrechte der Freiheit und Gleichheit für immer gesichert sein würden. „Tapfere Neger, erinnert euch, daß allein das französische Volk eure Freiheit und Gleichheit anerkennt!" Sicherlich durfte er nicht erwarten, daß auf hochtönende Worte hin die Neger unter die Herrschaft Frankreichs zurückkehren würden; so galt es ihm denn nur, sie vor dem nach der Kolonie lüsternen England zu warnen und sie einzuschläfern, bis die Zeit gekommen wäre, die Widerstrebenden mit der Schärfe des Schwertes unter die alte Herrschaft zurückzuführen.

Immer lag Kampf und Sieg in den Gedanken des jungen Herrschers, aber Worte des Friedens und der Mäßigung flossen von seinen Lippen. Ein Ausdruck dessen waren auch die Handschreiben, welche er an demselben 25. Dezember an die Beherrscher derjenigen beiden Großmächte richtete, mit welchen Frankreich noch im Kriege lag. An König Georg III. von England schrieb er: „Soll der Krieg, der seit acht Jahren einen Welttheil verwüstet, ewig dauern? Soll es wirklich kein Mittel geben, sich zu verständigen? Wie mögen die beiden aufgeklärtesten Nationen von Europa, welche beide mächtiger und stärker sind, als ihre Sicherheit und Unabhängigkeit verlangt, den Ideen einer eitlen Größe das Wohl des Handels, die innere Wohlfahrt und das Glück der Familien aufopfern? Wie mögen sie nicht fühlen, daß Friede das erste Bedürfniß wie der höchste Ruhm sei?"

Aehnlich lautete das Schreiben, welches der Erste Konsul an Franz, den römischen Kaiser, sandte. Er meldete ihm, daß die französische Nation ihn zu ihrem ersten Beamten ernannt habe, und daß er als solcher es für seine Pflicht halte, Alles aufzubieten, um den Frieden herbeizuführen. Ihm kam es dabei vor Allem darauf an, bei dem friedensbedürftigen und nach Frieden verlangenden französischen Volke durch diese Handschreiben sich den Schein der Friedensliebe, der Mäßigung und der Menschlichkeit zu geben. Daß er die wirkliche Einleitung von Friedensverhandlungen von diesen Briefen nicht erwarte, nicht einmal wünsche, hat er vertraulich zu seinem Bruder Lucian ausgesprochen.

Verwaltung und Rechtspflege. Unterdessen aber wandte Bonaparte doch seine nächste Sorge Werken des Friedens zu, der Organisation der Verwaltung und der Rechtspflege. Schon am 7. Februar 1800 brachte der Staatsrath Röderer das Gesetz über die neue Einrichtung der Provinzialverwaltung ein, welches jede Theilnahme des Volkes an dieser Verwaltung vernichtete. Jeder Maire, Unterpräfekt, Präfekt — alle vom Ersten Konsul ernannt — wurde danach, wie Bonaparte sagte, ein Erster Konsul im Kleinen, mit voller Gewalt über die Untergebenen ausgerüstet, aber seinen Vorgesetzten gegenüber zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Eine machtlose Volksvertretung mit nur berathender Stimme war als Gemeinde- oder Departementsrath einem Jeden zur Seite gestellt, deren Mitglieder ebenfalls der Erste Konsul ernannte. Es war die Wiederherstellung der früheren königlichen Intendanten und Provinzialbeamten, aber ohne jede Einschränkung durch ständische oder korporative Rechte, eine völlige Vernichtung der Freiheit, aber damals das einzige Mittel, um durch straffe Zusammenfassung der Autorität die trostlose Zuchtlosigkeit der Direktorialregierung zu überwinden.

Auch der Neugestaltung der Rechtspflege, die bisher von jeder Strömung des aufgeregten Parteihasses abhängig gewesen war, bedurfte es dringend. Der Erste Konsul ernannte

die Richter. Sie waren unabsetzbar, aber ihre Versetzung und Beförderung war ganz in das Ermessen der Staatsregierung gestellt, die somit doch auch auf die Rechtspflege den größten Einfluß gewann. Wie sollten aber die Richter in dem Ozean der neuen Gesetze sich zurechtfinden? Die Nationalversammlung hatte 3488 Gesetze erlassen, die gesetzgebende Versammlung 2190, der Konvent 15,414, die Direktorialregierung in zwei Jahren 1139; und dabei war das Strafgesetz unzureichend, es fehlte an einem guten Hypothekengesetz; infolge des Mangels eines brauchbaren Forstgesetzes wurden die Wälder immer mehr verwüstet, die Steuergesetze vertheilten die Abgaben ebenso drückend und ungleich wie zur Zeit des Königthums. Das entging Bonaparte nicht: sofort ließ er den Staatsrath unter dem Vorsitze von Cambacerès mit der Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches (des Code Napoleon) beginnen, das eine Wohlthat für die ganze Nation werden sollte. Theils dem römischen Rechte, theils dem Gewohnheitsrechte, theils auch den Gesetzen der früheren gesetzgebenden Versammlungen entnommen, wurde es in einen einfachen, klaren Zusammenhang und in eine übersichtliche Ordnung gebracht. Nicht selten wohnte der Erste Konsul den Sitzungen bei und gab dann mit der ihm eigenen Schärfe der Auffassung mehr als einmal für die Entscheidung den Ausschlag.



Marie Rose Josephine Tascher de la Pagerie, Vicomtesse de Beauharnais, später Kaiserin von Frankreich.

Der Wiederausbruch des Koalitionskrieges. Bald aber entriß sich Bonaparte wieder dieser friedlichen und segensreichen Thätigkeit. Wol war es ein großes Wagniß, daß er von Neuem das Schwert zog: Alles, was er an Macht und Herrscherstellung in Frankreich gewonnen hatte, setzte er auf das Spiel. Aber doch blieb ihm in Wahrheit keine Wahl. Er kannte die Franzosen zu gut, um nicht zu wissen, daß, so groß auch jetzt das allgemeine Verlangen nach Frieden war, sie doch auf die Dauer seine Herrschaft nicht ertragen würden, wenn er aufhöre, sie zu blenden, ihnen zu imponiren. Einen Frieden, welcher Frankreich die Rheingrenze und Belgien gab, hätte er wol erreichen können, aber dieser Gewinn erschien jetzt nicht mehr genügend. Sollte er Italien, den ersten Schauplatz seiner Siege, sollte er Malta und Aegypten den Feinden überlassen? Das würde für ihn bedeutet haben, nach wenigen Jahren wieder von der gewonnenen Höhe herabzusteigen. Nein, einen Frieden mußte er heimbringen, welcher Frankreich weit über jede bisher erreichte Größe hinaushob, welcher Europa ihm zu Füßen legte, wenn er seiner Herrschaft Festigkeit und Dauer geben wollte. Und um diesen Preis war er entschlossen Alles zu wagen.

So boten ihm die Antworten, welche er auf seine Friedensanträge von England und Oesterreich erhielt, eine erwünschte Handhabe, den Krieg wieder aufzunehmen: in den Augen der Franzosen war er gerechtfertigt, die fremden Mächte erschienen als die unversöhnlich Streitbegierigen! König Georg lehnte jede unmittelbare Verhandlung als gegen die englischen

Gesetze verstoßend ab, und Pitt hielt den gegenwärtigen Augenblick, nachdem Malta gefallen war und ein neues türkisches Heer sich gegen Aegypten in Marsch gesetzt hatte, für ungeeignet, Friedensunterhandlungen zu beginnen. Kaiser Franz aber war der Meinung, das eroberte Italien mitsammt den päpstlichen Legationen unter allen Umständen festzuhalten; die Bedingungen von Campo Formio, die Bonaparte ihm angeboten hatte, genügten ihm jetzt bei Weitem nicht mehr.

So scheinbar in den Krieg wieder hineingedrängt, war Bonaparte doch aufs Beste für denselben gerüstet. Zwar die Folgen der Mißwirthschaft des Direktoriums traten allerorten zu Tage; man hatte Geschütze ohne Bespannung, Patronen ohne Kugeln, Pferde ohne Sättel; hier fehlte es an Monturen und Schuhen, dort an Proviant und Arzneien; seit acht Monaten hatten die Soldaten keinen Sold erhalten. Aber der Erste Konsul verstand es, seinen brennenden Eifer seinen Untergebenen mitzutheilen. Carnot, welcher aus der Verbannung zurückgekehrt war, wurde zum Kriegsminister an Berthier's Stelle ernannt und bewährte sein glänzendes Organisationstalent mit gewohnter Energie. Neue Rekruten wurden ausgehoben und in Dijon von invaliden Offizieren eingexerzirt; die durch die Unterwerfung der Royalisten in der Normandie und Bretagne größtentheils verfügbar gewordene Armee an die Ostgrenze Frankreichs dirigirt, der Armee in der Schweiz und Deutschland, die unter Moreau's Oberbefehl gestellt, wurden Verstärkungen zugesandt, ebenso wie Massena, dem das Kommando der französischen Truppen an der ligurischen Küste übertragen war. Den Oberbefehl über die Reservearmee in Dijon erhielt Berthier, da nach der Verfassung der Erste Konsul kein militärisches Kommando führen durfte, aber Bonaparte begleitete ihn und führte damit in Wahrheit doch die Truppen an.

Ein Umstand von besonderer Gunst war dabei für Bonaparte, daß in Italien an Suworow's Stelle Melas, in Deutschland an die Stelle des Erzherzogs Karl Kray getreten war. Erzherzog Karl, der dritte Bruder des Kaisers Franz, geboren 1771, war ein Mann trockenen, kühlen Benehmens, nicht ohne eine gewisse pedantische Förmlichkeit. Ein streng gewissenhafter Mann, zeigte er stets Besonnenheit und Ueberlegung, aber Kühnheit im Handeln fehlte ihm. Die schwere Gemüthsbewegung, in welcher er sich seit dem übereilten Abmarsche aus der Schweiz befunden hatte, sowie die Strapazen des Feldzugs bewirkten das Wiederauftreten seiner alten epileptischen Leiden, so daß er, gleich sehr durch Körperschwäche wie durch Seelenschmerz getrieben, im Dezember 1799 den Oberbefehl niederlegte. Andererseits war auch der Bruch zwischen Rußland und Oesterreich unheilbar geworden. General Monnier, der Vertheidiger Ancona's, hatte die Citadelle dem russischen Admiral Woinowitsch übergeben, welcher sie mit russischen Seesoldaten besetzte und die russische Fahne aufziehen ließ. Allein der österreichische General Frölich, entrüstet darüber, daß ihm die Russen zuvorgekommen, wies den Grafen Woinowitsch aus Ancona hinaus und entfernte zugleich die russische Fahne. Dieser Schimpf zerriß bei Kaiser Paul den letzten Faden der Geduld: er brach alle diplomatischen Beziehungen mit Oesterreich hellodernden Zornes auf der Stelle ab. Allein standen somit die Oesterreicher in Schwaben wie in Italien dem heraufziehenden Schlachtenwetter gegenüber: aber Thugut wiegte sich in siegessicherer Hoffnung; er hielt die Heere Oesterreichs auch ohne die lästige Bundesgenossenschaft Rußlands dem französischen Gegner für mehr als gewachsen, zumal es ihm gelungen war, mit Bayern, Württemberg und Mainz günstige Subsidienverträge zu Stande zu bringen. Standen doch unter den Befehlen des Feldzeugmeisters Kray über 100,000 Mann im Felde, 24,000 davon in Graubündten und Tirol, 80,000 am Oberrhein von Schaffhausen bis gegen Heidelberg, während die Armee unter Melas in Italien von nicht geringerer Stärke war.

Bonaparte's Uebergang über den Großen St. Bernhard. Melas eröffnete den Feldzug. Nachdem er die Hauptplätze Oberitaliens und die Ausgänge der wichtigsten Alpenpässe besetzt hatte, wandte er sich gegen Massena. Es gelang ihm, die weitgedehnte Vertheidigungslinie desselben zu durchbrechen und Massena in Genua einzuschließen, während die abgetrennte Hälfte der französischen Armee unter Suchet gezwungen wurde, sich westwärts über den Var zurückzuziehen. So gab sich denn Melas der Hoffnung hin, nach der Einnahme von

Genua in die Provence einzudringen und die dortigen Royalisten zu den Waffen gegen die französische Republik rufen zu können. Allein diese Hoffnung sollte sich ihm nicht erfüllen; nicht nur daß Massena wie Suchet auf das Tapferste Widerstand leisteten, sondern auch ein neuer Feind stieg über die Alpen herab und bedrohte die Oesterreicher im Rücken. Es war die Reservearmee, welche Bonaparte von Dijon heranführte.

Zwar war der Plan des Ersten Konsuls gewesen, erst dann mit der Reservearmee gegen die Oesterreicher vorzurücken, wenn Moreau die Armee Kray's ganz von der Schweiz würde abgedrängt haben, um dadurch nicht blos Melas von aller Unterstützung aus Oesterreich abzuschneiden, sondern um auch selbst dann ein Corps von 25,000 Mann über den St. Gotthard Berthier zusenden zu können. Allein die Lage Massena's in Genua war, trotzdem er durch stete Ausfälle die Oesterreicher fortwährend in Athem erhielt, doch aus Mangel an Lebensmitteln eine so bedrohte, daß ihm schleunig Hülfe gebracht werden mußte. Denn nur bis Ende Mai, berichtete der tapfere General, würde er sich in dem gänzlich abgeschnittenen Genua halten können. Es blieb daher dem Ersten Konsul nichts Anderes übrig, als nach Italien aufzubrechen, sobald nur die Nachricht eingetroffen war, daß Moreau den Rhein überschritten und seine Operationen glücklich begonnen habe.

In aller Stille wurden die Corps der Reservearmee aus dem Lager von Dijon, Lyon und Chalons an der Marne gegen die Alpen vorgeschoben. Am 6. Mai 1800 begab sich Bonaparte selbst zur Armee. In Genf suchte er Necker auf, den alten Finanzminister Ludwig's XVI., ohne jedoch in ein näheres Verhältniß zu ihm zu treten. Dann ging der Marsch am nördlichen Ufer des Genfer Sees entlang über Lausanne nach Martigny am Fuße des Großen St. Bernhard. Denn über diesen sollte, da der St. Gotthard noch nicht vor den Oesterreichern gesichert war, das Hauptheer in Italien eindringen, während zugleich einzelne Corps über den Simplon, den Kleinen St. Bernhard und den Mont Cenis vordringen sollten.

Es war ein ungeheures Wagniß, eine Armee mit Geschütz und Troß über den Saumpfad des höchsten Passes der Westalpen hinüberzuführen, dennoch nicht geeignet, den Eindruck von Suworow's Marsch über den St. Gotthard zu überbieten. Zwar waren die Terrainschwierigkeiten kaum weniger groß als dort, aber auf dem St. Bernhard stand kein Feind, um Schritt für Schritt das Vordringen zu wehren. Erst jenseits sperrte den Hinabstieg durch das obere Thal der Dora Baltea das kleine Fort Bard mit einer Besatzung von 800 Oesterreichern. So wurde denn unter der Gunst des schönsten Wetters der Marsch angetreten, auf schmalen Fußsteigen hinauf zu der schneebedeckten Höhe. Lannes machte am 14. Mai den Anfang, mit den letzten Divisionen folgte drei Tage später Bonaparte. Die Wagen wurden auseinandergenommen und die einzelnen Theile mit dem Gepäck auf Schleifen gebracht oder getragen. Das schwere Geschütz wurde in ausgehöhlte Baumstämme gelegt und von den Soldaten compagnieweis emporgezogen und geschoben, die kleineren Feldstücke wurden auf starke Maulthiere geladen; die Pferde mußten fast stets am Zügel geführt werden. Es war ein unabsehbarer Zug, der sich in den Krümmungen des Pfades bald aufwärts bald abwärts um die jähen Felsen herum langsam zur Höhe emporwand, belebt von frohem, lautem Getümmel. Allenthalben sah man den Ersten Konsul auf seinem Maulthier, wie er bald den Soldaten ein aufmunterndes Wort zurief, bald sich mit ihnen auf gut soldatisch — in dieser Kunst war er Meister — unterhielt. Ueber Schneefelder ging es zum letzten steilen Anstieg empor. Bonaparte rief den Soldaten zu, sie sollten sich vorher erst eine Weile ausruhen. „Sehen Sie nur zu, wie Sie hinaufkommen", antworteten ihm die Grenadiere, „lassen Sie uns nur machen." Sie ließen die Trommeln rühren, unter rasselnden Wirbeln klimmten sie den Abhang empor und gewannen mit lautem Hurrah die Höhe.

Vor dem Hospiz standen Tische mit Wein, Brot und Käse. Auf Kanonen und Gepäckstücken, zwischen Schneehaufen gelagert, genossen die Grenadiere das frugale Mahl, während die ehrwürdigen Väter des Hospizes mit Freundlichkeit durch die Gruppen wandelten. Bonaparte unterhielt sich mit den Mönchen; er gab ihnen die trostreiche Zusicherung, daß er der christlichen Religion ihr Ansehen wieder verschaffen und den päpstlichen Stuhl aufs Neue befestigen wolle.

Eine Stunde dauerte die Rast, dann ging es an der steileren italienischen Seite hinab. Jetzt häuften sich Beschwerde und Gefahr. Der Schnee, in der milderen Sonne weich geworden, gab dem Tritte nach, und nicht selten stürzten Menschen oder Pferde in den Abgrund. Ungeduldig ließen viele Offiziere über die steilen Schneewehen sich hinabgleiten; selbst der Erste Konsul versuchte die schnellere Bahn. Endlich nach fünf Tagen war das ganze Heer mit Artillerie und Gepäck über den Paßpfad hinüber, aus den Eisfeldern in das grüne Thal der Dora Baltea versetzt. Zur Rast war keine Zeit; denn die Lebensmittel waren erschöpft und die armen Alpenthäler boten keinen Ersatz.

Da sperrte dicht hinter Aosta die kleine Felsenfeste **Bard** den engen Thalweg. Der österreichische Kommandant weigerte sich, sie zu übergeben: Lannes konnte nicht weiter. Ein Versuch, von einer höher ansteigenden Bergspitze aus mit einigen hinaufgetragenen leichten Feldgeschützen sie zur Ergebung zu zwingen, mißlang. In dieser Noth langte Bonaparte an: er befahl den Sturm. Tollkühn ging eine Abtheilung Grenadiere gegen das Felsennest vor: die Wenigsten kamen zurück. Immer vorwärts drängend, gab er daher den aussichtslosen Angriff auf und ließ sein Heer zur Linken der Straße auf einem Hirtenpfade den Berg Albaredo emporklimmen, die Festung zu umgehen. Alle Pferde wurden, am Zügel geführt, mitgenommen, auch die Bespannung der Geschütze. Die Kanonen aber den Berg emporzubringen, war ganz unmöglich. List mußte helfen. Die Heerstraße vor der Festung wurde mit Stroh und Mist belegt, die Räder und die Kanonenrohre mit Werg umwickelt, um ihr Rasseln in den Lafetten zu verhindern. Dann spannten sich beherzt die Kanoniere selbst vor ihre Geschütze und zogen sie im Dunkel der Nacht lautlos unter den Kanonen der Festung vorbei. Zu seiner größten Bestürzung hatte der Kommandant am Tage die endlose Reihe der französischen Soldaten über den Albaredo von dannen ziehen sehen; jetzt mißtrauisch, ließ er von Zeit zu Zeit Leuchtkugeln über die Heerstraße aufwerfen und entdeckte alsbald den stillen Zug der französischen Kanoniere. Sofort ließ er hineinfeuern in die lange Reihe: mancher Kanonier stürzte schwer getroffen vor seinem Geschütz zu Boden, aber sofort traten andere an seine Stelle; keine Stockung entstand, heldenmüthig hielten die Artilleristen, ohne zu antworten, das feindliche Feuer aus und brachten bis zum Morgen ihre Geschütze sämmtlich an der Festung vorbei. Ivrea am Ausgange des Thales wurde mit stürmender Hand von Lannes genommen: die Ebene von Piemont lag offen vor den Wackeren.

Die Schlacht von Marengo. Dennoch wandte sich jetzt Bonaparte nicht sofort zum Entsatze Genua's; vielmehr zog er die Corps, welche über die anderen Alpenpässe herüberkamen, auch das von Moreau geschickte, welches zwar nicht 25,000, aber doch 15,000 Mann stark war, an sich heran und befreite zunächst Piemont und die Lombardei von der österreichischen Herrschaft. Am 2. Juni hielt er in Mailand pomphaften Einzug. Dann erst schickte er sich an, bei Piacenza mit 36,000 Mann den Po zu überschreiten, um geradeswegs von hier gegen Melas loszugehen.

Indessen **Genua** war nicht im Stande, die Entscheidung der Feldschlacht abzuwarten. Tagelang schon hatten die Vertheidiger keine andere Nahrung erhalten als ein Stück Brot, aus Kakao und Stärkemehl gemischt, längst hatte die Mehrzahl der Einwohner nichts als Wurzeln und Kräuter zum Essen; Hunderte starben täglich vor Hunger und Entkräftung: da übergab Massena am 4. Juni den Oesterreichern die Stadt und führte sein auf die Hälfte zusammengeschmolzenes Heer, das schwankenden Schatten mehr als Soldaten glich, nach Frankreich zurück.

Das war für Bonaparte ein empfindlicher Schlag; denn dadurch wurde gegen ihn jetzt das ganze Belagerungscorps des Generals Ott frei. Sofort berief diesen auch Melas, der Oberfeldherr, zu sich zugleich mit Elsnitz, welcher so lange Suchet im Schach zu halten gehabt hatte. Allein auf dem Marsche nach Alessandria, wohin Melas seine zerstreuten Truppen zu sammeln suchte, stieß Ott auf den Vortrab Bonaparte's unter Lannes und Victor, die ihm bei **Montebello** eine so schwere Niederlage am 9. Juni beibrachten, daß er nur noch 10,000 Mann Melas zuzuführen im Stande war.

Am 12. Juni hatte Bonaparte sein ganzes Heer über den Po geführt und rückte nun auf Tortona an dem Flüßchen Scrivia vor. Von hier aus erstreckt sich zwei Meilen weit eine

flache Ebene bis zu dem Flusse Bormida, an dessen westlichem Ufer Alessandria liegt. Die Straße dorthin führt von Tortona aus durch Kornfelder und Weinpflanzungen vorbei an dem Dorfe St. Giuliano und eine Meile weiter an dem Flecken Marengo, von wo man in einer halben Stunde die Bormida erreicht. Bonaparte wußte, daß Melas bei Alessandria stand; nach den angestellten Rekognoszirungen kam er zu der Ueberzeugung, daß Melas die Absicht habe, einer Schlacht auszuweichen und auf der Straße von Novi ins Gebirge sich zurückzuziehen. Um dies zu verhindern, sandte er den eben erst aus Aegypten eingetroffenen General Desaix mit 5300 Mann in der Richtung auf Novi vor, während er Lannes und Victor mit 14,000 Mann in und um Marengo und etwas hinter ihnen Murat mit 2000 Mann Reiterei aufstellte. Als Reserve endlich stand dicht an der Scrivia das Corps des Generals Monnier mit zwei Reiterregimentern und der 1200 Mann starken Konsulargarde.



Die Schlacht bei Marengo. Nach der zeitgenössischen Zeichnung eines französischen Generalstabsoffiziers.

Indessen Melas dachte nicht an Ausweichen; er war entschlossen, das Schicksal Italiens durch einen offenen Angriff auf die Armee Bonaparte's zu entscheiden. Am 14. Juni, Morgens gegen acht Uhr, überschritt er daher die Bormida und drang mit großer Uebermacht sofort gegen Lannes und Victor bei Marengo vor. Sechs Stunden lang wogte der Kampf; endlich begann den Franzosen die Munition auszugehen. Durch die feindliche Ueberzahl von drei Seiten bedroht, traten sie unter stetem Feuern den Rückzug an. Jetzt erst sandte Bonaparte den Bedrängten die Reserve zu Hülfe, da er immer noch der Meinung war, daß der Hauptkampf in der Richtung auf Novi stattfinden würde. Der Kampf kam wieder zum Stehen: allein nicht lange, so trieb Ott die Division Monnier in aufgelöster Flucht zurück. Selbst die Konsulargarde, bei der sich der Erste Konsul selber befand, mußte weichen. Die Schlacht war verloren: auf der ganzen Angriffslinie gingen die Oesterreicher vor. Melas, durch eine leichte Wunde und die Anstrengung des Tages erschöpft — zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen worden — übertrug die Verfolgung der französischen Armee dem General Zach und ritt siegesfroh nach Alessandria zurück. Die Bataillone der Oesterreicher begannen im Gefühle des Sieges sich aufzulösen, um die in den Feldern zerstreut liegenden Todten zu plündern.

Bonaparte war in Verzweiflung: er dachte daran, sich persönlich auf den Feind zu werfen, um doch noch zu siegen oder zu sterben. In diesem Augenblicke kam ein Offizier auf ihn zugaloppirt mit der Meldung, daß die Division Desaix, da auf der Straße nach Novi kein Feind sich zeige, nach St. Giuliano zurückgekehrt wäre. Bonaparte trieb sein Pferd zum schnellsten Laufe nach dem Dorfe: sofort besprach er mit dem alten Waffengefährten die Wiederaufnahme der Schlacht. Von Neuem donnerten die französischen Kanonen, dann ging Desaix mit seinen ganz frischen Truppen auf die überraschten und halb zerstreuten Oesterreicher vor. Hierdurch ermuthigt nahmen auch die anderen Corps den Kampf wieder auf. Eine Flintenkugel warf den voransprengenden Desaix vom Pferde. Voll Ingrimm über den Verlust ihres Führers stürzen sich seine Bataillone mit dem Bajonnet auf die Gegner; ein wildes Handgemenge entsteht. Da sprengt, den rechten Augenblick ersehend, der junge General **Kellermann**, der Sohn des Siegers von Valmy, mit drei Schwadronen Dragoner, Alles vor sich niederreitend, den bestürzten Oesterreichern in die Flanke. Ein jäher Schrecken ergreift die eben noch Siegreichen: vor der kleinen Schar der einhauenden Dragoner werfen ganze Regimenter die Waffen weg und geben sich kriegsgefangen oder laufen in wirrem Getümmel von dannen. Das bringt auch die anderen Regimenter ins Wanken, und als der Abend heranbricht, drängt die ganze österreichische Armee in voller Auflösung sich über die Bormida unter die Wälle Alessandria's zurück. Schonungslos reiten die Reiter das eigene Fußvolk nieder, um vor diesem die Brücken zu gewinnen, während unablässig die siegreichen Franzosen nachdrängen, um die besinnungslose Verwirrung zu vollenden.

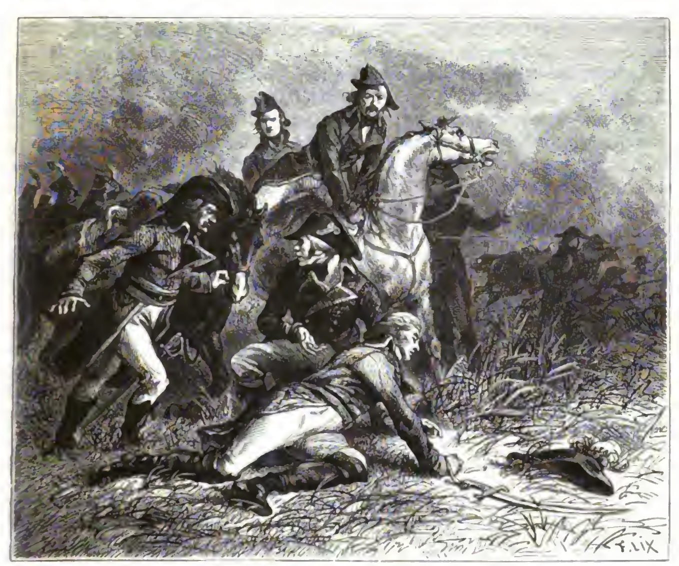
Die Niederlage der Oesterreicher war so vollständig, wie sie nur sein konnte. Mit jugendlicher Ruhmredigkeit prahlte Kellermann, an diesem Tage die Krone auf das Haupt des Ersten Konsuls gesetzt zu haben. Er überschätzte nicht die Bedeutung des Sieges, wol aber die Bedeutung dessen, was er dazu gethan. Der Held des Tages war Desaix: aber der war todt; mit einer Klage darüber, daß er „nicht genug gethan, um im Andenken der Nachwelt fortzuleben", hatte er auf dem Schlachtfelde seine tapfere Seele ausgehaucht. Sein Adjutant Savary suchte ihn am Abend aus den Haufen der Gefallenen hervor, wickelte ihn in einen Husarenmantel und brachte ihn ins Hauptquartier zu Torre di Garofalo. Bonaparte sah den alten Kampfgenossen in tiefer Bewegung wieder. „Der Tag wäre schön", sagte er, „wenn ich heute Abend Desaix auf dem Schlachtfelde hätte umarmen können! Ich hätte ihn zum Fürsten gemacht, wenn ich's gekonnt."

Am folgenden Tage erschien der Fürst Liechtenstein im französischen Hauptquartier, um im Auftrage von Melas Bonaparte einen Waffenstillstand anzubieten. Der Erste Konsul ging darauf ein: die Trümmer der österreichischen Armee zogen sich hinter den Mincio zurück; ganz Italien bis an den Mincio und unteren Po war den Franzosen überlassen: als Sieger und Herr kehrte Bonaparte nach **Mailand** zurück. Den kühnsten Flug der Gedanken hatten seine Thaten überboten. Mit überschwänglichen Huldigungen empfing ihn die Bevölkerung. Die Geistlichkeit veranstaltete im Dome ein feierliches Tedeum „für die glückliche Befreiung Italiens von den Ketzern und Ungläubigen." Bonaparte hatte von den neuen Gedanken, die ihn bewegten, schon den bieder-harmlosen Mönchen auf dem St. Bernhard eine Andeutung gemacht; jetzt versammelte er die Priester der lombardischen Hauptstadt und erklärte ihnen, daß „er entschlossen sei, die römisch-katholische Religion wieder herzustellen und mit allen Mitteln zu vertheidigen: sie sei die einzige, welche eine geordnete, glückliche Gesellschaft und eine gute Regierung verbürge." Zugleich sandte er einen vertrauten Prälaten an den eben neu gewählten Papst Pius VII. mit der Ankündigung, daß er nicht gesonnen sei, die römische Republik wiederherzustellen, vielmehr in Frankreich die Aussöhnung zwischen Staat und Kirche zu bewirken. Denn das war ihm klar, daß die Bundesgenossenschaft des Klerus in Italien und Frankreich, wenn er sie gewinnen könne, ein festester Grundpfeiler seiner Herrschaft sein würde.

Inzwischen wurde die cisalpinische Republik neu organisirt und ihr eine Verfassung gegeben, welche sie mit der Konsularverfassung Frankreichs in Uebereinstimmung brachte. Freilich kam die neue Freiheit den Italienern theuer zu stehen: die cisalpinische Republik mußte monatlich

2 Millionen Francs, Piemont $1^1/_2$ Millionen Francs zahlen; Domänen und Klostergüter wurden eingezogen, die französischen Soldaten auf Kosten des Landes verpflegt. Moreau in Deutschland erfuhr sogar strengen Tadel von Seiten des Ersten Konsuls, daß er von den besetzten deutschen Ländern nicht mehr als 40 Millionen Francs außer der vollständigen Ernährung und Bekleidung seiner Truppen und der Lieferung von einigen tausend Pferden eingetrieben hätte. Da verstand es Massena ganz anders, als Bonaparte bei seiner Abreise den Oberbefehl in Italien ihm übertrug.

In aller Stille kehrte Bonaparte nach diesen Anordnungen nach Frankreich zurück; in der Nacht des 2. Juli traf er wieder in Paris ein und wartete nun den Erfolg des neuen Friedensanerbietens ab, das er zugleich mit dem Waffenstillstandsvertrage von Alessandria an Kaiser Franz gesendet hatte.



Desaix' Tod. Zeichnung von F. Lix.

Moreau's Erfolge in Deutschland. Jetzt wäre Bonaparte der Abschluß des Friedens it Oesterreich gewiß erwünscht gewesen. Denn durch den wunderbaren Erfolg von Marengo ır seine Lage eine solche geworden, wie er ein halbes Jahr zuvor sie gewünscht hatte. Und rklich schien Oesterreich jetzt nicht mehr im Stande, den Frieden abzulehnen. Denn kaum nder verzweifelt als auf dem italienischen Kriegsschauplatz war seine Lage auf dem deutschen.

Bei Breisach war Moreau über den Rhein gegangen. Gleich in den ersten Tagen des ai schlug er in einer Reihe blutiger Gefechte bei Stockach, Engen und Möskirch die Oester- cher zurück, bemächtigte sich der dortigen Magazine und zwang Kray sich in die Verschanzungen n Ulm zurückzuziehen. Da stellte es sich denn klar heraus, daß Kray, gewiß ein tapferer neral, dem Oberbefehle über eine große Armee nicht gewachsen war. Er verstand es weder, s durch diese Mißerfolge erschütterte Vertrauen seiner Truppen wieder zu gewinnen, noch ch nur bei den Soldaten und Offizieren sich das nöthige Ansehn zu verschaffen; jede Eigen- lligkeit sah er seinen Generalen nach und stimmte ohne Einsicht in die Erfordernisse einer

40*

Heeresleitung im Kriegsrathe in der Regel Demjenigen zu, der gerade zuletzt gesprochen hatte. Darüber ging alle Einheitlichkeit der Operationen verloren, und der Soldaten bemächtigte sich Schlaffheit und Unlust.

Vergeblich versuchte Moreau den Gegner aus der gesicherten Stellung bei Ulm hervorzulocken. Sobald ihm jedoch die Nachricht von Bonaparte's Siege zuging, der es ihm erlaubte, sich nunmehr weiter von der Schweiz zu entfernen, ging er getrost um Ulm herum und begann weiter stromabwärts bei Blenheim die Donau zu überschreiten. Ein Corps nach dem andern sandte Kray, um den Uebergang zu verhindern, gegen Moreau; aber einzeln wie sie kamen, schlug dieser sie einzeln zurück und ging auf das linke Donauufer über. Dadurch sah sich Kray, in Gefahr, von der Verbindung mit den Erblanden ganz abgeschnitten zu werden, genöthigt, eilig von Ulm zu weichen und in weitem Bogen über Nördlingen auf Neuburg zu marschiren, wo er glücklich vor den Franzosen die Donau wieder erreichte. Hier kam es aber von Neuem zu heftigen Zusammenstößen mit den Feinden, durch die Kray gezwungen wurde, auf das rechte Donauufer zurückzugehen.

In diesen Gefechten bei Neuburg fand der tapfere Theophile de Latour d'Auvergne am 27. Juni, 56 Jahre alt, durch einen Lanzenstich ins Herz getroffen, seinen Tod. General zu werden hatte er beharrlich abgelehnt; höher schätzte er die Ehre, mit seinem Corps stets in der Avantgarde zu stehen. Den Feldzug in der Schweiz unter Massena hatte er als einfacher Freiwilliger mitgemacht. Nach dem 18. Brumaire zum Mitgliede des Gesetzgebenden Körpers ernannt, wies er die Berufung zurück: er könne, meinte er, wol Gesetze vertheidigen, aber nicht machen. So trat er denn in die Rheinarmee ein; da er auch jetzt jede Beförderung verschmähte, so gab ihm der Erste Konsul den Titel „der erste Grenadier Frankreichs" und ehrte das Andenken des gefallenen Helden, dessen Stelle im Grenadiercorps unbesetzt blieb, durch die Bestimmung, daß, wenn beim Appell der Name Latour's aufgerufen wurde, ein Grenadier vorzutreten und zu antworten hatte: „Gefallen auf dem Felde der Ehre!"

Ohne Säumen drängte Moreau jetzt wieder den Oesterreichern auf das rechte Donauufer nach, besetzte Bayern, nahm München ein und zwang endlich Kray, mit seiner entmuthigten und ermatteten Armee sich hinter den Inn zurückzuziehen. Da bat denn Kray um Waffenstillstand; Moreau gewährte ihn: am 15. Juni wurde er in Parsdorf auf unbestimmte Zeit abgeschlossen.

Diplomatische Verhandlungen. Bonaparte sah in dem Waffenstillstande die Einleitung zum Frieden mit Oesterreich, dem er jetzt mit allem Nachdrucke zustrebte. Seine Hoffnung war, die beiden verbündeten Großmächte zu trennen, indem er Oesterreich zum Abschlusse eines Separatfriedens brächte, um dann mit England allein abzurechnen.

Zu diesem Zwecke knüpfte er jetzt auch Verhandlungen mit den nordischen Großmächten an. Sein Adjutant Duroc ging nach Berlin, um dem Könige von Preußen ein Bündniß mit Frankreich anzutragen. Wol fand der ritterliche General, ein Mann zudem von angenehmen Manieren und diplomatischer Gewandtheit, bei König Friedrich Wilhelm eine sehr freundliche Aufnahme, allein den Zweck seiner Sendung erreichte er nicht: Preußen beharrte allen Anerbietungen zum Trotz auf seinem Verlangen, vollkommene Neutralität zu bewahren.

Größeren Erfolg indeß hatte der Erste Konsul bei Rußland. Er übersandte dem Kaiser Paul den Degen, welchen einst Papst Leo X. dem Johannitergroßmeister Lisle Adam geschenkt hatte, und bot ihm außerdem die Abtretung der Insel Malta an. Das war eine wahre Erquickung für den Zaren, der sich von Oesterreich verrathen, von England schlecht behandelt glaubte; mit Begeisterung ging er auf das Entgegenkommen Bonaparte's ein, in dem er den Gesinnungsgenossen, den Bändiger der verhaßten Revolutionsideen erkannte. Und als nun Bonaparte noch gar ihm einige Tausend russische Gefangene, die in Holland in Brune's Hand gefallen waren, neubewaffnet und neugekleidet zurücksandte, da schickte Paul sofort den General Sprengporten nach Paris mit dem Befehle, jene 6800 Mann unverzüglich als Besatzung nach Malta hinüberzuführen, entschlossen, wenn England der Besetzung Malta's sich widersetzen sollte, mit Bonaparte sich gegen das Inselreich zu verbünden. Ein Kriegszug gegen Indien vom Kaukasus aus schwebte ihm vor der Seele.

Indessen auch England suchte seine Stellung zu stärken. Es bewilligte Oesterreich unter der Form einer Anleihe eine Subsidienzahlung von $2^1/_2$ Mill. Pfund Sterling (50 Mill. Mark) unter der Bedingung, daß Kaiser Franz bis Ende Februar keinen Sonderfrieden mit Frankreich schlösse. Daher fanden die Friedensanerbietungen Bonaparte's in Wien taube Ohren, so bedroht auch die Kriegslage Oesterreichs war. Derselbe Graf St. Julien, der, wegen Auswechselung der Gefangenen ins französische Hauptquartier geschickt, von dort Bonaparte's Erbieten überbracht hatte, wurde an ihn zurückgesandt, nicht etwa mit ablehnender Antwort — denn Thugut wollte durch langsame Verhandlungen Zeit zu neuen Rüstungen gewinnen — sondern nur mit dem Auftrag, die Anträge des Ersten Konsuls genauer zu vernehmen und nach Wien zurückzubringen.

In langsamen Tagereisen gelangte St. Julien nach Paris. Sofort aber bemächtigte sich Bonaparte seiner und redete dem in diplomatischen Geschäften gänzlich Unerfahrenen, fort und fort zum Frieden drängend, ein, daß er durchaus zur Unterhandlung von Friedenspräliminarien bevollmächtigt sei. In sechs raschen Sitzungen wurde mit St. Julien ein Präliminarvertrag entworfen, welcher Oesterreich viel weniger als der Frieden von Campo Formio gewährte und es zur Entschädigung auf irgend welche, später auszumittelnde Entschädigungen in Italien anwies. Hinzugefügt war, daß, wenn dieser Vertrag bis zum 15. August mit des Kaisers Unterschrift nicht wieder in Paris wäre, der Krieg von Neuem losbrechen sollte.

Kaiser Franz war entrüstet über dies Spiel: den unglücklichen Grafen schickte er ohne Weiteres auf die Festung und verwarf den Vertrag durchaus. Um jedoch den Ausbruch des Krieges noch länger hinzuhalten, machte er im Einverständnisse mit England dem Ersten Konsul den Vorschlag, durch einen Kongreß der drei kriegführenden Mächte, etwa in Luneville oder sonstwo auf französischem Boden, den allgemeinen Frieden herbeizuführen.

Cobenzl in Paris. Daß sich die Großmächte somit als die friedliebendere Partei hinstellen wollten, verdroß Bonaparte auf das Aeußerste: er verlangte daher von England ebenfalls den Abschluß eines Waffenstillstandes, was dies ablehnte, und wollte Oesterreich nur gegen die Auslieferung der Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt die Verlängerung des schon abgeschlossenen bewilligen. Kaiser Franz, der Kriegstüchtigkeit seines Heeres mißtrauend, ging zu Hohenlinden darauf ein. Voller Verdruß darüber nahm Thugut seine Entlassung: Cobenzl trat an seine Stelle, indem er sich selbst zum Gesandten für den Kongreß in Luneville ernannte und sich auch selbst die Instruktion für die Verhandlungen gab. Seine Meinung war für den Fall, daß Oesterreich sehr günstige Bedingungen von Frankreich bewilligt erhielt, den Frieden auch ohne England abzuschließen.

Als Cobenzl in Luneville eintraf, wurde ihm der dringende Wunsch des Ersten Konsuls mitgetheilt, ihn in Paris zu sehen. Ohne Verzug machte er sich daher dorthin auf. Gleich am Abend seiner Ankunft hatte er eine Unterredung mit Bonaparte, die bis Morgens um vier Uhr dauerte, aber doch zu keiner Verständigung führte. Auch an den folgenden Tagen genügten Cobenzl die Anerbietungen noch nicht, die ihm von Seiten Frankreichs gemacht wurden; er blieb daher bei seiner Weigerung, ohne England nicht unterhandeln zu wollen, während Bonaparte von einer Theilnahme Englands an den Verhandlungen nichts wissen wollte. Ein heftiger Zusammenstoß konnte bei der Hartnäckigkeit Cobenzl's, bei der Gereiztheit Bonaparte's nicht ausbleiben.

Am 2. November war Cobenzl in Malmaison, dem Lustschlosse Josephinens, zu Gaste. Nach Tische zog sich der Erste Konsul mit Cobenzl und Talleyrand in sein Arbeitszimmer zurück, um seinem Gaste nochmals klar zu machen, wie thöricht sein Eigensinn sei, nicht ohne England unterhandeln zu wollen. Als aber diese Auseinandersetzung wie gewöhnlich keine Wirkung that, brach er heftig gegen Cobenzl los: „Ihr seid unzuverlässig und treulos; ihr seid nichts Anderes mehr als englische Trabanten; England aber will ewigen Krieg, und wenn ihr an England festhaltet, so werde ich meine Heere vorgehen lassen.“ Cobenzl entgegnete, daß sein Kaiser niemals aus Treubruch Vortheil suche; greife Frankreich an, so werde Oesterreich sich zu vertheidigen wissen. „Nur der Krieg kann also unsern Handel schlichten“, rief Bonaparte da drohenden Tones aus. „Ganz richtig“, antwortete Cobenzl, von seinem Sitze sich erhebend, „nur der Krieg! Für jetzt gehe ich nach Luneville zurück, nachdem ich Eurer

Einladung entsprochen und Euch angehört habe." Damit schritt er zur Thür. „Ihr braucht Euch dort nicht aufzuhalten", rief Bonaparte ihm nach; „ich schicke keinen Unterhändler mehr hin." „Sobald ich dies amtlich erfahre", entgegnete Cobenzl ruhig, „werde ich nach Hause reisen." Da brauste Bonaparte in voller Leidenschaftlichkeit auf. „Jetzt hättet ihr", rief er, einen Schritt auf Cobenzl zutretend, aus, „Venedig bis zum Chiese haben können; künftig werdet ihr es nicht einmal bis zur Etsch bekommen. Vor vier Jahren habe ich Wien verschont, weil ich es nicht zur Republik machen wollte; ein anderes Mal werde ich nichts verschonen. Wollt ihr keinen Separatfrieden haben, so sollt ihr einen allgemeinen Kongreß bekommen, wo Rußland und Preußen Theil nehmen, mit denen ich eben in Verbindung trete; ihr werdet dann mit euren Forderungen schlechtes Glück machen." „Davon befürchten wir nichts", gab Cobenzl zur Antwort und verließ das Zimmer und Schloß ohne Abschied.

Am folgenden Tage erschien Talleyrand bei dem österreichischen Bevollmächtigten, um ihm doch noch einen Schritt entgegenzuthun: er bot ihm Venedig bis zum Oglio und Ferrara an. Aber gerade diese Nachgiebigkeit nahm Cobenzl als Beweis, daß er bei fortgesetzter Weigerung doch noch mehr erhalten würde, wenn ihm auch Talleyrand erklärte, daß die Ablehnung dieses Vorschlages den Wiederausbruch des Krieges zur Folge haben müßte. Denn der Erste Konsul war weder durch seinen Bruder Joseph, der zum französischen Bevollmächtigten in Luneville bestimmt war, noch durch Talleyrand zu weiterem Entgegenkommen gegen Cobenzl zu bewegen. „Unser Sieg auf dem Schlachtfelde", entgegnete er, „ist ganz zweifellos, und dann werden wir den Frieden, wie er uns ansteht, diktiren." Moreau erhielt den Befehl, den Waffenstillstand zu kündigen und am 28. November die Feindseligkeiten wieder zu beginnen.

Indessen auch in Luneville noch bemühte sich Joseph zu einem Abkommen mit Cobenzl zu gelangen: er ging so weit, eine Theilung von Oberitalien und den Legationen zwischen Frankreich und Oesterreich vorzuschlagen. Das genügte dem Oesterreicher, auch Kaiser Franz war damit einverstanden. So kamen denn Joseph und Cobenzl überein, auf Grundlage dieser Theilung einen Separatfrieden abzuschließen, ihn jedoch erst im März nach Ablauf des österreichisch-englischen Vertrages zu veröffentlichen. Am 2. Dezember ging dieser Geheimvertrag nach Paris zur Bestätigung an den Ersten Konsul; allein die Antwort, die von dorther erfolgte, war, wie sie nicht anders sein konnte: zu spät!

Moreau's Sieg bei Hohenlinden. Unablässig hatte während des Waffenstillstandes Oesterreich seine Rüstungen fortgesetzt, Kray war in Ungnade des Oberbefehls entsetzt worden. Allein es konnten die Lücken in den Regimentern nur mit wenig geschulten Rekruten ausgefüllt werden, und den Oberbefehl hatte Kaiser Franz seinem vierten Bruder, dem sechzehnjährigen und in militärischen Dingen völlig unerfahrenen Erzherzog Johann, übertragen. So war auf das Heer kein sicherer Verlaß; eben so wenig aber auch auf die Bundesgenossen. Der Kurfürst von Bayern hatte bei der Meldung, daß im Hohenlindener Vertrage seine Festung Ingolstadt den Franzosen überliefert wäre, laut aufgeschluchzt, und sein Minister Montgelas dem österreichischen Gesandten ingrimmig zugeflüstert: „Das wird euch übel bekommen!" Bayern trat, so weit es möglich war, aus der Aktion zurück; und auch die Kontingente der übrigen deutschen Verbündeten Oesterreichs wurden durch täglich zunehmende Desertion bald ganz kampfunfähig.

General Lauer, der militärische Beirath des jungen Erzherzogs, verschmähte es, nachdem die Feindseligkeiten wieder begonnen hatten, sich hinter dem breiten und reißenden Inn zu vertheidigen: er überschritt den Strom und setzte sich auf der Mühldorfer Straße gegen Landshut in Marsch, um so durch Bedrohung der Flanke des Gegners diesen zu nöthigen, sich westwärts zurückzuziehen. Allein auch Moreau hatte sich in Bewegung gesetzt, ostwärts auf den Inn zu, jedoch auf südlicherer Straße. Da geschah es denn, daß sein linker Flügel unter General Grenier bei Ampfing, zwei Meilen vor Mühldorf, auf die österreichische Hauptmacht stieß: er mußte nach tapferem Widerstande der feindlichen Uebermacht weichen. Die Oesterreicher machten sich, um den errungenen Vortheil auszunutzen, zu kräftiger Verfolgung auf: das Centrum unter dem Erzherzog auf der Mühldorfer Straße, der rechte Flügel unter Kienmayer, der linke unter Riesch zur Seite auf Feld- und Waldwegen.

Die Mühldorfer Straße tritt bei dem Dorfe Mattenbett in einen großen Tannenwald ein, welcher eine ausgedehnte Hochfläche bedeckt. Auf der Höhe derselben in einer weiten Lichtung liegt das Dorf Hohenlinden, zu dem die Straße von Mattenbett an in einem tiefen Einschnitt zwischen dichtem Gehölze emporführt. Hier stellte Moreau, von der Richtung des feindlichen Anmarsches unterrichtet, seine Hauptmacht auf, den Divisionen Decaen und Richepanse aber gab er den Befehl, in südlichem Bogen vorzugehen und, sobald die Oesterreicher in den Wald eingedrungen sein würden, sich nordwärts gegen Mattenbett zu wenden und von dort her dem Feinde in den Rücken zu fallen.

Mühsam, einem dichten Schneegestöber entgegen, drangen am 3. Dezember 1800 die Oesterreicher vor; ihre Regimenter füllten den ganzen Hohlweg aus. Nirgends sahen sie etwas von den Franzosen: erst als sie bei Hohenlinden aus dem Walde heraustraten, wurden sie von feindlichen Kugeln empfangen, ohne daß sie in der Enge des Defilés ihre Ueberzahl entwickeln konnten. Mit wechselnden Vorstößen schwankte der Kampf.

Unterdessen hatte der General Richepanse, dem in geringer Entfernung Decaen folgte, den ihm befohlenen Marsch auf grundlosen Feldwegen mit äußerster Anstrengung ausgeführt. Er war dabei auf den linken Flügel der Oesterreicher unter Riesch gestoßen, hatte sich aber in der Erwartung, daß Decaen allein im Stande sein würde, den Vormarsch Riesch's aufzuhalten, begnügt, nur eine Division gegen Riesch in den Kampf zu schicken. Denn ihm lag daran, vor Allem Mattenbett rechtzeitig zu erreichen. Allein er erreichte das Dorf zu früh: die letzte Division der Oesterreicher war eben erst im Begriff, in das Defilé einzutreten. Schnell entschlossen theilte Richepanse die Division, die er noch bei sich hatte, sandte die eine Hälfte dem neuen Gegner entgegen und warf sich selbst mit der andern Hälfte in den Wald auf die dicht gedrängt in dem Hohlwege dahinziehenden österreichischen Regimenter und auf die endlose Wagenreihe des Trosses und der Geschütze. Der plötzliche Angriff der 2000 Franzosen brachte die Oesterreicher sofort in die größte Verwirrung; rathlos stauten sie sich in dem Hohlwege, während die Franzosen, durch das dichte Gebüsch zur Seite trefflich gedeckt, Salve um Salve in die wirren Massen hineinfeuerten. In größter Hast drängte Alles vorwärts und theilte die Bestürzung den weiter vorwärts marschirenden Regimentern mit. Moreau erkannte an der Unruhe der Oesterreicher, daß Richepanse in Mattenbett eingetroffen wäre, und ließ nun auch seine Divisionen unter Ney's ungestümer Führung zum Angriffe von vorn vorgehen. So von den Feinden in die Mitte genommen, verloren die Oesterreicher alle Haltung und Ordnung, in wirren Haufen klimmten sie an den Abhängen des Hohlweges empor und flüchteten sich in das Gebüsch, wo gerade Jedem ein Ausweg sich zeigte. Haufenweise wurden sie gefangen genommen, mit Mühe entging der junge Erzherzog selbst diesem Schicksal.

Was entronnen war, floh dem Inn zu und war froh, den breiten Strom zwischen sich und den Sieger zu bringen. Aber alsbald überschritt auch Moreau den Inn und trieb die flüchtigen Scharen immer weiter zurück über die Salzach, über die Traun, über die Enns: der Weg nach Wien lag offen vor ihm. Seine Generale drangen in ihn, die feindliche Hauptstadt zu erobern. „Den Frieden zu erobern ist besser“, entgegnete er ihnen und schloß mit dem Erzherzog Karl, der in dieser äußersten Noth sich hatte bereit finden lassen, den Oberbefehl doch wieder zu übernehmen, den Waffenstillstand zu Steyer am 25. Dezember 1800 ab, in welchem Oesterreich versprach, den Frieden abzuschließen, sei es mit, sei es ohne England.

Der Frieden von Luneville. So schien denn mit dem Jahrhundert auch der lange erbitterte Kampf zu Ende zu gehen, und für das neuanhebende neunzehnte Jahrhundert freundliche Friedensaussichten sich zu eröffnen. Oesterreich konnte um so weniger noch den Gedanken längern Widerstandes hegen, als auch von Süden her die Feinde in den Kaiserstaat eindrangen. Macdonald hatte hier mit einer neugebildeten Reservearmee den eisbedeckten Splügenpaß überschritten und zog nun auf Trient, und Brune, der Nachfolger Massena's im Oberkommando, war über den Mincio gegangen und bedrohte die Etsch.

Unter diesen Eindrücken begannen am 2. Januar 1801 in dem lothringischen Städtchen die förmlichen Friedensverhandlungen zwischen Cobenzl und Joseph Bonaparte. Um wie viel

ungünstiger war jetzt die Lage Oesterreichs als zwei Monate zuvor! Wie viel hatte Cobenzl durch seine Hartnäckigkeit verloren! Nicht einen Schritt über die Etsch hinaus war jetzt der Erste Konsul entschlossen, Oesterreich zu bewilligen, ja er drohte, daß, wenn bei weiterem Zögern Cobenzl's Brune noch weiter im Venezianischen vordränge, die Bedingungen noch schlechter würden. Wol jammerte und klagte Cobenzl laut über die Härte Bonaparte's, indeß am 11. Januar nahm er doch die Etschgrenze an, wogegen Joseph Bonaparte ihm versprach, eine Entschädigung für den Großherzog von Toscana, den Bruder des Kaisers Franz, etwa durch die römischen Legationen und den Verzicht des Ersten Konsuls auf die Säkularisation der geistlichen Fürstenthümer in Deutschland, auf welche vornehmlich die Kaisermacht sich stützte, erwirken zu wollen.

Indeß eben in diesen Tagen war der Neutralitätsbund der nordischen Mächte unter Rußlands Führung gegen England zu Stande gekommen, welcher mittelbar eine Stärkung der Stellung Frankreichs in sich schloß. Demnach lehnte der Erste Konsul trotz Joseph's Fürsprache die beiden Forderungen Oesterreichs rundweg ab. Wieder klagte Cobenzl laut über den Wankelmuth und die täglich wachsende Habgier Frankreichs, aber ein Kurier über den andern kam aus Wien, wo alle Stände mit gleicher Heftigkeit nach Frieden verlangten, an ihn, zum endlichen Abschlusse ihn zu mahnen. Da gab er denn nach und unterzeichnete mit schwerem Herzen zugleich für Oesterreich und Deutschland am 9. Februar 1801 den Frieden. Nicht einmal die einstweilige Geheimhaltung des Abschlusses vor England war ihm gewährt worden.

Der Frieden von Luneville besiegelte die Abmachungen von Campo Formio und Rastatt: die Abtretung Belgiens an Frankreich, Venedigs bis zur Etschlinie mit Istrien und Dalmatien an Oesterreich. Der Herzog von Modena sollte durch den Breisgau entschädigt werden, der Großherzog von Toscana für die Abtretung seines Landes volle Entschädigung in Deutschland finden. Der Thalweg des Rheins von der Schweiz bis Holland sollte nunmehr die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bilden. So unvollständig diese Bestimmungen waren, so war doch das Eine völlig klar, daß das Deutsche Reich die Kosten des Friedensschlusses tragen sollte: mit innerdeutschem Gebiete sollten nicht nur die durch die Rheingrenze geschädigten deutschen, sondern auch die depossedirten italienischen Fürsten entschädigt werden. So reichen Gewinn aber erhofften die deutschen Fürsten aus den Säkularisationen, daß der Reichstag in Regensburg schon am 6. März 1801 den Friedensschluß bestätigte, welcher die völlige Umformung der ganzen Reichsverfassung, die Vernichtung der kaiserlichen Autorität in sich schloß und Frankreich den weitgreifendsten Einfluß auf die Neugestaltung des Reiches gewährte. So trat auch Deutschland bis an die Grenzpfähle der beiden deutschen Großmächte heran in die Machtsphäre Frankreichs ein.

Aus Toscana wurde das Königreich Etrurien für den bourbonischen Herzog von Parma gebildet mit dem Heimfallrechte an die Bourbonen in Spanien. So meinte Bonaparte den König Karl IV. von Spanien sich zu verbinden. Sehnsüchtiger indeß schaute dieser noch nach Neapel aus, das Oesterreich in Luneville ganz sich selbst überlassen hatte. Bonaparte jedoch bewilligte im Frieden von Florenz König Ferdinand sein Reich innerhalb seiner alten Grenzen, nur mußte er den Engländern alle seine Häfen verschließen, den flüchtigen Patrioten straffreie Rückkehr gewähren und 15,000 Mann französische Soldaten in ihrem Lager bei Tarent auf seine Kosten verpflegen, bis sich die Möglichkeit fände, sie als Verstärkung der ägyptischen Armee zuzusenden. Dem Papste wurde gestattet, nach Rom zurückzukehren.

Das Konkordat. Jetzt war für den Ersten Konsul die Zeit gekommen, die in Mailand angeknüpften Verhandlungen mit dem Papste wieder aufzunehmen. Denn so wenig Religion er auch im eignen Herzen haben mochte, so entging ihm doch nicht, welch eine Macht die Religion bei den Menschen überhaupt ist, und wie er das Wiederaufleben des religiösen Bedürfnisses bei der Mehrzahl der Franzosen zur Befestigung seiner Herrschaft verwerthen könne.

Die Zeit der Freigeisterei war vorüber. In manchen Departements war von einer Feier der Dekadentage gar nicht mehr die Rede, wogegen die Sonntage und die christlichen Feste mit demselben Pompe gefeiert wurden, wie vor der Revolution. Dem republikanischen Verbote

des Zurschautragens von Kultusabzeichen wurde nicht mehr Folge geleistet: man sah wieder Kreuze und Weihkessel. Es kam verschiedentlich vor, daß Schullehrer an den republikanischen Festtagen mit Zustimmung der Eltern Schule hielten. In Paris kam es zu ganz öffentlichen Verhöhnungen des republikanischen Kultus. So sollte im Tempel des Friedens ein Neger mit einer Französin getraut werden, als die Musik die Arie anstimmte: „Elfenbein und Ebenholz giebt allerliebsten Schmuck", und die ganze Hochzeitsgesellschaft darüber in die lautesten Beifallsrufe ausbrach. Die Polizeiberichte waren voll Anzeigen, mit welcher Rührigkeit zumal die unbeeidigten Priester an der Wiederherstellung der katholischen Religion arbeiteten, wie sie, ihre Zuhörer auf das Beispiel der Makkabäer hinweisend aufforderten, für die heilige Religion ihr Blut bis zum letzten Tropfen zu vergießen. Mehrere Zeitungen nahmen sich mit Eifer der Sache des Christenthums an. Eine schrieb, die christliche Religion könne allein Glück und Heil verschaffen, eine andere warf Voltaire Impietät und Atheismus vor und schloß mit der Erklärung, daß die Grundsätze der Revolution Versündigungen gegen die Grundsätze der Religion seien, und daß „das abergläubische Frankreich" mehr werth gewesen wäre, als „das räsonnirende Frankreich". Verschiedentlich wurde von dem Einflusse berichtet, welchen die unbeeidigten Priester auf die Landbevölkerung gewönnen.

Eine Bewegung von ungeahnter Tiefe und Weite erhob sich: unmöglich konnte die Regierung sie sich selbst überlassen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, daß der neu entfachte Geist sich am Ende gegen sie selbst wende. Es schien eine Aufgabe von der allergrößten Bedeutung, die Häupter und Schürer dieser Bewegung unter die Autorität der Konsularregierung zu stellen. Der geradeste Weg dazu war die Verständigung mit ihrem Oberhaupte, mit dem Papste. Den Weg dazu hatte sich der Erste Konsul schon gebahnt; aber doch glaubte er großer Vorsicht zu bedürfen. „Begegnen Sie", schrieb er an Cacault, den französischen Gesandten in Rom, „dem Papste so, als wenn er 200,000 Soldaten hinter sich hätte." Indeß auch Pius lag daran, mit der französischen Republik zu einer Verständigung zu gelangen. Der Abgesandte des Papstes, der Erzbischof Spina von Korinth, zeigte sich sehr entgegenkommend; er ließ durchblicken, daß die Rückgabe der Legationen an den Papst die Verhandlungen sehr fördern würden. Als man jedoch seine Andeutungen in Paris durchaus nicht verstehen wollte, hatte er bei jeder Frage, über die verhandelt wurde, so große kirchenrechtliche Bedenken, daß Alles ins Stocken gerieth.

Da drohte denn der Erste Konsul, der eben erst mit Oesterreich zum Abschlusse gelangt war, nicht nur Rom militärisch zu besetzen, sondern auch die Gestaltung der französischen Kirche selbst in die Hand zu nehmen. Das wirkte: Pius sandte seinen Vertrauten, den Kardinal Consalvi, nach Paris, dessen Geschmeidigkeit es denn auch gelang, in vier Wochen den Abschluß des Konkordats zu Stande zu bringen. Am 15. Juli 1801 wurde es unterzeichnet. Die wesentlichsten Bestimmungen waren: der Katholizismus ist die Religion der Mehrzahl des französischen Volkes (nicht also Staatsreligion); das Kirchengut wird nicht zurückgefordert, aber der Staat übernimmt eine angemessene und reichliche Erhaltung der Kirche; die beeidigten wie die eidweigernden Priester legen ihre Aemter nieder (15,000 der beeidigten hatten sich verheirathet), können jedoch wieder erwählt werden; der Erste Konsul ernennt die 10 Erzbischöfe und 50 Bischöfe Frankreichs, der Papst ertheilt ihnen die kanonische Bestätigung; die Pfarrer werden von den Bischöfen ernannt; der Erste Konsul erhält dieselben Befugnisse wie die früheren Könige; der Papst ist Souverän des Kirchenstaates und Oberhaupt der Kirche. Jedoch sollte die Bekanntmachung päpstlicher Dekrete dem Gutheißen der Regierung unterliegen.

Am 15. August 1801 wurde das Konkordat durch die Bulle Ecclesia Christi veröffentlicht. Die Periode der Freigeisterei war vorüber. Aber es fehlte viel, daß die Zustimmung eine so allgemeine gewesen wäre, wie Bonaparte erwartet hatte. Denn es liegt im Wesen des Kompromisses, daß im Grunde keine der beiden Parteien damit recht zufrieden ist. Hier aber wurde es bald klar, daß der weitaus größere Vortheil auf der Seite der Geistlichkeit, nicht aber der Staatsregierung war, wenn auch Bonaparte der Ueberzeugung sich hingab, die Kirche völlig seinem Willen unterworfen zu haben. Denn was die Kirche weltlich verliert, hat sie

stets noch dreifach durch geistige Erstarkung wiedergewonnen. Jetzt zwar waren die Geistlichen, die früheren unbeeidigten voran, bereit, zur Befestigung der bonapartischen Alleinherrschaft mitzuwirken, und haben das redlich und erfolgreich gethan: aber würde Bonaparte stark genug sein, sie dazu zu zwingen, wenn sie etwa einmal es nicht wollten?

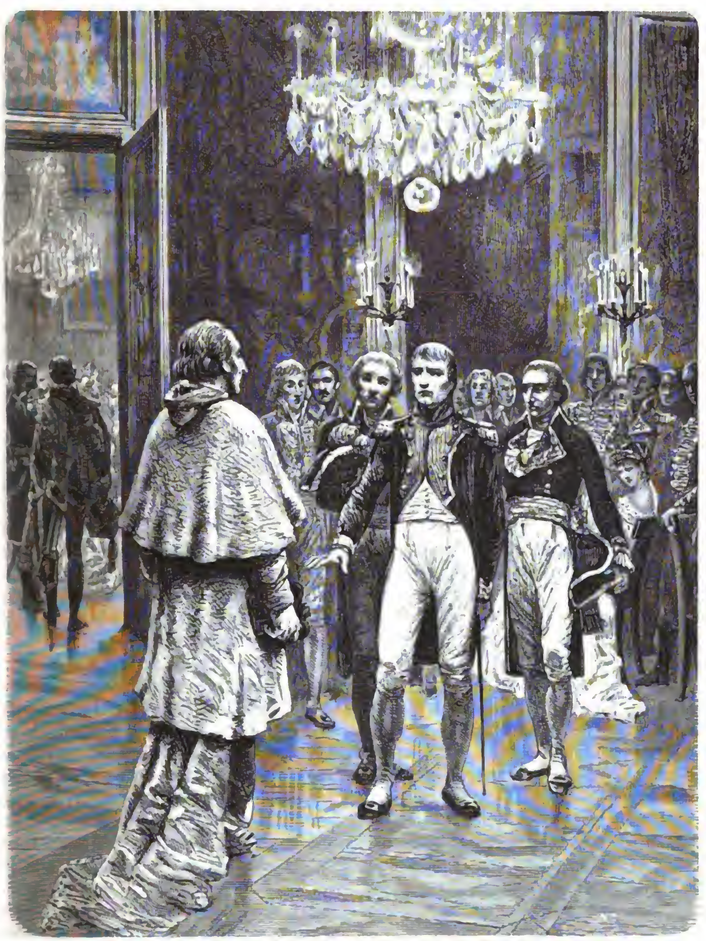
William Pitt's Rücktritt. Fragen der inneren Politik waren es auch, welche damals die Gedanken und Sorgen des großen Mannes in Anspruch nahmen, der nunmehr schon seit 17 Jahren die Geschicke des mächtigen Inselreiches lenkte. Während der letzten Kriegsjahre war es wiederholt handgreiflich zu Tage getreten, eine wie große Gefahr für England in dem Verhältnisse lag, in welchem es bisher die Insel Irland festgehalten hatte. Eine freudige, den Engländern höchst feindselige Erregung war jedesmal durch die ganze Insel gegangen, wenn Frankreich sich zu einem Einfalle in England anzuschicken schien. Wäre Hoche nicht vor der irischen Küste wieder umgekehrt, die ganze Insel würde sich für ihn erhoben haben. Im Mai 1798 brach die Gährung in offene Empörung aus, die nur mit Mühe wieder unterdrückt werden konnte; und dann hatten die Mißernten der beiden letzten Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts die Gereiztheit der erregbaren Iren gegen ihre Herren wieder merklich gesteigert. Pitt war also der Meinung, daß es unerläßlich wäre, den Iren die Vorstellung zu nehmen, daß sie Beherrschte wären, und ihnen zu dem Zwecke eine Vertretung in dem englischen Parlamente zu geben. Bereitwillig beschlossen die Irländer die Auflösung des irischen Sonderparlaments in Dublin; und so groß war Pitt's Einfluß, daß sich auch im englischen Parlamente eine wenngleich ziemlich widerwillige Majorität für die Maßregel fand. Geldgeschenke und reichlich verliehene Adelspatente wirkten mit, um auf der grünen Insel die der Verschmelzung zugeneigte Partei empor zu bringen.

Aber Irland war katholisch und somit durch das Bekenntniß von England geschieden. Wie Bonaparte war daher auch Pitt darauf aus, vor Allem Einfluß auf die Geistlichkeit zu gewinnen und den mächtigen Klerus in Abhängigkeit vom Staate zu bringen. Er erreichte es dadurch, daß er die Gehälter der Geistlichen, welche bisher von den meist armen Gemeinden aufgebracht waren, einfach auf die allgemeine Staatskasse übernahm. Allein dies Geschenk von etwas über $^1/_4$ Million Pfund Sterling genügte den irischen Katholiken noch nicht: sie verlangten völlige Gleichstellung mit den Engländern, freie Zulassung zu allen Aemtern, also Aufhebung der Testakte, welche alle Katholiken auch in England von den Staatsämtern ausschloß. Der junge Irländer Lord Castlereagh bemühte sich mit allen Mitteln dafür, auch der Vizekönig von Irland Lord Cornwallis berichtete, daß nur die Emanzipation der Katholiken die Iren zu zuverlässigen Freunden der Union machen würde. Die Minister entschlossen sich demnach, mit Behutsamkeit die Aufhebung der Testakte anzubahnen. Denn sie wußten wohl, daß bei der großen Masse des englischen Volkes jede Maßregel zu Gunsten der „Papisten" höchst unpopulär sein würde, und daß der Klerus der englischen Hochkirche mit aller Entschiedenheit für die Testakte eintreten würde. Sie beschlossen also, die Sache zunächst noch nicht dem Könige vorzulegen.

Indessen der Erzbischof Moore von Canterbury, der Primas der Hochkirche, hatte doch von den Plänen des Ministeriums Kenntniß erhalten. Unverzüglich wandte er sich an den König Georg III. und beschwor ihn bei seiner anerkannten Frömmigkeit, die der Hochkirche drohende Gefahr abzuwenden. Der alte König, reizbar und mißtrauisch wie er war, glaubte, daß seine Minister es darauf abgesehen hätten, durch völlige Ueberrumpelung die königliche Zustimmung zu erlangen; er gerieth in heftigen Zorn und fuhr bei dem nächsten Lever — am 28. Januar 1801 — den Minister Dundas an: „Was sind das für Dinge, die jener junge Lord von Irland herübergebracht hat, die ihr mir an den Kopf werfen wollt? Es giebt kein ärgeres Jakobinerthum; ich muß Jeden, der sich mit solchen Maßregeln befaßt, als meinen persönlichen Feind betrachten." Dundas antwortete mit vollkommener Zurückhaltung: „Ew. Majestät werden unter den Freunden der Maßregel Personen finden, welche Sie nie für Ihre Feinde gehalten haben".

Eine Menge Menschen hatte die lauten Worte des Königs vernommen: die Sache wurde Gespräch von ganz London: man war auf das Höchste erstaunt darüber. Für Pitt war es

Ehrensache, jetzt nicht länger zu warten; das Verhalten des Königs machte ihm jede Zögerung unmöglich. Schon am 31. Januar reichte er dem Könige den Antrag auf Aufhebung der Testakte ein, mit der Hinzufügung, daß von der Annahme desselben sein Verbleiben im Amte abhängig sei.



Empfang des Kardinals Consalvi in den Tuilerien. Zeichnung von C. Delort.

Georg war davon äußerst betroffen, denn wenn ihm auch die etwas herrische Art des Ministers unangenehm war, so verstand er doch seine Tüchtigkeit zu würdigen und war durch die langen Jahre an den Verkehr mit ihm gewöhnt. Er schlug ihm daher vor, daß sie Beide fortan über die ganze Emanzipationsfrage schweigen wollten. Allein das konnte Pitt unmöglich genügen; er bat nachdrücklich um seine Entlassung und erhielt sie am 5. Februar. Mit ihm trat

auch Lord Granville, der bisherige Minister des Auswärtigen, ab. Pitt's Nachfolger wurde Lord **Addington**, ein persönlicher Freund Pitt's, durch dessen Einfluß er zum Sprecher des Hauses der Gemeinen erhoben worden war, ein ehrenwerther Mann, aber in nichts die Mittelmäßigkeit überragend. Die auswärtigen Angelegenheiten übernahm Lord **Hawkesbury**.

Pitt sowol als Granville war es sehr unangenehm, gerade in diesem Augenblicke abzutreten, wo bedeutende Maßregeln gegen den nordischen Neutralitätsbund und gegen Aegypten ins Werk gesetzt waren, deren Leitung in der Hand zu behalten und deren Erfolg auszunutzen unter anderen Umständen zweifellose Pflicht für sie gewesen wäre. Was würde in der Hand ihrer Nachfolger daraus werden? Ganz irrig ist dagegen die Annahme, daß Pitt, um den Frieden mit Frankreich nicht zu hemmen, zurückgetreten wäre; als ob er ein unversöhnlicher Widersacher Frankreichs gewesen wäre: wenn irgendwer in England, so war es William Pitt, der einen ehrenvollen und gesunden Frieden mit Frankreich wünschte. Zu wiederholten Malen hatte er es zweifellos bewiesen, wie er denn überhaupt nur mit Schmerz zu dem Kriege sich entschlossen hatte. — Indessen bevor die neuen Minister ihr Amt antreten konnten, sank König Georg infolge der Gemüthserschütterungen aufs Krankenlager. Ein heftiges Fieber ergriff ihn, das bald in Delirien und endlich in Tobsucht ausartete. So kam die Mitte des März herbei, bevor Pitt und Grenville ihren Nachfolgern die Geschäfte übergeben konnten.

Anbahnung des Friedens zwischen Frankreich und England. Addington begann sein verantwortungsvolles Amt damit, daß er in Paris vertraulich anfragen ließ, ob dort Geneigtheit zum Frieden vorhanden wäre. Der Zeitpunkt war für England so ungeeignet wie möglich gewählt. Denn allenthalben zu Lande war Frankreich im zweifellosen, ja im erdrückenden Uebergewicht, und gegen das Uebergewicht Englands zur See hatte sich der **nordische Neutralitätsbund** gebildet, dessen Mitglied Preußen soeben mit der Besetzung Hannovers begonnen hatte, während Rußland in Orenburg unter General Knorring eine Armee sammelte, welche direkt über Khiwa gegen Indien marschiren sollte. Andererseits hatten die von England gegen Dänemark und Aegypten ausgerüsteten Expeditionen noch nicht einen Schuß gethan. Wie hätten da die Bedingungen Frankreichs anders als demüthigend für England ausfallen können?

Dennoch gab der Erste Konsul eine entgegenkommende Antwort; nur wünsche er, wie Talleyrand an Hawkesbury schrieb, vorher eine Verständigung über einige allgemeine Hauptfragen. Die wichtigste unter diesen war, wie es mit den Eroberungen gehalten werden sollte, welche England während des langen Krieges an holländischen und spanischen Kolonien gemacht hatte, wozu noch im Mittelmeere Malta, das sich vor einigen Monaten den Engländern hatte ergeben müssen, und Minorca kamen. Daneben machte Aegypten Sorge.

Was aber vor Allem dem Ersten Konsul Friedensgeneigtheit einflößte, das waren die Berichte, welche ihm über den inneren Zustand der französischen Provinzen, an deren Hebung er sich nun schon seit anderthalb Jahren abmühte, zugingen. Noch immer war danach die Industrie in völligem Verfall, der Handel vernichtet, der Unterricht verkümmert, das Elend in den Landgemeinden unbeschreiblich, die Unsicherheit der Landstraßen höchst bedenklich, die Beamten schlaff und unzuverlässig, die Finanzen unzulänglich und zerrüttet. Es ergab sich ihm daraus die traurige Gewißheit, daß eine Heilung dieser verderblichen Mißstände nur möglich sein würde, wenn eine längere Zeit hindurch alle Mittel und Kräfte des Staates unausgesetzt und unverkürzt dem einen großen Zwecke gewidmet würden. Dazu aber bedurfte er unbedingt des Friedens.

Aber auch in England gab es einsichtige Männer, welche diesen inneren Zustand Frankreichs wohl kannten — wie Lord Granville — und daher mit aller Entschiedenheit gegen jeden Friedensgedanken eiferten. Denn nur durch rastlose ununterbrochene Fortführung des Krieges, wozu die gedeihlichen Zustände in England reichlich die Mittel gewährten, würde es möglich sein, das erdrückende Uebergewicht Frankreichs, die größte Gefahr für Europa und auch für England, zu brechen. Bevor aber dies geschehen wäre, sei ein Friede mit Frankreich für England werthlos, denn er würde nicht verstatten, eine einzige Fregatte oder ein einziges Bataillon außer Dienst zu stellen.

Der nordische Neutralitätsbund. Indessen ganz das gleiche, Europa gefährdende Uebergewicht übte England zur See. Wenn sich jedoch die Flotten Rußlands und Frankreichs mit denen der neutralen nordischen Mächte, Schwedens und Dänemarks, vereinten, so ließ sich damit gegen England ein Gegengewicht bilden, das wenigstens an Schiffszahl der englischen Flotte gleichkam. Einmal auf diesen Gedanken gebracht, verfolgte ihn Kaiser Paul von Rußland mit aller Hartnäckigkeit seines kranken Geistes. Mit Frankreich, mit dem er im Kriege lag, wollte er zusammenwirken gegen das ihm verbündete England! Aber freilich gegen dies England hatte er manche Beschwerde. Ihm schrieb er das Unglück von Castricum, das Mißlingen der Expedition gegen Holland allein zu. Sie hatten ihm schlecht verpflegt und abgerissen seine Regimenter wieder zugeschickt, die er doch wie seinen Augapfel hütete, während sein Gegner, der verständige Mann, welcher jetzt in Paris regierte, die gefangenen Russen, die England und Oesterreich abgelehnt hatten, auszulösen, ihm wohlverpflegt in neuen Uniformen ohne Lösegeld zurücksandte. Und eben dieser Erste Konsul hatte ihm die Ordensinsel Malta angetragen, die Engländer aber, welchen sie General Vaubois nach standhafter Vertheidigung am 5. September 1800 hatte übergeben müssen, weigerten sich, sie ihm, dem Zaren, auszuliefern. Das empörte ihn so, daß er befahl, auf alle englischen Schiffe, welche sich in russischen Häfen befänden, Beschlag zu legen.

Damit war der Bruch zwischen Rußland und England ebenso klar entschieden, wie ein Jahr zuvor zwischen Rußland und Oesterreich. Gewaltige Pläne jagten sich jetzt im Kopfe des Zaren. Durch den Kriegszug nach Indien dachte er die englische Machtstellung an der Wurzel zu treffen. Schweden und Dänemark mußten sich dem Neutralitätsbunde anschließen, mit Preußen wurde der alte Bund vom Jahre 1792 erneuert: es mußte sich verpflichten, Hannover, dessen Kurfürst ja der König von England war, zu besetzen. Im Weigerungsfalle war er entschlossen, mit 100,000 Mann in Preußen einzurücken und es zum Gehorsam zu zwingen. Daneben verlangte er von Preußen die Abtretung der Weichselgrenze, wofür es ja durch Säkularisation entschädigt werden könnte. Ihm schwebte es vor, sich mit Bonaparte in die Herrschaft über Europa zu theilen. Er wußte wohl, daß solche Pläne, das „heilige" Rußland zu nie dagewesener Machtfülle zu erheben, seinen Russen viel mehr zusagten, als die Unterstützung der eigensüchtigen Eroberungspolitik Oesterreichs. Mit aufrichtigem Staunen schaute das russische Volk zu seinem großartigen Kaiser empor.

Nelson vor Kopenhagen. Allein die Engländer waren nicht gesonnen, diese phantastischen Pläne sich bis zu einer wirklichen Gefahr für England verdichten zu lassen. Sobald daher die ersten Preußen die hannöversche Grenze überschritten, ging eine englische Flotte von 18 Linienschiffen gegen die nordische Neutralität in See. Sie sollte die Flotten der nordischen Mächte einzeln vernichten, bevor diese sich zu einem übermächtigen Geschwader vereinigen könnten: Dänemark galt es zunächst. Den Oberbefehl führte der greise Sir Hyde Parker; Lord Nelson hatte sich bei der Wiederaufrichtung des Königreichs Neapel nicht genau an seine Instruktionen gebunden und mußte sich daher jetzt mit der zweiten Stelle im Kommando begnügen.

Sehr bedächtig ging Parker vor; bald machten ihn die Nebel der Ostsee bedenklich, bald ließ er berathschlagen, ob man durch den Sund oder durch den Großen Belt gehen solle. Unablässig aber vergebens drängte Nelson vorwärts. Endlich war der Sund durchsegelt und eine letzte Aufforderung an die Dänen, aus dem Neutralitätsbunde wenigstens jetzt noch auszuscheiden, abschlägig beantwortet worden. Sie hatten Zeit genug gehabt, sich zur Vertheidigung zu rüsten. Von dem Fort Dreikronen, welches aus dem Meeresgrunde aufgemauert, den Eingang in den Hafen von Kopenhagen schützt, bis zu den Schanzen auf der Insel Amager, auf der eine Vorstadt Kopenhagens liegt, lag eine Reihe alter Kriegsschiffe, wie eine Kette schwimmender Batterien, vor Anker. Dahinter auf dem Lande standen Mannschaften bereit, um jeden Verlust sofort zu ersetzen. In dem Hafen zwischen Amager und Seeland endlich lag die dänische Flotte, um zur rechten Zeit über den angreifenden Feind herzufallen.

Noch zauderte Parker, als Nelson ihm den Antrag machte, mit 12 Linienschiffen gegen die Dänen ihn vorgehen zu lassen. Wol war der Oberadmiral bei der außerordentlichen

Festigkeit der dänischen Stellung bedenklich, doch gab er endlich dem Ungestümen nach. A
Morgen des 2. April 1801 begann Nelson den Angriff. Jedem dänischen Schiffe legte si
in nächster Nähe ein englisches gegenüber: auf beiden Seiten focht man mit der äußerste
Hartnäckigkeit; die gut gezielten Schüsse der Dänen waren von verheerender Wirkung. Endli
schien sich der Sieg den wackeren Vertheidigern zuzuwenden: zwei englische Schiffe waren a
den Sand gefahren. Parker nahm es aus der Ferne wahr, er hielt die Fortsetzung des A
griffs für nutzlos und ließ das Rückzugssignal aufhissen.



Nelson's Sieg vor Kopenhagen.

Man meldete es Nelson. Was sollte er thun? Er setzte das Fernrohr an das Auge — freilich war es dasjenige, welches er vor Jahren bei Calvi verloren hatte — und schwur, daß er am Maste des Admiralschiffes nichts von einer Rückzugsflagge sähe. „Nein“, sagte er, „nagelt mir vielmehr meine Kampfflagge am Mastbaum fest!“ Am Nachmittage war die Schlacht entschieden: die Mehrzahl der dänischen Schiffe war überwältigt. Ein Waffenstillstand wurde jetzt mit den Dänen abgeschlossen: dann gedachten die Engländer weiter zu segeln, um jetzt auch die russische Ostseeflotte zu vernichten, als die Nachricht eintraf, daß Kaiser Paul, die Seele des Neutralitätsbundes, todt wäre.

Die Palastverschwörung in St. Petersburg. Im fünften Jahre schon hatte Kaiser
aul den Thron Peter's des Großen inne; die Geistesverwirrung, an der er litt, hatte sich zu
sgeprägtem Größenwahn gesteigert. Was an Revolution erinnerte, verfolgte er mit wildem
asse. Wenn er durch die Straßen von St. Petersburg fuhr, so mußte Alles, was ihm be-
gnete, zu seiner Begrüßung niederknieen; wen er dann in einem Fracke oder runden Hute,
r strengstens verbotenen „Jakobinertracht", sah, den ließ er ohne Weiteres mit Knutenhieben
strafen, so daß natürlich Alles aus einander stob, sobald man den Wagen des Kaisers nur
n ferne erblickte. Dennoch war er bei dem russischen Volke nicht unbeliebt. Die Bauern
d Leibeigenen wußten, daß er sich um die Verbesserung ihrer Lage und um die Beschränkung
r ihnen obliegenden Frohndienste redlich bemühte. Auch bei den Soldaten war er populär,
nn so peinlich er sie auch drillen ließ, so sahen sie doch, daß er auch sich selber keine Muße
nnte, und daß er die verwöhnten adeligen Offiziere zu strengem Dienste anhielt. Aber mit
m ganzen Mißtrauen und der Unberechenbarkeit eines Wahnwitzigen begegnete er Allen, die
it ihm in persönliche Berührung kamen. Was daher in den höchsten Ständen von ehrenhafter
esinnung war, hatte längst den Hof verlassen und sich aufs Land geflüchtet, um Sicherheit
r den wilden Launen des Kaisers zu finden, um von ihm vergessen zu werden. So kam
, daß die Umgebung des Kaisers nur noch aus entarteten und verderbten Menschen bestand,
e vor nichts zurückscheuten, wenn es so ihr Vortheil gebot. Nur einer galt dem Kaiser für
rlich ergeben, der Graf Araktschejew, ein Emporkömmling, der Alles was er war und hatte,
lein dem Kaiser verdankte und dafür, wie er seine eigenen Untergebenen fühllos grausam
handelte, so des Kaisers Mißhandlung mit stumpfsinniger Ergebung über sich ergehen ließ;
lein auch ihn verbannte eine Laune des Gebieters plötzlich auf seine Güter.

Allein stand der Kaiser da zwischen Leuten, von denen Jeder von ihm nach Laune eine
ötzliche Beschimpfung oder eine plötzliche Huld erfahren hatte, oder eine Kränkung seiner
amilie oder die Mißhandlung oder willkürliche Hinmordung eines nahen Verwandten zu
klagen und zu rächen hatte. Täglich kam es vor, daß Paul Jemand mit Schimpf von sich
gte oder plötzlich aus der Verbannung zurückrufen ließ. Niemand aber hatte schwerer unter
n launenhaften Mißhandlungen des Kaisers zu leiden, als seine beiden ältesten Söhne, die
roßfürsten Alexander und Konstantin, so daß sie unter den Drohungen ihres Vaters in be-
ändiger Angst lebten.

Der Vizekanzler Graf Panin, welcher früher russischer Gesandter in Berlin gewesen
ar, war der Erste, welcher zu dem Entschlusse kam, diesen unerträglichen Zuständen durch die
eseitigung des Kaisers ein Ende zu machen. Aber er mußte der Zustimmmung der kaiser-
chen Familie sicher sein. Denn welches Schicksal hätte er haben müssen, selbst wenn der
nschlag gelang? Er wandte sich daher zuerst an den Großfürsten Alexander, dem er vor-
llte, daß die Wohlfahrt des Staates und der Nation es erfordere, ihn als Mitregenten an
e Seite seines Vaters zu stellen. Der Senat als Repräsentant der Nation werde ohne
uthun des Großfürsten den Kaiser zwingen, ihn als Mitregenten anzuerkennen. Der Groß-
rst, wiewol fast täglich von seinem Vater durch Schimpfworte und Faustschläge mißhandelt,
ies Panin zurück, mußte aber doch, als dieser wiederholt auf den Gegenstand zurückkam,
dlich die Nothwendigkeit einer Veränderung der Dinge zugestehen. So hoffte denn Panin
dlich auch noch die völlige Zustimmung des Großfürsten zu erlangen.

Panin that daher den nächsten nothwendigen Schritt: er wandte sich an den Grafen
ahlen. Dieser war Polizeiminister, konnte also leicht eine etwa ohne ihn angestellte Ver-
wörung durch seine Agenten aufspüren und unterdrücken lassen. Indessen Pahlen ging sofort
hr bereitwillig auf den Plan ein; denn da er täglich mit dem Kaiser in persönliche Berührung
m, so war seine Stellung eine ganz besonders bedrohte. Die geringfügigsten Kleinigkeiten
achten ja Paul's Jähzorn zum Ausbruche. Pahlen mußte Bericht erstatten über die geheimen
achrichten, die aus den Provinzen eingelaufen waren, und über Alles, was in der Hauptstadt
ährend der letzten 24 Stunden vorgefallen war. Klatschereien, Liebesabenteuer, Prügeleien
teressirten den Kaiser aufs Höchste. War nichts Besonderes vorgefallen, so mußte Pahlen

allerhand spaßhafte Dinge erfinden, denn der eigentliche Zweck seines Vortrages war, den Kaiser in gute Laune zu versetzen, womöglich ihn zum Lachen zu bringen.

Der Zustimmung der Garderegimenter glaubten die Verschworenen nicht entrathen zu können. Sie wußten daher zu bewirken, daß der Fürst Platon Subow, Katharina's letzter Günstling und Zögling, aus der Verbannung zurückgerufen wurde, da sie ihm großen Einfluß auf jene Regimenter zutrauten. Freilich lag in der Garde der Gährungsstoff schon hoch aufgehäuft. Denn da der Kaiser die Garde unter seine tägliche Spezialaufsicht genommen hatte, um die Handhabung des pedantischesten Gamaschendienstes selbst zu überwachen, so kam es bei jeder Parade vor, daß er den einen oder andern Offizier aus dem Gliede stieß, zu Arrest oder Kassation verurtheilte: was natürlich stets neue Erbitterung gegen den Kaiser in dem Offiziercorps hervorrief. Subow fand daher die bereiteste, ja ungeduldigste Zustimmung bei den Gardeoffizieren; so offen wurde der Plan, den Kaiser Paul zu beseitigen, in diesen Kreisen verhandelt, daß im ersten Bataillon des Semenow'schen Regimentes, dessen Oberst der Großfürst Alexander war, kein Offizier bis zu den Fahnenjunkern herab war, der nicht um die Absichten der Verschworenen gewußt hätte.

Natürlich lag in dieser großen Zahl von Mitwissern eine außerordentliche Gefahr der Entdeckung. Es fehlte auch nicht an Winken, die den Kaiser hätten warnen können. Manche wollten wissen, daß es Pater Gabriel Gruber wäre, der bei Paul die Rolle des getreuen Eckart zu spielen suche. Der schlaue Jesuit hatte sich dem Kaiser zuerst als geschickter Zahnarzt empfohlen, dann noch mehr durch die Bereitung einer trefflichen Chokolade — was er für eine Spezialität seines Ordens ausgab — und stand bei dem Kaiser nun, mit ihm um die Wette auf die ketzerischen Engländer schimpfend, in höchster Gunst.

Auch Paul's zweite Gemahlin, die Kaiserin Maria Feodorowna, eine württembergische Prinzessin, wußte um das, was im Werke war. Allein durch den Widerwillen, den er seit den letzten Jahren unverhüllt gegen sie zeigte, zurückgestoßen, und durch das skandalöse Verhältniß, in welchem Paul offenkundig zur Fürstin Gagarin stand, auf das Tiefste beleidigt, überließ sie den Gemahl seinem Schicksale. Ihre stille Hoffnung war, mit Hülfe der ihr vertrauten Familie Kurakin die glänzenden Tage der Kaiserin Katharina zu erneuern; denn ohne Zweifel, meinte sie, wäre der gefühlsweiche Großfürst Alexander zu jung und zu schwach, um die Krone zu tragen; sie aber würde durch die Liebe des Volkes von selbst zum Throne emporgetragen werden.

Kaiser Paul wiegte sich indessen, alle Winke und Anzeichen völlig verachtend, in vollständiger Sicherheit. Ihm war einmal die Prophezeiung geworden, daß er glücklich und ohne Störung herrschen würde, wenn seine ersten Regierungsjahre glücklich und ohne Störung vorübergingen. Sie waren es; in einem pomphaften Manifeste sagte er seinen Russen Dank für ihre Treue und vertraute nun unbedingt, unbesorgt um Thron und Leben, seinen Sternen.

Die Ermordung Kaiser Paul's. Indeß der Erkenntniß glaubte der Kaiser sich doch nach den ihm gewordenen anonymen Anzeigen nicht verschließen zu dürfen, daß seine Gemahlin und seine Söhne etwas gegen ihn im Schilde führten. Er wisse recht gut, äußerte er ganz offen, daß man ihn ermorden wolle: aber die Schuldigen sollten ihrer Strafe nicht entgehen. Dennoch konnte sich der Großfürst Alexander nicht entschließen, offen den Verschworenen seine Zustimmung auszusprechen, und bewirkte dadurch immer wieder Aufschub.

Da geschah es, daß die Kaiserin ihren Neffen, den dreizehnjährigen Prinzen Eugen von Württemberg, zum Besuche nach St. Petersburg kommen ließ, den der Kaiser schon vor zwei Jahren zum Generalmajor ernannt hatte. Der schöne und gescheite Knabe gefiel dem Kaiser ganz außerordentlich. „Weißt du", sagte er zu seiner Gemahlin, „daß der drollige Junge mich ganz und gar erobert hat?" Das letzte Bedenken, das ihn von der Ausführung seiner düsteren Gedanken bisher noch zurückgehalten hatte, schien ihm beseitigt: jetzt sollte das Strafgericht über seine Familie furchtbar hereinbrechen. Die Kaiserin sollte nach Fort Cholmogor bei Archangelsk, Alexander nach Schlüsselburg und Konstantin, der von der Verschwörung gar nichts wußte, nach der Citadelle von St. Petersburg in Haft gebracht werden.

Den Prinzen Eugen wollte er dann zum Thronfolger in Rußland ernennen. Daß er noch zwei jüngere Söhne hatte, das hatte Kaiser Paul dabei, wie es scheint, ganz vergessen. In höchst auffälliger Weise brachte er nun dem jungen Prinzen, den er nie anders als wie „gnädiger Herr“ anredete, seine Huldigungen dar; wiederholt äußerte er, daß er einen „grand coup“ vorhabe. Die Fürstin Gagarin und den Grafen Kutaissow machte er zu seinen Vertrauten. „Binnen Kurzem“, raunte er ihnen zu, „werde ich mich gezwungen sehen, Köpfe fallen zu lassen, die mir ehemals theuer waren.“ Zugleich ließ er den brutalen Grafen Araktschejew aus der Verbannung zurückkommen, von dem ein Jeder bei Hofe wußte, daß er vor keiner Greuelthat zurückbebe, die der Kaiser ihm befehlen würde.

Panin hatte auf einige Zeit nach Moskau reisen müssen. Dennoch glaubte Pahlen, sobald er von diesen bedrohlichen Aeußerungen des Kaisers Kunde erhielt, nicht länger zögern zu dürfen. Er zeigte dem Großfürsten Alexander in dem Prinzen Eugen den künftigen Thronfolger, er theilte ihm die unheimlichen Drohungen des Kaisers mit, welche zu Thaten werden würden, sobald Araktschejew würde angelangt sein. Da gab denn Alexander unter Thränen seine Zustimmung, daß sein Vater zur Abdankung gezwungen würde, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, keinen Frevel gegen das Leben des Kaisers zu unternehmen. Damit begnügte sich Pahlen, obwol er sich schwerlich darüber unklar war, was seine eigene Sicherheit erfordere. Wenigstens schaute er jetzt nach einem zugleich unternehmenden und handfesten Manne für alle Eventualitäten aus. In der Person des Generals von Bennigsen wurde er gefunden. Hannoveraner von Geburt, war Bennigsen schon 1770 in russische Dienste getreten und unter Katharina rasch emporgekommen. Jetzt aber hatte ihm Kaiser Paul in einem Anfalle übler Laune befohlen, aus seinen Augen zu weichen. Indeß Subow und Pahlen bewogen ihn, dem kaiserlichen Befehle zum Trotz in St. Petersburg zu bleiben, wo ihn also der Polizeiminister selber schützte. Sobald er hörte, daß der Großfürst Alexander den Absichten der Verschworenen zustimme, erklärte er sich bereit, die Ausführung des Planes in die Hand zu nehmen.

Am Sonnabend den 21. März fand großes Konzert bei Hofe statt. Unaufhörlich wurde in den Pausen, wie es Kaiser Paul angeordnet hatte, Wein herumgereicht. Der Kaiser selbst trank sehr viel. Stets gewohnt, in abenteuerlichen Behauptungen sich zu ergehen, sprach er an diesem Abende, vom Weine erhitzt, vollkommenen Unsinn und vertheidigte ihn höchst leidenschaftlich mit strömendem Redefluß. Zwischendurch aber warf er auf die Kaiserin und seine Söhne so wüthende Blicke, fuhr sie mit drohenden oder wegwerfenden Worten an, daß auch Unbetheiligte sich böser Ahnungen nicht erwehren konnten.

Es schien unmöglich, jetzt noch länger zu zögern. Jeden Tag mußte Araktschejew eintreffen. Auf Montag den 23. März wurde daher von den Verschworenen die Ausführung des Anschlages festgesetzt; denn an diesem Tage hatte das Semenow'sche Regiment, auf dessen Zuneigung zu seinem jungen Obersten gerechnet werden konnte, die Wache im Schloß, und der Generaladjutant Archimakow, dessen man sicher war, den Dienst beim Kaiser.

Am Montag Abend lud General Talisin eine große Anzahl der Verschworenen zu sich ein, namentlich solche Offiziere, die kürzlich harte oder beschimpfende Strafen durch den Kaiser zudiktirt erhalten hatten. Auch Pahlen und Bennigsen waren zugegen, tranken aber wenig, während besonders den jüngeren Offizieren stark eingeschenkt wurde. Der Senator Troschinsky entwarf ein Manifest, durch welches dem Volke angekündigt werden sollte, daß der Kaiser krankheitshalber den Großfürsten Alexander zum Mitregenten angenommen habe. Würde er sich weigern, dies zu unterschreiben, so war man entschlossen, Gewalt anzuwenden und ihn nöthigenfalls nach der Festung Schlüsselburg zu schaffen. Platon Subow und Bennigsen übernahmen es, diese Sache persönlich mit Kaiser Paul abzumachen, Pahlen wollte unterdessen mit den Semenow'schen Grenadieren, die sich mittlerweile in dem Talisin'schen Hause versammelt hatten, für die Sicherheit der Verschworenen nach außen Sorge tragen. „Was soll aber geschehen“, fragte, vom Wein erhitzt, ein junger Leutnant, „wenn der Kaiser sich thatsächlich zur Wehr setzt?“

„Wenn man einen Eierkuchen machen will, muß man die Eier zerschlagen!“ antwortete Pahlen und stieg die Treppe hinab. Ihm nach stürmten die Offiziere, aufgeregt, die meisten halbberauscht.

Kaiser Paul bewohnte damals mit seiner Familie den Michailow'schen Palast, ein wunderliches, festungsartiges Gebäude, mit einem Wassergraben umgeben, das der Kaiser nach seinen eigenen Ideen hatte aufführen lassen. Allein Archimakow kannte alle Gänge und Treppen darin; er ging voran; auf sein Geheiß öffnete der Kammerhusar, welcher im Vorzimmer des kaiserlichen Schlafgemaches die Wache hatte, die Thür. Einer der Offiziere, außer sich vor Aufregung, schlug den Husaren mit einem Stocke über den Kopf, daß er mit einem lauten Schrei zu Boden stürzte. Rasch öffnete Bennigsen die Thür zu des Kaisers Schlafzimmer und trat mit Subow und vier Offizieren ein. Hinter einem Bettschirm brannte eine Nachtlampe. Subow trat auf das Bett des Kaisers zu: es war leer. Durch den Lärm im Vorzimmer aufgeschreckt, war der Kaiser aufgesprungen und hatte sich, nur mit Hemd, Nachtjacke und Nachtmütze bekleidet, hinter dem Bettschirm rasch verborgen.

Mit gezücktem Degen traten Subow und Bennigsen auf ihn zu. „Sire“, rief Bennigsen „Sie sind arretirt!“ Aber der Kaiser wandte sich an Subow. „Was fällt dir ein, Platon Alexandrowitsch?“ fragte er mehr überrascht als drohend. Da brachte ein Offizier Subow die Meldung, daß die Schloßwache sich sehr widerspenstig zeige und Pahlen noch nicht komme, worauf der Fürst sofort davoneilte. „Sire, Sie sind arretirt!“ wiederholte Bennigsen. Aber der Kaiser, ohne ihm zu antworten, suchte in das Nebenzimmer zu entschlüpfen, wo die Degen der im Arrest befindlichen Offiziere aufbewahrt wurden. Rasch vertrat ihm Bennigsen den Weg und schloß die Thür zu. Das ganze Schlafzimmer hatte sich unterdessen mit den Offizieren angefüllt, welche vorher bei dem unbedachten Lärm davongelaufen waren. Der Kaiser drang auf den dichten Haufen ein. „Arretirt!“ schrie er, „was heißt das, arretirt?“ Man stieß ihn zurück. „Bleiben Sie ruhig, Sire“, mahnte Bennigsen, „es handelt sich um Ihr Leben!“ Aber der Kaiser achtete nicht auf ihn. „Arretirt?“ schrie er laut, „arretirt? was heißt das?“ und versuchte mit Gewalt sich einen Weg durch die lärmenden, drängenden, halbberauschten Offiziere zu bahnen, ein wildes Handgemenge entstand, der Bettschirm stürzte um: die Nachtlampe beleuchtete hell die schreckliche Scene. Ein junger Offizier rief wüthend dem Kaiser zu: „Schon seit vier Jahren hätte man ein Ende mit dir machen sollen!“ „Was habe ich denn gethan?“ fragte athemlos der Thür zudrängend der Kaiser.

Da erdröhnten aus dem Vorzimmer die festen Schritte der Soldaten. Sofort stürzten die meisten von den Verschworenen auf die Thür zu; aber Bennigsen, in die Thür springend, schrie ihnen zu: „Ich stoße Jeden nieder, der die Flucht versucht. Jetzt ist nicht mehr Zeit zurückzutreten!“ Mit lauter Stimme rief der Kaiser jetzt unablässig um Hülfe, während er sich von den Offizieren, die ihn festhielten, mit aller Anstrengung loszureißen suchte. Immer wüthender wurde das Handgemenge. Jetzt erst ging vorsichtig Bennigsen, dem jungen Fürsten Jaschwil die Bewachung des Kaisers anbefehlend, hinaus, um, wie er sagte, die Aufstellung der Wachen zu besorgen.

Mit verzweifelter Energie suchte sich der Kaiser von Jaschwil zu befreien; im Ringen stürzten Beide zu Boden. Da riß sich der Gardekapitän Skarätin die Schärpe ab und schlang sie dem unglücklichen Monarchen um den Hals; andere Offiziere stürzten hinzudrängend über die Ringenden: der Kaiser war todt, erdrückt und erdrosselt. Die ferner Stehenden bemerkten nicht einmal, was geschehen war.

In diesem Augenblicke trat Bennigsen wieder ein. „Es ist vorbei!“ rief ihm ein Offizier zu; er stieß ihn zurück und schrie laut „Halt! halt!“ in die wüste Menge hinein. Als er sich überzeugt hatte, daß kein Leben mehr in dem Kaiser war, ließ er die Lakaien herbeirufen — der Kaiser wäre plötzlich am Schlage gestorben, sagte er ihnen — den entseelten Körper in Uniform kleiden und auf das Bett legen. Es war eine Abtheilung des Semenow'schen Regimentes, welche die Verschworenen in so plötzlichen Schrecken versetzt hatte: jetzt standen die Grenadiere im Vorzimmer als Schutzwache der Mörder.

Alexander's Thronbesteigung. Pahlen hatte sich während der entscheidenden Viertelstunde arglistig zurückgehalten: er wollte, wenn der Anschlag doch vielleicht mißlänge, auf der Stelle den Großfürsten Alexander mitsammt den Verschworenen verhaften und dann als Retter vor den Kaiser Paul hintreten. Jetzt ließ er sich zur Kaiserin senden, um ihr das Geschehene anzuzeigen.

Auf dem Schloßhofe stand Subow, der die Schloßwache hatte antreten lassen. Bei ihm befand sich der Großfürst Alexander. Er hatte soeben das Manifest unterschrieben, durch welches er dem russischen Volke die Uebernahme der Mitregentschaft anzeigte. Subow forderte die Soldaten auf, dem „Kaiser Alexander" ein Hurrah darzubringen: aber die Grenadiere weigerten sich dessen. Da brachte ein Offizier, von Bennigsen gesandt, die Meldung, daß Kaiser Paul todt wäre. Der junge Großfürst wurde auf das Tiefste erschüttert; außer sich vor Schmerz, der Thränen nicht Herr, stand er da, während jetzt die Schloßwache willig den Kaiser hochleben ließ. Sein Bruder Konstantin trat zu ihm, nicht weniger erschreckt, wie er selber; Beide begaben sich in die Kapelle des Winterpalastes zu dem Gottesdienst für Sterbende, den Alexander angeordnet hatte. Hier nahm der junge Kaiser, bleich, mit aufgelöstem Haar, in nachlässiger Kleidung, den Treueschwur der höchsten Beamten und der Generale, wie sie allmählich eintrafen, entgegen.

Die Kaiserin Maria gerieth über Pahlen's Meldung in den leidenschaftlichsten Zorn und begab sich sofort zu Alexander's Gemahlin, der sanften Großfürstin Elisabeth, einer badischen Prinzessin. Hier erschien Bennigsen bei ihr und forderte sie im Namen des Kaiser Alexander auf, sich zur Huldigung in den Winterpalast zu begeben. „Wer ist Kaiser? Wer nennt Alexander Kaiser?" fragte sie voll Zorn. „Die Stimme der Nation!" erwiderte Bennigsen mit Entschiedenheit. Auf ihr wiederholtes, dringendes Verlangen zur Leiche ihres Gemahls geführt, schnitt sie sich von dem Haupte Dessen, der noch vor wenig Stunden ihr und ihrer Kinder Freiheit und Leben bedroht hatte, eine Locke ab, kleidete sich in tiefe Trauer und begab sich dann in den Winterpalast, sichtlich von der Hoffnung bewegt, daß unterwegs die Volksmenge sich für sie erheben würde. Allein nichts von Dem, was die Kurakins ihr vorgespiegelt hatten, geschah; vielmehr sah sie allenthalben Scenen lauter Freude. Die Leute begrüßten sich gegenseitig wie nach einer langen Trennung; man umarmte sich, man wünschte sich Glück, als sei man einer drohenden Gefahr entronnen. Aber für die Kaiserin erhob sich keine Stimme.

Alle jene Offiziere, welche bei der Ermordung Kaiser Paul's betheiligt gewesen waren, verbannte Alexander sofort aus St. Petersburg; nach wenig Monaten entfernte er auch Pahlen und Subow aus seiner Nähe. Nur Bennigsen stieg bei ihm, vornehmlich, weil er der herrschbegierigen Kaiserin-Wittwe mit Festigkeit entgegengetreten war, zu hohen Ehren. Unverzüglich wurden die Opfer Paul's aus der Verbannung, aus Sibirien, aus den Festungen zurückgerufen.

In Paris machte Kolytschew, der russische Botschafter, dem Ersten Konsul die Meldung von dem Ableben Kaiser Paul's. Bestürzt sprang Bonaparte vom Stuhl auf: mit einem Blick standen die Folgen vor seiner Seele, die das unselige Ereigniß für ihn haben mußte. Die ganze Lage Europa's war dadurch mit einem Schlage eine andere geworden, und nicht zum Vortheile Frankreichs. Mit England verständigte sich Rußland zunächst in einem billigen Vergleiche: es gewährte den Engländern das Recht, die russischen Handelsschiffe, selbst wenn diese unter dem Geleite eines Kriegsschiffes führen, auf Kriegscontrebande zu untersuchen, wogegen England versprach, nichts Anderes als Waffen, Munition und wirkliches Kriegsgeräth als Contrebande ansehen zu wollen. Damit wurde der Bund der neutralen Mächte hinfällig, in welchem Frankreich bisher eine nicht unwesentliche Unterstützung gehabt hatte. Der Heereszug Knorring's nach Indien unterblieb; auch Preußen begann allmählich seine Truppen aus Hannover wieder zurückzuziehen.

Nicht minder folgenreich war es, daß Alexander auf das Großmeisterthum des Johanniterordens und damit auf den Besitz der Insel Malta Verzicht leistete. So schwand denn auch dieser Streitpunkt zwischen Rußland und England zusammen, das die Insel Malta nicht herausgeben wollte, weil es damit in wirksamster Weise die Franzosen in dem Besitze Aegyptens

bedrohen konnte. Aegypten aber war England entschlossen den Franzosen nicht zu lassen; denn sein Besitz wog schwerer als der aller Eroberungen, welche England während des ganzen Krieges gemacht hatte.

Gerade die Unmöglichkeit aber, an den wachsamen Engländern vorbei Ersatztruppen nach Aegypten zu schaffen, machte Bonaparte bedenklich, ob er das schöne Nilland würde behaupten können. Er faßte daher einen andern Plan: er gedachte sich des ältesten Bundesgenossen, den England hatte, Portugals, zu bemächtigen, um dies Land bei dem Friedensschlusse in die Wage werfen zu können. An dem Ausgange daher, welchen die französische Unternehmung gegen Portugal und die schon von Pitt eingeleitete englische gegen Aegypten haben würde, hing die Entscheidung über den Abschluß des Friedens zwischen England und Frankreich.

Don Manuel Godoy. Schon 1797 hatte sich das Direktorium mit dem Gedanken getragen, Spanien zu einem Einfalle in Portugal zu veranlassen, um dadurch auf England einzuwirken. Augereau war deswegen an die spanische Grenze geschickt worden. Allein Spanien hatte sich durchaus ablehnend verhalten, und das Direktorium hatte nichts weiter erreichen können, als daß der damals Alles leitende spanische Minister Godoy, weil er als ein Widersacher Frankreichs erschien, seines Amtes enthoben wurde. Seitdem wartete Godoy begierig auf eine Gelegenheit, zu seiner früheren Höhe sich wieder emporzuschwingen.

Don Manuel Godoy war 1767 zu Badajoz in der Provinz Estremadura geboren. Sein Vater war ein verarmter Edelmann von geringem, aber altem Adel, der seine Söhne durch geistliche Hauslehrer erziehen ließ. So nur mit sehr mäßiger Bildung ausgestattet, trat Manuel, ein ungewöhnlich schöner und stattlicher Jüngling, 1784 als Offizier in die königliche Garde ein, nicht lange nach seinem älteren Bruder, mit dem er in der Kaserne der Leibgarde zusammenwohnte. Sehr bald zog er die Augen des Königs Karl's IV. auf sich und noch mehr die der Königin Marie Luise. Die vierzigjährige Königin gab sich mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit ihrer Neigung zu dem Gardeleutenant hin, so daß Manuel, da auch der König ihn sehr angenehm fand und niemals den Wünschen seiner Gemahlin entgegen zu sein wagte, in Kurzem eine überaus wichtige Persönlichkeit bei Hofe wurde. Ja die Huld des Königspaares ging so weit, daß sie den ganz unerfahrenen jungen Offizier am 16. November 1792 als Premierminister an die Spitze der Regierung Spaniens stellten. Bald gab es keine Würde und Auszeichnung, die ihm nicht zutheil wurde. Er wurde zum Herzoge von Alcudia und, nachdem er 1795 den Abschluß des Friedens mit Frankreich vermittelt hatte, zum Friedensfürsten ernannt, obgleich noch niemals sonst ein Spanier den Fürstentitel erhalten hatte. Als Fürst hatte er den Rang der königlichen Prinzen; er erhielt eine eigene Leibgarde, er wurde Großadmiral und Protektor des Handels und der Kolonien. Königliche Domänen wurden ihm geschenkt; allein seine ausschweifende Prachtliebe und unsinnige Verschwendung trieb ihn daneben zu Börsenspekulationen und zu einem förmlichen Handel mit den Aemtern und Würden des Königreichs. Endlich wurde er sogar in die königliche Familie aufgenommen: obgleich schon seit Jahren mit Pepa Todo, seiner früheren Maitresse, verheirathet, vermählte er sich auf den Wunsch der Königin mit ihrer schönen Nichte, der Infantin Maria Theresia von Bourbon, und der Patriarch von Indien war weitherzig genug, die neue bigamische Ehe einzusegnen. So blieb er immer noch ein sehr einflußreicher Mann bei Hofe, auch nachdem er auf das Drängen des Direktoriums die Leitung der Regierung an Saavedra hatte abgeben müssen. Als aber auf diesen Don Mariano Luis de Urquijo folgte, machte es dem Friedensfürsten doch schwere Sorge zu bemerken, mit wie sichtlichem Wohlgefallen die Königin dem stattlichen Manne begegnete. Sobald daher der Erste Konsul von Neuem Anknüpfung mit Spanien suchte, bot sich mit dem äußersten Eifer der Friedensfürst ihm an, um an Bonaparte einen Rückhalt gegen Urquijo zu gewinnen.

Bonaparte ging auf dies Entgegenkommen ein: Urquijo wurde gestürzt und nach Pampelona verbannt, und Godoy, zum Generalissimus der spanischen Armee und zum „Oberberather" des Königs erhoben, übernahm es, das Unternehmen gegen Portugal in Bonaparte's Sinne ins Werk zu setzen. Freilich hatte der Erste Konsul die Königin, eine parmesanische Prinzessin,

dadurch völlig gewonnen, daß er den Herzog von Parma, ihren Bruder, zum Könige von Etrurien erhob. Hiergegen kam in den Augen der Königin nicht in Betracht, daß Spanien dafür die Kolonie Luisiana und einige Kriegsschiffe an Frankreich abtreten mußte. Es kam ein Vertrag zwischen Frankreich und Spanien zu Stande, in welchem sich dieses verpflichtete, an Portugal den Krieg zu erklären, wenn es sich nicht binnen vierzehn Tagen von England völlig lossage und einwillige, den vierten Theil seiner Provinzen in der Hand Spaniens zu lassen, bis England Malta, Minorca und Trinidad geräumt haben würde. Für den Kriegsfall wurde Spanien ein französisches Hülfscorps von 15,000 Mann, das Bonaparte's Schwager Leclerc über die Pyrenäen führen sollte, zugesagt.

Der Feldzug gegen Portugal. In Portugal führte für die wahnsinnige Königin Maria ihr Sohn Johann als Prinzregent die Regierung. Vermählt mit der Infantin Carlota, der Tochter des spanischen Königspaares, mochte er nicht recht an den Ernst des angedrohten Angriffes glauben und wies die Forderungen der verbündeten Gegner zurück.

Nicht anders hatte es der Friedensfürst erwartet. Mit großer Anstrengung wurde ein spanisches Heer von 40,000 Mann aufgebracht, dessen Anführung mit großem Pompe am 20. Mai 1801 Godoy übernahm. Die portugiesische Grenzfestung Elvas fiel nach geringer Gegenwehr. Jetzt erschien auch das spanische Königspaar bei der Armee, um auf Godoy's Einladung an dem Triumphe Theil zu nehmen. In einer mit Laubwerk geschmückten Sänfte wurde wie eine Siegesgöttin die fünfzigjährige Königin einhergetragen; zur Seite als Paladin ritt der Friedensfürst und bot als Trophäen der Königin Orangen an, welche auf dem Glacis von Elvas gepflückt waren.

Nach einigen Scharmützeln bei Arronches und Flor de Rosa gingen die Portugiesen, der spanischen Uebermacht bei weitem nicht gewachsen, über den Tajo zurück und überließen die Provinz Alemtejo den Siegern. Portugal fühlte sich überwunden. Der Prinzregent sandte den Minister Pinto nach Badajoz zu König Karl, um Frieden zu schließen; und Godoy, der Generalissimus, war es gerade, der bei dem Könige den eifrigsten Fürsprecher des Friedens machte. Denn er sah voraus, daß, wenn mit dem Abschlusse bis zum Eintreffen Leclerc's gewartet würde, von dem Glanze der Rolle, die er jetzt spielte, nicht viel übrig bleiben würde. Ueberdies befand sich ja Lucian Bonaparte, der Gesandte des Ersten Konsuls, in Badajoz. So kam denn schon am 6. Juni der Friedensschluß zu Stande: Portugal verpflichtete sich, seine Häfen den englischen Schiffen zu verschließen, an Spanien den kleinen Bezirk von Olivenza abzutreten und an Frankreich 15 Millionen Francs Kriegskontribution zu bezahlen. Pinto war mit Allem einverstanden; auch Lucian hielt überraschender Weise die Bedingungen für genügend und unterzeichnete in Frankreichs Namen den Vertrag, worauf ungesäumt die spanischen Truppen über die Grenze zurückkehrten.

„Noch nie hat meine Regierung ein solches Mißgeschick betroffen", rief der Erste Konsul zornig aus, als er von dem Abschlusse des Friedens die Nachricht erhielt: so sehr durchkreuzte er seine Pläne. Er befahl dem Friedensfürsten kurzweg den Vertrag von Badajoz zu zerreißen. Allein Godoy erklärte denselben für unverletzlich, ja er verlangte sogar den sofortigen Abmarsch der französischen Truppen aus Spanien und Etrurien. „Die katholischen Majestäten scheinen es müde zu sein auf ihren Thronen zu sitzen", antwortete Bonaparte dem spanischen Gesandten, der ihm die dreiste Antwort des Friedensfürsten überbracht hatte. Doch war seine Lage, wie Godoy wohl wußte, nicht der Art, daß er etwas Ernstliches gegen das halsstarrige Spanien hätte unternehmen können. Er ließ also die Sache für den Augenblick auf sich beruhen, nur das Truppencorps Leclerc's bekam Befehl, bei Salamanca stehen zu bleiben.

Kleber in Aegypten. Es war die Sorge um Aegypten, welche den Ersten Konsul ganz in Anspruch nahm. Mit innerer Entrüstung hatte Kleber die hoffnungslose Sache des Oberbefehls in Aegypten übernommen; sie wuchs noch, als er anfing von dem Zustande der Verwaltung sich genauer zu überzeugen. Er gab seinen Empfindungen sehr kräftigen Ausdruck in einem Berichte an das Direktorium, den er wegen der Unsicherheit des Meeres in zwei Exemplaren auf verschiedenen Wegen nach Frankreich sandte. Dann machte er dem wegen

seiner Aussichtslosigkeit verbrecherischen Blutvergießen dadurch ein Ende, daß er, durch den Anmarsch eines neuen türkischen Heeres unter dem Großvezier beunruhigt, mit Sir Sidney Smith am 20. Januar 1800 zu El Arisch einen Vertrag abschloß, durch welchen er allen Franzosen in Aegypten freien Abzug auf englischen Schiffen nach Toulon sicherte.

Allein das eine Exemplar seines Berichtes war den Engländern in die Hände gefallen: sie lasen darin von der bis auf 15,000 gesunkenen Zahl der kampffähigen Soldaten, von dem Mangel an den nöthigsten Kriegsbedürfnissen, von der Zwietracht, die zwischen den Regimentern der früheren rheinischen und der früheren italienischen Armee in Alles zerrüttender Weise ausgebrochen war, und gewannen aus Alledem die Ansicht, daß sich die Franzosen unmöglich noch lange in Aegypten würden halten können.



Kampf zwischen Franzosen und Mamluken.

Infolge dessen wiesen sie die Bestätigung des Vertrages von El Arisch zurück und verlangten, zumal der Großvezier schon bis Gaza mit seinem Heere vorgerückt war, daß die ganze französische Armee die Waffen strecke. „Auf solche Unverschämtheiten", rief Kleber seinen Soldaten zu, „kann man nur durch Siege antworten: macht euch zum Kampfe bereit!"

Es war bei den Ruinen von **Heliopolis**, wo Kleber am 20. März 1800 mit 12,000 Mann auf die vierfache Ueberzahl der Türken traf, während hinter ihm sich Kairo in offener Empörung erhob. Aber wie Spreu stoben die wenig disziplinirten Banden des Großveziers vor den Bajonneten der tapferen Ungläubigen aus einander, und die Hauptstadt mußte von Neuem dem Sieger sich unterwerfen. Kleber war wieder Herr des Landes; und Murad, der Mamlukenbei, anerkannte jetzt willig die Oberherrschaft Frankreichs. Es begann jetzt für Kleber eine Zeit rühriger Friedensarbeit, um die Kolonie zu organisiren und zugleich freundlichere Beziehungen zu den Türken zu gewinnen: als mitten in diesem ersprießlichen Wirken im Garten seines

Palastes zu Kairo den wackeren Mann — am Tage des Sieges von Marengo — der Dolch eines fanatischen Muselmanns meuchlings traf. So endete von Mörderhand der letzte jener Generale der Revolution, die nicht blos Soldaten, sondern Mitgenossen aller Ideen ihrer Zeit waren, voll regen Antheiles an ihren großen, ehrgeizigen Bestrebungen: ein Mann von kriegerischer Tüchtigkeit nicht weniger als von sittlicher Lauterkeit und stolzem Unabhängigkeitssinne, der es verachtete, etwa um den Preis eines Marschallstabes, sich vor einem zu beugen, der eben noch seinesgleichen gewesen war.

Auf das Geschrei des Architekten Protain, der sich in der Begleitung Kleber's befand und ebenfalls einen Dolchstoß empfangen hatte, eilten französische Soldaten herbei und trugen ihren sterbenden General in den Palast. Hinter einem Schutthaufen versteckt fanden sie den Mörder. Es war ein junger Mensch aus Aleppo, Namens **Suleiman**. Er hatte in der Moschee El Azhar in Kairo seine theologischen Studien gemacht, war dann in Mekka und Medina gewesen und befand sich gerade in Palästina, als die Trümmer der geschlagenen Armee des Großveziers hindurch flüchteten. Die klägliche Erscheinung seiner besiegten Glaubensbrüder, ihre Verzweiflung, die Einflüsterungen des Janitscharenagas versetzten Suleiman's bewegliche Einbildungskraft in krankhafte Erregung: er erbot sich, den siegreichen Sultan der Franken (Kleber) zu ermorden. Man gab ihm ein Dromedar und Geld: so gelangte er über Gaza nach Aegypten zurück. Mehrere Wochen lang lebte er in eifrigen Religionsübungen in jener Moschee, mit deren Vorstehern er offen seinen Plan besprach. Sie glaubten nicht an das Gelingen desselben, thaten jedoch nichts, den fanatisch Aufgeregten zurückzuhalten; noch weniger warnten sie den bedrohten General. Mehrere Tage hindurch suchte Suleiman vergeblich eine Gelegenheit, sich Kleber zu nähern. Endlich schlich er sich in den Garten des Generals und verbarg sich in einer Cisterne. Im Gespräch mit Protain sah er den General kommen; in der Haltung eines Bettlers ging er dem Arglosen langsam entgegen: dann warf er sich auf ihn und stieß ihm den Dolch mehrmals hinter einander ins Herz. Er hatte den Tod verdient; er empfing ihn in grausigster Art. Nach Landessitte wurde Suleiman gepfählt; auch den Vorstehern der Moschee wurde der Kopf abgeschlagen.



Jean Baptiste Kleber.

Der Zusammenbruch der französischen Herrschaft in Aegypten. Nach dem Dienstalter ging der Oberbefehl in Aegypten auf den General **Menou** über: er hätte nicht leicht in ungeeignetere Hände kommen können. Menou war der vollkommene Gegensatz zu Kleber, auch in der persönlichen Erscheinung; er war klein, hatte einen Schmeerbauch, war kurzsichtig und ein ungeschickter Reiter. Es fehlte ihm ebenso sehr an Erfahrung und Feldherrnblick wie an Entschlossenheit. Sein großes Ziel war die Verschmelzung der Araber und Türken mit den Franzosen zu bewirken; darum begann er damit, daß er selbst zum Islam übertrat, sich

Abdallah Menou nannte und mit einer Türkin verheirathete. Um dieses Eifers für die innere Befestigung der Kolonie willen bestätigte ihn der Erste Konsul in seiner hohen Stellung, ohne doch ihm damit das Ansehen geben zu können, dessen der Obergeneral vor Allem bedurfte. Was nützte es, daß durch Menou's Bemühungen das Soldatenbrot etwas weißer wurde, wenn dagegen die alten Parteiungen wieder auflebten und die Generale ihrem mißachteten Haupte mit Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit begegneten? Und dies zu einer Zeit, wo zugleich die ernstesten Gefahren von außen die schwankende Kolonie bedrohten.

Im Jahre 1799 war der Marquis Arthur Wellesley, ein Universitätsfreund Pitt's, nach Indien gesandt worden, um Tippu Saib, den Verbündeten Bonaparte's, zu bändigen. Er verlangte von dem unternehmungslustigen Sultan von Mysore als Unterpfand seiner guten Gesinnung gegen England die Entwaffnung seiner Armee und die Aufnahme einer englischen Besatzung in seine Reichshauptstadt. Natürlich gab Tippu eine trotzig abweisende Antwort.



Palast des Sultans Tippu Saib zu Seringapatnam.

Sofort rückte Wellesley in das Reich von Mysore ein und erstürmte Seringapatnam. Tippu fiel wie ein Löwe kämpfend auf den Wällen der Hauptstadt; sein Land nahmen die Engländer in Besitz. Damit hatten sie ihrer indischen Herrschaft eine sichere Grundlage gegeben, und Pitt bestimmte demzufolge, daß General Baird 7000 Mann von der indischen Armee über das Rothe Meer nach der Ostküste Aegyptens führen solle zur Unterstützung des Hauptangriffes, welcher gegen die Nilmündungen geplant war.

Für diesen Frontangriff waren 18,000 Hessen, Schweizer, Neapolitaner und Malteser, von englischen Offizieren angeführt, zu Macri in Kleinasien versammelt, um von der englischen Flotte unter Lord Keith ehestens nach Aegypten hinübergeführt zu werden. Den Oberbefehl über sie führte Sir Ralph Abercromby. Ihnen sollten sich 6000 Albanesen unter dem Kapudan Pascha anschließen, während zugleich der Großvezier in Paläſtina die Reste seines geschlagenen Heeres wieder sammelte und durch neuen Zuzug verstärkte.

Vergebens versuchte der Admiral Ganteaume dieser drohender Gefahr gegenüber eine Flotte mit frischen Truppen und Vorräthen nach Alexandrien zu bringen. Muthig genug durchbrach er die englische Blockade des Hafens Brest und gelangte glücklich durch die Straße von Gibraltar ins Mittelmeer. Hier aber hörte er so viel von englischen Kreuzern, daß er in ängstlicher Vorsicht statt nach Alexandrien nach Toulon steuerte, um dort einen günstigen Zeitpunkt für die Weiterfahrt abzuwarten.

Und doch vertrug die Lage der Franzosen in Aegypten nicht die geringste Zögerung mehr. Menou hatte die französischen Truppen durch das ganze Land hin verzettelt; er selbst stand mit der Hauptmacht in Kairo; die Küste aber war nur durch schwache Corps gedeckt. Anfang März 1801 erschien auf der Rhede von Abukir die englische Flotte, 70 Segel stark. — Stürmisches Wetter indeß verzögerte die Landung und gab den Franzosen Zeit sich zu sammeln: allein Menou blieb ruhig in Kairo. Am 8. März ließ Lord Keith 320 Schaluppen mit 5000 Mann Landungstruppen ins Meer hinab. Die Soldaten lagen platt auf dem Boden der Boote, die englischen Matrosen aber standen kühn aufrecht und ruderten mit aller Kraft dem Gewehrfeuer der Franzosen, welche die sandige Küste besetzt hatten, entgegen. Mancher stürzte getroffen über Bord, aber augenblicklich trat ein anderer an seine Stelle. Sobald aber der Kiel des Bootes aufstieß, sprangen die Soldaten empor, stürzten sich ins Meer und stürmten zum Ufer empor. Wol empfangen die Franzosen sie mit mörderischen Kartätschenschüssen oder werfen sie mit gefälltem Bajonnete zurück: indeß die dreifache Ueberzahl siegt, General Friant wird gezwungen, sich unter die Mauern von Alexandrien zurückzuziehen.

Unverzüglich ging Abercromby jetzt daran, sein ganzes Corps auszuschiffen. Allein der Strand bildete bei Abukir nur eine lange Sandbank, hinter welcher die Seen Madieh und Mareotis liegen; nur durch einen langen Damm, der zwischen diesen Seen hindurch nach Ramanieh führt, hängt sie mit dem Binnenlande zusammen. Langsam wateten die Engländer durch den Dünensand vorwärts, als sich am Anfange des Dammes nochmals Friant, verstärkt durch Lanusse, ihnen entgegenwarf. Wiederum mußten sie der großen Uebermacht weichen. Jetzt endlich setzte sich Menou von Kairo in Bewegung. Die Engländer indeß zogen ihm nicht entgegen, sondern erwarteten ihn bei den Ruinen des alten Canopus auf jenem Sandrücken, über dessen ganze Breite sie sich verschanzt hatten. Kanonenboote deckten ihren rechten Flügel. Gegen diesen richtete Menou am 21. März vor Tagesanbruch seinen Angriff, während Reynier von ihm den Auftrag erhielt, den linken Flügel der Feinde am Mareotissee durch ein Scheinmanöver zu beschäftigen. Mit der größten Tapferkeit wurde auf beiden Seiten gekämpft; Lanusse fiel, auch Abercromby wurde tödlich verwundet auf ein englisches Schiff gebracht. Dennoch vermochte Menou, da er es nicht verstand, Reynier im rechten Augenblicke in die Schlacht kräftig eingreifen zu lassen, die Engländer weder zurückzudrängen, noch weniger sie zum Wiedereinschiffen zu zwingen. Er ging mit seiner entmuthigten Armee nach Alexandrien zurück, vor dessen Thoren er sich verschanzte, sehnsüchtig nach Ganteaume ausschauend.

Hutchinson indessen, Abercromby's Nachfolger, blieb nicht müßig; er eroberte das Fort Abukir, bemächtigte sich der Rosettemündung des Nil und entsandte ein Corps, während englische Kanonenboote den Nil hinaufsegelten, gegen Kairo. Dorthin rückte auch der Großvezier auf der Straße von Belbeis mit mehr als 25,000 Türken vor. General Belliard, der Kommandant von Kairo, hielt sich mit seinen 7000 Franzosen für viel zu schwach, einer solchen Streitmacht zu widerstehen. Auf Entsatz durch Menou durfte er nicht hoffen, da Hutchinson diesen mit seiner Hauptmacht in Alexandrien gefesselt hielt: er entschloß sich zu kapituliren. Sehr bereitwillig gingen die Engländer darauf ein und bewilligten Belliard mit seinem ganzen Corps freien Abzug. Auf englischen Schiffen sollten sie mit Waffen, Gepäck, Pferden und Geschützen nach Frankreich hinübergeschafft werden; selbst wer Grundstücke besaß, durfte sie erst verkaufen, denn den ganzen Besitz mitzunehmen, war ausbedungen.

Um so übler wurde jetzt die Lage Menou's; ungetheilt konnten sich jetzt die Feinde gegen ihn wenden. Ganz Aegypten, mit alleiniger Ausnahme der Stadt Alexandrien, war den Franzosen entrissen. Damit wurde die Verproviantirung der Belagerten sehr schwierig; zwar brachten noch die Araber, vom Gewinn angelockt, Fleisch, Milch und Getreide in die Stadt, aber doch nicht für die Bedürfnisse der Soldaten ausreichend. Um aber auch dieser geringen Zufuhr zu wehren, ließ Hutchinson den Damm nach Ramanieh durchstechen; der See Madieh ergoß seine Fluten in den halb ausgetrockneten Mareotis: Alexandrien ward mit einer ununterbrochenen weiten Wasserfläche umgeben, ein Gürtel von Kanonenbooten legte sich auf dieser um die Stadt. Es fragte sich nur, wie viel Tage, höchstens Wochen noch der Rest des

französischen Heeres in Alexandrien im Stande sein würde, den Engländern und dem Hunger zu widerstehen. Denn Entrinnen wie Entsatz: Beides war unmöglich.

Zwar entschloß sich Ganteaume endlich den Versuch zu machen, mit einem kleinen Hülfscorps an Bord — Hieronymus Bonaparte, des Ersten Konsuls jüngster Bruder, befand sich darunter — nach Aegypten zu gelangen. Wirklich erreichte er die afrikanische Küste bei dem Städtchen Derne, einige Tagemärsche westlich von Alexandrien, und versuchte zu landen. Die Anker wurden ausgeworfen, die Schaluppen ausgesetzt: da wurde dem Admiral irrthümlich das Nahen der englischen Flotte gemeldet. Auf der Stelle ließ er die Anker kappen und segelte von dannen, die vollständige Hoffnungslosigkeit der Franzosen in Alexandrien besiegelnd.

Der Abschluß des Friedens. Aegypten war den Franzosen so gut wie verloren, zumal auch General Baird in Kosseir gelandet war und Oberägypten ohne Widerstand besetzt hatte. Unter diesen Umständen verlor der Besitz der Insel Malta für England sehr an Werth, und die Aufstellung des französischen Truppencorps bei Tarent wurde zwecklos. So klärten sich von selbst die Hauptfragen, welche bisher den Frieden gehemmt hatten.

Für Lord Hawkesbury war es ein großer Gewinn, daß jetzt auch William Pitt mit Entschiedenheit für den Abschluß des Friedens sich aussprach. Er erneuerte daher dem Ersten Konsul gegenüber sein Entgegenkommen. Immerhin erschienen Bonaparte die englischen Forderungen noch zu weitgehend: zwar das spanische Trinidad war er allenfalls bereit, den Engländern zu bewilligen, da Spanien durch den Vertrag von Badajoz sich selbst seiner Gunst und Unterstützung beraubt hätte; aber die französische Kolonie Martinique, welche England erobert hatte, diesem abzutreten, schlug er rundweg ab.

Noch lag eine Flotille kleiner Transportschiffe bei Boulogne, zu einer französischen Invasion in England oder Irland bestimmt. Nelson erhielt den Auftrag, sie zu zerstören. Indessen es mißlang dem alten Seehelden: England war jetzt bereit, auf Martinique zu verzichten. Damit fiel so ziemlich das letzte Friedenshemmniß. Unter dem Drängen der friedensdurstigen öffentlichen Meinung in England schloß Hawkesbury mit dem französischen Unterhändler Otto in London am 1. Oktober 1801 die Friedenspräliminarien ab: Aegypten sollte an die Türkei, Malta an den Johanniterorden zurückgegeben werden, Portugal unversehrt bleiben, Neapel und die römischen Provinzen von den französischen Truppen, alle Inseln und Häfen des Mittelländischen Meeres von den englischen Streitkräften geräumt werden; die Insel Trinidad und die holländischen Besitzungen auf Ceylon sollte England behalten, aber seine übrigen Eroberungen in den Kolonien sämmtlich wieder herausgeben.

Der Erste Konsul bestätigte diese Präliminarien: durch seinen Adjutanten Lauriston sandte er seine Bestätigung nach London. Allein das Gerücht, daß er den Frieden brächte, war Lauriston vorausgeeilt. Eben war er in den Wagen gestiegen, um zusammen mit Otto die Unterschrift des Ersten Konsuls Lord Addington zu überbringen, als sich das Volk von London auf den Wagen stürzte, die Pferde ausspannte und jubelnd die beiden Franzosen zu dem Premierminister zog: so groß war die allgemeine Begeisterung. Allenthalben hörte man die Leute in London Lebehochs auf Bonaparte ausbringen, und bei dem großen Friedensfestmahl in der City wurde kein Trinkspruch mit so lautem Beifall aufgenommen, als der auf das Wohl des Ersten Konsuls und der französischen Republik.

Am folgenden Tage erhielt Hawkesbury die Nachricht, daß Menou in Alexandrien unter den gleichen Bedingungen wie Belliard kapitulirt hätte. „Es ist gut“, meinte der friedensfrohe Engländer, „daß die Meldung nicht früher angelangt ist; wir hätten sonst unsere Forderungen steigern müssen.“

Rasch ließ nun, fast Tag um Tag, der Erste Konsul die Friedensschlüsse mit den übrigen kriegführenden Mächten folgen. Mit der Türkei wurden die alten Freundschafts- und Handelsverträge wieder hergestellt; Portugal erhielt die Bestätigung des Vertrages von Badajoz, nur daß die Kontribution um 10 Millionen Francs erhöht wurde; auch mit Bayern wurden die alten freundlichen Beziehungen erneuert und dem Kurfürsten eine reiche Entschädigung für seine Verluste auf dem linken Rheinufer zugesichert. Endlich wurde auch mit Rußland noch

förmell Frieden geschlossen: Rußland verzichtete auf Malta, Frankreich auf die Besetzung Neapels. Was mit Piemont geschehen solle, das der Erste Konsul mit Frankreich zu vereinigen wünschte, ließ man vorsichtiger Weise in dem Traktate unerwähnt.

In ihrer Freude schrieben die Londoner mit Kreide in großen Buchstaben an die Postkutschen „Friede mit Frankreich", damit recht bald ein Jeder im Lande die frohe Kunde vernähme. Dann kamen die Engländer in ganzen Scharen nach Paris herüber, um die langentbehrten Winterfreuden der französischen Hauptstadt endlich einmal wieder zu genießen. Sie fanden die Stadt sehr zu ihrem Vortheil verändert; die Einwohnerzahl, im Jahre 1796 schon 786,000 betragend, war auf mehr als 800,000 gestiegen; Ordnung und Regsamkeit herrschten allenthalben: das war der Segen des neuen festen und einsichtsvollen Regimentes.



Lauriston in London. Zeichnung von J. Gilbert.

Auch Charles Fox war unter Denen, die herüberkamen, Pitt's beständiger politischer Gegner. Niemand verstand es in Paris so gut wie Bonaparte, den ausgezeichneten Mann durch Geist und Liebenswürdigkeit, durch den Schein vertraulicher Offenheit einzunehmen: sie schlossen Freundschaft auf Lebenszeit.

Am 25. März 1802 brachten Joseph Bonaparte und Lord Cornwallis den Frieden mit England in Amiens zum definitiven Abschluß. Der Krieg der zweiten Koalition war damit beendigt. Aber die Hauptfrage war unentschieden gelassen: England hatte sein Uebergewicht zur See unzweifelhaft erwiesen; Frankreichs Seemacht war völlig vernichtet. Während der acht Kriegsjahre hatte es 338 Kriegsschiffe, darunter 60 Linienschiffe und 173 Fregatten eingebüßt, dazu 90,000 Matrosen verloren. Auch Hollands und Spaniens Seemacht war gebrochen. Andererseits war das Uebergewicht Frankreichs zu Lande ebenso zweifellos zu Tage getreten: seine Macht erstreckte sich über Spanien, Italien, die Schweiz, Holland und die Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands. So lag in der Stellung Frankreichs so gut wie in der Englands eine Gefahr für Europa, die anzudeuten in dem Friedensvertrage sorgfältig

vermieden war. Darin lag trotz aller Freude, die er erregte, das Unzulängliche dieses Friedens: mehr ein Waffenstillstand war er in Wahrheit als ein Frieden, eine Pause im Kampfe bezeichnend von vielleicht nur gar kurzer Dauer. Vom Invalidendome donnerten die Kanonen: aber selbst in Paris gab es Manchen, der ihrer lauten Versicherung, daß Frieden wäre, nicht recht glauben mochte.

Die Unterwerfung von Haiti. Auf dem ganzen Erdkreise war der Erste Konsul anerkannt, allenthalben hatte Frankreich weit über den früheren Umfang hinaus seine Macht wieder aufgerichtet; die einzige Insel San Domingo oder Haiti in Westindien weigerte sich, wieder unter die französische Herrschaft zurückzukehren.

Beim Ausbruche der Revolution hatte der größere Theil der Insel den Franzosen, der kleinere den Spaniern gehört, welche indessen durch den Friedensschluß von 1795 den Franzosen auch ihren Antheil abgetreten hatten. Die Bevölkerung der Insel bestand ungefähr zu gleichen Theilen aus Negersklaven und Mulatten, jene völlig rechtlos, diese meist Freigelassene und mit einigen persönlichen Rechten ausgestattet. Kaum den achten Theil machten die Weißen aus, welche als Pflanzer fast ausschließlich im Besitze des Grundes und Bodens waren, regiert durch europäische Statthalter. Die Ideen der Revolution bewirkten unter den Weißen je nach ihrer Parteistellung Spaltung, unter den Farbigen aber durchweg die größte Aufregung, besonders seitdem der Konvent 1794 die Sklaverei aufgehoben und allen Farbigen gleiche Rechte mit den Weißen verliehen hatte. Nirgends waren die Pflanzer der steigenden Unordnung gewachsen, Viele wurden getödtet, Andere zur Flucht nach Amerika oder England genöthigt, eine große Menge auch durch die herübergekommenen Kommissare des Wohlfahrtsausschusses nach Paris geschickt, um dort als Aristokraten vor das Revolutionstribunal gestellt zu werden.

Ueberdies galt es, die Angriffe der Engländer von der Insel abzuwehren. Mit Erfolg gelang dies den Scharen, welche der frühere Negersklave Toussaint l'Ouverture, geboren 1746, um sich sammelte. Das Direktorium ernannte ihn zum Befehlshaber aller eingeborenen Truppen der Kolonie. Allein dem Ehrgeizigen genügte dies nicht: er gedachte sich zum Herrscher von Haiti aufzuschwingen. Auf seine Veranstaltung mußte der Kommissar des Direktoriums mit allen Anhängern Frankreichs die Insel verlassen. Toussaint gab jetzt der Insel eine eigene Verfassung, durch die er sich selbst zum Präsidenten ernannte, und organisirte die Regierung mit viel Umsicht und Verstand. Die Neger wurden mit Nachdruck zur Arbeit angehalten, Straßen wurden gebaut, Ordnung und Gesetzlichkeit kehrten zurück. In gleicher Strenge wurde gegen die unzufriedenen Weißen, wie gegen die rebellischen Mulatten eingeschritten. Mit größter Entschiedenheit nahm Toussaint für sich und seine Insel die Souveränetät in Anspruch, zu einem Bündnisse wol mit Frankreich, aber nicht zur Unterwerfung unter das Mutterland bereit.

„Das ist ein rebellischer Sklave, der gezüchtigt werden muß!" entschied der Erste Konsul, als er von dieser Sachlage Bericht erhielt. Doch versuchte er zunächst den Weg der Güte. Unter schmeichelhafter Anerkennung der Verdienste Toussaint's sprach er in einem Schreiben ihm die Erwartung aus, daß der Negerfürst, da ja die Verhältnisse Frankreichs sich jetzt durch die Konsularregierung glücklich gestaltet hätten, nunmehr nicht zögern würde, auch seinerseits die Oberherrschaft Frankreichs wieder anzuerkennen. Ein Heer von 25,000 Mann wurde dem General Leclerc, dem Schwager Bonaparte's, welcher dies Schreiben zu überreichen hatte, mitgegeben, um der Erwartung des Ersten Konsuls den gehörigen Nachdruck zu verleihen. Allein der trotzige Negerhäuptling weigerte sich trotzdem, er drohte, die schöne Insel mit ihren gartenartigen Plantagen durch Mord und Brand in eine Wüste zu verwandeln, wenn etwa die Franzosen es versuchen sollten, sich derselben mit Gewalt zu bemächtigen. Denn von der Kriegführung civilisirter Völker hatte er keine Ahnung. In diesem Sinne gab er seinen Unterhäuptlingen Weisung.

In der Kapstadt, der schönsten Ansiedelung der Insel, befehligte der Neger Heinrich Christoph. Sobald er sah, daß er die Stadt gegen die Angriffe der Franzosen nicht würde behaupten können, ließ er die Stadt in Brand stecken: nichts als ein rauchender Trümmerhaufen

fiel den Franzosen in die Hände. Sie versuchten jetzt in das Innere vorzurücken; aber wohin sie kamen, trafen sie auf lodernde Häuser, verwüstete Pflanzungen, hingemordete Menschen: so gräßlich machte Toussaint seine Drohung wahr. Schon war mehr als die Hälfte der Insel in eine entsetzliche Einöde verwandelt, als endlich doch die glänzenden Anerbietungen, welche Leclerc allen Negern machte, welche sich Frankreich unterwerfen würden, bei den Untergeneralen zu verfangen begannen. Maurepas war der Erste, welcher mit seinem Corps zu Leclerc übertrat, bald folgten Dessalines und Christoph. Da fürchtete denn Toussaint, ganz verlassen zu werden; er erklärte sich bereit, abzudanken. Die militärische Charge in der französischen Armee, welche Leclerc ihm anbot, lehnte er ab; er versprach auf seinem Gute Emery als Privatmann in Ruhe zu leben. So gedachte er wenigstens diesen Raub zu retten.


Toussaint l'Ouverture.

Leclerc nahm die Unterwerfung des Arglistigen an und sicherte den ungestörten Besitz jener Plantage, die Toussaint sich angeeignet hatte, ihm zu. Indeß nach wenigen Wochen schon erfuhr er, daß Toussaint fortfahre, mit den Negern geheime Verbindungen zu unterhalten; er gab daher den Generalen Thouvenot und Brunet die Weisung, ihn unter polizeiliche Aufsicht zu nehmen. Sie glaubten das angezettelte Gewebe nicht besser zerreißen zu können, als daß sie Toussaint von Emery heimlich entführten und auf eine französische Fregatte brachten. Leclerc sandte ihn nach Paris, wo er, ohne daß eine Untersuchung des gegen ihn erhobenen Verdachtes stattfand, in den Temple gesetzt wurde. Später brachte man ihn nach Fort Joux, und als er das rauhe Alpenklima nicht vertragen konnte, nach Besançon, wo er am 27. April 1803 gestorben ist: jedenfalls ein merkwürdiger Mann, tapfer und von organisatorischem Talente, aber dabei eitel, grausam und hinterlistig wie nur je ein Schwarzer. Durch gutherzige Ueberschätzung hat die Nachwelt geglaubt, die schnöde Behandlung sühnen zu sollen, die von den Machthabern Frankreichs ihm widerfahren ist.

Der Untergang der französischen Herrschaft über Haiti. Nach Martinique und Guadeloupe war von Leclerc der General Richepanse, um auch hier die französische Herrschaft wieder aufzurichten, gesendet worden. Nicht ohne Anstrengung unterwarf er die schwarzen Insurgenten und stellte nun nicht blos die Sklaverei in ihrer vollen Härte wieder her, sondern richtete auch alle früheren Schranken zwischen Weißen und Farbigen wieder auf. Da brach sofort der Aufstand aufs Neue in hellen Flammen aus. Richepanse fand seinen Tod; nur mühsam vermochten die Franzosen sich zu behaupten.

Das Beispiel Martinique's wirkte auf Haiti. Mißtrauisch gemacht durch Toussaint's Entführung, fürchteten auch auf Haiti die Farbigen die Herstellung der früheren Zustände,

obgleich Leclerc versprochen hatte, Alles in dem Zustande zu lassen, in dem er es gefunden. Die Negergenerale begannen sich von den Franzosen zurückzuziehen und erhoben endlich, von ihren Stammesgenossen gedrängt, die Fahne der Empörung, Clervaux voran, dann Christoph, Dessalines und die Uebrigen. Allenthalben wurden die Franzosen verrathen, verlassen, überfallen; zugleich wüthete das gelbe Fieber mörderisch in ihren Reihen; Leclerc mußte sich in die wiedererstehende Kapstadt zurückziehen, wo er am 2. November 1802 starb.

Sein Nachfolger im Oberbefehl, Rochambeau, wollte mit Gewalt die Unterwerfung der Insel durchsetzen und verdarb dadurch Alles. Die Grausamkeiten, durch welche er die Neger schrecken wollte, reizten diese zur äußersten Wuth: Alles scharte sich um Dessalines. Von diesem zu Lande, von den Engländern — der Krieg zwischen Frankreich und England hatte inzwischen wieder begonnen — zur See in der Kapstadt eingeschlossen, vom gelben Fieber in der Stadt bedrängt, blieb ihm endlich nichts Anderes übrig, als im Dezember 1803, um nicht der bestialischen Grausamkeit der Neger zum Opfer zu fallen, Lord Hood sich kriegsgefangen zu geben. Es war nur ein geringer Rest der französischen Expedition, der so in die Heimat zurückgelangte: gegen 35,000 Soldaten und 12,000 Matrosen hatten auf Haiti ihr Grab gefunden.

Dessalines machte sich nunmehr zum Kaiser von Haiti, bis Christoph ihn entthronte und tödtete. Aber auch gegen diesen erhob sich eine Empörung und zwang den „König Heinrich", sich selbst das Leben zu nehmen. Bürgerkrieg und Rassenkampf zwischen Negern und Mulatten wurden auf der Insel heimisch, theilten sie in zwei Republiken und überlieferten sie beide dem gleichen kläglichen Verfall. Denn es fehlte in San Domingo wie in Haiti die Kraft der Weißen, um die Neger in Bewegung zu bringen und den ehrgeizigen Sinn der Mulatten recht anzuleiten.

Die Vasallenrepubliken Frankreichs. Piemont wurde im September 1802 Frankreich einverleibt. Einer Einverleibung nahe kam die Verfassungsumgestaltung, welche der Gürtel der Verfassungsrepubliken um das beherrschende Frankreich erfuhr. Die ligurische Republik mußte das Recht, ihren Dogen zu ernennen, auf den Ersten Konsul übertragen: damit war der erste Schritt zur völligen Vereinigung mit Frankreich gethan.

In der cisalpinischen Republik vollends ließ sich Bonaparte selbst die höchste Würde übertragen, um die Tochterrepublik Frankreichs direkt von Paris aus zu regieren. Die Notablen der cisalpinischen Republik wurden als konstituirende Consulta auf den 31. Dezember 1801 nach Lyon berufen: 452 an Zahl, von denen der Erste Konsul 148 zu Mitgliedern dieser Consulta direkt ernannt hatte. So durfte er der Stimmenmehrheit ziemlich sicher sein. Dennoch ließ er als Preis den Versammelten durch Talleyrand die Idee eines italienischen Nationalreiches vorhalten, zu dem ein erster Schritt die Umwandlung des Namens cisalpinische in italienische Republik war.

Am 11. Januar 1802 erschien Bonaparte selbst in der Mitte der Consulta: er fand nicht so viel Willfährigkeit, wie er erwartet hatte, namentlich war selbst bei den Geneigten der Wunsch rege, durch die Wahl eines entschiedenen italienischen Patrioten zum Vizepräsidenten der Republik die Uebertragung der Präsidentschaft an Bonaparte wieder einigermaßen unwirksam zu machen. Dieser Gefahr galt es zu begegnen. Zu den ersten Familien Oberitaliens gehörte der Graf Melzi, Herzog von Lodi, zugleich als spanischer Grande Herzog von Erile. Er war lange Kammerherr am Hofe Maria Theresia's gewesen und besaß durchaus die Manieren eines großen Herrn, Würde und doch italienische Lebendigkeit und Artigkeit. Auf dem Kongresse zu Rastatt hatte er die cisalpinische Republik vertreten. Man durfte vertrauen, daß er sich mit der äußeren Repräsentation der Republik begnügen, die eigentliche Regierung jedoch Bonaparte überlassen würde. Wirklich war Melzi geneigt, die Rolle zu übernehmen, welche der Erste Konsul ihm zugedacht hatte: er erschien in Paris und stellte sich Bonaparte zur Verfügung. In Lyon sammelten sich bald die lombardischen Aristokraten um ihn; die Majorität aber beharrte in ihrer Abneigung gegen den unerträglichen Druck der französischen Herrschaft und war weit entfernt, das militärische Oberhaupt der französischen Nation freiwillig zum Präsidenten ihres unter der französischen Herrschaft seufzenden Staates zu erwählen. List mußte helfen

Die französischen Regimenter waren aus Aegypten zurückgekehrt und befanden sich auf dem Marsche nach Paris. Am 26. Januar hielt der Erste Konsul in Lyon über sie Revue ab, ein glänzendes militärisches Schauspiel, dem die meisten der italienischen Abgeordneten beiwohnten. Darauf baute Talleyrand seinen Anschlag. Unvermuthet ließ er die Mitglieder der Consulta zu einer Sitzung zusammenberufen. Weitaus die Meisten wurden von den Boten nicht angetroffen; kaum der dritte Theil der Abgeordneten, und diese auch nur, weil vorher verständigt, fand sich zusammen: es waren Melzi und seine Anhänger. Ihnen wurde kurzweg die Frage nach der Besetzung der beiden Präsidentenstellen der italienischen Republik vorgelegt Man verständigte sich dahin, daß die für Bonaparte und Melzi Stimmenden einfach aufstehen sollten: der Vorsitzende erklärte sofort, es wäre die Mehrheit. So wurde Bonaparte zum Regenten der italienischen Republik berufen. Die Einwendungen der am Abend von der Revue heimkehrenden Abgeordneten verschlugen dagegen nichts. Die italienische Republik hatte selbst den Schein der Unabhängigkeit verloren: sie trat in Bonaparte's militärische Dienstbarkeit ein, sie mußte ihm ein Heer stellen, ein französisches Heer außerdem bezahlen, kleiden, nähren, im Lande und in den Festungen dulden. Denn nach der neuen Verfassung, welche die Republik durch diese Consulta erhalten hatte, war der Präsident unumschränkter Herr und Gebieter, den Melzi als Vizepräsident kaum ernstlich hindern konnte, selbst wenn er gewollt hätte.

In der helvetischen Republik lagen die Dinge anders. Hier konnte Bonaparte nicht sofort eingreifen, da er im Frieden von Luneville sich verpflichtet hatte, der Schweiz die Ordnung ihrer Angelegenheiten zu überlassen; aber bald gediehen hier die Verhältnisse zu einem Grade von Verwirrung, daß sein Einschreiten gerechtfertigt erschien. Die Umgestaltung, welche die Verfassung der Schweiz in Nachahmung der französischen Konsularverfassung erfahren hatte, war durchaus nicht nach dem Geschmacke des Ersten Konsuls: sie faßte die Kräfte der Schweiz mit Nachdruck zusammen und gab ihr damit eine Basis der Unabhängigkeit, während die alte Kantonalverfassung mit ihrem vetterschaftlichen Patrizierregimente die Ohnmacht der Schweiz gewährleistet hatte. Alle Parteien nahmen nun zu Bonaparte ihre Zuflucht. Laharpe, der Führer der jetzt zurückgedrängten Demokraten, erschien in Paris: der Erste Konsul gab ihm ganz trocken den Rath, sich ferner nicht in Staatssachen zu mischen. Denn die Zeit der Demokraten war vorüber. Auch Reding, das Haupt der Altschweizer, bemühte sich vier Wochen lang in Paris vergebens, den Ersten Konsul für die Wiederherstellung der alten Zustände zu gewinnen. Zwischendurch kam auch Glayre, einer der Urheber der neuen Verfassung, um die Bestätigung des Ersten Konsuls einzuholen. Allein dieser entließ ihn mit dem Auftrage, eine andere zu entwerfen, deren Grundlinien er ihm auf einem kleinen Blatte mitgab.

Nach diesen Grundzügen wurde nun auch alsbald eine neue Verfassung ausgearbeitet, welche dem Sinne Bonaparte's entsprechen sollte. Allein damit waren weder die Urkantone noch die alten Patrizierfamilien einverstanden; der Bürgerkrieg begann; die Parteien, jede auf Frankreich vertrauend, erhoben die Waffen. Da zog der Erste Konsul, wörtlich nach den Bestimmungen des Luneviller Friedens, die französischen Truppen sämmtlich aus der Schweiz zurück. Natürlich stieg dadurch Tumult und Unordnung allenthalben aufs Höchste. Zürich wurde von den Anhängern der neuen Verfassung bombardirt, in Bern und Freiburg gewannen dagegen die Anhänger des Alten die Oberhand. In Bern wurde wieder ein Schultheiß nach alter Art eingesetzt; Reding berief eine alte Tagsatzung nach Schwyz; die Regierungsbehörden mußten ins Waadtland flüchten. — Jetzt waren die Dinge in einer Verwirrung, wie sie nicht größer sein konnte. Darauf hatte der Erste Konsul gewartet: er entsandte seinen Generaladjutanten Rapp nach Lausanne und gebot den kämpfenden Parteien Frieden. Zugleich rückten 40,000 Franzosen unter Ney von Italien her über Genf und über Basel in die Schweiz ein und besetzten das ganze Land. Den Schweizern wurde befohlen, Deputirte zu wählen und nach Paris zu senden, um dort unter den Augen des Ersten Konsuls eine Verfassung zu berathen, wie sie für die helvetische Republik geeignet wäre.

Im Dezember 1802 trat diese konstituirende Versammlung der Schweizer in Paris zusammen. Mit Zänkereien und Nichtigkeiten verbrachte sie die Zeit; Bonaparte wußte sie durch

seine Reden ganz für sich einzunehmen, Fouché und Röderer zogen einen Abgeordneten nach dem andern auf die Seite Frankreichs herüber: endlich glaubte Bonaparte aller Stimmen sicher zu sein. Er ließ am 11. Februar 1803 den Abgeordneten die „Mediationsakte“ vorlegen, welche die neue Verfassung der Schweiz in sich schloß. Mäßigung, Unparteilichkeit, politische Einsicht war in der ganzen Akte unverkennbar, daneben aber war doch eine gewisse Begünstigung des alten Regiments ersichtlich. Denn für seine militärischen Zwecke konnte der Erste Konsul der alten patrizischen Familien von Bern, Solothurn, Luzern, Freiburg, welche aus dem französischen Kriegsdienst und aus dem Werben für Fremde ein Handwerk gemacht hatten, nicht entbehren. Ueberdies war Bonaparte das Protektorat über die helvetische Republik in jener Akte übertragen. Wallis, das Thal der oberen Rhone, war aus dem politischen Zusammenhange der Schweiz ausgeschieden: es sollte eine eigene Republik bilden, bis es Zeit sein würde, es mit Frankreich zu vereinigen; 1810 ist dies geschehen.

Damit war denn auch die Schweiz in die Machtsphäre Frankreichs gebannt. Eine Militärkapitulation kam einige Wochen später hinzu, durch welche die Schweiz die Verpflichtung übernahm, 16,000 Mann, in dringenden Zeiten sogar 24,000 Mann, zu dem französischen Heere zu stellen. Damit kam das alte Reislaufen der Schweizer wieder in Schwang. In der drei- und vierfachen Zahl traten die kräftigsten Söhne der schweizer Berge freiwillig in die Armeen Frankreichs ein: eine Kontribution, werthvoller als einige Millionen Francs. So konnte denn nunmehr Bonaparte die französischen Truppen getrost wieder aus der Schweiz zurückziehen.

Ganz in dem gleichen Sinne erfuhr die batavische Republik eine Aenderung der Verfassung, welche 1798 der General Daendels nach dem Muster der Konsularverfassung ins Leben gerufen hatte; sie war durch die straffe Centralisation der Kräfte des Landes dem Ersten Konsul jetzt bedenklich. Aber auch den Holländern war sie lästig. Sie baten daher Augereau, der als kommandirender General in Holland war, um eine andere. Auf den Rath des holländischen Gesandten in Paris, des Advokaten Schimmelpenninck, kehrte daher Bonaparte wieder zu dem alten Föderativsystem der Holländer zurück. Die alten holländischen Provinzen wurden größtentheils unter dem Namen von Departements wiederhergestellt, und die vollziehende Gewalt nicht mehr einem Präsidenten, sondern einem Kollegium von zwölf Personen übertragen. Die Widerstandskraft war damit in erwünschter Weise abgeschwächt, und die 16,000 Mann starke batavische Armee nebst der Flotte ganz in den Dienst Frankreichs gestellt.

Mordanschläge. So legte der Erste Konsul einen waffenstarrenden Panzergürtel um Frankreich an der ganzen Landgrenze herum; nur eine Lücke zeigte dieser noch — am Mittelrhein; aber auch diese sollte sich bald schließen. Wie gewaltig gesichert war damit Bonaparte's Stellung gegen äußere Feinde! Allein gegen innere war sie es nicht in der gleichen Weise. Zwar die große Mehrzahl des französischen Volkes anerkannte mit Befriedigung, daß der Erste Konsul mit Einsicht und Energie die Staatsmaschine wieder in Gang brachte, die Finanzen ordnete, die Wucherer zügelte, den allgemeinen Kredit wieder aufleben ließ, den Frieden mit der katholischen Kirche wiederherstellte, Rechtssicherheit wieder schuf: aber gleich unversöhnlich blieben ihm die Jakobiner und die Royalisten gesinnt. Jene sahen in ihm den Mörder der Freiheit, derselben Freiheit, die so namenloses Elend über Frankreich gebracht hatte, diese verlangten, daß er wie einst Monk die wiederhergestellte Monarchie den ausgewanderten Bourbonen überliefern und dann sich bescheiden in den Hintergrund zurückziehen solle.

Mit richtigem Instinkte ahnte Bonaparte in jenen fanatischen Demokraten, die verlautbaren ließen, man müsse dem neuen Cäsar einen neuen Brutus entgegenstellen, die gefährlicheren Gegner. Es that Noth, auf sie ein wachsames Auge zu haben.

Einstmals waren auch die Bonapartes Jakobiner gewesen, auf nichts eifriger bedacht, als die Herrschaft Pasquale Paoli's in Korsika zu vernichten. Der korsische Advokat Arena, Mitglied des Konventes, war dabei ihr Genosse gewesen. Geächtet hatten dann beide Familien von der Heimatsinsel weichen müssen (S. 213). Wie hatten sich seitdem die Zeiten geändert! Der alte Schreckensmann Arena war jedoch derselbe geblieben: jetzt konspirirte er gegen seinen alten Genossen, der ungekrönt den Thron Frankreichs inne hatte. Andere schlossen sich ihm an,

der Maler Lebrun, der Bildhauer Ceracchi, Barère, Demorville. Indeß der alte Terrorist Barère machte Fouché, dem Polizeiminister, Mittheilung von dem Komplote. Fouché ließ die Verschwörer sich noch weiter verwickeln, so daß man ihn für den eigentlichen Anstifter der Verschwörung hat ansehen wollen, dann ließ er sie unversehens im Theater verhaften: am 31. Januar 1801 wurden Arena, Ceracchi und Lebrun hingerichtet.

Wiederum waren es alte Parteigenossen, welche Fouché, den früheren Terroristen, davon unterrichteten, daß eine andere Gruppe alter Jakobiner auf Anstiften Chevalier's den Ersten Konsul durch eine Höllenmaschine ermorden wolle. Fouché wartete seine Zeit ab, dann wurde Chevalier mit seiner Mordmaschine unschädlich gemacht.



Das Attentat vom 24. Dezember 1800. Zeichnung von F. Lix.

Indeß die Idee einer Höllenmaschine wirkte weiter. Am 24. Dezember 1800 fuhr der Erste Konsul, Abends um halb neun Uhr, mit Lannes, Berthier und Lauriston in das Opernhaus, wo zum ersten Male die „Schöpfung" von Haydn aufgeführt werden sollte. In sehr scharfem Trabe fuhr der Wagen — der Kutscher war etwas angetrunken und trieb die Pferde stärker als gewöhnlich an — durch die Straße St. Nicaise, als dicht hinter ihm ein Faß mit Pulver, das auf einer Karre befestigt war, in die Luft flog. „Wir sind unterminirt", rief der Erste Konsul, durch den furchtbaren Krach erschreckt, aus. Lannes und Berthier baten ihn, nach den Tuilerien zurückzufahren; allein ungeduldig antwortete er ihnen: „Nein! nein! nach dem Opernhause!" Mit vollkommener Ruhe setzte er sich an die Brüstung seiner Loge; nach einer kurzen Weile jedoch stand er auf und begab sich in die Tuilerien zurück.

Die vornehmsten Staatsbeamten hatten sich hier schon auf die Kunde von dem furchtbaren Ereignisse, welches acht Menschen getödtet und 28 schwer verwundet, aber den einen, gegen welchen es angestiftet war, verschont hatte, versammelt. Bonaparte trat in ihre Mitte: „Seht das Werk der Jakobiner", rief er ihnen zu. „Die Jakobiner sind es, die mich haben ermorden wollen. Die Urheber der Septembermetzeleien, mit Koth bedeckte Bösewichter, stehen

in offener Empörung, in permanenter Verschwörung. Kann man sie nicht anketten, so muß man sie zermalmen, muß Frankreich von diesem ekelhaften Bodensatze reinigen. Kein Mitleiden gegen solche Frevler!"

Fouché, welcher zu sühnen hatte, daß er den Mordanschlag nicht aufgespürt und vereitelt, war äußerst eifrig in der Verfolgung der Angeschuldigten, um nicht selbst verdächtig zu werden: 138 bekannte Terroristen, einst in der Schreckenszeit seine Genossen, ließ er verhaften: mit Einwilligung des Senates und des Staatsrathes wurden sie ohne Urtel und Recht zur Deportation verurtheilt und 71 davon auch wirklich, in einen engen Schiffsraum eingepfercht, von Hunger und Durst auf das Schrecklichste gequält, nach Cayenne geschafft, unter ihnen der fürchterliche Rossignol, der sich rühmte, einst als Konventskommissar 68 eidweigernde Priester mit eigener Hand abgeschlachtet zu haben.

Indeß an diesem Mordanschlage waren die verurtheilten Jakobiner, welche in Nantes auf dem Transporte fast ein Opfer der Entrüstung des Volkes geworden wären, in der That unschuldig. Einen Monat später kam die Wahrheit an den Tag, ohne doch den Deportirten die Freiheit zurückzugeben. Royalisten waren die Anstifter. Ein emigrirter Bischof hatte, durch Chevalier's Höllenmaschine angeregt, den Anschlag entworfen; englische Fanatiker, wie Lord Windham, unterstützten die Verschwörung mit Geld; Edelleute aus der Bretagne führten den Plan aus; Hyde de Neufville, später Minister Ludwig's XVIII., hatte die Oberleitung. Ihm gelang es, noch zur rechten Zeit sich aus Frankreich zu flüchten; nur untergeordnete Helfershelfer wurden ergriffen, von denen zwei den Tod erlitten. Die Folge des Attentates war, daß jetzt auch die Royalisten schärfer überwacht wurden, so daß bald der Temple, Ham und Vincennes mit royalistischen Staatsgefangenen sich füllten. Auch Frau von Staël erhielt damals die Weisung, Frankreich zu verlassen. Denn wenn auch nicht royalistisch verdächtig, war sie doch unbequem, da in ihrem Salon sich Alles sammelte, was von geistreichen Leuten, wie Benjamin Constant, zur Opposition gegen die Konsularherrschaft gehörte.

Die konsularische Diktatur. Nicht mit Mordanschlägen auf den Ersten Konsul allein begnügten sich die gegnerischen Parteien; in mehreren Departements war unter politischen Vorwänden ein förmliches Raub- und Mordsystem organisirt, gegen welches die regelmäßigen Kriminalgerichte sich machtlos erwiesen; summarisch und militärisch mußte es bekämpft werden. Es wurde daher durch ein Gesetz dem Ersten Konsul das Recht gegeben, in denjenigen Gegenden, wo es nöthig zu sein schiene, die Justiz zu suspendiren und Spezialgerichte einzusetzen, deren Mitglieder ausschließlich der Erste Konsul zu ernennen hätte.

Dadurch wurde die konsularische Gewalt geradezu in eine Diktatur umgewandelt und die Polizei an die Stelle der Justiz gesetzt. Der Schwerpunkt der Thätigkeit der Polizei lag indessen in Paris. Fouché besaß trotz aller Schmiegsamkeit niemals das volle Vertrauen Bonaparte's; daher richtete Murat, sein Schwager, damals Kommandant von Paris, neben der Polizei Fouché's noch eine besondere ein, welche sein Adjutant Savary militärisch leitete. Außerdem hatte auch der Generaladjutant des Ersten Konsuls, Duroc, ein besonderes Corps von Geheimpolizisten unter sich; endlich wußte man, daß es noch ein viertes Polizeicorps gebe, welches unter dem General Moncey stehe. Allein was erreicht werden sollte durch diese Vermannichfaltigung polizeilicher Ueberwachung: erhöhte Sicherheit, ging gerade verloren; denn die verschiedenen Corps, mit einander unbekannt, führten sich gegenseitig in die Irre und veranlaßten zahllose Mißverständnisse und dem entsprechend verkehrte Maßnahmen.

Aber doch war das Netz der Polizei des Ersten Konsuls so engmaschig, daß es rathsam war, die größte Vorsicht im Reden in Paris zu beobachten. Politische Gespräche wurden in allen Gesellschaften sorgfältig vermieden, denn den Unvorsichtigen traf nur zu leicht Verhaftung und Beschlagnahme seiner Papiere. Doch einen Mann gab es in Paris, der sich dadurch nicht abhalten ließ, in den Kaffeehäusern und Restaurants seine abschätzigen Urtheile über die Gewaltthätigkeit und Treulosigkeit des Ersten Konsuls so offen vor Aller Ohren auszusprechen, daß die übrigen Gäste erschreckt sich schleunigst entfernten oder ihn für einen Agenten der Geheimpolizei hielten. Es war der Graf Gustav von Schlabrendorf. Geboren 1750,

hatte er die erste Hälfte seines Lebens meist auf Reisen verbracht. Er befand sich in England, wo er die Absicht hatte, sich dauernd niederzulassen, als die französische Revolution ausbrach. Sie fesselte seine Aufmerksamkeit so, daß er beschloß, einen kurzen Ausflug auf 14 Tage nach Paris zu unternehmen, um sich die Vorgänge in der Nähe anzusehen. Nur mit einem kleinen Mantelsack versehen, ohne Bedienten, steigt er in der Rue Richelieu im Hotel beider Sizilien ab. Die Begebenheiten entwickeln sich mit so reißender Schnelligkeit, daß sie ihn von Tag zu Tage mehr fesseln. Woche um Woche, Jahr um Jahr bleibt er in demselben Gasthause, drei Treppen hoch in einem mäßig großen Zimmer wohnen wie ein Reisender, der nur ein Nachtquartier genommen. Seinen Leuten in London befiehlt er endlich, nachdem sie ihn oft schon vergebens an die Rückkehr in sein dort völlig eingerichtetes Haus gemahnt, Alles zu verkaufen; aber sich in Paris wohnlich einzurichten, fehlt es ihm an Zeit. In einem weiten, grauen Schlafrock, meist ohne Beinkleider, bringt er oft monatelang vor seinem Pult oder neben seinem Kamin zu, unfrisirt, mit oft zollangem grauem Bart. Jedes Buch von Bedeutung, das erscheint, liest er; was in Paris vorgeht, weiß er Alles. Denn bei ihm treffen sich jeden Abend sowol die Unzufriedenen, unverhohlen ihre Gedanken und Hoffnungen austauschend, als auch die Freunde der neuen Staatsordnung, um Neues zu erfahren oder Neues zu berichten. Fremde schwärmen ein und aus und berichten aus ihrem Vaterlande. Und mit rückhaltsloser Freimüthigkeit verkehrt der Alte mit Allen. Für die Polizei blieb sein Zimmer ein Heiligthum; denn bei aller Herbigkeit der Worte hatte Schlabrendorf doch nicht den leisesten Zug von einem Verschwörer an sich.

Leichter als die mündliche Aeußerung war es der Polizei die Presse zu überwachen. Durch das Gesetz vom 17. Januar 1800 war die Zahl der politischen Journale auf dreizehn beschränkt; sofortige Unterdrückung war auch diesen angedroht, wenn sie es wagen würden, irgendwie gegen die Konsularregierung aufzutreten. Was im Moniteur stand, war für Alle maßgebend; und für diesen diktirte Bonaparte nicht selten seinem Sekretär einen Artikel, wenn es ihm darauf ankam, irgend eine Frage in besonderer Beleuchtung den Franzosen zu zeigen oder die Politik einer fremden Macht mit schnöden Worten herabzusetzen.

Der Abschluß des Friedens von Amiens wurde die erwünschte Gelegenheit, der Macht, wie sie der Erste Konsul übte, die einzige reelle Schranke, die sie hatte, die der Zeitdauer, zu nehmen. Die stets dienstbeflissenen Staatsmänner Cambacerès, Talleyrand, Röderer erriethen den Wunsch ihres Gebieters und thaten die nöthigen Schritte, um ihn alsbald zu erfüllen. Im Tribunate wurde der Antrag gestellt, dem Ersten Konsul für die glückliche Wiederherstellung des Friedens ein glänzendes Zeichen der nationalen Dankbarkeit zu geben: worauf denn der Senat den Beschluß faßte, Bonaparte die Würde des Ersten Konsuls auf weitere zehn Jahre zu verlängern. Das wies indeß Bonaparte mit Entschiedenheit zurück; nur dem Volke, erklärte er, das ihn zu seiner Würde erhoben, käme es zu, darüber zu beschließen. Infolge dessen entschied der Staatsrath dahin, daß dem Volke die Frage vorgelegt werden sollte: „Soll Napoleon Bonaparte zum Konsul auf Lebenszeit erwählt werden?“ Die Bevölkerung Frankreichs war ohne Zweifel im Großen und Ganzen in ihrem tiefen Friedensbedürfniß mit dieser Befestigung der monarchischen Staatsordnung einverstanden; aber dank der Rührigkeit der neuen konsularischen Präfekten und der Polizei kam, indem alle Nichtstimmenden als Zustimmende gezählt wurden, eine Majorität zu Stande, welche geradezu überwältigend war: 3,568,885 Ja gegen 8514 Nein. Unter dieser kleinen Zahl befand sich auch die Stimme Lafayette's: vor dem Monarchen Bonaparte zog er sich in die Stille des Privatlebens zurück.

Auf Grund dieser Abstimmung ernannte der Senat am 2. August 1802 Bonaparte zum lebenslänglichen Konsul. Drei Tage später wurde auf Beschluß des Senates eine neue Verfassung veröffentlicht, welche dem Volke zwar einen Scheinantheil an den Wahlen gewährte, dafür aber die Mitgliederzahl des Tribunates, welches allein noch bisher mitunter eine schwächliche Opposition gewagt hatte, auf die Hälfte herabsetzte und den Ersten Konsul mit den weitgehendsten Befugnissen ausstattete.

Der konsularische Hof in den Tuilerien. Die Verfassung sprach dem Ersten Konsul das Recht zu, seine Mitkonsuln und seinen Nachfolger zu ernennen, die Beschlüsse über Krieg und Frieden zu bestätigen und die Senatoren allein zu ernennen; er erhielt das Begnadigungsrecht und eine Leibgarde von 8000 Mann. Die Monarchie war fertig: man begann Bonaparte als „konsularische Majestät" anzureden; er unterzeichnete sich jetzt „Napoleon Bonaparte". Der Thron war gezimmert; Kraft und Gewalt standen zu den Seiten, und über die Lehne beugte sich flüsternd die List herüber.

Am 19. Mai 1802 war der Orden der Ehrenlegion gestiftet worden, gleichmäßig für militärisches wie bürgerliches Verdienst. Jeder Ordensstufe war eine „Dotation" beigefügt. der Ritter erhielt 250, der Offizier 1000, der Kommandeur 2000, der Großoffizier 5000 Francs Jahresrente. In der Ehrenlegion stellte das konsularische Frankreich einen Verdienstadel dem Geburtsadel des alten königlichen Frankreichs gegenüber.

Immer sichtlicher kamen jetzt die revolutionären Gebräuche in Abnahme. Mehr und mehr wurde die Anrede statt „Bürger" wieder „Monsieur" oder gar „Monsieur de". Am deutlichsten trat dies in der Umgebung des Ersten Konsuls, der die Rückkehr zur Etikette der alten Königszeit in jeder Weise förderte, zu Tage. Der Finanzminister Gaudin erschien in den Tuilerien wieder gepudert, mit Haarbeutel, in einem Rock mit Schößen, der Konsul Lebrun völlig in der Hoftracht Ludwig's XVI., Cambacerès war der Erste, welcher öffentlich fremdländische Orden trug. Bei dem Tode Leclerc's, als eines Verwandten der Familie Bonaparte, wurde Hoftrauer befohlen.

Allein jener leichte graziöse Ton, der am Hofe der Bourbonen geherrscht hatte, ließ sich nicht wie das Ceremoniell befehlen. Es blieb dem konsularischen Hofe immer etwas von linkischem Emporkömmlingswesen anhaften, und im Ganzen galt er für ziemlich langweilig. Zwar Bonaparte besaß die Gabe anregender Unterhaltung im kleinen Kreise; aber der Ritterlichkeit gegen Damen entbehrte er ganz. Und „Madame" — wie jetzt Josephine hieß — hatte weniger Sinn für geistige Interessen als für ihre Toilette und ihre Schulden; sie verlor auffallend durch die etikettenmäßig strenge Scheidung von ihresgleichen, sie verarmte innerlich dadurch. Und das machte sich fühlbar durch den ganzen Hof hin.

Zwar an prunkvollen Schaustellungen und glänzenden Festen fehlte es nicht. Der Erste Konsul liebte es, diesen, soweit es anging, ein militärisches Gepräge zu geben. Den großen Audienzen, in welchen er die Gesandten und hervorragende Fremde empfing, ging auf dem Schloßhofe der Tuilerien und dem Carrouselplatz eine militärische Revue voraus, der die zu Empfangenden von den Fenstern des Schlosses zuschauten. Nach der Beendigung der Revue zog die ganze Versammlung unter dröhnenden Trommelwirbeln die Treppe hinauf in den Audienzsaal. Hier stand im Hintergrunde dann vor einem Kamin der Erste Konsul in einem rothseidenen goldgestickten Rock, weiße Atlasweste, weiße Beinkleider, weiße Strümpfe und Schuhe mit großen goldenen Schnallen gekleidet, mit langen Spitzenmanschetten und einem Spitzenjabot, in der Hand einen großen dreieckigen Hut. Ihm zu den Seiten standen die beiden anderen Konsuln, hinter diesen die Minister, Staatsräthe und Generaladjutanten. Dann machte er die Runde, mit dem Einen oder Andern einige rasche Worte wechselnd, verbeugte sich schließlich leicht gegen die Versammlung, nahm wieder seinen Platz am Kamin ein und entließ sie damit, meist nach weniger als einer halben Stunde.

Das Aussehen Bonaparte's hatte sich während der letzten Jahre merklich verändert. Er zeigte jetzt einen leichten Ansatz zur Beleibtheit, so daß er in den Schultern breit und nicht mehr so klein wie früher erschien. In den lebhaften Augen lag etwas Starres; beim Sprechen glitt oft ein Lächeln über den untern Theil des Gesichtes, während der obere unbeweglich blieb: ein Gegensatz, der auf Jeden, der ihn nicht kannte, einen unheimlichen Eindruck machte. Das Gesicht war fahl, ohne die leiseste Spur von Röthe; denn am ganzen Hofe der Tuilerien war Niemand, der so viel arbeiten konnte und auch wirklich so viel arbeitete, wie der Erste Konsul: Regieren und Herrschen war ihm zur Leidenschaft geworden.

Wiederausbruch des Krieges mit England. Um so empfindlicher traf es ihn, dem jetzt jeder Widerspruch, ja jede Selbständigkeit unerträglich geworden war, daß England sich sehr säumig in der Ausführung der Bestimmungen des Friedensvertrages zeigte. Ein Jahr war seit dem Abschlusse zu Amiens vergangen, und immer noch hatte England sowol Aegypten wie Malta in seinem Besitze; immer noch weigerte es sich, den von Frankreich dringend verlangten Vertrag zur Auslieferung politischer Verbrecher abzuschließen, und duldete somit, daß „Pasquillanten" von dem sichern Boden Englands aus den Ersten Konsul und seine Gewaltherrschaft angriffen und vor der Welt verleumdeten. Denn nach einem kurzen Rausche von Friedensfreude war den Engländern klar geworden, daß die Ausdehnung der französischen Macht über die Vasallenrepubliken den Einfluß Englands in Europa unerträglich zurückdränge, sie fürchteten dazu neue Pläne Bonaparte's zur Neugründung der französischen Herrschaft im Mittelmeere, und verschmerzten es nur schwer, daß sie ihre Kolonialeroberungen fast sämmtlich wieder hatten herausgeben müssen. Von solchen Betrachtungen waren bald die englischen Zeitungen voll: höchst gereizt antwortete ihnen der Moniteur, beleidigende Ausfälle gegen die englische Nation und das Ministerium Addington einmischend.

Rückhaltslos machte der Erste Konsul seinem Grolle dem englischen Gesandten in Paris gegenüber Luft. Eine zahlreiche Gesellschaft war am Sonntag, den 13. März 1803, in den Tuilerien versammelt, als dem Ersten Konsul Lord Whitworth gemeldet wurde. „Sie haben Nachrichten aus London?" sagte er zu dem Gesandten, ihm entgegengehend. Aber bevor dieser noch antworten konnte, fuhr Bonaparte fort: „Ihr wollt also den Krieg?" „Nein", erwiderte Lord Whitworth, „wir kennen zu gut die Vortheile des Friedens." „Wir haben", war Bonaparte's barsche Antwort, „zehn Jahre lang Krieg geführt. Ihr wollt ihn noch fünfzehn Jahre führen: ihr zwingt mich dazu!" Betroffen hörten die zahlreichen Anwesenden diese Worte. Mit großen Schritten ging in sichtlicher Erregung der Erste Konsul auf eine Gruppe zu. „Die Engländer wollen den Krieg", wandte er sich an die Gesandten von Rußland und Spanien, „aber wenn sie die Ersten sind, das Schwert zu ziehen, so werde ich nicht der Letzte sein, es in die Scheide zurückzustoßen. Sie wollen nicht Malta räumen. Da man nicht die Verträge respektirt, so muß man sie mit Trauerflor umhüllen!" Damit wandte er sich zu Lord Whitworth zurück, der unbeweglich auf seinem Platze stehen geblieben war: „Wie hat man wagen können zu sagen, daß Frankreich rüstet? Ich habe nicht ein einziges Linienschiff in unseren Häfen. Ihr wollt euch schlagen: ich werde mich auch schlagen. Man kann Frankreich tödten, Mylord, aber es niemals einschüchtern — niemals!" „Wir wollen weder das Eine, noch das Andere", antwortete der Lord, „wir wünschen nur mit ihm in gutem Einverständniß zu leben." „Dann", rief Bonaparte mit heftig erhobener Stimme, „dann muß man die Verträge respektiren: wehe Denen, welche die Verträge mißachten!"

Damit schritt er mit blitzenden Augen und zorniger Miene auf die Thür zu. Plötzlich blieb er stehen und wandte sich zu Lord Whitworth zurück: „Ich hoffe, daß Lady Whitworth sich wohl befindet, und daß sie, nachdem sie die schlechte Jahreszeit in Paris verlebt hat, auch die gute dort wird verleben können." Dann aber bemeisterte sich seiner der Zorn von Neuem. „Doch das hängt von England ab", setzte er mit rauh klingender Stimme hinzu. „Wenn es so weit ist, daß wir Krieg führen müssen, so wird die Verantwortung dafür in den Augen Gottes und der Menschen ganz allein auf Diejenigen fallen, welche ihre eigene Unterschrift verleugnen und sich weigern, die Verträge auszuführen!"

Die Bedingungen, welche England für die Aufrechterhaltung des Friedens machte, waren: Besetzung Malta's durch die Engländer auf 10 Jahre, Räumung der batavischen und helvetischen Republik durch die Franzosen, Rückgabe Piemonts an den König von Sardinien. Bonaparte lehnte sie schroff ab. „Ich will nicht", meinte er, „daß die Engländer zwei Gibraltars im Mittelmeere besitzen, das eine am Eingange, das andere in der Mitte." Damit war der Krieg entschieden. Die öffentliche Meinung in England verlangte ihn laut; am 18. Mai 1803 ward er, nachdem auf alle französischen Schiffe in englischen Häfen Beschlag gelegt war, an Frankreich erklärt. Nur Fox hatte im Parlamente sich dagegen ausgesprochen.

Maßregeln des Ersten Konsuls. Es war kein Zweifel, daß der schnelle Wiederausbruch des Krieges dem Ersten Konsul ungelegen kam; denn er unterbrach in der empfindlichsten Weise die drängende Arbeit der Rekonstruktion Frankreichs. Im Moniteur spiegelten sich die Empfindungen des Herrschers wieder. „Die Krankheit eures Königs", rief das Blatt in roher Weise den Engländern zu, „ist auf eure ganze Nation übergegangen." Und die französische Geistlichkeit rief in ihren öffentlichen Gebeten den Zorn Gottes auf die Friedensbrecher herab.

Frankreich, das eben erst wieder zu erstarken begann, durfte der Erste Konsul für den Krieg weder mit Steuererhöhung noch mit einer neuen Anleihe belasten, wollte er nicht seine ganze Popularität aufs Spiel setzen. Er verkaufte daher die Kolonie Luisiana am unteren Mississippi, die er eben erst Spanien abgedrängt hatte, für 80 Millionen Francs an die Vereinigten Staaten und hielt mit rücksichtsloser Strenge die Vasallenrepubliken zur Zahlung von Geld und Stellung von Truppen für den ausbrechenden Krieg an. Spanien jedoch, durch den Vertrag von Ildefonso mit Frankreich zu ewiger Allianz verbunden, trachtete sich der Theilnahme an dem Kriege zu entziehen; Godoy glaubte mit Rücksicht auf die spanischen Finanzen, deren trostlose Zerrüttung freilich seine grenzenlose Verschwendung und Willkürwirthschaft selbst verschuldet hatte, das Reich in Neutralität halten zu müssen. Ja er dachte daran, den feindlichen Mächten sich zum Vermittler anzubieten.

Eine solche Vermessenheit war Bonaparte selbstredend entschlossen nicht zu dulden: er entsandte ein Truppencorps nach Bayonne an die spanische Grenze und übersandte dem Könige Karl ein Schreiben, in welchem er ihn aufforderte, „selbst wieder den Thron zu besteigen." Godoy und die Königin geriethen darüber in Schrecken; sie bestimmten den König, das Schreiben des Ersten Konsuls uneröffnet zu lassen und von vornherein Alles zu bewilligen, was Frankreich auch fordern möchte. Dieser bewilligte Spanien wirklich die Neutralität, aber — was der eigentliche Zweck ihm war — gegen Zahlung von 6 Millionen Francs monatlich. Natürlich war England weit entfernt, eine solche Neutralität anzuerkennen, die nur dem Gegner zugute kam. Bonaparte aber erreichte durch alles dies, was er wollte: er konnte den Krieg aus den „auswärtigen Einnahmen" führen.

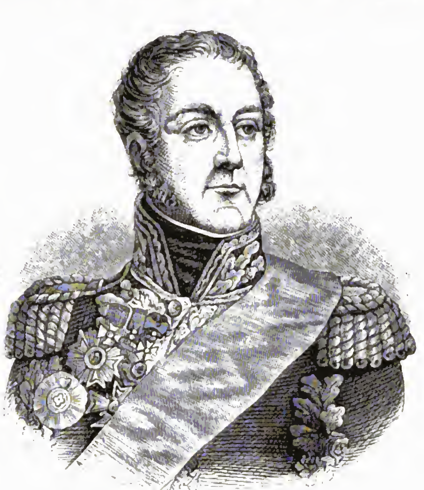
Eine rege Thätigkeit hatte sich unterdessen an der ganzen Nordseeküste von Boulogne bis Antwerpen entwickelt. Viele Tausende von Soldaten und Arbeitern waren hier mit dem Bau und der Ausrüstung von Transportfahrzeugen und Kanonenbooten beschäftigt; der Erste Konsul erschien selbst an der Küste, um die Arbeiten zu besichtigen, von den Huldigungen der Bevölkerung wie ein Triumphator geleitet: es schien nicht anders, als daß er eine Landung in England im großartigen Stile im Sinne hätte. Was sich von Engländern zwischen 18 und 60 Jahren in Frankreich befand, hatte er aufgreifen und gefangen setzen lassen.

Die Besetzung Hannovers. Indeß der erste Angriff der französischen Waffen richtete sich auf Hannover. Zwar gehörte das Kurfürstenthum zum Deutschen Reiche, mit dem doch Frieden bestand, und war durch kein anderes Band mit England verknüpft, als daß sein Kurfürst zugleich die englische Krone trug; allein durch völkerrechtliche Bedenken ließ sich ein Bonaparte niemals stören. Mortier, der mit einem Corps von 12,000 Mann bei Nimwegen stand, erhielt den Befehl: „Marschirt, schlagt die hannöversche Armee und nehmt ihr die Waffen." Am 27. Mai 1803 brach er gegen Hannover auf.

Das Kurfürstenthum stand unter der Regierung eines Geheimrathskollegiums, das nur in besonderen wichtigen Fällen die Entscheidung des Königs aus London einzuholen gehalten war. Die hervorragendsten Mitglieder desselben waren Graf Kielmannsegge, von der Decken, von Arnswaldt und der Geheime Kabinetsrath Rudloff, der die eigentliche Arbeit that. Alle höheren Aemter des Landes waren in den Händen von Adeligen, welche die niederen Stellen an ihre Günstlinge vergaben. So stand das ganze Land unter der Herrschaft des selbstsüchtigen und hochmüthigen Adels, welcher den Bürger und Bauern streng niederhielt. Das vetterschaftliche Regiment war so ausgebildet, wie nur in Venedig oder Genua. Eine Armee war vorhanden, angeblich 15,000 Mann stark, unter dem Befehle des Feldmarschalls Grafen von Wallmoden-Gimborn; aber sie war im ganzen Lande zerstreut, ein Theil der Mannschaften beurlaubt.

Der Sohn König Georg's, der Herzog von Cambridge, diente als Generalleutenant in ihr. — Das Geheimrathskollegium dachte nicht an Abwehr gegen den drohenden Einmarsch der Franzosen: es wandte sich hülfesuchend an England und Preußen. England that nichts, doch verfügte König Georg wenigstens die Sammlung der Regimenter und die Einberufung der Beurlaubten. Und Preußen lehnte die erbetene Hülfe ab. Zwar hatte es 1801 Hannover besetzt, um es nicht in die Hände Frankreichs zu geben, und hatte recht daran gethan; wies doch sein eigenes Interesse wie die Tradition seiner Politik es darauf hin, die Weser und Elbe den Franzosen nicht zu überlassen. Aber damals konnte es nicht zu dem Entschlusse kräftigen Handelns gelangen; durch freundliche Vorstellungen versuchte es nachher Frankreich zur Rückgabe Hannovers zu bestimmen, als es zu spät war.

Die Aristokraten von Hannover waren also auf sich selbst angewiesen. Wallmoden erbat sich Verhaltungsbefehle. Die Regierung beschied ihn dahin, daß man zwar der Verfügung des Königs nachkommen, aber doch „Alles vermeiden müsse, was Argwohn und Aufsehen erregen könne", und als ihm dieser Bescheid nicht genügte, fügte sie die nähere Weisung hinzu, „den Truppen nicht zu gestatten, zu feuern und nur im dringendsten Nothfalle das Bajonnet mit Moderation zu gebrauchen." Endlich aber mußte sie doch auf das Drängen Wallmoden's und des Herzogs von Cambridge sich zu weitergehenden Maßregeln entschließen: sie erließ einen Aufruf an sämmtliche Bewohner Hannovers, „im eintretenden Nothfalle zur Rettung und Vertheidigung des Vaterlandes sich unweigerlich zu stellen." Indessen was war die Wirkung? Ganze Bezirke weigerten sich, der Anordnung zu folgen, die Eltern schickten ihre erwachsenen Söhne aus dem Lande, um sie dem Aufgebote zu entziehen. Und doch sollten die Lücken in den Regimentern ergänzt werden; wo es in einem Bezirke an brauchbaren Rekruten fehlte, griff man daher zu unbärtigen Knaben und zu Familienvätern. Darüber gab es denn allenthalben Tumult; die Beamten der Aushebung wurden mißhandelt und die Ausgehobenen wieder mit Gewalt in Freiheit gesetzt. Die Regimenter lösten sich in kleine Trupps auf und durchstreiften das Land, um die flüchtigen Rekruten wieder einzufangen.



Ednard Adolf Mortier.

In diesem Augenblicke überschritt Mortier die Grenze. Niemand war da, ihm entgegen zutreten. Unangefochten gelangte er durch die Heiden und Moräste, deren Wege durch die anhaltenden Regengüsse des Mai ganz aufgeweicht waren. In ihrer Bestürzung sandte die Regierung eine Deputation ihm entgegen, um zu unterhandeln: aber die Deputirten vermochten das Hauptquartier des im Innern des Landes jetzt rasch vordrängenden Feindes nicht aufzufinden. Mißmuthig und zugleich unentschlossen wichen die zerstreuten hannöverschen Truppen vor ihm zurück; nur bei Nienburg kam es zu einem Scharmützel zwischen einigen Reiterschwadronen, das für die hannöverschen Reiter nicht unrühmlich endete.

Endlich hatte die Deputation Mortier doch in Suhlingen entdeckt: er verlangte, daß die ganze hannöversche Armee sich kriegsgefangen ergeben solle. Das Geheimrathskollegium

war damit einverstanden; nur der Herzog von Cambridge nahm sofort seine Entlassung und kehrte nach England zurück. So wurde denn am 3. Juni 1803 in Suhlingen die Unterwerfung Hannovers unterzeichnet: die Truppen sollten sich als Kriegsgefangene hinter die Elbe zurückziehen; die Festungen wurden den Franzosen geöffnet, alle öffentlichen Einkünfte zu ihrer Verfügung gestellt, woneben sich Mortier noch ausdrücklich vorbehielt, nach Bedürfniß Kontributionen zu erheben.

Die Elbkonvention. Die ganze Armee überschritt nun die Elbe; Wallmoden nahm sein Hauptquartier in Lauenburg.

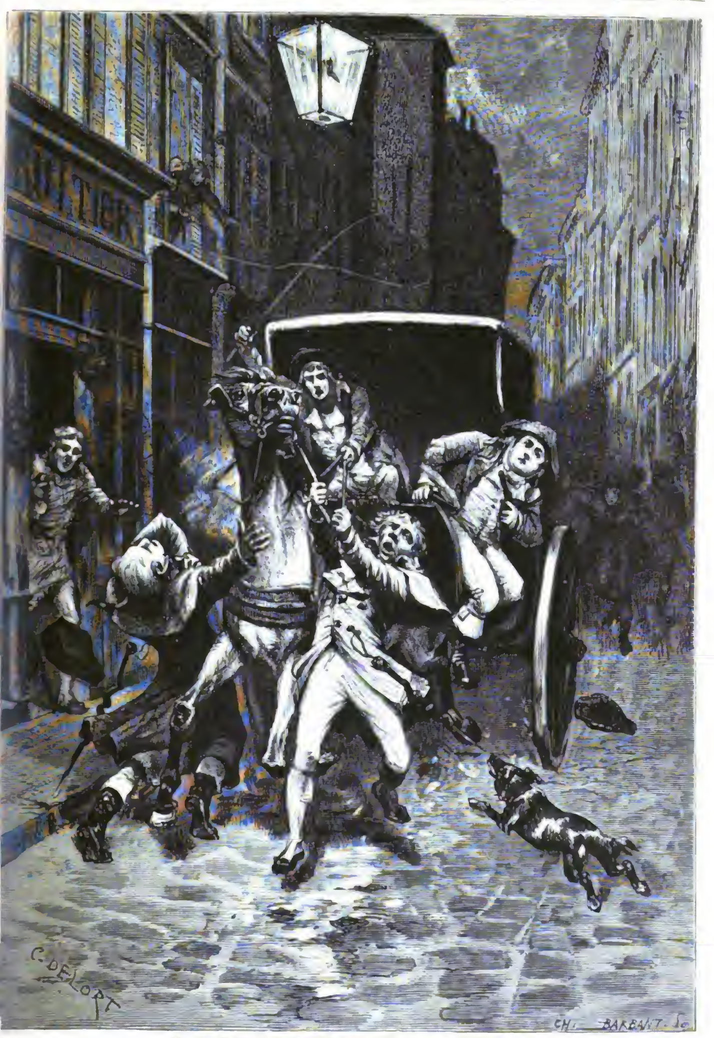
Indessen der erste Konsul bestätigte den Vertrag von Suhlingen nicht. Da England sich weigere, hannöversche Soldaten zum Austausche für französische Kriegsgefangene anzunehmen, erklärte er, so erachte er sich an den Vertrag nicht gebunden und verlange die völlige Auflösung der hannöverschen Armee. Das ging denn doch Wallmoden zu weit; er berief seine Generale, und einstimmig lehnte der Kriegsrath die französische Forderung ab. Die Stände von Celle und Kalenberg erklärten ihm daraufhin, daß die Landschaft nur noch dann weiter für den Unterhalt der Truppen sorgen würde, wenn sie auf der Stelle die Waffen niederlegten und ihre Kanonen und Pferde den Franzosen auslieferten.

Die Soldaten hatten somit die Wahl zwischen Hunger und Unterwerfung: sie entschieden sich für Unterwerfung. Als Wallmoden sie wollte ausrücken lassen, verweigerten sie ihm den Gehorsam; die Offiziere wollten einschreiten: da kam es zu offener Meuterei. Doch erfolgte rasch der Umschlag der Unmuthigen: am Abend erklärten sie sich bereit, sich zum Kampfe gegen den Feind führen zu lassen. Indeß den Generalen war darüber die Kampfeslust vergangen: Wallmoden war jetzt bereit, in die französische Forderung einzuwilligen. Auf einem Boote, das unweit Artlenburg in der Elbe vor Anker gelegt war, wurde am 5. Juli die Konvention mit Mortier unterzeichnet, welche die völlige Auflösung und Entwaffnung der hannöverschen Armee bestimmte.

Mortier war jetzt Regent von Hannover. Auf Kosten des Landes ließ er seine Truppen nähren und kleiden, die Zeughäuser und Schlösser wurden ausgeplündert, Pferde requirirt, Kontributionen erhoben. Auch in dem benachbarten Hamburg machte er eine „Anleihe" von 3 Millionen Francs. Wol trat sein Nachfolger Bernadotte etwas glimpflicher auf: aber doch haben die 26 Monate französischer Okkupation dem Kurfürstenthume, dessen Jahreseinkünfte höchstens 5 Millionen Thaler betrugen, 26 Millionen Thaler gekostet: so schrecklich wußten die Franzosen das wehrlose Land auszupressen.

Von den in ihre Heimat entlassenen hannöverschen Soldaten wanderten aber bald ganze Scharen über die Elbe nach Holstein, von wo sie zu Schiffe nach England gingen. So entstand noch im Jahre 1803 die „königlich deutsche Legion", der es beschieden war, die Ehre der hannöverschen Waffen wieder herzustellen. Den Engländern waren diese kernhaften, waffengeübten Gäste sehr willkommen; denn was die Waffen tragen konnte, boten sie auf zum Schutze ihrer durch die französische Invasion bedrohten Küsten. Der ganze Süden Englands hallte damals von Waffenlärm wieder: 200,000 Mann Linientruppen und Milizen und doppelt so viel Freiwillige standen bereit, den Franzosen, wenn sie kämen, einen blutigen Empfang zu bereiten. Allein sie kamen nicht. Anderes bewegte damals den Ersten Konsul; er mußte dem Geheimangriffe begegnen, welcher sich damals von England aus nicht gegen Frankreich, sondern gegen seine Person richtete.

Die Royalistenverschwörung. Kaiser Paul hatte seiner Zeit in Begeisterung für Bonaparte den Grafen von Provence, der sich Ludwig XVIII. nannte, aus Mitau, wo er sich aufhielt, ausweisen lassen. Der Prätendent hatte nunmehr in dem preußischen Warschau seine Residenz genommen. Hierher richtete Bonaparte durch Vermittelung des preußischen Hofes das Anerbieten an ihn, eine Jahresrente von 2 Millionen Francs ihm zahlen zu wollen, wenn er seinen Ansprüchen an die Krone Frankreichs entsage. Mit stolzen Worten wies Ludwig das Erbieten zurück und veröffentlichte das Schreiben Bonaparte's in den Zeitungen, als einen Beweis dafür, daß auch der Erste Konsul die Ansprüche der Bourbons anerkenne



George Cadoudal's Verhaftung. Zeichnung von C. Delort.

Nun erkannte Bonaparte den Fehler, welchen er gemacht hatte: er hatte mittelbar den Royalisten in Frankreich eine Bedeutung zuerkannt, die sie in Wahrheit nicht besaßen. Man darf sagen, daß der eigentliche Grund zu der Erschießung des Herzogs von Enghien in dem Bestreben Bonaparte's lag, diesen Fehler wieder gut zu machen.

Noch viel siegesgewisser war die Hoffnung, welche der in England weilende jüngere Bruder Ludwig's, der Graf von Artois, hegte: man hatte ihm die Ueberzeugung beigebracht, daß er in Frankreich nur würde zu erscheinen brauchen, um eine allgemeine Erhebung zu Gunsten der Bourbons zu veranlassen. Und doch hatten gerade die rasche Besetzung Hannovers und die diplomatischen Erfolge der letzten Monate die Stellung des Ersten Konsuls sehr wesentlich befestigt. Indeß das sahen die royalistischen Heißsporne nicht, die Polignac, Rivière u. A., welche sich um den Grafen von Artois gesammelt hatten. Sie entwarfen unablässig Pläne, durch eine Volkserhebung in Frankreich die Konsularregierung zu stürzen; und die englische Regierung, in der Meinung, die Widerstandskraft Frankreichs dadurch zu schwächen, gewährte den royalistischen Verschwörern reichliche Geldmittel. Durch Entschlossenheit ragte unter Allen George Cadoudal, der bretagnische Müller, hervor, eine Hüne an Gestalt und Verwegenheit, vordem der Führer der Chouans. Sein Plan war, einige Hundert beherzte Chouans in Uniformen der Konsulargarde zu stecken und durch diese sich der Person des Ersten Konsuls zu bemächtigen. Indessen dem General Pichegru, der, aus Cayenne entflohen, jetzt in England als Parteigänger der Bourbons lebte, erschien dies Wagniß zu unsicher. Die Vorsicht siegte ob: eine Volkserhebung mit Unterstützung des Auslandes wurde ins Auge gefaßt, nach deren Gelingen der Graf von Artois mit seinem Sohne, dem Herzoge von Berry, nach Paris kommen und die weitere Leitung selbst in die Hand nehmen sollten.

Zahlreiche bourbonische Agenten wurden in Paris in Bewegung gesetzt, andere waren an den Grenzen thätig, auf Befehl der englischen Regierung von den englischen Konsuln und Gesandten mit Geld und Empfehlungen unterstützt. Der Herzog von Enghien, Condé's Enkel, war ausersehen, die Bewegung am Rheine zu leiten. Auch auf die Theilnahme Moreau's, der sich mit Bonaparte sehr frostig stand, war gerechnet. Bei der großen Zahl von Betheiligten, unter denen sich neben begeisterten Legitimisten auch Schwindler und Gauner befanden, die das englische Geld für sich behielten oder beide Parteien auszunutzen strebten, erfuhr die Konsularregierung natürlich sehr bald von dem Anschlage, allein die Maßregeln der Polizei erwiesen sich so unzulänglich, das die Verschworenen ungestört bei Beville, zwischen Dieppe und Treport, landeten, zu der hier fast 100 Meter hohen Steilküste emporkletterten und auf Schleichwegen nach Paris gelangten. Monatelang war hier Cadoudal, Waffen kaufend, Anhänger werbend, thätig, ohne daß er entdeckt wurde. Im Dezember folgte ihm Graf Armand Polignac, am 16. Januar 1804 Pichegru, so daß nunmehr etwa 40 der Verschwörer in Paris zusammen waren. Nunmehr wandte sich Pichegru an Moreau; er hatte zwei geheime Unterredungen mit ihm, in welchen er den General im Allgemeinen in den Plan einweihte, ohne jedoch dessen Theilnahme zu gewinnen. Man sprach es nicht gerade offen aus, aber es war klar, daß die Verschwörung die Ermordung des Ersten Konsuls zur Voraussetzung des Gelingens hatte.

Allein immer noch vermochte die Polizei keine rechte Handhabe zu gewinnen, um der Verschwörung beizukommen. Bonaparte ernannte seinen Schwager Murat zum Gouverneur von Paris; eine Menge von Verhaftungen erfolgte, doch Klarheit kam dadurch in die Sache nicht. Da ließ sich der erste Konsul selbst die Akten vorlegen und wählte aus der Liste der Verhafteten fünf Personen aus, um gegen sie sofort das Gerichtsverfahren zu eröffnen. Von diesen wurden zwei freigesprochen, zwei als Spione erschossen, ohne daß sie Etwas gestanden hätten, der Letzte, Querelle, suchte sich durch das Geständniß zu retten, daß Cadoudal mit ihm bei Beville gelandet und jetzt in Paris verborgen sei. Bald danach gestand auch Cadoudal's Bedienter, daß Pichegru in Paris wäre, und ein anderer der Verhafteten, Bouvet de Lozier, daß Moreau auf dem Boulevard St. Madeleine eine Unterredung mit Pichegru und Cadoudal gehabt hätte.

Auf der Stelle erfolgte jetzt Moreau's Verhaftung: allein er leugnete Alles, so daß der Verdacht sich zu regen begann, Bonaparte habe die ganze Verschwörung nur erfunden, um aus Neid den zweiten Feldherrn der Republik zu verderben. Es kam ihm also Alles darauf an, um Moreau überführen zu können, sich Pichegru's und Cadoudal's zu bemächtigen. Er ließ

daher alle Thore der Hauptstadt durch seine Garde besetzen, längs der Ringmauer patrouillirte die reitende Garde mit dem Befehle, Jeden, der über die Mauer käme, zu ergreifen, Jeden, der zu entfliehen suche, niederzuschießen; auf der Seine hielten die Gardematrosen Tag und Nacht Wacht, und Preise bis zu 100,000 Francs wurden auf die Ergreifung der Häupter der Verschwörung gesetzt. Nirgends fanden die Verschworenen, welche geglaubt hatten, daß die Royalisten wie ein Mann sich für sie erheben würden, etwas Anderes als Kälte, Verlegenheit und Tadel. Auch die Chouans, zu denen Cadoudal Agenten sandte, zeigten sich einer Erhebung völlig abgeneigt. Unstät irrten die Verschworenen in der großen Stadt umher; oft mußten sie für ein Obdach auf wenige Stunden 6—8000 Francs bezahlen; denn wer sie verbarg, setzte sich dem gefährlichsten Verdachte aus.

Am 26. Februar wurde Pichegru in seinem Schlupfwinkel in der Rue Chabanais durch seinen früheren Adjutanten Leblanc, der nach der hohen Prämie lüstern war, verrathen. Er lag schlafend im Bette, von Waffen umgeben; die Lampe war ausgelöscht. Als die Gensdarmen in das Zimmer eindrangen, wurde er von dem Lärm aufgeweckt. In der Dunkelheit konnte er seine Waffen nicht finden, wurde nach kräftigem Widerstande überwältigt und in den Tempel abgeführt. Wenige Tage später wurden auch Armand und Julius Polignac und Rivière ergriffen.

Von allen Häuptern der Verschwörung war nur noch Cadoudal nicht aufgefunden. Täglich wechselte er sein Nachtquartier; hinaus aus Paris konnte er nicht. Wie leicht aber war er an seiner herkulischen Gestalt zu erkennen! Und doch, ein Angeber fand sich nicht. Endlich war am Abend des 9. März 1804 die Polizei, ohne es zu wissen, auf seiner Spur. Sie beobachtete in der Nähe des Pantheons ein Haus, das durch das Ab- und Zugehen von verdächtig erscheinenden Männern ihr aufgefallen war. Wirklich war Cadoudal darin. Indeß gegen 7 Uhr Abends gelang es ihm hinauszuschlüpfen und in der Nähe in ein zweirädriges Kabriolet zu steigen, das ein treuer Genosse für ihn bereit hielt. Sein breites offenes Gesicht, seine mächtige Gestalt fiel auf: die Polizeisoldaten rannten dem davonjagenden Wagen nach; am Kreuzweg von Passy holten sie ihn ein. Ein Polizist fiel dem Pferde in den Zügel: Cadoudal streckte ihn mit einem Pistolenschusse nieder. Ein zweiter warf sich dem Pferde entgegen: auch er empfing eine schwere Wunde. Der Wagen hielt: Cadoudal sprang hinaus, um zu Fuße weiter zu flüchten, als ihn das Volk umringte, festhielt und der Polizei überlieferte.

Die Ermordung des Prinzen von Enghien. Im Verhöre gestand Cadoudal, daß es der Plan gewesen wäre, „Mittel offener Gewalt“ gegen den Ersten Konsul anzuwenden. Es war davon die Rede gewesen, Bonaparte auf dem Wege von St. Cloud, wo er damals residirte, nach Paris aufzuheben. „Hatten Sie viele Leute bei sich?“ fragte im Verhör der Polizeipräfekt den Verhafteten. „Nein“, antwortete Cadoudal, „ich sollte den Ersten Konsul nicht eher angreifen, als bis ein französischer Prinz in Paris wäre; und der ist noch nicht da.“

Wer war dieser Prinz, dessen Ankunft also das Zeichen zum Ausbruche der Verschwörung hatte sein sollen? Auch die Geständnisse der übrigen Verhafteten gaben darüber keine Klarheit. War der Graf von Artois oder der Herzog von Berry gemeint, die in London lebten, oder etwa der Prinz von Enghien, der sich damals in Ettenheim in Baden aufhielt? Bonaparte ließ sich eine Landkarte bringen: Ettenheim liegt gleich jenseit des Rheines unweit Straßburg. Er wußte, daß hier am Oberrhein die englischen Bevollmächtigten besonders thätig waren; er wußte auch, daß Enghien im letzten Kriege ein Freicorps von Emigranten geführt hatte: so hielt er ihn wol für fähig, einen Anschlag etwa auf Straßburg zu unternehmen oder gar an die Spitze der Erhebung sich zu stellen. Ein Unteroffizier von den Polizeigensdarmen wurde daher nach Ettenheim geschickt, um den Prinzen im Geheimen zu beobachten.

Der Prinz war an der Verschwörung in Wahrheit völlig unbetheiligt. Die Liebe zur Prinzessin Rohan fesselte ihn an das badische Landstädtchen, daneben auch die guten Jagdreviere im Schwarzwald. Der Bericht jenes Unteroffiziers erwähnte nun, daß bei dem Prinzen ein Herr von Thumery viel verkehre, und daß er auch selbst mitunter mehrere Tage von Ettenheim abwesend sei. Andererseits hatte der mit Cadoudal zugleich gefangene Chouan ausgesagt,

daß er bei Cadoudal wiederholt einen jungen wohlgekleideten Mann gesehen habe, dem Alle mit großer Ehrerbietung begegnet seien. Dies müsse, schloß Bonaparte, Enghien gewesen sein, der zu den Besprechungen von Ettenheim nach Paris gekommen wäre; und in jenem Thumery glaubte er den General Dumouriez zu erkennen. Er befahl, den Prinzen in aller Stille in Ettenheim, unbekümmert um die Grenzverletzung, aufzuheben und nach Paris zu schaffen. Cambacerès beschwor den Ersten Konsul, von einer solchen Handlung abzustehen. „Ich will mich nicht tödten lassen", antwortete Bonaparte, „ohne mich zu vertheidigen. Ich will diese Leute zittern machen und sie lehren, sich ruhig zu verhalten."

Damit war in Wahrheit das Urtheil schon über Enghien gesprochen: 1300 Dragoner und Gensdarmen unter Oberst Ordener gingen Nachts über den Rhein, umzingelten das Städtchen Ettenheim und nahmen den Prinzen gefangen. Am 20. März traf der Prinz in Paris ein. Murat eilte nach Malmaison, um seinen Schwager zur Milde zu stimmen; allein Bonaparte wies ihn mit harten Worten ab und ertheilte Savary den Befehl, den Gefangenen nach Vincennes bringen zu lassen und die Sache weiter zu leiten. Ein Kriegsgericht, dessen Mitglieder Bonaparte selbst ausgewählt hatte, trat zusammen. Enghien leugnete jede Theilnahme an der Verschwörung mit Heftigkeit, jedoch daß er gegen Frankreich gedient hätte und am Rheine gewesen wäre, um in derselben Weise von Neuem zu dienen, gestand er unverhohlen ein. Auf der Leistung von Kriegsdiensten gegen das Vaterland stand aber nach dem Gesetze der Tod. Das Kriegsgericht sprach daher über den Prinzen das Todesurtheil aus, verlangte jedoch den Spruch dem Ersten Konsul vorgelegt zu sehen. Dem widersetzte sich indessen Savary auf das Bestimmteste; er hatte bündigen Befehl, das ganze Verfahren in einer Nacht zu Ende zu bringen. Es war 2 Uhr Nachts darüber geworden, also zu spät, um vor dem Morgen den gefällten Spruch dem Ersten Konsul in Malmaison noch vorzulegen. Nur zwei Stunden Schlaf bewilligte Savary dem Verurtheilten. Um 4 Uhr, beim ersten Morgengrauen, ließ er ihn wecken und in den Graben des Forts hinabführen. Eine Abtheilung Grenadiere stand für die Exekution bereit. Der Prinz schnitt sich eine Haarlocke ab und übergab sie einem jungen Offizier, um sie der Prinzessin von Rohan zu bringen, damit trat er einen Schritt gegen die Soldaten vor: die Salve krachte, er war todt. Es war am 22. März, am Gründonnerstag des Jahres 1804. Auf der Stelle, wo er gefallen, wurde er begraben.

In Paris nahm man die Nachricht von der Ermordung des bourbonischen Prinzen mit Schrecken und doch auch mit Theilnahme auf. Die auswärtigen Höfe äußerten unverhohlen ihren Unwillen; der russische Hof legte Trauer an, die Stellung Preußens zur Konsularregierung wurde sichtlich fremder und kälter, nur der deutsche Reichstag in Regensburg konnte sich zu keiner mannhaften Erklärung aufraffen. In Rom aber fand der Kardinal Consalvi sogar ein Wort der Entschuldigung für das, was in Vincennes geschehen war. Und Bonaparte, der an den Tagen zuvor stundenlang unter den Baumgängen von Malmaison unruhig auf- und abgegangen war, fand jetzt seine Ruhe wieder in der Ueberzeugung, die Bourbons gelehrt zu haben, daß es für sie keine Rückkehr nach Frankreich gebe.

Der Ausgang der Verschwörung. Doch noch ein Opfer erforderte Enghien. Dem General Pichegru hatte Bonaparte Milde in Aussicht stellen lassen: es war das Projekt einer Kolonisirung Cayenne's im großen Stil entworfen, an deren Spitze Pichegru stehen sollte. Darauf war dieser eingegangen; so gedachte er seine Ehre wiederherzustellen. Als aber die Nachricht von der Ermordung Enghien's auch zu ihm in den Tempel drang, verzweifelte er an der Aufrichtigkeit der ihm eröffneten Aussichten. Der Gedanke mit den Chouans zusammen vor Gericht gestellt zu werden, war ihm unerträglich. Am Morgen des 6. April fanden ihn die Wächter auf seinem Lager mit dunkelrothem Gesichte liegen, als hätte ihn der Schlag gerührt. Er hatte sich selbst mit einer seidenen Halsbinde erdrosselt, die er mit einem hölzernen Zapfen zugedreht. So traurig endete der Mann, der erst ein begeisterter Republikaner und hochberühmter Feldherr, dann ein leidenschaftlicher Royalist und heimlicher Verschwörer gewesen war. Zwar unter den Gegnern Bonaparte's ging das Gerücht, daß Rustan, der treue Mamluk, es gewesen, der nach der Sitte des Orients dem Leben des Generals ein Ende

gemacht hätte. Indessen als Zeuge gegen Moreau war Niemand dem Ersten Konsul so wichtig als gerade Pichegru.

Nachdem die Häupter der Verschwörung in Paris verhaftet waren, konnte auch Moreau seine Beziehungen zu den Verschworenen nicht länger in Abrede stellen. Er räumte ein, mit Pichegru verhandelt, jedoch jede Theilnahme abgelehnt zu haben, und wandte sich in einem Schreiben an den Ersten Konsul, um dessen Interesse für sich in Anspruch zu nehmen. Der Prozeß hatte indessen schon begonnen: Bonaparte ließ jetzt dem Rechtsverfahren seinen Lauf. Das Ende war, daß Moreau zu zweijähriger Haft verurtheilt wurde. Jetzt aber griff der Erste Konsul ein: er begnadigte Moreau unter der Bedingung der Auswanderung nach Amerika, und damit es ihm dort nicht an Mitteln gebräche, gab er Befehl, Moreau's Landgut zu dem höchsten Preise für ihn selbst anzukaufen. So schieden sie von einander, um erst nach neun Jahren sich wieder zu sehen: bei Dresden als Feinde, gegen einander die Waffen in der Hand.

Am 10. Juni 1804 erfolgte der Urtheilsspruch. Die gleiche Strafe wie über Moreau wurde noch über 5 Angeklagte verhängt, 20 dagegen, unter ihnen Armand von Polignac, Rivière und Cadoudal, wurden zum Tode verurtheilt.

Die Gräfin Polignac, Armand's Gemahlin, warf sich in St. Cloud dem Ersten Konsul zu Füßen und flehte, von Josephinen unterstützt, um das Leben ihres Gatten. „Die Prinzen", antwortete ihr Bonaparte, „sind sehr strafbar, welche das Leben ihrer treuesten Diener aufs Spiel setzen, ohne ihre Gefahren zu theilen." Aber er erinnerte sich dabei, daß Armand sein Mitschüler in Brienne gewesen wäre, und begnadigte den Grafen. Für den Marquis von Rivière wußten Murat und Karoline, Bonaparte's Schwester, das Herz des Strengen durch inständige Bitten zu erweichen. Für George Cadoudal aber, den verwegenen Chouan, verwandte sich Niemand; er endete am 25. Juni auf dem Grèveplatze unter der Guillotine.

Die Gefahr war vorüber, die Verschwörung unterdrückt. Der Nachdenkende erkennt, daß der natürliche Rückschlag dagegen die Errichtung des bonapartischen Kaiserthums ist, wie es laut von all Denen verlangt wurde, welche nur in der Begründung eines festeren und dauerhafteren Regiments das Heil des Staates sahen.





Regensburg.

Die Auflösung des Heiligen römischen Reiches.

Mittelalter und neueste Zeit trennte seit dem Beginne des neuen Jahrhunderts der Lauf des Vater Rhein. Während zu seiner Linken eine Herrschaft sich aufbaute, wie sie niemals stärker in jenen Gegenden bestanden hatte, ging zu seiner Rechten das ehrwürdigste Reich Europa's, das Heilige römische Reich deutscher Nation in Trümmer. Ehemals das erste Reich der abendländischen Christenheit, war das Heilige römische Reich seit Jahrhunderten durch die Sonderbestrebungen seiner Fürsten schwach, durch die Kirchenspaltung uneinig, durch die geistlose Handhabung seiner Formen lahm, durch den Mangel an nationalem Gemeinsinn morsch geworden. Ein kräftiger Schlag genügte, um die mumienhafte Ruine in sich zusammenfallen zu machen. Selbst das Mitgefühl, das der fallenden Größe gern gezollt wird, wäre hier falsche Sentimentalität. Denn das Heilige römische Reich hatte die Deutschen vaterlandslos gemacht, hatte die alte Wehrhaftigkeit der Deutschen vernichtet, hatte den „deutschen Michel" zum Gespötte der fremden Nationen gemacht und ihnen die Ohnmacht des deutschen Volkes gewährleistet. So wurde es ein Segen für die deutsche Nation, daß endlich einmal das Heilige römische Reich zusammenbrach. Freilich geschah es durch eine starke fremde Faust: aber besser so als gar nicht. Gerade das vollgerüttelte Maß der Schmach, das die Deutschen zu leeren bekamen, mußte sie endlich einmal wieder zu dem Bewußtsein bringen, daß sie zu gut dazu wären, mit ihrer ungebrochenen Kernhaftigkeit die Schranzen oder die Büttel der Fremden zu machen. So war doch wenigstens Hoffnung vorhanden, endlich einmal das schöne ahnungsvolle Wort Friedrich's des Großen zur Wahrheit werden zu sehen: „Deutschland den Deutschen!"

Reichsverfassung und Reichsmisere. Die Reichsverfassung wollte ihrer Idee nach allen Ständen und Klassen Mitbetheiligung am Reichsregimente eröffnen. Die weltlichen Fürsten hatten in der Erbfolge, die geistlichen in der Wahl aus dem hohen Adel ihre Berechtigung dazu; die Minister und Räthe waren aus dem niederen Adel und dem Bürgerstande, die meisten Reichsprälaten aus dem Bürger und Bauernstande. Die Beschlußfassung lag bei den drei Reichskollegien: dem der Kurfürsten, dem der Reichsfürsten, in welchem die Reichsgrafen und Reichsritter nur bankenweis stimmten, und dem der Reichsstädte.

Seitdem die Kaiserkrone in den traditionellen Besitz des Hauses Habsburg übergegangen war, nahm der Zerfall der deutschen Macht immer größere Dimensionen an. Denn die Habsburger waren darauf angewiesen, mit den Deutschen, welche nur ein Viertel der Bevölkerung der österreichischen Länder ausmachten, die bunten Mannichfaltigkeiten von Völkern in ihren Erblanden zu beherrschen. Da aber diese dem deutschen Elemente, dem Träger der österreichischen Reichseinheit, um das Dreifache an Zahl überlegen waren, so war eine Herrschaft über die Slaven und Ungarn nur dadurch möglich, daß die Deutschen in Oesterreich an der großen deutschen Nation im Reiche einen starken Rückhalt hatten, und um diesen zu gewinnen, brachten die Habsburger jedes Opfer für den Besitz der deutschen Kaiserkrone. Um aber nun wieder Deutschlands sicher zu sein, beförderten sie in aller Weise die Schwächung Deutschlands. Während sie daher einerseits, um nur gewählt zu werden, von den kaiserlichen Gerechtsamen den Kurfürsten als den Wählenden eine nach dem andern in ihren Wahlkapitulationen abtraten, begünstigten sie die Landtheilungen der Fürsten, da ja eine Menge kleiner Fürsten leichter zu beherrschen ist als eine kleine Zahl kräftiger und widerstandsfähiger, und schürten zugleich andererseits den Gegensatz der kleinen Fürsten gegen die Kurfürsten. Auf diese Weise hatte im Laufe der Jahrhunderte eine Zersplitterung des deutschen Landes in Herrschaften sich herausgebildet und ein trauriger Geist des Mißtrauens gegen die Nachbarn bei den Reichsständen sich festgesetzt, der mehr Unlust als Unfähigkeit zu gemeinsamem Wirken zur Folge hatte: während Oesterreich die schöne Rolle eines Beschützers der Schwachen spielte.

Die Schwächsten aber unter den Schwachen waren die geistlichen Fürstenthümer, zu deren innerer Kräftigung nicht einmal ein dynastisches Interesse wie bei den weltlichen Fürstenthümern vorhanden war. Sie waren ganz zu Domänen herabgesunken, die der beherrschende Prälat unbekümmert um Den, der nach ihm kam, ausnutzte. Nur in dem Kaiser allein hatten diese regierenden Prälaten ihren Halt: darum hielten sie unbedingt zu ihm und bildeten somit die Hauptstütze der kaiserlichen Macht im Heiligen römischen Reiche. Nicht viel besser stand es mit den Reichsstädten. Ehemals der mächtigste Stand im Reiche, hatten nur wenige von ihnen aus den furchtbaren Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges sich wieder zur Bedeutung emporzuarbeiten vermocht; die meisten dieser kleinen Republiken führten ein kläglich-ohnmächtiges Dasein unter dem eigensüchtigen Regimente patrizischer Vetterschaften. Und welch ein Geist in der Mehrzahl der weltlichen Fürstenthümer waltete, offenbarte sich in einem sprechenden Beispiel bei der Besetzung Hannovers durch die Franzosen. Preußen machte seit anderthalb Jahrhunderten eine Ausnahme: aber es war ein Staat für sich und zählte kaum noch mit zum „Reich“, als scharfer Gegner der österreichischen Reichspolitik von Oesterreich zugleich gefürchtet und gehaßt.

Das linke Rheinufer. In der Hoffnung, zum Ersatz für seine linksrheinischen Verluste das Erzbisthum Salzburg zu bekommen, hatte Kaiser Franz zuerst auf die Möglichkeit von Säkularisation geistlicher Fürstenthümer hingewiesen. Er selbst hatte damit ein Prinzip hingestellt, das, in vollem Umfange angewendet, für die Macht des römischen Kaisers tödlich werden mußte. Indem er nun aber zu Luneville in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich einwilligte, machte er die Säkularisation der geistlichen Herrschaften unabwendbar: er hatte das Haus in Brand gesteckt und wollte nun entrüstet dagegen protestiren, daß es niederbrannte!

Das Deutsche Reich zählte damals ohne Schlesien 28 Millionen Einwohner: davon wurden durch den Luneviller Frieden $3\frac{1}{2}$ Millionen auf dem linken Rheinufer an Frankreich abgetreten. Die Meisten von ihnen hatten unter dem Krummstabsregimente von Mainz, Köln, Trier und Aachen fast vergessen, daß sie Deutsche waren, und ertrugen ohne Schmerz ihre Losreißung vom deutschen Vaterlande; ja hier und da zeigte sich sogar laute Freude: in Koblenz tanzte man um einen Freiheitsbaum, in Köln stimmte man eine Art deutscher Marseillaise an: „Auf, jubelt ihr Brüder, Vernunft hat gesiegt!“ Nur in den bisher preußischen Gebieten am Niederrhein klagte man laut über die Trennung von Preußen.

97 Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Fürsten, Grafen, Reichsritter und Reichsstädte hatten am linken Rheinufer regiert: jetzt wurde das ganze Gebiet in vier französische Departements

zusammengefaßt und unter eine geordnete Verwaltung gestellt. Dem Unwesen der Räuberbanden des Schinderhannes in der Eifel wurde jetzt endgiltig ein Ende gemacht, die Leibeigenschaft aufgehoben, die Kirchenzehnten und Feudallasten beseitigt, die Nationalgüter verkauft, der Code civil mit öffentlicher Rechtspflege und Schwurgerichten eingeführt, die alten Zunft- und Bannrechte abgethan, der Handel mit Frankreich freigegeben. Handel und Verkehr blühten auf, gewerbliche Unternehmungen entstanden, auf den Trümmern der Prälatengüter entstand ein wohlhabender Kleingrundbesitz. Die neuen Beamten erwiesen sich ehrlicher und gerechter als die der früheren Vetternwirthschaft.

Dennoch wollte den Neufranzosen ein Gefühl des Behagens nicht kommen. Alle Selbstständigkeit der Gemeinden wurde vernichtet; überall geboten jetzt die Maires und Präfekten des Ersten Konsuls. Der Steuerdruck wuchs, und die Kriege Frankreichs erforderten immer neue Rekruten. Die Fremdherrschaft verwüstete das geistige Leben. Es war eine strenge Schule, welche die französischen Rheinländer durchmachen mußten, um wieder Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande zu empfinden. Eins aber war es vor Allem, was sie lernten: das Selbstgefühl, einem großen und kraftvollen Staate anzugehören.

Bonaparte's Projekte. An Frankreich waren 1150 Quadratmeilen deutschen Landes abgetreten worden. Allen dadurch geschädigten deutschen Erbfürsten sprach der siebente Artikel des Luneviller Friedens Entschädigung im Innern des Deutschen Reiches zu, wobei die Rastatter Abmachungen zur Richtschnur dienen sollten. Es war aber der Gedanke Bonaparte's, dem Deutschen Reiche eine solche Gestaltung zu geben, daß dadurch in dem Gürtel der Vasallenstaaten die Lücke zwischen Holland und der Schweiz geschlossen würde. Seine Meinung war daher, die beiden deutschen Großmächte durch die neue Besitzvertheilung möglichst weit von Frankreich weg nach Osten zu schieben, zugleich aber Preußen als die schwächere von beiden soweit zu stärken, daß es an Macht Oesterreich gewachsen wäre. In dieser Weise gedachte er ihre alte Rivalität zu verewigen und eine durch die andere im Zaume zu halten, zugleich aber durch die räumliche Entfernung ihren Einfluß auf die übrigen deutschen Staaten aufzuheben.

Die Hunderte deutscher Kleinstaaten, welche das Reichsgebiet namentlich im Westen und Südwesten erfüllten, waren zwar leicht zu beherrschen, aber sie waren zu klein und kraftlos, um militärisch und finanziell für Frankreich nutzbar zu sein. Es schien also dem Ersten Konsul in erster Linie nöthig, diese Kleinstaaten soweit zu vergrößern, daß sie im Stande wären, Leistungen an Geld und Truppen für Frankreich auf sich zu nehmen, ohne doch sie andererseits so groß werden zu lassen, daß sie auch nur auf den Gedanken kommen könnten, eine selbständige Rolle zu spielen. Die Furcht vor den deutschen Großmächten würde dann schon, durfte er rechnen, das Ihrige dazu thun, diese neuen Staatenbildungen in der Gefolgschaft Frankreichs als ihres einzigen Beschützers zu erhalten, ohne daß es einer immerhin mißlichen Einverleibung dieses deutschen Vasallengebietes in Frankreich bedürfe.

Zu einer solchen Umgestaltung des Deutschen Reiches wies Kaiser Franz selbst den Weg. Voll lebhaften Verlangens, bei dieser Gelegenheit das östliche Bayern sich anzueignen, machte er dem Kurfürsten den Vorschlag, dafür als Entschädigung die im Südwesten Bayerns gelegenen Gebiete der benachbarten Reichsgrafen, Reichsritter und Reichsstädte in Besitz zu nehmen. Durch eine solche Vernichtung der kleinen weltlichen Reichsstände über die Bestimmungen des Luneviller Friedens hinaus, der nur die Säkularisation geistlicher Herrschaften kannte, ließ sich eine Umgestaltung Deutschlands im Sinne Bonaparte's leicht ins Werk setzen. Ohne Weiteres wurde daher die Mediatisirung neben die Säkularisirung gesetzt.

Entschädigungsverträge. Die Abmachungen des Luneviller Friedens hatte zwar der deutsche Reichstag in Regensburg unerwartet rasch angenommen; nunmehr aber hatten Oesterreich und Preußen Mühe, die Bildung einer Reichsdeputation, um die Neuordnung der deutschen Verhältnisse durchzuführen, ins Werk zu setzen. Fast das ganze Jahr 1801 verging darüber, und noch acht Monate später hatte die endlich gebildete Reichsdeputation ihre Arbeiten nicht begonnen. Um so unbeschränkter fiel die Regelung der neugeschaffenen Verhältnisse dem Sieger Frankreich zu.

Entsprechend seinem Plane, wies der Erste Konsul dem Herzoge von Modena als Entschädigung den Breisgau an und trat zugleich mit aller Entschiedenheit dem Wunsche Preußens, die ihm für Kleve zukommende Entschädigung in Franken im Anschlusse an das preußische Ansbach und Bayreuth zu erhalten, entgegen: es sollte eben möglichst dem französischen Vasallengebiete fern gehalten werden. Es hatte 137,000 Einwohner verloren: eine reichliche Entschädigung war ihm dafür zugesichert. Darauf hatte schon Kaiser Paul gedrungen, der dafür dann das preußische Ostpreußen sich anzueignen gedachte; hauptsächlich aber lag es in dem freundlichen Verhältnisse, welches seit dem Baseler Frieden zwischen Preußen und Frankreich bestand. Der Erste Konsul bot daher als Entschädigung die mecklenburgischen Herzogthümer an, deren Fürsten am Rhein schadlos gehalten werden sollten. Allein die mecklenburgischen Herzöge weigerten sich, ihr altangestammtes Land aufzugeben, und Preußen lehnte es ab, wider den Willen der Herzöge es in Besitz zu nehmen. Nun bot der Erste Konsul Hannover an, um Preußen mit England unversöhnlich zu entzweien: aber gerade darum wies Preußen das Anerbieten zurück. Es schloß vielmehr mit Frankreich am 24. Mai 1802 einen Vertrag, durch welchen es nicht nur die Gebiete von Hildesheim, Paderborn, Münster, Goslar, Erfurt und das Eichsfeld mit 526,000 Einwohnern als „souveränen" Besitz überwiesen, sondern auch für das verwandte Haus Oranien eine Entschädigung für den Verlust Hollands zugesichert erhielt.



Franz II. Nach Kupelwieser's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Indessen gerade diese Verhandlungen hatten dem Könige Friedrich Wilhelm einen tieferen Einblick in die deutschen Pläne Bonaparte's gewährt. Wenn er auch die Mediatisirung der kleinsten und kraftlosesten Reichsstände für eine Stärkung des Reiches hielt, so entging ihm doch nicht, wie sehr durch eine völlige Durchführung der französischen Pläne Preußen mittelbar bedroht wurde: er sah die Zeit kommen, wo bei aller Friedensliebe Preußens eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen Preußen und Frankreich doch unvermeidlich werden würde. Mit Oesterreich gespannt, suchte er daher die Beziehungen zu Rußland wieder zu befestigen. Zu Memel hatten die beiden jungen Herrscher am 10. Juni 1802 eine Zusammenkunft, der ernsthafte und ruhig überlegende Preußenkönig und der schwärmerische und dabei doch schlau berechnende Russenkaiser: sie gelobten sich unwandelbare Treue. Friedrich Wilhelm war es, der in Alexander drang, an den Verhandlungen über die Neugestaltung Deutschlands sich zu betheiligen, damit nicht die Entscheidung ausschließlich Frankreich zufiele.

Dynastische Interessen kamen für Rußland dazu; verschwägert mit Baden und Württemberg, erwirkte es, daß Württemberg für einen Verlust von 14,000 Einwohnern deren 120,000 zugesprochen wurden und auch Baden eine sechsfache Entschädigung erhielt. Auch Bayern, in dem Preußen seinen natürlichen Verbündeten gegen Oesterreich sah, erhielt überreichen Ersatz: für 526,000 Einwohner deren 834,000. Oesterreich aber versuchte sich selbst zu entschädigen: es besetzte ohne Weiteres das Erzstift Salzburg und Passau.

Vielleicht wären indessen die Entschädigungen, welche die Fürsprache Rußlands und Preußens bei der Abschließung der Sonderverträge Badens, Württembergs und Bayerns mit Frankreich erwirkten, doch nicht so reich ausgefallen, wenn es nicht zugleich die Meinung des

Ersten Konsuls gewesen wäre, gerade auf diese süddeutschen Staaten zumeist im Gegensatze gegen Oesterreich seine Herrschaft über Deutschland zu stützen.

Der Ländermarkt in Paris. Hatten schon diese süddeutschen Fürsten sich nicht gescheut, durch Bestechungen in Paris für ihre Zwecke zu wirken, so geschah dies vollends von Seiten der meisten übrigen Fürsten, welche keine gewichtige Fürsprache für sich hatten. Bei ihnen entschied lediglich die Gunst der französischen Machthaber, ob sie mediatisirt wurden oder erhalten blieben, oder gar Zuwachs an Land und Leuten erhielten. Viele gingen in Person nach Paris, Andere schickten ihre Vertreter dorthin: denn dort war der große Markt, auf dem die deutschen Länder verkauft wurden. Talleyrand, der immer Geldbedürftige, war jetzt die wichtigste Person; sein früherer Schulkamerad, der Fürst von Löwenstein, machte den Unterhändler. Man schämte sich nicht, Talleyrand's Freundin, der Frau Grant, den Hof mit wegwerfender Schmeichelei zu machen, oder zu Talleyrand's Sekretär, dem geriebenen Elsaßer Matthieu, die Treppen emporzusteigen. In Strömen floß jetzt das deutsche Geld, das sonst zu einem gemeinnützigen Zwecke niemals hatte zum Vorschein kommen wollen. Nassau-Weilburg versprach 600,000 Gulden, da er aber nur 400,000 zahlen konnte, so erhielt er auch nur zwei Drittel der ihm zugesagten Entschädigung. Hessen-Darmstadt opferte 1 Million Gulden; Hessen-Kassel bot 20,000 Louisd'or an und erhielt für eine so geringe Summe nichts. Dabei aber fehlte es auch nicht an Gaunern, welche durch allerhand Vorspiegelungen den deutschen Herren das Land abnahmen. Endlich wurde der Unfug so arg, daß der Erste Konsul selbst mit Nachdruck dagegen einschritt.

Indessen auch da nahm in Regensburg der Sekretär Feder noch von den deutschen Herren die zur Bestechung Talleyrand's bestimmten Summen entgegen und schickte sie auf Umwegen nach Paris.

Dieser Wettkampf dynastischer Habgier vernichtete, was im Deutschen Reiche noch von Treu und Glauben übrig war: Jeder forderte ungescheut, was ihm gelegen schien. Endlich wurde der schmachvolle Ländermarkt geschlossen: am 6. August 1802 unterzeichneten Frankreich und Rußland den zwischen ihnen vereinbarten Entwurf der Vertheilung des deutschen Landes.

Der Reichsdeputations-Hauptschluß. Die Reichsdeputation war aus den Gesandten von Mainz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Bayern, Württemberg, Hessen-Kassel und des Deutschmeisters gebildet. Ihr wurde der Vertheilungsentwurf durch Frankreich und Rußland übergeben: am 24. August 1802 begann sie ihre Berathungen darüber. Die preußische Partei, wozu Bayern, Württemberg und Hessen-Kassel gehörten, stimmte ihm ohne Weiteres zu; Oesterreich protestirte, da es das schon besetzte Land an Bayerns Ostgrenze behalten wollte. Als aber Rußland drohte und der preußische Gesandte Luchesini, freilich ohne Wissen seines Königs, mit Frankreich und Bayern einen Vertrag schloß (am 5. September), um Oesterreich zur Zurückgabe von Salzburg und Passau zu zwingen, da gab Kaiser Franz nach, zog seine Truppen aus den besetzten Gebieten heraus und ließ sich als Entschädigung für den an Modena überwiesenen Breisgau trotz seines Protestes gegen die Säkularisation die säkularisirten Bisthümer Brixen und Trient anweisen, wodurch denn nunmehr ihm auch eine Entschädigung für den Großherzog von Toscana zugebilligt wurde.

Mit ermüdender Langweiligkeit, unter vielfachen Zänkereien wickelten sich die Verhandlungen der Reichsdeputation ab; zwar in manchen Einzelheiten wurde von dem französisch-russischen Entwurfe abgewichen, aber in der Hauptsache blieb er doch die Grundlage der Vertheilung. Endlich am 25. Februar 1803, nachdem Preußen längst seine neuen Gebiete besetzt hatte, schloß die Reichsdeputation ihre schleppenden Arbeiten, und am 24. März bestätigte der Reichstag den Reichsdeputations-Hauptschluß und erhob ihn am 27. April als „jüngsten Reichsschluß" zum Gesetze.

Ueber 112 deutsche Staaten war die Vernichtung ausgesprochen. Von allen geistlichen Reichsständen blieben nur der Reichskanzler in Germanien und die beiden Ritterorden, von 51 freien Reichsstädten nur sechs erhalten, außer den Hansastädten Frankfurt a. M., Augsburg und Nürnberg. An die Stelle der beiden aufgehobenen geistlichen Kurfürstenthümer

(Köln und Trier) traten vier neue weltliche: Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg. Primas der deutschen Kirche und Kurerzkanzler wurde durch Bonaparte's Fürsprache Karl von Dalberg, der frühere Koadjutor des Erzbischofs von Mainz, ein geschmeidiger Mann und unbedingter Anhänger Frankreichs.

Mehr als 2000 Quadratmeilen mit über drei Millionen Einwohnern kamen zur Vertheilung. Es erhielten Oesterreich die Bisthümer Brixen und Trient; Preußen die Bisthümer Paderborn, Hildesheim, Erfurt, einen Theil von Münster, die Abtei Quedlinburg, das Eichsfeld und die freien Reichsstädte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen; Bayern die Bisthümer Bamberg, Freising, Augsburg, Passau, Würzburg und 15 freie Reichsstädte; Württemberg eine große Anzahl schwäbischer Prälaturen und freier Reichsstädte; Baden die auf dem rechten Rheinufer gelegenen Theile der Bisthümer Konstanz, Basel, Straßburg, Speier, die Herrschaft Lahr, die Städte Heidelberg und Mannheim nebst einer Menge von Klöstern und Stiftern; Hessen-Darmstadt Theile des Bisthums Worms nebst mehreren Mainzer und Pfälzer Aemtern und Stiftern; Hessen-Kassel das Herzogthum Westfalen und mehrere Mainzer Aemter; Oldenburg das Bisthum Lübeck und zwei Aemter; Hannover das Bisthum Osnabrück. Dem Kurerzkanzler wurde überwiesen das Fürstenthum Aschaffenburg und die freien Reichsstädte Regensburg und Wetzlar. Der Großherzog von Toscana wurde entschädigt durch das Erzbisthum Salzburg und Berchtesgaden, der Herzog von Modena durch den Breisgau, der Erbstatthalter von Holland durch die Bisthümer Fulda und Corvey, einige Abteien und die freie Reichsstadt Dortmund.



Karl Freiherr von Dalberg, Primas der deutschen Kirche und Kurerzkanzler.

Der römische Kaiser und das Reich. Durch diese Umgestaltung, welche das Deutsche Reich erfuhr, wurde auch die Vertretung der Konfessionen völlig gewandelt. Vordem hatten die Protestanten gegen das Uebergewicht der katholischen Reichsstände durch den Sonderbund des Corpus Evangelicorum, dessen Haupt seit einem Jahrhundert Brandenburg war, sich decken müssen. Jetzt waren im Kurfürstenkollegium von zehn Stimmen sechs evangelisch, und im Fürstenkollegium standen gegen 29 katholische Stimmen 53 evangelische.

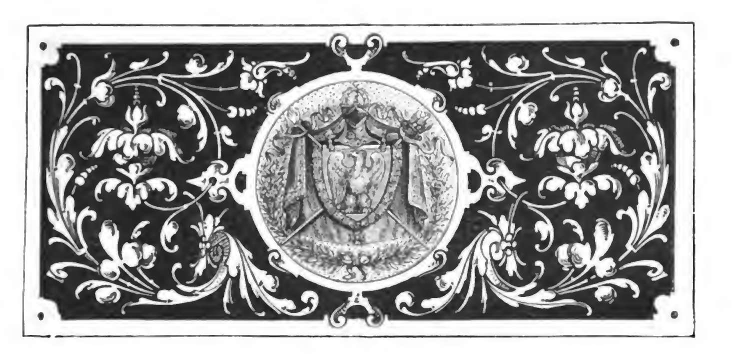
Die Geltung des römischen Kaisers aber beruhte auf den katholischen Reichsständen: jetzt hatte er die Majorität im Reichstage verloren. Es war klar, die Zeit des römischen Kaiserthums war vorüber. Zwar verlangte Kaiser Franz, daß im Kurfürsten- wie im Fürstenkollegium den Katholiken die gleiche Stimmenzahl wie den Protestanten zuerkannt würde. Allein die große Mehrheit des Reichstages unter Preußens und Bayerns Führung erklärte sich gegen das kaiserliche Begehren: der alte Unterschied, das war die Meinung, wie er vordem zwischen katholischen und evangelischen Stimmen bestanden, habe jetzt keinen Sinn mehr. Der Kaiser protestirte dagegen; doch sein Einspruch verhallte wirkungslos. Da zog er sich denn auf seine Erblande zurück und überließ Deutschland, dessen Zügel ihm entglitten waren, sich selber. Das war das Ende des Heiligen römischen Reiches. Zwar den Namen

eines römischen Kaisers führte er noch einige Jahre fort. Am 6. August 1806 entsagte er auch ihm und legte die völlig inhaltslos gewordene römische Kaiserwürde nieder.

Innere Zustände nach der Auflösung des Reiches. Am schwersten schien durch die Auflösung des Heiligen römischen Reiches die Geistlichkeit geschädigt zu sein. Hatte sie doch alle ihre Fürstenthümer in Deutschland bis auf ganz geringe Reste verloren. Bald machten die Folgen sich geltend. Der Kirche sollte zugute kommen, was der Klerus eingebüßt hatte. Die deutschen Kirchenfürsten waren bisher Mitglieder des hohen Adels gewesen. Durch die Pflichten der Landesherrschaft wie durch ihr aristokratisches Standesgefühl mit dem nationalen Staate verbunden, hatten sie immer wieder mit dem Gedanken einer deutschen Nationalkirche sich getragen und nur widerstrebend vor dem römischen Oberhirten sich gebeugt. Durch die Säkularisationen war für sie dem geistlichen Amte der Reiz genommen; sie begannen von dem Kirchendienste sich zurückzuziehen. Männer, aus dem bürgerlichen oder bäuerlichen Stande hervorgegangen, traten an ihre Stelle; durch keine Standesinteressen beirrt, sah dieser neue plebejische Klerus nur in der Kirche seine Heimat, mit rückhaltslosem Eifer ordnete er sich den Weisungen des Papstes unter. Ihm fehlte das Selbstgefühl der stolzen altadeligen Prälaten des achtzehnten Jahrhunderts: in der Beförderung der Größe des Papstes fand er seine eigene Größe. — Noch unmittelbarer traf die Reichsauflösung den katholischen Adel. Ihm gingen die 720 Domherrenpfründen verloren, welche infolge des Reichsdeputations-Hauptschlusses eingezogen wurden; ihm war unter der protestantischen Reichstagsmajorität alle Aussicht auf politische Bedeutung genommen. An träges Wohlleben gewöhnt, zog er sich jetzt voll grollenden Unmuthes von dem öffentlichen Leben zurück. Er bildete in den Rheinlanden und in Westfalen eine tief verbitterte Opposition gegen die neuen Staatsverhältnisse, die ihren Groll wie ein Familienvermächtniß Kindern und Enkeln hinterließ. Gerade zu dem Zwecke, eine Versorgung für die Söhne des katholischen Adels in Deutschland zu sein, hatte die Reichsdeputation die geistlichen Ritterorden erhalten: aber was war das im Vergleich mit dem, was der katholische Adel durch die Reichsdeputation verloren hatte! Nur spät und vereinzelt ahmte er das Beispiel des Adels in Altpreußen nach, wo Protestanten wie Katholiken mit gleicher Bereitwilligkeit in den Dienst des modernen Staates sich gestellt hatten.

Leichter fügten sich die Bürger der Reichsstädte in die neuen Verhältnisse. Wol schmerzte es, wenn die neuen Staatsbeamten rücksichtslos die kaiserlichen Doppeladler von den Rathhäusern herabrissen und die alte Stadtverfassung über den Haufen warfen; aber den Meisten war doch schon früher die Unzulänglichkeit der alten Verhältnisse zum Bewußtsein gekommen, und die straffe Ordnung, der sie eingefügt wurden, erwies sich bald für Handel und Gewerbe fördersam. So bildete sie bald in jenen Zufallsstaaten im Südwesten Deutschlands ein frisches staatliches Leben aus; seit Jahrhunderten mehr als andere Gegenden Deutschlands durch ihre Ohnmacht zum Gespött geworden, wurden sie jetzt wieder wehrhaft, freilich nicht aus eigenem Triebe, sondern weil Frankreich vor Allem die Ausbildung der Militärkraft von diesen Neuschöpfungen forderte.

Kaum gab es ein anderes Band, das diese Neustaaten mit den altständischen Staaten Norddeutschlands und mit Preußen noch verknüpfte, als der gemeinsame deutsche Name und der Oberherr in Paris, den Alle anerkannten. Schon Mazarin hatte seiner Zeit den Gedanken gehabt, zu einem Rheinbunde die deutschen Kleinstaaten zusammenzufassen und mit Frankreich zu verbünden. Jetzt wurde diese Idee wieder lebendig: Talleyrand begann schon von einem „germanischen Bunde“ zu reden, und Bonaparte scheute sich nicht, bei Gelegenheit die deutschen Fürsten sehr deutlich auf die Dankbarkeit hinzuweisen, die sie ihm schuldig wären; in Mainz erschienen sie wie zur Parade vor ihm: der Rheinbund bahnte sich an.



Das Kaiserthum.

Auf dem Reichstage in Regensburg erzählte man sich, Bonaparte habe die Absicht, Hannover zu behalten, um sich dadurch den Weg zur erblichen Kaiserwürde in Deutschland zu bahnen. Man traute ihm eben zu, daß er nach der höchsten Würde der Christenheit Verlangen trüge, aber man sah keinen andern Weg zur Erreichung derselben als die althergebrachte Wahl durch die Kurfürsten. Indeß Bonaparte, der das revolutionäre Frankreich unter seinen Willen gezwungen hatte wie ein wildes Roß, auf dessen Rücken er sich geschwungen, war nicht der Mann, durch überlieferte Formen den Weg sich vorschreiben zu lassen. Er dachte weder an die heilige römische Krone, noch an Kurfürstenwahl; das Kaiserthum, das er verwirklichte, war völlig anderer Art: in seiner Grundlage war es vergleichbar dem Kaiserthume der machtvollsten unter den altrömischen Cäsaren, aber in seinen Ansprüchen strebte es der Machtfülle zu, welche einst in den glänzendsten Zeiten des Mittelalters die Ottonen und Heinriche ausgeübt hatten. Eine Krone von solcher Bedeutung gedachte Bonaparte sich selbst aufs Haupt zu setzen. Die Wünsche des französischen Volkes, welche aus Anlaß der großen Royalistenverschwörung kund wurden, bezeichneten ihm in erwünschter Weise die Zeit dazu als nunmehr gekommen.

Vorbereitende Schritte. Fouché errieth die geheimen Gedanken seines Gebieters. Er hatte zu Zeiten den alten Jakobiner doch nicht ganz verbergen können und hatte darüber das Polizeiministerium verloren: es lag ihm daran, sich in der Meinung des Ersten Konsuls wiederherzustellen. Er begab sich nach Malmaison, wo Bonaparte noch weilte, entwarf ihm ein Bild der Stimmung Frankreichs und drängte ihn, den allgemeinen Besorgnissen, welche die Royalistenverschwörung erweckt hatte, nun dadurch ein Ende zu machen, daß er die Krone auf sein Haupt setze. Zugleich hatte Fouché durch geheime Agenten in mehreren englischen Zeitungen Aufsätze veröffentlichen lassen, in denen es hieß, in Paris lebe Alles in Angst; dies sei die natürliche Folge einer Regierungsform, worin Alles auf *einem* Haupte beruhe, und darum wünschten die ruhigen Leute in Frankreich, daß die Erblichkeit in der Familie Bonaparte der jetzigen Ordnung der Dinge die fehlende Stabilität geben möge. Diese Artikel, in französischen Zeitungen abgedruckt und kommentirt, machten das größte Aufsehen und fanden vielfache Zustimmung. Es war leicht, die dadurch veranlaßte Bewegung im Gange zu erhalten: aus mehreren Departements, aus den Hauptstädten Frankreichs gingen Adressen an den Ersten Konsul in gleichem Sinne ab. Vor Allem aber fand der Gedanke, Bonaparte auf den Thron Frankreichs zu erheben, bei der Armee lebhaften Anklang. Soult schrieb an Bonaparte, seine Generale und Obersten verlangten alle die Einführung einer neuen Regierungsform und seien bereit, dem Ersten Konsul den Titel eines Kaisers von Gallien zu geben. Auch von den Dragonerregimentern in Compiegne gelangte eine ähnliche Adresse an Bonaparte; mit einer andern erschien ferner der Admiral Ganteaume persönlich vor ihm. Auch der Präsident des

Gesetzgebenden Körpers, Fontanes, wies, als er am 25. März — dem ersten Ostertage — 1804 den Ersten Konsul zur Vollendung des code civile zu beglückwünschen hatte, auf die allgemeinen Wünsche bei dieser Gelegenheit hin.

Bonaparte berief die beiden anderen Konsuln zur Besprechung zu sich nach Malmaison. Lebrun sprach sich für die Errichtung der Monarchie aus, aber Cambacerès war dagegen. Er führte verschiedene Gründe an, aber seinen Hauptgrund sprach er erst später aus: er fürchtete, daß die neue Befriedigung eines ungemessenen Ehrgeizes ein Stillstehen überhaupt unmöglich mache, und daß Bonaparte, erst Kaiser der Franzosen, danach streben würde, Kaiser des Occidents zu werden. Allein Bonaparte wies ihm gegenüber auf die Bewegung im Heere hin; es könne leicht dahin kommen, meinte er, daß ihn die Soldaten in den Lagern zum Kaiser ausriefen, und einem solchen Prätorianer-Kaiserthume müsse bei Zeiten begegnet werden. Man trennte sich in offenbarer Verstimmung. „Es ist fertig", sagte Cambacerès, als er mit Lebrun zusammen nach Paris zurückfuhr, „die Monarchie ist wiederhergestellt. Aber mir ahnt, daß der neue Bau nicht von Dauer sein wird. Wir haben Europa bekriegt, um ihm Republiken zu geben, Töchter der französischen Republik; jetzt werden wir es bekriegen, um ihm Monarchen zu geben, Söhne oder Brüder des unsrigen, und das Ende wird sein, daß das erschöpfte Frankreich diesen verhängnißvollen Unternehmungen erliegt."

Wiederum war es Fouché, der die Frage vorwärts brachte. Er stellte dem Wächter der Verfassung, dem Senate, dessen Mitglied er war, vor, daß die Einrichtungen Frankreichs eine bedenkliche Lücke zeigten; die Regierung beruhe auf einem einzigen Haupte; das sei eine stete Versuchung für Verschwörer, die da glaubten, mit einem Schlage auf dies Haupt Alles zerstören zu können; man müsse den Ersten Konsul bestimmen, diese Lücke auszufüllen. Die Erwägung, daß die Garnison von Paris, deren Befehlshaber Murat war, entschlossen wäre, bei der ersten Gelegenheit den Ersten Konsul zum Kaiser der Franzosen auszurufen, trug das Ihrige dazu bei, die Majorität des Senats zu bestimmen, dem Antrage Fouché's beizutreten. Allein der Erste Konsul erwiderte dem Senate, daß er ihm zwar für diesen Beweis von Ergebenheit danke, aber die Sache doch noch in reifliche Erwägung ziehen müsse, bevor er eine öffentliche entschiedene Antwort auf den Antrag gäbe.

Es kam Bonaparte zunächst nur darauf an, Zeit zu gewinnen, um die Stimmung des Heeres und Europa's über den Beschluß, den er längst in seinem Herzen gefaßt hatte, sich zu vergewissern. Er schrieb an Soult und diejenigen Generale, denen er am meisten vertraute, und erbat sich ihren Rath. Alle stimmten mit den begeistertsten Ergebenheitsversicherungen dem Antrage des Senates zu.

Ungewisser war die Zustimmung der europäischen Kabinete. Bonaparte hatte sich für den Kaisertitel entschieden, theils weil er stolzer war als der königliche, theils weil er meinte, daß der Königstitel in den Ohren der Franzosen wie eine Ankündigung der Gegenrevolution klingen würde. Würden nun die gekrönten Häupter mit einem so anspruchsvollen Titel ihn in ihre Mitte zulassen? Indessen Preußen gab sofort eine zustimmende Antwort; Oesterreich machte nur die Bedingung, daß auch Frankreich den neuen Titel eines „Kaisers von Oesterreich", den Kaiser Franz sich beizulegen gedachte, anerkenne; und Spanien hatte Frankreich gegenüber überhaupt keinen Willen mehr. Bei England, mit dem Frankreich im Kriege lag, und bei Rußland, das über die Erschießung des Prinzen von Enghien sich besonders aufgebracht zeigte, wurde gar nicht angefragt.

Das organische Senatskonsult. Ueber diesen Anfragen und Verhandlungen waren Wochen vergangen. Erst am 25. April gab daher der Erste Konsul dem Senate Antwort: er forderte ihn auf, sich genauer zu erklären. Der Senat beeilte sich nun, die Frage der Umwandlung der Konsularrepublik in ein bonapartisches Erbkaiserthum in die verfassungsmäßige Bahn zu leiten, wonach eine Verhandlung im Tribunate der Beschlußfassung vorangehen mußte. Der Tribun Curée, der im Konvente ein obskurer Royalist gewesen war, wurde veranlaßt, einen Antrag auf Wiederherstellung der Erbmonarchie in der Familie Bonaparte im Tribunate einzubringen.

Montag den 30. April begannen die Verhandlungen darüber. Eine Menge Redner drängte sich zur Tribüne; sie überboten einander in Haß gegen die Bourbons und in Schmeichelei gegen die Bonapartes. Da erhob sich Carnot. Ohne Leidenschaft und fast mit einem Tone elegischer Klage sprach er sich gegen die Errichtung der Erbmonarchie aus. „Sollte die Freiheit", schloß er, „dem Menschen nur gezeigt sein, daß er ihrer nie genießen könne? Nein, ich kann mich nicht dazu verstehen, daß ich dies Gut, ohne welches die anderen Güter nichts sind, als eine Täuschung betrachte. Mein Herz sagt mir, daß die Freiheit möglich, daß ihre Herrschaft leicht und dauerhafter ist, als irgend eine willkürliche oder oligarchische Regierung." Carion de Nisas antwortete ihm, ohne jedoch auf den Grundirrthum Carnot's, daß Republik und Freiheit dasselbe sei, einzugehen. Freilich hatten die Erfahrungen der letzten vier Jahre ihn schon völlig widerlegt.

Im Grunde war die ganze Debatte nur ein Scheingefecht: ein Jeder wußte, was das Ende sein würde. Curée's Antrag wurde natürlich angenommen und durch eine Deputation dem Senate überbracht. Dieser hatte, um von den Tribunen nicht überholt zu werden, seine Ansicht schon in einer Denkschrift niedergelegt, welche nunmehr noch an demselben Tage dem Ersten Konsul überreicht wurde. Der Gesetzgebende Körper war zur Zeit nicht versammelt. Fontanes jedoch berief die gerade in Paris anwesenden Mitglieder und beeilte sich dann, dem Ersten Konsul zu erklären, daß der Gesetzgebende Körper durchaus die Wünsche des Tribunates theile.

Eine Kommission wurde ernannt, bestehend aus mehreren Senatoren, den Ministern und den drei Konsuln, um dem Inhalte der Denkschrift des Senates die Form von Artikeln der Verfassung zu geben. Das Ergebniß ihrer Berathungen war das „organische Senatskonsult". Der wesentliche Inhalt der 16 Artikel desselben war folgender: Napoleon Bonaparte wird zum Kaiser der Franzosen ernannt; das Kaiserthum ist in seiner Familie erblich nach dem Rechte der Erstgeburt; die Mitglieder der kaiserlichen Familie haben den Titel Prinzen; die Civilliste des Kaisers wird auf 25 Millionen, diejenige der Prinzen auf 3 Millionen Francs bestimmt; die Großwürden des Reiches sind der Großwahlherr, der Reichserzkanzler, der Staatserzkanzler, der Erzschatzmeister, der Connetable, der Großadmiral; sie werden vom Kaiser ernannt, sind aber unabsetzbar; die Großoffiziere des Reiches sind die Marschälle, die Inspektoren, die Generalobersten und die Civil-Großoffiziere; der Senat, bestehend aus den mündigen Prinzen, den Großwürden und 80 vom Senate selbst gewählten Mitgliedern, bleibt die erste Staatskörperschaft; er wacht über die Verfassung und durch besondere Kommissionen über die persönliche Freiheit eines jeden Franzosen und beaufsichtigt die Presse. Staatsrath, Gesetzgebender Körper und Tribunat bleiben im Wesentlichen, was sie gewesen waren. Ein Hoher kaiserlicher Gerichtshof wird eingesetzt, um über Vergehen der kaiserlichen Familie und von Großwürden zu urtheilen, außerdem über Attentate gegen die Sicherheit des Staates und des Kaisers, sowie über Amtsvergehen von Ministern, Generalen und Präfekten. Vor Ablauf von zwei Jahren soll der Kaiser einen feierlichen Eid auf die Verfassung des Reiches ablegen; über die Erblichkeit der kaiserlichen Würde soll die Entscheidung dem Volke überlassen werden.

In weniger als zwei Wochen hatte die Kommission ihre Arbeiten beendet. Zwei Tage danach erstattete in ihrem Namen Lacepède darüber in der Sitzung des Senates den Bericht. Cambacerès führte in dieser den Vorsitz. Kaum hatte Lacepède seinen Bericht beendigt, so erhoben sich die Senatoren und nahmen mit lautem Zuruf die Beschlüsse der Kommission an. Dennoch hielt Cambacerès eine Abstimmung für nöthig: nur drei Stimmzettel enthielten Nein, zwei waren unbeschrieben, die übrigen lauteten sämmtlich auf Zustimmung.

Die Proklamirung des Kaiserthums. Unmittelbar aus der Sitzung begab sich der ganze Senat nach St. Cloud. Gardereiter umgaben den langen Zug der Wagen. Stehend, in Uniform empfing der Erste Konsul den Senat, welcher kam, um den soeben gefaßten Beschluß ihm zu überbringen. Cambacerès trat, sich tief verneigend, als Sprecher vor. „Sire", begann er, „die Liebe und die Dankbarkeit des französischen Volkes haben seit vier Jahren Ew. Majestät die Zügel der Regierung anvertraut. Der Ehrfurcht gebietendere Name, welcher Ihnen

heute zuerkannt wird, ist nur also ein Tribut, welchen die Nation ihrer eigenen Würde zollt und ihrem Bedürfnisse, Ihnen täglich Zeugniß einer von Tag zu Tag wachsenden Achtung und Anhänglichkeit zu geben." Und er schloß: „Der Senat glaubt Ew. kaiserliche Majestät bitten zu dürfen, zu geruhen, daß die Bestimmungen des organischen Konsults sofort in Vollzug treten. Zum Ruhme und Glücke der Republik ruft er sofort Napoleon zum Kaiser der Franzosen aus."

Vielstimmig erscholl der Ruf im Saale: „Es lebe der Kaiser!" vielstimmig pflanzte er sich durch die menschenerfüllten Höfe und Gärten des Schlosses fort, und die Kanonen donnerten ihren Gruß dazu. Josephine, welche neben ihrem Gemahl stand, war so ergriffen, daß ihr Thränen in die Augen traten.

Es war am 18. Mai 1804, am 28. Floreal des Jahres XII der Republik.

Mit militärischer Bestimmtheit antwortete Napoleon dem Senate: „Alles, was zum Wohle des Vaterlandes beitragen kann, hängt wesentlich mit meinem Glücke zusammen. Ich nehme den Titel an, welchen Sie dem Ruhme der Nation für zuträglich halten. Ich unterbreite der Genehmigung des Volkes das Gesetz der Erblichkeit. Ich hoffe, daß Frankreich nie die Ehren bereuen wird, mit welchen es meine Familie umgeben will. Jedenfalls würde mein Geist nicht mehr auf meinen Nachfolgern ruhen, sobald sie aufhörten, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen."

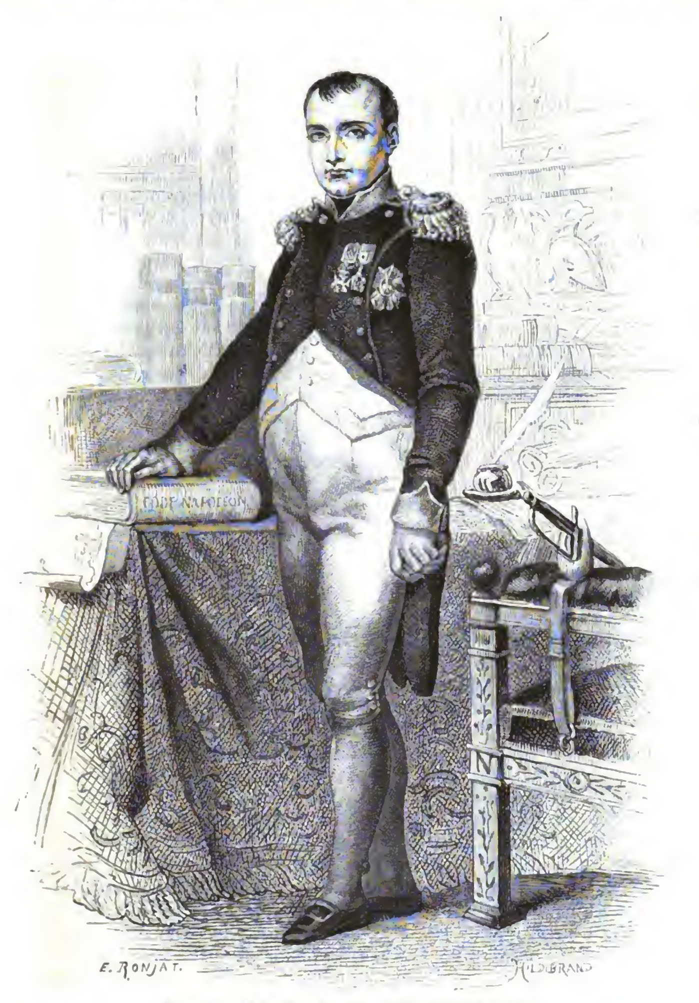
Auf die Einladung des Kaisers blieb Cambacerès bei ihm zu Tische. Sie hatten viel mit einander zu besprechen, in welcher Weise die Krönung vor sich gehen sollte, was jetzt mit der italienischen Republik zu geschehen hätte. Da kam dem Kaiser ein außerordentlicher Gedanke: er wolle, meinte er, den Papst nach Paris kommen lassen, um durch ihn gesalbt zu werden. Das war unerhört: alle deutschen Kaiser waren nach Rom gegangen, um dort die Salbung und Krönung zu empfangen. Es ließ sich nicht erwarten, daß der Papst der Aufforderung Napoleon's Folge leisten würde: aber gerade das Außerordentliche reizte diesen; es sollte seiner Krone erhöhten Glanz verleihen. Der Jahrestag des Staatsstreiches (der 9. November) wurde zum Krönungstage in Aussicht genommen.

Am 20. Mai wurde auch in Paris unter lautem Jubel des Volkes Napoleon als „von Gottes Gnaden und durch die Konstitutionen der Republik Kaiser der Franzosen" proklamirt, und am 27. Mai erschienen alle Mitglieder des Senates, des Gesetzgebenden Körpers und des Tribunates, um ihrem neuen Kaiser den Eid der Treue zu leisten. Napoleon saß auf einem Throne, neben ihm stand Cambacerès und las die Eidesformel vor. Mit einer leichten Bewegung, sich ein wenig von dem Thronsessel erhebend, grüßte der Kaiser Jeden, der ihm geschworen hatte. Sie sahen jetzt den Herrn in Dem, der eben noch ihresgleichen gewesen war. Auch Carnot war jetzt unter den Huldigenden, und Cambacerès schien durchaus ausgesöhnt mit der Lage der Dinge.

Die Volksabstimmung über die Erblichkeit der Kaiserwürde in der Familie Bonaparte zog sich über den ganzen Sommer hin. Das Ergebniß war, daß von 3,580,254 Stimmberechtigten sich 3,521,675, indem man die Nichtstimmenden einfach als Bejahende zählte, für die Erblichkeit aussprachen. Damit war die Dynastie Bonaparte in Frankreich begründet.

Die Ausgestaltung des neuen Kaiserthums. Seine erste Aufgabe sah der neue Kaiser darin, die ergebenen Förderer seiner Pläne zu belohnen. Die neu geschaffenen Würden, welche zum Theil dem Heiligen römischen Reiche entlehnt waren, gewährten ihm die Mittel dazu. Denn jegliche Verleihung legte das organische Senatskonsult in seine Hand.

Als Prinzen des Herrscherhauses anerkannte er nur seine Brüder Joseph und Ludwig. Lucian hatte sich seine Ungnade dadurch zugezogen, daß er die Dinge in Spanien nicht nach Wunsch gelenkt und nun auch jüngst gegen den Willen Napoleon's sich zum zweiten Male nicht mit der verwittweten Königin von Etrurien, sondern mit der Wittwe des Bankier Jouberthon verheirathet hatte. Ebenso hatte auch Hieronymus bei Gelegenheit einer Reise nach Nordamerika sich, ohne seinen mächtigen Bruder zu fragen, mit einer Kaufmannstochter aus Baltimore, Miß Elisa Patterson, trauen lassen. Beide hatten sich dadurch von einer Stellung an dem neuen kaiserlichen Hofe ausgeschlossen.



Napoleon I., Kaiser der Franzosen. Zeichnung von E. Ronjat.

Joseph wurde zum Großwahlherrn, dessen Befugniß auf Alles, was die Wahlen betraf, ch erstreckte, ernannt, Ludwig, welcher sich seit einigen Jahren auf Napoleon's Wunsch mit essen Stieftochter Hortense verheirathet hatte, zum Connetable. Reichserzkanzler, die oberste ıristische Persönlichkeit, wurde Cambacerès, Erzschatzmeister Lebrun. Die Großwürden des taatserzkanzlers und Großadmirals blieben zunächst noch unvergeben. Auf jene, welche die

Oberleitung der diplomatischen Angelegenheiten in sich schloß, machte sich Talleyrand Rechnung: er war sehr verstimmt, als einige Zeit später des Kaisers Stiefsohn, Eugen Beauharnais, zum Staatserzkanzler und Murat zum Großadmiral ernannt wurden.

Immerhin sollte es eine Entschädigung für den Enttäuschten sein, daß er unter die obersten Hofchargen aufgenommen wurde: er wurde Oberstkämmerer, der Kardinal Fesch, der Stiefoheim des Kaisers, wurde Großalmosenier, Oberstjägermeister Berthier, Oberststallmeister Caulaincourt, Oberhofmarschall Duroc und Großceremonienmeister Segur, der früher Gesandter Ludwig's XVI. am russischen Hofe gewesen war.

Zu aktiven Marschällen ernannte Napoleon seine alten Waffengefährten Berthier, Massena, Lannes, Ney, Augereau, Brune, Murat, Bessières, Moncey, Mortier, Soult, Davoust, Jourdan und Bernadotte, den Schwager Joseph's. Sie waren fast sämmtlich aus schlichtbürgerlichen Lebenskreisen hervorgegangen und aus den Reihen der gemeinen Soldaten emporgestiegen und blieben dem Kaiser treu ergeben bis auf Bernadotte, dem Napoleon schon damals nicht ganz traute, wiewol er ihm aus verwandtschaftlicher Rücksicht den Marschallsstab ertheilte. Außerdem verlieh er die Marschallswürde den Senatoren Kellermann, Lefevre, Serrurier und Perignon. Generalobersten wurden Marmont, Junot, Gouvion St. Cyr und Baraguay d'Hilliers, Inspektoren Marescot, Songis, Bruix und Decrès. Fouché erhielt das Polizeiministerium.

Andere bewährte Anhänger wurden mit Senatorenstellen oder Anstellungen bei Hofe belohnt. Zahlreiche Mitglieder des alten Adels stellten sich dem neuen Kaiser zur Verfügung: täglich war der Moniteur voll von Ernennungen von Kammerherren, Stallmeistern, Ehrendamen, Staatsdamen. Eine sehr strenge Etikette wurde bei Hofe eingeführt; die größte Pracht umgab den neuen Herrscherthron. Das Volk von Paris staunte den ungewohnten Glanz an; es drängte sich nicht mehr wie vor zwei Jahren, mit seinem Danke einem Manne zu lohnen, der sich selbst so gut zu belohnen wußte: aber die persönliche Größe des Kaisers imponirte, man hielt ihn der Herrschergewalt, die er an sich genommen, für würdig und war stolz darauf, die allgebietende Stellung Frankreichs in dem glanzvollsten Hofe Europa's wiederzuerkennen.

Die Lebensordnung des Kaisers. Allein dieser prunkende Hof in den Tuilerien bildete, so geflissentlich auch die Bräuche der alten königlichen Zeiten an ihm erneuert wurden, doch in zwei Dingen den vollkommenen Gegensatz zu dem Hofe der Bourbons. Mit offener Absichtlichkeit trug der Kaiser blendende Pracht zur Schau, aber er hielt dabei so streng auf Ordnung im Hofhalt, daß selten mehr als die Hälfte der Civilliste verbraucht wurde. Das war im Grunde nur die Folge davon, daß er auch nach seiner Thronbesteigung doch der wirkliche Regent Frankreichs blieb, dessen Willen in Allem unbedingte Richtschnur war. Freilich wurden damit außerordentliche Anforderungen an ihn gestellt: aber er war der Mann, ihnen zu genügen.

Jeden Morgen um 9 Uhr verließ Napoleon sein Schlafgemach, gleich völlig so angekleidet, wie er es den Tag über zu bleiben gedachte. Mit wenig Worten gab er seine Befehle für den Tag. Dann trat er in den Audienzsaal, in welchem eine Menge Personen schon auf ihn wartete; er machte die Runde und hörte an, was man ihm zu sagen wünschte. Mit einer leichten Verbeugung entließ er die Versammlung. Wer ihm jedoch etwas ohne eine Wolke von Zeugen mitzutheilen hatte, näherte sich ihm jetzt und erhielt willig Gehör. Gegen halb 10 Uhr begab sich Napoleon dann in den Speisesaal, um zu frühstücken. Ein kleiner Tisch war mit einer Serviette bedeckt, darauf standen die Speisen, meist sehr einfache Gerichte, wie Spiegeleier, Ragout von Hammelfleisch und weißen Rüben und etwas Parmesankäse. Er aß sehr schnell: in acht Minuten etwa war die Mahlzeit vorüber. Danach zog er sich in sein Kabinet zurück und arbeitete hier mit den Ministern und höchsten Staatsbeamten, die zum Vortrage kamen, oder auch allein bis um 6 Uhr Abends. Mit einer nicht zu ermüdenden Thätigkeit durchdrang er Jegliches, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit wußte er das Fremdartigste mit und neben einander zu behandeln; bei den schroffsten Uebergängen war er sofort wieder im Geleise der Sache; so rasch entwickelten sich ihm die Gedanken, daß die flinksten Schreiber seinem Diktate nur mit größter Mühe zu folgen im Stande waren; und nach sechs- oder achtstündiger Arbeit zeigte er unverändert die gleiche geistige Frische wie am Morgen.

Das Volk setzte der Ertrag der Revolution in den Besitz der Nationalgüter, in das freie Avancement in der Armee, in die Möglichkeit, zu allen Staatsämtern zu gelangen, und in die Abschaffung der Adelsvorrechte. Dies Alles hielt Napoleon aufrecht, aber er unterdrückte jede Erinnerung an Freiheit, seine Geheimpolizei belauschte jeden Ausdruck der Sehnsucht nach einer solchen, es war ein ins Genaueste gegliederter Despotismus, mit dem er von seinem Kabinete aus die Nation umklammerte.

Um 6 Uhr begab sich der Kaiser zu Tische. In der Regel speiste er mit der Kaiserin allein; nur Sonnabends war die ganze kaiserliche Familie zur Tafel geladen. Es wurde ohne Pausen jedes Gericht nur einmal servirt, so daß die Tafel selten über 20 Minuten dauerte. Bei Tische trank der Kaiser gewöhnlich nur Chambertin, eine Art guten Burgunders, meist mit Wasser gemischt, niemals süße Weine oder Liköre. Hatte man sich in den Salon zurückgezogen, so reichte ein Page der Kaiserin eine Tasse Kaffee mit Zucker; sie goß den Kaffee in die Untertasse und reichte ihn, wenn er hinlänglich abgekühlt zu sein schien, ihrem Gemahl.

Mitunter erschien der Kaiser noch in den Abendstunden in den Gemächern der Kaiserin und unterhielt sich eine Zeit lang mit den anwesenden Damen oder Gelehrten. Dann arbeitete er wieder in seinem Kabinet oder hielt Konferenzen ab, die sich oft bis tief in die Nacht hineinzogen. Ja es kam vor, daß der helle Morgen da war, bevor noch die Besprechungen geschlossen waren. Dann pflegte der Kaiser nur ein Bad zu nehmen, um sich zu erfrischen, ohne sich überhaupt zu Bett zu begeben. Ihn erhielt in solchen arbeitsüberhäuften Zeiten die glückliche Gabe allzeit frisch und arbeitsfähig, daß er bei Tage oder bei Nacht schlafen konnte, wenn er wollte. Dadurch war er im Stande, die Zeit ohne jeden Abzug voll auszunutzen.

Schaustellungen und Huldigungen. Am 8. Juli empfing Napoleon die Gesandten der fremden Mächte in großer Audienz, welche ihm ihre Beglaubigungsschreiben für den neuen Tuilerienhof überreichten. Es fehlte Niemand als die Bevollmächtigten des englischen, russischen, schwedischen und auch noch des österreichischen Hofes. Der Papst war durch den Legaten Kardinal Caprara vertreten. Damit sah sich Napoleon in die Reihe der Souveräne Europa's aufgenommen. Wenige Tage später, am Jahrestage des Bastillesturmes, feierte nunmehr Napoleon im Dome der Invaliden das erste Ordensfest der Ehrenlegion. Caprara las die Messe; der gelehrte Lacepède hielt als Ordenskanzler eine prunkvolle Rede, nach welcher er die Großoffiziere der Ehrenlegion mit Namen aufrief. Der Erste war Caprara. Der Kaiser nahm sein eigenes Ordensband vom Halse und überreichte es dem ehrwürdigen Kardinallegaten; dann bedeckte er sich nach der Sitte der französischen Könige und forderte mit lauter Stimme alle Mitglieder der Ehrenlegion auf, bei ihrer Ehre zu schwören, sich dem Wohle des Reiches, der Vertheidigung des Kaisers und der Gesetze der Republik zu weihen und aus allen Kräften zur Aufrechthaltung der Freiheit und Gleichheit, der Urgrundlagen der Verfassung, mitzuwirken. Es war das letzte Mal, daß ein Gedenktag der Revolution festlich begangen wurde.

Darüber vergaß indeß Napoleon die großen Anstalten nicht, welche er zum Zwecke einer Landung in England an der ganzen Küste des Kanals hatte treffen lassen. Am 18. Juli verließ er Paris und inspizirte die Land- und Seetruppen sowie die Flotille der Kanonenboote, welche in Boulogne lag. Er ließ Schießübungen halten und fuhr selbst auf die hohe See hinaus, um die französischen Schiffe manövriren zu sehen. Dann bereiste er die ganze Küste von Etaples bis Calais zu dem gleichen Zwecke, allenthalben mit Jubel von den Soldaten begrüßt. In Arras hielt er Revue über die Grenadierdivision ab, welche dort unter Junot's Kommando zusammengezogen war, auserlesene Leute, die ersten französischen Soldaten, welche statt der früheren Hüte und langen gepuderten Haare Tschakos auf kurzgeschorenem Haare trugen; sie sollten die Avantgarde der Landungsarmee bilden.

Endlich wandte er sich wieder nach Boulogne zurück, um auch dort ein Ordensfest für die Armee zu begehen. Auf einer Anhöhe am Meeresufer war ein alter metallener Armsessel, angeblich des Frankenkönigs Dagobert Thron, aufgestellt. Auf ihm ließ sich, umgeben von den Großwürdenträgern und Marschällen, der Kaiser nieder. Ueber 80,000 Soldaten waren ihm gegenüber, den Blick auf das Meer gerichtet, aufgestellt, umgeben von der

unübersehbaren Menschenmenge, welche zu dem Feste des 16. August aus allen benachbarten Provinzen zugeströmt war. Vor den Stufen des Thrones stand die große Schar Derer, welche aus allen Graden ausersehen war, das Zeichen des neuen Verdienstadels zu empfangen. Auf den Schilden der alten ritterlichen Helden Bertrand du Guesclin's und Bayard's, des Ritters ohne Furcht und ohne Tadel, wurden die Ordenskreuze herbeigetragen. Der Kaiser erhob sich und sprach selbst die Schwurformel vor. „Soldaten“, sagte er, „ihr schwört, mit Gefahr eures Lebens zu vertheidigen die Ehre des französischen Namens, euer Vaterland, euren Kaiser!“

„Wir schwören es!“ riefen sie; dazu wirbelten die Trommeln und donnerten die Kanonen von dem Boulogner Hafen herüber, an dessen Eingange eben eine Abtheilung der Kanonenboote in ein Gefecht mit englischen Kriegsschiffen verwickelt war. Dann stiegen sie, der Bauerssohn neben dem Sohne des alten Seigneurs, die Stufen zum Throne empor, um aus der Hand ihres Kaisers das Ehrenkreuz am rothen Bande zu empfangen, Alle voll Ungeduld, über den schmalen Meeresarm endlich gegen den Feind geführt zu werden.

Auf dem Lustschlosse zu Laeken bei Brüssel erwartete die Kaiserin ihren Gemahl. Hier war es, wo man den Versuch machte, ihn zur Milde gegen die aus Frankreich ausgewiesene Frau von Staël zu stimmen. „Ich kann die Frau nicht ausstehen“, antwortete Napoleon, „schon darum nicht, weil ich die Frauen nicht mag, die sich einem an den Hals werfen. Gott weiß es, was für Schmeicheleien sie an mich verschwendet hat.“

In Gemeinschaft mit Josephinen reiste Napoleon von hier nach den neu gewonnenen deutschen Landen. In Aachen empfing er den Grafen Philipp Cobenzl, welcher ihm die Anerkennung des Kaisers Franz, der seit dem 11. August zu der römischen Kaiserwürde den Titel eines Kaisers von Oesterreich angenommen hatte, überbrachte. Merkwürdiges Zusammentreffen: in der alten deutschen Kaiserstadt empfing der Mann, welcher wie Keiner für Deutschland verhängnißvoll gewesen war, die Anerkennung des Oberhauptes der deutschen Nation! Mit kaum verhüllter Absichtlichkeit erweckte Napoleon die Erinnerung an Kaiser Karl den Großen, dem er zu gleichen wünschte. Er stieg in die Gruft Karl's hinab und ließ das Grab, das die ehrwürdigen Gebeine barg, sich öffnen, nicht von der andachtsvollen Pietät Kaiser Otto's III. getrieben, aber von ähnlich hochfliegenden Plänen wie der junge Sachsenkaiser bewegt.

Die Weiterreise durch die Rheinlande gestaltete sich zu einem förmlichen Triumphzuge für Napoleon. In Köln spannten die Bürger ihm die Pferde vom Wagen und zogen ihn mit eigenen Händen zu seinem Palaste. In Mainz empfingen ihn zahlreiche deutsche Fürsten theils in Person, theils durch besondere Abgesandte. Allein Napoleon ließ sie deutlich den Abstand empfinden: nur die Kurfürsten lud er zu sich zur Tafel, die übrigen Fürsten und Prinzen mußten sich begnügen, von Duroc oder Talleyrand bewirthet zu werden. Die Festlichkeiten, welche aus Anlaß der Anwesenheit des Kaisers in Mainz gefeiert wurden, boten die erwünschte Gelegenheit, dem geplanten Rheinbunde um einen Schritt näher zu kommen: schon wurde Frankfurt a. M. als Sitz dieses Bundes genannt. Sein Hauptaugenmerk indessen richtete der Kaiser auf die Befestigung der Festung Mainz. Man sah ihn fast jeden Morgen, von einigen Generalen oder Adjutanten begleitet, die Festungswerke bald hier bald dort sorgfältig in Augenschein nehmen, Befehle ertheilen und Maßregeln anordnen, um Kastel, den Brückenkopf von Mainz jenseit des Rheins, wieder in gehörigen Vertheidigungszustand zu setzen.

Am 3. Oktober verließ Bonaparte das geräuschvolle Mainz, um sich nunmehr nach Paris zur Krönung zu begeben. Nach Rom wurde der Kardinal Caffarelli entsandt, den Papst zur Krönung einzuladen. Denn das war die Meinung des Kaisers, daß der heilige Vater in Person ihn salben solle.

Entschließungen des Papstes. Nach dem Zusammenbruche des Heiligen römischen Reiches blieb dem Papste kein Zweifel, daß nunmehr die Schirmherrschaft über die römische Kirche auf Frankreich übergegangen wäre. Er schrieb an den Ersten Konsul, daß er fortan an seinen geliebtesten Sohn Bonaparte sich wenden wolle, so oft er der Hülfe bedürfe. Allein die Absicht Napoleon's, durch die höchste Autorität der katholischen Kirche das zu ersetzen, was ihm an Legitimität fehle, setzte Pius doch in Bestürzung. Als der „Kaplan Napoleon's“,

wie Böswillige ihn nannten, zu erscheinen, war ihm im höchsten Grade zuwider. Er berief eine Anzahl der angesehensten Kardinäle zur Berathung. Etliche von diesen waren mit Entschiedenheit dafür, das Begehren Napoleon's abzulehnen. Wenn der Kaiser, meinten sie, wie Karl der Große behandelt sein wolle, so möge er zuvor die Freigebigkeit dieses Kaisers gegen die Kirche zeigen. Aber selbst die Mehrzahl erinnerte an den Tadel, welchen Pius VI. für seine Reise zu Kaiser Joseph II. erfahren habe, an die Unzufriedenheit, welche die europäischen Höfe mit dem Schritte des Papstes zeigen würden, an die Verletzung der Würde des Papstes, welche in der Reise nach Paris läge, während doch die deutschen Kaiser zur Krönung nach Rom zum Papste gekommen wären. Nur durch die Erlangung augenscheinlicher Vortheile, war ihre Meinung, könne dies Alles ausgeglichen werden. Man dachte dabei an Entschädigung für das Frankreich einverleibte Avignon, an Rückgabe der Legationen, an die Beseitigung mehrerer Bestimmungen des Konkordats.

Der Papst getraute sich durch mündliche Besprechungen mit Napoleon das zu erlangen, und entschloß sich endlich nach langem Schwanken, dem Wunsche Napoleon's nachzukommen.



Begegnung Napoleon's mit Papst Pius VII. in Fontainebleau. Zeichnung von J. Gilbert.

Umgeben von den Kardinälen begab er sich am 2. November 1804 in die Peterskirche, kniete in langen Gebeten auf den Stufen des Altars und bestieg dann seinen Reisewagen, den eine Schar römischer Frauen weinend eine Strecke weit begleitete. Denn man glaubte, daß der heilige Vater der Gefangenschaft entgegenginge.

An der Grenze Piemonts ließ Napoleon den Papst durch besondere Abgesandte feierlich empfangen; Palastbeamte begleiteten ihn von nun an auf der Fahrt durch das Gebiet Frankreichs und sorgten für Alles, dessen der Papst bedurfte, in der prächtigsten Weise. Aus Burgund und der Dauphiné strömte die Volksmenge zusammen, um am Wagen knieend den Segen des heiligen Vaters zu empfangen. In Lyon ließ ihn Napoleon durch eine zweite Gesandtschaft begrüßen. Unter den ehrfurchtsvollen Huldigungen der Bevölkerung setzte der Papst seine Reise fort. Am 25. November um Mittag langte er in Fontainebleau an, wo der kaiserliche Hof ihn erwartete. Um ungezwungen ihm zu begegnen, hatte Napoleon eine Jagd im Walde von Fontainebleau angeordnet. Am Kreuzwege von St. Herem wartete er um die bestimmte Zeit mit dem Jagdgefolge auf den Papst. Sobald Pius der Harrenden ansichtig wurde, verließ er den Wagen und ging dem Kaiser entgegen, der sofort vom Pferde stieg, und begrüßte ihn mit einer Umarmung. Beide bestiegen den Wagen — der Kaiser setzte sich dem Papste zur Linken — und fuhren nach dem Schlosse, an dessen Schwelle die Kaiserin und die Großen des Reichs den heiligen Vater empfingen. Angegriffen von der langen Reise, ruhte er sich einige Tage in dem schönen Schlosse aus; dann begab er sich in einem Wagen mit dem Kaiser

nach Paris, wo er in einem Flügel der Tuilerien, dem Florapavillon, seine Wohnung nahm. Eine zahlreiche Volksmenge sammelte sich unter seinen Fenstern, voll Verlangens, den Papst zu sehen: er trat auf den Balkon hinaus und ertheilte den Niederknienden seinen Segen.

Die Krönungsfeier. Die Krönung hatte hinausgeschoben werden müssen: jetzt war der 2. Dezember dafür angesetzt. Der Papst hielt es für selbstverständlich, daß er, wie es das Krönungsceremoniell der deutschen Kaiser vorschrieb, bei der Feier dem Kaiser die Krone aufsetze. Dieser Meinung war Napoleon nicht. „Ich werde das selbst in Ordnung bringen", erwiderte er, als man ihm von den Gedanken des Papstes Mittheilung machte. Einem andern Bedenken des Papstes gab er jedoch nach: er war mit Josephinen nicht kirchlich getraut. Zwar seine Schwester Karoline war mit Murat auf seinen ausdrücklichen Wunsch nachträglich durch Caprara getraut worden: für sich selbst hatte er jedoch die Weihe des Sakraments abgelehnt. Jetzt nun, da es der Papst für unmöglich erklärte, Josephinen, ohne daß sie auch im Sinne der Kirche die rechtmäßige Gemahlin des Kaisers wäre, zu krönen, fügte sich Napoleon den vereinten Wünschen des Papstes und Josephinens. Am Spätabend des 1. Dezember ließ er sich in der Kapelle der Tuilerien durch den Kardinal Fesch, seinen Oheim, kirchlich mit Josephinen trauen; Trauzeugen waren Berthier und Talleyrand.

Der 2. Dezember 1804 kam, ein heller, kalter Wintertag. Es war Sonntag. Das frierende, schaulustige Volk der Pariser bedeckte die Straßen von den Tuilerien bis zur Kirche Notre Dame. Schon um zehn Uhr Vormittags setzte sich der Zug des Papstes in Bewegung, eine lange Reihe von Wagen voll geistlicher Würdenträger in den kostbarsten Gewändern, denen nach alter Sitte ein Priester auf einem Esel, zum großen Ergötzen der Pariser, voranritt. Abtheilungen der Kaisergarde geleiteten den Zug bis zu dem erzbischöflichen Palast, aus welchem man unmittelbar in die Kirche eintritt.

Die Kirche war mit größter Pracht ausgeschmückt. Behänge von Sammt mit eingestickten goldenen Bienen hingen vom Gewölbe bis zum Boden herab. Zur Rechten des Altares stand ein Thron für den Papst, vor dem Altare einfache Sessel, welche der Kaiser und die Kaiserin vor der Krönung einnehmen sollten, dagegen mehr im Hintergrunde, dem Altare gegenüber zwischen zwei Säulen unter einem Baldachin ein großer Thron für das gekrönte Kaiserpaar.

Die ganze Kirche war eingenommen von den 60 Bischöfen Frankreichs mit ihrer Geistlichkeit, den Mitgliedern des Staatsrathes, des Gesetzgebenden Körpers und des Tribunates, den Deputirten des Heeres, der Städte und der Justiz, den geladenen deutschen Fürsten und den Gesandten der fremden Mächte. Sobald der Papst eintrat, erhob sich die ganze Versammlung, und 500 Sänger auf dem Chore stimmten an: „Tu es Petrus". Vor dem Altare kniete Pius nieder, dann bestieg er seinen Thron, und die Bischöfe brachten ihm ihre Huldigung dar.

Napoleon verließ die Tuilerien erst gegen Mittag; er war gekleidet in die Tracht des 16. Jahrhunderts, einen kurzen Mantel und ein Federbarett. Zu beiden Seiten der Staatskarosse, deren Wände aus großen Glasscheiben bestanden, ritten die Marschälle, voraus fuhren die Großwürdenträger. Lauter Zuruf des Volkes begrüßte ihn auf dem ganzen Wege. Im erzbischöflichen Palaste legte er den Kaisermantel um und setzte einen goldenen Lorberkranz auf, wie ihn auf Münzen die römischen Cäsaren zu tragen pflegen. Im Begriffe, in die Kirche einzutreten, zögerte er einen Augenblick; er befahl, den Notar Raguideau auf der Stelle aus der Kirche zu ihm zu rufen. Raguideau hatte einst auf das Dringendste Josephinen abgerathen, den armen General zu heirathen, welcher nichts besäße, als wie er gehe und stehe. Voller Erwartung trat er ein. „Nun", sagte Napoleon zu ihm, „was meinen Sie jetzt dazu, wie ich gehe und stehe?" ergriff das Scepter und trat in die Kirche ein, während ihm das Kaiserschwert und die Kaiserkrone, die auf seinen Befehl nach dem Muster der Krone Karl's des Großen gearbeitet war, vorangetragen wurden.

Der Hymnus „Veni Creator" empfing ihn. Er kniete vor dem Altare nieder; Krone, Schwert, Scepter und Mantel wurden auf den Altar gelegt, dann setzte er sich auf den Sessel. Die Feier begann. Der Papst trat vor den Altar und salbte den Kaiser in üblicher Weise auf Stirn und Handgelenk; dann segnete er das Schwert ein und gürtete es ihm um, segnete

das Scepter ein und überreichte es ihm, und nahm nun die Krone, um sie dem inzwischen mit dem Kaisermantel Bekleideten aufs Haupt zu setzen. Ruhig nahm Napoleon sie ihm aus der Hand und setzte sie sich selbst aufs Haupt. Der Papst, völlig überrascht, ließ es geschehen, daß der Kaiser seine Krone nicht von der Hand der Kirche, sondern von seiner eigenen empfing. Dann setzte der Kaiser auch seiner neben ihm knieenden Gemahlin die Krone auf und stieg mit ihr, während seine Brüder die Schleppe seines Mantels, seine Schwestern diejenige seiner Gemahlin trugen, die Stufen zum Throne empor.



Krönung Napoleon's. Nach dem Gemälde von David.

Der Papst trat jetzt vor den Thron, sprach den Segen über das gekrönte Kaiserpaar und stimmte dann selbst den Gesang an: „Vivat in aeternum semper Augustus!“ mit welchem ein Jahrtausend zuvor Papst Leo Kaiser Karl den Großen begrüßt hatte. Tausendstimmig erschallte es durch die Kirche: es lebe der Kaiser! und draußen donnerten die Kanonen ihren dumpf dröhnenden Gruß dazu.

Cambacerès trat vor den Kaiser und sprach die Eidesformel vor, während ein Bischof das Evangelium darreichte. Feierlich schwur Napoleon, „nur mit Rücksicht auf den Vortheil, das Glück und den Ruhm des französischen Volkes zu regieren“. Dann endete ein Hochamt die Feier.

So trug denn Napoleon die Krone, das Ziel seines Ehrgeizes. Allein für einen Usurpator giebt es keinen ruhigen Besitz. Sobald er aufhört zu imponiren, sobald er nicht einem jeden Gegner mehr überlegen erscheint, ist es vorbei mit der Herrlichkeit. Zu immer größeren, immer

gewagteren Unternehmungen sieht er sich gedrängt, um zu behaupten, was er sich erworb Das war das Verhängniß, das mit seiner Krone der gekrönte Korse auf sich nahm. Mit al Klarheit sah er die Bahn, die er damit betreten, vor sich: nur der Sieg konnte ihn auf sei Höhe halten; ihn mußte er suchen. Drei Tage nach der Krönung schon sprach er es aus.

Auf dem Marsfelde waren Deputationen von allen Regimentern der Armee versamm um an Stelle der republikanischen Fahnen Adler zu empfangen. Vor der Militärschule w eine große Tribüne errichtet, auf welcher sich der Thron des Kaisers erhob. Auf ein gegeben Zeichen setzten sich alle Kolonnen in Bewegung, schlossen sich und näherten sich dem Thro Napoleon erhob sich. „Soldaten", sprach er mit weithin hallender Stimme, „das sind eu Fahnen. Diese Adler werden stets euch um sich sammeln: sie werden überall sein, wo eu Kaiser sie zur Vertheidigung seines Thrones und seines Volkes für nöthig erachten wi Schwört, euer Leben zu ihrer Vertheidigung aufzuopfern und sie durch euren Muth beständ auf dem Wege des Sieges zu erhalten. Schwört es!"

Papst Pius in Paris. Monatelang blieb der Papst des Kaisers Gast. Diese länge Anwesenheit des obersten Kirchenfürsten blieb nicht ohne günstige Einwirkung auf die Rückke der Volksmenge zum Christenthume. Der Papst las unter außerordentlichem Zulaufe in all Pfarrkirchen von Paris selbst Messe und besuchte alle wohlthätigen Anstalten. Sein Auftret war überall milde, rücksichtsvoll und versöhnlich. In einer öffentlichen Anstalt lag die Men auf den Knieen, um den Segen des heiligen Vaters zu empfangen, als er einen Mann b merkte, der mit mürrischem Gesichte ihm den Rücken zuwandte. „Fliehen Sie nicht", sagte sanften Tones zu ihm, „der Segen eines alten Mannes hat nie etwas geschadet".

Auf die Anregung des Papstes war es auch zurückzuführen, daß der Senat den Beschlu faßte, mit dem Ablaufe des Jahres die republikanische Zeitrechnung aufhören zu lass so daß Frankreich mit dem 1. Januar 1806 zu dem christlichen Kalender zurückkehrte.

Auch die Festsetzung des kaiserlichen Namenstages beruhte auf einem besonderen Ab kommen. Denn einen heiligen Napoleon gab es nicht in der Schar der katholischen Heiligen Da nun aber noch vier Tage im Jahre des Schutzes eines Heiligen entbehrten, so bestell der Papst einen heiligen Napoleon zum Wächter für einen dieser Tage. Der Kaiser entschie sich für den 15. August. So bestimmte denn der Papst diesen Tag zum Tage des heilige Napoleon und damit zum Namenstage des Kaisers.

In den Hauptfragen jedoch, die dem Papste ganz besonders am Herzen lagen, kam es zu keiner Verständigung. Getäuscht in seiner Hoffnung auf die Legationen und auf Ersatz für Avignon, trat Pius im März die Rückreise nach Italien an.

Die Neuordnung Italiens. Nicht lange, so folgte ihm Napoleon dahin nach. Unmöglich konnte, nachdem die französische Republik zur Monarchie zurückgekehrt war, der italienische Tochterstaat die republikanische Verfassung behalten. Man gab sich nicht die Mühe, wie vor einigen Jahren in Lyon, ein Gaukelspiel zu veranstalten, um die Verfassungsänderung herbei zuführen: sie wurde einfach dekretirt.

Zur Krönungsfeier war eine Gesandtschaft der italienischen Republik, Graf Melzi an der Spitze, nach Paris gekommen. Es wurde ihr kurzweg aufgegeben, eine Adresse an Napoleon zu richten, worin sie die Umwandlung ihrer heimatlichen Republik in ein Königreich und den französischen Kaiser zu ihrem König erbäte. Napoleon erklärte darauf, er sei zwar bereit, die Krone Italiens anzunehmen, später jedoch solle sie einem Prinzen seines Hauses aufgeb werden, und Frankreich und Italien getrennte Reiche bilden, da es sein Ziel wäre, die italienische Nation unabhängig und frei zu machen. Indeß sein Bruder Joseph, dem er die italienische Königskrone zugedacht hatte, lehnte sie ab, weil er sich damit des Rechtes der Nachfolge auf den französischen Kaiserthron zu begeben fürchtete.

In feierlicher Senatssitzung leisteten die italienischen Abgesandten ihrem neuen König den Eid der Treue; dann wurden sie nach Mailand zurückgesandt, um dort die Gemüther auf die neue Ordnung angemessen vorzubereiten. Am 2. April begab sich nun Napoleon ebenfalls nach Italien. In Piemont setzte er seinen Bruder Ludwig zum Statthalter ein und ordnete

e Verhältnisse mit rastloser Thätigkeit. Dann hielt er auf dem Schlachtfelde von Marengo t demselben Rocke und Tressenhute, den er in der Schlacht getragen, Heerschau ab; acht tunden ließ er unter dem Befehle von Lannes die Truppen manövriren und empfing von nen den Treuschwur. Das war eine Demonstration gegen Oesterreich, das selbst sein Begehr rf Italien gerichtet hielt. Am 8. Mai endlich hielt Napoleon in Mailand unter Kanonen-onner und Glockengeläute seinen Einzug; am 26. Mai fand hier die Krönung statt. Die serne Krone der alten Langobardenkönige war dazu von Monza geholt worden. Mit den Worten: „Gott gab sie mir: wehe Dem, der sie antastet!“ setzte Napoleon sie sich aufs Haupt.

Wiederum war es der Wunsch des Kaisers gewesen, daß der Papst ihn salbe. Allein ius lehnte es ab, weil darin ein öffentlicher Verzicht auf die Legationen liegen würde; so at denn der greise Caprara, welcher Erzbischof von Mailand war, an seine Stelle. Gesandte schienen von den auswärtigen Fürsten zur Begrüßung; Luchesini überbrachte von dem Könige on Preußen, in Erwiderung des übersandten Großkreuzes der Ehrenlegion, den schwarzen dlerorden an Napoleon.

Die Verfassung des neuen Königreichs wurde nach dem Muster der französischen umge-ildet. Melzi wurde Kanzler und Großsiegelbewahrer; der code civil, jetzt code Napoléon enannt, wurde eingeführt, als Seitenstück zur Ehrenlegion der Orden der eisernen Krone ge-iftet, zur Vollendung des Mailänder Doms eine erhebliche Summe bestimmt. Der Jubel er Italiener war überschwenglich. Als Vizekönig setzte er Eugen Beauharnais ein, eine hr glückliche Wahl. Als er ihn einführte, hielt Napoleon an die Abgeordneten des König-eichs in italienischer Sprache eine Rede, in welcher er die Zwecke seiner Einrichtungen aus-nandersetzte. Indeß der wahre Zweck blieb immer, die Kräfte des neuen Königreichs zu nbedingter Verfügung zu haben.

Damals erreichte auch die ligurische Republik ihr Ende. Dem Dogen Durazzo wurde ufgegeben, die Einverleibung Genua's zu erbitten. Er that, wie ihm befohlen: am 4. Juni 805 wurde Genua mit Frankreich vereinigt, das damit in den Besitz trefflicher Matrosen nd Hafenplätze gelangte. Als Napoleon in Genua zur Huldigung anwesend war, erschien der ardinal Maury vor ihm, der sich seit dem Staatsstreiche grollend fern gehalten hatte. Sehr ereitwillig nahm Napoleon die Unterwerfung des Wackeren an und gab ihm eine der höchsten eistlichen Würden in Frankreich. Auch Hieronymus stellte sich hier reumüthig seinem aiserlichen Bruder vor; auch er fand gegen die Lossagung von seiner amerikanischen Frau nade und erhielt sofort den Auftrag, die genuesischen Gefangenen aus der Sklaverei des Dei on Algier zurückzufordern: 231 brachte er zurück. Da schien Genua für den Untergang iner bisherigen Scheinfreiheit versöhnt.

Nicht minder der Ausstattung seiner Schwestern gedachte der Kaiser jetzt. Elisa, welche it dem korsikanischen Edelmanne Pasquale Bacciochi vermählt war, erhielt außer dem früher eapolitanischen Fürstenthum Piombino das Gebiet der Republik Lucca, dessen Gonfaloniere m einen Fürsten aus der kaiserlichen Familie hatte bitten müssen, als französisches Lehnfürsten-hum. Elisa wurde dem Ländchen eine treffliche Regentin; in einsichtsvoller Thätigkeit hob e das Erziehungswesen, verbesserte die Wohlthätigkeitsanstalten und Gefängnisse, förderte ckerbau und Gewerbe, legte Land- und Wasserstraßen an. Selbst gegen die Machtgebote hres Bruders wußte sie die Interessen ihres Ländchens mit Erfolg zu vertreten.

Parma, Piacenza und Guastalla wurden unter französischer Verwaltung mit dem König-eiche Italien vereinigt. Das Königreich Etrurien und der Kirchenstaat, dessen Küstengebiete m Adriatischen Meere trotz aller Proteste des Papstes von französischen Truppen besetzt waren, lieben durchaus von Napoleon abhängig.

Auch auf Neapel richtete der Kaiser sein Augenmerk. Zwar wünschte König Ferdinand it Frankreich einen Neutralitätsvertrag abzuschließen, aber gleichzeitig wurde durch die Königin aroline im Stillen über einen Anschluß an Oesterreich unterhandelt, um des Druckes des anzösischen Uebergewichts ledig zu werden. Das war ein gefährliches Doppelspiel. Napoleon ntging es nicht. Als der neapolitanische Gesandte in Mailand erschien, um ihm die Glückwünsche

des neapolitanischen Königshauses zur Königskrönung zu überbringen, fuhr Napoleon den Gesandten mit zornigen Worten an. „Melden Sie Ihrer Gebieterin", herrschte er den Bestürzten an, „daß ich ihre Kabalen wohl kenne, daß, wenn sie noch fortan zum Kriege treibt, ich ihr und ihrem Hause nicht soviel Land lassen werde, als zu einem Grabe für sie nöthig ist. Ihre Kinder werden hülfeflehend in Europa umherirren und ihrem Gedächtniß fluchen." Allein Karoline ließ sich nicht warnen; sie fuhr fort, ihr geheimes Intriguenspiel für tiefe Regierungsweisheit zu halten!

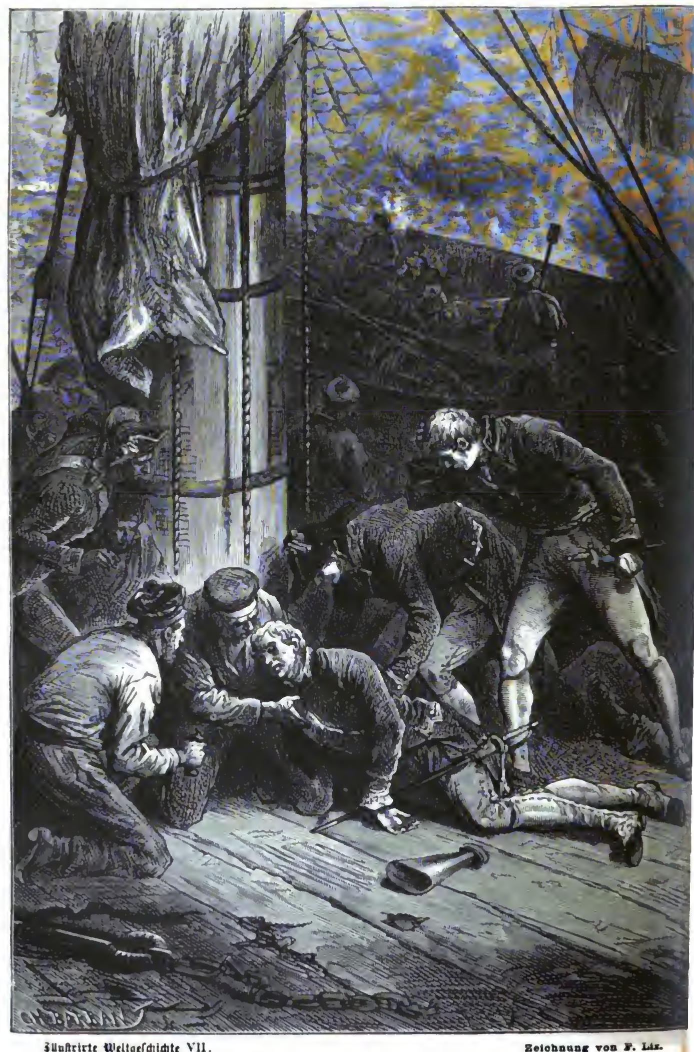
Innere Verhältnisse Frankreichs. Monarchisch wurde auch die Verfassung der batavischen Republik umgestaltet: als Großpensionarius trat Schimmelpenninck an die Spitze des Staates, umgeben von dem Rathe der „Hochmogenden". Nur widerwillig hatte sich der Wackere zu dieser Rolle hergegeben, welche nichts Anderes bedeutete, als die allmähliche Hinüberführung Hollands zur Monarchie für einen Bonaparte.

Allenthalben galt Napoleon's Wille unweigerlich als Gesetz. Die überschwengliche Schmeichelei und grenzenlose Unterwürfigkeit, die dem Kaiser von Jedermann entgegengebracht wurde, hätten auch einen weniger herrischen Sinn als den seinen bis zum ärgsten Despotismus verderben müssen. Denn die Vorbedingung eines jeden Despotismus ist der Menge knechtischer Sinn. Mehr und mehr begann er sich für ein Wesen einziger Art zu betrachten und neben dem seinigen keinen Willen gelten zu lassen. Die geringsten Spuren einer Opposition wurden erstickt; das schon sehr zahme Tribunat, wo noch mitunter eine selbständige Ansicht ausgesprochen war, wurde ganz aufgehoben. Um so mehr muß man den großen Aufschwung, welchen die innere Entwicklung Frankreichs nahm, als des Kaisers eigenstes Werk betrachten. Sein organisatorisches Geschick war unverkennbar.

Im Innern des Reiches blühte der Handel ohne hemmende Schranken; jetzt war das Geld im Ueberflusse vorhanden. Großartige Kunststraßen, wie die über den Simplon und den Mont Cenis, wurden angelegt, Kanäle und Brücken zur Erleichterung des Verkehrs gebaut. Die Industrie entwickelte sich unter der Sorge des Kaisers rasch zu hoher Blüte; in Lyon waren wieder 12,000 Webstühle in Thätigkeit, die Porzellanfabriken in Sevres hatten Arbeit über ihre Leistungsfähigkeit hinaus, die Gewehrfabriken in Lüttich und Versailles konnten kaum allen Bestellungen entsprechen. Gewerbeschulen bildeten die Handwerker. Die öffentliche Sicherheit war so groß, wie nie zuvor: Strolche und Vagabunden waren wie weggeblasen. Ein allgemeiner Wohlstand fing an sich bemerkbar zu machen. Die praktischen Wissenschaften fanden die regste Förderung; für hervorragende Leistungen in Kunst und Wissenschaft wurden hohe Preise ausgesetzt. In Paris erhoben sich glänzende Paläste und großartige Straßenanlagen; im Louvre war Alles vereinigt, was die Kunst irgendwo Großes hervorgebracht hatte.

Der Kaiser war durchaus überzeugt davon, daß es ein hohes Glück für die Völker wäre, seinem Reiche einverleibt zu werden und dadurch Antheil zu bekommen an allen Segnungen und allem Ruhme, den er über Frankreich gebracht. Die byzantinischen Huldigungen, mit denen Städte und Fürsten auf seiner Reise in den Rheinlanden ihn allenthalben empfangen hatten, waren ihm daher echte Münze: um so nachdrücklicher betrieb er die Entnationalisirung neu gewonnener Provinzen. In Mainz wurde eine Normalschule errichtet, um die französische Sprache am Rhein zu verbreiten. Fünf Jahre wurden den Deutschen Frist gegeben bis zur Einführung des Französischen als öffentlicher Amtssprache, den Genuesen sechs, den Parmesanen acht Jahre. Damals erst begann auch die ernstliche Französirung des Elsaß, der über ein Jahrhundert unter französischer Herrschaft seine deutsche Art und Sitte aufrecht erhalten hatte.

Wol lastete auf den Franzosen ein schwerer Druck; die Steuern waren hoch, und die jährlichen Aushebungen rissen eine Lücke in jede Familie. Aber doch mehrte sich die Bevölkerung und der Wohlstand, weil das Gefühl persönlicher Sicherheit einen Jeden zur Thätigkeit anspornte. Und Gleichheit vor dem Gesetze, gleiche Besteuerung und Eigenthumsrecht auch der Bauern an dem Grund und Boden machte den Druck erträglich. Napoleon hatte ganz recht gehabt, wenn er meinte, daß die Franzosen die Gleichheit höher schätzten als die Freiheit. Die Gleichheit gewährte er unverkürzt, die Freiheit aber hatte er vernichtet.



Illustrirte Weltgeschichte VII. Zeichnung von F. Lix.

Nelson's Tod in der Seeschlacht bei Trafalgar.



Soldaten Napoleon's im Jahre 1805.
Jäger zu Pferde. Lanzenreiter. Voltigeur. Füsilier. Grenadier. Armee-Gensdarmerie.

Die dritte Koalition.

Am 4. August 1805 hielt Napoleon über die Armee und Flotte Revue ab, welche er zum Angriffe auf England an der Küste des Kanals versammelt hatte: es waren 176,165 Mann mit 572 Kanonen und 14,664 Pferden; die Flotte zählte 1339 bewaffnete Fahrzeuge mit 3762 Kanonen und 954 unbewaffnete Transportschiffe. Allein trotz dieser furchtbaren Ausrüstung hatte er doch das volle Bewußtsein der Gefahr, die mit der Ueberfahrt nach England verbunden war. Der beste Theil der französischen Kriegsflotte wurde von den Engländern in Rochefort und Brest blockirt gehalten; die französische Mittelmeerflotte aber wagte nicht im Kanal zu erscheinen. Der Kaiser fragte den Admiral Decrès, ob die Ueberfahrt auch ohne den Schutz einer Kriegsflotte möglich sei: der Admiral hielt es für zu gewagt. So verschob denn Napoleon wieder die Abfahrt: auf dem Festlande glaubte er des Sieges gewisser zu sein.

Zerwürfniß mit Rußland. An die Stelle der alten Freundschaft mit Rußland war längst Erkaltung getreten. Absichtlich steigerte Napoleon die Spannung, um es bis zum völligen Bruche zu treiben. Freilich war dann zu erwarten, daß Rußland Verbindung mit England suchen würde: aber dann konnte er mit geringerem Wagniß England in seinem Bundesgenossen treffen. Es ist kein Zweifel, daß Napoleon den Krieg mit Rußland wollte, um aus der bedenklichen Lage, in der er sich befand, herauszukommen. Denn es konnte nicht ausbleiben, daß noch länger unentschlossen am Kanal zu zögern, seine Stellung, sein Ansehen bei dem eigenen Volke allmählich untergraben mußte.

Rußland, empört über die Ermordung des Prinzen von Enghien, hatte bei dem Reichstage in Regensburg, auf alte Garantierechte gestützt, den Antrag gestellt, Genugthuung von Frankreich für die völkerrechtswidrige Verhaftung Enghien's auf deutschem Boden zu verlangen. Zugleich beschwerte sich König Georg von England über die Besetzung Hannovers bei dem Reichstage. Der Reichstag, voll Furcht vor Frankreich, suchte sich diesem doppelten Drängen

dadurch zu entziehen, daß er seine üblichen Sommerferien schon vor der Zeit antrat. Kaiser Alexander, längst gereizt durch die Nichtbeachtung seiner Verwendung für Piemont und durch die Eigenmächtigkeit, mit welcher Napoleon die Verhältnisse Italiens, als ob es gar keine Großmacht Rußlands gäbe, ordnete, richtete nunmehr als Bürge der deutschen Verfassung an Napoleon eine Note, in welcher er die Erwartung aussprach, daß Frankreich eine genugthuende Erklärung über jene Verletzung fremden Gebietes und des Völkerrechtes geben werde.

Napoleon antwortete darauf mit ungezogener Derbheit, wie die russische Regierung dazu käme, sich in Dinge zu mischen, die sie in keiner Weise etwas angingen, eine Genugthuung für Deutschland zu fordern, während die deutschen Mächte selber schwiegen; von Völkerrecht aber zu sprechen habe sie gar kein Recht, so lange sie französische Emigranten beschütze. Mit zwar strengen, aber gemessenen Worten erwiederte Rußland darauf, daß das französische Schreiben gar keine Antwort auf die Forderungen Rußlands enthalte. Zugleich mit dieser Antwort erhielt der russische Geschäftsträger in Paris, Oubril, den Befehl, bündig zu fordern, daß Frankreich seine Truppen aus Neapel zurückzöge, bei der Regelung der Verhältnisse Italiens Rußland eine Stimme gewähre, den König von Sardinien für den Verlust von Piemont entschädige und Hannover wieder herausgebe. Napoleon weigerte sich, auch nur eine einzige dieser Forderungen zu erfüllen; worauf dann Oubril abgerufen und alle Beziehungen Rußlands zu Frankreich abgebrochen wurden. Damit war der Frieden zwischen den beiden Kaiserreichen zu Ende, ohne daß es doch schon zu einer wirklichen Kriegserklärung Rußlands an Frankreich gekommen wäre. Denn bevor es das Schwert zöge, galt es für Rußland erst Bundesgenossen zu gewinnen, ohne welche es unmöglich schien, das unerträgliche Uebergewicht Frankreichs zu brechen. Kaiser Alexander überwand daher seinen Unwillen darüber, daß England trotz der Verwendung Rußlands sich weigerte, Malta dem Johanniterorden zurückzugeben, und sandte Nowosiltzow als außerordentlichen Gesandten nach England, um über die Bedingungen zu verhandeln, unter denen England geneigt sei ein Bündniß mit Rußland gegen Frankreich abzuschließen.

Die Bildung der neuen Koalition. Die Schwierigkeit der Situation, in welcher sich England befand, hatte William Pitt am 15. Mai 1804 wieder ins Ministerium zurückgeführt. Mit Begeisterung entwickelte der junge Russe ihm den Plan seines Kaisers: einen Kriegsbund zu stiften, der nicht nur die Anmaßung Frankreichs zurückweisen, sondern auch das Glück und die Wiedergeburt der europäischen Nationen durch eine gerechtere Vertheilung der Ländergebiete, durch Beseitigung bestehender Mißbräuche und durch Feststellung eines geheiligten Völkerrechts sichern solle. Die Staaten müßten gebildet werden aus bluts- und sprachverwandten Stämmen nach der Nationalität unter Berücksichtigung der Bodenbeschaffenheit; den unterjochten Völkern müßte die Freiheit wiedergegeben und überlassen werden, sich selbst eine Verfassung auf der Grundlage der geheiligten Rechte der Menschheit zu geben. Zu einem einzigen großen Bund müßten alle europäischen Staaten vereinigt werden, verpflichtet, wenn es noththäte, die Waffen gegen denjenigen Staat gemeinsam zu wenden, der sich erdreiste, die Satzungen des Völkerrechts zu verletzen. „Es möchte doch zweckmäßig sein", meinte Pitt gelassen auf diese Darlegung der diplomatischen Idylle, „die Glückseligkeit des Menschengeschlechts vorläufig noch zu vertagen." Er war kein Schüler des liberalen Schweizers Laharpe wie Kaiser Alexander. So erhielt denn der Bund, den England und Rußland am 11. April 1805 mit einander abschlossen, durchaus nahe liegende praktische Ziele: sie wollten gemeinschaftlich für die Bildung einer europäischen Allianz wirken, deren Ziel die Entfernung der französischen Truppen aus Hannover und dem deutschen Norden, die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz, die Rückgabe Piemonts an den König von Sardinien, die Sicherung Neapels und die Befreiung Italiens von der französischen Herrschaft sein sollte.

Diesem Bunde trat der junge Schwedenkönig Gustav IV., der von seinem Vater den Haß gegen die Revolution geerbt hatte, ohne Weiteres bei, da er mit Rußland wie mit England schon durch Separatverträge verbunden war. Am 3. Dezember 1804 hatte er mit England einen Subsidienvertrag geschlossen, um Stralsund in besseren Vertheidigungsstand zu setzen, am 14. Januar 1805 sich dann mit Rußland verbündet.

Oesterreich schwankte: Erzherzog Karl war für Frieden und Neutralität, Cobenzl aber stellte dem Kaiser Franz den Krieg als unvermeidlich dar. Seinen Rathschlägen folgte Franz und schloß zunächst eine Defensivallianz, als aber die Eigenmächtigkeit Napoleon's in Italien immer bedrohlicher wurde, trat er am 9. August 1805 der Koalition zu Schutz und Trutz bei, ließ sich jedoch eine Erweiterung der österreichischen Grenzen in Italien und die Zahlung ansehnlicher Subsidien zusagen. Sofort schloß sich jetzt auch Neapel der Koalition an, sobald nur zu seinem Schutze eine englisch-russische Flotte an seiner Küste erschien.

Fünf Millionen Pfund Sterling bewilligte auf Pitt's Antrag das englische Parlament „zum Gebrauche auf dem Festlande"; davon verpflichtete sich England je 5/8 Millionen für jede 100,000 Mann, die seine Verbündeten ins Feld stellten, zu zahlen.

Preußens Ablehnung. Preußen stand zwischen den Parteien, im Grunde mit beiden gespannt. Denn für diesen Staat ist, wie es der Große Kurfürst bezeichnet hat, Neutralität „das undankbarste aller politischen Systeme". König Friedrich Wilhelm hatte sich für den englischen Residenten in Hamburg, Rumbold, den Napoleon als betheiligt an den royalistischen Agitationen hatte aufheben und nach Frankreich bringen lassen, in fast freundschaftlicher Weise bei dem Franzosenkaiser verwandt. Napoleon hatte der Fürsprache nachgeben müssen, um Preußen nicht den Gegnern zuzudrängen, aber er wolle das, sagte er seinen Vertrauten, dem Könige gedenken. Jetzt drang er in Preußen, sich gegen die entstehende Koalition zu erklären, aber Friedrich Wilhelm bestand darauf neutral zu bleiben, indem er sich in der Hoffnung wiegte, dann später das entscheidende Wort sprechen zu können. Daher lehnte er mit aller Bestimmtheit ein Bündniß mit Frankreich ab, zu dem ihn Napoleon durch das Anerbieten Hannovers zu locken suchte. Die Folge war, daß Frankreich nunmehr in mißtrauischer Gereiztheit Preußen gegenüberstand.

Ebenso verdarb es der König nach der andern Seite. Als Schweden Truppen in Schwedisch-Vorpommern sammelte, um von hier aus in den kommenden Krieg einzugreifen, ließ er ihm in nachdrücklichem Tone erklären, daß er einen Angriff von Stralsund aus auf die hannöverschen Lande nicht dulden werde. Sofort nahm sich Kaiser Alexander des Bundesgenossen an. In drohendem Tone trat er für Schweden ein und forderte, daß sich Preußen in einem Schutz- und Trutzbündniß auf Leben und Tod der Koalition anschlösse, zunächst aber den russischen Regimentern, die gegen die preußische Grenze sich in Bewegung setzten, freien Durchgang nach Mähren gewähre. Woher so plötzlich dieser drohende Ton gegen den Freund von Memel her?

In den Nationalitätsplänen Alexander's stand die Hoffnung, auf irgend eine Weise Polen wiederherzustellen, obenan. Sein Jugendfreund Fürst Adam Czartoryski hatte den Kaiser ganz für diesen Gedanken gewonnen. Jetzt mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands betraut, strebte er um Polens willen Preußen und Rußland von einander zu trennen: durch jene drohende Note sollte Preußen, das stets neutrale, veranlaßt werden, sich aus Verdruß an Frankreich zu wenden, damit die Koalition einen Schein Rechtens hätte, ihm seine polnischen Erwerbungen wieder abzunehmen. Allein Friedrich Wilhelm entsprach dieser Erwartung nicht: vielmehr that er, was recht war, setzte einen großen Theil seines Heeres auf Kriegsfuß und sammelte ihn an der Warthe, um Rußlands Uebergriffen zu begegnen. Das wirkte; eben noch hatte sich Rußland getraut, indem es im Bunde mit Oesterreich zum Kriege gegen Frankreich sich anschickte, so nebenbei auch noch mit Preußen fertig zu werden; jetzt wo es Ernst sah, lenkte es ein, ließ das Verlangen ungehemmten Durchzuges durch Schlesien fallen und sandte seine Truppen auf dem Umwege durch Galizien in den Kampf. Allein eine gewisse Spannung blieb nach: Preußen war nicht neutral, es war völlig isolirt.

Der Ausbruch des Koalitionskrieges. Nichts von allen diesen Verhandlungen war Napoleon verborgen geblieben. Auch er sah sich nach Bundesgenossen um. Zwar der Papst lehnte die Waffengemeinschaft ab, aber die süddeutschen Fürsten, denen er ja erst politische Bedeutung gegeben hatte, schlossen sich bereitwillig ihm an. Bayern zuerst; Jahrzehnte hindurch durch die Vergrößerungspläne Oesterreichs bedroht, schloß es schon am 24. August 1805 ein

Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich. Den gleichzeitigen Anträgen Oesterreichs, die Schwarzenberg in hochfahrendem Tone dem Kurfürsten Max Joseph vorlegte, antwortete dieser mit Versicherungen seiner reichstreuen Gesinnung; nur um Aufschub bat er, bis der Kurprinz Ludwig von seinen Reisen in Frankreich zurückgekehrt sein würde. Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau, nach kurzem Zögern auch Württemberg folgten dem Beispiele Bayerns. Der Reichstag in Regensburg aber nahm keine Notiz von der großen Entscheidung, die herannahte: er verhandelte währenddessen über die Eutiner Gemeindeweiden.

Unterdessen war in Wien durch Verhandlungen Oesterreichs und Rußlands der Kriegsplan festgestellt. Kaiser Franz zog zuerst das Schwert. Ein österreichisches Heer überschritt den Inn; die bayerischen Truppen entwichen nach Norden, der kurfürstliche Hof siedelte nach Würzburg über: am 21. September zog Franz als Sieger in München ein. Die Koalition hatte den Krieg begonnen: Napoleon erschien vor der Welt, wie er es wollte, als der friedfertige Angegriffene. „Ich verlasse meine Hauptstadt", rief er in einer Proklamation den Franzosen zu, „um meinen Verbündeten rasche Hülfe zu bringen. Meine Friedenshoffnungen sind verschwunden."

Schon in den letzten Tagen des August hatte die französische Armee von Boulogne sich in Marsch gesetzt. In sieben mächtigen Heeressäulen rückte sie unter Marmont, Davoust, Soult, Lannes und Ney an den Rhein; Bessières führte die Garden, Murat die Kavalleriedivision. Wieder erklang die Marseillaise in den Reihen, welche kriegerischer Eifer und unbegrenztes Vertrauen zu ihrem Oberfeldherrn beseelte; ihnen war er nicht der despotische Kaiser, sondern der „kleine Korporal", der für sie Alle dachte und von Allen Gehorsam und Tapferkeit erwartete. Von Straßburg aus befahl er den Uebergang über den Rhein; dann ritt er selbst zum Metzgerthore hinaus, um seinen Braven ins Feld zu folgen.

Die Oesterreicher hatten mittlerweile bis an den Schwarzwald sich herangezogen. Mack führte sie an. Er war ein selbstgefälliger Routinier, durch die Protektion Lacy's emporgekommen, mit der Anweisung, den Anmarsch der Russen abzuwarten und mit ihnen gemeinsam zu operiren, durchaus nicht einverstanden. Sein Gedanke war, über die Franzosen sofort herzufallen, sobald sie über die Schwarzwaldpässe herabkämen. Allein zu seiner größten Bestürzung erschienen sie unvermuthet in seiner Flanke, warfen die Oesterreicher bei Wertingen, Günzburg und Albeck zurück, machten sich zu Herren beider Donauufer und zwangen ihn dadurch auf Ulm zurückzugehen.

Die Entscheidung Preußens; der Potsdamer Vertrag. Napoleon's Gedanke war, Mack bei Ulm völlig einzuschließen. Dazu bedurfte er des Corps Bernadotte's, welches in Hannover stand. Bernadotte also erhielt Befehl, nur eine Besatzung in Hameln zurückzulassen, mit dem übrigen Theile seines Corps aber sich auf dem kürzesten Wege nach Ulm in Marsch zu setzen, indem er unterwegs die bayerische Armee an sich zöge. Sein Weg führte durch die preußische Markgrafschaft Ansbach; unbekümmert um die Neutralität Preußens zog er hindurch.

Das war ein Schimpf für Preußen, der den König auf das Tiefste erregte. Er verwahrte sich gegen diese freche Verletzung seiner Neutralität durch einen bündigen Protest und sagte sich von allen Verbindlichkeiten gegen Napoleon los. Die Mobilmachung der ganzen preußischen Armee wurde jetzt angeordnet und den Russen nunmehr der freie Durchzug durch Schlesien verstattet. In Berlin kam es zu tumultuarischen Scenen vor den Fenstern des französischen Gesandten Laforest, und im Theater stimmten die Versammelten jubelnd in die kriegerischen Klänge des Liedes der Wallenstein'schen Reiter ein: Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd! Aufs Pferd! In den Kampf, in die Freiheit gezogen! Auch die schöne Königin Luise und der geniale Prinz Louis Ferdinand waren jetzt mit aller Entschiedenheit für den Anschluß Preußens an die Koalition.

Indeß Hardenberg, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, glaubte doch vorher noch einen Versuch gütlichen Ausgleiches mit Napoleon machen zu sollen. Er sandte seinen Amtsvorgänger, den mehr für Rußland eingenommenen Haugwitz, in das französische Hauptquartier, um durch diplomatische Verhandlungen Napoleon zur Achtung vor den früheren Verträgen zu bewegen, also zur Entschädigung Sardiniens, zur Wahrung der Unabhängigkeit

des deutschen Reiches, Hollands, Neapels und der Schweiz und zur Trennung der italienischen von der französischen Krone. Die Entschädigung, welche Napoleon im Betrage von 66,000 Gulden für die Verletzung der Neutralität Ansbachs sandte, wurde von Preußen jedoch angenommen.

Der Kaiser Alexander kam selbst mit dem Erzherzog Anton, dem Bruder des Kaisers Franz, nach Potsdam zu König Friedrich Wilhelm, um den raschen Anschluß Preußens an die Koalition zu betreiben. Ein Vertrag kam zu Stande, in welchem Alexander ganz auf seine polnischen Pläne, welche den Besitzstand Preußens bedrohten, Verzicht leistete.



Friedrich Wilhelm III. und Alexander am Sarge Friedrich's des Großen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Man soll mich", gelobte er, „nicht wieder darüber ertappen". Dafür versprach Preußen, wenn Napoleon nicht vier Wochen nach der Mittheilung die preußischen Forderungen angenommen hätte, der Koalition sich anzuschließen und sofort auch seinerseits den Kampf gegen Frankreich zu beginnen. Doch erschien es zweckmäßig, Napoleon nicht vor dem 15. November das preußische Ultimatum zu übergeben, da der Herzog von Braunschweig, welcher zum Oberanführer des preußischen Heeres bestimmt war, es nicht für möglich hielt, die Mobilmachung der Armee so zu fördern, daß sie vor dem 15. Dezember im Stande wäre, in den Kampf einzugreifen. Zur Entschädigung versprach Alexander die Abtretung Hannovers an Preußen zu erwirken, während die englischen Staatsmänner lieber Holland an Preußen geben wollten.

Am 3. November wurde der Potsdamer Vertrag unterzeichnet. In der folgenden Nacht begaben sich Alexander und Friedrich Wilhelm in die Garnisonkirche zu Potsdam und stiegen in die Gruft unter der Kanzel hinab. Ueber dem Sarge Friedrich's des Großen reichten sie sich in Gegenwart der Königin Luise gerührt die Hand und gelobten sich unverbrüchliche Treue. Der Bund von Memel war wiederhergestellt.

Die Kämpfe um Ulm. Unterdessen hatten die süddeutschen Kontingente sich mit der französischen Armee vereinigt. Der Kurfürst Karl Friedrich von Baden sandte etwas über 3000 Mann; der Kurfürst Friedrich von Württemberg, nachdem er am 3. Oktober eine lange Unterredung mit Napoleon gehabt hatte, 8000 Mann. Bernadotte vereinte sich mit den bayerischen Truppen bei Weißenburg und zog über Nördlingen heran, um sich der „großen Armee" anzuschließen. Am 9. Oktober traf Napoleon selbst bei der Armee ein.

Mack hatte den größten Theil seines Heeres von Günzburg bis Ulm längs der Donau aufgestellt. Von verschiedenen Richtungen her rückten Murat, Lannes, Marmont und Ney gegen ihn vor, während Bernadotte München von den Oesterreichern befreite, um sich dann ebenfalls westwärts in Marsch zu setzen. Mit der genauesten Berechnung hatte Napoleon die Bewegungen der einzelnen Corps vorgeschrieben: sein Gedanke war, das österreichische Heer von allen Seiten völlig zu umstellen. Das Wetter war abscheulich; in Strömen goß der Regen herab; in tiefem Kothe mußten die Soldaten marschiren, mitunter zehn Stunden den Tag und darüber, wie es die Disposition vorschrieb. Dennoch war ihre Stimmung vortrefflich; selbst Rekruten, die vor der Aushebung sich geflüchtet hatten und nun als Ausreißer mit Stricken gebunden zu den Truppentheilen transportirt wurden, waren nach wenigen Tagen schon von dem kriegerischen Geiste angesteckt, der die Regimenter beseelte, und ersehnten die Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Der Kaiser selbst theilte jede Beschwerde.

Mack merkte nicht einmal, daß er eingeschlossen war. Er deutete die Bewegungen der französischen Corps, die er wahrnahm, auf Rückzug nach Frankreich, da er die Nachricht erhalten haben wollte, daß die Engländer einen Angriff auf Boulogne gemacht hätten. Um so leichter erlaubte er dem Erzherzog Ferdinand nach Böhmen mit 20,000 Mann abzuziehen, ein Verlust, der es ihm nunmehr unmöglich machte, auf eine offene Feldschlacht sich einzulassen; er wollte vielmehr in Ulm das Nahen der Russen abwarten. Indessen beschloß Napoleon am 15. Oktober der Sache ein Ende zu machen. Ney erhielt Befehl, die österreichischen Schanzen auf dem Michelsberge, Lannes diejenigen auf dem Frauenberge wegzunehmen. Der Angriff begann gleichzeitig auf die beiden Höhen, hinter denen in der Tiefe die Festung Ulm lag. Der Kaiser befand sich bei Lannes. Vorwärts reitend, um die Gegend besser übersehen zu können, gerieth er in das Feuer der österreichischen Kartätschen hinein; da faßte Lannes des Kaisers Pferd am Zügel und verließ mit ihm den gefährlichen Platz.

Hartnäckigeren Widerstand als am Frauenberge leisteten die Oesterreicher Ney gegenüber. Der Kaiser, es gewahrend, sandte den General Dumas an den Marschall mit der Weisung, die Heftigkeit des Angriffs zu mäßigen, bis Lannes ihm zu Hülfe käme. „Der Ruhm wird nicht getheilt!" antwortete Ney und ging mit solchem Nachdrucke vor, daß er die Oesterreicher von dem Michelsberge nach Neuulm zu hinabdrängte.

Michel Ney, geb. 1769, war von Geburt ein Deutscher, eines Handwerkers Sohn in Saarlouis. Anfänglich arbeitete er als Schreiber bei einem Advokaten, bis ihn seine Neigung zum Soldatenstande veranlaßte 1787 als Husar in französische Dienste zu treten; 1792 wurde er Offizier. Durch seine Kühnheit lenkte er Kleber's Aufmerksamkeit auf sich, der ihn 1794 zum Anführer kleiner Streifcorps machte. Zwei Jahre später wurde er zum Lohne für die Eroberung der kleinen Festung Forchheim zum Brigadegeneral ernannt. An dem Siege Hoche's bei Neuwied hatte er großen Antheil, gerieth jedoch bald danach in Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Auswechslung befehligte er am Rhein. In der Verkleidung eines Bauern schlich er sich in die Festung Mannheim, überzeugte sich von der Schwäche der Besatzung und nahm einige Tage später den Platz mit 150 Mann durch einen kühnen Handstreich weg. Als Divisionsgeneral kam er zur Donauarmee, zeichnete sich unter Moreau mehrfach aus und trug

sehr wesentlich zu dem Siege von Hohenlinden bei. 1802 verheirathete er sich mit einem Fräulein Auger, einer Freundin von Hortense Beauharnais, und wurde durch den Ersten Konsul als Gesandter zu der helvetischen Republik geschickt. Unter dem Kaiserreiche trat er jedoch zur Armee zurück und gewann gleich im Beginne des Feldzuges den höchsten Ruhm durch seinen Sieg bei **Elchingen**, wo er den Donauübergang erkämpfte, die Stadt Haus für Haus eroberte und die Oesterreicher bis zum Michelsberge zurücktrieb. Tags darauf folgte die heldenkühne Erstürmung des Michelsberges, durch die er bis an die Thore Ulms den Weg sich bahnte.

Die Kapitulation der österreichischen Armee. Während dieser Kämpfe auf dem rechten Donauufer hatte General Werneck mit einem Corps von 8000 Mann versucht, der eisernen Umklammerung nach Nordosten hin sich zu entziehen. Napoleon wollte, daß Niemand entschlüpfe; Murat erhielt Befehl, mit seiner Reiterei und den Divisionen Dupont und Oudinot sich zur Verfolgung Werneck's aufzumachen.

Am folgenden Tage ließ Napoleon Mack zur Ergebung auffordern. Der österreichische Oberfeldherr erkannte die ganze Trostlosigkeit seiner Lage und kam nach mehrtägigen Verhandlungen mit Berthier dahin überein, daß, wenn bis zum 25. Oktober kein Heer zu seinem Entsatze erscheine, er dann mit seiner Armee das Gewehr strecken und sich in französische Kriegsgefangenschaft begeben wolle; Waffen, Fahnen und Pferde sollten dem Sieger zufallen, die Offiziere jedoch gegen das Versprechen, nicht mehr gegen Frankreich dienen zu wollen, nach Oesterreich zurückkehren dürfen.



Marschall Michel Ney.

Unterdessen hatte Murat das Werneck'sche Corps schon am 16. Oktober eingeholt. Allein durch einen Gewaltmarsch gelang es **Werneck** am folgenden Tage das starke Corps des Erzherzogs Ferdinand zu erreichen. Indessen zugleich hatte auch Murat's Reiterei die Oesterreicher in den Flanken überflügelt, so daß Werneck, als er am 18. mit seinen gänzlich erschöpften Leuten in Nördlingen anlangte, sich von den Feinden umschwärmt sah und, zum Widerstande unfähig, mit 8000 Mann das Gewehr streckte.

Unverzüglich noch in der Nacht nahm Murat die Verfolgung des Erzherzogs auf. Bevor der Morgen heraufkam, hatte er den Train des flüchtenden Corps eingeholt und 500 Wagen nebst mehreren Geschützen, welche die Oesterreicher im Stiche ließen, erbeutet. Die Verfolgung ging durch das ansbachische Städtchen Gunzenhausen. Den Oesterreichern wurde freier Durchzug gewährt, von den Franzosen aber Respektirung der Neutralität Preußens verlangt. Murat aber ließ sich nicht aufhalten: er erzwang sich den Durchmarsch und erreichte am 20. Oktober hinter Nürnberg den Erzherzog. Ein Gefecht entspann sich; die Oesterreicher wurden zersprengt oder gefangen genommen. Nur mit 3000 Reitern schlug sich der Erzherzog nach Böhmen durch. Murat war zufrieden, 1200 Gefangene gemacht, 11 Fahnen und 120 Kanonen erbeutet zu haben.

29,000 Oesterreicher waren damit während der wenigen Wochen des Feldzuges im Ganzen in die Hände der Franzosen gefallen, und fast dieselbe Zahl stand noch in Ulm bereit, sich auszuliefern. Napoleon konnte sich nicht entschließen, in müßigem Warten mehrere Tage zu verlieren; er ließ am 19. Oktober Mack zu sich kommen und kam mit ihm überein, daß die Kapitulation schon am folgenden Tage vor sich gehen solle. Mack verstand sich, völlig hoffnungslos, auch dazu, wenn wenigstens das Ney'sche Corps noch bis zum 25. vor Ulm stehen bliebe.

So öffneten sich schon am 20. Oktober 1805 die Thore der Festung. Am Fuße des Michelsberges auf einer Böschung neben einem hellodernden Feuer stand Napoleon, hinter ihm das Fußvolk, gegenüber hielt die Reiterei. Beim Eintritt in die lange Gasse hatten die Oesterreicher die Waffen abzulegen und vor Napoleon und seinen Marschällen vorüberzuziehen.



Die Kapitulation Mack's. Zeichnung von J. Gilbert.

Mack eröffnete den traurigen Zug. „Hier ist der unglückliche Mack", sagte er und überreichte Napoleon seinen Degen. Der Kaiser ließ ihn an seine Seite treten; so standen sie, der Sieger und der muthlose Besiegte, fünf Stunden neben einander, während die 24,000 österreichischen Soldaten mürrisch an ihnen vorüber in die Kriegsgefangenschaft zogen.

Am folgenden Tage setzte sich Napoleon auf Augsburg in Marsch. Achtzig eroberte österreichische Fahnen wurden ihm vorangetragen, als er seinen Einzug in die alte Reichsstadt hielt. Aber sein Sinn stand auf Wien.

Der Krieg in Italien und Tirol. Während Napoleon den Krieg in Deutschland führte und Siege, wie die alten Grenadiere scherzten, nicht durch ihre Arme, sondern durch ihre Beine gewann, sollte Massena Italien gegen den Erzherzog Karl decken, welcher mit 140,000 Mann die Etsch herabgezogen kam. Massena zog ihm bis Verona entgegen, wo er eine feste, an Stadt und Strom gelehnte Stellung einnahm, da er den Kampf gegen die große Uebermacht des Erzherzogs fürchtete. Allein der ungünstige Verlauf des Feldzuges in Deutschland nöthigte den Erzherzog, bedeutende Truppenmengen nordwärts zu entsenden,

so daß Massena, durch die Nachricht der Kapitulation von Ulm überdies ermuthigt, glaubte den Angriff wagen zu dürfen. Am 29. Oktober ging er gegen die österreichischen Verschanzungen bei Caldiero vor. Sein Streben war, den Erzherzog zu verhindern, jetzt mit seinem Heere nach Deutschland zu gehen. Der Angriff wurde daher am nächsten Tage erneuert und auch am 31. noch fortgesetzt, doch wies ihn der Erzherzog mit solchem Nachdrucke zurück, daß die Oesterreicher ungehindert ihren Marsch über Görz und Laibach nach Cilli antreten konnten. Die österreichische Waffenehre war wiederhergestellt. Die Franzosen folgten nur in respektvoller Entfernung.

Die Vertheidigung von Tirol war dem Erzherzog Johann anvertraut. Wacker standen ihm die Bergschützen Tirols zur Seite, welche entschlossen waren, jeden Feind von ihren schwer zugänglichen Thälern fern zu halten. Allein auf die Ulmer Unglücksnachricht glaubte sich Johann nicht mehr zur Abwehr der Franzosen stark genug. In getrennten Heerhaufen ließ er die Truppen durch das Pusterthal nach Kärnten abziehen. Dabei geschah es, daß das Corps des Prinzen Rohan, 8000 Mann stark, in das Thal der Brenta gelangte und sich gegen die bei Castel Franco stehenden Franzosen wandte. Es war Reynier. Unlängst erst war er von Neapel mit Gouvion St. Cyr heraufgezogen, hatte diesen vor Venedig zurückgelassen und sich dann in die Ausläufer der Alpen geworfen, um die abziehenden Oesterreicher in der Flanke zu bedrohen. Jetzt war er selbst der Bedrohte. Indeß zur rechten Zeit kam Gouvion St. Cyr heran, und Rohan wurde genöthigt, trotz tapferer Gegenwehr, mit seinem ganzen Corps bei Castel Franco am 24. November sich zu ergeben.

Die Vereinigung der beiden Erzherzöge ließ sich dadurch freilich nicht aufhalten: sie zogen an der ungarischen Grenze entlang nach Norden, um das bedrohte Wien zu decken. Tirol lag damit bis auf wenige feste Plätze für die Franzosen offen. Die Bayern eroberten Kufstein, Ney zog in Innsbruck ein. Eins seiner Regimenter — Nr. 76 — hatte hier die Freude, zwei Fahnen, welche es 1799 an die Oesterreicher verloren hatte, wieder zu finden. Der Jubel darüber war groß. „Denn", hieß es darüber in dem 26. Siegesbulletin Napoleon's, „der französische Soldat hat für seine Fahnen ein Gefühl, welches an Zärtlichkeit grenzt. Sie sind der Gegenstand seiner Verehrung, wie ein Geschenk, das er aus der Hand seiner Geliebten empfangen hat." Zwei Tage später überschritt Ney den Brenner und gelangte nach Bozen; die Verbindung mit dem französischen Corps in Italien war damit hergestellt.

Der Krieg zur See. Die Ulmer Schreckenspost erregte bei der Koalition die äußerste Bestürzung. Pitt weigerte sich, sie zu glauben; als man ihm aber in einer holländischen Zeitung die Bestätigung brachte, entstellten sich seine Züge vor Schreck und Schmerz. Um so größer mußte seine Freude sein, als man ihm wenige Tage danach melden konnte, daß Nelson durch die Vernichtung der französischen und spanischen Flotte das Unglück von Ulm wieder ausgeglichen habe.

Der Gedanke Napoleon's, als er in Boulogne über die große Armee Revue abhielt, war gewesen, daß die französischen Flottenabtheilungen nach Westindien fahren, die englische Flotte zur Verfolgung dorthin nach sich ziehen, dann aber rasch vor der englischen zurückkehren und die Ueberfahrt des Landungsheeres decken sollten. Freilich hielten englische Kriegsschiffe die französischen Häfen blockirt. Allein der tapfere holländische Admiral Verhuel durchbrach die Blockade von Dünkirchen und gelangte glücklich mit der batavischen Flotte nach Boulogne. Den französischen Admiralen gelang es indessen nicht so. Ganteaume wurde in Brest von den Engländern unter Cornwallis festgehalten. Missiessy jedoch gelangte mit dem kleinen Geschwader von Rochefort zwar nach Westindien: aber die Engländer folgten ihm nicht; vielmehr schlossen sie ihn, sobald er nach Rochefort zurückgekehrt war, nur um so fester ein. Villeneuve endlich, welcher die sehr ansehnliche Flotte von Toulon befehligte, fuhr auch nach Westindien; ihm folgte Nelson nach, jedoch ohne ihn zu erreichen. Villeneuve wollte nun seiner Bestimmung gemäß, in die europäischen Gewässer zurückgekehrt, in den Kanal einlaufen, als unweit des Kaps Finisterre eine englische Flotille unter Admiral Calder sich ihm entgegenstellte und ihm die Einfahrt in den Kanal verlegte. Er war es, nach dem Napoleon am 4. August sehnsüchtig ausschaute;

denn auf sein rechtzeitiges Erscheinen war die Ueberfahrt nach England basirt. Er erschien nicht, vielmehr suchte er, erschreckt durch die Möglichkeit, daß Nelson sich mit Cornwallis und Calder möchte vereinigt haben und nun ihm nachjage, Zuflucht in dem Hafen von Ferrol. Lange lag er hier unthätig, da er der Kampftüchtigkeit sowol seiner Schiffe wie ihrer wenig geübten Mannschaft mißtraute. Endlich da nirgend eine englische Flagge sich zeigte, entschloß er sich auszulaufen, allein nicht nach Boulogne, wo Napoleon Tag für Tag auf ihn rechnete, sondern nach Cadiz. Die spanische Flotte hatte er an sich herangezogen; aber sie war halb verfallen, ungenügend ausgerüstet und somit kaum eine Verstärkung seiner Streitkräfte.

Am 20. August langte Villeneuve in Cadiz an. Den September verbrachte er mit Bemühungen, die spanische Flotte in einen bessern Stand zu setzen. Unterdessen war das Lager in Boulogne aber aufgelöst worden: jetzt war also die Flotte im Kanal nicht länger mehr nöthig. Villeneuve erhielt daher Befehl nach Tarent zu gehen, um Gouvion St. Cyr dort zu verstärken. Jedoch in Straßburg nahm Napoleon, entrüstet über die Unthätigkeit und, wie er meinte, Feigheit des Admirals, ihm das Kommando ab und übertrug es dem Admiral Rosily. Villeneuve, dadurch auf das Tiefste verletzt, war entschlossen in der Achtung seines Gebieters, bevor noch Rosily angelangt wäre, durch einen kühnen Angriff sich wieder herzustellen, sobald nur die Gelegenheit sich böte.

Nelson's Sieg und Tod bei Trafalgar. Sie bot sich bald: Nelson erschien vor Cadiz. Von Westindien war er nach Plymouth gesegelt und hatte sich begnügt, Calder gegen Villeneuve zu schicken, der jedoch erst in Ferrol anlangte, als die französische Flotte es schon wieder verlassen hatte. Nun machte sich Nelson selbst zur Verfolgung des Feindes auf. Er wußte ihn in Cadiz; um ihn jedoch zum Angriffe zu verleiten, ließ er nur wenige Schiffe sich vor Cadiz zeigen, während er selbst mit dem Haupttheil der Flotte außer Sicht zurückblieb. Vorsichtig sandte Villeneuve am 19. Oktober eine Flottendivision von 7 Schiffen in die offene See hinaus, um den Feind zu vertreiben. Die englischen Schiffe zogen sich zurück. Deshalb verließ der französische Admiral mit seiner ganzen Flotte, 33 Segel stark, am folgenden Tage den sichern Hafen. Gegen Abend signalisirte man ihm die Anwesenheit der Engländer: es waren nur 18 Schiffe, so daß Villeneuve sich in sicheren Siegeshoffnungen wiegte und den Befehl gab, daß seine Schiffe während der Nacht sich in Schlachtlinie formiren sollten.

Bei Tagesanbruch — es war am 21. Oktober 1805 — sah man endlich den Gegner in seiner ganzen Stärke: er hatte sich in zwei Treffen formirt, von denen das eine, 12 Schiffe stark, Nelson selbst anführte, das andere, 15 Schiffe stark, der Admiral Collingwood. Die See ging hohl mit starkem Wellenschlag, der Wind war westlich, schwach und unbeständig. Der Kurs der französisch-spanischen Flotte ging gen Südosten. Man befand sich auf der Höhe von Trafalgar zwischen Cadiz und Gibraltar. Mit vollen Segeln kam der Feind heran. Da ließ Villeneuve alle Schiffe gegen Norden wenden, um sich den Rückweg nach Cadiz zu sichern. Die Schiffe manövrirten zum Theil sehr schlecht: mehreren gelang es gar nicht, in die Schlachtreihe sich einzuordnen, andere vermochten nicht die richtige Distanz zu halten. So bot denn die französische Schlachtlinie mehrere arge Lücken dar, als Nelson gegen 11 Uhr Vormittags gleichzeitig auf zwei Stellen von Westen her den Angriff begann.

Das südliche Geschwader der Engländer war dasjenige Collingwood's. Sein Admiralschiff, der Royal Sovereign, drang in die Lücke zwischen der spanischen Santa Anna und dem französischen Fongueux ein, mit vollen Lagen nach rechts und links auf beide feindliche Schiffe feuernd. Seinem Beispiele folgten die übrigen Schiffe seiner Division, indem sie theils die feindliche Linie in den Lücken zu durchbrechen, theils die letzten Schiffe der Linie zu umgehen und dadurch zwischen zwei Feuer zu bringen suchten. Bald umhüllte eine dichte Dampfwolke die Kämpfenden, aus der nur das unaufhörliche Krachen der Kanonenschüsse heraustönte.

Eine halbe Stunde später begann auch Nelson, der das nördliche Geschwader anführte, den Kampf. Er ging mit der Victory, seinem Admiralschiff, auf das feindliche Admiralschiff, den Bucentaure, los, welchem die spanische Santissima Trinidad, ein Koloß von 130 Kanonen, voraufsegelte, während der Redoutable, ein französisches Linienschiff von 80 Kanonen, ihm nachfolgte.



Villeneuve's Niederlage bei Trafalgar. Zeichnung von Th. Weber.

lelson wollte in die Lücke zwischen den beiden französischen Schiffen eindringen: aber der ledoutable setzte alle Segel bei und fuhr mit solcher Heftigkeit an den Bucentaure heran, aß er sich das Bugspriet am Stern des Admiralschiffes zerbrach. Der Stoß der Victory :af den Redoutable und drängte ihn aus der Linie: englische Schiffe drangen sofort in die

dadurch entstehende Lücke ein und versuchten die Santissima Trinidad und den Bucentaure, welcher sich mit seinem Bugspriet in den Spiegel des spanischen Linienschiffes festgefahren hatte, zu umzingeln. In dieser Noth rief Villeneuve die 10 Schiffe, welche in der Linie vor der Santissima Trinidad segelten, herbei: allein keins folgte seinen Signalen; sie waren nur darauf bedacht, sich selbst in Sicherheit zu bringen.

Ein furchtbarer Kampf entspann sich. Seite an Seite mit der Victory lag der Redoutable, dessen Backbordkanonen dadurch außer Aktion gesetzt wurden. Lucas, der tapfere Kapitän des Schiffes, schickte seine Matrosen und Seesoldaten in die Wanten und Mastkörbe empor, um von dort aus mit Flinten auf die Mannschaft der Victory zu feuern. Er selbst sammelte 200 Mann, mit denen er, um zu entern, zu dem viel höheren Deck des englischen Dreideckers emporzuklettern gedachte. Auf der Hinterschanze der Victory stand Nelson in einem alten Frack, wie er ihn an Schlachttagen zu tragen pflegte. „England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht thut", rief er der Mannschaft anfeuernd zu, als er die Anstalten auf dem Redoutable wahrnahm. Neben ihm stand sein Flaggenkapitän Hardy. Ringsum sie flogen die Flintenkugeln. Hardy wurde eine Schuhschnalle weggerissen. Die Warnung blieb unbeachtet. Da traf eine Kugel vom Mastkorbe des Redoutable den alten Seehelden in die linke Schulter: er sank in die Knie, mit der einen Hand sich stützend. „Hardy", sagte er zu dem Flaggenkapitän, „die Franzosen haben mich fertig gemacht." „O, noch nicht", antwortete Hardy. „Ja, ich sterbe", sagte Nelson. Er verlor das Bewußtsein; man trug ihn in die Kajüte und verband ihn. Von Zeit zu Zeit erwachte er aus der Betäubung und ließ sich über den Gang des Gefechtes berichten. Er schnitt sich eine Haarlocke ab und gab sie einem Offizier, um sie an Lady Hamilton zu überbringen. „Laßt am Abend die Flotte vor Anker gehen", war sein letztes Wort; während immer noch draußen der Kampf, wiewol der Sieg nicht mehr zweifelhaft war, furchtbar tobte, hauchte er seine tapfere Seele aus, Englands größter Seeheld, populär wie keiner vorher und nachher.

Eine Lage Kartätschen fuhr hinein in die bereitstehende Entermannschaft des Redoutable: die Meisten fielen, bevor sie noch zur Victory emporklimmen konnten. Die Masten wurden ihm niedergeschossen, die rechte Schiffswand weit aufgerissen, ein Leck unter der Wasserlinie ihm beigebracht: da erst strich der tapfere Lucas die Flagge. Um so bedrohter war jetzt die Lage des Bucentaure, welcher dicht vor dem Redoutable seine Stelle hatte. Mit allem Nachdruck erwehrte er sich der englischen Gegner, die ihn von rechts und hinten zugleich angriffen. Allein er war unbeweglich. Sein Bugspriet steckte fest in der Galerie der Santissima Trinidad, die entmastet und dadurch außer Stand gesetzt war zu manövriren. So dauerte es nicht lange, bis die Engländer den Hauptmast und den Besanmast des Bucentaure niedergeschossen hatten. Villeneuve ließ die Admiralitätsflagge am Fockmast aufhissen. Nachmittags um 3 Uhr fiel auch dieser. „Meine Rolle auf dem Bucentaure ist ausgespielt", sagte Villeneuve, „ich will auf einem andern Schiffe versuchen, ob sich das Glück noch beschwören läßt." Allein der Bucentaure hatte keine Boote mehr; auf der Santissima Trinidad konnte man vor dem Kampfgetöse die Zurufe nach einem Boot nicht verstehen: durch Flaggensignale konnte der Admiral sich nicht mehr verständlich machen. Daher blieb ihm nichts übrig, zumal der Bucentaure schon zu sinken begann, als sich dem nächsten englischen Schiffe zu ergeben. Auf einer Schaluppe wurde er als Kriegsgefangener an Bord des Mars gebracht in demselben Augenblick, in welchem die Engländer siegreich die Santissima Trinidad erstiegen. Die Schlacht war zu Ende. Neunzehn Schiffe der französisch-spanischen Flotte waren genommen oder vernichtet, vier Schiffe führte der Kapitän Dumanoir nach Rochefort zu, aber auch sie fielen bei Ferrol einem begegnenden englischen Geschwader in die Hände; nur zehn Schiffe vermochte der spanische Admiral Gravina glücklich in den Hafen von Cadiz zurückzuführen. Das Uebergewicht Englands, oder vielmehr seine Alleinherrschaft zur See war wieder einmal für lange Zeit festgestellt. Der Unglückstag von Ulm war aufgewogen.

Der unglückliche Villeneuve erhielt im nächsten Jahre seine Freiheit zurück. Sie war ihm unerträglich; er schrieb an seine Frau: „Verlassen, vom Kaiser in den Bann gethan, von

seinem Minister, der ehedem mein Freund war, zurückgewiesen, mit der Verantwortung für ein ungeheures Unglück belastet, das mir zugeschrieben wird, und in welches das Schicksal mich hineingerissen hat, muß ich sterben!" Er nahm sich das Leben. Sein Besieger aber fand, wie er es verdiente, in der Westminsterabtei die letzte Ruhestatt.

Von Ulm bis Wien. Napoleon zögerte nicht, die Bestürzung, welche das Schicksal Mack's in Oesterreich hervorgerufen hatte, auszunutzen. Rasch zog er durch Bayern, das den Befreier mit lebhafter Zustimmung begrüßte — denn das Volk theilte seines Kurfürsten Abneigung gegen Oesterreich — gegen den Inn heran. Ein österreichisches Corps unter Kienmayer stand bei Braunau; auch war der Vortrab der ersten russischen Armee, welche der alte Fürst Kutusow befehligte, schon bis an den Inn vorgerückt. Allein das Verhältniß der verbündeten Armeen unter einander war ein sehr schlechtes. Die Ueberhebung der russischen Offiziere beleidigte die Oesterreicher, die Roheit der russischen Soldaten machte die Bevölkerung aufsätzig. Jede Armee strebte danach, möglichst selbständig zu handeln.

Kutusow war der Meinung, daß die Innlinie nicht zu halten sei; er wollte nicht eher in Aktion treten, als bis auch die zweite russische Armee unter Buxhöwden sich mit ihm vereinigt hätte. Er rief daher den Fürsten Bagration, der den Vortrab seines Heeres führte, vom Inn zurück. Infolgedessen gaben auch die Oesterreicher den Inn auf und zogen sich mit ihren russischen Alliirten immer weiter ostwärts zurück. Die französische Avantgarde unter Bernadotte überschritt also ungehindert den Grenzfluß; ihr folgte auf dem Fuße die große Armee. Davoust drängte die österreichischen Truppen nach Steiermark, Murat's Reiter nöthigten Kutusow, auf das linke Donauufer überzugehen, um bei Krems alle seine Kräfte zu vereinigen. Mortier setzte ihm mit einer einzigen Division nach. Da ergrimmte der alte Feldmarschall und warf sich mit 30,000 Russen auf den überkühnen Franzosen. Am Donauufer, inmitten der Schluchten, welche die Ruinen des Schlosses Dürrenstein überragen, kam es am 11. November zum Kampfe. Mit schweren Verlusten mußte Mortier wieder auf das rechte Donauufer sich zurückziehen, während Kutusow seinen Marsch nach Mähren fortsetzte.

In Linz empfing Napoleon ein Schreiben des Kaisers Franz, worin dieser um einen Waffenstillstand bat. Allein Napoleon machte Bedingungen, die einer Ablehnung gleich kamen. Denn der Weg nach Wien lag frei vor ihm; selbst bei St. Pölten, dem Eingange des Wiener Beckens, leisteten die Oesterreicher den rasch heranziehenden Feinden keinen Widerstand.

Bei Wien theilt sich die Donau in drei Arme; die Stadt liegt am rechten Ufer des südlichsten derselben. Eine lange hölzerne Brücke führte bei Spitz über die verschiedenen Flußarme hinüber. Sie bot den kürzesten Weg zur Verfolgung der russischen Armee. Kaiser Franz hatte daher dem Fürsten Auersperg befohlen, als sich der kaiserliche Hof mit den Ministerien vor den nahenden Franzosen nach Preßburg flüchtete, daß die Brücke, wenn man außer Stande wäre, sie zu behaupten, verbrannt werden sollte. Den Franzosen lag Alles daran, dies zu verhindern. Am 13. November langte Murat mit seinen Reitern vor Wien an. Während nun Verhandlungen über die Besetzung der Hauptstadt gepflogen wurden, langten auch Lannes und Oudinot mit Grenadieren an, welche sich am rechten Ufer hinter Gebüsch und Bäumen verbargen. Unter dem Scheine als harmlose Spaziergänger die Brücke nur besehen zu wollen, ließen sie die am Eingange angebrachte Barrière entfernen. Der wachthabende Husar feuerte seinen Karabiner ab und sprengte auf die Geschütze zu, welche am untern Ende der Brücke aufgefahren waren. Langsamen Schrittes, die Hände auf dem Rücken, gingen die Marschälle, von einigen Offizieren begleitet, hinüber. Ein österreichischer Feuerwerker kam ihnen mit brennender Lunte entgegen, um die auf der Brücke aufgehäuften Faschinen in Brand zu stecken. Der Oberst Dode hielt ihn fest. Den Kanonieren, die bei ihren Geschützen standen, wurde gesagt, daß Waffenstillstand geschlossen wäre. Der Fürst Auersperg kam dazu; ihm wurde das gleiche Märchen aufgebunden, während unterdessen die französischen Grenadiere im Laufschritte über die Brücke vorrückten und die Kanoniere entwaffneten. Ungläubig zugleich und unwillig entfernte sich Auersperg; aber die Brücke blieb in den Händen der Franzosen. — Ohne Widerstand vollzog sich die Besetzung Wiens. Die Beamten arbeiteten unter der

französischen Herrschaft ruhig weiter. Napoleon nahm Quartier im Lustschlosse zu Schönbrunn und ließ seine Soldaten bei dem guten Ungarwein sich erholen, dessen er im 15. Siegesbulletin rühmend gedenkt. Eine ungeheure Beute an Kriegsmaterial wurde gemacht, an Kanonen allein 1127 Feldgeschütze und 276 Belagerungsgeschütze.

Von Wien bis Austerlitz. Durch den Besitz der Donaubrücke waren die Franzosen in Stand gesetzt, die Verfolgung der Russen ohne Verzug wieder aufzunehmen, deren Marsch sie von der Seite bedrohten. Am 15. November traf Murat auf Kutusow's Armee bei Hollabrunn. Der listige Russe wußte durch nichtige Unterhandlungen einen Tag Zeit zu gewinnen, währenddessen seine Divisionen rastlos nach Nordosten weiterzogen. Endlich erkannte Murat das Spiel, das mit ihm getrieben wurde. Sofort griff er jetzt an; aber die russische Armee war aus ihrer gefährlichen Lage befreit, nur Bagration's Vortrab, jetzt Nachtrab, war noch zurück, der, obgleich von der Hauptarmee abgeschnitten, Alles daran setzte, um Murat aufzuhalten. Fast die Hälfte seines Corps wurde zusammengehauen; aber die andere Hälfte bahnte sich mit dem Bajonnete einen Weg mitten durch die Reihen der Franzosen zu Kutusow's Heere.

Jetzt langte auch Buxhöwden's Armee an; bei Wischau, südlich von Olmütz, vereinigte sie sich mit der Kutusow's. Die Streitkräfte der Russen waren jetzt zusammen; Kutusow als Oberbefehlshaber nahm sein Hauptquartier in Olmütz. Jetzt kannte der Uebermuth der russischen Offiziere keine Grenzen mehr: mit Verachtung sahen sie auf das nur 20,000 Mann starke österreichische Hülfscorps, welches sich bei der russischen Armee befand, herab und höhnten über die vorsichtige Bedächtigkeit des österreichischen Generalstabschefs Weyrother. Wenige Tage später langte auch die russische Garde unter dem Großfürsten Konstantin an, so daß jetzt 80,000 Mann beisammen waren, um unter den Augen der beiden verbündeten Kaiser den entscheidenden Schlag gegen die französische Armee zu führen. Am 27. November brach Kutusow von Olmütz auf, südwärts dem Feinde entgegen.

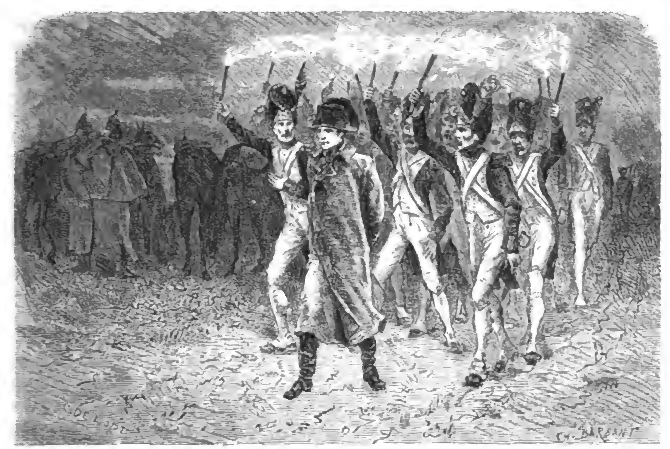
Napoleon hatte am 20. November sein Hauptquartier nach Brünn verlegt, wo er allmählich eine Armee von 70,000 Mann um sich sammelte. Mehrere Divisionen hatten zur Deckung des eroberten Oesterreichs zurückbleiben müssen. Hier war es, wo am 30. November endlich Haugwitz sich bei ihm einstellte, um ihm auf Grund des Potsdamer Vertrages das preußische Ultimatum zu überbringen. Napoleon empfing den preußischen Abgesandten mit ausgesuchter Höflichkeit; die Unterredung dauerte mehrere Stunden, doch drang eben so wenig Haugwitz ernstlich auf Entscheidung, wie Napoleon willens war, sie schon jetzt zu geben. Er sandte vielmehr noch spät am Abend Caulaincourt zu ihm und ließ ihn auffordern, sich zunächst nach Wien zu begeben, um dort mit Talleyrand die Einzelheiten zu verhandeln.

Nichts konnte dem Kaiser damals ungelegener kommen, als die Drohung Preußens, falls er den Pacifikationsvorschlag verwürfe, binnen vier Wochen der Koalition mit 180,000 Mann beizutreten. Denn schon jetzt war er an Truppenzahl den Gegnern nicht mehr überlegen. Die Siegeskunde von Trafalgar, die er in Znaim auf der Reise nach Brünn erhalten hatte, mußte jedenfalls anfeuernd auf die Koalition wirken, und endlich wußte er, daß die Erzherzöge Karl und Johann sich vereinigt hätten und mit 80,000 Mann von Süden her im Anmarsch auf Wien wären. Und damit nicht genug, nahte die russische Reservearmee von Schlesien her; König Gustav von Schweden schickte sich zum Vormarsche von Pommern aus an, und in Hannover waren englische und russische Truppen gelandet. Es kam für Napoleon Alles darauf an, rasch die Entscheidung herbei zu führen, zumal bevor die Erzherzöge in die Aktion eingreifen und Preußen auf dem Plan erscheinen könnte, wollte er nicht von dem heraufziehenden Unwetter der ungeheuren feindlichen Uebermacht sich erdrücken lassen. Denn 100 Meilen von Frankreich entfernt, konnte er nicht auf rechtzeitige und genügende Verstärkungen rechnen. Nur ein Sieg konnte ihm helfen, aber er mußte bald errungen werden.

Auf der andern Seite war es klar, daß die Gegner jedenfalls die Schlacht vermeiden würden. Denn nur wenige Wochen brauchten sie sich auf eine vorsichtige Defensive zu beschränken, so standen sie mit vierfacher Uebermacht der französischen Armee gegenüber. Durch List also wollte Napoleon seine Gegner zu vorzeitigem Losschlagen verlocken: er knüpfte Unterhandlungen an,

stellte sich friedfertig und nachgiebig, als fürchte er sich; er zog seine Armee auf einen möglichst engen Raum zusammen, um sie kleiner erscheinen zu lassen, als sie war; selbst die bis Wischau vorgeschobenen französischen Vorposten erhielten Befehl, beim Nahen des Feindes mit augenfälliger Hast sich zurückzuziehen.

Allein Kaiser Alexander betheuerte wiederholt, er durchschaue das ganze Gaukelspiel und werde sich durch nichts zu einer Unüberlegtheit verleiten lassen. Der Meinung waren jedoch die russischen Offiziere mit nichten, zumal jene eleganten Generale, welche nicht auf Schlachtfeldern, sondern auf dem Parket des Hofes sich ihre prunkenden Dekorationen verdient hatten. Ihnen schien es ein glänzender Gedanke, die Welt durch die Vernichtung Napoleon's zu überraschen, bevor noch Preußen dazu gekommen wäre, das Schwert zu ziehen.



Napoleon am Vorabend der Dreikaiserschlacht. Zeichnung von C. Delort.

Der Kaiser hielt Parade über seine Regimenter ab, die noch vielfach Ehrenzeichen aus dem Feldzuge Suworow's trugen: sie machten auch seiner leicht erregbaren Phantasie den Eindruck, daß sie bestimmt wären, den französischen Uebermuth zu brechen. Und als zugleich Savary im kaiserlichen Hauptquartier erschien, um von Alexander eine persönliche Besprechung für Napoleon zu erbitten, da sah Alexander hierin auch von Seiten Napoleon's ein Eingeständniß der russischen Ueberlegenheit und war zum sofortigen Angriff auf die französische Armee entschlossen, die, durch die Erkenntniß ihrer Schwäche entmuthigt, offenbar die Schlacht zu vermeiden wünsche. Fürst Dolgorucky überbrachte die ablehnende Antwort des Zaren „an das Oberhaupt der französischen Regierung", wie die Adresse lautete. Vorsichtig empfing ihn Napoleon bei den Vorposten; von dem Heere bekam Dolgorucky nichts zu sehen. Man sprach von den Bedingungen des Friedens, wie sie den verbündeten Mächten vorschwebten: der Verzichtleistung auf Italien und Belgien, der Räumung Wiens. Der stolze, insolente Ton, in welchem Dolgorucky sprach, versetzte Napoleon bald in eine äußerst gereizte Stimmung; solche Bedingungen erschienen ihm als ein Schimpf. Er forderte den Russen auf, sich so geschwind wie möglich zu entfernen; dann wandte er sich an seine Umgebung: „Italien? Bin ich denn besiegt? In 48 Stunden werde ich ihnen eine Lektion geben, an die sie denken sollen!"

Am Vorabende der Dreikaiserschlacht. Die russisch-österreichische Armee rückte von Wischau heran. Napoleon zog sein Heer etwas zurück in diejenige Stellung, für die er das Terrain schon in den vorhergehenden Tagen ausgewählt hatte. Es war in dem Winkel, welchen

die Chausseen von Brünn nach Olmütz und von Brünn nach Wien bilden. An der Olmützer Straße lagen mit Tannen bewachsene Anhöhen, welche sich schräg nach rechts nach der Wiener Straße zu verflachten bis zu einigen Teichen hin, in die der Goldbach von Norden her sich ergießt. Auf dem östlichen Ufer des Baches erhebt sich das Terrain zu einer Anhöhe, die nach den Teichen zu steil abfällt, aber nach rückwärts in nordöstlicher Richtung zum Städtchen Austerlitz, einem alten Kaunitz'schen Besitze, sich sanft abflacht.

Hinter dem Goldbache stand die französische Armee Ihr gegenüber, über jene Anhöhe hinweg, hinter der das Dorf Pratzen am Abhange lag, nahm die verbündete Armee ihre Aufstellung. Die Kaiser Alexander und Franz quartierten sich im Schlosse von Austerlitz ein, gedeckt durch die russischen Garden.

Napoleon stellte von den zehn Divisionen, die er in Stärke von 70,000 Mann bei sich hatte, nur sechs in die Schlachtlinie, aus den übrigen bildete er weiter zurück ein Reservecorps von 25,000 Mann, um es frei zu verwenden, wo es noth thäte. Sein linker Flügel unter Lannes lehnte sich in sehr starker Stellung an die waldigen Höhen von Bosenitz, das Centrum befehligte Bernadotte, der rechte Flügel unter Soult war bis zu den Teichen von Menitz und Satschan hingezogen, hinter welchen weiter zurück die Division Friant mit Bourcier's Reiterei stand. Diese Aufstellung sollte den Eindruck machen, als habe es an Truppen gefehlt, dem rechten Flügel die nöthige Stärke zu geben und namentlich die Lücke bis zur Wiener Chaussee, deren Besitz doch für Napoleon unerläßlich war, gehörig zu besetzen.

Am 1. Dezember Abends gegen 10 Uhr trafen die russischen und österreichischen Kolonnen am Orte ihrer Bestimmung an. Gegen 11 Uhr wurden alle Anführer derselben nach Kresnowitz, einem Dorfe dicht bei Austerlitz, zu Kutusow beschieden, um in den Schlachtplan, welchen Weyrother entworfen hatte, eingeweiht zu werden. Endlich nach mehrstündigem Warten, lange nach Mitternacht, erschien Weyrother und las mit lauter Stimme in deutscher Sprache seine Anordnungen vor. Manche von den Generalen hörten zu, verstanden aber, der deutschen Sprache wenig mächtig, nur den kleinsten Theil des Vortrages; andere schenkten der Sache aus Abneigung gegen die Oesterreicher kein Interesse; der greise Feldmarschall war vor Ermüdung in festen Schlaf gesunken. Der Plan Weyrother's war, den Fehler Napoleon's zu benutzen, den rechten französischen Flügel zu überflügeln und so Napoleon von der Straße nach Wien abzuschneiden. „Aber was fangen wir an", warf der General Langeron, ein französischer Emigrant, ein, „wenn der Feind uns bei Pratzen, im Centrum der Aufstellung, zuvorkommt und angreift." „Auf diesen Fall ist nicht zu rechnen", schnitt Weyrother kurz die Einwendung ab. Endlich erwachte Kutusow und entließ den Kriegsrath. Der Schlachtplan wurde ins Russische übersetzt, abgeschrieben; aber es war fast acht Uhr Morgens, bevor jeder der Corpsführer ihn in der Hand hatte und demgemäß sich in Marsch setzte. Doktorow, Langeron, Przibyschewski und Kolowrat begannen sich allmählich von den Pratzener Höhen wieder herabzuziehen, um bei den Teichen die Umgehung des rechten französischen Flügels auszuführen. Ueber die ersten drei führte Buxhöwden den Oberbefehl, der sein Kommando lediglich seiner Heirath mit einer Hofdame verdankte.

Napoleon war fast den ganzen 1. Dezember zu Pferde, um die Aufstellung seiner Truppen auf das Genaueste selbst zu überwachen; am Abend saß er mit seinen Marschällen am Wachtfeuer und sprach mit ihnen nochmals alle Einzelheiten seines Planes durch. Schon war die Nacht hereingebrochen, kalt und dunkel, als er voll Unruhe über die nahe Entscheidung allein in seinen grauen Mantel gehüllt durch die Reihen der bivuakirenden Regimenter ging, die alle wußten, was für den nächsten Tag bevorstand. Es dauerte nicht lange, so erkannten ihn die Soldaten; sie sprangen auf, drehten von ihrem Lagerstroh Fackeln und erleuchteten ihm damit den Weg. Ein alter Grenadier trat kameradschaftlich auf den Kaiser zu: „Sei ruhig", sagte er treuherzig zu ihm, „ich verspreche dir, daß wir dir morgen die Fahnen und Kanonen der russischen Armee bringen werden, um den Jahrestag der Krönung zu feiern." So geleiteten sie ihn mit kampflustigen Zurufen bis zu der Strohhütte zurück, in welcher der Kaiser die Nacht zubringen wollte.

Noch war das erste Morgengrauen nicht erschienen, als Napoleon schon wieder wach war; er ging bis zum Ufer des Goldbaches hinunter und horchte, ob immer noch nicht die Russen von der Pratzener Höhe abziehen wollten, hinein in die Schlinge, die er ihnen gelegt hatte.

Die Schlacht bei Austerlitz. Endlich brach der Morgen des 2. Dezember 1805 an. Ein dichter Nebel deckte alle Niederungen und verhüllte völlig die französische Aufstellung. Der Kaiser hielt zu Pferde, von seinen Marschällen umgeben, auf einer Anhöhe. Von der Pratzener Höhe tönte zuweilen ein dumpfes Getöse, wie von Pferden oder dahinrasselnden Kanonen herüber, endlich war deutlich von den Teichen her das Knattern von Gewehrfeuer zu vernehmen. Blutig roth ging im Rücken der Russen die Sonne auf; langsam fing sie an den Nebel zu zertheilen. Da gab der Kaiser den Marschällen ein Zeichen; sie sprengten davon, jeder zu seinem Corps: die Dreikaiserschlacht von Austerlitz begann.

Der rechte Flügel, durch Davoust verstärkt, hatte die Weisung, gegen die auf ihn heranrückende feindliche Uebermacht nur vertheidigend sich zu verhalten und die Feinde festzuhalten, bis der Kampf im Centrum und auf dem linken Flügel entschieden sein würde. Sobald daher die Feinde von den Pratzener Höhen sich gegen Süden in Marsch gesetzt hatten, gab Napoleon Soult den Befehl, gegen die Höhen vorzurücken. „Wie viel Zeit brauchen Sie, um die Höhen zu erstürmen?“ fragte er. „Zwanzig Minuten!“ war die siegessichere Antwort. So schnell indeß sollte sich doch der Kampf um das Centrum der feindlichen Aufstellung nicht entscheiden. Kutusow zögerte, die Stellung von Pratzen, deren Bedeutung er wohl erkannte, allzusehr zu entblößen, als daher Soult heranrückte, wurde er mit Kleingewehrfeuer empfangen. Allein seine Bataillone stiegen, ohne das Feuer zu erwiedern, rasch und entschlossen weiter aufwärts. Erst auf der Hochfläche und in dem in einer schluchtartigen Thalsenke liegenden Dorfe Pratzen entspann sich ein erbitterter Kampf. Zum Theil mit dem Bajonnete wurden die Russen und Oesterreicher den Abhang hinabgetrieben. Vergebens suchten die beiden Kaiser selbst die Fliehenden wieder zum Stehen zu bringen. Erst hinter dem Rücken der heranmarschirenden Garde gelang es Kutusow, der selbst durch einen Flintenschuß an der Wange verwundet worden war, die geschlagenen Bataillone von Neuem zu formiren, während Napoleon Bernadotte den siegreichen Divisionen Soult's zur Unterstützung nachrücken ließ. Damit waren die Pratzener Höhen gewonnen, die feindliche Schlachtordnung in der Mitte durchbrochen; bald nach 11 Uhr Vormittags war das Centrum der Verbündeten in vollem Rückzuge.

Jetzt konnten die Sieger von den Höhen aus den feindlichen Flügeln in die Flanke fallen; sie thaten es mit allem Nachdruck. Den rechten Flügel der Verbündeten bildeten Oesterreicher unter Fürst Liechtenstein, Russen unter Bagration; als Reserve stand ihnen zur Seite der Großfürst Konstantin mit der Garde. An der Olmützer Chaussee ging Lannes gegen sie vor, unterstützt von Murat's Reiterdivision. Kellermann's leichte Reiterei leitete den Angriff ein; indeß sie wurde von den russischen Ulanen geworfen. Aber die in Carrés formirte Infanterie der Division Caffarelli wies die siegreich anstürmenden Ulanen mit großen Verlusten zurück. Die Franzosen drangen vor und setzten sich in dem Dorfe Blasowitz fest. Die russische Gardekavallerie machte die größten Anstrengungen, es wieder zu nehmen; sie ritt ein französisches Infanterieregiment über den Haufen und bereitete den nachrückenden Bataillonen dasselbe Schicksal. Napoleon ließ unverzüglich seine Garde unter Bessières zur Unterstützung vorgehen, aber auch sie war nicht im Stande, dem Ungestüm der Russen zu widerstehen. Jetzt führte Rapp die Eskorte des Kaisers, eine auserlesene Schar, an die gefährdete Stelle: sie erst zeigte sich den Russen gewachsen und brachte die Schlacht zum Stehen, die nun durch den Sieg Lannes über Bagration auf der einen, durch die Eroberung der Pratzener Höhen auf der andern Seite auch bei Blasowitz zu einem vollständigen Siege der Franzosen sich gestaltete.

Auf dem rechten Flügel Napoleon's hatte der Kampf um den Besitz der Dörfer Sokolnitz und Tellnitz lange hin und her geschwankt. Bald wurde Davoust zurückgedrängt, bald gewann er wieder Terrain. Zwar hatte Kutusow nach dem Verluste der Pratzener Höhen Buxhöwden den Rückzugsbefehl zugehen lassen, aber dieser, ohne Uebersicht über die ganze Sachlage, beharrte im Kampfe. Jetzt brach auch über ihn das Verderben herein. Soult griff von den Pratzener

Höhen her die Division Przibyschewski im Rücken an, während Davoust mit allem Ungestüm sie von der Front bedrängte. So von zwei Seiten gefaßt, mußte sie bei Sokolnitz die Waffen strecken; nur ein geringer Theil vermochte zu entrinnen. Dadurch sah sich auch der Rest von Buxhöwden's Heere zum Rückzuge gezwungen. Allein kein anderer Weg bot sich dazu, als der schmale Damm, welcher die Teiche von Satschan und Menitz trennte. Die Enge brachte die Zurückziehenden in Verwirrung, die Kosaken warfen sich auf die Infanterie, und in wildem Drängen suchte Alles zu entkommen, während die Franzosen mit Kanonen in die wirren Haufen der Fliehenden hineinschossen. Manche wagten sich in der Angst und Hast auf die dünne Eisdecke der Teiche: sie brach ein, und eine Anzahl fand den Tod im Wasser, deren Menge das 30. Siegesbulletin Napoleon's prahlerisch auf 20,000 übertreibt. In kopfloser Flucht drängte Alles rückwärts vor den ungestüm nachsetzenden Verfolgern. Erst die hereinbrechende Dunkelheit machte dem wilden Jagen ein Ende. Von den 43 Bataillonen, die Buxhöwden in die Schlacht geführt hatte, brachte er nicht mehr als 8000 Mann zurück.

Auf allen Punkten der Schlachtlinie war der Sieg Napoleon's so vollständig, wie er nur sein konnte: 27,000 Mann hatten die Verbündeten verloren, 45 Fahnen und 133 Kanonen fielen in die Hand des Siegers. „Ich habe", meinte Langeron, dessen Corps im linken Flügel der Verbündeten neben Doktorow gestanden hatte, „schon manchen verlorenen Schlachten beigewohnt, aber von einer solchen Niederlage hatte ich noch keine Vorstellung." Durch die Dreikaiserschlacht wurde die Koalition zerstört und die Uebermacht Napoleon's auf dem Kontinente befestigt. Sie gehört zu den großen Schlachten, welche das Schicksal der Welt verändert haben.

Am nächsten Tage verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach dem Schlosse von Austerlitz, welches der Schlacht den Namen gegeben hat. Von hier erließ er eine Proklamation an seine siegreiche Armee: „Ich bin mit euch zufrieden. Am Tage von Austerlitz habt ihr meine Erwartungen von eurer Unerschrockenheit völlig gerechtfertigt. Ihr habt eure Adler mit unsterblichem Ruhme geschmückt!"

Die Zusammenkunft der Kaiser. Die geschlagenen Armeen zogen sich nach Ungarn zurück, von Davoust's Corps hitzig verfolgt. Durch den Ausgang der Schlacht war die Spannung unter den Verbündeten noch gesteigert worden; die Waffengemeinschaft begann sich zu lösen. Kaiser Franz schickte den Fürsten Liechtenstein zu Napoleon und ließ ihm eine persönliche Zusammenkunft vorschlagen. Sie kam diesem sehr erwünscht, denn sie bot die Gelegenheit, die beiden verbündeten Kaiser von einander zu trennen.

In der Mitte zwischen den französischen und österreichischen Wachtposten bei der Mühle von Poleny, dicht bei dem Dorfe Nasiedlowitz empfing Napoleon seinen kaiserlichen Gast. Es war am Nachmittage des 4. Dezember. Kaiser Franz, eine gebrechliche Gestalt, sah mehr als je verfallen aus, als er aus seinem Wagen ausstieg und auf offenem Felde durch eine Umarmung mit Napoleon sich begrüßte. „Dies sind die Paläste", sagte Napoleon, die ärmliche Umgebung entschuldigend, „welche Ew. Majestät mich zwingt seit drei Monaten zu bewohnen." „Der Aufenthalt darin", entgegnete Kaiser Franz, „nützt Ihnen genug, als daß Sie ein Recht hätten, mir zu zürnen." Die Unterredung dauerte zwei Stunden. Unter der Bedingung, daß Oesterreich aus der Koalition ausscheide, das österreichische Gebiet von den russischen Truppen räumen ließe und jeder fremden Macht den Einmarsch verböte, erlangte Franz den erbetenen Waffenstillstand. Sehr befriedigt geleitete ihn Napoleon zu seinem Wagen zurück; aber Kaiser Franz verwand die Demüthigung nicht, welche für ihn in der Zusammenkunft gelegen. Heimgekehrt, verharrte er lange in Schweigen, endlich brach er mit der Miene höchsten Zornes zu Liechtenstein in die Worte aus: „Jetzt, seit ich ihn gesehen habe, mag ich ihn gar nicht mehr leiden." Ahnte er, was von Napoleon ihm noch bevorstände?"

Mit der Mittheilung des Uebereinkommens wurde Savary nach Holitsch zu Kaiser Alexander geschickt. Dem erregbaren Zaren hatte der Sieg Napoleon's imponirt. „Ihr Herr hat sich groß gezeigt", sagte er zu Savary. „Ich ziehe mich zurück, da mein Bundesgenosse sich für befriedigt erklärt." Dem Kaiser Franz dagegen erklärte er persönlich am nächsten Morgen, daß er auf das russische Heer nicht weiter rechnen dürfe. Fürst Czartoryski wandte

ein, daß man doch den König von Neapel, der durch ein russisches Hülfscorps bewogen wäre, der Koalition beizutreten, nicht preisgeben dürfe. Allein Alexander wies ihn kurz zurück: „Ich habe genug für Andere gethan; ich muß jetzt an mich und meine eigenen Interessen denken."

Die russischen Truppen verließen den Kaiserstaat; die in Schlesien und Preußisch-Polen stehenden Corps wurden unter den Befehl Preußens gestellt. Der Zar verließ Oesterreich, wie Oesterreich ihn verlassen. Napoleon aber begann durch die in Brünn mit Oesterreich eröffneten Verhandlungen über einen Separatfrieden die Früchte des raschen, glänzenden Feldzugs einzuheimsen. Durch einen schnellen Friedensschluß gedachte er der Gefahr, welche von der Armee der Erzherzöge, die nur noch sieben Stunden von Wien entfernt waren, und nicht zum Wenigsten durch die Haltung Preußens ihm drohte, zuvorzukommen.



Zusammenkunft der Kaiser nach der Schlacht bei Austerlitz. Nach Sachse.

Haugwitz in Schönbrunn. In wenig Tagen konnte Preußen mit einer Armee von 300,000 Mann eigener und russischer Truppen in Aktion treten. Dem galt es zu wehren. Sobald daher Napoleon nach Wien zurückgekehrt war, ließ er den Grafen Haugwitz zu sich bescheiden. Dieser hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß er zur Vermittlung des Friedens zwischen Oesterreich und Frankreich würde beitragen können; als aber die Verhandlungen durchaus ohne ihn ins Werk gesetzt wurden, wurde der Verdacht in ihm rege, daß es auf ein gemeinsames Unternehmen des alten Widersachers Preußens mit dem durch den Potsdamer Vertrag gereizten Frankreich gegen Preußen abgesehen sein möchte: eine Gefahr, der er glaubte um jeden Preis begegnen zu müssen. Nur hätte er vor Allem sich gründlicher orientiren sollen.

Haugwitz kam nach Schönbrunn, wo der Kaiser wohnte. Auf dem Tische des Kabinets, in das er geführt wurde, lag eine Karte von Oesterreich, auf welcher die Stellungen der französischen Armee mit Nadeln bezeichnet waren. Einen Augenblick besah er sich die Karte, als Napoleon eintrat. „Sollten wir nicht", begann der Kaiser, „das Werk des großen Friedrich vollenden? Es fehlt euch noch ein Stück von Schlesien. Geht euer Begehren dahin, es zu besitzen, jetzt wäre der Moment dazu gekommen." Haugwitz wies auf die uneigennützige

Denkungsart seines Königs hin. „Aber Sie sind der Minister“, entgegnete Napoleon. „Ih Pflicht ist es, den Augenblick zu ergreifen, der vielleicht niemals wiederkehrt.“ Indessen Hau witz blieb mißtrauisch; er glaubte aus der Karte den Eindruck gewonnen zu haben, als studi Napoleon vielmehr darauf, in Schlesien mit seiner Armee einzudringen.

Das Gespräch wandte sich zu dem Potsdamer Vertrage vom 3. November. Anscheine mit zurückgehaltener Entrüstung beschwerte sich Napoleon darüber, daß der König von Preuß der ihn durch sein früheres Verhalten verpflichtet habe, jetzt mit seinen Feinden einen Vertr eingegangen sei, kraft dessen er wo möglich ganz Europa in offenen Kampf gegen ihn fo gerissen haben würde; durch den Traktat vom 3. November habe ihm der König von Preuß den Krieg erklärt. „Man beschwert sich“, sagte Napoleon, in dem Zimmer auf- und abgehe „darüber, daß meine Truppen durch das Gebiet von Ansbach passirt sind. Ich habe da Unrecht gethan; der Tadel darüber fällt auf mich allein, denn ich habe diesen Marsch a befohlen. Ich rechnete dabei auf die Freundschaft Preußens und die früher getroffenen Fe setzungen. Wenn der Irrthum, den ich begangen habe, den Krieg veranlaßt, so muß ich, v meinen Truppen umgeben, wie ich bin, und stark durch die Hingebung meines Volkes, erklär daß ich denselben nicht fürchte. Ich unterscheide die preußischen Truppen wohl von denen, d ich geschlagen; ich weiß, sie haben einige gute Generale, viele ausgezeichnete Offiziere. D König wird sich ebenso an die Spitze seines Heeres stellen, wie ich es thue. Wir werd dann sehen; bis hierher ist mir das Glück noch immer günstig gewesen.“ Nach einer Pa blieb der Kaiser vor dem preußischen Gesandten stehen. „Graf Haugwitz“, sagte er, „Preu hat mir den Handschuh hingeworfen; ich muß ihn aufheben. Das Verhalten gegen mei Gesandten hat mich in den Augen meiner Nation herabgewürdigt. Mein Herz ist verwund aber mein Kopf setzt sich dem entgegen. Ich frage, wohin ein Bruch mit Preußen führ könne. Preußen und Frankreich sind zu gegenseitiger Freundschaft gemacht.“

Der Schönbrunner Vertrag. Am Nachmittage wurde Haugwitz nochmals zum Kais beschieden. „Heute Morgen“, sagte Napoleon, „war ich der Meinung, daß der Krieg zwisch Preußen und Frankreich unvermeidlich sei; jetzt aber trage ich euch einen Vertrag an, der e trefflich zu statten kommen wird. Ich werde ein Unterpfand der Freundschaft des Königs g winnen; unsere Freundschaft wird auf immer befestigt sein.“ Dann erzählte er Haugwitz, d der Kaiser von Oesterreich als Entschädigung für die Verluste, die der Friedensschluß i bringen würde, Salzburg verlange, zur Schadloshaltung seines Bruders, des Kurfürsten v Salzburg, aber Hannover. Er sei jedoch nicht für dies Projekt, wenn auch Talleyrand befürworte. „Ich habe die Wahl“, fuhr er fort, „zwischen der Allianz mit Rußland, Oeste reich und Preußen. Mit einer Macht, die ich eben niedergeworfen habe, mich zu verbinde widersteht mir. Auch muß ich, um meinen deutschen Verbündeten zu genügen, ihr noch ne Beschränkungen auferlegen. Ueberdies ist diese Allianz nicht nach dem Geschmacke mein Nation. Mit Rußland werde ich mich nicht sogleich, aber in ein paar Jahren verbinde können.“ Demnach, schloß er, wolle er sich mit Preußen in ein Verhältniß setzen, das ih auf lange Zeit den Frieden des Kontinents gewährleiste. Sein Ziel war, sich der Beunruhigunge die von Preußen her drohen konnten, zu entledigen und mit der Zustimmung Preußens d Stellung, die er einnahm, zu befestigen, während Haugwitz danach strebte, Preußen vor d Feindseligkeiten der französischen Heere sicher zu stellen und die preußische Macht möglich zu vermehren.

Es wurde also ein Vertrag entworfen, durch welchen Preußen und Frankreich sich ver pflichteten, selbst für den Fall eines Krieges verbunden zu sein, wenn es sich handle um d Erhaltung der Integrität und Unabhängigkeit der preußischen oder französischen Staaten, d in Aussicht genommenen Vergrößerungen eingeschlossen, oder um den Bestand von Bayern, dem der Königstitel und eine beträchtliche Erweiterung garantirt wurde. Denn Bayern hatte Napoleon eine zwar von Frankreich abhängige, aber in Süddeutschland dominirende Stellung zugedacht, um den Einfluß Preußens auf Süddeutschland auszuschließen. Darum sollte auch Preußen sein fränkisches Stammland Ansbach an Bayern abtreten, vom Rhein aber durch d

btretung Kleve's ausgeschlossen werden. Für diese Verluste sowie für den Verzicht auf Neuf-ätel sich zu entschädigen, sollte Preußen von den Landen des Königs von Großbritannien in eutschland Besitz ergreifen und sie in voller Souveränetät behalten.

Am 15. Dezember 1805 unterzeichnete Haugwitz diesen Vertrag zu Schönbrunn, welcher reußen zwar eine erhebliche Vergrößerung eintrug, aber doch seine Machtstellung durch die usschließung von dem Süden und Westen Deutschlands und durch die völlige Trennung von :r Koalition in Wahrheit schwächte. Er hatte die Empfindung, Preußen aus einer großen efahr gerettet zu haben, und reiste nach Berlin, um selbst die Abmachung dem Könige vorzulegen.

Friedrich Wilhelm berief seine Rathgeber. Die Meinungen waren getheilt. Der Herzog on Braunschweig war dafür, den Vertrag anzunehmen; das war auch die Meinung Harden-erg's, nur müsse vor Allem vermieden werden, sich deswegen mit Rußland zu entzweien; chulenburg war gegen jede Besitzergreifung Hannovers. Man verständigte sich dahin, den ertrag anzunehmen, wenn er nicht als ein offensiver bezeichnet würde, und wenn England ie Abtretung von Hannover genehmige. Rücksicht zwar war man England nicht chuldig, da zwischen ihm und Preußen einerlei Vertrag bestand, aber man wollte en Verbündeten Rußlands in England respektiren. Haugwitz übernahm es, nach Paris zu reisen, um Napoleon zur Annahme dieser Modifikationen zu bestimmen. Der König schrieb selbst an Napoleon, um ihm seine Absicht anzukündigen, den Frieden zwischen Frankreich und Rußland zu vermitteln. Die Freundschaft mit Frankreich, erklärte er dabei ausdrücklich, sei „das natürliche System Preußens“.


Graf Haugwitz.

Von einer allgemeinen Entrüstung über den Vertrag, wie man wol erzählt hat, war nicht die Rede, wenngleich die kriegerisch gesinnte Partei bei Hofe ihrem Unwillen unverhohlen Ausdruck gab und sich von Hardenberg nicht wollte belehren lassen, daß es höchst bedenklich sein würde, Preußen einem Kriege mit Frankreich auszusetzen, dessen Armee von Selbstgefühl durch ihre Siege beseelt sei, dessen Generale jung und unternehmend, dessen Kaiser der größte Strateg der Welt sei. Doch das zu erproben lag noch in der Zukunft. Die unmittelbaren Folgen des Vertrages waren, daß die Russen, Hannoveraner und Engländer, die erst im Dezember gelandet waren, Hannover räumten, daß König Gustav seine Schweden nach Lauenburg zurückführte, hauptsächlich aber, daß jetzt Oesterreich für seine Friedensverhandlungen allein Napoleon gegenüberstand.

Der Frieden von Preßburg. Nicht anders als hart konnten demnach die Bedingungen für Oesterreich ausfallen. Die Schuld daran legte man mit heftigem Schmähen am Hofe des Kaisers Franz ausschließlich auf die unzuverlässigen Verbündeten Rußland und Preußen. Nicht eben mit Recht. Sondern in dem übereilten Waffenstillstand vom 4. Dezember, den Kaiser Franz mit Napoleon abgeschlossen hatte, lag in Wahrheit die Schuld. Oesterreich hatte zuerst in der Hoffnung durch einen Separatfrieden bessere Bedingungen zu erhalten, sich nicht blos von der Koalition getrennt, sondern sogar den russischen Waffengenossen aus Oesterreich hinausgewiesen, und in dem Momente sich mit Napoleon friedlich aus einander gesetzt, als Preußen mit 180,000 Mann bereit stand ihm zu helfen, so daß nunmehr Preußen allein dem Zorne Napoleon's gegenüberstand. Um in eine solche höchst kritische Lage aber zu gerathen,

brauchte es nicht erst einer Koalition beizutreten. Der unzuverlässige Bundesgenosse war demnach in Wahrheit trotz aller Anklagen, die er erhob, der Kaiser Franz. Es war also sehr begreiflich, daß Alexander, nach jeder Seite hin enttäuscht, sich in höchster Verstimmung von dem Kriege zurückzog; er überließ die Verfügung über seine noch in Preußen stehenden Corps dem König Friedrich Wilhelm und stellte es diesem unaufgefordert frei, sich ohne Rücksicht auf das mit Rußland geschlossene Bündniß in beliebiger Weise mit Frankreich abzufinden. Daß Haugwitz bei der bewiesenen Treulosigkeit Oesterreichs durch den Schönbrunner Vertrag dies that, war demnach der Sachlage durchaus entsprechend: verdient er einen Vorwurf, so ist es der, daß er durch Napoleon sich so lange hinhalten ließ, bis dieser ihm als Sieger über die Verbündeten gegenüber treten konnte. Aber konnte denn ein vernünftiger Mensch erwarten, daß in einer Zeit, wo jede Woche Wartens die Stellung der Koalition mächtig stärkte, wo es also selbstverständlich war, die Entscheidung hinzuziehen, bis Preußen in genügender Rüstung in die Aktion eingreifen konnte, Rußland in höchster Unbesonnenheit zur Schlacht drängen würde? Demnach muß vor ruhiger Erwägung auch dieser Vorwurf sich verflüchtigen. Nur der eine folgenschwere Vorwurf bleibt bestehen, daß Haugwitz einem Vertrage zustimmte, welcher den Einfluß Preußens in Deutschland in der empfindlichsten Weise schmälerte. Wenn nicht im Grunde auch diese Machtverkürzung Preußen seinen Alliirten, dem erst übereilten und dann unlustig unthätigen Rußland und dem hinterhaltig Sondervortheile suchenden Oesterreich, verdankte.

Oesterreich hatte zu Polen**y** Wind gesät, es sollte zu Preßburg Sturm ernten. Die Friedensverhandlungen waren am 21. Dezember von Brünn nach **Preßburg** verlegt worden; hier kamen sie am 27. Dezember 1805 zum Abschlusse. Liechtenstein und Gyulai unterzeichneten im Namen Oesterreichs den Vertrag, in welchem Oesterreich auf Venedig mit Istrien, Dalmatien und den zugehörigen Inseln verzichtete, das Königreich Italien unter der Bedingung der bleibenden Trennung der Kronen Frankreich und Italien sowie den Königstitel der Kurfürsten von Bayern und Württemberg anerkannte, an Bayern Burgau, Passau, Lindau, das Innviertel und Tirol mit Vorarlberg, an Württemberg die sogenannten Waldstädte in Schwaben und die Hälfte des Breisgaues, die andere Hälfte aber mit der Insel Mainau und Konstanz an Baden abtrat. Es erhielt dafür weiter nichts als Salzburg und Berchtesgaden, wofür dessen Kurfürst durch das säkularisirte Hochstift Würzburg entschädigt wurde.

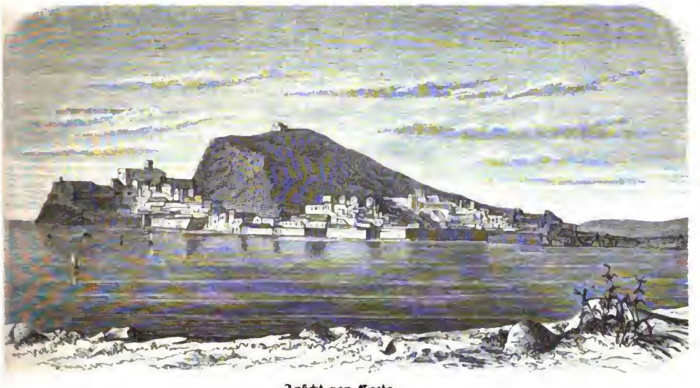
Es erlitt damit einen Verlust von fast 1000 Quadratmeilen mit 3 Millionen Einwohnern; von allem Einflusse auf Deutschland war es völlig ausgeschlossen, ja es mußte zu der Neugestaltung Deutschlands, welche der Sieger plante, im voraus seine Zustimmung geben. Es gestattete die Auflösung der Reichsritterschaft, die bisher treu zu dem Kaiserhause gestanden hatte, sowie die Einziehung der Ordensgüter durch die Landesfürsten; nur das Hoch- und Deutschmeisterthum nebst Mergentheim sollte an einen österreichischen Erzherzog mit Erbfolgerecht kommen. Ein geheimer Artikel endlich verpflichtete Oesterreich, die von der am 28. November ausgeschriebenen Kriegssteuer noch rückständigen 40 Millionen Francs an Napoleon zu zahlen, welcher sie zur Gründung einer eigenen Militärkasse verwandte, um die Armee von der Staatsverwaltung unabhängiger zu machen. Es war der demüthigendste Friede, den Oesterreich jemals geschlossen hat.

Abrechnung mit Neapel. An demselben Tage noch, an welchem der Preßburger Frieden zum Abschlusse kam, erließ Napoleon eine Proklamation, in welcher er erklärte: „Seit zehn Jahren habe ich Alles gethan, um den König von Neapel zu retten, hat er Alles gethan um sich zu verderben: **die Dynastie von Neapel hat aufgehört zu regieren.**“

Sobald nur im November die Franzosen unter Gouvion St. Cyr aus Neapel abgezogen waren, waren dort infolge des jetzt offenen Beitrittes Neapels zur Koalition russische und englische Truppen gelandet und freundlich bewillkommnet worden; die neapolitanische Armee setzte sich nach den Abruzzen in Marsch, um an dem Kampfe gegen Frankreich Theil zu nehmen. Allein die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz dämpfte vollständig den Kriegsmuth der Königin Karoline. Man erinnerte sich, daß Neapel mit Frankreich einen Neutralitätsbund abgeschlossen hatte, und sandte den Herzog von Santa Teodora an den erzürnten Sieger.

um ihn wieder zu versöhnen. Allein Napoleon wollte von keiner Versöhnung hören; durch die Schönbrunner Proklamation bestimmte er das Schicksal des bourbonischen Königshauses von Neapel, die Verwendung Oesterreichs unwillig beiseite schiebend. Gouvion St. Cyr erhielt Befehl, in Eilmärschen in Neapel einzurücken.

Indeß die ebenso kühne wie leidenschaftliche Königin war entschlossen, Widerstand zu wagen; sie ließ die königstreuen Kalabresen aufwiegeln und rief die alte „Glaubensarmee" wieder unter Waffen. Sofort sandte Napoleon Verstärkungen nach, so daß sich im Anfange des Januar 1806 gegen 50,000 Mann unter Massena im Anmarsche befanden, um den „vertragsbrüchigen" König zu züchtigen mitsammt jenem „verbrecherischen Weibe, welches mit so viel Schamlosigkeit Alles verletzt hat, was unter Menschen heilig ist", jene „Fredegunde", wie Napoleon, jene „moderne Athalie", wie der Moniteur Karolinen nannte. Da gab denn auch die Königin die Hoffnung auf und folgte am 11. Februar ihrem Gemahle und dem Hofe, die schon am 5. Januar sich nach Sizilien geflüchtet hatten, auf die sichere Insel. Russen und Engländer schifften sich wieder ein, nur der Kronprinz Franz blieb noch mit seinem Bruder Leopold zurück, um mit einem bunt zusammengewürfelten Heerhaufen am Ufer des Silo im Gebiete von Salerno dem Anmarsche der Franzosen sich entgegen zu werfen. General Damas führte die zuchtlose und schlecht bewaffnete Schar an.



Ansicht von Gaeta.

Nirgends fanden die Franzosen auf ihrem Einmarsche Widerstand. Nur die Festung Gaeta, in welcher der wackere Graf von Hessen-Philippsthal kommandirte, von der Seeseite her durch Sir Sidney Smith unterstützt, weigerte sich zu kapituliren. Massena jedoch ließ sich nicht aufhalten; er ließ ein Belagerungscorps vor Gaeta zurück und zog an der Küste weiter. Am 14. Februar langte er vor der Hauptstadt an. Die Forts um Neapel öffneten ihm sofort die Thore, und am folgenden Tage hielt Joseph Bonaparte, der zum Könige von Neapel bestimmt war, seinen Einzug in seine künftige Residenz. Die Spitzen der Behörden stellten sich ihm vor; er ernannte eine Regentschaft, an deren Spitze er seinen Landsmann Salicetti stellte.

Unterdessen rückte das Corps des General Reynier gegen den Silo vor. Bei Campotenese am 9. März überfiel er die ungeordneten Scharen Damas', nahm einen Theil gefangen und sprengte den anderen in wilder Flucht aus einander. Mit kaum 1000 Mann vermochte der Kronprinz zu entrinnen. Von dort rückte Reynier in Südkalabrien vor, eroberte Reggio und legte eine Besatzung in das Fort Scilla, den südlichsten Punkt der Halbinsel, um dadurch die Engländer, welche jenseit der Meerenge Messina besetzt hatten, im Zaum zu halten.

Nun ließ der General es auch seine Sorge sein, den Räuberbanden, welche unter dem Vorgeben, für den König zu kämpfen, das ganze Land in Schrecken setzten, raubten und mordeten, halbwilde Schurken und zusammengelaufene Soldaten, ein Ende zu machen. Der alte Bandenchef Rodio wurde unaufhaltsam in dem Gebirge verfolgt und endlich wirklich ergriffen. Auch von den Spießgesellen Fra Diavolo's wurden mehrere, wildes, räuberisches Gesindel, in den Gebirgen von Rocca Guglielma und Sant' Oliva eingefangen und auf der Stelle erschossen; ihrem Häuptlinge jedoch gelang es durch seine Kühnheit und seine genaue Kenntniß des Landes nach Gaeta zu entschlüpfen, dem einzigen Orte, der noch nicht in der Hand der Franzosen war.

Am 30. März wurde Joseph Bonaparte zum Könige von Neapel erhoben. Mit prunkenden Festen und festlichen Erleuchtungen beging man den Tag. An der Wohnung des türkischen Gesandten war ein Transparent angebracht mit den Worten: „Das Morgenland huldigt dem Helden des Jahrhunderts." Durch Milde und gute Einrichtungen suchte der neue König das Volk für sich einzunehmen; alle Lehnsrechte und Feudallasten wurden aufgehoben, Klöster eingezogen, eine neue Verwaltungsform und Steuerreformen eingeführt. Der Adel schloß sich bereitwillig ihm an; als einer der Ersten erschien der Kardinal Ruffo zur Huldigung. Saliceti wurde Polizeiminister, de Gallo erhielt die auswärtigen Angelegenheiten.

Die Königin in Palermo, unfähig den Gedanken des Verlustes Neapels zu tragen, bestürmte den phantastischen Sidney Smith, etwas zur Rettung des Landes vor den Franzosen zu unternehmen; er sollte ihr ein zweiter Nelson werden; Capri wurde besetzt; dann veranlaßte Smith den General Stuart, der in Messina kommandirte, zu einem Angriffe auf das Festland. Reynier warf sich ihm entgegen, aber er wurde bei Maida am 6. Juli in die Flucht geschlagen. Nun erhob sich in ganz Kalabrien der Volksaufstand. Verwegene Banden sammelten sich; Fra Diavolo erschien unter den Aufständischen. Pane von Greno, ein Priester, führte einen großen Haufen von Banditen und Gesindel aller Art an. Was ihnen von den Franzosen in die Hände fiel, wurde in grausamer Weise hingemordet. Die Engländer waren völlig außer Stande, die zuchtlosen Rotten im Zaume zu halten. Mit furchtbarer Strenge aber schritten die Franzosen gegen die rebellische Provinz ein. Die Engländer wurden nach Sizilien zurückgetrieben, alle Ortschaften, die sich widerspenstig zeigten, niedergebrannt, alle Einwohner darin, selbst die Weiber und Kinder, schonungslos niedergemacht. Fra Diavolo wurde ergriffen und erschossen. Haufenweis trieben die Leichen den Calore hinab. Da erst beugte sich das wild-trotzige Volk der Kalabresen. Nur mit Schaudern noch sprach es den Namen Massena's aus.

Endlich fiel auch Gaeta. Monatelang hatte der Prinz von Hessen auf das Tapferste die Vertheidigung geleitet. Bei einem Ausfalle schwer verwundet, wurde er nach Sizilien gebracht. Es gelang jetzt den Franzosen, durch einen Laufgraben, den sie an der Küste von Mola bis zum andern Ende der Landenge zogen, die Ausfälle aus der Festung zu verhindern; durch ihre Batterien schnitten sie den Belagerten alle Unterstützung zu Wasser ab. In die Mauer der Citadelle war eine Bresche geschossen, die bis an den Fuß der Contrescarpe ging; schon wurden Anstalten zum Sturm getroffen: da endlich — am 18. Juli — ergab sich die Festung. Jetzt erst konnte Joseph's Thron für wohlbegründet gelten; aber immer noch glimmte das Feuer des Aufruhrs unter der Asche fort und kam bald hier, bald dort zum Ausbruch. Denn Haß und Wuth sind mächtiger als selbst die härtesten Todesstrafen.

Die großen Reichslehen. Im Besitze der Insel Sizilien behaupteten sich mit Englands Hülfe die Bourbons. Um jedoch das italienische Festland unzerreißbar fest an das französische Kaiserthum zu knüpfen, wandte Napoleon ein besonderes Mittel an. An demselben 30. März 1806, welcher Joseph Napoleon, wie der älteste der bonapartistischen Brüder sich nunmehr nannte, die Krone von Neapel gebracht hatte, errichtete der Kaiser die großen Reichslehen in Italien, um „große Dienste zu belohnen, einen nützlichen Wetteifer zu entfachen, den Glanz des Thrones zu erhöhen." Sie lagen in den verschiedenen Theilen der Halbinsel, am dichtesten im früher venezianischen Gebiete. Mit allen war der Herzogstitel verbunden.

Zwar ein Recht auf Ort und Land knüpfte sich an diesen Titel nicht, wol aber eine Revenue von 60,000 Francs, die bei einigen sogar bis auf 100,000 Francs stieg. Soult wurde Herzog von Dalmatien, Bessières von Istrien, Duroc von Friaul, Champagny von Cadore, Victor von Belluno, Moncey von Conegliano, Mortier von Treviso, Clarke von Feltre, Maret von Bassano, Caulaincourt von Vicenza, Arrighi von Padua und Savary von Rovigo. Kurz darauf wurde Marmont Herzog von Ragusa.

Als souveräne Fürstenthümer dagegen erhielten Berthier Neufchatel, welches von Preußen abgetreten war, Bernadotte Ponte Corvo und Talleyrand Benevent, deren Besitz bisher zwischen Neapel und dem Kirchenstaate streitig gewesen war.

Schon in der nächsten Zeit wurde die Zahl dieser Reichslehen erheblich vermehrt: Massena wurde Herzog von Rivoli, Lannes von Montebello, Oudinot von Reggio, Macdonald von Tarent, Augereau von Castiglione, Kellermann von Valmy, Cambaceres von Parma, Lebrun von Plaisance, Fouché von Otranto, Ney von Elchingen. Zu noch weiterer Vermehrung bot die Folgezeit Veranlassung: Davoust wurde Herzog von Auerstädt, Lefebvre von Danzig, Mouton von Lobau und Suchet von Albufera.



Ludwig Bonaparte, König von Holland.

Das bonapartische Familienstatut. Zu einer Stärkung des Kaiserthrones sollte auch das Familienstatut dienen, welches Napoleon am 31. März 1806 erließ. Durch dasselbe wurde Napoleon zum Oberhaupte der Familie erklärt, dem gegenüber die Mitglieder der Familie niemals volle Mündigkeit erlangen konnten. Erhielten sie einen fremden Thron, so blieben sie doch zu dem Kaiser in dem strengsten Vasallenverhältniß; ihm mußten die Söhne mit dem siebenten Jahre zugesandt werden, um unter den Augen des Kaisers und ausschließlich nach seiner Anweisung erzogen zu werden. Alle Ehen, welche Mitglieder der bonapartischen Familie schlossen, waren ohne die Zustimmung des Kaisers ungiltig, auch wenn sie nur zur linken Hand geschlossen waren. Ehescheidung war den Mitgliedern der Familie verboten; es war ihnen nicht erlaubt, ohne Genehmigung des Kaisers auch nur das Reich zu verlassen.

An Ausstattung seiner Familie ließ es Napoleon nicht fehlen. Joseph war König von Neapel geworden und gewann durch Milde und Besonnenheit bald ziemliche Beliebtheit bei seinem Volke. Elisa's Fürstenthum Lucca wurde durch die beiden Reichslehen Massa und Carrara vergrößert; Pauline, die Fürstin Borghese, erhielt das Fürstenthum Guastalla, trat es jedoch nach kurzer Zeit gegen eine Geldabfindung an das Königreich Italien ab, dessen Vicekönig Eugen Beauharnais war. Karolinens Gemahl, Murat, wurde Großherzog von Cleve und Berg. — Von den Brüdern des Kaisers hielt Lucian sich fern von ihm; er führte in Rom ein bald zügelloses, bald philosophisch zurückgezogenes Leben, ohne Würde und

sittlichen Halt, wegen seiner räsonnirenden Opposition gegen den gekrönten Bruder, in der er sich zu Zeiten gefiel, meist weit überschätzt.

Innerlich am nächsten stand dem Kaiser sein Bruder **Ludwig**. Ihn hatte er als Knaben in Valence jahrelang bei sich gehabt und erzogen; ihn hatte er auf der romantischen Fahrt nach Aegypten mitgenommen. Geboren 1778, sanften und nachgiebigen Charakters, hatte er sich auf das freundliche Werben Josephinens mit ihrer Tochter, der ebenso schönen und lebhaften, wie eigenwilligen und anspruchsvollen Hortensia, vermählt: weder ihr noch sich zur rechten Befriedigung. Ihm bestimmte jetzt Napoleon den Thron von **Holland**. Talleyrand theilte dem Rathspensionarius Schimmelpenninck den Gedanken des Kaisers mit: der Admiral Verhuel wurde zur Verhandlung nach Paris gesandt und brachte den Hochmogenden den Bescheid Napoleon's zurück, daß die völlige Einverleibung der batavischen Republik in Frankreich sich nur dadurch abwenden lassen würde, daß das holländische Volk sich einen Bonaparte zum Könige erbäte; in diesem Falle gedächte auch Napoleon die Rückgabe der holländischen Kolonien von England zu fordern. Daraufhin beschlossen die Holländer trotz der eindringlichen Warnung Schimmelpenninck's vor einem fremden Könige den französischen Kaiser um einen König für Holland zu bitten. Napoleon willfahrte ihnen, er versprach, daß die holländische Staatsschuld anerkannt, die holländische Sprache in allen öffentlichen Verhandlungen angewendet und alle Staatsämter nur Holländern verliehen werden sollten. Zwar sträubte sich Ludwig gegen die Krone; aber Napoleon beharrte auf seinem Willen. So hielt denn Ludwig am 5. Juni 1806 in Amsterdam als König von Holland seinen Einzug, um doch trotz aller Rechtschaffenheit und aufrichtigen Wohlwollens für das ihm anvertraute Land und Volk binnen Kurzem nichts Anderes zu sein als der willenlose Vasall seines despotischen Bruders.

Bald sollte auch in Deutschland für Hieronymus, den jüngsten, jetzt wieder fügsamen Bruder, sich eine Ausstattung ergeben, und ebenso für des Kaisers Oheim, den Kardinal Fesch. Nur daß der Kaiser doch nicht erreichte, was er mit diesen Familienausstattungen bezweckte: die Sicherung seines eigenen Thrones. Denn die Familie barg Mitglieder in sich, welche theils der ihnen übertragenen Stellung nicht gewachsen, theils dem Kaiser nicht aufrichtig ergeben waren. Aus diesen bildete sich mit der Zeit eine Familienopposition, welche nicht so gar selten die Gedanken des Kaisers hemmte oder auch, um mit seinen Gegnern Fühlung zu bekommen, sie zu durchkreuzen bestrebt war.

Wandelungen in England. „Die Landkarte von Europa", sagte William Pitt, als man den Preßburger Frieden ihm mittheilte, „werden wir jetzt auf ein halbes Jahrhundert auslöschen können. O mein Vaterland!" So tief erschütterte ihn die Kunde. Zu den unerhörten Anstrengungen seines öffentlichen Lebens nicht durch rüstige Körperkraft unterstützt, war er schon gegen Ende des Jahres 1805 bedenklich erkrankt. Jetzt verschlimmerte sich das gichtische Leiden durch die heftige Gemüthsbewegung; denn bei aller parlamentarischen Ruhe und politischen Kälte war er von einer tiefen, leidenschaftlichen Abneigung gegen das französische Soldatenkaiserthum und von höchster Besorgniß vor dessen immer weiter ausgreifender Despotie erfüllt. Die Gicht schlug sich auf edlere Organe: er starb am 23. Januar 1806.

Das Ministerium, welches Pitt nach Addington's Abgange gebildet hatte, war aus den Vertretern verschiedener Parteien zusammengesetzt. Es umfaßte ebenso gemäßigte Freunde Pitt's wie entschiedene Gegner Frankreichs. In diesem gemischten und darum in seinen Entschließungen schwankenden Ministerium übernahm jetzt Fox die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

Charles James **Fox**, als zweiter Sohn Lord Holland's 1748 geboren, war schon mit zwanzig Jahren in das Parlament gekommen. Von den Tories zu den Whigs übergetreten, machte er sich zum beständigen Gegner der Pläne Pitt's. Die französische Revolution fand Anfangs in ihm einen Vertheidiger; ebenso sprach er gegen den Sklavenhandel, für die Emanzipation der Katholiken. Nach dem Frieden von Amiens nahm er einen längeren Aufenthalt in Paris, der ihn auch in persönliche Berührung mit dem Ersten Konsul brachte. Aber der

Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich führte ihn zu öffentlicher Thätigkeit zurück. Ein glänzender Redner, voll Kraft und Klarheit, ein Staatsmann von weiten Anschauungen, im Auftreten ebenso mannhaft wie liebenswürdig, spielte er im Parlament eine sehr hervorragende Rolle als ein Hauptführer der Opposition. Jetzt wurde er der Erbe seines Gegners. Durch ihn hoffte Napoleon zu einem gesunden Frieden mit England zu gelangen. Wenigstens war klar, daß unter der Leitung eines Mannes wie Fox dem Gegensatze Englands gegen Frankreich die Schärfe und Unversöhnlichkeit genommen wäre.

Schon in den nächsten Monaten trat dies zu Tage. Mit dem letzten Verbündeten, der aus der zerschellten Koalition ihm noch geblieben war, traf England ein Abkommen, gemeinschaftlich in Paris Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Lord Yarmouth wurde mit den nöthigen Vollmachten nach Paris gesandt; von russischer Seite langte Oubril an. Allein die Vollmacht des russischen Geschäftsträgers war so unbestimmt abgefaßt, daß Oubril glaubte, wenn es im Interesse Rußlands läge, auch ohne England mit Frankreich Frieden schließen zu können. Dieser Umstand gab Napoleon von vornherein ein Uebergewicht über die verbündeten Mächte; sein Bestreben war, mit jeder von beiden einen Separatfrieden abzuschließen. Er suchte sie daher von einander zu trennen und fand darin bei Oubril über Erwarten großes Entgegenkommen.



Charles James Fox.

Damit hatte sich Napoleon's Stellung seit dem Preßburger Frieden noch günstiger gestaltet. Kaum konnte er in der Koalition noch einen Feind sehen: nicht einmal für den Friedensschluß schien das Bündniß der Gegner sich zu bewähren. Wo gab es jetzt für ihn noch Widerstand oder Schranke? Preußen war die erste Macht, welche er diese Veränderung der Sachlage mit der vollen Rücksichtslosigkeit eines übermüthigen Siegers empfinden ließ.

Der Pariser Vertrag vom 3. März 1806. Der Schönbrunner Traktat entsprach den Verhältnissen des Dezember: allein, meinte Napoleon, durchaus nicht mehr denen des Februar. Es war ihm daher sehr gelegen, daß Preußen durch die verlangten Modifikationen die Entscheidung nochmals in seine Hand gab. Sich lossagen von Preußen wollte er nicht, aber er gedachte ihm eine noch größere Abhängigkeit aufzuerlegen, so daß kein kontinentaler Krieg entstehen, England aller Hoffnung, durch einen solchen etwas zu erreichen, beraubt und dadurch für sich selbst zu einem friedlichen Abkommen mit Frankreich um so geneigter gemacht werden sollte. Jetzt war er entschlossen, den Schönbrunner Vertrag nicht mehr anzuerkennen, sondern einen andern an dessen Stelle zu setzen. Preußen dagegen vertraute so sicher darauf,

daß Napoleon die verlangten Modifikationen des abgeschlossenen Vertrages genehmigen würde, daß es sein Heer wieder auf den Friedensfuß setzte und die Regimenter in ihre Garnisonen zurückkehren ließ. Wehrlos gab es sich also Napoleon anheim.

Am 2. Februar 1806 langte Haugwitz in Paris an, um die in Berlin beschlossenen Modifikationen dem Kaiser vorzulegen. Am 6. schon hatte er bei Napoleon Audienz. Von einer zornigen Entrüstung Napoleon's über die Zögerung und über die Modifikationen, wie man gefabelt hat, war nicht die Rede. Keine Macht der Erde, erklärte er mit aller Bestimmtheit dem preußischen Minister, könne ihn vermögen, eine Akte wie die, welche ihm Haugwitz überbringe, anzunehmen. Statt dessen schlug er ihm einen neuen Vertrag vor, der Hannover als eine unmittelbare Erwerbung mit dem Titel der Souveränetät an Preußen überwies und Preußen verpflichtete, die Mündungen der Elbe und Weser den Engländern zu verschließen. Das war das vollkommene Gegentheil von Preußens Begehr: durch die Modifikationen hatte es eben den Bruch mit England vermeiden wollen, durch diesen neuen Vertrag mußte es sich mit England unheilbar entzweien.

Was sollte Haugwitz thun? Talleyrand säumte nicht, ihm anzudeuten, daß Frankreich, wenn Preußen den neuen Vertrag nicht annehmen sollte, sich mit Oesterreich, das selbst den Antrag dazu gestellt habe, verbünden, und daß Napoleon dann Hannover einem Mitgliede seiner Familie, wahrscheinlich Murat, übertragen würde. Ueberdies war die Meinung, auch noch bei dieser Gelegenheit gleich die Abtretung Bayreuths und der Grafschaft Mark von Preußen zu fordern. Nur dies Letztere gelang Haugwitz von Preußen abzuwenden; an den auf England und Hannover bezüglichen Bestimmungen hielt Napoleon unerschütterlich fest. Haugwitz erhielt die Erklärung, daß der König von Preußen sich nur zu entscheiden habe, ob er binnen drei Wochen diesen Vertrag mit Frankreich annehmen oder den Krieg wolle. Zugleich erhielten von den französischen Corps, die nach Abschluß des Preßburger Friedens zwar Oesterreich, aber nicht Deutschland verlassen hatten, Bernadotte und Augereau den Befehl, sich nordwärts gegen Preußen in Marsch zu setzen.

Lucchesini, der preußische Gesandte in Paris, begab sich mit dem neuen Vertrage nach Berlin. Am 24. Februar fand in Hardenberg's Wohnung eine Sitzung des Staatsrathes statt; die Frage war, ob Preußen sich an den Triumphwagen Napoleon's fesseln lassen dürfe, oder ob der König zu seiner Armee, zu seiner eigenen Festigkeit genug Vertrauen habe, um einen Krieg zu unternehmen. Preußen hatte entwaffnet, während Napoleon's Truppen schlagfertig dastanden, bereit auf das Rascheste vorzudringen, und ein französischer Fürst in Hannover war eine offenbare Gefährdung Preußens. Um diese beiden Punkte drehte sich hauptsächlich die Berathung; das Ergebniß war, daß alle Anwesenden, Hardenberg, Lucchesini, Köckritz, Kleist, Beyme, auch der General Rüchel, der sonst zur Kriegspartei zählte, sich für die Ratifikation des Vertrages aussprachen, freilich mit tiefem Unwillen, nur dem Druck der Lage nachgebend. Nur den einen Wunsch fügten sie hinzu, daß Napoleon in jeder Weise veranlaßt werden möge, die französischen Truppen baldigst über den Rhein zurückzuführen.

Am 3. März 1806 unterzeichnete König Friedrich Wilhelm den Pariser Vertrag, der ihn zum Vasallen Napoleon's erniedrigen sollte. Mit England trat Preußen dadurch in das gespannteste Verhältniß, wie es vorauszusehen war: würde sich jedoch das bisherige freundliche Verhältniß zu Rußland neben diesem Vertrage aufrecht erhalten lassen, zu Rußland, das doch mit England verbündet war?

Die Stellung Rußlands. Haugwitz selbst hatte nach dem Abschlusse des Schönbrunner Vertrages es für gerathen gehalten, die alte Verbindung Preußens mit Rußland festzuhalten, um sich eines Rückhaltes für jeden möglichen Fall zu versichern. Im Auftrage des Königs von Preußen war daher der Herzog von Braunschweig nach St. Petersburg gegangen, um dort die beruhigende Zusicherung abzugeben, daß die mit Frankreich eingegangenen Verbindlichkeiten sich niemals in einen Gegensatz zu dem russischen Interesse stellen würden. Sie wurde sehr gut aufgenommen; denn man wünschte dort durchaus mit Preußen Freundschaft

zu bewahren, sowol weil es für Rußland werthvoll war, bei der Lösung der Streitpunkte, welche noch zwischen ihm und Frankreich bestanden, Preußen auf seiner Seite zu haben, als auch, weil durch eine ablehnende Haltung Rußlands Preußen sicherlich völlig auf die Seite Frankreichs hinübergedrängt worden wäre und dann um so leichter zum Abschlusse eines Bündnisses mit Frankreich gegen Rußland hätte bestimmt werden können, was Rußland natürlich unter allen Umständen zu verhindern bestrebt sein mußte. So wies das beiderseitige Interesse die Nachbarstaaten auf einander an. Kaiser Alexander erklärte es daher für nothwendig, daß Preußen den feindlichen Bewegungen der französischen Corps in Deutschland, von denen man eben damals in St. Petersburg hörte, mit Entschiedenheit entgegentrete, und bot durch Braunschweig dem Könige von Preußen, falls es darüber zum Kriege mit Frankreich kommen sollte, alle Hülfe an.

Schon hatte sich der Herzog in St. Petersburg verabschiedet und stand im Begriffe die Stadt zu verlassen, als er die Nachricht von dem Abschlusse des Pariser Vertrages zwischen Preußen und Frankreich direkt durch den König Friedrich Wilhelm zugesandt erhielt. Unverzüglich begab er sich mit der Depesche zu dem Kaiser Alexander. Der Zar gerieth in große Bewegung darüber; Thränen traten ihm in die Augen. Er sah, daß Napoleon Alles aufbot, Preußen auf das Engste an Frankreich zu fesseln. Um so mehr war er entschlossen, Preußen auf der Seite Rußlands festzuhalten, und forderte den König auf, so viel Truppen wie möglich auf den Kriegsfuß zu setzen. Die Erklärung des Königs, unterstützt von der ehrenfesten Persönlichkeit des kriegsberühmten Herzogs, daß Preußen Hannover nur angenommen habe, weil es gezwungen gewesen sei, fand volles Vertrauen: der Kaiser versprach alle Streitkräfte Rußlands zur Vertheidigung Preußens zu verwenden. Man ahnte, daß eine gemeinsame kriegerische Auseinandersetzung mit Frankreich — vielleicht nahe — bevorstehe.

Im vollen Gegensatze gegen diese Wendung der Dinge in St. Petersburg war der Staatsrath Oubril in Paris beschäftigt, nach den Weisungen, die er von dem Fürsten Czartoryski, dem franzosenfreundlichen auswärtigen Minister Rußlands, erhalten hatte, den Abschluß des Friedens zwischen Rußland und Frankreich zu Stande zu bringen. In der Ansicht befangen, daß Fox als Whig und Verehrer Napoleon's unter allen Bedingungen Frieden schließen würde, hielt er es für gerathen, dem englischen Separatfrieden durch den russischen zuvorzukommen.

Wirklich gab sich auch Napoleon alle Mühe, England von Rußland zu trennen. Preußen hatte, von Frankreich gedrängt, Hannover am 1. April in Besitz genommen, worauf England am 11. Juni mit einer Kriegserklärung an Preußen geantwortet hatte; unter keinen Umständen wollte es auf Hannover verzichten. Jedoch Napoleon wußte Rath: er bot im tiefsten Vertrauen Lord Yarmouth an, als Preis eines Separatfriedens Hannover an England zurückzugeben; Preußen würde er dafür durch andere Gebiete mit etwa 400,000 Einwohnern entschädigen.

Diese Separatverhandlungen Frankreichs mit England erfüllten Oubril mit der Besorgniß, Rußland möchte schließlich ganz isolirt werden. Er ließ sich daher, wozu er sich allenfalls ermächtigt glaubte, in Verhandlungen mit Frankreich ohne England ein: die französischen Unterhändler setzten ihm hart zu; durch körperliche Ermüdung wollten sie ihn nachgiebig machen. Von 36 Stunden hatte er einmal nicht weniger als 30 in Konferenzen zuzubringen; die Besprechung am 18. Juli dauerte 14 Stunden. So wurde er dahin gebracht, am 20. Juli einen Vertrag zu unterschreiben, durch welchen Rußland sich verpflichtete, Napoleon als Kaiser anzuerkennen, die Bai von Cattaro, die es besetzt hielt, abzutreten, Sizilien dem König Joseph Napoleon zu überweisen und die Thronentsetzung der neapolitanischen Bourbons gutzuheißen.

Schärfer war es kaum möglich, den Ansichten des Kaisers Alexander entgegenzutreten. Schon war Czartoryski aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten entfernt worden und ein entschiedener Gegner Napoleon's in der Person des Livländers Budberg an seine Stelle getreten. Es wurde daher Oubril's Vertrag ohne Weiteres verworfen und der ungeschickte Diplomat, da er seine Vollmacht übertreten, zur Strafe auf seine Güter verwiesen. Rußland beharrte im Kriege mit Napoleon.

In etwas trug zu diesem Entschlusse auch das Verhältniß Rußlands zur Türkei bei. Im Jahre 1798 hatte sich Sultan Selim vor den in Aegypten landenden Franzosen in den Schutz des Zaren geflüchtet. Sobald aber die Gefahr vorüber war, erwachte der alte Argwohn der Türken vor dem russischen Aare wieder. Freilich hatte Rußland die Serben ermuthigt, sich gegen die Pforte zu erheben, und der Admiral Siniäwin reizte die Griechen auf den Aegäischen Inseln zum Aufstande gegen ihre türkischen Zwingherren. Napoleon war sofort bereit, den bedrängten Türken beizustehen. Im Sommer 1806 erschien sein Landsmann, der General Sebastiani, als französischer Gesandter in Konstantinopel, von Offizieren aller Waffen begleitet, um das türkische Heer nach europäischer Weise einzuüben. Bald entstand, durch Sebastiani geschürt, ein offener Konflikt: Selim setzte die Rußland ergebenen Hospodare der Walachei und Moldau ab, so daß sich Rußland genöthigt sah, ein Heer an den Bug zu senden. Das Ziel Napoleon's war klar: er wollte Rußland in der Türkei beschäftigen, damit es ihm in Deutschland freie Hand lassen müsse. Dadurch, daß er es England unmöglich mache, noch irgendwie auf dem Kontinente Verbündete zu finden, hoffte er es endlich doch noch zu überwinden. Denn darüber bestand ihm längst kein Zweifel, daß Fox als Minister keineswegs so sehr mehr zum Frieden drängte, wie er es als Oppositionsführer im Parlamente gethan hatte. Und vollends, als Fox unerwartet am 13. September starb, schwand jede Hoffnung, mit dem unbesiegten England zum Frieden zu gelangen, dessen doch der französische Handel zu seiner Entwicklung auf das Dringendste bedurfte.

Anbahnung des Rheinbundes. Unterdessen sollten sich auch die Geschicke Deutschlands erfüllen. Das Heilige römische Reich war zu einem leeren Schall geworden. Preußen trug sich mit dem Gedanken, die norddeutschen Staaten, welche in seiner Machtsphäre lagen, zu einem norddeutschen Bunde zusammenzufassen: ihm hatte schon 1804 Napoleon angetragen, den Titel eines Kaisers von Norddeutschland anzunehmen. Die Rangerhöhung zwar hatte damals König Friedrich Wilhelm zurückgewiesen; das Bundesprojekt aber wurde jetzt in ernstliche Erwägung gezogen.

Napoleon dagegen hielt sich nicht mit langen Erwägungen auf. Im Herbste des Jahres 1804 hatte ihm in Mainz der hessische Minister von Waiz den Vorschlag gemacht, das südliche und westliche Deutschland zu einem deutschen Bunde unter Frankreichs Führung zu vereinen: ein alter Gedanke Mazarin's. Jetzt war durch die Niederwerfung Oesterreichs die Zeit gekommen, den Bund ins Werk zu setzen. Zu Preßburg hatte Kaiser Franz versprochen, daß er „den Veränderungen, welche der Kaiser Napoleon im deutschen Reiche einzuführen gut finden werde, sich nicht widersetzen wolle".

Familienverbindungen mit deutschen Fürstenhäusern mußten die Einleitung zu der geplanten Umgestaltung Deutschlands bilden. Am 30. Dezember 1805 langte Napoleon in München an, und schon wenige Wochen darauf wurde die Vermählung seines Stiefsohnes Eugen mit der anmuthigen Prinzessin Amalie Auguste, der Tochter des neugeschaffenen Königs von Bayern, in höchstem Glanze gefeiert. Zugleich wurde die Vermählung von Napoleon's Bruder Hieronymus, wiewol der Papst es ablehnte, dessen Ehe mit Elise Patterson kirchlich zu scheiden, mit der Prinzessin Katharina von Württemberg in Aussicht genommen, deren Vater ebenfalls durch den Preßburger Frieden die Königskrone erhalten hatte. Endlich wurde der Prinz Karl von Baden, des ehrwürdigen Herzogs Karl Friedrich Enkel, mit Stephanie Beauharnais verlobt, welche, eine Tochter des Senators Beauharnais, des Vetters von Josephinens erstem Gemahle, Napoleon adoptirt hatte. So gedachte Napoleon durch diese Verbindung mit altangesehenen Fürstenhäusern seiner Familie zugleich Glanz zu verleihen.

Eine Stütze dieser Politik im Nordwesten sollte das Herzogthum Kleve und Berg, jenes von Preußen, dies von Bayern abgetreten, ihm werden, welches er am 15. März seinem Schwager Murat verlieh. Joachim Murat war im Jahre 1767 zu Bastide-Frontonnière bei Cahors geboren, wo sein Vater Gastwirth war. In jungen Jahren war er seinem Vater in der Wirthschaft behülflich; als er aber einst sein Geld verspielt hatte, lief er davon und ließ

sich beim 12. Chasseurregiment anwerben. Indeß nach einiger Zeit wegen Insubordination aus diesem Regimente entlassen, trat er in die konstitutionelle Garde Ludwig's XVI. und nach deren Auflösung als Unterleutnant in das 11. Chasseurregiment. Hier zeigte er eine so eifrige jakobinische Gesinnung — eine Zeit lang nannte er sich sogar Marat — daß die Schreckensmänner auf ihn aufmerksam wurden und ihn rasch zum Obersten und Brigadechef avanciren ließen. Indeß der Sturz Robespierre's brachte auch Murat die Dienstentlassung. Er lebte nun in Dürftigkeit in Paris; ein Zufall machte ihn mit dem in ähnlicher Lage sich befindenden General Bonaparte bekannt. Bald entwickelte sich zwischen dem kalt berechnenden Korsen und dem etwas phantastischen Gascogner ein vertrauteres Verhältniß: Murat wirkte bei der Niederwerfung des Aufstandes der Sektionen am 5. Oktober 1795 mit, begleitete dann als Adjutant den General nach Italien und zwei Jahre später nach Aegypten. Zugleich mit diesem kehrte er von hier zurück und sprengte mit dem Bajonnete den Rath der Fünfhundert und verheirathete sich 1800 mit der achtzehnjährigen Schwester des Ersten Konsuls, so sein Geschick m das der Bonapartes knüpfend. Am 25. März jielt er nun als Herzog yon Berg seinen Einzug n Düsseldorf: ein höchst verwegener Soldat, der noch den phantasievollen Gascogner in seiner Vorliebe für recht auffallende Pracht nicht verleugnete. Bei seinen Soldaten war Franconi" außerordentlich beliebt, wenngleich die othen, mit handbreiten oldenen Treffen gezierten Beinkleider, der blaue, iit Stickereien und Orden



Joachim Murat.

berdeckte Rock und das mit Straußenfedern oder einem kostbaren Reiherstutz geschmückte Sammtbaret, worin sich Murat bei festlichen Gelegenheiten zu kleiden liebte, sie unwiderehlich an den berühmten Pariser Seiltänzer erinnerte.

Der Rheinbund. Wol empfand man es hier und da mit Unmuth, daß ein Fremder in e Reihe der deutschen Fürsten eingetreten war. Aber der Kurerzkanzler Dalberg, der letzte istliche Fürst Deutschlands, der sich ganz, nachdem er in seiner Jugend Deutschthümelei geieben, in seinen alten Tagen zum Trabanten des Franzosenkaisers erniedrigt hatte, war von nem patriotischen Unmuthe weit entfernt. Er erkannte mit Bestürzung, daß er durch ein rworren sentimentales Manifest, das er in einer Aufwallung patriotischer Gefühle während s Krieges an den deutschen Adel gerichtet, sich den höchsten Unwillen Napoleon's zugezogen itte. Mit strengen Scheltworten gab Napoleon dem Ausdruck. Sofort war Dalberg darauf dacht, den Gewaltigen zu versöhnen. Er schlug vor, Murat zum Kurfürsten zu machen und

ernannte den Kardinal Fesch zu seinem Koadjutor und Nachfolger. Damit war denn auch für den Oheim des Kaisers in Deutschland eine Versorgung gefunden. Napoleon ließ es, obgleich er der Aufrichtigkeit seines Oheims nie recht getraut hat, geschehen. Aber daß der vornehmste Fürstenstuhl Deutschlands, die Leitung der Kaiserwahlen, die Führung der Siegel des Reiches, die Bewahrung der Matrikeln und Reichsgesetze dem korsikanischen Prälaten, der nicht einmal ein Wort Deutsch verstand, anheimfallen sollte, ging doch dem Reichstage in Regensburg über das Erträgliche: er sah in der Ernennung eine Beleidigung des Kaisers und aller Reichsstände. Und auch Kaiser Franz sprach zürnend seine Mißbilligung aus.

Indeß schon stieg eine neue Sorge herauf, die Gemüther zu ängstigen. Am Reichstage verlautete, daß der Kaiser Napoleon sich mit dem Plane einer Umgestaltung der deutschen Verhältnisse trüge. Eine Anzahl von Fürstenthümern, hieß es, solle „mediatisirt" werden. Sofort erneuerte sich das schmachvolle Schauspiel von 1802. Die Agenten der deutschen Fürsten eilten nach Paris, drängten sich in den Vorzimmern der hohen Würdenträger, bettelten, bestachen, intriguirten nach Kräften. Gunst und Meistgebot gaben den Ausschlag. Zumal ließ Talleyrand mit „diplomatischen Geschenken" sich bedenken. Hamburg bezahlte einige Millionen Mark; kleinere Fürsten wußten wenigstens eine halbe Million Francs aufzubringen. Ein Großwürdenträger ließ sich von einem geängstigten deutschen Fürsten seinen Champagner zu einem ungeheuren Preise abkaufen. Dem kleinen Grafen von der Leyen kam es zugute, daß er der Neffe Dalberg's war. Unterhandlungen über die neue Gestaltung Deutschlands wurden mit keinem deutschen Fürsten geführt; nur über einige Einzelbestimmungen der neuen Verfassung wurde vorher mit den Gesandten Bayerns, Württembergs und Badens Rücksprache genommen. Am 17. Juli 1806 versammelte Talleyrand die Vertreter der getreuen Reichsstände, machte ihnen ihre hülflose Lage klar und legte ihnen die Urkunde des neuen Bundes mit Frankreich zur Unterzeichnung vor. Sie nahmen sie ohne jede Berathung an, obgleich überhaupt nur vier sie vorher gelesen hatten. So sagten sich 16 deutsche Fürsten vom deutschen Reiche los, erklärten sich selbst für souverän und vereinigten sich zu dem **Rheinbunde**, als dessen Protektor sie den Kaiser Napoleon anerkannten: ihm stellten sie sich zur Verfügung. Es waren die Könige von Bayern und Württemberg, der Kurerzkanzler, der Kurfürst von Baden, der Herzog von Kleve und Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen, von Nassau-Weilburg, von Hohenzollern-Hechingen, von Hohenzollern-Sigmaringen, von Salm-Salm, von Salm-Kirburg, von Isenburg-Birstein und von Liechtenstein, der Herzog von Aremberg und der Graf von der Leyen.

Damit war das deutsche Reich zerstört, das Kaiserthum in Wahrheit beseitigt. Kaiser Franz sandte den Grafen Metternich nach Paris mit der Erklärung, daß er bereit wäre, auf die Krone des Heiligen römischen Reichs zu verzichten, wenn ihm dafür angemessene Vortheile für Oesterreich zugebilligt würden. Indeß das Anerbieten kam zu spät; der Rheinbund war schon abgeschlossen.

Der Reichstag in Regensburg hatte Ferien. Dalberg versammelte indeß acht Gesandte, meist von Rheinbundfürsten. Es war am 1. August 1806. Diese gaben die Erklärung ab, daß ihre Herren es „ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke" angemessen fänden, sich feierlich loszusagen von dem Heiligen römischen Reiche. Der anwesende französische Gesandte Bacher fügte die Anzeige hinzu, daß Napoleon das Reich nicht mehr anerkenne: worauf denn die Versammlung ohne weitere Verhandlung aus einander ging. Am 6. August 1806 erklärte darauf Kaiser Franz II., daß er die deutsche Krone niederlege und daß „das reichsoberhauptliche Amt und Würde" erloschen sei.

Das war nach einem Jahrtausend voller Macht und Ruhm wie voller Schmach und Schwäche des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation klägliches Ende!

Die Rheinbundsakte. Als Preis ihrer Lossagung von dem deutschen Vaterlande ward den Rheinbundsfürsten Gebietsvergrößerung durch die Mediatisationen, einigen auch Rangerhöhung zu Theil. Der Kurerzkanzler wurde Fürst Primas, der Kurfürst von Baden, der Herzog von Kleve und Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt wurden Großherzöge mit

den Ehren und Vorrechten königlicher Würde, das Haupt des Hauses Nassau erhielt den Titel Herzog, der Graf von der Leyen, obgleich nur von $2^{1}/_{2}$ Quadratmeilen Herr, die Fürstenwürde.

Alle im Bereiche der Rheinbundsstaaten gelegenen Gebiete wurden mediatisirt, d. h. unter die Souveränetät der betreffenden Rheinbundfürsten gestellt. Jedoch behielten die mediatisirten Fürsten ihre Domänen, die mittlere und niedere Gerichtsbarkeit, die Polizei und in Kriminalfällen Sondergerichtsstand. Auf diese Weise wurde den Rheinbundsstaaten ein Gebiet von 550 Quadratmeilen mit $1^{1}/_{4}$ Million Einwohnern zugelegt, so daß sie jetzt mehr als den dritten Theil Deutschlands umfaßten, vom Inn über den ganzen Südwesten hinweg bis tief nach Westfalen hinein, in weitem Bogen Preußen und die Kleinstaaten Norddeutschlands umklammernd. Mediatisirt wurden die Fürsten von Schwarzenberg, Hohenlohe, Oettingen, Thurn und Taxis, Fugger, Fürstenberg, Truchseß-Waldburg, Löwenstein, Leiningen, Solms, Homburg, Wittgenstein, Wied-Runkel u. A., die freien Reichsstädte Frankfurt am Main, welches Dalberg erhielt, und Nürnberg (Augsburg war schon kurz vorher an Bayern gekommen), der Johanniterorden, die sämmtlichen Reichsgrafen und Reichsritter, unter diesen der Reichsgraf Metternich und der Reichsfreiherr vom Stein. Zum zweiten Male verschwand eine ganze Schar unfruchtbarer Staatsbildungen: immer mehr ebnete sich der Boden für das Einheitsreich der Zukunft. Oesterreich war von selber aus dem deutschen Reiche ausgeschieden.

Mit ihrer gesammten Heeresmacht waren die Rheinbundsfürsten dem Franzosenkaiser zur Heeresfolge verpflichtet: 63,000 Mann zu stellen war ihnen vorgeschrieben. Die gemeinsamen Angelegenheiten des Bundes sollten nach der Bundesakte auf einem Bundestage verhandelt werden. Frankfurt war zu seinem Sitze bestimmt. Er sollte unter dem Vorsitze des Primas aus dem Kollegium der Könige und demjenigen der Fürsten bestehen; ein besonderes Statut, das aber niemals erlassen ist, sollte Zeit und Art der Berathung bestimmen. Als wenn es überhaupt noch einer Berathung bedurft hätte: der „alles verschlingende Oberdespot" regierte von Paris aus den Rheinbund; für ihn waren dessen Mitglieder nur gekrönte Präfekten.

Wirkungen des Rheinbundes. Das Ziel des Rheinbundes war, Deutschland soviel wie möglich von den deutschen Großmächten zu trennen und es Frankreich nur in besonderer Form und ohne den Namen, einzuverleiben. Darum war auch den übrigen deutschen Fürsten der Beitritt offen gehalten. Schon im September folgte der Kurfürst, jetzt Großherzog, Ferdinand von Würzburg der Einladung und bald danach die sächsischen Fürsten. Immer weiter rückte die Machtsphäre Frankreichs in Deutschland vor.

Den Bundesfürsten war im Innern ihrer Staaten die volle Souveränetät zugestanden, Gesetzgebung, höchste Gerichtsbarkeit, hohe Polizei, Konskription und Besteuerung umfassend. Daraus leiteten sie sich, gestützt auf die immer noch in Süddeutschland stehende Armee, das Recht ab, die letzten Reste der alten ständischen Rechte in ihren Ländern zu beseitigen. Der König von Württemberg forderte dem Landtagsausschusse die Schlüssel zu der ständischen Kasse ab und beseitigte die alte, drei Jahrhunderte hindurch wacker von den Ständen vertheidigte Landesverfassung. So beeilte man sich allenthalben, dem altständischen Trotz jetzt den Kopf zu zertreten. Aber auch diejenigen Fürsten, welche nicht Mitglieder des Rheinbundes waren, suchten die Auflösung des Reiches in ähnlicher Weise auszunutzen. König Gustav IV. von Schweden nahm den Vorpommern ihr altes Landrecht und führte die schwedische Verfassung ein, und König Christian VII. von Dänemark suchte Holstein dem dänischen Gesammtstaate einzuverleiben.

Das deutsche Volk sah dem gewaltsamen Umsturz der Verhältnisse Deutschlands theilnahmlos zu. Die bisherigen elenden öffentlichen Zustände im deutschen Reiche hatten jede vaterländische Gesinnung, jedes Nationalgefühl geknickt und erstickt. Gegenüber den verlotterten und unwürdigen Zuständen der alten Reichswirthschaft gefiel sich der Deutsche darin, Weltbürger zu sein. In einem gefühlsseligen Kosmopolitismus war der deutsche Patriotismus untergegangen. Ja, die deutsche Jugend, erfüllt von einer unklaren Schwärmerei für Freiheit und Gleichheit, sah mit Bewunderung zu dem allgewaltigen Franzosenkaiser empor und begrüßte mit Genugthuung die Einführung französischer Verwaltungsmaßregeln und französischer Rechtspflege, wo sie in Deutschland geschah. Und gewiß bedeuteten diese, so wenig auch von

Freiheit darin zu finden war, trotz alles Beamtendespotismus in mancher Hinsicht einen Fortschritt, durch den Kräfte im deutschen Volke allmählich lebendig gemacht wurden, die bisher unentwickelt geschlummert hatten oder in der Jammerzeit der letzten Jahrhunderte erstorben waren und die, dermaleinst erstarkt, eine bessere Zeit über das deutsche Vaterland heraufführen sollten. Oder wer möchte in der Neugestaltung des Heerwesens, durch welche der Süden und Westen Deutschlands überhaupt erst wieder wehrhaft gemacht wurde, in der Beschränkung der grundherrlichen Befugnisse, in der Erleichterung des Bauernstandes, in der Hebung des öffentlichen Unterrichts, in der Milderung der Censur, in der Beschränkung des priesterlichen Einflusses nicht ebenso viel Verbesserungen der Zustände erkennen?

Nur ganz vereinzelt erhoben sich da und dort Stimmen, welche die Schmach fühlten, daß das alther waffengewaltige deutsche Volk dem Fremden diene. Ernst Moritz Arndt, Rügens wackerer Sohn, ließ seinen „Geist der Zeit" ausgehen, die Gewissen zu wecken. In der Berliner Jugend regte sich laut der Unmuth über die unwürdige Dienstbarkeit, welche Deutschland auferlegt war: bedrohte sie doch auch Preußen. Und in Nürnberg erschien eine kleine Schrift, 144 Seiten lang, welche im Tone patriotischen Unwillens die neuesten Zustände Deutschlands besprach: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung". Freilich wußte der philisterhafte Verfasser keinen andern Rath als Klagen und Thränen für die Noth und Schmach der Zeit. Aber doch erschien das Schriftchen als eine Auflehnung gegen die französische Herrschaft. Napoleon, der den Kurfürsten Dalberg hart angefahren hatte, daß er sich unterstanden, durch sein Manifest an den deutschen Adel „den deutschen Geist aufzuwecken", ließ den Verbreiter des Schriftchens, den Nürnberger Buchhändler Johann Palm, ergreifen, und, da er sich weigerte, den Verfasser zu nennen, in Braunau am 26. August 1806 erschießen.

Der Verfasser der kleinen Schrift blieb so verborgen. Es scheint ein gewisser Yelin, der später in bayerische Dienste trat, oder vielleicht Graf Julius von Soden gewesen zu sein. Aber Palm wurde in patriotischen Liedern, die bald in ganz Deutschland wiederhallten, als Märtyrer für die deutsche Sache gefeiert. Es bedurfte eben — wer könnte es verkennen? — der Erstarkung des deutschen Volkes aus der verlotterten und erniedrigenden Reichswirthschaft, die nirgends in deutschen Landen ärger als in dem nunmehrigen Rheinbundsgebiete gewesen war, durch die eiserne Faust des Oberdespoten und dann so empörender Gewaltthaten, wie die gegen Palm begangene war, um das deutsche Volk nicht blos wachzurufen, sondern auch zu erfolgreichem Widerstande gegen die schmachvolle Gewaltherrschaft der Fremden überhaupt fähig zu machen.



Palm's Märtyrertod. Nach Ludwig Burger.



Reitergefecht in der Schlacht bei Jena. Zeichnung von A. Beck.

Kampf und Fall Preußens.

Seit dem Emporkommen der revolutionären Macht standen in Europa zwei Prinzipien [ei]nander gegenüber, das der Streitkräfte Frankreichs und das der europäischen Staaten, in [w]elchen auf dem Grunde der historischen Entwicklung eine legitime Macht bestand, durch welche [d]er soziale Zustand, wie er sich im Laufe der Zeit gebildet hatte, aufrecht erhalten wurde.

Die allgemeine Lage. In Frankreich hatte auf den Trümmern der Revolution, deren [so]ziale Grundsätze er doch im Allgemeinen festhielt, Napoleon einen Staat geschaffen, der auf [v]ier starken Säulen ruhte: auf der Herstellung der Religion in der Form des Katholizismus, [a]uf einem gesicherten Finanzwesen, auf einer eisernen Staatsverwaltung und auf einem allzeit [sc]hlagfertigen Heere. Aber der Thron, den er sich errichtet, war für Napoleon einem Dämon [gl]eich, den er durch immer neue Erfolge, wenn er ihn nicht verschlingen sollte, besänftigen mußte. [D]em Kaiser schwebte die Idee des karolingischen Universalreiches vor Augen, welches die drei [gr]oßen Nationalitäten des christlichen Abendlandes umfaßt hatte, die französische, die italienische [un]d die deutsche. Wol verband er mit der französischen die italienische Krone, wol beugten [sic]h Holland und die Schweiz und der dritte Theil Deutschlands unter sein Scepter. Aber es machte ihn noch nicht zum Meister des Kontinents. Noch standen ihm die großen Staaten[bi]ldungen der letzten Jahrhunderte, die kontinentalen Großmächte, gegenüber, die Vertreter der [le]gitimen und konservativen Ideen, und jenseit des Kanals das unbesiegte England.

Englands Großmachtstellung beruhte auf dem mittelbaren Einfluß, welchen es auf den [eu]ropäischen Kontinent ausüben konnte. Daher war jede Erweiterung, welche Napoleon für [se]ine Machtsphäre gewann, zugleich auch eine Einengung der Geltung Englands. Daher der [un]versöhnliche Gegensatz der beiden Mächte, welchen selbst Fox, trotz seiner persönlichen Zu[ne]igung zu Napoleon, zum Angelpunkte seiner Politik hatte machen müssen. Nicht minder aber [fü]hlten sich die kontinentalen Großmächte in ihrer Machtsphäre durch das Emporwachsen der [Na]poleonischen Macht bedroht.

Einen Kampf auf der ganzen Ausdehnung des Gegensatzes hatte aber bisher die Politik Preußens unmöglich gemacht. Preußen hatte nach seiner Lage in der Mitte der Gegensätze zu vermitteln gesucht. Das war der Sinn seiner langjährigen Neutralität. Die Frage war nur, ob es stark genug sein würde, diese Politik auch bei fortschreitender Schärfung der Gegensätze aufrecht zu erhalten. Seine Macht beruhte aber sehr wesentlich auf seiner Geltung in Deutschland. Demnach bedeutete die Stiftung des Rheinbundes einen direkten Eingriff in die Machtsphäre Preußens, eine mittelbare Verletzung der preußischen Neutralitätsstellung, viel ernster als der Marsch der Franzosen durch Ansbach.

Andererseits führten die glänzenden Erfolge des Jahres 1805 naturgemäß zu einer Verschärfung des Gegensatzes des revolutionären Frankreichs zu den legitimen Mächten. Um so empfindlicher und hemmender war dem Sieger das Vorhandensein einer neutralen Macht, welche die völlige Auseinandersetzung mit seinen Gegnern aufhielt; demnach war es für ihn von der größten Wichtigkeit, sie nach der einen oder der andern Seite aus ihrer Neutralitätsstellung herauszudrängen. Nach Austerlitz war eine Auseinandersetzung Napoleon's mit Preußen unvermeidlich. Sie mußte um so schneller erfolgen, als Preußen ja seine Neutralitätsstellung im Potsdamer Vertrage zu Napoleon's Ungunsten aufgegeben hatte. Zwar versuchte es durch den Schönbrunner und Pariser Vertrag sie wiederzugewinnen; aber Napoleon erkannte zu klar, daß seine eigene Lage ihn auf eine endgiltige Auseinandersetzung mit Preußen hindrängte, als daß er in jenen Verträgen mehr als eine kurze Vertagung des Austrages hätte sehen können. So zweifellos war er sich darüber, daß er, als er nach Frankreich zurückkehrte, seine siegreichen Regimenter in Deutschland, seine Leibpferde in Straßburg zurückließ, um sie trotz aller Verträge im rechten Momente auf das Schnellste gegen Preußen zur Hand zu haben, während Preußen zwar auch den mit einer gewissen Naturnothwendigkeit heraufziehenden Konflikt wol bemerkte, aber noch immer kurzsichtig genug durch militärische Demonstrationen und diplomatische Verhandlungen ihn glaubte beschwören zu können. Natürlich fruchtlos, denn, so wie die Dinge nun einmal durch den Verlauf des dritten Koalitionskrieges lagen, mußte es dem Prüfenden klar sein, daß Napoleon den Krieg mit Preußen wollte.

Der Norddeutsche Bund. Die Dinge entwickelten sich rasch. Während des Winters hatte Hardenberg gemeinsam mit Haugwitz die auswärtigen Angelegenheiten Preußens geleitet, der standhaft, ohne jedoch durchzudringen, zum Kriege gegen Frankreich rieth. Hardenberg dagegen sah das Heil Preußens nur in der Bewahrung des früheren freundlichen Verhältnisses zu Frankreich: zwei politische Gegner, die nur darin übereinstimmten, daß ihnen die Aufrechterhaltung einer wahrhaften Neutralität nicht mehr möglich schien. Am 24. April 1806 hatte auf Napoleon's Forderung Hardenberg, den er für seinen geheimen Widersacher hielt, aus dem Ministerium ausscheiden müssen, so daß Haugwitz allein die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Jetzt waren die Rollen gewechselt. Durch die Verträge gebunden, konnte jetzt Haugwitz nicht anders, als im Fahrwasser der französischen Politik steuern. Hardenberg aber, der in geheimer Korrespondenz mit dem Könige blieb, war durch die Beleidigungen, die er von Napoleon erfahren, jetzt in dessen entschiedenen Gegner verwandelt. So bildete sich eine Art Doppelregierung aus, welche der preußischen Politik einen schwankenden Charakter geben mußte: bald neigte sie mehr den großen Mächten, bald mehr Frankreich zu. Sie erschien daher den fremden Mächten mit Recht unzuverlässig, Napoleon nannte sie kurzweg „treulos". Infolge dessen büßte Preußen das Vertrauen der Großmächte so gut wie seiner eigenen Unterthanen ein, und das Bewußtsein, weder einen Rückhalt im Volke noch bei den auswärtigen Mächten zu haben, mußte natürlich die Unsicherheit und Haltlosigkeit der preußischen Politik erhöhen. Es kam dahin, daß Preußen in Wahrheit nur noch die Geltung einer Macht zweiten Ranges hatte: die unheilvolle Folge der Unklarheit und Unselbständigkeit des Königs Friedrich Wilhelm III.

Indeß der Pariser Vertrag, mußte man meinen, brachte Klarheit in die Sachlage: durch ihn erklärte sich Preußen von Frankreich besiegt, ohne das Schwert gezogen zu haben. Sofort aber machte die Gegenströmung sich geltend. Was Preußen durch das Zurückweichen vor

Frankreich an Geltung eingebüßt, suchte es auf der andern Seite durch Erweiterung seines Gebietes und seiner Machtsphäre zu ersetzen. Daher hielt es den Besitz von Hannover trotz Allem fest und strebte danach, in einen Norddeutschen Bund die Mittel- und Kleinstaaten Norddeutschlands zusammenzufassen. Man müsse sich stärken, war die Meinung. Würde aber Napoleon den Erfolg des diplomatischen Sieges, durch welchen er Preußen an Frankreich gekettet zu haben meinte, sich wieder entwinden lassen?

Am 22. Juli hatte Napoleon Preußen durch Talleyrand zur Stiftung eines Norddeutschen Bundes unter preußischer Führung auffordern lassen, natürlich nur um desto leichter Preußens Zustimmung zur Auflösung des Deutschen Reiches zu erlangen. Preußen aber nahm die Sache ernsthafter, als sie gemeint war. Es betrieb die Abschließung des Bundes mit den beiden norddeutschen Kurfürsten und den norddeutschen Kleinstaaten. Nicht mehr als die unerläßlichen militärischen Leistungen wurde gefordert: ein Bundesheer von 240,000 Mann sollte unter preußischer Führung aufgestellt, die Bundesangelegenheiten durch einen Gesandtenkongreß unter dem gemeinsamen Direktorium Preußens und der beiden Kurfürstenthümer geregelt und durch ein Bundesgericht Streitsachen geschlichtet werden. Allein der Kurfürst von Hessen wollte lieber in den Rheinbund eintreten; als ihm jedoch Napoleon das als Preis des Abfalles verlangte Hessen-Darmstadt verweigerte, war er bereit, dem Norddeutschen Bunde beizutreten, forderte jedoch von Preußen, daß ihm die Mediatisirung der ihm bequem gelegenen Standesherren zugestanden würde. Davon indeß wollte Friedrich Wilhelm nichts wissen, nur einige sehr bescheidene Mediatisirungen gestattete er, worauf denn der Eifer des Kurfürsten alsbald ziemlich bis auf den Gefrierpunkt sank. Der Kurfürst von Sachsen andererseits wollte von einer Unterordnung unter Preußen überhaupt nichts wissen; er verlangte, daß der Vorsitz im Bundesdirektorium gleichmäßig unter den drei Vormächten wechsele, und daß drei Bundesheere unter je einer der drei Vormächte (Preußen, Sachsen, Hessen) aufgestellt würden. Sein Hauptziel war, die Sachsen-Ernestinischen Lande seinem Kurfürstenthume einzuverleiben. Auch die Hansestädte verhielten sich kühl ablehnend, obgleich ihnen nur Geldzahlung statt aller Kriegsleistungen zugemuthet wurde.

So fand denn Napoleon sehr fruchtbaren Boden, als er im Geheimen die norddeutschen Fürsten vor dem „Berliner Ehrgeiz“ warnen und die Hansestädte zur Bildung eines Sonderbundes ermuthigen ließ. Dann ließ er ganz offen den beiden Kurfürsten, falls sie seinem Rheinbunde beitreten wollten, seinen Schutz gegen Preußens Uebelwollen zusagen, und gab endlich im September die Erklärung ab, daß er die volle Souveränetät aller deutschen Fürsten anerkannt habe und daher keinen Oberherrn über ihnen dulden würde.

Die Mobilmachung Preußens. Der preußische Gesandte in Paris Lucchesini erfuhr von diesen geheimen Umtrieben Napoleon's gegen Preußen und erstattete darüber Bericht nach Berlin. Aber er erfuhr noch mehr. Bei einem Diner hatte Lord Yarmouth es verrathen, daß Napoleon ihm durch Clarke die Rückgabe des preußischen Hannover an England als Preis des mit England abzuschließenden Friedens zugesagt habe.

Der Eindruck dieser Nachrichten in Berlin war ein außerordentlicher. „Wenn Napoleon mit London über Hannover verhandelt, so will er mich verderben“, schrieb Friedrich Wilhelm an den Zaren; er sah voraus, daß Napoleon noch Schimpflicheres als den Pariser Vertrag ihm ansinnen würde, den die eigene Wehrlosigkeit ihm auferlegt hatte. Haugwitz rieth dem Könige, sofort die preußische Armee in Kriegsbereitschaft zu setzen, wie es immer schon das Verlangen Rußlands gewesen war. Am 10. August befahl der König die Mobilmachung sämmtlicher Armeecorps: 40 Kuriere trugen die Ordre in das Land. An dieser Entschließung hatte Hardenberg keinen Antheil; er befand sich damals im Bade zu Lauchstädt, wo er den Vorstellungen des Weimarer Hoftheaters mit Vergnügen beiwohnte.

Die Maßregel erweckte die größte Ueberraschung. Während des Juli hatte sich die Königin Luise zu Pyrmont im Bade befunden, mit ihr die Gemahlin des Großfürsten Konstantin, die Kurprinzessin von Hessen und andere fürstliche Damen. In diesem „Frauenkongreß“ hatten die politischen Interessen das Tagesgespräch gebildet. Der König, davon unterrichtet,

hatte der Königin Vorsicht in ihren Aeußerungen empfohlen. Jetzt hatte er den Entschluß gefaßt, den sie für die Ehre Preußens längst ersehnt hatte.

Der französische Gesandte in Berlin, Laforest, wandte sich voller Erstaunen mit der Bitte um Aufklärung an Haugwitz. Der Minister hielt ihm vor, was Preußen alles von Frankreich zu erfahren gehabt habe, wie es jetzt durch die Bewegungen der immer noch in Deutschland stehenden großen Armee bedroht sei; doch schloß er mit der Zusicherung, daß der König bereit sei, zu entwaffnen, sobald Napoleon ihm genügende Zusicherungen gebe.

Immer noch mißkannte Haugwitz Napoleon's Sinn. Fort und fort hatte Napoleon Preußen Demüthigungen und Kränkungen zugefügt, von denen doch nichts Anderes der Zweck sein konnte, als Preußen in den Krieg zu treiben, den er selbst wollte, nur daß er vor den Franzosen und den Rheinbundfürsten als der Angegriffene zu erscheinen wünschte. Er hatte die westfälischen Abteien Essen, Elten und Werden, die Preußen in Anspruch nahm, durch Murat besetzen lassen; er hatte die Festung Wesel der 25. französischen Militärdivision hinzugefügt; er hatte das mit Preußen verschwägerte Haus Thurn und Taxis mediatisirt, das Preußen nahe verwandte Haus Oranien um seine nassauischen Besitzungen gebracht; er hatte als Entschädigung für die neapolitanischen Bourbons die Hansestädte in Aussicht genommen; er hatte Rußland als Preis des Friedens das preußische Polen in lockende Aussicht gestellt; er hatte Bayern auf das preußische Baireuth Hoffnung gemacht: und doch wollte Haugwitz noch genügende Zusicherungen erwarten! Napoleon war davon weiter denn je entfernt. Nicht auf Aussöhnung mit Preußen ging sein Streben, sondern einzig darauf, Rußland von Preußen zu trennen.

Oubril war mit dem Entwurfe des Friedenstraktates unlängst nach St. Petersburg abgereist. Wurde das Abkommen von Kaiser Alexander bestätigt, so hatte Napoleon sein Ziel erreicht. Allein der Kaiser verwarf den Vertrag am 15. August. So schien Napoleon aus einem geheimen Einverständnisse mit Rußland die Mobilmachung Preußens erklärt: er sah in dem preußischen Heere nur den Vortrab des russischen, den er über den Haufen werfen wollte, bevor Rußland in die Schlachtlinie eintreten könnte. Seine Marschälle in Deutschland erhielten Befehl, sich nach Norden, gegen Preußen in Marsch zu setzen. Am 5. September hatte er den Feldzugsplan gegen Preußen schon fertig gestellt.

Die preußische Armee. In Preußen aber gab es Viele, welche noch immer nicht an Krieg glauben wollten. Die Masse des Volkes sah mit stumpfer Gleichgiltigkeit den kommenden Dingen entgegen. Nur in der Hauptstadt gab sich kriegerische Stimmung kund. Mit demonstrativem Beifall wurden im Theater beziehungsreiche Stellen der „Jungfrau von Orleans“ und „Wallensteins“ beklatscht und in den Berliner Zeitungen wurden kriegathmende Bardengesänge gedruckt. Allen zuvor aber thaten es die jüngeren Offiziere, welche allein die Furcht beseelte, daß es auch diesmal wieder wie im vorigen Jahre nicht über die Mobilmachung hinaus wirklich zum Kriege kommen möchte. Allein sie überschätzten weitaus sich selbst wie die Armee. — Wol war im Einzelnen seit den Zeiten Friedrich's des Großen Manches gebessert, aber im Großen und Ganzen konservirte man sorgfältig das Alte. Nur daß in zwanzig Jahren der Geist des großen Königs daraus entwichen war. Mit Ausnahme der Subalternoffiziere war Niemand in der ganzen Armee, der nicht durch den Krieg seine halbe Einnahme verlor, ohne Aussicht, etwas dafür zu gewinnen. Die Soldaten waren größtentheils Männer in der Mitte des Lebens oder darüber hinaus; meist verheirathet, ließen sie Weib und Kind brotlos zurück und sahen dem Kriege mit Bangen entgegen. Ueberdies war die Bewaffnung, zumal der Infanterie, sehr mangelhaft, der Sold spärlich und vollends die Bekleidung aus so erbärmlichem Stoffe, daß ein Bivuakiren bei der vorgerückten Jahreszeit unmöglich und Zelte durchaus nothwendig waren. Dazu kam die althergebrachte Verpflegung aus Magazinen und die unglaubliche Menge von Gepäck, welches die Offiziere mit sich zu führen gewohnt waren. Kam es doch vor, daß selbst Klaviere mit ins Feld genommen wurden.

Das gab für jedes Regiment einen ungeheuren Troß von Zelt- und Mehl-, von Brot- und Bagagewagen, der nicht blos die Bewegungen hemmte, sondern dessen Verlust auch das Regiment untauglich zur Aktion machte.

Dagegen bestand noch unverkürzt die alte Trefflichkeit im Exerzieren, in Griffen und künstlichen Wendungen und Schwenkungen. Denn noch war in der Armee der alte Stamm der Fridericianischen Unteroffiziere nicht ausgestorben; noch lebte auch in dem Gemeinen der Stolz auf die alte Waffentüchtigkeit fort. Freilich war die Behandlung hart, oft roh, denn die Armee bestand zu einem großen Theile aus geworbenen Ausländern, Abenteurern aller Art, die nur durch die strengsten Strafen in Zucht zu halten waren. Von einem Volksheere, wie es das französische darstellte, war keine Rede. Adel und Beamtenstand, Bürger und Vollbauern waren von der Dienstpflicht ausgenommen, welche also fast nur auf den ärmsten Volksklassen lag, wie eine Last, nicht wie eine Ehre. Von der neuen Kriegskunst mit ihrer Beweglichkeit und Vielseitigkeit, wie sie in der französischen Revolution aufgekommen, war nichts in das alte preußische System eingedrungen.



Preußische Truppen im Jahre 1806. Nach A. Beck.

Die Offiziere bildeten eine geschlossene Kaste, welche sich fast nur aus dem Adel ergänzte. lur bei der Artillerie bildeten bürgerliche Offiziere die Mehrzahl, bei den übrigen Waffengattungen urchaus wenig zahlreiche Ausnahmen. Als privilegirter Stand zeigten die Offiziercorps alle ehler eines solchen im Uebermaß: Hochmuth gegen die Bürger, Roheit gegen die Untergebenen, Mangel an Bildung und guter Sitte, nicht selten zügellose Frechheit. Vor den Insulten der ensdarmen, die sich als die Blüte des preußischen Offizierstandes betrachteten, war in Berlin iemand auf den Straßen oder gar in Gesellschaften sicher. Sie waren es, welche jetzt ihre äbel auf dem Straßenpflaster wetzten und lärmende Ungezogenheiten vor der Wohnung des anzösischen Gesandten aufführten. Vom Hauptmann aufwärts dagegen waren die Offiziere eist alt und gebrechlich. Unter den Generalleutenants waren 9 Siebziger, 11 Sechziger; Rüchel, r jüngste, zählte 52 Jahre. Unter den 7 Generalen der Infanterie waren 1 Achtziger und Siebziger. Von den Feldmarschällen zählte der Herzog v. Braunschweig 71, Möllendorf 81 Jahre.

Allgemein war die Verachtung, mit der auf die französische Armee herabgesehen wurde. „Generale wie der Herr von Bonaparte hat die Armee Sr. Majestät mehrere aufzuweisen", meinte Rüchel auf einer Parade in Potsdam. Und auch sonst hörte man sagen, daß die Schuster und Schneider, die erst durch die Revolution französische Generale geworden wären, am besten thun würden, nur gleich vor den preußischen Feldherren davonzulaufen. In diesen Kreisen war es weit verbreitete Sorge, daß Haugwitz doch wieder den Krieg, welchem besonnene Männer, wie der Herzog von Braunschweig mit großem Bedenken entgegensahen, vereiteln möchte. Die beiden Brüder des Königs, Prinz Louis Ferdinand und der Fürst von Oranien-Fulda machten sich zu Sprechern. Sie sandten dem Könige eine Denkschrift zu, in welcher sie mit Bestimmtheit aussprachen, daß nur durch die Entfernung des Grafen Haugwitz und der beiden Kabinetsräthe Lombard und Beyme Zutrauen und Festigkeit zurückkehren könne. In einem solchen Benehmen, sagte der König in zorniger Aufwallung, liege Meuterei und revolutionäres Beginnen. Um so mehr hielt er an seinen angegriffenen Rathgebern fest.

Preußens Zögern. Die preußische Armee sammelte sich um Magdeburg, doch nicht in voller Stärke: 40,000 Mann ließ man in Ost- und Südpreußen stehen. Denn immer noch nicht hatte Haugwitz der Hoffnung entsagt, durch militärische Demonstrationen den Kaiser Napoleon zur Nachgiebigkeit stimmen zu können. Wenn ihm das preußische Heer in einer festen Position sich entgegenstellte, so glaubte er, würde Napoleon auf Unterhandlungen eingehen und sich bequemen, die Bedingungen eines haltbaren Zustandes der deutschen Angelegenheiten anzunehmen.

Mit diesem Gedanken hing zusammen, daß die Verhandlungen mit den fremden Mächten mit einer gewissen Lauigkeit betrieben wurden. Rußland, durch den von Napoleon wieder angefachten orientalischen Krieg in Anspruch genommen, versprach zwar Preußen 70,000 Mann zur Hülfe zu senden; allein es mußten Monate vergehen, bevor sie in den Kampf eingreifen konnten. Oesterreich verhielt sich zurückhaltend: als die Russen in die Walachei einrückten, gab Erzherzog Karl den Rath, Belgrad zu besetzen, so daß für Oesterreich die Erwartung eines Konfliktes mit Rußland näher lag als mit Frankreich. England stellte wenigstens die Störungen des preußischen Handels ein und war zu weiterer Annäherung bereit. Hessen-Kassel, halb und halb für den Rheinbund gewonnen, verlangte neutral zu bleiben und suchte mit hinterhaltiger Achselträgerei zwischen Preußen und Frankreich hindurch zu laviren. Sachsen trug sich mit dem Plane eines sächsischen Sonderbundes und konnte erst durch die Sendung des Generals Phull zum Anschlusse an Preußen gebracht werden, jedoch nicht, ohne Napoleon die Theilnahme an dem Kriege als erzwungen darzustellen. Napoleon benutzte dies, um den Franzosen als den Zweck des Krieges hinzustellen, daß er Sachsen gegen Preußens Gewaltthätigkeit schützen müsse. Daß Preußen in Wahrheit das Schwert zog wider die Zwingherrschaft der Fremden und die Felonie der heimischen Fürsten, erkannte kaum Jemand.

In Paris war an die Stelle Lucchesini's als preußischer Gesandter der General Knobelsdorff getreten, von jeher ein Anhänger der französischen Tendenzen. Durch Unterhandlungen wollte Haugwitz Zeit gewinnen. Er sandte daher an Knobelsdorff eine Art von Ultimatum, das von einem Briefe König Friedrich Wilhelm's begleitet war. Die Forderung war, daß die französischen Truppen Deutschland räumen und daß Napoleon der Bildung des norddeutschen Bundes kein Hinderniß in den Weg legen sollte. Bis zum 8. Oktober wollte Preußen der Antwort des Kaisers auf diese in jeder Beziehung gerechten Forderungen entgegensehen. Allein schon hatte sich Napoleon zu dem Heere begeben. Talleyrand sandte ihm nach Bamberg die Forderungen Preußens nach. Von Gera aus beantwortete Napoleon das Schreiben Friedrich Wilhelm's. „Ich habe solche Kräfte", schrieb er an den König, „gegen welche die Kräfte Eurer Majestät nicht lange Stand halten werden. Euer Majestät wird besiegt werden; Sie werden die Ruhe Ihrer Tage, die Existenz Ihrer Unterthanen kompromittirt haben. Europa weiß, daß Frankreich dreimal so viel Volkes zählt, als die Staaten Eurer Majestät, und militärisch ebenso ausgebildet ist wie diese. Sie haben meine Antwort zum 8. Oktober gefordert: als guter Ritter stelle ich mich dar, um sie selbst zu bringen."

Der Herzog von Braunschweig. Die Rücksicht auf seine Verbündeten hatte zunächst die Aufstellung der Armee Preußens bestimmt. Die Regimenter aus Schlesien und den Ostprovinzen des Staates, mit denen sich endlich auf Phull's Drängen die sächsischen Truppen vereinigten, standen zum Schutze Sachsens bereit. Auf die Aufforderung des Königs übernahm den Oberbefehl über diese Armee der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen, der in der Rheincampagne mit Glück und Ehren gefochten hatte. Aus den hannoverschen Truppen unter Rüchel und den westfälischen unter Blücher sollte im Verein mit dem Kontingente Kurhessens eine Armee von 50,000 Mann gebildet werden, um den Westen der Monarchie und das Kurfürstenthum zu decken. Als aber der Kurfürst von Hessen seine Betheiligung am Kriege ablehnte, mußte die Bildung dieser Armee unterbleiben, die auf den Gang des Krieges leicht hätte von entscheidendem Einflusse sein können. Die märkischen Regimenter und das pommersche Corps unter Kalkreuth bildeten die Hauptarmee, welche sich in der zweiten Hälfte des September um Naumburg konzentrirt hatte. An sie lehnten sich jetzt Rüchel und Blücher an. Bei ihr erschien jetzt der König, ihm zur Seite die Königin Luise.



Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig.

Man hatte daran gedacht, daß nach altpreußischer Ueberlieferung der König in Person den Oberbefehl übernehmen solle. Schwerlich wäre er dazu fähig gewesen. Ueberdies war ja ein Feldherr da von altbewährtem Ruhme, dem königlichen Hause nahe verwandt, dem den Oberbefehl zu übertragen als selbstverständlich erscheinen mußte: Friedrich's des Großen Neffe und Waffengefährte, der Herzog von Braunschweig. Freilich persönliches Vertrauen genoß er nicht; er galt für eifersüchtig nach unten, für hofmännisch und allzu nachgiebig dem Könige gegenüber. Da er es nicht liebte, gebieterisch aufzutreten, so bildete sich bald bei den ihm zunächst stehenden Unterfeldherrn eine Opposition gegen ihn. War doch überhaupt in den preußischen Offiziercorps eine freche Tadelsucht eingerissen, die an jedem Befehle der Vorgesetzten ihren Witz übte. Das hohe Alter des Herzogs hatte seine Energie gelähmt, und die fortdauernden diplomatischen Verhandlungen mußten ihn in Allem hemmen, was er hätte unternehmen können. Er führte das Kommando in alter Art; er besprach seine Pläne mit den Generalen und hielt dann Kriegsrath. Die Idee, welche in den Berathungen die Oberhand behielt und die er selbst zu der seinen gemacht hatte, trug er dann dem Könige vor. In seinem Herzen war er dem Kriege mit dem überlegenen Gegner abgeneigt. Sein Generalquartiermeister war Scharnhorst.

Die Eröffnung der Feindseligkeiten. Am 25. September wurde im Hauptquartier Kriegsrath gehalten: es wurde beschlossen, daß die Armee eine Angriffsbewegung machen sollte, wie sie allein den Traditionen der preußischen Waffen entspräche. Rüchel sollte über Fulda vorgehen und sich den Anschein dabei geben, als bilde er die Avantgarde der Hauptarmee, welche sich anschicke, an den unteren Main vorzudringen; zugleich sollte das kleine Corps von Tauenzien, welches Baireuth deckte, sich gegen Nürnberg und Amberg hin in Marsch setzen, um die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin abzulenken. Während dessen aber sollte die Hauptarmee von der Saale aufbrechen, um vereinigt mit der Armee Hohenlohe's über den Thüringer Wald und die Werra vorzugehen und bei Schweinfurt oder Bamberg dem Feinde entgegenzutreten.

Hohenlohe hatte seine Bewegungen nach dem Vogtlande hin gerichtet, in der Hoffnung, dadurch Oesterreich zu veranlassen, sich schon jetzt für Preußen zu erklären. Eine Vereinigung mit der Hauptarmee wünschte er nicht, da ihn diese unter den unmittelbaren Befehl Braunschweigs gestellt haben würde, mit dem der Eigenwillige nicht auf gutem Fuße stand. Noch weniger wollte sein Generalquartiermeister, der Oberst Massenbach, davon wissen, ein Franzosenfreund und rastloser Planmacher, der Alles am besten zu verstehen glaubte. So traf der neue Kriegsplan hier auf geringe Willfährigkeit.

Der eigentliche Schwerpunkt des Planes lag jedoch auf einer andern Seite: die Aggressivbewegung der preußischen Armee sollte im Grunde nur dazu dienen, dem preußischen Ultimatum, welches nach Paris abgegangen war, Nachdruck zu geben. Darum war auch festgesetzt worden, daß mit der Eröffnung der Feindseligkeiten unbedingt bis zum 8. Oktober gewartet werden solle, weil bis zu diesem Tage Napoleon Frist zur Beantwortung des Ultimatums gegeben war. Denn immer noch war die Hoffnung nicht aufgegeben, durch kriegerische Demonstrationen den Frieden zu erhalten. So schwer schwankte selbst in der letzten Stunde noch Preußen zwischen Krieg und Frieden!

Ueber diesem gewissenhaften Warten verstrichen aber die kostbaren Tage, welche überhaupt die Ausführung des neuen Kriegsplanes noch ermöglicht hätten. Napoleon wußte sie ganz anders auszunutzen: ihn hemmten nicht die ängstlichen Bedenklichkeiten der Preußen, welche von der Idee einer Unterhandlung unter den Waffen beherrscht waren. Am 6. Oktober in Würzburg angelangt, ließ er am folgenden Tage sofort seine Truppen in das preußische Gebiet, in Baireuth, einmarschiren: das war seine Antwort auf das Ultimatum! Und die preußische Armee empfand den feindlichen Einmarsch der Franzosen selbst als eine Befreiung aus der unerträglichen Unentschiedenheit, welche bisher alle Aktionen gehemmt hatte. „Man weiß nun doch", meinte der König, „daß man im Kriege ist."

130,000 Mann zählte die preußische Armee; dazu kamen 20,000 Sachsen bei dem Corps Hohenlohe's. Dagegen war die französische Armee 198,940 Mann stark, übertraf also die preußische um ein Viertel. Geführt wurden die Franzosen von den bewährtesten Generalen unter dem Alles durchdringenden und beherrschenden Oberbefehl ihres unbesiegten Kaisers, während bei den Preußen die Führung ohne Einheit und innere Uebereinstimmung, und das preußische Hauptquartier ohne Kenntniß sowol der Stärke, als der Bewegungen des Gegners war. Späherei galt für niedrig und erschien der Kosten unwerth; daher wurde nicht, was man über den Plan und die Anstalten des Gegners hätte auskundschaften können, den Entschließungen zu Grunde gelegt, sondern mehr oder weniger willkürliche Voraussetzungen und Annahmen. Die Märsche der Preußen wurden durch die Lage ihrer Magazine bestimmt, aus denen der Soldat verspätet oder halb verschimmelt seinen Proviant erhielt, während die Franzosen rechts und links im Lande requirirten und nahmen, was sie brauchen konnten, und marschirten, wohin sie wollten.

Den Einmarsch der Franzosen in Baireuth beantwortete der König durch ein Manifest, das er am 9. Oktober von Erfurt aus erließ. Der Kabinetsrath Lombard hatte es verfaßt — so ungeschickt, wie möglich. Von den Zeiten der Revolution an hielt es Frankreich alles Ueble vor, was es Preußen angethan, und rühmte in einem Athem die Nachgiebigkeiten und Freundschaftsdienste, welche Preußen eben diesem Frankreich erwiesen. Das hieß ebenso sehr den Spott der Freunde — die englischen Zeitungen ließen es auch nicht an bitter höhnischen Bemerkungen fehlen — wie den Zorn Napoleon's herausfordern.

Nicht als ob hierdurch der schmähsüchtige schnöde Ton veranlaßt wäre, in welchem die Bulletins Napoleon's abgefaßt sind. Denn schon das erste derselben, vom 8. Oktober, trieft von unwürdigen Schmähungen über die Berliner Kriegspartei, die Königin, den Prinzen Louis Ferdinand. Aber es gab Napoleon doch einen scheinbaren Vorwand zu den Vorwürfen und gemeinen Schmähungen, die er über Preußen fortan ausgeschüttet hat, daß sich selbst so herabsetzte. Vornehmlich war es die hochsinnige Königin Luise, gegen welche mit dem sicheren Instinkte der Gemeinheit sich dieser Haß Napoleon's richtete. In jenem ersten Bulletin heißt

es von ihr: „Sie befindet sich bei der Armee, wie eine Amazone gekleidet, in der Uniform ihres Dragonerregiments, zwanzig Briefe täglich schreibend, um von allen Seiten den Brand zu entfachen. Man glaubt Armiden in ihrem Wahnsinn zu sehen, wie sie Feuer an ihr eigenes Haus legt". Und im 23. Bulletin (vom 30. Oktober) wird sie gar mit der troischen Helena in Vergleich gestellt. Wie verkommen mußte das Volk der Franzosen sein, daß Napoleon erwarten konnte, durch so niedrige Verunglimpfungen seinen Beifall zu gewinnen!

Schleiz und Saalfeld. Das Vorrücken der Franzosen bewirkte, daß die preußische Armee ihre Stellungen enger zusammenzog. Der Kriegsrath beschloß, daß die Hauptarmee, zwischen Gotha, Erfurt und Weimar vereinigt, Rüchel und Blücher an sich heranziehen, daß die Reserve unter Eugen von Württemberg von Magdeburg gegen Halle vorrücken, und daß Tauenzien sich gegen das Hohenlohe'sche Corps hin zurückziehen solle. Dies Corps selbst sollte sich auf dem linken Ufer der Saale konzentriren, um mit der Hauptarmee Verbindung zu suchen.

Schon hatte Tauenzien seinen Rückmarsch angetreten, um, wie ihm befohlen war, die Saalübergänge bei Kösen, Naumburg und Weißenfels zu besetzen, als die heranrückenden Franzosen ihn ereilten. Es waren Bernadotte und Murat's Reiter, die am 9. Oktober bei Schleiz auf ihn trafen. Er setzte sich ihnen entgegen, das Gefecht nahm Anfangs einen solchen Verlauf, daß er Hoffnung faßte, die Oberhand zu behalten. Dann aber wurde ihm die Uebermacht zu stark: er mußte unter fortwährenden Angriffen der Feinde auf seine Nachhut weichen und wurde mit einem Verluste von 600 Mann auf die Hohenlohesche Armee zurückgeworfen.



Prinz Louis Ferdinand.

Während man bei Schleiz kämpfte, hatte sich der rechte Flügel der französischen Armee unter Soult und Ney Hof genähert und vom linken Flügel ging Lannes gegen Saalfeld vor, um den durch seine Lage wie durch seine Magazine wichtigen Platz wegzunehmen. Denn der Gedanke Napoleon's war, im Saalthale vorzudringen und die preußische Armee zu umgehen.

Bei Saalfeld stand die Avantgarde des Hohenlohe'schen Corps unter dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Der Prinz, 1772 geboren, war der vollkommene Gegensatz seines königlichen Vetters. Er war geistreich, voll feiner Lebensbildung, besaß Witz und Beredsamkeit. Ebenso sehr wie den Lebensgenuß liebte er die Gefahr; ein heftiges Verlangen nach Ruhm und Größe erfüllte ihn. Die großen Ereignisse der Welt beschäftigten ihn eifrig; die neuen Ideen der Zeit rauschten durch seinen Kopf. Er spottete der Kleinlichkeit und Pedanterie, mit der man Großes thun wollte; er suchte den Verkehr der ausgezeichnetsten Köpfe, aber selbst entbehrte er des ernsten, ruhigen Nachdenkens und derjenigen Festigkeit der Ueberzeugung, welche zu konsequentem Handeln führt: eine genial angelegte und lebensvolle, aber ungezügelte Natur.

Die Meinung des Prinzen war, daß er den Krieg muthig eröffnen müsse, um alle weitere Unterhandlung unmöglich zu machen und den Beistand der Mächte, die sich noch nicht erklärt hatten, zu gewinnen. Daher war er, der wahre Repräsentant des in den Preußen glühenden Kriegseifers, weit davon entfernt, das wichtige Saalfeld den heranrückenden Franzosen zu überlassen. Schlachtbegierig rückte er am 10. Oktober mit seiner einzigen Division dem weit

überlegenen Lannes entgegen. Das Terrain, die Abhänge der oberen Saale, war für d
französischen Tirailleurs, denen die preußischen Schützen nicht gewachsen waren, sehr günsti
die Franzosen waren geübter, rascher und hatten bessere Gewehre. Von dem um mehr a
die Hälfte stärkeren Feinde zugleich in der Front und der Flanke gefaßt, wurden die Preuß
trotz tapferster Gegenwehr zurückgedrängt. Auch ein Reiterangriff, den der Prinz befa
mißlang: vergebens versuchte er die Zurückgeworfenen zum Stehen zu bringen; er wurde sel
in den wirren Knäuel der Flüchtigen hineingerissen, denen die französischen Husaren auf d
Fuße folgten. Beim Uebersetzen über einen Gartenzaun in Wölsdorf blieb sein Pferd m
einem Fuße hängen. Infolge dessen holten ihn die französischen Reiter ein: er bedeckte d
Stern des schwarzen Adlerordens auf der Brust, um nicht erkannt zu werden, mit sein
Hute. Guindet, Wachtmeister im 10. Husarenregiment, hieb ihm mit dem Säbel über d
Hinterkopf und forderte ihn auf sich zu ergeben. Nachdrücklich setzte sich der Prinz mit d
Degen zur Wehr. Da empfing er von Guindet einen Stich in die Brust, der ihn sterbe
in die Arme seines Adjutanten, des Leutnants Nostitz, warf. Am Abend brachten die Franzo
die Leiche nach Saalfeld, wo sie einbalsamirt und vorläufig beigesetzt wurde.

Von Saalfeld bis Jena. Der Sieg bei Saalfeld hatte den Franzosen das Saalt
erschlossen: die Straßen nach Dresden und Berlin lagen offen vor ihnen. Es galt für Napole
jetzt, die Zugänge zu der Thüringer Hochfläche zu gewinnen, welche die Preußen besetzt hatt

In der preußischen Armee hatten die versprengten Flüchtlinge von Saalfeld allenthal
die größte Bestürzung verbreitet. Im Hauptquartier herrschte völlige Rathlosigkeit: Bra
schweig ließ die Hauptarmee aufbrechen, da er seine Rückzugslinie bedroht sah, dann aber n
mehrstündigem Marsche hungrig und ermattet in die alten Stellungen zurückkehren. Endl
wurde beschlossen, daß sie über Auerstädt nach der Unstrut gehen und bei Freiburg u
Laucha ein Lager beziehen solle. Die Königin verließ unter Thränen die Armee und beg
sich nach Weimar, um von dort am nächsten Morgen die Rückreise nach Berlin anzutreten.

Der Fürst von Hohenlohe erhielt den Befehl, sich bei Jena zu konzentriren, auf kei
Fall aber von der Hauptarmee abschneiden zu lassen. In seinem Corps war die Verwirru
womöglich noch größer als in der Hauptarmee; die ganze Haltung der Truppen w
erschüttert. Es hieß, die Franzosen rückten heran: sofort stürmte und drängte Alles dur
einander, viele Soldaten warfen die Waffen weg; Artilleristen schnitten die Stränge ih
Pferde durch und ritten von dannen, die Protzkasten und Geschütze ihrem Schicksale überlasse
andere wieder warfen die Kanonen von den Laffeten oder vernagelten die Rohre; ein Th
des Trains jagte, um sich zu retten, aus der Stadt, aber in der verkehrten Richtung — d
Feinde gerade entgegen. Unter diesen Umständen war es für Lannes ein Leichtes, die preußisch
Vorposten vor Jena zurückzuwerfen und in der Frühe des 13. Oktober sich der Stadt zu b
mächtigen, während Hohenlohe auf den Höhen zwischen Jena und Weimar sich lagerte.

Die Vereinigung der beiden preußischen Armeen war geschehen; sie stießen so dicht auf ei
ander, daß sie sich zum Theil aus ihren Lagerstätten verdrängten. Auch Rüchel und Blüc
waren jetzt dicht an die Hauptarmee herangezogen, und die bis Ilmenau vorgeschobene Vo
hut unter dem Herzoge Karl August von Weimar zog sich ebenfalls wieder auf die Haup
armee zurück. Allein sofort hob der Herzog von Braunschweig die Vereinigung wieder a
entschlossen erst zwischen der Saale und Elbe eine Schlacht anzunehmen, befahl er den Lin
abmarsch der Hauptarmee. Die ganze Armee veränderte infolge dessen ihre Stellungen:
stieß der Vortrab am 13. Oktober bei dem Passe von Kösen auf französische Patrouillen,
von Naumburg her denselben überschritten hatten und jetzt auf der Hochfläche in der Fla
der Armee erschienen. Man mußte darauf gefaßt sein, bald größeren Truppenmassen zu b
gegnen. Hohenlohe erhielt daher den Befehl, bei Jena stehen zu bleiben, der Hauptarm
während ihres Linksabmarsches die Flanke zu decken und ihr dann zu folgen. Indeß die Lan
samkeit, mit der er ausgeführt wurde, sollte den ganzen Plan vereiteln.

Die Schlacht bei Jena. Unermüdlich folgte Lannes den auf die Höhe zurückweichende
Preußen. Seine leichten Truppen erkletterten die Berglehne, die Hauptmasse seiner Trupp

hrte er durch das Mühlthal hinauf, um die Höhe des Landgrafenberges, der sich im Norden
r Stadt erhebt, zu umgehen. Der Besitz dieser Höhen, welche das Saalthal bei Jena be=
rrschen, gewährte ihm vollen Einblick in die Stärke und Stellung der Preußen. Dennoch
ßen ihn die Preußen unbehelligt: es war der bündige Befehl Braunschweigs, daß Hohenlohe
h jedes Angriffes auf die Franzosen enthalten solle. Lannes aber in der Erwartung, von
n Preußen aus jenen wichigen Positionen wieder vertrieben zu werden, sandte an den
aiser um Hülfe.

Napoleon war der Meinung, daß es die Hauptarmee der Preußen wäre, mit der Lannes
ndgemein geworden. Er traf sofort die nöthigen Anordnungen, um mit überlegenen Streit=
äften ihr zu begegnen: Ney, Soult und die Garden erhielten Befehl sich nach Jena in Marsch
zu setzen, hinter ihnen Murat und Augereau. Er selbst traf noch vor dem Abend in Jena
n. Unverzüglich nutzte er den Fehler Hohenlohe's aus, der nach dem Befehle des Ober=
ldherrn sich gescheut hatte, die Franzosen von der Höhe wieder zu vertreiben. Während der
acht ließ er die Wege auf die Höhen herstellen und Geschütz hinaufschaffen; er selbst ergriff
ne Fackel, um den Eifer der Mannschaften anzufeuern. So nahe wagte er sich an die
eußischen Vorposten heran, um zu rekognoszieren, daß er sie sprechen hören konnte: sie gaben
euer; er warf sich platt auf die Erde nieder und entging der Gefahr. Wol meldete man
m Fürsten Hohenlohe in Kapellendorf die geschäftige Bewegung, welche man bei den Feinden
ahrnahm: allein der Fürst glaubte an keine Schlacht und traf nicht die geringsten Vorkehrungen.

Ein dichter Nebel lag am Morgen des 14. Oktober über der Walstatt, als um 6 Uhr
annes gegen das Tauenzienschen Corps, Preußen und Sachsen, das vor den Dörfern
losewitz und Lützenroda Stellung genommen hatte, zum Angriffe vorging. Zwei Stunden
ng vertheidigte sich Tauenzien in tapferer Gegenwehr. Als aber allmählich der Nebel
h theilte und den Franzosen die geringe Zahl ihrer Gegner enthüllte, wurde ihr Angriff
gestümer: Tauenzien zog sich hinter die Dörfer zurück und wehrte sich, bis alle Munition
rschossen war. Nun erst trat er zwischen 9 und 10 Uhr den Rückzug nach Vierzehnheiligen
guter Ordnung an, von wo eben der Fürst die Regimenter zum Kampfe ausrücken ließ.
ie bitter rächte es sich jetzt, daß er widerstandslos Tags vorher die Franzosen hatte die
öhen ersteigen lassen!

Die Hauptmacht Hohenlohe's unter Grawert's Kommando nahm ihre Aufstellung vor
n Dörfern Vierzehnheiligen und Isserstädt. Zugleich erging an Rüchel Befehl, schleunigst
n Weimar zur Unterstützung heranzuziehen. Der Fürst hieß Grawert's eigenmächtiges Vor=
hen gut, denn jetzt mußte auch er erkennen, daß die Schlacht unvermeidlich war. Schon
er war es zu spät, das kleine Corps des Generals Holzendorf, das seitwärts zur Rechten
i Rödchen mit den Franzosen handgemein geworden war, zu entsetzen. Von der Haupt=
acht abgeschnitten, wurde es geworfen und mußte sich am Nachmittage nach Apolda zurückziehen.
n Vierzehnheiligen entspann sich ein sehr hitziges Gefecht. Ney, von Lannes unterstützt,
mächtigte sich des Dorfes, ohne daß die preußische Infanterie im Stande war, es wieder
zunehmen. So wirksam waren die beiden Batterien, durch welche die Franzosen das
orf von beiden Seiten deckten, und so groß zeigte sich auch hier wieder von dem Isser=
dter Forst her die Ueberlegenheit der französischen Tirailleurs. Vollends als um Mittag
Isserstädt auch Augereau in den Kampf eingriff und die ersten Kolonnen Murat's und der
rden vor Vierzehnheiligen erschienen, reichte auch die größte Tapferkeit der preußischen
ldaten nicht mehr hin, dem jetzt doppelt überlegenen Feinde zu widerstehen. Grawert war
rch einen Prellschuß verwundet. Mit äußerster Anstrengung suchte Hohenlohe, niemals
pferer als in diesen Stunden, die Stellung bis zu dem Eintreffen Rüchel's zu halten. —
rgebens: der Feind umklammerte die beiden Flügel der preußischen Linie, immer frische
iter warf er auf die gelichteten Bataillone: der Rückzug wurde angetreten, der bald in Un=
dnung und Verwirrung ausartete.

Da langte um zwei Uhr Rüchel an. Schon bei Kapellendorf kamen ihm flüchtige Haufen
tgegen. Indessen geordneten Schrittes gingen die Regimenter vor und warfen die feindliche

Reiterei, welche gegen sie anstürmte, zurück: da empfing sie aus nächster Nähe ein mörderisches Kartätschenfeuer. Vollkommen vom Feinde überflügelt und erdrückt, vermochten sie nicht Stand zu halten. Rüchel selbst wurde verwundet; er wich jedoch nicht vom Schlachtfelde, bis der Rückzug seiner Truppen gesichert war. Da sprengte die feindliche Reiterei gegen sie an, und der Rückzug artete in wilde Flucht aus. Damit war auch das Schicksal der sächsischen Abtheilung entschieden, welche, mißvergnügt über vermeintliche Zurücksetzung, abzuziehen gedroht hatte: von allen Seiten angegriffen, wurde sie theils zersprengt, theils gefangen genommen.

Wol sammelten sich hier und da die geschlagenen Regimenter auf dem Rückzuge noch wieder: es war die Hoffnung, bei der nahen Hauptarmee Rückhalt zu finden, welche sie zusammenhielt. Als aber während des Rückmarsches die Kunde sich unter ihnen verbreitete, daß auch die Hauptarmee geschlagen wäre, da schien mit einem Schlage Alles verloren: der Rückzug artete in zügellose Flucht aus, Viele suchten in Erfurt Zuflucht, Viele trugen den fassungslosen Schrecken, der sie selbst erfüllte, in die Reihen der Bataillone der Hauptarmee, auf die sie am Morgen nach dem Unglückstage trafen. Dies unselige Zusammentreffen war es eben, was die Niederlage bei Jena so vollständig machte, was den Kampf der Hauptarmee zu einer Niederlage gestaltete.

Der Kampf bei Auerstädt. Der Marschall Davoust hatte von Napoleon den Befehl erhalten, gegen Apolda zu marschiren, um den Preußen bei Jena in den Rücken zu fallen. Dabei sollte ihn Bernadotte von Dornburg her, dessen Paß Hohenlohe unbesetzt gelassen hatte, unterstützen. Als nun am Morgen des 14. Oktober die preußische Hauptarmee unter dem Herzoge von Braunschweig von Auerstädt aufbrach, um den beabsichtigten Marsch nach der Unstrut anzutreten, so stieß sie bei Kösen auf die Franzosen, welche nicht blos den Kösener Paß, sondern in der Morgenfrühe auch schon den steilen Thalrand des linken Saaleufers besetzt hatten. Scharnhorst, zum Rekognosziren abgeschickt, brachte die Meldung, daß eine Linie französischer Infanterie mit klingendem Spiele heranrücke.

Die Franzosen hatten die Hochebene gewonnen und rückten in so ansehnlicher Stärke heran, daß der Kampf unvermeidlich schien.

Die preußische Armee bestand aus den drei Divisionen Oranien, Wartensleben und Schmettau, wozu noch zwei Reservedivisionen und Blücher mit seinem Husarenregiment kamen, der zur Führung der Avantgarde berufen war. Wartensleben und Oranien waren noch weit zurück. Die einzige Division des Grafen Schmettau formirte sich daher in langer Paradefront zur Schlacht. Während dessen aber begann Blücher schon den Angriff; seine reitende Batterie eröffnet auf die französischen Geschütze ihr Feuer, soweit es der dichte Morgennebel zuläßt. Er beschließt dann, den rechten Flügel des Feindes zu umgehen und die französische Infanterie in Flanke und Rücken zu fassen. Allein kaltblütig empfangen die französischen Carrés seinen Angriff. Seine Leute gerathen in die Schußlinie seiner eigenen Batterie: sie glauben sich von allen Seiten angegriffen; sie gehen zurück, die Ordnung löst sich auf. Noch einmal versucht der muthige General seine Reiter vorwärts zu bringen; jedoch vergebens, es waren Kürassiere, nicht seine „Rothen". Sein Pferd wird erschossen; auf einem Trompeterschimmel wirft er sich, eine Standarte in der Hand, den Flüchtigen entgegen; aber rechts und links flutet der Strom der Erschreckten an ihm vorüber, bis sie in bewaldeten Höhen einen Schutz erreicht zu haben glauben. Jetzt vernichtet ein französisches Regiment mit Leichtigkeit die preußische Batterie. In hellem Zorn begab sich Blücher zu dem König: aber sein Antheil an der Schlacht war vorüber.

Die Franzosen hatten das Defilé zwischen Kösen und Hassenhausen besetzt. Schmettau's Versuche, sie daraus wieder zu vertreiben, scheiterten, auch seine Angriffe auf das hart umstrittene Dorf Hassenhausen waren vergeblich. Es mußte das Herannahen der Division Wartensleben abgewartet werden; endlich nach 8 Uhr langte sie an. Ein erbittertes Ringen um Hassenhausen begann: furchtbar lichteten sich die Reihen der Preußen, während den gedeckten Stellungen der Franzosen nicht beizukommen war. Dem Grafen Wartensleben wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen und er selbst verwundet, Schmettau wurde getödtet.

Da empfing auch der Herzog von Braunschweig, wie er eben vor der Front des Bataillons Hanstein Befehle austheilte, eine Kugel in den Kopf, die, von der Rechten zur Linken dringend, ihn der Sehkraft beider Augen beraubte. Damit ging gerade jetzt alle Führung verloren, wo die preußischen Grenadiere in todverachtendem Ansturm eben in das Dorf eindrangen. Wenn da Oranien zur Stelle gewesen wäre! Prinz Wilhelm von Preußen machte mit einer Anzahl Schwadronen, die er gesammelt hatte, eine Attake, um der Infanterie Luft zu verschaffen.



Die Verwundung des Herzogs von Braunschweig. Zeichnung von Ludwig Burger.

Aber der Angriff wurde durch frisch heranrückende französische Regimenter abgeschlagen und der Prinz selbst verwundet. Nunmehr konnten sich auch die preußischen Divisionen, in den Flanken bedroht, nicht halten und wichen zurück. Viele Bataillone hatten sich vollständig verschossen. Da erschien der Prinz von Oranien mit seiner Division: Davoust warf ihm seine letzten Reserven entgegen und drängte ihn zurück. In diesem kritischen Momente bat Blücher den König um die Erlaubniß, dem Feinde nochmals mit der Kavallerie „auf den Leib zu gehen". Allein Friedrich Wilhelm schlug die Bitte ab: er befahl den Rückzug auf Weimar, um mit Hohenlohe zusammen am andern Tage die Schlacht zu erneuern. Und doch stand der linke Flügel der Preußen unter Scharnhorst's Führung noch unerschüttert:

mit Kartätschen erwehrte er sich der Angriffe der französischen Reiterei. Die Division Arnim vollends und die bei Sulza stehenden Bataillone waren noch gar nicht zum Schusse gekommen, während Davoust seine letzte Kraft hatte einsetzen müssen, um das Errungene zu behaupten.

Die preußische Armee ging, ohne die Sache auszumachen, auf Auerstädt zurück, wo auch viel gekämpft war. Im Angesichte des Dorfes nahm sie nochmals Aufstellung: dann trat sie den Rückzug an. „Die Armee des Königs siegte nicht", ist Scharnhorst's Urtheil, „wurde aber auch nicht eigentlich geschlagen."

Eine „regelrechte Bataille" war der Kampf bei Auerstädt so wenig wie die Schlacht bei Jena. Einzeln wie sie anlangten, wurden hier wie dort die preußischen Corps dem Feinde entgegen geworfen — und geschlagen. Von einem Zusammenwirken der Abtheilungen, von einem Schlachtplane war nirgends die Rede. Das war die durch nichts zu ersetzende Schuld der Führer. Auf die „Federbüsche" warf daher auch mit Recht das Volk seinen Haß.

Das war nun das Verhängnißvolle, daß die von Auerstädt zurückgehenden Preußen von dem Schrecken der Flüchtlinge von Jena angesteckt, in deren Flucht gewissermaßen mit hineingerissen wurden. Erst das Zusammentreffen des Unglücks von Jena mit dem Mißerfolge von Auerstädt, während gerade jede der beiden Armeen an der andern Rückhalt zu finden gehofft hatte, machte die Niederlage so groß, so wahrhaft niederschmetternd. Nicht die Armeen Preußens waren blos besiegt: man kann sagen, daß an dem Unglückstage des 14. Oktober die Monarchie Friedrich's des Großen zu Grunde ging.

Der Rückzug der preußischen Truppen. Tausende von Flüchtlingen suchten sich in die nächste preußische Festung, nach Erfurt, zu retten. Hier trafen der greise Feldmarschall Möllendorf und der Prinz von Oranien mit dem Herzoge von Weimar zusammen, der darauf drängte, die Flüchtigen über Langensalza der Armee wieder zuzuführen. Kaum aber zeigten sich am Mittage des 15. Oktober die ersten Spitzen des Ney'schen Corps vor der Stadt, so gaben Möllendorf und der Prinz jeden Gedanken eines Widerstandes auf: noch in der Nacht wurde die Kapitulation der Festung unterzeichnet, welche den starken Platz mit 10,000 Mann ohne Schwertstreich dem Feinde überlieferte. Nur Karl August führte sein Corps vorher gegen Norden von dannen.

Führerlos umherirrend fielen ganze Abtheilungen der Hohenlohe'schen Armee den Franzosen in die Hände; anderen gelang es die Hauptarmee zu erreichen. Diese hatte der König in der Richtung auf Weimar zurückgeführt. Als er aber am Abend die Trauerbotschaft von der Niederlage Hohenlohe's und Rüchel's erhielt, änderte er die Marschrichtung. In einem angestrengten Nachtmarsche, häufig nahe an den französischen Bivuaks vorüber, unter steter Gefahr eines Zusammenstoßes mit den Feinden, wurde Sömmerda erreicht. Von hier richtete sich der Marsch auf Magdeburg. Allein der König wählte, angeblich der größeren Sicherheit wegen, dorthin den Umweg über den Harz. In Sondershausen traf Hohenlohe bei dem Könige ein und erhielt nunmehr das Kommando über den Rückzug der ganzen Armee, nur daß die Nachhut unter den Befehl des Generals Kalckreuth gestellt wurde. Der Fürst erhielt den Befehl, die Reservearmee des Herzogs von Württemberg an sich zu ziehen, Berlin zu sichern und hinter der Oder mit den jetzt auch aus Ostpreußen heranziehenden Truppen Stellung zu nehmen.

Den abziehenden Preußen waren die Franzosen unter Soult hart auf den Fersen. Bei Weißensee waren sie nahe daran, die Nachhut von der Armee abzuschneiden, so daß Kalckreuth schon an Kapitulation dachte: habe doch, meinte er, der König ausdrücklich befohlen, nicht zu schlagen. Mit größter Bestimmtheit indeß trat ihm Prinz August von Preußen entgegen. — „Wenn der König verboten hat zu schlagen", rief er dem Kleinmüthigen zu, „so hat er uns doch auch nicht befohlen, uns zu ergeben, ohne zu schlagen, was unerhört wäre in der preußischen Geschichte." Auch Blücher, der Graubart mit der Jünglingsseele, sprach sich scharf gegen Kalckreuth aus: unter Waffen grau geworden, verstehe er doch, sagte er, in einer Viertelstunde zu sterben, wenn die Pflicht es gebiete. So wurde denn wirklich, wenn auch unter Beschwerden und Verlusten, der Marsch auf Nordhausen fortgesetzt.

Hier wurde beschlossen, daß die Armee, um Magdeburg schneller zu erreichen, in getrennten Abtheilungen über den Harz gehen solle. Blücher übernahm es auf Scharnhorst's dringende Bitte, den erhaltenen Rest von Artillerie, noch 41 Geschütze, mit einigen hundert Reitern und Infanteristen um den Harz herum über die Elbe zu bringen. Er führte die Franzosen in die Irre, so daß sie seine Spur verloren, und brachte am 24. Oktober seine Geschütze bei Sandau glücklich über die Elbe, ohne auch nur einen Protzkasten verloren zu haben.



Versprengte Truppen in Erfurt. Zeichnung von A. Beck.

Während die geschlagenen Truppen, eine verworrene Menschenmenge, viele ohne Gewehre nd Munition, ohne Ordnung und Verpflegung, ohne Vertrauen auf ihre Führer, den Rück-eg nach der Elbe suchten, hatte Bernadotte auch die Reservearmee des Prinzen Eugen von Bürttemberg über den Haufen geworfen. Am 17. Oktober griff er sie mit drei Divisionen :i Halle an. Mit der größten Tapferkeit kämpften die Preußen gegen die große Ueber-acht: vergebens, sie wurden geschlagen und mußten in regellosem Rückzuge auf Magdeburg ırückgehen.

Am 20. Oktober langte Hohenlohe in Magdeburg an, wo nun noch einmal 37,000 lann zusammen waren. Allein für die Verpflegung einer solchen Truppenzahl war nichts rbereitet; allenthalben herrschte die größte Unordnung, zahllose Troßwagen versperrten e Straßen.

Am folgenden Tage verließ Hohenlohe die Festung mit einer Armee von 41 Bataillonen ıd 155 Schwadronen. Sein Ziel war Stettin. Aber mit jedem Marschtage schwand die rmee mehr ein: Nachts, wenn sie ihre heimatlichen Kantone berührten, schlichen sich die

Soldaten scharenweis von dannen. „Der König hat jüngere Leute", hörte man wol die altgedienten Soldaten sagen, „mögen die die Sache ausmachen!"

Während dessen waren auch die Franzosen an der Elbe angelangt: Davoust und Augereau bei Wittenberg, Lannes und die Garden bei Dessau. Ney nahm Stellung vor Magdeburg, und Soult schickte sich zur Verfolgung der abziehenden Gegner an. Da traf auch der Herzog von Weimar mit seiner Division nach langem Marsche über das Eichsfeld und Stendal an der Elbe ein, um sie nach Blücher's Beispiel bei Sandau zu überschreiten. Dank der Tapferkeit des Obersten York gelang es. York wußte mit seinen Jägern durch ein ebenso tapfer wie geschickt geleitetes Gefecht bei Altenzaun (am 26. Oktober) die Feinde so lange festzuhalten, bis der Herzog den Uebergang bewerkstelligt hatte. Nunmehr aber gab Karl August auf das ausdrückliche Geheiß des Königs den Befehl über seinen Heerhaufen an den General Winning ab; denn Napoleon verlangte von ihm, daß er in sein Land zurückkehre, wenn er es nicht verlieren wolle.

Für Hohenlohe kam Alles darauf an, seinen Marsch so zu beschleunigen, daß seine flüchtige und ungeordnete Armee vor einem Zusammenstoße mit dem eifrig nachdrängenden Feinde bewahrt würde. Dennoch wählte er statt des geraden Weges nach Stettin den Umweg über Neustadt an der Dosse, der ihn einen Marschtag kostete. Es war der Oberst Massenbach, sein Generalstabschef, der ihn so schlecht berieth und überhaupt in der Bestimmung der Märsche und Quartiere Fehler auf Fehler häufte, so daß die Truppen, abgehetzt und hungrig, den Rest ihres Vertrauens zu ihrer Führung verloren. Am 28. Oktober wurde Prenzlau erreicht. Da zeigten sich zur Seite französische Reiter, die Spitzen von Murat's Corps. Ein kleines Gefecht entspann sich. Massenbach hielt einen rekognoszirenden Umritt. Er sah die Situation als höchst bedenklich an, in wenigen Augenblicken, meinte er, werde die Einschließung der Preußen vollendet sein. Sah er doch in seiner völligen Fassungslosigkeit Franzosen da, wo gar keine standen. Der Fürst hatte eine persönliche Unterredung mit Murat, der auch Lannes beiwohnte. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort", versicherte ihn, lebhaft mit den Händen gestikulirend, der phantasievolle Gaskogner, „daß Sie von 100,000 Mann eingeschlossen sind." Diese sinnlosen Uebertreibungen machten doch Eindruck auf den Fürsten Hohenlohe: ihm schien es unrecht, nur um seines Ruhmes willen — als ob es sich nicht um mehr gehandelt hätte! — das Leben von Tausenden aufs Spiel zu setzen. So entschloß er sich zu kapituliren: 10,000 Mann Fußvolk und 1800 Reiter setzten ihre Gewehre zusammen und ergaben sich, während die Franzosen mit dem Jubelgeschrei „vive l'empereur" die Luft erfüllten, als kriegsgefangen. Das war das Nachspiel zu Jena! Mehrere kleine Abtheilungen jedoch, die es wagten, weiter zu marschiren, gelangten glücklich nach Stettin.

Blücher's Entschluß. Am Abend des 24. Oktober stellte sich Blücher, nachdem er glücklich die 41 Geschütze über die Elbe gebracht, in der Begleitung Scharnhorst's in Neustadt im Hauptquartiere des Fürsten Hohenlohe wieder ein und bat um weitere Verwendung. Man ließ ihm die Wahl, ob er die Reiterei oder die Nachhut der Armee anführen wolle. Er wählte das Letztere, nur daß er auch noch sein Regiment rother Husaren der Nachhut zutheilen ließ.

Unter den größten Entbehrungen und Strapazen hatte er nun Hohenlohe den Rücken zu decken. Mehrmals kam es vor, daß Soldaten eines Corps, völlig erschöpft, auf dem Marsche todt zu Boden stürzten. Am 28. Oktober traf auch er bei Lychen auf den Feind. Allein seine „Rothen" warfen die Franzosen kräftig zurück und machten sogar einige Gefangene. Am Abend langte er vor Boitzenburg an, das schon von den Franzosen besetzt war. Blücher drohte mit einem Angriffe: da zogen es die Franzosen vor, ihm die Stadt zu räumen. Nach achtzehnstündigem Marsche läßt er hier seine Leute einige Stunden ausruhen; aber schon um 3 Uhr Morgens wird wieder zum Aufbruche geblasen: nur noch ein Tagemarsch ist bis Prenzlau zu machen. Aber bald stößt er auf Versprengte der Hohenlohe'schen Armee, die ihm die Schreckenskunde bringen, daß der Fürst kapitulirt habe.

Wahrhaft niederschmetternd wirkte die Nachricht von Hohenlohe's Kapitulation auf alle Generale, welche noch mit kleineren Abtheilungen im Felde standen: am 29. ergaben sich

Hagen und Poser mit 4000 Mann bei Pasewalk, am 1. November Bila bei Anklam, andere Abtheilungen bei Wolgast, selbst die 41 Kanonen, die Blücher gerettet hatte, wurden jetzt unversehrt bei Boldekow den Franzosen überliefert. Auch Blücher's Corps war sehr abgemattet, er ging nach Boitzenburg zurück; zwei Stunden von ihm stand Murat, im Rücken und in der Flanke Bernadotte: aber an Kapitulation dachte der Wackere keinen Augenblick: er berieth sich mit Scharnhorst, wohin sie den Marsch der Zehntausend, die sie um sich gesammelt, zu richten hätten. Bernadotte ließ ihn zur Ergebung auffordern: mit derber Entschiedenheit verbat er sich solche Zumuthungen.

Gebhard Lebrecht von Blücher, am 16. Dezember 1742 zu Rostock geboren, war der jüngste Sohn eines ehemaligen hessen-kassel'schen Rittmeisters. Die Mittel des Vaters waren äußerst schmale, so daß die neun Kinder des Hauses ohne jegliche Verwöhnung aufwuchsen; er beschränkte seine Erziehung auf strengste Gewöhnung an Ehrenhaftigkeit und militärische Ordnung, während die fromme Mutter, eine geborene von Zülow, dem Knaben jene Liebe zu Gottes Wort einflößte, die auch das Herz des Greises noch in den Nöthen und Gefahren des Lebens erfrischt und gestärkt hat. In der Rostocker Stadtschule lernte er sein „Bischen Latein", aber die Geheimnisse der hochdeutschen Sprachweise und Rechtschreibung wollten sich ihm nicht recht erschließen, da im Elternhaus und in der Schule gewöhnlich plattdeutsch gesprochen wurde. Der Unterschied von mir und mich blieb ihm stets gleichgiltig. Und doch war der Knabe ungewöhnlich begabt: er besaß eindringende Verstandesschärfe, klare Auffassung, ein starkes Gedächtniß und große Gewandtheit im Ausdruck. Im Verkehr mit seinen Schulkameraden trat nicht selten seine natürliche Beredsamkeit zu Tage, durch die er sie nach seinem Willen lenkte.



Gebhard Lebrecht von Blücher.

Vierzehnjährig schloß er die Zeit seiner Schulbildung ab. Er verlebte jetzt anderthalb Jahre in fröhlicher Ungebundenheit bei seinem Schwager, dem Kammerjunker von Krackwitz, auf der damals schwedischen Insel Rügen und trat dann, noch nicht 16 Jahre alt, als Junker in das schwedische Husarenregiment Graf Sparre ein. Als solcher kämpfte er während des siebenjährigen Krieges in Pommern gegen die Preußen. Da begegnete es ihm in dem Gefecht bei Neumühl am 29. August 1759, daß mehrere Husaren von dem Freicorps des Obersten Belling ihn umringten; sein Pferd, verwundet, bäumte sich auf und warf seinen Reiter ab. Ein Belling'scher Husar packte den schmächtigen schwedischen Kornet, hob ihn vor sich aufs Pferd und führte ihn als Gefangenen fort.

So gerieth Blücher in preußische Kriegsgefangenschaft. Indeß der Oberst Belling, übrigens sein Verwandter, fand Wohlgefallen an dem kecken Junker: er veranlaßte, daß Blücher nach angemessener Regelung seiner Verhältnisse den schwedischen Dienst quittirte und bei den Belling'schen (schwarzen) Husaren, die auf ihrem hohen Filzhute die Devise „Vincere aut mori" trugen, als Kornet eintrat. Damit war nun Blücher auch der Gegner seiner Heimat geworden, denn Mecklenburg hielt es mit den Feinden Preußens. Belling, ein ausgezeichneter Soldat, wußte bald das offene, ungestüme Gemüth des Jünglings zu gewinnen und zu zügeln: ihm verdankt Blücher für seine militärische Ausbildung das Meiste. Im April 1762 — Blücher

war 1760 Sekondeleutnant und anderthalb Jahre später Premierleutnant geworden — fanden die Kämpfe mit Schweden ihren Abschluß. Die Belling'schen Husaren wurden nun der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen zugetheilt. Hier fand Blücher mehrfach Gelegenheit sich hervorzuthun. In der Schlacht von Freiberg aber erhielt er durch einen Granatsplitter eine so schwere Verwundung am Fuß, daß er fast bis zum Friedensschlusse in Leipzig zur Heilung weilen mußte.

Nach dem Hubertusburger Frieden kamen die Belling'schen Husaren, im Jahr 1764 statt ihrer schwarzen eine rothe Uniform erhaltend, nach Stolp in Pommern in Garnison. — Hier und später in Bütow verbrachte Blücher sieben Jahre einförmigen Garnisonlebens. — Dann riefen ihn die polnischen Wirren ins Feld. Sie gaben ihm die Gelegenheit, in dem Gefecht bei Schneidemühl besonderen Ruhm zu ernten; selbst der König erklärte ihn bei der nächsten Revue für einen tüchtigen Offizier. 1771 wurde Blücher Stabsrittmeister. Allein bei dem Aufrücken zum Major überschlagen, forderte er ungestüm seinen Abschied: er erhielt ihn Ende 1772, nicht durch die oft genannte, aber erdichtete Kabinetsordre, daß er sich zum Teufel scheren könne, sondern durch den schlichten Bescheid des Generals Lollhöfel, „daß Se. Königl. Majestät ihn seiner Dienste entlassen“ habe.

Ein anderes Leben begann jetzt für Blücher: aus dem schneidigen Husaren wurde ein wackerer Landmann. Er verheirathete sich mit Karoline von Mehling und übernahm zunächst von seinem Schwiegervater eine Pachtung. Sein rühriges Schaffen hatte Erfolg: bald gelangte er zu eigenem Besitz, er kaufte das Gut Groß-Raddow in Hinterpommern. Mit aller Treue und gutem Erfolge bewirthschaftete er sein Gut, daneben beschäftigte er sich aus Standesinteresse mit der Hebung des ritterschaftlichen Kredits, so daß die Stargarder Landschaft ihm das Amt eines Deputirten bei der Landschaftsdirektion übertrug. So gewann er eine gewisse Vielseitigkeit und Einsicht in Verwaltungsverhältnisse, die ihm später trefflich zu statten gekommen ist: es war die Zeit, in welcher seine Anschauungen und Neigungen bestimmte Färbung und Festigkeit erhielten. Aber im Kriegswesen erkannte er sein Element; mit brennendem Eifer trachtete er danach, wieder Soldat zu werden. Immer wieder wandte er sich an den König und bat um Wiederaufnahme in das Heer. Allein theils erhielt er gar keine Antwort, theils schrieb der alte Fritz kurz auf die Eingaben: „Ist nichts!“ Jedoch überwies er, um dem ehemals so trotzigen Stabsrittmeister seine gute Meinung auszudrücken, ihm 9550 Thaler zur Melioration seiner Güter zu dem Zinsfuße von einem Prozent.

Erst König Friedrich Wilhelm II. erfüllte die unablässig wiederholte Bitte: Blücher wurde 1787 als Major in das vordem Belling'sche, jetzt Schulenburg'sche Husarenregiment wieder eingestellt. Als solcher machte er sofort den kurzen Feldzug gegen die holländischen „Patrioten“ mit. 1788 wurde er Oberstleutnant, 1790 Oberst. Da traf ihn ein schwerer Schlag: er verlor 1791 seine von ihm auf das Innigste geliebte Frau.

Der Krieg gegen Frankreich brach aus: auch Blücher zog mit seinen rothen Husaren an den Rhein. Mit dem Kommando über die preußischen Vorposten betraut, wußte er, wenn er auch an den großen Schlachten nicht Theil nahm, doch mit Kühnheit und Geschick manchen Handstreich auszuführen. Neben dem Erbprinzen von Hohenlohe und dem Generalmajor von Rüchel nannte man ihn bald unter den kriegseifrigsten Offizieren. Sein Ehrentag aber war der 28. Mai 1794, an dem er mit seinem Vorpostencorps das 6000 Mann starke Corps Desaix's bei Kirrweiler in die Flucht schlug. Vierzehn Tage danach wurde er zum Generalmajor und Chef seines Husarenregiments ernannt, das während der Rheincampagne allein 11 Kanonen und 5 Fahnen erobert und 3327 Gefangene gemacht hat, ohne selbst einen einzigen Offizier zu verlieren. Blücher's Name war in Aller Munde.

Nach dem Frieden fiel es ihm zu, den nördlichsten Theil der Demarkationslinie zu beobachten. Er nahm sein Hauptquartier in Emden, wo er nicht müde wurde seine Truppen einzuüben und zu rechter Zucht zu gewöhnen, bis es „wieder losginge“. Hier schloß er seine zweite glückliche Ehe mit der 31 Jahre jüngeren Amalie von Colomb; hier schrieb er in schlichter Einfachheit und größter Bescheidenheit und mit der strengsten Wahrhaftigkeit sein

„Campagne-Journal der Jahre 1793 und 1794." Der König aber lohnte seine großen Verdienste dadurch, daß er ihm das Gut Duninow bei Kowno mit fünf Nebengütern schenkte; Blücher verkaufte einige Jahre später diese „Gratialgüter" für 140,000 Thaler. Auch sonst liebte er es, häufig seinen Besitz zu wechseln: ein Spielen um hohen Einsatz, wie er denn gern die Eintönigkeit des Garnisonlebens durch die Aufregung hohen Spielens sich belebte.

Ihm ward, nachdem er 1801 Generalleutnant geworden war, die unerfreuliche Aufgabe, die durch den Reichsdeputationshauptschluß Preußen zugesprochenen Theile des Bisthums Münster militärisch zu besetzen. Er entledigte sich des Auftrages mit solchem Geschicke, daß nicht gar lange danach das Domkapitel und die Stände des Bisthums von dem Könige sich Blücher zum Gouverneur erbaten. So kam Blücher als Gouverneur nach Münster. Hier wohnte er mit dem Freiherrn vom Stein, der Präsident von Westfalen war, in einem Hause: bald verband die Wackeren eine enge Freundschaft. Als Stein 1804 Minister wurde, erbat sich Blücher von dem Könige zum Präsidenten und Hausgenossen den „kleinen Kammerpräsidenten Vincke in Ostfriesland", den er wohl kannte als einen „Menschen mit einem kleinen Körper, aber einem brauchbaren Geist und von großer Autorität." Der König erfüllte ihm gern diesen Wunsch. Denn in Berlin war Blücher sehr wohl gelitten: der König schätzte ihn seit den Rheinfeldzügen außerordentlich, und die Königin Luise erkannte in ihm den heldenmüthigen Sinn, sie fand Wohlgefallen an dem lebensfrischen, munteren General, der trotz seines ergrauenden Haares auf den Hofbällen wie ein Leutnant tanzte.

Mit wahrhafter Verehrung aber standen seine Soldaten zu Blücher. Die mannhafte Gestalt — er war 5 Fuß 9 Zoll groß — imponirte: die hohe Stirn, der schwermüthige, aber in der Erregung aufflammende Blick verrieth den bedeutenden Mann; seine Ungezwungenheit, seine Gerechtigkeit und seine Milde gewannen die Herzen; seine hohe militärische Begabung, seine Heldenkühnheit, sein Patriotismus, seine seltene Charakterfestigkeit und Lebensklugheit befähigten ihn zu dem Höchsten.

Von Münster nun berief ihn der Ausbruch des Krieges nach Thüringen auf den Kriegsschauplatz, auf welchem in jähem Sturze der preußische Staat zusammenbrach.

Blücher's Rückzug. Jetzt, nach Hohenlohe's Kapitulation, saß Blücher mit Scharnhorst zusammen, rathschlagend, was nun geschehen solle. Nach der Oder sich durchzuschlagen, schien unmöglich. Es wurde also beschlossen, statt rechts auf Prenzlau vielmehr links auf Neustrelitz zu marschiren, sich im Mecklenburgischen mit dem Corps des Generals Winning zu vereinigen und dann den Weg nach Magdeburg oder nach Hameln zu suchen, um durch Operationen im Rücken des Feindes einen großen Theil der feindlichen Streitkräfte von dem Osten Preußens abzuhalten, bis sich neue Truppen jenseit der Weichsel gesammelt und die Russen genähert hätten.

So richtete sich denn nun der Marsch nach Norden. In der Nähe des Müritzsees gelang die Vereinigung mit Winning, so daß Blücher jetzt 21,000 Mann unter seinem Befehle hatte; aber sie waren erschöpft, abgerissen und nur theilweise mit ausreichender Munition versehen. Zudem folgte ihnen Bernadotte und jetzt auch Soult auf den Fersen. Indessen Oberst York, der Führer der Nachhut, gab den Franzosen am 1. November bei Nossentin eine so derbe Lektion, daß sie einstweilen von Angriffen Abstand nahmen. So schnell es nur der Zustand seiner Truppen erlaubte, zog nun Blücher durch Mecklenburg, um die Elbe zu erreichen, bevor die Franzosen ihm den Weg dorthin verlegen könnten. Allein bald stand ihm nur noch der Weg nach Hamburg offen. Doch viel näher lag Lübeck, hinter dessen Festungswerken er hoffen durfte, für seine Truppen einige Tage Ruhe zu finden, deren sie auf das Dringendste bedurften.

Die Stadt war neutral. Als am 5. November die ersten preußischen Husaren davor anlangten, fanden sie die Thore verschlossen: ohne Weiteres hieben sie sie ein. Blücher selbst erschien vor dem versammelten Senat, sprach sein Bedauern aus, die Stadt auf einige Tage berühren zu müssen, erbat sich aber Geld, Proviant und Schuhe für seine Leute. Der Bürgermeister Plessing betonte zwar in seiner Antwort die Neutralität der Hansestadt, erklärte jedoch, daß man, gezwungen durch die Nothwendigkeit, der Uebermacht weiche, und der Senat sandte eine Bewillkommnungsdeputation in Blücher's Hauptquartier im „Goldenen Engel" und lieferte

ihm nach Kräften, was er verlangte. Sofort gingen nun die Preußen daran, die Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen, doch hatten sie weder Geschütze noch Munition. Da rückte gegen das Burgthor Bernadotte heran, und von Ratzeburg her nahten Soult und Murat. Zwar gelingt es Blücher am nächsten Morgen, die Angriffe der beiden Letzteren abzuweisen, aber das Burgthor fällt in die Hände der Franzosen, die sich nun um Mittag in die Stadt ergießen. Ein wilder Straßenkampf erhebt sich; Scharnhorst wird gefangen genommen und York schwer verwundet zu Boden geworfen. Blücher wird gezwungen, durch das Holstenthor sich aus der Stadt zurückzuziehen, die um vier Uhr ganz in der Hand des Feindes ist. Er nimmt sein Hauptquartier im Pfarrhause zu Ratkau, mit Vorbereitungen zu dem Marsche nach Travemünde beschäftigt, unter dessen Befestigungen er sich mit seiner Reiterei schlagen will, so lange noch die Munition ausreicht. Allein der Herzog von Oels versichert ihm in der Nacht, daß Travemünde schon in Feindeshand sei. Da sieht der greise Held keinen Ausweg mehr: seine Truppen sind bis auf 8000 Mann zusammengeschmolzen, aufs Aeußerste erschöpft, ohne Brot, ohne Munition. Dennoch verwirft er die Kapitulation, die Bernadotte ihm anbietet. Indeß in der Frühe des 7. November beginnen die Franzosen ihren Angriff von Neuem. Außer Stande, sich zu vertheidigen, nimmt er jetzt die Kapitulation an. „Ich kapitulire", setzt er schmerzbewegt, während Fieberschauer ihn schütteln, darunter, „weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe". Mit fliegenden Fahnen zieht das preußische Corps vor den französischen Regimentern vorüber, dann liefert es die Waffen ab und ergiebt sich in Kriegsgefangenschaft. Nur Blücher's rothe Husaren zerbrechen lieber ihre Säbel, als daß sie dem Feinde sie abliefern.

Gelungen war es dem Heldenkühnen, drei ganze Armeecorps der Franzosen auf längere Zeit von der Oder fern zu halten. Aber größer war es, daß er gezeigt hatte, was preußische Soldaten unter rechter Führung vermöchten. Als eine wahre Erquickung empfand man Blücher's Zug in ganz Preußen inmitten der schmählichen Muth- und Kopflosigkeit, die sonst allenthalben zu Tage trat. Blücher hat die Preußen gelehrt, an sich nicht zu verzweifeln. „Ich habe gesehen", schrieb Scharnhorst, „daß man mit Muth und Willenskraft Alles überwindet."

Blücher's Rückkehr. Vier Monate mußte Blücher in Hamburg warten, während Scharnhorst schon am folgenden Tage frei gegeben wurde, bis seine Auswechselung gegen den General Victor erfolgte. Wie erschreckte damals der gefangene Löwe den französischen Bevollmächtigten Bourrienne durch den Freimuth, mit dem er seine sichere Erwartung eines baldigen Umschwunges der europäischen Angelegenheiten, d. h. den Sturz Napoleon's, zu ihm aussprach! Und wie begeisterte er am 10. März 1807 die bei dem preußischen Gesandten von Grote versammelten patriotischen Freunde, als er mit dem Glase in der Hand sich erhob — es war der Geburtstag der Königin Luise — und auf die Herrlichkeit hinwies, mit der Preußen aus dieser kurzen Zeit der Prüfung und des Ungemachs hervorgehen würde.

Endlich am 22. März 1807 durfte der grimme Franzosenhasser Hamburg verlassen; er wollte zu seinem Könige, der jetzt fern im Osten weilte. Berlin aber durfte er auf der Reise nicht berühren, weil dort die Stimmung eine solche war, daß die Franzosen den Ausbruch einer allgemeinen Volkserhebung von dem Erscheinen des greisen Helden besorgten. Unterwegs, in seinem Hauptquartier zu Finkenstein, lud Napoleon den gefeierten General zu sich ein, um ihn persönlich kennen zu lernen. Merkwürdiges Zusammentreffen! Gewiß ahnte Napoleon nicht, vor seinem dereinstigen Ueberwinder zu stehen. Die Unterredung der beiden großen Feldherren fand am 22. April statt; sie dauerte über eine Stunde; Niemand war dabei zugegen. Die Verständigung war nicht ganz leicht, denn Blücher verstand wol einigermaßen Französisch, sprach es aber nicht. Doch bemühte sich der Kaiser auf alle Weise, ihn zu verstehen, wie von ihm verstanden zu werden. Mit großer Vertraulichkeit und Verbindlichkeit sprach sich Napoleon aus, faßte Blücher mehrfach, wie er pflegte, wenn er eifrig wurde, an den Rockknopf, reichte ihm zweimal die Hand und drückte ihm seine Freude aus, den bravsten preußischen General kennen zu lernen. Das verfehlte doch des Eindrucks auf den Alten nicht. „Er ist ein verfluchter Kerl", sagte er nachher halb unzufrieden mit sich selber, „so charmant, daß ich gar

nicht an einen Haß gegen ihn dachte!" Aber den Auftrag des Kaisers, den König von Preußen zum Frieden zu stimmen, war er weit entfernt auszurichten.

In Bartenstein traf Blücher am 27. April den König. Friedrich Wilhelm empfing ihn mit wahrer Herzlichkeit; er küßte ihn wiederholt und gab ihm den schwarzen Adlerorden. Dann nahm er ihn bei der Hand und führte ihn zum Kaiser von Rußland. Mit hinreißenden Worten entwarf ihm Blücher seinen Plan, bei dem Zustande, in dem er die französische Armee gesehen hätte, den Krieg sofort mit allem Nachdruck wieder aufzunehmen und den Franzosen im Rücken die Erhebung des Volkes zu entfachen. Alexander wurde ganz dafür eingenommen: Blücher, meinte er, solle sich darüber mit Bennigsen verständigen. Aber der russische Oberfeldherr war für kühne Entschließungen unempfänglich und sprach nur davon, Preußen, „dies elende Land", zu verlassen. Mit zornfunkelnden Augen stand der alte Haudegen auf. „So? also auf die Manier wollt ihr den Krieg führen?" warf er verächtlich dem Russen hin. Mit einer Handbewegung forderte er seine Begleiter zum Weggehen auf: „Hier ist Alles verloren", sagte er laut, „wir sind verrathen und verkoft!" und verließ in unwilliger Erregung das Zimmer.



General Kalckreuth.

Die Festungskapitulationen. Und doch stand damals noch Preußens Hoffnung allein auf Rußland. Denn die fassungslose Bestürzung, die nach dem Unglückstag von Jena in den militärischen Kreisen Preußens um sich gegriffen, hatte die schmählichsten Früchte gezeitigt: die festen Plätze des Königreichs, welche Ausgangspunkte eines neuen Widerstandes hätten werden sollen, fielen fast ohne Schwertstreich in die Hand des Feindes.

Unter dem Eindrucke der Kapitulation Hohenlohe's überlieferte der einundachtzigjährige General Romberg, sobald sich nur die Franzosen zeigten, ihnen die starke Festung Stettin. Es waren Reiter von der leichten Kavallerie Murat's, die den altersschwachen Kommandanten so erschreckten, daß er mit seinen 120 Kanonen und seiner 6000 Mann starken Besatzung keinen Widerstand mehr wagte. Mit Recht konnte Napoleon höhnen, daß, wenn man jetzt Festungen mit Kavallerie einnehme, er ja seinen Ingenieuren und seiner schweren Artillerie den Abschied geben könne. Das war am 29. Oktober.

Schon vier Tage zuvor waren die Franzosen, ohne Widerstand zu finden, in Spandau eingedrungen, bevor noch die Kapitulation unterzeichnet war. Zwar hatte der Kommandant, Major Benekendorf, dem Könige versichert, er werde die Festung halten und dem Feinde nur die Trümmer überlassen: jetzt aber war seine vornehmste Sorge, seine Hühner in Sicherheit zu bringen.

Am 1. November überlieferte Oberst Ingersleben das fast uneinnehmbare Küstrin den Franzosen, die nicht einmal Schiffe hatten, um über die Oder herüberzukommen. Durch den Verlust von Stettin und Küstrin war jetzt die Oderlinie unhaltbar geworden und alles Land bis zur Weichsel den Feinden preisgegeben. Nur hinter der Weichsel war jetzt noch die Neuorganisirung des Widerstandes möglich.

Am 8. November kapitulirte auch Preußens Hauptfestung, das starke Magdeburg. Mit 23,800 Mann Besatzung, 6563 Pferden und 600 Geschützen wagte trotz reichlicher

Vorräthe an Munition und Proviant der dreiundsiebzigjährige General Kleist keinen längeren Widerstand gegen Ney, der kaum halb so stark war und dem es völlig an Material zur Belagerung einer so großen Festung gebrach. 19 Generale — freilich zusammen 1300 Jahre alt — geriethen außer Kleist dadurch in Kriegsgefangenschaft.

In Hameln verlangte die Besatzung, daß man sich vertheidige. Allein der feige Kommandant, der fünfundsiebzigjährige General Schöler, von Alter und Angst zu Boden gedrückt, überlieferte die Festung am 19. November heimlich den Franzosen. Da brach in den Truppen die Wuth der Verzweiflung aus: sie setzten den eindringenden Franzosen Widerstand entgegen, aber sie wurden überwältigt. Manche schossen in sinnlosem Zorn ihre Kugeln dem Kommandanten in die Fenster, Andere zerschmetterten ihre Gewehre an den Steinen. Weinend nahmen sie — es war ein brandenburgisches Regiment — Abschied von ihren Offizieren. Zwei Brüder aber, Warnawa mit Namen, von der Kompagnie des Hauptmanns Britzke, Soldatensöhne, setzten sich gegenseitig das Gewehr auf die Brust und erschossen sich, um die Schmach der Ergebung nicht zu überleben.

Am 25. November kapitulirte General Strachwitz in Nienburg. Dann folgten nach kurzer schwacher Gegenwehr im Winter die schlesischen Festungen: Glogau am 2. Dezember, Breslau am 5. Januar 1807, Brieg am 17. Januar. Auch das sehr feste Schweidnitz ergab sich nach dreitägiger Beschießung an Vandamme am 16. Februar: eine Feigheit, für die das Kriegsgericht den Kommandanten, Oberstleutnant Hacke, zum Tode verurtheilte.

Und doch, wenn man genauer abwägen will, war es nicht sowol persönliche Feigheit, was das Verhalten dieser Festungskommandanten bestimmte, als vielmehr ein Ausdruck der Verrottetheit der inneren Zustände Preußens. Sie waren Edelleute von gutem Namen, ihrem Könige bisher treu ergeben, in Ehren grau geworden. Sie waren in ihrer Jugend tüchtig auf den Dienst dressirt worden; dann hatten sie Andere dressirt, hatten scharf zugesehen, daß die Knöpfe blank und die Zöpfe von der rechten Länge waren; über das geistlose Einerlei des Dienstes reichte ihr geistiger Horizont nicht hinaus. Freilich waren sie alt, aber doch noch nicht so alt, daß sie kindisch gewesen wären. Aber gewöhnt, auf den Bürger, den Beamten vornehm herabzusehen, hatten sie in dem Gefühle eines privilegirten Standes sich abgeschlossen; sie wußten nichts von Staat und Volk, für sie gab es nur König und Armee. Jetzt aber war die Armee zerschlagen, der König an der fernsten Grenze seines Reiches: so überkam sie das Gefühl völliger Vereinsamung, die trostlose Ansicht, daß nichts mehr vorhanden wäre, wofür sie sich zu schlagen hätten. Damit verloren sie allen inneren Halt und sanken jäh zur Gemeinheit herab, für die es keine Entschuldigung giebt.

Um so mehr Ruhm darum gebührt Jenen, welche trotz des altpreußischen Systems einer strengen Sonderung von Soldat und Volk in der Stunde der Noth vor sittlichem Bankrott sich bewahrten. General Steensen hielt Neiße Monate lang: er kapitulirte erst am 16. Juni. General Kalckreuth vertheidigte Danzig bis zum 26. Mai. Glücklicher als diese Wackeren war Graf Götz in Glatz, der mit Hülfe der Freischaaren, die er in den benachbarten Bergen ins Leben rief, sich bis zum Friedensschluß behauptete. Auch dem greisen General L'Homme de Courbière in Graudenz gelang dies, der auf die Kunde, die so Manchem die Fassung raubte, daß es keinen König von Preußen mehr gäbe, ruhig erwiederte: „So bin ich König von Graudenz!" Freilich, daß es dann immer noch ein Preußen gab, fiel dem alten braven Holländer nicht ein. Ruhm über alle aber hat das kleine Kolberg errungen, wo es die Bürgerschaft war, welche den Kapitulationsgelüsten des beschränkten und unsicher schwankenden Kommandanten, Oberst Lucadou, mit erfolgreichem Nachdruck sich widersetzte.

Napoleon in Berlin. Noch von Sömmerda aus schrieb König Friedrich Wilhelm an den Kaiser Napoleon, von dem er während des Auerstädter Kampfes einen Brief voller freundschaftlicher Ergüsse über die Segnungen des Friedens erhalten, und bat ihn, zugleich einen Waffenstillstand vorschlagend, um Mittheilung der Bedingungen, unter welchen der Kaiser „alles Das der Vergessenheit anheim geben wolle, wodurch das Mißverständniß zwischen ihnen herbeigeführt worden sei." Indessen Napoleon erwiederte darauf, daß er den Waffenstillstand

zwar ablehne, zu Friedensverhandlungen jedoch in Berlin bereit sein würde. Bevor nun dem Könige noch diese Antwort zuging, sandte er von Magdeburg aus — die Verfolgung der Franzosen zeigte ihm ja, daß der Waffenstillstand abgeschlagen war — den Marquis Luchesini an Napoleon, um Friedensverhandlungen mit ihm einzuleiten. Er selbst begab sich nach Küstrin, wo er mit der tiefgebeugten, aber unverzagten Königin zusammentraf, und setzte dann mit ihr zusammen seine Reise nach Ostpreußen fort; denn von hier aus galt es, den neuen Widerstand gegen den siegreichen Feind zu organisiren.

Alles Land bis an die Elbe und bald auch bis an die Oder war indessen dem erbarmungslosen Sieger preisgegeben. Ueberall herrschte die Gewalt der Bajonnete, rücksichtslose Requisition und Verachtung aller göttlichen und menschlichen Rechte. Die Bevölkerungen, ausgesogen und gemißhandelt, seufzten schwer unter dem Druck, der ihnen das Mark auspreßte. Jetzt lernte auch Preußen und mit ihm Norddeutschland die Franzosen als Sieger kennen! 159 Millionen Francs wurden an Kontributionen ausgeschrieben. In Leipzig wurden alle englischen Waaren aufgespürt und konfiszirt, in Halle wurde die Universität aufgehoben und sämmtliche Studenten auf der Stelle aus der Stadt gejagt, weil sie mit burschikoser Ungenirtheit sich herzugedrängt hatten, um sich den einreitenden Sieger anzusehen. Am 25. Oktober war Napoleon in Potsdam: aus der Gruft Friedrich's des Großen nahm er dessen Degen, Ringkragen und Ordenssterne weg, um sie dem Invalidenhotel in Paris als Trophäe zuzusenden. Am 27. hielt er in **Berlin**, das Davoust schon zwei Tage zuvor besetzt hatte, durch das Brandenburger Thor die Linden entlang seinen Einzug in das königliche Schloß. Unter dröhnenden Trommelwirbeln wurden in feierlichem Aufzuge hinter ihm die eroberten preußischen Fahnen einhergetragen; wie eine Viehherde trieb man das ehedem so glänzende Regiment der Gensdarmen, entwaffnet, abgerissen und halb verhungert, die Linden hinab. Alle die reichen Vorräthe an Kriegsmaterial und Plänen fielen dem Sieger in die Hände. Der Gouverneur von Berlin, Graf Schulenburg-Kehnert, hatte sich begnügt, das Unglück, welches den preußischen Staat betroffen, den Bürgern durch das berufene Plakat anzuzeigen: „Der König hat eine Bataille verloren; die erste Bürgerpflicht ist Ruhe!" und dann die Stadt verlassen, indem er den Grafen Hatzfeld zu seinem Stellvertreter ernannte. Nicht einmal die Kanonen aus dem Zeughause waren gerettet.

Als Siegestrophäe ließ Napoleon das Viergespann der Victoria, Schadow's herrliches Werk, von dem Brandenburger Thore herunter nehmen und nach Paris senden, wo es dann, in Kisten verpackt, in einem Schuppen verschwand, bis die Preußen es sich wieder holten. Nur eine eiserne Haltstange blieb hochaufgerichtet auf dem Thore stehen, für die Berliner, wie Friedrich August Wolf meinte, fortwährend ein Stachel.

Die Beamten mußten dem Sieger den Eid der Treue leisten; Stadt und Land wurde wie eine französische Präfektur verwaltet. Graf **Hatzfeld** wurde wegen hochverrätherischer Korrespondenzen verhaftet, die sich jedoch sofort zu einem sehr harmlosen Rapport an den König enthüllten. So konnte denn Napoleon billig, wie er es liebte, Großmuth üben und der Gräfin, die ihn auf den Knieen um das Leben des Angeschuldigten bat, den Gatten zurückgeben.

In der Bevölkerung gab sich eine gewisse Genugthuung darüber kund, daß dem skandalösen Uebermuth der Junker und Gardeoffiziere so schmählich ein Ende gemacht war. Das war begreiflich; aber es fehlte auch nicht an erbärmlicher Kriecherei vor dem Sieger. Eine einzige Unterredung machte Johannes von **Müller**, den Lobredner schweizerischer Freiheit, zu einem begeisterten Verehrer des Franzosenkaisers, so daß sein alter Freund Friedrich Gentz voller Empörung ihm die Freundschaft aufkündigte.

Indeß wenige Monate genügten, und die Stadt der aufgeklärten Ueberbildung, der frivolen Kritik war nicht wieder zu erkennen. War bei dem Einzuge der Franzosen die Stimmung der Bürgerschaft eine gedrückte, die Haltung der höheren Stände dagegen eine vielfach zustimmende gewesen, so ging jetzt, wo man die Franzosen bei sich hatte, ein dumpfes Grollen durch **alle** Stände. Das Klagelied um den Prinzen Louis Ferdinand wurde zum Volksliede, das die Leierkasten auf allen Höfen spielten, am Geburtstage der Königin Luise waren alle Häuser den

Franzosen zum Trotz hinter leichten Vorhängen illuminirt; athemlos lauschte Alles auf Nachrichten von dem Kriegsschauplatze in Ostpreußen. Die französischen Gewalthaber glaubten jeden Tag eine Volkserhebung erwarten zu müssen, einen Losbruch des patriotischen Zornes, der in den Gemüthern wogte. Und die nichtswürdigen Schmähungen der Siegesbulletins Napoleon's gossen immer noch Oel in die verhaltene Glut.

Napoleon's Machtsprüche. Wie anders dagegen war die Stimmung iu den neugewonnenen Provinzen der preußischen Monarchie! In Hannover wurden jetzt eilfertig die schwarzen Adler von den öffentlichen Gebäuden herabgenommen und die Entfernung der altpreußischen Beamten mit schadenfroher Genugthuung begrüßt; im Bisthum Münster riß man mit Jubel die schwarzweißen Schlagbäume nieder. So wenig hatte hier das preußische Regiment sich angewurzelt. Die Provinzen wurden jetzt wie alles preußische Land bis an die Elbe vorläufig dem französischen Kaiserreiche einverleibt.

Das gleiche Schicksal traf das oranische Fürstenthum Fulda. Und das 24. Bulletin (vom 31. Oktober) sprach die Entthronung der braunschweigischen Dynastie aus. „Ich will", meinte Napoleon nachher, „diese Welfen in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen sind." Der schwer verwundete Herzog mußte seine Hauptstadt, wohin er sich von dem Auerstädter Schlachtfelde aus hatte bringen lassen, als Flüchtling verlassen, um in der Fremde eine Zuflucht zu suchen. Zu Ottensen bei Altona ist er im folgenden Monat gestorben.

Fast hätte damals auch der wackere Karl August von Sachsen-Weimar sein Land verloren, weil er wie der Herzog von Braunschweig in preußischen Kriegsdiensten stand. Indeß das ebenso würdige wie entschiedene Auftreten der Herzogin Luise machte Eindruck auf den erzürnten Sieger, und die nahe Verwandtschaft mit dem badischen Fürstenhause verlangte Rücksicht. So behielt der Herzog sein Land, den preußischen Dienst aber mußte er verlassen.

Keinerlei Rücksicht dagegen erfuhr der Kurfürst von Hessen-Kassel, welcher in zweideutiger Neutralität „an beiden Ufern hatte fischen wollen": jetzt kam es ihm heim. Mortier rückte von Fulda, Ludwig von Holland von Paderborn her in das Kurfürstenthum ein, das kurhessische Militär wurde entwaffnet und der Kurfürst Wilhelm mußte, des Thrones für verlustig erklärt, am 1. November Kassel verlassen. In Böhmen fand er eine Freistatt, bis die Zeiten sich wieder gewandelt hatten.

So sehr diese Maßregeln als Strafe erschienen, so waren sie doch eben so sehr Vorsicht. Denn es entging dem Eroberer keineswegs, daß hier im Nordwesten Deutschlands ein ganz anderes Geschlecht von Deutschen wohnte, als die lenksamen und gelehrigen Süddeutschen waren. Hier fand er ein zähes, eigenartiges, dem Fremden abgeneigtes Volksthum, protestantische Kultur, altständische Verfassungen, fest angewurzelte Fürstenhäuser. Darum griff er hier mit viel größerer Schärfe als im Süden ein, um des Landes und Volkes sich zuverlässig zu versichern. Auch die übrigen kleinen Fürsten des Nordens war Napoleon willens zu entfernen; sie erschienen ihm nur als Vasallen Preußens. Indessen der Krieg nahm so wenig den gewünschten Lauf für ihn, daß es ihm vor Allem wichtig wurde, die Kontingente dieser Fürsten zu seiner Verfügung zu bekommen. Daher gab er ihren Bitten und Talleyrand's Vorstellungen, der für sie gewonnen war, nach und entschied in Posen, wo er sich damals befand, daß sie die Selbständigkeit behalten sollten, Alle bis zu den kleinsten herab, wenn sie sofort dem Rheinbunde beitreten, d. h. ihre Mittel an Geld und Mannschaft für seine Zwecke aufwenden wollten. Doch blieb er ihnen stets ein gestrenger Herr: von Vergrößerung für irgend einen von ihnen war niemals die Rede. Nur für den Grafen von Lippe-Bückeburg fiel damals die Fürstenwürde ab: in dem Vertrage war kurzweg von den beiden Fürsten von Lippe die Rede; und dieser Irrthum blieb unberichtigt.

Nur zu Kursachsen gestaltete Napoleon das Verhältniß anders. Der Schutz Sachsens hatte ja für ihn den Vorwand zu dem Kriege gegen Preußen hergeben müssen, und der Kurfürst Friedrich August hatte ihm auch schon in Paris anzeigen lassen, daß er nur aus Zwang dem Bündnisse mit Preußen beitrete. Jetzt galt es für Napoleon, aus dem alten Nebenbuhler Brandenburgs ein Gegengewicht gegen dessen überwiegenden Einfluß in Deutschland zu machen.

Die kriegsgefangenen Sachsen wurden sofort in Freiheit gesetzt, das Land zwar zunächst durch Kontributionen und Requisitionen gehörig ausgepreßt, dann aber am 11. Dezember 1806 mit einem Frieden beschenkt, durch den es sofort in den Rheinbund aufgenommen und verpflichtet wurde, 6000 Mann zum Kriege gegen Preußen zu stellen. Der Kurfürst empfing die Königswürde. Vergrößerungen in Polen wurden für ihn in Aussicht genommen, und, um eine Aussöhnung mit Preußen unmöglich zu machen, ihm das preußische Land Kottbus überwiesen.

Die Kontinentalsperre. So war Preußen aus Deutschland hinausgewiesen. Wirksame Unterstützung konnte es nur noch von den fremden Mächten, von Rußland und England, erwarten. Und wirklich hatte der König von England in einer Deklaration die Erneuerung des Kampfes gegen Frankreich angekündigt und die englische Nation aufgefordert, alle ihre Kräfte zum Kampfe anzustrengen: denn England sei das Bollwerk der Freiheit des Menschengeschlechts. Hierdurch auf das Heftigste erbittert, schickte Napoleon sich an, England, das seinem Schwerte unerreichbar war, durch eine Gewaltmaßregel unerhörter Art zu treffen: er wollte den englischen Handel vernichten.

Schon in dem 15. Bulletin vom 23. Oktober hatte er gedroht, England in „Kontinental-Blockadezustand" zu erklären; am 24. November erließ er wirklich von Berlin aus das Blockadedekret gegen England. Durch dasselbe wurden die britischen Inseln nun wirklich in Blockadezustand erklärt; jeder Verkehr mit ihnen, jede Korrespondenz dorthin wurde verboten; alle nach England oder an einen Engländer bestimmten Sendungen, sogar alle in englischer Sprache geschriebenen Briefe sollten auf den Posten angehalten werden; jeder englische Unterthan sollte in den von Frankreich oder dessen Bundesgenossen besetzten Ländern kriegsgefangen sein, alle aus englischen Fabriken oder aus englischen Kolonien kommenden Waaren, alles Eigenthum englischer Unterthanen sollte konfiszirt werden; kein Fahrzeug, das aus England oder einer englischen Kolonie käme, sollte in einem kontinentalen Hafen zugelassen, alle falschen Angaben aber kurzweg mit Konfiskation bestraft werden. Die Hälfte des Ertrages aller Konfiskationen sollte zur Entschädigung der Kaufleute verwendet werden, denen Schiffe durch englische Kaper weggenommen wären. Endlich sollten alle diese Bestimmungen nicht nur für Frankreich, sondern auch für die Königreiche Spanien, Etrurien, Neapel und Holland und die übrigen Verbündeten Frankreichs gelten.

Natürlich wäre, wenn diese Maßregel wirklich zur Durchführung gekommen wäre, England von einem großen Theile des europäischen Kontinents abgesperrt worden. Allein sehr bald bekam das System große Lücken; nicht nur, daß Rußland und Portugal den Anschluß an die Kontinentalsperre gegen England ablehnten, sondern auch innerhalb der Machtsphäre Frankreichs entwickelte sich bald ein äußerst schwunghafter Schmuggel mit englischen Waaren. Immerhin zwar empfing der Handel eine sehr empfindliche Schädigung, aber fast noch größer waren mittelbar die Verluste, welche das System dem französischen Handel brachte. Immer wieder und immer dringender bat daher der Handelsstand Frankreichs um die Aufhebung der Sperre, aber starrsinnig beharrte der Gewalthaber, in leidenschaftlichem Hasse gegen England befangen, auf seinen kurzsichtigen Gedanken. So war der trotzige „Leopard" nicht niederzuwerfen.

Die Charlottenburger Konvention. Die nächste Folge war vielmehr, daß England, durch das Blockadedekret auf das Aeußerste gereizt, sich jetzt um so mehr nun Preußen näherte, das, zwar tief gebeugt und weit zurückgedrängt, doch noch nicht vernichtet war. Aber wie lange würde Preußen sich noch halten können? Die Streitkräfte, welche ihm geblieben, waren gering, und die versprochene russische Hülfe verzögerte sich von Woche zu Woche.

Es war begreiflich, daß unter diesen Umständen das Verlangen nach Frieden im Hauptquartier des Königs allgemein war; auch der König war bereit, den Frieden, wenn auch mit großen Opfern, zu erkaufen. Er beauftragte Lucchesini, als er ihn von Magdeburg zu Napoleon entsandte, Hannover, Bayreuth und die preußischen Besitzungen links von der Weser mit Ostfriesland als Friedenspreis anzubieten. Auf dem Marsche nach Potsdam empfing Napoleon den preußischen Abgesandten; aber den Friedensantrag wies er zurück. Da entschloß sich denn Friedrich Wilhelm zu noch größeren Opfern. Von Küstrin aus sandte er nochmals

Lucchesini mit dem General Zastrow an Napoleon mit dem Erbieten, sogar bis zur Elbe Verzicht zu leisten und zehn Millionen Francs zu zahlen.

Napoleon war im Begriffe in Charlottenburg zu Pferde zu steigen, um seinen Einzug in Berlin zu halten, als die preußischen Unterhändler dort anlangten. Er fragte den General, ob die Russen schon die preußische Grenze überschritten hätten, und brach, als dieser es für möglich erklärte, in die raschen Worte aus: „O, wenn die Russen kommen, so marschire ich gegen sie und will sie schlagen.“ Die beiden Bevollmächtigten aber wies er an, mit Duroc zu unterhandeln. Vor wenig Tagen erst hatte sich Napoleon dem Frieden geneigt erklärt, wenn Preußen die Elbgrenze annehme, Verzicht auf alle Beziehungen zu anderen deutschen Staaten leiste und 100 Millionen Kontribution bezahle. Jetzt genügte das bei Weitem nicht mehr; jeder neue Erfolg erhöhte die Begehrlichkeit der Franzosen: sie verlangten jetzt auch die Auslieferung aller Festungen bis zur Weichsel, den Rückmarsch der Preußen bis in den fernsten Nordosten und die Zusicherung, das der König auch die Russen zum Rückmarsche bestimmen wolle. Vollkommen wehrlos sollte sich Preußen dem Kaiser zu Füßen legen. Lucchesini und Zastrow gingen darauf ein und unterschrieben die Konvention, welche unter diesen Bedingungen Preußen nicht den Frieden, sondern nur einen Waffenstillstand gewährte. Duroc begleitete sie, als sie sich in das preußische Hauptquartier zurückbegaben, um die Zustimmung des Königs einzuholen.

Am 21. November wurde die Charlottenburger Konvention dem Könige in Osterode vorgelegt. Er versammelte seine Staatsmänner und Kriegsführer zur Berathung. Haugwitz sprach sich für den Waffenstillstand aus; Kalckreuth, Geusau, Schrötter, die Generale, stimmten ihm zu. Aber die Nichtmilitärs waren dagegen. Der Minister Graf Voß machte geltend, daß man sich durch die Annahme der Bedingungen von Rußland trennen und zur Vernichtung der Monarchie beitragen werde. Dieser Meinung war auch der Minister vom Stein, und der Kabinetsrath Beyme legte mit Klarheit die Nutzlosigkeit des Waffenstillstandes dar.

Man kann sagen, Preußen stand in diesem Augenblicke an einem Wendepunkte seiner Geschichte: würde es sich jetzt an Napoleon's Gnade dahingeben oder das Aeußerste wagen? Friedrich Wilhelm war kein Mann der kühnen Entschlüsse; aber instinktiv ahnte er, daß Napoleon es auf die Vernichtung der politischen Stellung Preußens, auf seine Unterjochung, abgesehen habe — und er verwarf den Waffenstillstand und die Konvention. Die Zeit der Franzosenthümelei war abgethan: Duroc reiste enttäuscht von Osterode ab. „Ew. Majestät“, schrieb Napoleon darauf von Posen an den König, „haben alle Negociationen abgebrochen. Die Zukunft wird entscheiden, ob Sie die bessere und wirksamere Partei ergriffen haben.“

Die Scheide war fortgeworfen: der Krieg entflammte von Neuem. Friedrich Wilhelm verließ Osterode und begab sich nach Pultusk, wo die Russen standen.

Die Bewegung unter den Polen. Der Preußenkönig fand bei den Russen bereites Entgegenkommen. Nicht blos die 70,000 Mann Hülfstruppen, die ihm früher schon zugesagt waren, und die, wenn sie zur rechten Zeit an dem Kampfe Theil genommen hätten, das Mißverhältniß zwischen den französischen und preußischen Streitkräften würden ausgeglichen haben, sollten sich jetzt in Marsch nach Preußen setzen, sondern die doppelte Zahl wurde dem Könige zugesichert und selbst der Armee des Generals Michelsen, welcher gegen die Türken im Felde stand, wurden 2 Divisionen entzogen. Denn Rußland fühlte durch die von Napoleon angeregten Bewegungen unter den Polen sich jetzt selbst auf das Ernstlichste bedroht: daher seine Willfährigkeit nicht blos ein Hülfscorps zu senden, sondern in Wahrheit den Kampf gegen Napoleon, da die preußische Armee nur noch 25,000 Mann zählte, so gut wie allein auf sich zu nehmen.

Seit den Tagen des Unterganges der Selbständigkeit ihres Vaterlandes hatten die Polen sich gewöhnt, in Frankreich ihren Beschützer zu sehen. Schon in den Heeren des Direktoriums hatten in Italien nicht wenig Polen mitgefochten. Auch jetzt stand unter Dombrowski eine polnische Legion in französischem Dienste. Auf Veranlassung Napoleon's, der sich selbst vorsichtig zurückhielt, erließ der General am 1. November 1806 eine Proklamation an die Polen,

in welcher er in hochtönenden Worten das mißhandelte Volk aufforderte, zum Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit auszuziehen. Mehrere alte Genossen Kosciuszko's unterzeichneten den Aufruf; selbst den Namen des alten Polenhelden setzte man darunter. Er protestirte dagegen, aber soweit Napoleon's Macht reichte, versagte jede Zeitung dem Proteste die Aufnahme. Davoust's Einmarsch in Posen am 3. November unterstützte den Aufruf. In lodernder Begeisterung ergriffen die Bewohner des preußischen Polen die Waffen, die Warschauer voran, verjagten die preußischen Beamten, überwältigten die wenig zahlreichen Besatzungen von Kalisch, Czenstochau und anderen Orten und sandten eine Deputation nach Berlin, um von Napoleon die Wiederherstellung Polens zu erbitten. Der Kaiser ermahnte sie zur Eintracht und zum Waffendienste, vermied es aber, ihnen etwas Bestimmtes zu versprechen. Dombrowski organisirte die Aufständischen zu Bataillonen und Regimentern, denn aus der Heimat wie aus der Fremde strömten, von stolzen Hoffnungen erhoben, die Polen in Menge ihm zu. — Unter dem begeisterten Jubel des polnischen Volkes hielt Napoleon am 27. November 1806 in Posen und am 2. Januar 1807 in Warschau seinen Einzug. Er hatte erreicht, was er wollte: er hatte die polnischen Provinzen von der preußischen Monarchie abgerissen, ohne daß es ihn auch nur einen Schuß gekostet hatte.

Zwar legte sich bald die stürmische Begeisterung der Polen, als sie sahen, daß durchaus nichts für die Wiederbelebung des polnischen Reiches geschah. Nicht einmal der Name Polen wurde erneuert: nichts als vage Versprechungen empfingen sie, so daß sich bald ein großer Theil des polnischen Adels, enttäuscht und verstimmt, von dem Franzosenkaiser wieder abwandte. Aber doch war die Bewegung zu bedeutend gewesen, als daß nicht Rußland hätte mit Recht besorgen sollen, sie jeden Tag nach dem russischen Polen sich fortpflanzen zu sehen.

Der Anmarsch der Russen. Das setzte nun die Russen in Bewegung. Die ersten russischen Truppen waren unter General Bennigsen am 15. November an der Weichsel angekommen und hatten hier von Warschau bis Plock Stellung genommen, während die kleine preußische Armee unter General L'Estocq die untere Weichsel deckte. Nunmehr aber setzte sich auch die zweite russische Armee unter dem Grafen Buxhöwden in Marsch, und von Süden her zog die Hälfte von Michelsen's Heere heran. Den Oberbefehl über diese gesammte Streitmacht führte Graf Kamensky. Allein der greise Feldmarschall verfiel, kaum bei dem Heere angelangt, in Irrsinn. Er befahl den allgemeinen Rückzug nach Wilna, erklärte den Soldaten vom Pawlow'schen Grenadierregiment, sie seien verrathen und könnten nichts Besseres thun, als schleunigst nach Hause zu laufen, und machte sich dann selbst eilfertigst wieder auf den Weg in die Heimat, ohne über den Heeresbefehl irgend etwas Anderes zu verfügen, als daß er Bennigsen sagte, er habe sich unter Buxhöwden zu stellen.

In dieser Verwirrung drängten die Franzosen über die Weichsel. Es kam zu wiederholten Zusammenstößen mit den Russen; aber das schlechte Wetter und die Grundlosigkeit aller Wege in Polen hemmten die Kriegsführung. Dazu kam, daß Bennigsen, welcher mit allen Mitteln den Oberbefehl sich zuzuwenden strebte, die Vereinigung der beiden russischen Armeen absichtlich hintertrieb. Erst als er seine Ernennung in Händen hatte, gelang ihm der immer vergebens versuchte Uebergang über den Narew. Jetzt erst gingen die Russen wirklich vor, drangen in Ostpreußen ein und vereinigten sich mit den Preußen L'Estocq's, die bis dahin mit zäher Tapferkeit die Weichselübergänge im Kulmer Lande gegen die Franzosen vertheidigt hatten. Damit brachen alle Greuel des Krieges über das unglückliche Ostpreußen herein: die Roheit der russischen Soldaten wurde eine furchtbare Geißel für das Land, während ihre Offiziere mit Verachtung auf Alles herabsahen, was preußisch war.

Die Schlacht bei Preußisch-Eylau. Die Absicht Bennigsen's war, die Franzosen, welche unter Ney und Bernadotte bis gegen den Pregel hin sich vorgeschoben hatten, von der Gegend von Königsberg aus gegen die untere Weichsel zurückzudrängen, die belagerten Festungen Danzig und Graudenz zu entsetzen und Verbindung mit Kolberg zu eröffnen. Wirklich wurde auch Bernadotte am 25. Januar 1807 bei Mohrungen zurückgeworfen, und die verbündeten Armeen breiteten sich bis gegen Thorn und Graudenz aus.

Napoleon verließ auf die Kunde hiervon unverzüglich Warschau. Er wünschte die Entscheidung, denn es entging ihm nicht, daß seine an rasche Erfolge und das Wohlleben des Südens gewöhnten Soldaten unter den Leiden des rauhen Winterhimmels murrten, daß die Zahl der Kranken sich erschreckend vermehrte, und daß die Siegeszuversicht des Heeres ins Wanken kam. Am rechten Weichselufer setzten sich die französischen Armeecorps nordwärts in Bewegung, um die Russen von Königsberg abzuschneiden. Infolge dessen zog sich Bennigsen wieder gegen Königsberg zurück. So wurde der Zusammenstoß unvermeidlich. Am 7. Februar langten Murat und Soult vor dem ostpreußischen Städtchen Preußisch-Eylau an, vor welchem sich die russische Nachhut unter dem Fürsten Bagration aufgestellt hatte, während sich auf den Anhöhen hinter dem Städtchen die russische Armee in Schlachtstellung erst ordnete. Ein heftiger Kampf entspann sich: Bagration wurde in die Stadt hineingedrängt. In den Straßen setzte sich der Kampf, ebenso erbittert wie mörderisch, fort: trotz zähester Gegenwehr wurden die Russen gezwungen, die Stadt zu räumen. Da erhielt Bagration von Bennigsen den Befehl, den Ort, es koste, was es wolle, wiederzunehmen: mit Todesverachtung führte der Fürst seine Russen in den Kampf zurück, trieb die Franzosen wieder aus der Stadt hinaus und war am Abend Herr des Platzes. In der Nacht aber gab er ihn auf Befehl des Oberfeldherrn freiwillig wieder auf, um seinen Platz in der Schlachtaufstellung einzunehmen.

Mit dem Grauen des nächsten Morgens begann die Schlacht auf den schneebedeckten Fluren östlich von Eylau mit einer heftigen Kanonade. Gegen 9 Uhr ließ dann Napoleon Augereau zum Angriffe vorgehen; allein in dem dichten Schneegestöber verfehlte dieser die Richtung und sah sich plötzlich dem russischen Centrum gegenüber, das ihn mit einem furchtbaren Kartätschenfeuer empfing und dann das Corps mit dem Bajonnete bis unter die Mauern von Eylau zurücktrieb. Eine Abtheilung der Russen drang sogar in der Hitze der Verfolgung, durch das Schneegestöber irregeführt, bis zu dem Kirchhofshügel hinter der Stadt vor, von dem aus Napoleon die Schlacht leitete. Murat mußte jetzt vorgehen; wirklich gelang es, wenn auch nur unter großen Verlusten, seinen Reitern, die andringenden Russen aufzuhalten. — Dann begnügte sich Napoleon wieder mit einer Kanonade, denn er wartete auf das Eintreffen der Corps von Davoust und Ney.

Es war Mittag, als Davoust, durch die verschneiten Wege aufgehalten, auf dem Schlachtfelde anlangte und sofort vorrückte, um den linken Flügel der Russen im Rücken zu fassen, während St. Hilaire ihn von vorn angriff. Durch das Kreuzfeuer furchtbar dezimirt, konnten die Russen nicht lange Widerstand leisten: immer weiter wichen sie nordwärts zurück; immer siegesgewisser drängten die Franzosen nach, besetzten das Dorf Kutschitten und bedrohten damit schon die russische Rückzugslinie. — Da langten die Preußen unter L'Estocq an. — Vier Meilen waren sie in der Nacht und der Morgenfrühe marschirt, als sie auf die Avantgarde Ney's stießen. Auf Scharnhorst's Anordnung, welcher Stabschef L'Estocq's war, begnügten sie sich einige Compagnien und Schwadronen mit der Aufgabe zurückzulassen, Ney aufzuhalten: die Hauptmasse des Corps zog unaufhaltsam weiter. Es war Mittag vorüber, als sie auf dem Schlachtfelde eintrafen. Sofort gingen sie zum Sturme auf Kutschitten vor und trieben den Feind hinaus. Hinter dem Dorfe in einem Birkenwäldchen hatte sich die Division Friant festgesetzt: mit klingendem Spiele, das Bajonnet gefällt, drangen die Preußen in das Wäldchen ein und jagten, ohne einen Schuß zu thun, die Franzosen hinaus. Kaum gelang es Davoust, seine flüchtigen Bataillone wieder zum Stehen zu bringen und auf den rechten französischen Flügel zurückzuführen.

Mit Einbruch der Nacht langte endlich auch Ney an: so lange hatte ihn die kleine Schar der Preußen aufgehalten. Die Schlacht war zu Ende, aber nicht entschieden. Die Russen zogen sich auf Königsberg zurück, ohne daß die Franzosen es wagten, sie zu verfolgen. Die Preußen blieben die Nacht über in Kutschitten stehen, dann folgten sie den Russen. Napoleon blieb einige Tage in der Nähe von Eylau, ohne irgend etwas zu unternehmen, denn die Stimmung in der französischen Armee war gedrückt und freudlos. Es war das erste Mal, daß sie unter Napoleon's Führung nicht gesiegt hatte! An das Siegesbulletin, das Napoleon

nach Paris sandte, glaubte von denen, die dabei gewesen waren, Niemand. Und auch die Pariser Börse nahm die „Siegesnachricht" mit einem allgemeinen Fallen der Kurse auf!

Neue Verhandlungen. Napoleon hatte im Sinne gehabt, eine Schlacht wie bei Austerlitz oder Jena zu liefern: statt dessen war er auf einen Widerstand gestoßen, den er nicht zu überwinden vermochte. Das änderte für ihn die Sachlage durchaus. Jetzt lag ihm Alles daran, Preußen von der russischen Waffengemeinschaft abzuziehen. Es war noch nicht lange her, daß er mit der Absetzung des Hauses Hohenzollern gedroht hatte: jetzt sandte er, acht Tage nach der Schlacht, mit einem fast freundschaftlich klingenden Schreiben den General Bertrand an den König.

Henri Bertrand, geboren 1773, hatte als Nationalgardist am 10. August 1792 an der Vertheidigung der Tuilerien Theil genommen, sich später aber an Napoleon angeschlossen.



Murat's Angriff in der Schlacht bei Preußisch-Eylau. Zeichnung von C. Delort.

Er hatte die Expedition nach Aegypten mitgemacht und galt bei dem Kaiser sehr viel. Sein zuvorkommendes Wesen, seine Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung sollten jetzt mithelfen, den König von Preußen und dessen Berather für den Abschluß eines Separatfriedens mit Frankreich günstig zu stimmen.

Der König befand sich in Memel. An der äußersten Grenze der Monarchie hatte die königliche Familie ihren ärmlichen Hofstaat aufschlagen müssen. In wildem Schneesturm, selbst leidend, war die Königin mit den Kindern über das Eis des Kurischen Haffes ihrem Gemahl dorthin nachgeeilt, vor den Franzosen flüchtend. Hier nun bot Bertrand dem Könige die Rückgabe seines Reiches an. Napoleon, sagte er, werde seine Ehre darin suchen, den König in den Besitz seiner Landschaften und seiner Rechte wieder einzusetzen; er werde ihm Alles zugestehen, was dazu gehöre, daß der König seinen Rang unter den europäischen Mächten wieder einnehme. Auch die polnischen Provinzen werde er zurückerhalten, denn der Kaiser habe sich überzeugt, daß die Polen unfähig seien, einen unabhängigen Staat zu bilden. Die einzige Bedingung sei, daß Preußen unverzüglich mit Frankreich Frieden schlösse.

Drei Tage danach — am 19. Februar — fand bei dem Könige über diese Anträge eine Berathung statt, zu welcher auch Rüchel, der Kommandant von Königsberg, und Hardenberg, der seit langer Zeit von allen Staatsgeschäften ausgeschlossen gewesen, zugezogen wurden. General Zastrow, der damals als Nachfolger von Haugwitz die auswärtigen Angelegenheiten leitete, war ganz dafür, der Stimme der Versuchung zu folgen. Aber Friedrich Wilhelm, durch Hardenberg's Ausführungen bestärkt, ließ sich nicht wankend machen: er hielt an Rußland fest. Denn, meinte er mit Recht, nach der Besiegung Rußlands würde Preußen ganz von der Gnade Napoleon's abhängig sein. Oberst Kleist, der spätere Sieger von Nollendorf, wurde mit der ablehnenden Antwort des Königs nach Osterode in das französische Hauptquartier gesandt. Napoleon empfing sie mit sichtlicher Aufregung.

Der russische Minister Budberg sprach dem Könige seine Bewunderung über die Festigkeit aus, die er „trotz der unerhörtesten Unglücksschläge" bewahre. Und am 2. April erschien Kaiser Alexander selbst am Hofe in Memel, von dem Königspaare mit herzlicher Freude bewillkommnet. Noch an demselben Nachmittage begab er sich in Person zu Hardenberg, um mit ihm die ganze Lage der Dinge zu besprechen. Weitere Besprechungen folgten: der Kaiser ging ganz auf die Gedanken Hardenberg's ein, eine Koalition zu Stande zu bringen, deren geringstes Ziel „die Entfernung der Franzosen über den Rhein und die Begründung eines Defensivsystems in Deutschland" wäre. Der erste Schritt zu ihrer Verwirklichung war der Abschluß einer Konvention zwischen Preußen und Schweden im Hauptquartiere Bennigsen's zu Bartenstein am 20. April 1807, durch welche sich Preußen verpflichtete, zur Unterstützung Schwedens eine kleine Armee nach der Insel Rügen zu schicken. Dann erneuerten Preußen und Rußland am 26. April ebenfalls in Bartenstein ihren alten Waffenbund. Das Ziel ist die Unabhängigkeit Deutschlands. Um Deutschland wie sich selbst vertheidigen zu können, soll Preußen in dem Besitzstande von 1805, jedoch mit besserer Grenzumrandung, wieder hergestellt werden. Zu dem Behufe vereinbaren die beiden Mächte, daß keine ohne die andere die Waffen niederlegen soll.

Damit hing zusammen, daß Hardenberg jetzt zum leitenden Minister für alle Angelegenheiten Preußens, besonders die diplomatischen und die mit dem Kriege zusammenhängenden Geschäfte, ernannt wurde. Die letzten Reste der alten Kabinetsregierung, die sich zwischen den König und seine Minister eingeschoben hatte, wurden mit dem Kabinetsrath Beyme entfernt: Hardenberg wird die Seele der preußischen Politik. Unablässig ermahnt er aber auch den Kaiser Alexander zur Standhaftigkeit: indem er für Preußen kämpfe, schreibt er ihm, kämpfe er doch zugleich für seinen eigenen Ruhm und seine eigene Existenz! Fast ist's, als ob ahnungsvolle Sorge seine Seele durchzöge.

Karl August Freiherr von Hardenberg war im Jahre 1750 zu Essenrode im Lüneburgischen geboren. Durch weite Reisen gebildet, ein Mann von Talent und Regsamkeit, Theil nehmend an allen Geistesströmungen der vorwärtsdrängenden und reformlustigen Zeit, gelangte er in der Verwaltung seines hannoverschen Heimatlandes bald zu Bedeutung. Der kecke Plan, sich die Stelle des bei dem Könige in London residirenden hannoverschen Ministers zu erwerben, führte ihn nach London. Indeß das Liebesverhältniß, in welches sich seine leichtsinnige Frau mit dem Prinzen von Wales einließ, brachte einen so großen Skandal zu Wege, daß er sich veranlaßt sah, den hannoverschen Staatsdienst aufzugeben und in die Dienste des Herzogs von Braunschweig zu treten. Hier bewährte er sich, begeistert für die Idee eines gemeinnützigen, ordnenden, fürsorgenden Staates, als ein rüstiger Vorkämpfer für die landesfürstliche Gewalt gegen die eigensüchtigen und jedem Fortschritt unzugänglichen Landstände. Indessen auch hier war nach mehreren Jahren seine Stellung unmöglich; die Ursache lag in seinen häuslichen Verhältnissen. Er wurde von seiner Frau geschieden und verheirathete sich gleich darauf mit einer Dame, die, wie man wissen wollte, sich seinetwegen von ihrem bisherigen Gemahle hatte scheiden lassen. Auf Empfehlung des preußischen Ministers Hertzberg stellte ihn der Markgraf Alexander von Ansbach und Bayreuth an die Spitze der Verwaltung seiner Länder, eine Stellung, die Hardenberg auch beibehielt, als der Markgraf, kinderlos und

der Regierungssorgen überdrüssig, seine Länder an seinen nächsten Erben, den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, abtrat. Mit Gewandtheit, Sachkenntniß und Rührigkeit führte Hardenberg sein Amt und rief eine große Menge von Verbesserungen auf allen Gebieten der Verwaltung und Rechtspflege ins Leben. Der König gewann eine hohe Meinung von ihm und beauftragte ihn, als Graf Golz, der preußische Bevollmächtigte bei den Basler Friedensverhandlungen, starb, den Abschluß des Friedens mit Frankreich zu Stande zu bringen. Er unterzeichnete den Frieden, ohne die Integrität des deutschen Reiches zu wahren; ihm genügte es, eine reichliche Entschädigung für Preußen ausbedungen zu haben, falls es durch die Abtretung des linken Rheinufers, die Frankreich schon damals verlangte, Verluste erleiden sollte. Dagegen verstand er es in den nächsten Jahren, auf alte Rechtsansprüche der Hohenzollern gestützt, eine ganze Anzahl kleiner Territorien und Ortschaften zur Anerkennung der preußischen Landeshoheit zu bringen und dadurch den Umfang der von ihm regierten Markgrafschaften nicht unerheblich zu erweitern. Selbst die freie Reichsstadt Nürnberg brachte er dazu, um die Vereinigung mit Preußen zu bitten: doch der König lehnte die Annexion ab.



Karl August Freiherr von Hardenberg.

Seit Jahren mit Haugwitz, dem damaligen preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten eng befreundet, wurde er von diesem im Jahre 1803 zu seiner Stellvertretung während eines Urlaubs nach Berlin berufen. Dies führte dazu, daß Hardenberg, als Haugwitz, voll Zorn über die Kabinetsräthe, die sich zwischen ihn und den König drängten, aus dem Ministerium ausschied, am 14. April 1804 zu seinem Vertreter und vier Monate später zu seinem Amtsnachfolger ernannt wurde. Sein Ziel war nun, alle Gelegenheiten zu benutzen, um Preußen Vortheile zu verschaffen. Obenan stand ihm dabei die Erwerbung des Kurfürstenthums Hannover. Dies führte ihn zu einer Annäherung an Frankreich, doch ohne daß er darüber Preußens Neutralität aufgeben wollte. Und als Friedrich Wilhelm, empört über die Verletzung von Ansbach durch Bernadotte's Durchmarsch, an Krieg gegen Frankreich dachte, war Hardenberg durchaus dagegen. Seine Meinung ging dahin, jetzt zur Entschädigung für die Verletzung der preußischen Neutralität von Napoleon die Einräumung Hannovers zu verlangen. Doch war er auch der Annäherung an Rußland, die der König wollte, nicht entgegen. Der König schloß mit Kaiser Alexander den Potsdamer Vertrag, bestimmte aber, unzufrieden mit Hardenberg's Lauheit, daß er fortan gemeinsam mit Haugwitz die Geschäfte des auswärtigen Ministeriums führen solle, welcher standhaft zum Kriege gegen Frankreich gerathen hatte.

Das unsinnige Losschlagen der Russen bei Austerlitz und der Separatfrieden, welchen Kaiser Franz mit Napoleon schloß, drängte aber Preußen wieder auf die Bahn des Friedens zurück. Es mußte den Schönbrunner Vertrag schließen, den Pariser Vertrag vom 3. März 1806 über sich ergehen lassen: der Unwille über diese Demüthigungen warf sich auf Haugwitz, den Unterhändler beider Verträge, der doch in Wahrheit für den Krieg gewesen war. Die Wenigsten wußten, daß Hardenberg es gewesen, der wiederholt in den letzten Jahren dem Bündnisse mit Frankreich zugestrebt hatte. Man rechnete es ihm zum Verdienste an, daß während seines Ministeriums der stolze Potsdamer Vertrag abgeschlossen worden war. —

Napoleon selbst schien diese Auffassung zu bestätigen. Nach dem Entgegenkommen Hardenberg's hatte er eine ganz andere Politik Preußens erwartet, als der Potsdamer Vertrag sie zeigte. Jetzt nannte er Hardenberg den ehrlosesten Menschen Europa's, einen Meineidigen und Verräther, und bewirkte, daß er am 24. April 1806 aus dem Ministerium ausschied.

Nunmehr erschien der Verfolgte allen Patrioten als der tapfere Vorkämpfer gegen die allgemeine Unterdrückung. Und wirklich haben die Beschimpfungen, welche Hardenberg von Napoleon erfuhr, ihn dazu gemacht. Sein Wesen geht jetzt, seit diesem Tage völlig umgewandelt, auf in dem Gedanken des Kampfes gegen den Bezwinger Europa's. Für diesen Zweck zeigt er Kühnheit, Zähigkeit, Rastlosigkeit, und der leichte Sinn, der ihm von jeher eigen, giebt ihm in allen Stürmen die unverwüstliche Gewißheit des endlichen Sieges. Zu Bartenstein war der erste folgenschwere Schritt dazu gethan.

Englands Verhalten. Für die kühnen Pläne, welche dort feste Gestalt gewannen, kam es natürlich sehr darauf an, wie sich die alten Gegner Napoleon's, Oesterreich und England, dazu stellen würden. Auf Oesterreichs thätige Theilnahme am Kampfe war schon beim Ausbruche des Krieges gerechnet worden. Aber Graf Stadion, der damalige Leiter der österreichischen Politik, war zu vorsichtig, um trotz alles Drängens des russischen Gesandten, des Fürsten Rasumowski, über den Preßburger Frieden hinauszugehen. Nur seine Vermittelung zum Frieden mit Napoleon stellte es den Verbündeten zur Verfügung.

Eben so wenig entgegenkommend war während der ersten Monate des Jahres 1807 das Verhalten Englands. Das Whigministerium, welches nach Fox' Tode die Geschäfte führte, lauter mittelmäßige Leute, schien durch die kühne Beharrlichkeit der Verbündeten eher erschreckt als angespornt. Zögernd hatte es mit Preußen, nachdem der Kriegszustand längst allen Sinn verloren hatte, am 28. Januar 1807 Frieden geschlossen. Allein zur Zahlung von Subsidien, deren die Verbündeten dringend bedurften, wollte es sich nicht verstehen: eine krämerhafte Knauserei, welche nur Napoleon zu statten kommen konnte. Das Einzige, was zu thun England sich bereit erklärte, war, daß es Rußland von dem Kriege gegen die Türken zu befreien versprach, den doch Rußland durch die Abberufung der Hälfte der Armee Michelsen's schon so gut wie aufgegeben hatte. Indessen selbst dies Unternehmen, ebenso ungeschickt wie rücksichtslos begonnen, scheiterte völlig.

Am 25. Januar 1807, während noch mit Preußen über den Friedensschluß verhandelt wurde, überreichte der englische Gesandte in Konstantinopel, Lord Arbuthnot, im Auftrage seiner Regierung dem Großvezier eine Note, in welcher er verlangte, daß Sultan Selim den französischen Gesandten Sebastiani aus der türkischen Hauptstadt weisen und unverzüglich ein festes Bündniß mit England und Rußland schließen sollte: andernfalls würde Konstantinopel bombardirt werden. Die Forderung wurde natürlich abgelehnt. Sofort begab sich nun Arbuthnot zu der englischen Flotte, welche unter Admiral Duckworth bei der Insel Tenedos vor Anker lag. Die Flotte ging jetzt durch die Dardanellen, verbrannte im Marmarameere alle türkischen Schiffe, deren sie habhaft werden konnte, und erschien dann drohend vor Konstantinopel, vor dem Serail. Indessen Sebastiani beruhigte den Sultan, daß ja die Engländer keine Landungstruppen an Bord hätten, also völlig außer Stande wären, eine Stadt wie Konstantinopel zu erobern. So wurden denn die Engländer durch Unterhandlungen hingehalten, unterdessen aber unter der Leitung französischer Offiziere sowol Konstantinopel als auch die Dardanellen durch neu angelegte Batterien befestigt, so daß die englische Flotte, welche bei den Prinzeninseln an der asiatischen Küste mittlerweile vor Anker gegangen war, in die größte Gefahr kam, von der Rückfahrt abgeschnitten zu werden. Nunmehr blieb Duckworth nichts Anderes übrig, als schleunigst durch die Dardanellen zurückzugehen. Es gelang am 4. März, aber doch nur unter erheblichen Verlusten.

Bei Tenedos traf Duckworth auf die russische Flotte unter Admiral Siniäwin. Zu einer gemeinsamen Operation konnte er sich jedoch nicht entschließen: er ging nach Aegypten wo er sich begnügte, Alexandrien wegzunehmen, während Siniäwin allein der nachsetzenden türkischen Flotte eine empfindliche Niederlage beibrachte.

Infolge dessen knüpfte Napoleon Verbindungen mit dem Schah von Persien an, um einen Verbündeten zu erhalten, durch den er die Engländer in Indien bedrohen könnte. — Ein Gesandter des Schah erschien in Elbing, wo am 7. Mai 1807 das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und Persien abgeschlossen wurde, dem zufolge Napoleon den General Gardanne als seinen Gesandten nach Persien schickte.

Unterdessen aber war am 25. März das Whigministerium in England gestürzt worden: ein Torykabinet unter dem Herzoge von Portland übernahm die Regierung. Mitglied desselben für die auswärtigen Angelegenheiten war Canning, der den Ruf eines Gentleman von gutem Charakter und Prinzipien besaß. Sofort machte sich das geltend: England wandte sein Augenmerk wieder dem Kontinentalkriege zu und stellte jetzt mit ziemlicher Bereitwilligkeit den Verbündeten Subsidien in Aussicht. Durch dieses Entgegenkommen der Tories gewann nunmehr der Bartensteiner Vertrag eine festere Grundlage.

Die schwedische Diversion. Canning ging noch weiter. König Gustav IV. von Schweden, der fanatische Gegner Napoleon's, erhielt vor Allem eine Subsidienzahlung, um in den Kampf eingreifen zu können. Auch ein englisches Hülfscorps wurde ihm zugesagt, damit er in den Stand gesetzt würde, eine Diversion im Rücken der französischen Hauptarmee auszuführen.

Auch Preußen hatte für diesen Zweck zu Bartenstein dem Schwedenkönige Unterstützung zugesagt. Schon im Mai schiffte nun das preußische Hülfscorps in Pillau sich nach der schwedischen Insel Rügen ein: eine ziemlich bunt zusammengewürfelte Schar, für welche die Freicorps Schill's und von der Marwitz's, die aus Pommern nach Rügen gewiesen wurden, die Reiterei abgeben sollten. Auf den Wunsch Gustav's war der General Blücher an die Spitze des Unternehmens gestellt. Sein Auftrag ging dahin, von Schwedisch-Pommern aus die belagerten Festungen Kolberg und Danzig zu entsetzen und durch Operationen im Rücken der Feinde den Armeen der Verbündeten in Ostpreußen Erleichterung zu verschaffen. Mit brennendem Eifer übernahm Blücher den Befehl: er hoffte sein kleines Corps bald zu ansehnlicher Stärke bringen zu können, um dann damit eine allgemeine Erhebung Norddeutschlands gegen die Franzosen hervorzurufen.

Wirklich strömten ihm, sobald er auf Rügen gelandet war, Freiwillige und Ranzionirte in Menge zu: Oberst von Bülow organisirte die Infanterie, von Borstell die Reiterei. — Auch Schill und Marwitz verstärkten sich ansehnlich. Am 12. Juni führte Blücher sein Corps von der Insel nach dem Festlande über und rückte bis an die Peene vor. Allein Englands Hülfe ließ auf sich warten; kostbare Tage verstrichen ungenutzt. Erst am 17. Juni wurde die Konvention zwischen Schweden und England zum Abschlusse gebracht. Nunmehr kündigte Gustav auf Blücher's Drängen den Waffenstillstand, den er am 18. April geschlossen hatte, den Franzosen zum 13. Juli auf. Endlich am 5. und 9. Juli langte auch das englische Hülfscorps, 8000 Mann zählend, auf Rügen an, freilich kaum halb so stark, als es versprochen war. Da konnte der alte Held sich kaum noch zurückhalten; wie „einen Tag des Segens" erwartete er den 13. Juli, überschritt, als er endlich da war, sofort die Peene und rückte bis gegen Wolgast vor; er wollte direkt über die Oderinseln, um dem bedrängten Kolberg Hülfe zu bringen. Ihn hemmte es nicht, daß die Franzosen unter Brune die schwedischen Truppen mit raschem Angriffe auf Stralsund zurückwarfen, und daß die Engländer nicht den Entschluß finden konnten, ihm auf das Festland zu folgen. Dennoch mußte der kühne Mann seinen Säbel, nachdem er ihn kaum erst gezogen, wieder zurückstoßen in die Scheide. Am 15. Juli empfing er ein Schreiben des Königs aus Memel, worin ihm dieser den Abschluß des Friedens mit Frankreich anzeigte und ihn anwies, zwischen der Divenow und Persante Kantonnementsquartiere zu beziehen: er folgte, das Herz voll Ingrimm über die mattherzigen Schweden und über die zagen Engländer, die eilfertig jetzt wieder ihre Schiffe bestiegen.

Die Eroberung von Danzig. Der Widerstand, auf den er bei Eylau gestoßen, das Mißlingen des Versuches, Preußen von Rußland abzuziehen, belehrten den französischen Kaiser, daß es ganz anderer Mittel, als er besaß, bedürfen würde, um des Erfolges sicher zu sein. So war denn seine Sorge, während seine Truppen wieder Winterquartiere bezogen,

von allen Seiten Verstärkungen an sich heranzuziehen; selbst von der Aushebung des nächsten Jahres ließ er 80,000 Mann vorweg einberufen. Die Kriegspause, welche eingetreten war, wurde für ihn zu einer Zeit gewaltiger und umsichtiger Rüstung. Denn schon die Behauptung des Gewonnenen erforderte große militärische Kräfte.

Die Rheinbundstruppen hatten unter Hieronymus und dem General Vandamme Schlesien unterworfen: nur wenig Plätze hielten sich noch unbezwungen, Neiße, Kosel, Glatz und das kleine Silberberg. Aber es gährte und wogte ein patriotischer Unmuth in der ganzen Provinz, der, durch kühne Freischaren genährt, jeden Augenblick zu einer Volkserhebung gegen die Franzosen führen konnte. Auch an der Weichsel widerstanden noch Graudenz und Danzig und an der Ostseeküste Kolberg. Es war der moralische Eindruck, den diese zähe patriotische Gegenwehr auf das ganze Preußenvolk machte, welcher diesen Festungen eine weit größere Bedeutung gab, als ihre militärische Wichtigkeit rechtfertigte.

Bei Danzig indessen trafen beide Momente zusammen. Es bedrohte die Franzosen auf das Gefährlichste im Rücken, wenn sie sich gegen die russische Grenze wenden wollten. Darum setzte Napoleon Alles daran, den starken Platz in seine Gewalt zu bringen. General Lefebvre wurde beauftragt, ihn zu erobern, ein Mann ebenso ausdauernd wie tapfer. In der Festung befehligte General Kalckreuth eine Besatzung von 16,000 Mann, welche viel zu schwach war, um bei der großen Ausdehnung der Werke alle wichtigen Punkte in genügender Stärke besetzen zu können. So kam es, daß, nachdem die Einschließung der Festung am 12. März begonnen hatte, es den Franzosen gelang, sich auf der Danziger Nehrung, welche die Verbindung der Stadt mit dem Meere beherrschte, festzusetzen. Dann fiel auch der Holm, eine Insel in der Weichsel, den Franzosen in die Hände. Ein Entsatzversuch, den ein russisches Corps unter dem Sohne des Feldmarschalls Kaminsky unternahm, mißlang; und das preußische Corps unter Oberst Bülow, das mit größter Kühnheit von der Frischen Nehrung her bis nahe an die Stadt vordrang, war zu schwach, um sich zu behaupten. Dazu kam, daß durch eine zweimonatliche Vertheidigung die Besatzung auf zwei Drittel verringert und tief erschöpft war. Daher entschloß sich Kalckreuth, als auch die Lebensmittel anfingen auszugehen, zur Kapitulation. Sie ward ihm von Napoleon unter ehrenvollen Bedingungen bewilligt: am 26. Mai verließ die Besatzung mit Waffen und Gepäck, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele die Festung, um nach Pillau geschafft zu werden. Indessen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen, schloß sie von der ferneren Theilnahme am Kampfe aus.

Napoleon erhielt den starken Platz ausgeliefert, dessen Besitz ihm nun freie Bewegung gegen die Russen verstattete. Lefebvre wurde von ihm zum Herzoge von Danzig ernannt; zum Gouverneur der eroberten Feste machte er seinen Adjutanten, den General Rapp.

Die Vertheidigung Kolbergs. Danzig fiel, aber Kolberg, die kleine Seefestung an der Ostsee, behauptete sich durch die Verbindung unbeugsamen Heldenmuthes und opferwilligen Patriotismus, welche sechs Jahre später das ganze Vaterland gerettet hat. In Kolberg hatte, bei Auerstädt verwundet, aber der Gefangenschaft glücklich entronnen, der Husarenrittmeister Ferdinand von Schill, geboren 1773 zu Sothof bei Pleß in Oberschlesien, Zuflucht gefunden. Sobald nun die Franzosen vor der Festung erschienen, begann er, von wenigen Reitern begleitet, seine verwegenen Streifzüge, bis ihm der König am 12. Januar 1807 die Erlaubniß zur Bildung eines Freicorps gab. So bunt zusammengewürfelt und so mangelhaft bewaffnet seine Schar war, er wußte sie trefflich zu organisiren und anzuführen und mit todesverachtender Begeisterung für die Sache des Vaterlandes zu erfüllen. Bald war sein Name gefeiert wie keiner: der kühne Reitersmann wurde zu einem wahrhaften Volkshelden.

Neben dem jungen Helden stand der Greis, der in der Bürgerschaft der bedrohten Festung die Säumigen anspornte, die Schwankenden ermuthigte, allenthalben mit Rath und That eingriff, der mit seinem entschlossenen Muthe und seinem freudigen Gemeinsinn bald die Seele der Bevölkerung war, der Rathsherr Joachim Nettelbeck. Er war 1738 in Kolberg geboren, hatte sich bis zu seinem fünfundvierzigsten Jahre als Seemann in Gefahren und Abenteuern mannichfaltigster Art umgetrieben, eine wetterharte, unbeugsame Natur, dann aber in seiner

Vaterstadt sein väterliches Gewerbe, die Brauerei und Branntweinbrennerei, betrieben. Sein ehrenhafter Sinn und sein rastloser Eifer verschafften ihm unter seinen Mitbürgern eine sehr angesehene Stellung. Der Kommandant aber, Oberst Lucadou, schaute mit Verachtung auf den Bürger, wie mit Abneigung auf den Freischärler, um so mehr, als er dem Drucke der öffentlichen Meinung, welche jene Beiden bestimmten, sich doch nicht entziehen konnte.

Unterdessen wurden die Franzosen vor der Festung immer zahlreicher. Zwar gelang Schill mancher kühne Streich, wie die Gefangennahme des Generals Victor, aber doch wurde die Lage immer bedrohter, nachdem Ende Februar die Einschließung der Festung begonnen hatte.



Gneisenau und Nettelbeck in Kolberg. Zeichnung von Ludwig Burger.

Voll Sorge daher, daß dem Kommandanten bei dem Steigen der Gefahr der Widerstands-eifer erlahmen würde — sollte er doch schon von Kapitulation gesprochen haben — wandte sich auf Nettelbeck's Betreiben der Rath der Stadt an den König und bat um einen andern Kommandanten. Die Noth der Zeit rechtfertigte den außerordentlichen Schritt: der König gab nach und sandte auf Rüchel's Empfehlung den Major von Gneisenau. Ende April traf er in Kolberg ein. „Damit kam", wie Nettelbeck sagt, „ein neuer Geist und ein neues Leben wie vom Himmel herab in Alles, was um und mit uns vorging."

August Neidhart von Gneisenau war der Sohn des Artillerieleutnants der Reichsarmee von Neidhart, der später nach einem früheren Familiengute in Oesterreich den Beinamen von Gneisenau seinem Namen hinzufügte. Er war am 27. Oktober 1760 in Schilda bei Torgau geboren. Als nach dem frühen Tode der Mutter der Vater sich wieder verheirathete

und in dürftige Umstände gerieth, nahmen die begüterten Großeltern den Knaben zu sich. Doch auch sie starben nach wenigen Jahren. Gneisenau, damals siebzehnjähriger Student in Erfurt, verbrauchte aber schnell das ihm zufallende mütterliche Erbe in den Zerstreuungen ungebundener Jugend. Dann trat er 1778 in das österreichische Husarenregiment Wurmser, wahrscheinlich als Kadet, ein. Jedoch schon im nächsten Jahre vertauschte er den kaiserlichen mit dem markgräflich=ansbachischen Dienste in der Hoffnung, dadurch an dem Kriege in Amerika Theil zu nehmen, für welchen der Markgraf seine Truppen an England vermiethete. Wirklich kam Gneisenau auch als Jägerleutnant nach Amerika, aber erst zu einer Zeit, wo dort schon die Waffen ruhten. Machte er somit auch kein Gefecht mehr mit, so lernte er doch in Amerika die beiden Elemente praktisch kennen, welche die ganze Kriegführung umgestalten sollten: die Volksbewaffnung und das zerstreute Gefecht der Infanterie. Zurückgekehrt, begab er sich nach Potsdam: er machte auf Friedrich den Großen einen sehr günstigen Eindruck und sah daher bald seine Bitte um Anstellung in preußische Dienste erfüllt. Es folgten nun für ihn zwanzig Jahre Garnisonlebens in kleinen Städten, nur durch den Feldzug in Polen 1794 unterbrochen; aber er wußte seine Zeit trefflich zu militärischen Studien, von denen er Manches in Broschüren veröffentlichte, auszunutzen. Seine Mußestunden verwandte er auf Landwirthschaft; er hatte sich bei Jauer das Gut Mittelkauffungen gekauft, das früher seinem Schwiegervater, dem Baron von Kottwitz, gehört hatte. Als dann der Krieg gegen Frankreich ausbrach, wurde das Bataillon, welches er als Hauptmann führte, dem Hohenloheschen Corps zugetheilt. Bei Saalfeld wurde er verwundet, führte aber sein Bataillon in Ordnung aus dem Gefechte; bei Jena indeß erlitt das Bataillon schwere Verluste, er selbst entkam glücklich nach Königsberg, wo er zum Major ernannt und mit der Organisation von zwei Reservebataillonen beauftragt wurde.

In Kolberg nun wußte Gneisenau das offensive Element der Vertheidigung zu beleben und Jeden an die Stelle zu weisen, in welcher er am besten wirken konnte. Dem thätigen Nettelbeck übergab er die Leitung der Feuerlöschanstalten und vereinigte Bürgerschaft und Garnison in demselben Geiste der Standhaftigkeit und Aufopferung. Seiner geistigen Ueberlegenheit und seiner Willenskraft, die doch mit einem heiteren, leutseligen Wesen gepaart war, ordnete sich Alles willig unter. Neue Verschanzungen wurden dem Feinde in den Weg geworfen, durch Ausfälle und Streifzüge die Gegner unablässig beschäftigt. 14,000 Franzosen unter General Loison lagen vor der Stadt, aber der Muth der Soldaten, die Hingebung der Bürgerschaft, die Aufopferung Aller widerstanden jedem Angriffe. Dreißig Stunden hintereinander bombardirte Loison die Stadt, ein großer Theil der Häuser gerieth in Brand, aus dem Stockhause brachen die Gefangenen aus und drangen plündernd in die Wohnungen ein, immer näher kamen die Franzosen an die Stadt. Allein Gneisenau, überall gegenwärtig, steuerte der Verwirrung eben so wol wie er das Andringen des Feindes abwehrte und kapitulirte nicht. Die Franzosen bereiteten sich zu einem allgemeinen Sturme auf die Festung vor: da kam die Nachricht, daß der Krieg zu Ende wäre. Kolberg war gerettet. Herrlich hatte der Mann seine erste Probe bestanden, welcher wie kein zweiter den echten preußischen Soldatengeist, schneidige Verwegenheit und helle Einsicht, in sich verkörperte.

Die Schlacht bei Friedland. Gutmachen indeß konnte die erfolgreiche Vertheidigung des kleinen Kolberg nicht, was der Fall des großen Danzig der Sache der Verbündeten geschadet hatte. Mit Recht machten die Preußen Bennigsen zum Vorwurf, daß er nicht Alles daran gesetzt habe, um Danzig zu entsetzen. Jetzt konnte Napoleon unbesorgt sich mit ganzer Macht gegen die Russen wenden. Bis auf 150,000 Mann hatte er seine Armee verstärkt, während die Verbündeten nicht mehr als 88,000 Mann ihm entgegenzustellen hatten. Ueberdies regte sich bei den Russen laut der Widerwille gegen den Krieg, den man doch nur für Preußen führe, und Bennigsen selbst bat den Kaiser um Enthebung vom Oberbefehl: ihm war bange, daß er die bei Eylau errungenen Lorbern wieder einbüßen würde. Allein der Kaiser wollte nichts davon wissen.

Napoleon drängte zur Schlacht; er überschritt die Passarge. Indeß der erste Stoß, der bei Heilsberg am 10. Juni gegen die russische Armee geführt wurde, mißlang. Die Russen

...ellen mit kaltblütiger Ausdauer Stand, verfolgten aber ihren Vortheil nicht; vielmehr entschloß sich Bennigsen, um die Verbindung mit den Preußen unter L'Estocq zu erhalten und Königsberg nicht ungedeckt zu lassen, am folgenden Tage zum Rückzuge. Am 13. Juni erreichte er **Friedland**. In der Frühe des folgenden Tages erschienen die Spitzen des Lannes'schen Corps vor der Stadt. Bennigsen in der Meinung, daß sich Napoleon mit der Hauptarmee gegen Königsberg gewandt habe, ließ sich in ein Gefecht mit dem, wie er glaubte, vereinzelten Corps ein. Indeß Lannes, mit 12,000 Mann der ganzen russischen Armee gegenübergestellt, wußte ihm zu widerstehen: der kühne Haudegen erwies sich auch als ein sehr geschickter Stratege.

Jean **Lannes**, geboren 1769, war der Sohn eines Färbers in Lectoure. Als Gemeiner in die Armee eingetreten, wurde er 1792 Leutnant. Die Revolutionskriege brachten ihn empor; seine todesverachtende Verwegenheit lenkte die Aufmerksamkeit Bonaparte's auf ihn: er nannte ihn den Roland der Armee. Kaum einen größeren Sieg hat er dann errungen, an welchem nicht Lannes, mehrfach als Führer der Avantgarde, Antheil gehabt hätte. Jetzt kam es darauf an, die Russen so lange festzuhalten, bis die übrigen Corps zur Entscheidung eingetroffen sein würden. Durch eine sehr geschickte Aufstellung, die jede Terrainfalte, jeden Baum, jedes Ackerfeld benutzte, wußte der Marschall die Schwäche seines Corps so zu verbergen, daß Bennigsen keinen allgemeinen Angriff unternahm, der die Franzosen vernichtet haben würde.


Marschall Lannes.

Um Mittag hatten die Franzosen indessen sich schon so verstärkt, daß sie jetzt den Russen an Zahl fast gewachsen waren. Dennoch zögerte Napoleon, der gleichzeitig angelangt war, noch mit dem Angriffe. Sobald jedoch auch Ney und Victor auf dem Kampfplatze eintrafen, ging er — es war etwa fünf Uhr Nachmittags — jetzt mit weit überlegenen Streitkräften zum Angriffe auf die Russen über. „Es ist ein glücklicher Tag", meinte er, „der Jahrestag von Marengo." Da befahl Bennigsen, als er die ganze französische Armee gegen sich heranrücken sah, den Rückzug. Allein schon warf sich Ney auf den linken Flügel der russischen Aufstellung. Bagration, der hier kommandirte, schlug ihn zurück. Sofort jedoch erneuerte Ney den Angriff: ein furchtbares Geschützfeuer erschütterte die Standhaftigkeit der Russen, sie wurden nach Friedland und über die Alle zurückgeworfen und die Stadt dann selbst von den Franzosen genommen.

Unterdessen hatten Lannes und Mortier auch den rechten Flügel der Russen unter Gortschakow nach Friedland zurückgedrängt; er traf hier auf Franzosen und wurde gezwungen, unterhalb Friedland auf einer Furt sich durch die Alle zu retten, wobei viele der Flüchtigen in dem Gedränge im Flusse ihren Tod fanden.

Die Russen verließen in völliger Auflösung das Schlachtfeld; erst hinter dem Niemen sammelten sie sich wieder. Da blieb denn auch den Preußen, um nicht durch die siegreiche französische Armee völlig abgeschnitten zu werden, nichts Anderes übrig, als Königsberg zu räumen und ebenfalls auf Tilsit zurückzugehen. Am 16. Juni zog Soult in Königsberg ein.

Die Kaiser-Entrevue auf dem Niemen. Kaiser Alexander weilte in Tilsit, als er Bennigsen's Bericht über den Verlust der Schlacht bei Friedland, über den traurigen Zustand der russischen Armee und über die sich daraus ergebende Nothwendigkeit eines Waffenstillstandes erhielt. Er war auf das Höchste erschreckt: was sollte er thun? Sein Bruder Konstantin, der

zwar auf dem Paradeplatze gern Soldat spielte, aber jedem Kriege abgeneigt war, bestürmte ihn auf das Dringendste, Frieden zu schließen, wie es das ganze Heer verlange. Andere Stimmen in seiner Umgebung wiesen auf die große Gefahr hin, daß Napoleon jetzt die Grenze Rußlands überschreiten und in dem Lande einen furchtbaren Aufstand entzünden möchte, indem er den russischen Leibeigenen die Freiheit verspräche; warteten doch überdies die Polen in Rußland nur auf seinen Ruf, um sich zu erheben. Das machte Alles natürlich großen Eindruck auf das erregbare Gemüth Alexander's. Da empfing er, mitten in diesen Besorgnissen, eine Einladung Napoleon's zu einer persönlichen Zusammenkunft. Denn auch Napoleon's Lage war von der Art, daß er sehr lebhaft den Frieden wünschen mußte. Seine Armee war bei Weitem nicht stark genug, um den Krieg in das Innere des weiten Zarenreiches hineinzutragen, in den besetzten preußischen Provinzen gährte es in bedenklicher Weise, die schwedische Diversion in seinem Rücken hatte begonnen, England schickte sich zu einer Landung auf dem Kontinente an, und Oesterreich war ihm sicherlich kein zuverlässiger Freund.

Mit einer Art hastiger Begier, seinen großen Gegner persönlich kennen zu lernen, ging Kaiser Alexander auf den Vorschlag Napoleon's ein. Nach der alten Sitte halb barbarischer Zeiten ward der Grenzfluß, welcher die beiderseitigen Machtgebiete von einander trennte, für die Zusammenkunft bestimmt. Auf einem Prahm, der im Niemen festgeankert lag, war für diesen Zweck ein anmuthig verzierter Pavillon errichtet. Jeder von einigen seiner Generale begleitet, begegneten sich hier am 25. Juni die beiden Kaiser; sie reichten sich die Hand, während die russischen und französischen Garden, welche die Flußufer besetzt hatten, ein lautes Hurrah ertönen ließen. Dann traten die Kaiser in den Pavillon ein, wo sie eine Stunde lang ohne Zeugen sich unterhielten. Was dort besprochen ist, wissen wir nicht. Nur das Eine ist verlautet, daß Alexander die Unterredung mit Klagen über das Verhalten Englands eröffnete.

Als ein völlig umgewandelter Mensch verließ der Zar den unglückseligen Prahm. Bisher hatte er sich in der Rolle eines Schirmvogts des politischen Gleichgewichts, eines Vertheidigers der Unabhängigkeit der Völker gegen napoleonische Vergewaltigung gefallen. Allein der Ruhm, den er von dieser Rolle erwartet hatte, war ihm nicht zutheil geworden, sie hatte ihm vielmehr nur Unglück und Demüthigungen gebracht. Sie dem Genius eines Napoleon gegenüber fortzusetzen, mochte ihm durchaus hoffnungslos erscheinen. Mit der Schlauheit des Italieners wußte Napoleon des Zaren geknicktes Selbstgefühl wieder aufzurichten, indem er ihm ein Bündniß antrug, dessen Lohn die gemeinschaftliche Herrschaft über Europa und die unbeschränkte Befugniß war, sich auf Kosten Schwedens und der Türkei zu vergrößern. Dieser Lockung widerstand die Beweglichkeit und Bestimmbarkeit Alexander's nicht: aus dem Schirmvogt des Völkerrechts wurde der Genosse des Unterdrückers! Der Verpflichtungen gegen den alten preußischen Verbündeten wurde gar nicht gedacht; Alexander beschränkte sich, statt mit Nachdruck für den einzutreten, der unentwegt ihm stets die Treue gehalten, auf sentimentale Bitten zu Gunsten seines „unglücklichen" Verbündeten.

In etwas wenigstens mußte diesen Napoleon Rechnung tragen. Es fand eine zweite Zusammenkunft auf dem verhängnißvollen Prahm statt, an welcher auch der König von Preußen Theil nahm. Friedrich Wilhelm zeigte auch bei dieser Gelegenheit seine einfache, schlichte Haltung; er dachte nicht daran, Napoleon zu schmeicheln oder sich um dessen Gnade zu bewerben. Vielmehr suchte er den unglücklichen Krieg dadurch zu rechtfertigen, daß er an eine und die andere Unbill erinnerte, welche Preußen von Frankreich erfahren hatte. Das war schwerlich taktvoll, jedenfalls unpolitisch: Napoleon antwortete mit Heftigkeit, daß die preußische Politik ein Ergebniß englischer Intriguen wäre, und begann dann die preußische Militärverfassung zu kritisiren. Das verstimmte natürlich den König, so daß er bald wieder den Prahm verließ. So führte die Zusammenkunft eher zu einer Entfremdung als zu einer Annäherung. Eine Londoner Karrikatur stellte die Sachlage mit derber Deutlichkeit dar: die beiden Kaiser stürzen auf der Zeichnung mit so stürmischem Ungestüm einander in die Arme, daß darüber der Prahm ins Schwanken geräth und der zur Seite stehende König von Preußen ins Wasser fällt.

Die Verhandlungen in Tilsit. Napoleon hatte die Stadt Tilsit besetzt. Er bewog nun dorthin auch den Kaiser Alexander überzusiedeln, indem er dem Gefolge des Zaren und einem Bataillon der Preobraschenskischen Garde einen Theil der Stadt einräumte. Auch dem Könige von Preußen sowie einer Compagnie der preußischen Garde wurde ein kleiner Theil der Stadt überwiesen; indessen Friedrich Wilhelm verbrachte stets nur einige Stunden täglich in Tilsit, jede Nacht kehrte er in das Lager seiner Truppen zurück. Napoleon suchte nun seine Gäste durch militärische Schauspiele zu unterhalten, aber sie machten bei den Truppenbesichtigungen fast den Eindruck, als wären sie Adjutanten des kriegsgewaltigen Korsen. Doch kümmerte sich Napoleon wenig um den Preußenkönig, der ihm nicht huldigen wollte; ganz unzertrennlich war er dagegen vom Kaiser von Rußland, täglich speiste er mit ihm zusammen.

Auf die Einladung Alexander's geschah es, daß auch die Königin Luise nach Tilsit kam: der falscheste Schritt, der geschehen konnte. In der Hoffnung dem Lande zu nützen, setzte sie sich über alle Beleidigungen hinweg, die ihr zugefügt waren. Napoleon machte ihr seinen Besuch. Sie forderte ihn zu großherziger Mäßigung auf; nur dadurch werde er sich den König zu seinem Freunde machen, aber unmöglich werde das sein, wenn er ihn schwäche und erniedrige. Am nächsten Tage war es, wo der Kaiser ihr zum Pfande seiner guten Gesinnungen eine Rose bot, die er in der Hand hielt. „Aber wenigstens mit Magdeburg", sagte die Königin, zögernd die Rose annehmend. Denn die starke Elbfestung wollte Napoleon nicht bei Preußen lassen. Der Kaiser erschöpfte sich in wiederholten freundschaftlichen Versicherungen. Allein nachher erklärte er laut, das seien alles nur Höflichkeitsphrasen gewesen, und rühmte sich der Standhaftigkeit, daß er den beredten Bitten der Königin kein Gehör gegeben.

Unterdessen wurden die Friedensverhandlungen zum Abschlusse gebracht. Im persönlichen Verkehre hatten die beiden Kaiser Alles geregelt: wie wenig zeigte sich da der jugendlich unerfahrene Zar einem Unterhändler wie Napoleon gewachsen! Die verhandelnden Diplomaten, Talleyrand von der französischen, die Fürsten Kurakin und Labanow von der russischen Seite, hatten nichts weiter zu thun, als das, was ihre Herren mit einander verabredet hatten, in regelrechte Form zu bringen.

Mit Preußen wurde überhaupt nicht verhandelt. Nachdem am 7. Juli der Friede mit Rußland unterzeichnet war, lag Napoleon nur daran, so schnell wie möglich auch mit Preußen Frieden zu schließen. Denn die Landung der Engländer auf Rügen war soeben erfolgt, und in Memel war als englischer Bevollmächtigter Lord Gower eingetroffen, um bei Fortsetzung des Krieges eine Million Pfund Sterling Subsidien anzubieten. Dazu erschien jetzt im Hauptquartier der Verbündeten General Stutterheim, um über einen etwaigen Anschluß Oesterreichs an die Verbündeten Verhandlungen anzuknüpfen. Dem Allen zu begegnen, diktirte Napoleon kurzweg Talleyrand die Bedingungen, unter welchen er auch Preußen Frieden gewähren wolle, und sandte ihn damit an den Grafen Golz.

Hardenberg als Vertreter Preußens anzusehen, hatte Napoleon mit Ausdrücken des heftigsten Unwillens zurückgewiesen; nicht einmal als preußischen Minister wollte er ihn länger dulden. So fiel denn die Vertretung Preußens dem General Kalckreuth zu, der eigentlich nur bestimmt gewesen war, die Unterhandlung zu eröffnen, die Hardenberg dann hatte führen sollen. Doch wurde Kalckreuth der Graf Golz beigesellt, welcher bisher preußischer Gesandter in St. Petersburg gewesen war. Diesem nun händigte Talleyrand die Bedingungen, die er auf einzelnen Blättern aus seinem Portefeuille hervorzog, ein mit der Erklärung, daß weder eine Aenderung derselben, noch auch eine Verzögerung der Annahme gestattet sei. Da haben denn Golz und Kalckreuth am 9. Juli sie unterschrieben.

Die Festsetzungen der Tilsiter Friedensschlüsse. Napoleon wollte mit Rußland nicht blos Frieden haben, sondern er wollte an ihm auch einen Verbündeten gewinnen. Dieses Ziel gab den Artikeln des Friedens ihren Inhalt. Rußland trat die Jonischen Inseln und die Bucht von Cattaro an Frankreich, die Herrschaft Jever in Friesland an Holland ab und empfing dafür zum überreichen Ersatz das Gebiet von Bialystok, 206 Quadratmeilen mit

184,000 Einwohnern. Freilich gehörte Bialystok zu Preußen, aber die Erklärung Napoleon's, daß das Gebiet, wenn Rußland es nicht annehme, mit dem neu zu schaffenden Herzogthum Warschau vereinigt werden würde, genügte so sehr, den Kaiser Alexander über die Bedenken, sich mit Besitzungen seines preußischen Alliirten zu bereichern, hinwegzuheben, daß er das Land bis Sierock verlangt hatte: ein Begehren, das indessen Napoleon abgeschlagen. Die Unterstützung der Türkei gab Napoleon auf: es wurde bestimmt, daß, wenn die Türkei nicht binnen drei Monaten Frieden schlösse, die beiden Kaiser sich darüber verständigen wollten, alle Provinzen des ottomanischen Reiches in Europa, nur Rumelien und Konstantinopel ausgenommen, dem Joche der Türken zu entziehen. Die Brüder Napoleon's wurden von Rußland als Könige anerkannt, Napoleon selbst als Protektor des Rheinbundes, d. h. als Gebieter Deutschlands. Der Handelssperre gegen England schloß sich Rußland an und stimmte zu, daß Dänemark, Schweden und Portugal zum Beitritte zu der Kontinentalsperre gezwungen werden sollten. Und doch war klar, daß Rußland durch die Handelssperre seinen weitaus bedeutendsten Absatzmarkt für seine Rohprodukte verlieren mußte und dadurch nothwendig einer Handelskrisis, d. h. dem Ruin unzähliger Familien, zugeführt wurde. Hinzugefügt war endlich noch in dem wichtigsten der Geheimartikel, daß Rußland und Frankreich sich zu Schutz und Trutz verbänden: jeder Krieg sollte gemeinsam sein, die Kriegführung gemeinschaftlich festgestellt, Frieden nicht anders als gemeinschaftlich geschlossen werden; mache England nicht bis zum 1. Dezember mit Frankreich Frieden, so sollte auch Rußland seine diplomatischen Beziehungen mit dem Inselreiche abbrechen. Also mittelbare Abhängigkeit von Frankreich, eine verderbliche Handelspolitik mit den empfindlichsten Verlusten, neue ganz unberechenbare Kriege: das war das, was der Tilsiter Frieden für Rußland brachte; dazu die Unehre, dem langjährigen Bundesgenossen allen Verträgen zum Trotz nicht Treue gehalten zu haben!

Nowosiltzow, Kotschubey, Stroganow, Budberg hatten bisher mit Hinneigung zu England die Regierung des Zarenreiches geleitet. „Jetzt müssen Sie mich wegjagen und mit Geräusch wegjagen", sagte Nowosiltzow zu seinem kaiserlichen Jugendfreunde, als der jähe Wechsel in der Politik Alexander's stattfand. Sie erhielten alle mit mehr oder weniger Umständen ihre Entlassung. An ihre Stelle trat Michael Speransky, geboren 1772, eines Dorfgeistlichen Sohn und selbst zum Popen erzogen, aber dann, durch den Fürsten Kurakin im Staatsdienste angestellt, rasch zu hoher Stufe emporgestiegen, ein Mann, von ebenso genialer Auffassung der Dinge wie staunenswerther Arbeitskraft, der es nun unternahm, nach den humanen Ideen des Kaisers Rußland umzugestalten und zu einer höheren Stufe der Kultur hinaufzuführen.

Nach dem Friedensschlusse erschien es auch nicht mehr angemessen, daß der Prätendent Ludwig XVIII. seinen Wohnsitz in Mitau behielte. Napoleon jedoch erklärte, ihm sei die Sache vollkommen gleichgiltig; wenn „der Graf von Lille" müde sei, in Rußland zu leben, so möge er nach Versailles kommen: er wolle dort für seine Bedürfnisse sorgen. So sicher fühlte sich jetzt der kriegsgewaltige Korse auf seinem Throne. Ludwig begab sich nach England.

In dem vierten Artikel des russisch-französischen Friedensvertrages war ausgesprochen, daß „Se. Majestät der Kaiser Napoleon, mit Rücksicht auf Se. Majestät den Kaiser von Rußland, und in dem Wunsche, einen Beweis des aufrichtigen Verlangens zu geben, welches er hat, die beiden Nationen durch die Bande eines unwandelbaren Vertrauens und einer unwandelbaren Freundschaft zu einen, zustimmt, zurückzugeben Sr. Majestät dem Könige von Preußen, dem Verbündeten Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, alle Länder, Städte und Gebiete, welche u. s. w." Also als eine Gnade sollte es erscheinen, welche Napoleon seinem neugewonnenen Freunde zu Liebe übe, wenn er Preußen nicht ganz vernichte! Für Friedrich Wilhelm war es eine neue Demüthigung, nicht Provinzen abzutreten, sondern überhaupt aus Barmherzigkeit noch irgendwelche zurückzuerhalten. Alexander verlangte es, um an Preußen ein Bollwerk gegen Frankreich zu behalten. Napoleon hatte sich diesem Andringen Alexander's nicht widersetzen können; so wollte er denn das Preußen, das er bestehen lassen mußte, so werthlos wie möglich machen. Die vier Provinzen Brandenburg, Schlesien, Pommern und

Preußen wurden ihrem Könige zurückgegeben, aber es wurden Militärstraßen hindurchgelegt, welche für die französischen Truppen freigehalten werden mußten. In die Oderfestungen Glogau, Küstrin und Stettin wurden französische Besatzungen gelegt, die Größe des preußischen Heeres wurde auf 42,000 Mann beschränkt, und überdies bestimmt, daß drei französische Armeecorps so lange in Preußen bleiben und auf Kosten des Landes erhalten werden sollten, bis die Kontribution, die er dem Lande sich vorbehielt noch aufzulegen, bezahlt sein würde. Die Höhe der Kontribution aber war in dem Friedenskontrakte gar nicht angegeben. So war auch mit diesen Bestimmungen der Zar hinters Licht geführt: Alexander hatte an Preußen eine Grenzwehr haben wollen; aber Preußen, militärisch jetzt unbedeutend, finanziell ruinirt, blieb doch in Wahrheit in der eisernen Faust Napoleon's! „Keine Flinte, kein Pulverkorn", sagte er, „darf im Lande bleiben, auch nicht, wenn die Preußen es baar bezahlen wollen." Aber die Vorsehung hat ihre eigenen Wege.

Erst auf der Rückreise in Dresden ließ sich Napoleon herbei, die Höhe der Kontribution überhaupt nur zu bestimmen: er verlangte 150 Millionen Thaler, dann, um milde zu erscheinen, erließ er 10 Millionen, und als der Zar auch diese Summe noch für zu hoch erklärte, setzte er die Kontribution endgiltig auf 120 Millionen Thaler fest: für das ausgesogene und von dem Kriege erschöpfte Land eine ganz unerschwingliche Höhe; aber sie sollte auch unerschwinglich sein, damit er, auf seinen Schein bestehend, mit einem Schimmer von Recht das unglückliche Land dauernd in seiner Hand behielte.

Warschau, Danzig, Westfalen. Preußen war auf den Besitzstand von 1740 herabgebracht: 2800 Quadratmeilen mit $4^1/_2$ Millionen Einwohnern; nach seiner politischen Bedeutung konnte es kaum noch für eine Mittelmacht gelten. Mit ergreifenden Worten nahm der König von den Bewohnern der Reichshälfte, die er verlor, Abschied: „Was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus Meinem und der Meinigen Herzen reißen." Und voll herzbewegender Klagen gingen allenthalben aus den altpreußischen Landen, welche der Friedensschluß von Preußen abriß, dem Könige Abschiedsbriefe zu. „Das Herz wollte uns brechen", schrieben die treuherzigen Bauern der Grafschaft Mark, „als wir Deinen Abschied lasen: so wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld!"

In den Rheinbundstaaten dagegen war die Genugthuung darüber nicht zu verkennen, daß jetzt Preußen für sie nicht mehr zu fürchten, daß der preußische Hochmuth gründlich gebrochen wäre, und die Rheinbundsoffiziere rühmten sich laut der Thaten, ja der Gewaltthätigkeiten, die sie in Preußen verübt hatten.

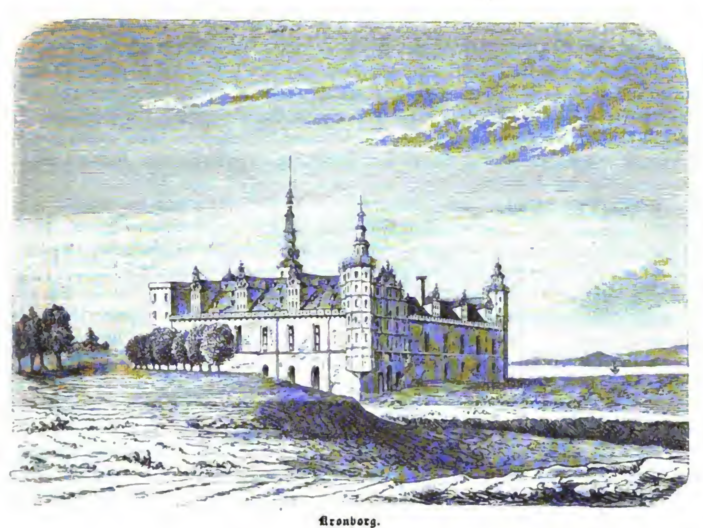
Diejenigen Landschaften Preußens, welche Napoleon in dem Tilsiter Frieden nicht wieder an den König zurückgab, verwandte er dazu, um in wenig verhüllender Form seine Macht weiter nach Osten vorzuschieben. Aus den polnischen Provinzen, welche Preußen durch die zweite und dritte Theilung Polens gewonnen hatte, wurde jetzt das Herzogthum Warschau gebildet, 1851 Quadratmeilen umfassend mit $2^1/_3$ Millionen Einwohnern. Durch eine Kommission angesehener Polen, wie Malachowski, Wibicki, wurde eine Verfassung ausgearbeitet, die manches Gute enthielt. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, Gleichstellung der Bürger vor dem Gesetze bestimmt. Die französische Gerichtsordnung mit dem Code Napoleon und die französische Präfektenverwaltung wurden eingeführt. Der Reichstag mit der Kammer des Senats und derjenigen der Landboten wurde erneuert. An Truppen hat das Herzogthum 30,000 Mann zu halten, und für 20 Millionen Staatsgüter schenkt Napoleon seinen Generalen. Das war so wenig die Wiederherstellung Polens, daß sogar der Name Polen geflissentlich vermieden war. Vielmehr meinte Napoleon in dem Herzogthum, das ganz an seinen Willen gebunden blieb, ein Gegengewicht gegen das erhaltene Preußen, eine Art Grenzwehr gegen Rußland sich hinzustellen. Zum Herzog ernannte er den König von Sachsen, für den durch Schlesien hindurch eine freie Heerstraße festgestellt wurde. Der ehrenwerthe Fürst, von der hohen Bedeutung

seiner Person und seines Landes erfüllt, hatte sich schwer dem preußischen Oberbefehle vor dem Kriege untergeordnet, aber auch nur zögernd und ungern dazu entschlossen, dem sieghaften Krieger, der sich zu seinem Protektor aufgeworfen hatte, seine Huldigung darzubringen. „Wie lebt man eigentlich mit diesem Menschen?“ fragte er, als er sich aufmachte, Napoleon zu begrüßen. Indessen er kam sehr verändert zurück: Napoleon im Kreise seiner Marschälle, umstrahlt von der Glorie des Sieges, hatte ihm bis in den Grund der Seele imponirt. Und als nun vollends noch die Belehnung mit dem Herzogthum Warschau dazu kam, da fühlte sich der König an seinen „großen Alliirten“ gebunden. Um so sicherer war jetzt Warschau den Befehlen Napoleon's unterstellt.

Aus Danzig wurde ein Freistaat gemacht; allein der französische Gouverneur war der eigentliche Regent, der die Befehle des Kaisers mit rücksichtsloser Strenge auszuführen hatte. Ueberdies wurde eine so starke französische Garnison hineingelegt, daß die feste Stadt geradezu zu einer Grenzwacht gegen Rußland wurde.

Im Westen der Elbe wurde aus altpreußischen Landschaften, dem Herzogthum Braunschweig und dem Kurfürstenthum Hessen das Königreich Westfalen zusammengeflickt. Auch das Fürstenthum Corvei und die Grafschaft Kaunitz-Rittberg kamen dazu, sowie von Hannover Göttingen, Grubenhagen und Osnabrück, so daß der Umfang 688 Quadratmeilen mit fast zwei Millionen Einwohnern betrug. Eine Verfassung sollte das zusammenhaltende Band sein. Sie war in den Grundzügen der französischen nachgebildet und diente dazu, viel mittelalterliches Unwesen auch in diesen Gegenden Deutschlands zu beseitigen; selbst eine Volksvertretung gewährte sie in den Reichsständen, welche über die von der Regierung vorgelegten Gesetzentwürfe abzustimmen hatten. Die Hälfte der Allodialdomänen behielt sich jedoch Napoleon vor zu Gnadenspenden für verdiente französische Offiziere, und vor Allem die Verfügung über die westfälische Armee, deren Stärke auf 25,000 Mann bestimmt war. Französische Beamte und Offiziere begannen sofort die Organisation des neuen Königreichs. Schon am 7. Juli hatte Napoleon von Tilsit aus seinem jüngsten Bruder mitgetheilt, daß er ihn zum Könige von Westfalen ausersehen habe. Am 10. Dezember 1807 hielt Hieronymus, mit der Tochter des Königs von Württemberg vermählt, in Kassel seinen Einzug, ein junger Mensch, wie ihn ein französischer Zeitgenosse charakterisirt, schlecht erzogen, ohne Grundsätze, ohne Fähigkeiten, ohne einnehmende Persönlichkeit.

Dem Rheinbunde mußte Westfalen wie die sämmtlichen norddeutschen Staaten beitreten. Nur Preußen lehnte den Anschluß beharrlich ab. Damit war Napoleon als Protektor des Bundes jetzt der wahrhafte Herr von Deutschland geworden. In Erfurt, Hanau, Fulda und Bayreuth lagen französische Garnisonen, regierten französische Gouverneure, um die zähe Bevölkerung des Nordens in sicherer Unterthänigkeit zu halten. Auch in dem westfälischen Magdeburg lag französische Garnison. Und die drei Hansestädte hatten nicht nur das ganze Corps Bernadotte's (40,000 Mann) zu erhalten, sondern auch schwere Kontributionen zu zahlen und Lieferungen zu leisten, während doch die Kontinentalsperre ihren Handel zu Grunde richtete. Kehl, Kassel, Wesel und Vlissingen wurden mit Frankreich vereinigt. Hannover wurde unter französische Verwaltung genommen, um bei dem Friedensschlusse mit England an König Georg zurückgegeben zu werden. Durch die Zertrümmerung der preußischen Macht schien die Knechtschaft der Deutschen besiegelt.



Kronborg.

Die Vorgänge in Skandinavien.

Gestützt zugleich auf eine ungeheure Militärmacht und auf die Bundesgenossenschaft mit dem gewaltigen Zarenreiche hatte Napoleon eine Machtstellung ohnegleichen. Sie gegen England, das auf seine Unbesiegbarkeit trotzende, zu wenden, war sein ganzes Sinnen. Darum waren in den Tilsiter Besprechungen Maßregeln in Aussicht genommen, um auch Dänemark und Schweden zum Beitritte zu der Kontinentalsperre zu veranlassen. Denn nur wenn England von dem ganzen europäischen Kontinente ausgeschlossen wurde, konnte die ungeheuerliche Blockade von wirklich vernichtender Wirkung sein.

Die Engländer vor Kopenhagen. Rußland und Preußen waren nahe daran, an England den Krieg auf Napoleon's Verlangen zu erklären. Dänemark aber, wo der Kronprinz Friedrich für seinen geisteskranken Vater Christian VII. die Regierung führte, hielt sich entschieden neutral. Gleichwol richtete Napoleon die Forderung an Dänemark, dem Kontinentalsysteme beizutreten. In Hamburg stand Bernadotte mit einem Armeecorps bereit, falls Dänemark dem Verlangen Napoleon's den Gehorsam versage, sofort das dänische Festland zu besetzen und die Dänen zu zwingen, den Engländern den Sund zu verschließen. Mit einem Schlage sollte so der englischen Schiffahrt die ganze Ostsee entzogen werden. Ueberdies würde die dänische Flotte ein sehr ansehnlicher Zuwachs der maritimen Streitkräfte Frankreichs geworden sein.

Durch einen „goldenen Schlüssel", wie es scheint, gelangten die Engländer zur Kenntniß dessen, was im Werke war. Sofort erschien eine englische Flotte von 23 Linienschiffen und 9 Fregatten mit 22,000 Mann Landungstruppen auf Hunderten von Transportschiffen unter Admiral Gambier vor Kronborg, während zugleich die auf Rügen stehenden Regimenter nach Seeland übergesetzt wurden. Und nun richtete Jackson als Bevollmächtigter der englischen Regierung an den Kronprinzen von Dänemark kurzweg die Forderung, entweder ohne jeglichen Verzug ein Schutz- und Trutzbündniß mit England zu schließen oder die gesammte dänische Kriegsflotte, 18 Linienschiffe, 15 Fregatten, 6 Briggs und 25 Kanonenboote,

an England zur Aufbewahrung bis zum Abschlusse eines allgemeinen Friedens auszuliefern. Mit Unwillen und Entschlossenheit wies der Kronprinz, der sich bei der dänischen Armee in Kiel befand, diese Forderung als beleidigend für die nationale Ehre zurück und rüstete sich zur Gegenwehr. An der Küste des Sundes sammelten sich Milizen zur Vertheidigung. Da landeten die Engländer, griffen, ohne daß überhaupt an Dänemark der Krieg erklärt war, die Milizen an und zerstreuten sie, während ihre Kriegsschiffe den Truppen des Kronprinzen den Uebergang über den Belt versperrten.

Wenige Tage darauf — am 1. September 1807 — erschien nun die englische Flotte vor dem ganz ungeschützten Kopenhagen, mit kleinen dänischen Schiffen scharmutzirend, die ihr die Annäherung an die Stadt streitig machen wollten. Die Landungsarmee hatte einen Schanzengürtel um die Stadt aufgeworfen, die Truppen, welche von Rügen herübergekommen waren, hatten die dänischen Milizen bei Kjöge auseinander getrieben und von Süden her gegen die Stadt Stellung genommen. In Kopenhagen kommandirte der wackere Peymann; er machte mit seiner Garnison wiederholte Ausfälle gegen die Engländer: allein er wurde jedesmal von der Uebermacht zurückgeschlagen. 68 Kanonen hatte Cathcart, der Befehlshaber der englischen Landarmee, um Kopenhagen herum in Schanzen aufgepflanzt. Nochmals nun am 1. September forderte er die Auslieferung der Flotte. Peymann wies die Forderung mit Entschiedenheit zurück. Da begann denn am Abend des 2. September das Bombardement. Ein Feuerregen von Bomben und Granaten fiel auf die unglückliche Stadt; Oberst Congreve versuchte hier zuerst die von ihm erfundenen Brandraketen. Mit kurzen Unterbrechungen dauerte die Beschießung bis zum Morgen des 5. September. Gegen 2000 Menschen wurden getödtet oder verstümmelt, die Kirchen lagen in Trümmern, fast die Hälfte der Stadt stand in Flammen, bereits hatte das Feuer auch das Zeughaus ergriffen. Da gab Peymann, selbst verwundet, den Widerstand auf: am 7. September unterzeichnete er die Kapitulation, durch welche er Kopenhagen und Kronborg den Engländern auf sechs Wochen überlieferte. Sofort rückten nun die Engländer in die Stadt ein, machten in wenig Tagen die dänische Flotte segelfertig, luden von Takelwerk und Schiffsgeräth auf, was sie mitnehmen konnten, selbst das Handwerksgeräth der Arbeitsleute, zerschlugen die im Bau begriffenen Schiffe auf der Werft und stachen dann mit ihrem Raube in See.

Es war ein Bruch des Völkerrechts, eine Gewaltthat sondergleichen, welche auf dem Kontinente die gerechteste Entrüstung erregte und selbst in England hier und da Mißbilligung fand. Der dänischen Flotte waren nunmehr freilich die Engländer sicher, aber die Folge war, daß der Widerstand der anderen Mächte gegen die Kontinentalsperre sehr nachließ, und daß sich Dänemark durch den Bund von Fontainebleau am 31. Oktober 1807 Frankreich ganz in die Arme warf: worauf denn am 4. November England mit der Kriegserklärung an Dänemark antwortete. Auch der dänischen Insel Helgoland bemächtigten sich die Engländer, aber gleichzeitig besetzte Bernadotte Seeland, Fühnen und Langeland, sowol um sie gegen England zu sichern, als auch um von hier aus zum Angriff gegen Schweden vorzugehen. Denn Schweden war der einzige Staat Europa's, der es jetzt noch mit England hielt. Rußland hatte am 7. November, Preußen am 1. Dezember 1807 ihren Bruch mit England erklärt; Oesterreich war ihnen am 18. Februar 1808 gefolgt.

Die Russen in Finnland. In Tilsit hatte Napoleon seine Zustimmung dazu gegeben, daß Rußland das schwedische Finnland in Besitz nehme, welches dicht vor den Thoren der russischen Hauptstadt lag. Jetzt nun richtete Rußland in Gemeinschaft mit Dänemark an Schweden die Forderung, dem Bunde gegen England sich anzuschließen und der Kontinentalsperre beizutreten. Dies Verlangen war für Schweden unerfüllbar, da das arme Land ohne den Seehandel nicht bestehen konnte und selbst das nöthige Getreide für sein Eisen aus der Fremde beziehen mußte.

Es war auch um so weniger daran zu denken, daß König Gustav IV. dieser Forderung nachkommen würde, als ihn der heftigste Haß gegen Napoleon und Frankreich erfüllte. Er war ein Fürst voll Großmuth und Ehrgeiz, aber von einem Starrsinn, der an Geisteszerrüttung grenzte.

die Macht und Mittel seines Landes weit überschätzend; er glaubte sich von der Vorsehung berufen, die Bourbonen auf ihren angestammten Thron zurückzuführen. Die Diversion, welche er im Sommer 1807 im Rücken des napoleonischen Heeres unternommen hatte, war kläglich zu Ende gegangen. General Chasseloup hatte am 21. August Stralsund eingenommen, darauf hatte Marschall Brune die Schweden von der Insel Rügen vertrieben, und Bernadotte drohte gar mit einer Landung in Südschweden in höchst bedrohlicher Stärke, seitdem ein spanisches Hülfscorps unter General de la Romana ihm noch zugetheilt worden war.

Allein unbekümmert um die Gefahr, die ihn durch Frankreichs Uebermacht bedrohte, gab Gustav auf die Forderung der beiden Mächte die Antwort, welche nach den Besprechungen von Tilsit dem Kaiser Alexander die willkommenste war: er lehnte mit Schärfe den Beitritt zu dem dänisch-russischen Bunde ab, und schickte, zur Entschiedenheit die Beleidigung fügend, dem Kaiser Alexander den St. Andreasorden zurück, welchen er unlängst von diesem erhalten hatte. In Erwiderung dessen rückte sofort ein russisches Heer unter Buxhöwden in Finnland ein.

Nirgends waren in Finnland die geringsten Vorbereitungen zu einem kräftigen Widerstande getroffen. Die Abneigung des finnländischen Adels gegen Schweden und die Jahreszeit kamen den Russen zu statten. Es war Ende Februar 1808. Das Wintereis machte die Festung Sweaborg, die auf mehreren Felsinseln der finnischen Küste vorliegt, zugänglich und hemmte zugleich die englische Flotte zu Hülfe zu kommen. Ohne Kampf überlieferte der Kommandant, Admiral Kronstedt, durch Buxhöwden bestochen, nicht nur die starke Felsenfeste, sondern auch die schwedische Ruderflotte, welche unter den Kanonen Sweaborgs vor Anker lag. Entrüstet über den Einmarsch der Russen in Finnland ließ König Gustav den russischen Gesandten in Stockholm, Alopäus, in Haft setzen: worauf dann Alexander durch ein Manifest von Finnland Besitz ergriff und nun auch an Schweden förmlich den Krieg erklärte. Allein die Landbevölkerung, ganz anders gesinnt als der Adel, wollte mit nichten russisch werden; sie ergriff die Waffen, rottete sich in den unabsehbaren Wäldern zusammen und führte gegen die Russen einen erbitterten Guerillakrieg. Doch erlag sie schließlich der Uebermacht, und Finnland bis zum Torneå hinauf mußte sich dem russischen Doppeladler beugen.


Dänische Truppen 1806. Zeichnung von A. Beck.

Auch die schwedische Flotte befand sich in dem schlechtesten Zustande; es fehlte ihr so sehr an Bemannung, daß die Schiffe nur mit Mühe und langsam manövriren konnten. Bei Hangöud stieß sie auf die fast doppelt so starke russische Ostseeflotte unter Admiral Chanikow. Die russischen Offiziere wünschten dringend den Angriff, allein Chanikow entgegnete ihrem Drängen: „Heute ist Montag“ — nach russischem Aberglauben ein Unglückstag — und segelte in so schleuniger Flucht quer über den finnischen Meerbusen nach der sichern Bucht von Baltischport, daß ihm die Schweden kaum zu folgen vermochten. Freilich wurde Chanikow für solche Feigheit zum gemeinen Matrosen degradirt, aber die Flotte blieb, von den Schweden in der Bucht blockirt, zur Unthätigkeit verurtheilt. Erst als der Winter kam, vermochten die Russen wieder Fortschritte zu machen: sie drangen von Åbo und den Ålandsinseln zu dem schwedischen

Festlande hinüber und bedrohten Stockholm in noch gefährlicherer Nähe, als Bernadotte von den dänischen Inseln aus. Dennoch wies König Gustav starrsinnig jeden Friedensvorschlag zurück.

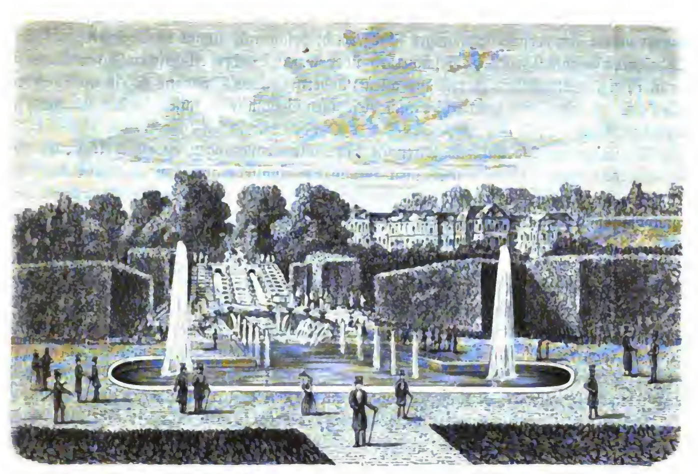
Die Thronumwälzung in Schweden. Da brach in der Hauptstadt und in der Armee der Unwille gegen Gustav offen hervor: am 13. März 1809 wurde er von den Häuptern der Verschwörung, die sich im Heere gebildet hatte, dem General Adlerkreuz, dem Marschall Klingspor und einigen anderen höheren Offizieren in Stockholm gefangen genommen und nach dem Schlosse Gripsholm gebracht, wo man ihn zur Thronentsagung nöthigte. Alsbald trat jetzt der Reichstag zusammen und berief den Oheim des Entthronten, den Herzog Karl von Südermanland, als Karl XIII. zum Könige. Zugleich wurde die Reichsverfassung in mehreren wichtigen Punkten zu Gunsten der Stände geändert: die Entscheidung aller wichtigen Reichsangelegenheiten wurde einem Staatsrathe übertragen, welcher der Nation verantwortlich sein sollte. Noch in demselben Jahre verließ Gustav Schweden.

Der neue König schloß jetzt mit Rußland, Dänemark und Frankreich Frieden. Er entsagte dem Bunde mit England und trat der Kontinentalsperre bei. Dafür erhielt er Rügen und die schwedischen Besitzungen in Pommern zurück, während Finnland in den Händen Rußlands blieb. Zu seinem Nachfolger wurde der junge Prinz Christian August von Holstein bestimmt. Indessen dieser starb schon im folgenden Jahre. Man glaubte im Volke, daß er vergiftet worden wäre; ein Aufstand erhob sich, in welchem Graf Fersen, in dem man den Urheber der Vergiftung sehen wollte, ermordet wurde. Es war derselbe Fersen, welcher achtzehn Jahre zuvor die Flucht des unglücklichen französischen Königspaares unterstützt hatte.

Es fehlte nicht an Bewerbern um die Thronfolge. Der Reichstag, zur Wahl eines neuen Kronprinzen berufen, neigte sich am meisten dem älteren Bruder des verstorbenen Prinzen von Holstein zu. Da wies Graf Mörner auf den Marschall Bernadotte hin; er hatte im Herbste 1806 manche Beweise von Höflichkeit und Wohlwollen von ihm erhalten. Man erinnerte sich der Menschenfreundlichkeit, die der General gegen die schwedischen Truppen bei ihrem Rückzuge aus Lauenburg gezeigt hatte, Viele kannten ihn persönlich. Mörner wurde nach Paris gesandt, um sich über Bernadotte's Geneigtheit, die Wahl anzunehmen, wenn sie auf ihn fiele, zu unterrichten. Natürlich war Napoleon's Zustimmung nothwendig; der Kaiser erklärte, er lasse dem schwedischen Reichstage freie Hand. Daraufhin wurde am 21. August 1810 Bernadotte zum Kronprinzen von Schweden gewählt.

Wol stand äußerlich sich Bernadotte mit dem Kaiser gut; aber ein Band tieferen Vertrauens einte sie nicht. Vielmehr blickte in dem Benehmen Napoleon's gegen ihn nicht selten eine mißtrauische Abneigung durch, verbunden jedoch mit einer gewissen Scheu, ihm offen entgegenzutreten oder ihn zu etwas zu zwingen. Jetzt, nachdem die Wahl geschehen war, machte er Bernadotte Schwierigkeiten; er verlangte ahnungsvoll von ihm das Versprechen, niemals gegen Frankreich Krieg zu führen. Bernadotte weigerte sich dessen. „Mögen denn unsere Geschicke sich erfüllen!" erwiderte Napoleon. So schieden sie von einander.

In Helsingör trat Bernadotte zum evangelischen Bekenntniß über. Mit unverhohlener Freude begrüßte ihn Schweden; König Karl nahm ihn an Sohnes Statt an. Rückhaltslos widmete er sich jetzt den Interessen seines neuen Vaterlandes. Die Handelssperre ruinirte das arme Land: Bernadotte verlangte zur Entschädigung der Nachtheile von Napoleon Subsidien, allein der Kaiser schlug die Bitte ab. Damit begann die Entfremdung. Um Schweden zur strengen Durchführung der Kontinentalsperre zu zwingen, besetzte Napoleon Schwedisch-Pommern von Neuem. Das führte zu tiefer Verstimmung. Schon 1811 war das Bündniß zwischen Schweden und Frankreich so gut wie gelöst, und Schweden begann sich mehr und mehr den Feinden Napoleon's von Neuem zuzuneigen.



St. Cloud.

Das Napoleonische Kaiserthum auf der Höhe seiner Macht.

Oesterreich war besiegt, Preußen tief gebeugt, Rußland gewonnen: Napoleon konnte machen, was er wollte. Aber die glänzenden Erfolge steigerten nur seine Ehrsucht und Herrschbegier; nirgends mehr mochte er eine Schranke, ein Recht anerkennen. So vollendete sich denn, gegründet auf die Niederbeugung der drei östlichen Großmächte, auch im Innern Frankreichs der Cäsarismus, eine Willkürherrschaft, die weit über den Absolutismus der Zeiten des Königthums hinausging. Und Frankreich ertrug ihn ohne Widerstreben, berauscht durch die Fülle von Macht und Ruhm, die der geniale Herrscher ihm gebracht hatte.

Der Absolutismus des kaiserlichen Regiments. Am 27. Juli 1807 traf nach der Beendigung des Feldzuges gegen Preußen und Rußland Napoleon wieder in St. Cloud ein: drei Wochen später wurde das Tribunat aufgehoben. Die maßlosen Schmeicheleien, mit denen ein Jeder dem Kaiser begegnete, steigerten sein Selbstgefühl ins Schrankenlose und umnebelten sein Urtheil. Alles wollte er entscheiden und bestimmen, weil mehr und mehr die Ueberzeugung in ihm sich festsetzte, daß er Alles am besten verstände; er wollte für den einzigen Urgrund alles Verdienstes und alles Ruhmes angesehen werden. Kein Licht sollte gelten, das nicht den Widerschein des kaiserlichen Lichtquelles darstellte. Die ganze Nationalrepräsentation sank dadurch zu einem bloßen Scheine herab; aber Napoleon behielt sie dennoch bei, weil sie dazu diente, den Geboten seiner Willkür einen gesetzlichen Mantel umzuhängen. Es kam so weit, daß Napoleon selbst sagte, man dürfe sie nicht noch mehr schwächen, da er sie sonst nicht mehr brauchen könne. Der Mantel würde sonst allzu durchsichtig geworden sein. Indessen das Tribunat, welches verfassungsmäßig das Recht der Opposition besaß, ließ er durch einen Senatsbeschluß am 19. August 1807 aufheben; seine Mitglieder wurden dem gesetzgebenden Körper einverleibt. Der letzte Akt des Tribunates war, eine Dankadresse dafür an den Kaiser zu richten. — Am 12. Oktober 1807 wurde die verfassungsmäßige Unabsetzbarkeit der Richter beseitigt. 66 Richter wurden ihrer Aemter entsetzt und bestimmt, daß jeder Richter fortan eine fünfjährige Probezeit durchzumachen hätte, bevor er auf Lebenszeit angestellt würde. Auch den

Juden wurde ihr verfassungsmäßiges Bürgerrecht beschränkt, zumal in Beziehung auf ihren Handelsverkehr mit Christen. Beschwerden über argen Wucher elsässischer Juden boten die Veranlassung. Angesehene Juden aus allen Ländern Europa's wurden zu einem Sanhedrin nach Paris entboten, und hatten hier nun diejenigen Beschlüsse zu fassen, welche Napoleon für angemessen hielt.

Die Polizei wachte auf das Strengste über alle Aeußerungen etwaiger Unzufriedenheit mit dem kaiserlichen Terrorismus. Zwar sprach der Moniteur aus, daß der Kaiser die Preßfreiheit, „die erste Eroberung des Jahrhunderts", bewahrt wissen wolle; als ob die rücksichtslos strenge Censur, unter welche die Presse bisher gestellt gewesen war und unverändert gestellt blieb, auch nur das Geringste mit Preßfreiheit zu thun gehabt hätte. Ebenso wenig wurde die Freiheit der Person respektirt; auf den bloßen Verdacht hin, mit gefährlichen Anschlägen umzugehen, wurde der General Malet in den Kerker gesetzt, und aus dem aristokratischen Stadtviertel St. Germain, welches nach dem Berichte der Polizei einen üblen Einfluß auf die öffentliche Meinung „durch Zweifel an dem Erfolge der Armeen und durch Verbreitung schlechter Nachrichten" ausüben sollte, wurden fünfzehn Personen ausgewiesen. Unter diesen befand sich die ebenso schöne wie liebenswürdige Julie Recamier, geboren 1777, die Gattin eines Banquiers, in deren Salon geistreiche Leute verschiedenster Richtungen sich trafen.

Andererseits suchte das kaiserliche Regiment, wie es in der Eigenart des Despotismus liegt, durch die Entfaltung größten Glanzes der äußeren Erscheinung zu imponiren. Um „den Kaiserthron mit der gebührenden Würde zu umgeben", wurden erbliche Adelstitel mit Vererbung der Güter, woran sie hafteten, eingeführt. Seinen Waffengefährten schenkte der Kaiser Herrschaften in Italien, Deutschland und Polen die sie auch nach Belieben verkaufen konnten, und außerdem große Summen in baarem Gelde, um davon sich in Paris Paläste zu bauen und einzurichten. So empfing z. B. Lannes 328,000 Francs Jahresrente in Gütern und eine Million Francs baar. Napoleon machte das Wort wahr, das er einmal zu seinen Generalen gesprochen: „Plündert nicht; ich will euch mehr geben, als ihr rauben könnt." Auch die hohen Civilbeamten wurden mit Dotationen bedacht. Jetzt gewährte der Kaiser allen Würdenträgern seines Reiches das Recht, ihren Söhnen nach Gefallen Adelstitel zu verleihen, unter der Bedingung, daß mit jedem der Titel ein gewisses Vermögen verbunden war, welches als Majorat von demselben unzertrennlich wäre. Eine Befreiung von irgend welcher Bürgerpflicht war aber mit diesen Adelstiteln nicht verbunden. Der Großwahlherr, der Connetable, der Erzkanzler, der Erzschatzmeister und die Marschälle wurden Herzöge und konnten diesen Titel auch ihren Söhnen beilegen, wenn sie damit Majorate von 200,000 Francs Rente verbanden. Minister, Senatoren, Präsidenten und Generale wurden zu Grafen ernannt und konnten wieder ihre Söhne dazu machen bei einer Majoratsrente von 30,000 Francs. Generalprokuratoren, Maires und Obersten erhielten den Freiherrntitel mit der Befugniß, ihn auch ihren Söhnen zu geben bei 15,000 Francs Majoratsrente. Jedes Mitglied der Ehrenlegion konnte den Titel Ritter führen und ihn seinen Söhnen ertheilen bei 3000 Francs Majoratsrente. Die höheren Würdenträger durften auch ihren jüngeren Söhnen niedere Adelstitel bei der entsprechenden Majoratsrente verleihen. So konnte z. B. der Herzog seinen ältesten Sohn zum Herzoge, den zweiten zum Grafen, den dritten zum Freiherrn, den vierten zum Ritter machen, wenn er die entsprechenden Majorate stiftete. So war für den Staat der Kalamität eines armen Adels vorgebeugt.

In Paris wurde eine kaiserliche Universität errichtet und die Hauptstadt durch großartige Bauten und Anlagen geschmückt. Die prachtvolle Verbindung der Tuilerien mit dem Louvre wurde begonnen, die Zahl der Springbrunnen vermehrt, die Boulevards verschönert, die Austerlitzbrücke gebaut, die großartige Friedensstraße angelegt, der Bau der Madelainekirche in Angriff genommen, der Père Lachaise, der prachtvollste Kirchhof Europa's, eröffnet.

Dem Heere Frankreichs blieb nach wie vor die Sorgfalt des kaiserlichen Regimentes zugewandt. Ende 1807 betrug seine Stärke ohne die Kontingente der Vasallenstaaten 620,000 Mann. Zwar bestimmte das Konskriptionsgesetz nur vierjährige Dienstzeit; aber

kräftige Soldaten wurden überhaupt nicht entlassen. Und diese Altgedienten waren hauptsächlich die Träger des Geistes der Armee; sie übertrugen auch auf die neu eintretenden Rekruten bald das Siegesvertrauen und die Begeisterung für ihren Kaiser, die sie Alle beseelte. Hier im Heere war die Hauptstätte des Napoleonkultus.

Auch in die Schulen suchte das kaiserliche Regiment diesen Kultus einzuführen. Der kaiserliche **Katechismus** mußte dazu dienen, ihm eine religiöse Grundlage zu geben. Welches sind im Besonderen, hieß es darin, unsere Pflichten gegen Napoleon I., unsern Kaiser? Antwort: Wir schulden ihm im Besonderen Liebe, Ehrfurcht, Treue, Militärpflicht, die Abgaben, welche die Vertheidigung des Kaiserreichs und des Thrones erheischt, eifrige Gebete für sein Heil und für das Gedeihen des Staates. — Warum haben wir alle diese Pflichten gegen unsern Kaiser? Antwort: Weil Gott ihn zu unserm Herrscher eingesetzt und ihn zu seinem Bilde auf Erden gemacht hat. Unsern Kaiser ehren und ihm dienen, heißt also, Gott selbst ehren und ihm dienen!

Die Gesellschaft des Kaiserreichs. Ueberhaupt nahm in den offiziellen Sitten die Religion eine große Stelle ein. Die Beamten hatten den Befehl, dem Gottesdienste regelmäßig beizuwohnen; aber um ihre Sitten kümmerte sich der Kaiser nicht.

Der Geist spielte in der Pariser **Gesellschaft** jetzt eine geringe Rolle: Scheinen und Genießen war die Losung. Zwar von dem alten Adel hatte der größte Theil sich in die Dienste des Kaiserreichs gestellt oder wenigstens mit ihm Frieden geschlossen. Aber neben diesen alten Aristokraten waren eine Menge Leute von niederer Herkunft und Bildung emporgekommen, welche mit im Vordergrunde der Gesellschaft standen und den allgemeinen Ton stark beeinflußten. So entstammten von den bekanntesten Generalen Napoleon's alten Adelsfamilien: Baraguay d'Hilliers, Davoust, Grouchy, Macdonald, Marmont, Narbonne, Latour-Maubourg; dagegen aus bürgerlichen Kreisen, zum Theil als Bauern- oder Handwerkersöhne, hatten sich emporgeschwungen: Augereau, Bernadotte, Berthier, Bessières, Bertrand, Brune, Junot, Kellermann, Lannes, Lefebvre, Massena, Mortier, Murat, Ney, Oudinot, Rapp, Soult, Vandamme u. A. Sie waren jetzt Fürsten, Herzöge und Grafen; aber sie waren es durch sich selbst geworden als tapfere Soldaten. So trat denn öfter ihr Selbstgefühl auf Kosten des guten Tones zu Tage; sie trugen nicht selten die Sitten des Lagers in die Salons. Muth galt jetzt in der Gesellschaft für die erste Tugend. Jeder, der sich in den Verdacht der Feigheit oder auch nur der Behutsamkeit brachte, konnte darauf rechnen, mit Kasernenwitzen überschüttet zu werden. Um Delikatesse der Umgangsformen kümmerte man sich nicht und setzte auch keine Ehre darein. Rechtschaffenheit, Unbescholtenheit galten für untergeordnet. Ein Offizier hatte eine bedeutende Summe verspielt, die der Kasse seines Regiments gehörte. Seine Kameraden legten zusammen und ersetzten der Kasse den Verlust — womit die Sache in allen Kreisen für völlig abgethan angesehen wurde.

Man machte nicht mehr Konversation in den Salons. Eine voll besetzte Tafel galt für anziehender, von der man aufstand, um sich den Aufregungen des Hazardspieles hinzugeben. So kam es, daß in der Gesellschaft Banquiers und Lieferanten eine große Rolle spielten, von denen nicht Wenige aus niederem Stande sich emporgearbeitet hatten. Der Armeelieferant Paulée, dessen jährliche Rente bis auf eine halbe Million Francs stieg, war in seiner Jugend Gasthauskellner gewesen. Solche Leute dienten nicht dazu, den gesellschaftlichen Ton zu verfeinern, aber in lauter Bewunderung für Napoleon stimmten sie Alle überein.

Napoleon in Italien. Mit den Glückwünschen des Königreichs Italien für die erfochtenen Siege war in Paris eine Gesandtschaft aus Italien erschienen, welche den Kaiser zugleich um einen Besuch in Italien bat. Er folgte der Einladung und brach im November 1807 nach Italien auf. Gleichzeitig kündigte er der Königin-Regentin von **Etrurien**, welche sich zu seinem Mißfallen dem Papste genähert hatte, an, daß ihre Regierung beendigt sei; doch solle sie anderswo Entschädigung erhalten. General Reille erschien, um das Land für Napoleon in Besitz zu nehmen. Mit dem Anfange des neuen Jahres übertrug dieser die Verwaltung desselben seiner Schwester, der Fürstin **Elisa Bacciochi**, mit dem Titel einer Großherzogin

von Toskana, welche aus Neigung den gelehrten Anstalten des Landes, auf Befehl ihres Bruders der Entwicklung der Wehrkraft ihre hauptsächliche Sorge zuwandte.

In Turin von seinem zweiten Schwager, dem Fürsten Camillo **Borghese**, dem Generalgouverneur von Piemont, mit prunkendem Gepränge empfangen, hielt Napoleon am 21. Nov. seinen Einzug in die Hauptstadt des Königreichs Italien. Er verweilte nur wenige Tage in Mailand, dann begab er sich nach Venedig. Die alte Lagunenstadt begrüßte ihn mit einem Glanze ohne Gleichen. Alle Häuser waren festlich erleuchtet, taghell strahlte der Markusplatz und der Canale grande; Gondelregattas und Bälle waren veranstaltet; allenthalben umtönte den Kaiser Jubelruf und Händeklatschen. Von Neapel kam zu seinem Empfange König Joseph herbei, und auf Joseph's Drängen hatte sich selbst **Lucian** bestimmen lassen, sein römisches Landhaus zu verlassen. Die Unterredung der Brüder fand am 13. Dezember 1807 in Mantua statt; Napoleon setzte Alles daran, den begabtesten seiner Brüder für sich zu gewinnen: er bot ihm die Krone Portugals an, wenn er sich von seiner Frau trennen wolle. Denn von Anfang an war ihm die Verheirathung Lucian's mit der Wittwe Jouberthou anstößig gewesen. Allein Lucian lehnte die Bedingung ab; auch die Aussicht, seine Tochter mit dem Kronprinzen von Spanien vermählt zu sehen, machte ihn nicht wankend. Es kam zu heftigen Worten zwischen den Brüdern; in unmuthiger Erregung schieden sie von einander.

Nach Mailand zurückgekehrt, versammelte Napoleon die Vertreter des Königreichs Italien. In einer kurzen, energischen Ansprache ermahnte er sie zur Eintracht und zum Verzicht auf die kleinlichen Lokalinteressen, indem er ihnen zugleich mittheilte, daß er Eugen Beauharnais adoptirt und zum Prinzen von Venedig, d. h. zum präsumtiven Erben der italienischen Krone, den Herzog von Melzi aber in Anerkennung seiner Verdienste zum Herzoge von Lodi ernannt habe. Während dieses Aufenthalts nun war es, daß der Kaiser am 17. Dezember 1807 das **Mailänder Dekret** gegen England erließ. Das britische Ministerium hatte, um der Kontinentalsperre zu begegnen, angeordnet, daß alle Häfen, von welchen die englische Flagge ausgeschlossen wäre, für blockirt gelten und alle dahin bestimmten Schiffe der Visitation durch englische Kreuzer, der Unterbringung in einem britischen Hafen und der Zahlung einer Abgabe unterliegen sollten. Jenes Dekret setzte nun dagegen fest, daß jedes Schiff, welches sich diesen Maßregeln unterworfen habe, als denationalisirt für englisches Eigenthum angesehen und weggenommen werden solle.

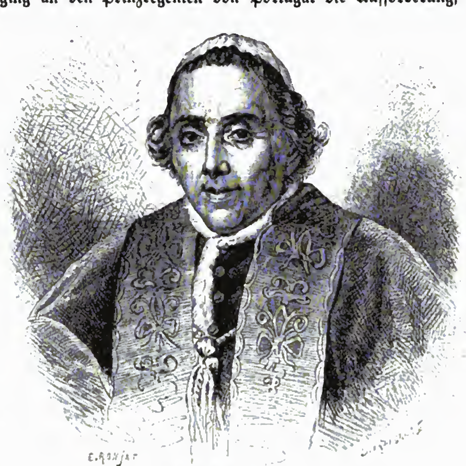
Zerwürfniß mit dem Papste. Diese Anordnung führte sofort zu offenem Zwiespalte mit dem Papste. **Pius**, in den Erwartungen, welche ihn zur Kaiserkrönung nach Paris geführt hatten, getäuscht, hatte beharrlich danach gestrebt, sich dem Einflusse Napoleon's zu entziehen. In den Kriegen gegen Oesterreich und gegen Preußen nahm er Neutralität für sich in Anspruch und weigerte sich mit Entschiedenheit, die Häfen des Kirchenstaats den Engländern zu verschließen. Die Siege Napoleon's machten ihn nicht nachgiebiger, während nunmehr erst recht der Kaiser nicht dulden wollte, daß der Papst als ein Gegner der Politik des Kaiserreiches erschiene. Er verlangte daher, daß der heilige Vater zum Zwecke von Unterhandlungen einen Bevollmächtigten nach Paris sende. Pius sandte den Kardinal Bayanne.

Talleyrand, welcher Vicegroßwahlherr geworden war, hatte das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten an den Grafen **Champagny** abgetreten. Dieser nun brachte durch die Androhung eines allgemeinen Konzils und der Wegnahme der päpstlichen Staaten mit Bayanne einen Vertrag zu Stande, durch welchen der Papst seine Zustimmung zu den Anordnungen Napoleon's in Italien und seinen Anschluß an die Kontinentalsperre aussprach. Allein Pius verwarf mit Bestimmtheit diesen Vertrag. Champagny drohte infolge dessen mit dem Einmarsche französischer Truppen in den Kirchenstaat. Pius VII., in seiner äußeren Erscheinung voll Milde und Sanftmuth, beharrte bei seiner Weigerung. Da rückte denn General Miollis mit 6000 Mann gegen Rom vor, sprengte die Porta del Popolo, drang in Rom ein und besetzte die Engelsburg und die ganze Stadt am 2. Februar 1808 militärisch. Gegen diesen Gewaltakt protestirte der Papst, und als dieser Protest wirkungslos blieb, drohte er Napoleon mit dem Bannfluche. Napoleon's Antwort darauf war, daß er die päpstlichen

Gebiete von Ancona, Urbino und Macerata, die angebliche Schenkung Karl's des Großen, als drei neue Departements mit dem Königreiche Italien vereinigte. Damit wurde der heilige Vater auf die einzige Stadt Rom beschränkt, und in dieser walteten französische Behörden und entfernten Alles, was Frankreich abgeneigt war, aus der Umgebung des Papstes. Mit dem Muthe des Märtyrers ließ Pius Alles über sich ergehen; aber, alle Verhandlungen ablehnend, blieb er bei seiner Weigerung, dem Verlangen Napoleon's sich zu fügen. Mit Betrübniß und Unwillen blickte die katholische Welt nach Rom; aber von den Häfen des Kirchenstaates waren fortan die englischen Schiffe ausgeschlossen.

Die Besetzung von Portugal. Nunmehr war das kleine Königreich Portugal der einzige Staat des Kontinents, welcher der Handelssperre gegen England sich noch nicht angeschlossen hatte. Denn Spanien, von Don Manuel Godoy regiert, zeigte längst Frankreich gegenüber keinen eigenen Willen mehr.

Am 17. Oktober 1807 erging an den Prinzregenten von Portugal die Aufforderung, der Kontinentalsperre beizutreten. Aengstlich hatte er bisher gesucht, zwischen Frankreich und England, den beiden großen Gegnern, hindurch zu laviren. Auch jetzt erklärte er sich bereit, der Weisung Napoleon's nachzukommen, nur möge ihm die Verhaftung der in Portugal weilenden Engländer und die Beschlagnahme der englischen Waaren erlassen werden. Napoleon war nicht gesonnen, mit dem kleinen Staate zu paktiren: zu Fontainebleau wurde mit Spanien schon am 27. Oktober ein Vertrag abgeschlossen, welcher dem Königreiche Portugal ein Ende machen sollte, und am 13. November verkündigte der Moniteur: „Der Prinzregent von Portugal verliert seinen Thron. Der Sturz des Hauses Braganza wird ein neuer Beweis sein, daß das Verderben eines Jeden unvermeidlich ist, welcher den Engländern sich anschließt."



Papst Pius VII.

Ueber diesen Vertrag hatte Napoleon selbst durch Vermittelung seines Generaladjutanten Duroc nicht mit dem spanischen Gesandten, dem Herzog von Masserano, sondern mit Izquierdo, dem geheimen Agenten Godoy's in Paris, verhandelt; erst als er abgeschlossen war, erhielt Champagny den Befehl, ihn neben Duroc zu unterzeichnen. Es war darin festgesetzt, daß Frankreich und Spanien gemeinsam Portugal erobern sollten. Dann sollte aus den Provinzen Alemtejo und Algarbien ein souveränes Fürstenthum für Godoy gebildet, die nördliche Provinz Entre Minho e Douro sollte als Königreich Nordlusitanien dem jungen Könige von Etrurien zur Entschädigung gegeben, die mittleren Provinzen Portugals aber bis zum allgemeinen Friedensschlusse unter französische Verwaltung genommen werden. Dem Könige von Spanien wurde zum Lohne für seine Mitwirkung bei der Eroberung das Protektorat über das mittlere Portugal und der Titel „Kaiser beider Indien" zugesagt.

Sofort setzte sich nun eine französische Armee von 28,000 Mann unter Marschall Junot von Bayonne in Marsch, um zusammen mit einem gleich starken spanischen Heere der Selbständigkeit Portugals ein Ende zu machen; 40,000 Mann blieben als Reserve in dem Lager

bei Bayonne zurück. Wol erkannte der Prinzregent Johann die Gefahr, welche über sein Land heraufzog; aber unschlüssig, was er zur Abwehr thun solle, that er gar nichts.

Junot's Marsch durch die Gebirge des nördlichen Spaniens mit seinen größtentheils jungen und noch ungeübten Truppen war schwierig: nach 25 Tagen hatte er erst Salamanca erreicht. Da lief die russische Mittelmeerflotte unter Siniäwin in den Tejo ein und hinter ihr erschienen die Engländer unter Sidney Smith an der Mündung des Flusses. Junot erhielt daher den Befehl, seinen Marsch nach Lissabon auf das Aeußerste zu beschleunigen. Mit Ueberwindung der größten Schwierigkeiten, durch unwegsame und rauhe Gegenden, wo weder an Rast noch an Verpflegung des Heeres zu denken war, brachte er seine Truppen in elf Tagen bis nach Abrantes, 25 Stunden von Lissabon. Er erhielt zum Lohne seiner Energie den Titel Herzog von Abrantes; aber sein Heer war halb aufgelöst, zahllose Leute waren in Schluchten gestürzt oder von den reißenden Bergwassern beim Durchwaten fortgerissen worden, unzählige waren wund und krank auf dem Marsche liegen geblieben. Portugiesische Truppen aber waren ihm nirgends entgegen getreten. Es war nur ein Häufchen von 1500 Mann, abgemattet, zerlumpt, abgemagert, mit dem er am 30. November in Lissabon seinen Einzug hielt: das waren die gewaltigen französischen Soldaten, mit denen Napoleon Europa unterwerfen wollte! Und als nun vollends der Marschall die vorgefundenen englischen Waaren zu konfisziren begann und die Fahne Portugals von dem Thurme des Maurenschlosses herunterschießen und die Trikolore aufziehen ließ, da brach in Lissabon offener Aufruhr gegen die fremden Eroberer aus. Indeß durch Nachzügler doch bis auf 6000 Mann verstärkt, wurde Junot mit Leichtigkeit der Revolte Meister. Nirgends sonst zeigte sich Widerstand: Portugal war in seiner Hand.

Selbst einige portugiesische Kriegsschiffe, die in den Bereich der französischen Kanonen gekommen waren, mußten sich Junot ergeben. Aber der größte Theil der Flotte hatte schon am 27. November unter dem Geleite englischer Kriegsschiffe den Tejo verlassen. Der Prinzregent mit dem ganzen Hofe und 15,000 Einwohnern zumeist der Hauptstadt hatte sich, Schätze aller Art und die Hälfte alles baaren Geldes im Lande mitnehmend, nach Brasilien eingeschifft. Siniäwin that nichts, die Abfahrt zu hindern; selbst von den Engländern mit Uebermacht bedroht, erklärte er sich für neutral und schloß schließlich (im September) mit England eine Konvention, nach welcher Offiziere und Mannschaften frei nach Rußland entlassen, die Schiffe aber den Engländern bis zum Abschlusse des Friedens in Verwahrung gegeben wurden. So wurde England auch dieses Gegners, der letzten Flotte Rußlands, ledig. An Theilung Portugals aber dachte Napoleon jetzt nicht im Entferntesten: er nahm das Land ganz unter französische Verwaltung. Der Vertrag von Fontainebleau hatte ihm nur dazu dienen sollen, Godoy zu ködern und König Karl IV., der gereizt darüber war, daß sein Bruder den Thron Neapels, sein Enkel die Krone Etruriens durch Napoleon verloren hatte, gründlich hinters Licht zu führen. Denn der Mann, welcher der größte Feldherr seiner Zeit war, war auch ihr treulosester und arglistigster Diplomat. Auf Spanien richtete sich jetzt sein Sinnen.

Spaniens Stellung zu Frankreich. Spanien hatte unter der Aegide einer schmählichen Unbedeutsamkeit einer langen Ruhe genossen und seit dem Frieden von St. Ildefonso im Jahre 1795 sich allen Phasen der Politik Frankreichs fügsam angeschlossen. Es war auch der Trabant Napoleon's geworden; ja seit dem Wiederausbruch des Krieges gegen England hatte es, aller Selbständigkeit sich entäußernd, Frankreich sich ganz in die Arme geworfen. Der Träger dieser unwürdigen Trabantenpolitik war Godoy. Je höher daher in dem gesunden Theile des spanischen Volkes der Mißmuth über die klägliche Rolle, welche Spanien im Fahrwasser Frankreichs spielte, stieg, um so höher wuchs auch der Unwille über Godoy, den Friedensfürsten. Und dieser Unwille wurde zur Entrüstung bei Denen, die da sahen, daß jedes nichtswürdige Gewerbe, Bestechung, Kuppelei, Spionendienst, in seinem Solde war und als Mittel diente, um durch den Einfluß des Mächtigen Rang, Aemter, Pfründen zu erlangen, daß Feilheit, Verderbtheit, Ruchlosigkeit vom Hofe aus in immer weitere Schichten des Volkes eindrang.

Schwer lasteten überdies auf dem ganzen Lande die sechs Millionen, welche Spanien Monat für Monat an Frankreich (s. S. 350) nun schon seit Jahren zahlen mußte. Nicht minder

empfindlich wurde der Ausschluß aller englischen Waaren infolge der Kontinentalsperre empfunden; denn bisher hatte England in Handelsangelegenheiten die Neutralität Spaniens im Stillen gelten lassen. Ursache genug, den Unwillen über Frankreich und über Godoy in den Herzen der stolzen und ehrenfesten Spanier immer rege zu erhalten und zu schüren. Zu Ingrimm aber sollten ihn die Anschläge Napoleon's auf die Integrität Spaniens steigern und in fanatischen Haß die Drangsale umwandeln, welche durch Napoleon der Papst und das spanische Königshaus, das dem Spanier als die Garantie nationaler Selbständigkeit galt, zu erleiden hatten.

Spaniens Rüstungen. Man würde indeß irre gehen, wollte man meinen, daß Godoy ein unbedingter Trabant Napoleon's gewesen wäre. Wiederholt schon hatte er versucht, seine eigenen Wege zu gehen. Im Sommer 1806, als der Krieg zwischen Preußen und Frankreich unvermeidlich zu werden schien, hielt er die Zeit für günstig zu einem selbständigen Vorgehen. Er knüpfte durch den russischen Gesandten Stroganow ganz in der Stille Verständigungen mit Rußland und England an und gab dann als Generalissimus von Spanien den Befehl, schleunigst alle Milizregimenter aufzubieten und mit den stehenden Truppen zusammenzuziehen. Und als der Krieg wirklich zum Ausbruche gekommen war, erließ er eine in unbestimmten Ausdrücken gehaltene Proklamation an die Spanier, worin im Namen des Königs eine Art allgemeiner Volksbewaffnung angeordnet wurde. Zugleich ergingen Cirkulare durch das Land, um den Adel in Bewegung zu bringen.

Indessen die Nachricht von Napoleon's Siege bei Jena vernichtete alle Entwürfe Godoy's. Die gegebenen Befehle wurden zurückgenommen und Napoleon auf seine kategorische Anfrage nach dem Zwecke der spanischen Rüstungen die Antwort gegeben, sie seien gegen Marokko bestimmt gewesen. Das klang abenteuerlich, jedoch begnügte sich Napoleon mit dieser Erklärung. Indessen die Geschichtschreiber haben darin nichts weiter als eine ungeschickt erfundene Lüge Godoy's sehen wollen. Ohne ausreichenden Grund. Die Eroberung Marokko's war ein alter Plan des Friedensfürsten, wie nicht seine jedenfalls unechten Memoiren, sondern seine Briefe ausweisen. Auch war das Unternehmen seit Jahren in der Stille vorbereitet und keineswegs chimärisch. — Die Verhältnisse von Marokko waren damals überaus zerrüttet. Der Sultan Muley Soliman, ein stumpfsinniger Greis, ebenso feige wie grausam, stand in allgemeiner Verachtung. Seine Söhne lebten in offenem Zerwürfniß mit ihm; der älteste war geächtet, der zweite galt für einen erbärmlichen Feigling. Die ganze Militärmacht des Reiches bestand aus 8—10,000 Mann, meist Negern. Unzufriedenheit herrschte unter allen Ständen. Ein junger Spanier, Badia Castillo y Leblich, hatte in maurischer Verkleidung, ausgerüstet mit einer genauen Kenntniß der Sprache und der Sitten Marokko's, alle Verhältnisse sorgfältig erkundet und unter dem Namen Ali Bei, der Abasside, während eines mehrjährigen Aufenthaltes einen ziemlich ansehnlichen Anhang selbst unter der Leibwache des Sultans sich geworben. Seine Ueberzeugung war, daß, wenn in Ceuta, der spanischen Festung an der marokkanischen Küste, im Stillen ein Heer von 10,000 Mann versammelt würde, dem plötzlichen Angriffe dieses Corps das ganze Reich Marokko auf der Stelle erliegen würde. Godoy war auf diesen Plan Castillo's eingegangen und hatte im Jahre 1804 den Generalkapitän von Andalusien und Cadiz, den Marquis de la Solana, beauftragt, die nöthigen Waffen ganz in der Stille zu beschaffen und die sonstigen Vorkehrungen zu treffen. Denn es war klar, daß Marokko, kaum zwei Stunden von der spanischen Küste entfernt, mit seinen reichen Thälern die werthvollste Kolonie Spaniens werden mußte. Indeß Geldmangel hatte die Ausführung verzögert, und Napoleon war jedem Machtzuwachse Spaniens entgegen, welcher dessen Fügsamkeit hätte verringern können.

Jetzt nun, wo Frankreich durch den Kampf gegen Preußen in Anspruch genommen war, glaubte Godoy die Zeit gekommen, den Handstreich auszuführen. Vorsichtig wurde das Ziel geheim gehalten, damit nicht Muley Soliman durch Warnungen zu Gegenrüstungen veranlaßt würde. Und so gut wurde das Geheimniß gewahrt, daß die allgemeine Meinung war, die Rüstungen Spaniens richteten sich gegen Portugal. Sie gegen Frankreich zu deuten, war unmöglich, da die Truppenansammlungen im Süden und nicht im Norden stattfanden, abgesehen

davon, daß Godoy doch zu klug war, um nicht zu wissen, daß zwei französische Armeecorps genügt haben würden, die ganze angesammelte Militärmacht Spaniens über den Haufen zu werfen. Indessen der Zusammenbruch Preußens erfolgte zu schnell; der Friedensschluß schien nahe bevor zu stehen, so daß Godoy jetzt nicht mehr wagte, einen Plan festzuhalten, der, wenn auch nicht gegen Frankreich gerichtet, doch dem Willen Napoleon's stracks zuwiderlief.

Napoleon aber vergaß diese Regung der Selbständigkeit Spaniens nicht. Seine Absicht war, ein solches Ausbiegen aus dem französischen Fahrwasser Spanien für alle Zeiten unmöglich zu machen. Er wollte es wenigstens mittelbar besitzen, um auf der Stelle auch die Engländer von dem spanischen Südamerika wirksam ausschließen zu können. Dazu aber genügte nicht die Beseitigung des ihm ja sonst ergebenen Günstlings: es bedurfte der Beseitigung der ganzen Dynastie.

Die spanische Königsfamilie. Einem solchen Gedanken kamen die trostlosen Zerwürfnisse, welche in der Familie der spanischen Bourbons herrschten, sehr entgegen. Der wahrhafte Regent Spaniens war der Friedensfürst, ein kräftiger, damals etwas korpulenter Mann, mit einem Zuge von Schlauheit im Gesicht. Täglich waren in seinem Palaste die drei Vorzimmer mit Bittenden oder Beschwerdeführenden angefüllt, denen er, mit Orden bedeckt, Audienz ertheilte, indem er mit anmaßlicher Würde, wem er wohlwollte, ein gnädiges Wort zuwarf. Die Stütze seiner Macht war die grenzenlose Gunst, welche die Königin Marie Luise seit vielen Jahren schon unverändert ihm zugewandt hatte. Die Königin, 1751 in Parma geboren, war klein von Gestalt; ihre Augen waren lebhaft und feurig, ihre Züge, mehr ernsthaft als angenehm, ließen auf Geist und Charakter schließen, verriethen aber zugleich die Begehrlichkeit der Frau, welche mit allen Künsten der Toilette die Erbarmungslosigkeit der Jahre wegzutäuschen sucht.



König Karl IV. von Spanien.

Neben Godoy spielte der König gar keine Rolle. Karl IV., 1748 geboren, war ein guter, frommer Mann, von hohem Wuchs mit der großen, stark gebogenen Nase der Bourbonen, aber wenig königlich in Haltung und Auftreten. An Werkeltagen machte er den Eindruck eines Försters oder Pächters mit übers Knie gewickelten wollenen Strümpfen, großen Schmierstiefeln, manchesternen Hosen. Seine Leidenschaft war die Jagd; sie füllte seine Tage aus. Am frühen Morgen begab sich der rüstige alte Mann nach einem Landhause, deren er sich überall eingerichtet hatte. Dort verzehrte er sein Frühstück, Chokolade und Eierkuchen, den er in Gegenwart seiner Begleitung mit eigenen Händen sich bereitete. Dann hörte er die Messe und fuhr nun einige Meilen weit auf die Jagd durch Dick und Dünn in erstickender Sommerhitze, im gestreckten Galopp der Maulthiere. Mittags um ein Uhr nahm er allein sein Mittagsessen ein; knieend wurde ihm der Trunk gereicht, der aber nur aus Wasser bestand. Nach einer kurzen Siesta wurde weiter gejagt; heimgekehrt machte er einen kurzen Spaziergang im Prado in Madrid und arbeitete dann etwa eine halbe Stunde mit den Ministern, d. h. Karl unterschrieb, was ihm vorgelegt wurde. Danach hörte er ein kurzes

Konzert an, hielt sein Abendgebet, nahm einen Imbiß ein und legte sich zur Ruhe. Zu repräsentiren, wie es an Galatagen nothwendig wurde, war ihm lästig; er sah dann stets in den weißseidenen Strümpfen, in dem seidenen Rock mit Diamantknöpfen, mit dem langen, dünnen, weißen Zopf im Nacken ziemlich unbehaglich aus.

In Godoy sah er seinen treuesten Freund, dem er mit voller Hingebung anhing. Er war ihm im Grunde seines Herzens dankbar dafür, daß er ihm die Last der Regierung abnahm. „Jeden Abend", erzählte er dem Kaiser Napoleon, „trug Manuel Sorge, mir zu sagen, ob unsere Angelegenheiten gut oder schlimm ständen, und ich legte mich ruhig schlafen."

In schroffster Opposition dagegen zu dem Friedensfürsten stand der Prinz von Asturien. Der Kronprinz Ferdinand, 1784 geboren, war ein ziemlich ansehnlicher Mann, ungewandten Wesens, schweigsam, mit finsterer Miene. Von Kindheit auf war er ein Gegenstand der arglistigen Unterdrückung von Seiten Godoy's gewesen: seine Mutter betrachtete ihn mit offener Abneigung, der König mit Gleichgiltigkeit. Der Friedensfürst wollte, daß er ohne alle Erziehung aufwüchse, damit er selbst um so sicherer wie jetzt den Vater, so auch dermaleinst den Sohn beherrschen könnte.



Das Lustschloß in Aranjuez.

Indessen der Kanonikus Escoiquiz nahm sich des Vernachlässigten an und sorgte treu für seine Ausbildung; Muth, Aufrichtigkeit und Treue konnte er ihm freilich nicht geben. Erwachsen, wurde Ferdinand der Mittelpunkt der Opposition gegen den mächtigen Günstling, den er aus tiefster Seele haßte und mit allen Mitteln zu stürzen bestrebt war. Er wandte sich an Napoleon. „Mit dem größten Zutrauen", schrieb er, „flehe ich den väterlichen Schutz Ew. Majestät an, damit Sie mich würdigen mögen, mir die Ehre einer Verbindung mit Ihrer Familie zu bewilligen." Durch die Heirath mit einer bonapartischen Prinzessin hoffte er an dem Kaiser einen Rückhalt zu gewinnen. Denn schon war der Plan entworfen, den Friedensfürsten, wenn nöthig mit Gewalt, zu beseitigen. Selbst des Königs sollte dabei nicht geschont werden; wenigstens übergab Ferdinand seinem Anhänger, dem Herzoge von Infantado, eine eigenhändige Schrift mit unausgefülltem Datum, schwarz gesiegelt, worin er ihn bevollmächtigte, den Oberbefehl über die Truppen in Neukastilien zu übernehmen, sobald sein erlauchter Vater gestorben sein würde.

Indeß durch die Spione, mit denen er den Prinzen umgeben hatte, erfuhr Godoy den Anschlag. An demselben Tage, an welchem in Fontainebleau der Vertrag unterzeichnet wurde, der den Friedensfürsten unter die Souveräne Europa's erheben sollte, begab sich im Palaste des Escurial König Karl in das Zimmer seines Sohnes Ferdinand, forderte ihm den Degen ab,

bemächtigte sich der Papiere des Prinzen und ließ ihn unter Bewachung als Gefangenen in dem Gemache zurück. Es wurde erwogen, ihn jetzt von der Thronfolge auszuschließen. Indeß Ferdinand bat demüthig den Friedensfürsten um Vermittelung und Beistand, flehte in zerknirschten Briefen seine Eltern um Verzeihung an, verrieth alle seine Rathgeber und Vertrauten, die ihn verführt hätten. So erlangte er, obgleich die Vollmacht für Infantado aufgefunden wurde, doch wieder Vergebung und Freiheit; und König Karl machte sich selbst jetzt zum Werber für ihn bei Napoleon. Die Anhänger des Prinzen wurden verbannt.

Die Revolution von Aranjuez. In Spanien war man sehr geneigt, in diesen Vorgängen nur eine nichtswürdige Veranstaltung Godoy's zu sehen, durch welche er die Anhänger Ferdinand's hätte ins Verderben stürzen wollen. Leidenschaftlich klammerte sich der tiefe royalistische Zug des spanischen Herzens an den verfolgten Prinzen. Als Opfer Godoy's wurde er populär.

In einem eigenhändigen Schreiben hatte König Karl die Vorgänge im Escurial Napoleon mitgetheilt und um dessen Rath gebeten. Dem Kaiser, der schon längst mit dem Gedanken sich getragen hatte, Spanien bis zum Ebro, die spanische Mark Karl's des Großen, dem neu erstehenden Reiche Karl's des Großen einzuverleiben, schien der beste Rath zu sein, Spanien von diesem Herrschergeschlechte der Bourbonen, das in Haß und Kabalen sich selbst zu Grunde richtete, ganz zu befreien; hatte er doch in Italien gesehen, wie willig das Volk dem Befreier gehuldigt hatte. Mehr und mehr gewann dieser Gedanke klare Gestalt in ihm.

Von der geringen Truppenmacht Spaniens wurden zunächst 14,000 Mann unter dem wackeren Marquis de la Romana auf den entferntesten Kriegsschauplatz, nach Dänemark, in den Krieg gegen Schweden gesandt; andere Regimenter unter dem Herzoge von Solano wurden Junot zur Besetzung Portugals zugetheilt. Dann setzte sich die Armee der Gironde, die bei Bayonne in Reserve stand, nach Spanien in Marsch, Corps um Corps, so daß Anfang März 1808 schon 80,000 Mann als „Freunde“ unter dem Oberbefehl Murat's auf spanischem Boden standen. Was wollte Spanien dagegen machen? Seine besten Truppen weilten in der Ferne, und alle Kassen waren so leer, daß Niemand mehr Besoldung empfing, daß die Kaufleute dem Hofe die täglichen Lieferungen versagten, daß eines Tages, damit der König nicht im Dunkeln sitze, in Madrid Oel und Talglichter polizeilich mit Beschlag belegt und requirirt werden mußten.

Auf die Anfragen Karl's nach dem Zwecke der Truppenansammlungen kam entweder gar keine oder ausweichende Antwort. Immer näher rückten die französischen Heersäulen. Unruhe und Besorgniß bemächtigte sich des Hofes: Godoy faßte den Plan, nach dem Beispiele des Prinzregenten von Portugal, mit dem Könige und dem ganzen Hofe nach den Kolonien in Amerika in der Stille zu entweichen. Solano wurde aus Portugal zurückgerufen, um die Straße nach Sevilla zur Sicherung der Reise zu besetzen. Im Volke verbreitete sich die Nachricht von der bevorstehenden Flucht schnell: man sah darin eine neue Verrätherei Godoy's und beschloß, sie zu hindern. Als die Garden von Madrid nach Aranjuez, wo der Hof weilte, abmarschirten, schlossen sich Tausende ihnen an, zahllose Volksmassen strömten aus der ganzen Umgegend um die Frühlingsresidenz des Königs zusammen und erfüllten mit ihrem Geschrei: „Es lebe der König! Godoy muß sterben!“ die Lüfte. Agenten des Prinzen von Asturien, der ebenfalls gegen die Abreise war, schürten die Bewegung, allenthalben Wein und Cigarren austheilend. Ferdinand selbst forderte die Leibwache im Palaste auf, die Flucht nicht zuzulassen. — Um Mitternacht verließ unter Geleit einer Schutzwache eine tief verschleierte Dame den Palast des Friedensfürsten; es war Pepa Todo, seine erste Gemahlin. Das schien der Anfang der Flucht zu sein. Ein Schuß fiel, und auf dies Signal stürzte sich die wüthende Menge auf den Palast Godoy's, drängte die Wachen beiseite, schlug das Thor ein und suchte unter wilden Verwünschungen den Verhaßten. Sie fand ihn nicht und ließ nun ihren Ingrimm an den Möbeln aus: Alles wurde zerschlagen, auf den Hof geworfen und verbrannt. Um die Menge zu besänftigen, ließ der König am Morgen — es war der 18. März 1808 — verkündigen, daß er Godoy aller seiner Aemter und Würden entsetzt habe. Allein am Abend

begann der Tumult von Neuem. Als es endlich es still wurde auf der Stätte der Verwüstung, wagte sich Godoy, der sich 30 Stunden in einem Verstecke unter dem Dache verborgen gehalten hatte, hervor; sofort erkannt, wurde er von der Menge nach der Gardekaserne geschleppt. Allein die Soldaten entrissen ihn dem mordlustigen Haufen und brachten ihn in sicheren Gewahrsam. Nur ein Mittel schien es zu geben, die wild tobenden Massen zu besänftigen: die Abdankung des Königs. Karl, um das Leben seines Günstlings zu retten, entschloß sich dazu und legte am 19. März die Krone zu Gunsten seines Sohnes nieder.

Die Kunde von der Thronbesteigung Ferdinand's rief einen wahren Freudentaumel hervor; unter Hochrufen auf Ferdinand zerstörte das aufgeregte Volk die Paläste Godoy's auch in Madrid und hing, Tedeums anstimmend, sein Bild an den Galgen. Ferdinand ließ den Gestürzten auf das Kastell von Villaviciosa in Haft bringen. Den König und die Königin verbannte er nach Badajoz; indeß Karl weigerte sich, dem Befehle zu folgen und blieb in Aranjuez.

Die Bourbons in Bayonne. Die Kunde von diesen Ereignissen bestimmte Murat, den Marsch seiner Truppen nach Madrid zu beschleunigen; schon am 23. März langte er dort an. Am folgenden Tage hielt König Ferdinand unter dem stürmischen Jubel des Volkes seinen Einzug in die Hauptstadt, nachdem er eine feierliche Deputation an Napoleon abgeordnet hatte, um des Kaisers Zustimmung zu seiner Thronbesteigung zu erbitten.

Jetzt aber widerrief im Vertrauen auf die französischen Truppen König Karl seine Abdankung als erzwungen und zeigte auch Napoleon seinen Widerruf an, indem er hinzufügte: „Voll Vertrauen auf die großherzige Gesinnung und das Genie des großen Mannes, der sich stets als mein Freund gezeigt hat, habe ich mich entschlossen, mich Allem zu unterwerfen, was er über mein Schicksal und das Loos der Königin und des Friedensfürsten verfügen mag.“ So wurde Napoleon von beiden Seiten angerufen; er hatte seine Entscheidung schon gefällt: am 27. März bot er seinem Bruder Joseph die spanische Königskrone an.

Nicht durch dreiste Gewalt, wie er es sonst gethan, wollte der Kaiser seinen Entschluß zur Ausführung bringen; durch Intrigue und Verstellung glaubte er den Bourbonenthron für seinen Bruder frei machen zu können. So beginnt denn nun ein Spiel von Falschheit und Gleißnerei, wie es kaum in der Weltgeschichte seinesgleichen hat. Vor Allem galt es, sich Ferdinand's zu versichern. Napoleon sandte den General Savary an ihn, um ihn zu einer Reise nach Burgos zu bestimmen: dorthin habe der Kaiser die Absicht zu einer persönlichen Besprechung zu kommen. In Wahrheit war das durchaus nicht Napoleon's Absicht: er hatte Paris Anfang April verlassen, blieb aber in Bayonne, wo er, da das Gouvernementsgebäude nicht geräumig genug war, eine Viertelstunde vor der Stadt in dem Schlosse von Marac seine Wohnung nahm.

René Savary (geb. 1774) war ein ebenso tapferer wie weitherziger Mann, seit 1800 Napoleon's Generaladjutant und Leiter der Geheimpolizei. Die Kühnheit, welche er in der Schlacht bei Friedland bewiesen, trug ihm den Titel eines Herzogs von Rovigo mit reicher Dotation ein; seine Gewandtheit und seine Gabe kluger, aber nicht immer aufrichtiger Rede empfahl ihn dem Kaiser zu wichtigen Sendungen, wie die an den Kaiser von Rußland in den Tagen von Austerlitz gewesen war. Jetzt erhielt er den Auftrag, den König Ferdinand nach Bayonne zu schaffen, jedoch ohne den leisesten Schein von Gewaltthätigkeit. Ihm kam zu statten, daß Escoiquiz des Beistandes Napoleon's gegen Godoy's Anhänger zu bedürfen glaubte; er rieth daher zu der Reise. So folgte der mißtrauische Ferdinand, indem er seinen Bruder Carlos zum Empfange des Kaisers voraussandte. Eine Regierungsjunta wurde beauftragt, die Regierungsgeschäfte während der Abwesenheit des Königs zu besorgen. Natürlich war in Burgos von Napoleon keine Spur; doch ließ sich Ferdinand bereden, nach Vittoria weiter zu reisen. Hier aber widersetzte sich das Volk der Weiterreise des Königs und zerschnitt die Stränge der Maulthiere, welche vor den königlichen Wagen gespannt waren. Allein der König verlor durch einen strengen Brief Napoleon's, den er hier erhielt, allen Muth des Widerstandes und fuhr im Geleite französischer Reiter über die Bidassoa, welche Spanien von Frankreich scheidet, nach Bayonne, wo er, ohne irgendwie begrüßt zu werden, ein sehr

unscheinbares Quartier angewiesen erhielt. Hier ließ ihm der Kaiser durch Savary eröffnen, daß er die Absicht habe, den spanischen Thron einem Bonaparte zu geben, jedoch Ferdinand durch Etrurien, das dessen Schwester, die Königin-Regentin Marie Luise hatte abtreten müssen, zu entschädigen. Als er jedoch aus der aufgefangenen Korrespondenz Ferdinand's, der in einem Briefe seinen Oheim, den Infanten Antonio, ermahnte: „Nimm Deine Maßregeln, daß diese verfluchten Franzosen Dir nicht übel mitspielen", die wahre Gesinnung des Königs erkannte, verlangte er die schlichte Abdikation ohne Entschädigung. Allein dessen weigerte sich Ferdinand auf das Entschiedenste.

Unterdessen hatte sich König Karl an Murat mit der Bitte gewandt, ihn wieder auf den Thron zu setzen und Godoy's Freilassung von der Junta zu erwirken. Viel dringender noch war Murat darum von der Königin angegangen, die in den Briefen ihrem leidenschaftlichen Hasse gegen Ferdinand Ausdruck gab. „Mein Sohn", schrieb sie, „hat ein sehr schlechtes Herz, sein Charakter ist blutdürstig; er hat nie seinen Vater und mich geliebt; seine Räthe dürsten nach Blut!" Murat, dem von Napoleon untersagt worden war, Ferdinand als König anzuerkennen, war sehr entgegenkommend. Aus Furcht vor Napoleon gab die Junta den Friedensfürsten frei, der nun, dem sicheren Tode entronnen, alsbald in Bayonne sich einstellte. Daraufhin trat auch das entthronte Königspaar die Reise dorthin an.

Am 30. April langte König Karl mit seiner Gemahlin unter den Salutschüssen der Citadelle und der Schiffe im Hafen in Bayonne an. Der Gouvernementspalast war ihm als Quartier überlassen, an dessen Portal ihn der Kaiser mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen ließ. Die Begrüßung Ferdinand's schroff zurückweisend, warf sich der alte König mit einem lauten Freudenrufe in die Arme Godoy's. Eine Stunde danach erschien Napoleon von Marac, seine hohen Gäste zu begrüßen. König Karl kam ihm bis an den Wagenschlag entgegen; als es aber dem von Podagra Geplagten schwer wurde, wieder zum Portal zurückzugehen, bot ihm Napoleon seinen Arm: „Stützen Sie sich auf mich, Sire", sagte er liebenswürdig, „ich habe Kraft für Zwei." „Ich rechne sehr darauf!" antwortete Karl beziehungsvoll. Eine lange Unterredung folgte, die den alten König ganz und gar für Napoleon einnahm.

Am folgenden Tage war das spanische Königspaar in Marac zur Tafel. Der Kaiser führte die Königin Marie Luise zu Tische. „Vielleicht finden Ew. Majestät", wandte er sich an sie, „daß ich etwas zu schnell gehe?" „Sire, es ist ja Ihre Gewohnheit!" antwortete die Königin mit schlagfertiger Pointe. Man setzte sich zu Tische. König Karl ließ den Blick über die Tafel gleiten. „Aber Manuel, Sire, Godoy?" fragte er betroffen den Kaiser. Der Friedensfürst war nicht eingeladen. Lächelnd befahl Napoleon, den „Manuel" holen zu lassen. Und Godoy war ganz für die Pläne des Kaisers: er sah in ihm den Retter seines Lebens, den Beschützer seiner Zukunft. Er überzeugte den König wie die Königin, daß die Rückkehr zum Throne Rückkehr in Angst und Sorge sein würde. Hatte er doch die Volksstimmung nur allzu sehr kennen gelernt. Wol hatte Karl gemeint, als Napoleon ihm erklärt hatte, daß er nur ihn als König anerkenne, daß die ihm entrissene Krone ihm nunmehr wieder gewiß sei: allein auf Godoy's Zureden, der damit zugleich auch wol auf Napoleon's Dank rechnete, ließ er sich leicht bestimmen, die glänzende Ruhe, welche ihm Napoleon in Frankreich anbot, nicht nur anzunehmen, sondern auch seinen Sohn zur Thronentsagung zu bringen. Wirklich erklärte sich Ferdinand zur Verzichtleistung bereit, aber nur, wenn Karl vor den Cortes in Madrid feierlich seine Abdankung widerriefe, Godoy entfernte und selbst die Regierung Spaniens übernähme. Denn daß Karl, der ja eben seine Krone an Napoleon abtreten wollte, auf solche Bedingungen nicht eingehen würde, lag auf der Hand. Eine Einigung schien unmöglich.

Der Aufstand in Madrid. Mit Bangen sah Spanien auf die Dinge, die in Bayonne vor sich gingen. Als nun vollends auch die letzten Mitglieder der Königsfamilie nach Napoleon's Bestimmung dorthin abreisen wollten, brach die Mißstimmung der Hauptstadt in offenen Aufruhr gegen Murat und die Franzosen aus. Mit Gewalt wollte die Volksmenge die Abreise des jungen Infanten Francisco de Paula hindern; Rottirungen fanden vor dem Palaste Godoy's, den Murat bezogen hatte, statt. Murat ließ — es war am Morgen des 2. Mai 1808 —

ein Bataillon mit einigen Kanonen ausrücken, um den Tumult zu dämpfen. Die Volkshaufen gehorchten jedoch dem Befehle, sich zu zerstreuen, nicht: die Franzosen gaben Feuer auf die dichten Scharen; die Wirkung war schrecklich. Von der blutgetränkten Stätte weg stürmte das wüthende Volk, bemächtigte sich des Zeughauses und begann nun, reichlich mit Flinten und mehreren Geschützen versehen, den Straßenkampf. Murat ließ das Sonnenthor besetzen und von da aus mit Kartätschen die Straßen bestreichen. Hunderte von Menschen wurden getödtet: am Abend waren die Franzosen allenthalben unbestritten die Sieger. Damit indessen nicht zufrieden, ließ Murat sofort in der Nacht noch gegen hundert Unruhestifter, die gefangen waren, erschießen.



Napoleon und Karl IV. Zeichnung von O. Mathieu.

Nach dieser Lektion, meinte er, würde die öffentliche Ruhe nicht mehr gestört werden. „Der gestrige Tag“, sagte er am nächsten Morgen zufrieden zu dem Kriegsminister O'Farill, „hat Spanien in die Hand Napoleon's gegeben.“ „Nein, er hat es ihm auf immer entzogen“, war O'Farill's ahnungsschwere Antwort. Er kannte die Spanier.

Die Entthronung der spanischen Bourbons. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen begab sich Napoleon, der in Ferdinand den Anstifter der Madrider Unruhen argwöhnte, mit der Depesche zu dem Könige Karl und forderte ihn mit zorniger Miene auf, dem aufrührerischen Treiben seines Sohnes ein Ende zu machen. Karl hatte erst Tags zuvor erklärt, daß er die Regierung wieder übernähme, zugleich hatte er die Junta zur Eintracht mit den

Franzosen ermahnt. Jetzt ernannte er Murat zu seinem Statthalter und ließ dann in Gegenwart des Kaisers seine beiden ältesten Söhne Ferdinand und Karl zu sich bescheiden. „Verräther, Meineidiger!“ fuhr er den eintretenden Ferdinand an, den Stock, den er in der Hand hielt schwingend, „du hast dein ganzes Leben gegen mich konspirirt. Wenn du bis morgen früh um 6 Uhr die Entsagungsakte noch nicht unterzeichnet hast, so wirst du und deine ganze Begleitung für Verräther gehalten und als solche behandelt werden.“ Zugleich überschüttete die Königin in zügellosem Jähzorn ihren Sohn mit den maßlosesten Vorwürfen. „Da, lies! lies!“ fuhr der König heftig fort, Ferdinand Murat's Depesche hinreichend, „das sind die Früchte der schändlichen Rathschläge, die dir von treulosen Freunden gegeben wurden und denen du, uneingedenk der Pflichten der Ehrfurcht gegen deinen Vater, deinen König, mit strafbarem Eifer nachgegeben hast: Du hast die Empörung erregt. Aber wenn es leicht ist, einen Volksbrand zu entzünden, so bedarf es eines andern Mannes, als du, um ihn zu löschen!“ „Ich habe nie gegen Ew. Majestät konspirirt“, antwortete Ferdinand heftig; „wenn ich König bin, so ward ich es durch Sie, aber wenn Ihr Glück und das Wohl der spanischen Nation von meiner Entsagung abhängen, so bin ich bereit, Ihre Wünsche zu erfüllen.“ „Entferne dich!“ rief zornig der König ihm zu, und die Prinzen verließen das Zimmer, während in giftiger Wuth die Königin Schmähungen ihnen nachrief. Napoleon, der stumme Zeuge dieser schrecklichen Scene, war in sichtlicher Erregung. „Was sind das für Menschen, diese Bourbons!“ sagte er, als er nach Marac zurückkehrte. Und er hatte doch starke Nerven!

Noch an demselben Tage, am 5. Mai, unterzeichnete König Karl die Verzichtleistung auf den Thron Spaniens zu Gunsten Napoleon's; er machte nur die Bedingung, daß Spanien niemals getheilt und niemals eine andere Religion als die katholische zugelassen werden dürfe; des Rechtes seiner Nachkommen wurde mit keiner Silbe gedacht. Und am folgenden Tage gab auch Ferdinand seine Entsagung ohne jegliche Bedingung. Kurz darauf erklärten auch die Infanten Karl und Antonio den Verzicht auf ihre Rechte; von dem erst 14jährigen Infanten Francisco de Paula wurde er gar nicht begehrt. Jahrgelder wurden Allen zugesichert. — Damit tritt die Dynastie bis zum Jahre 1814 völlig ins Dunkel. Karl begab sich nach Compiegne, wohin der Friedensfürst in alter Anhänglichkeit ihn begleitete, später nach Rom; Ferdinand erhielt seinen Wohnsitz in dem Palaste Talleyrand's in Valençay angewiesen. Er war unter den Ersten, die den König Joseph Napoleon zu seiner Besteigung des spanischen Thrones beglückwünschten.

Joseph Napoleon, König von Spanien. Der Thron von Spanien war frei: würden aber die europäischen Mächte damit einverstanden sein, daß Napoleon ihn einem Bonaparte gebe und damit Spanien zu einem Vasallenstaate Frankreichs mache? Vor Allem kam es darauf an, Rußlands Zustimmung zu gewinnen. Schon im Mai mußte daher Champagny dem russischen Gesandten, Grafen Tolstoy, eine Zusammenkunft der beiden Kaiser vorschlagen zum Zwecke mündlicher Verständigung. Kaiser Alexander's bereitwilliges Entgegenkommen auf diesen Vorschlag gab Napoleon die Gewähr, daß er von Seiten seines großen Verbündeten eine Einsprache in seine spanischen Projekte nicht zu besorgen habe.

Am 6. Juni wurde daher Joseph Napoleon zum Könige von Spanien proklamirt; am folgenden Tage traf er in Bayonne ein. Hier hatten sich gegen hundert Deputirte Spaniens eingefunden, welche sich beeilten, ihn zu begrüßen. Der Herzog von Infantado, zum Sprecher bestellt, begnügte sich, ihm allgemein gehaltene Huldigungen der Ergebenheit auszusprechen, aber er lehnte es ab, Joseph als König anzuerkennen, bevor die spanische Nation sich erklärt habe. Der Kaiser Napoleon war zugegen; erbittert über den Widerstand, den man ihm entgegenzusetzen wagte, ging er auf den Herzog zu: „Sie sind ein Edelmann, mein Herr“, sagte er mit Heftigkeit zu ihm, „benehmen Sie sich als solcher. Stellen Sie sich an die Spitze Ihrer Partei in Spanien, schlagen Sie sich freimüthig und bieder. Dies ziemt einem Manne von Ehre!“ Infantado versicherte ihn seiner Treue. „Sie haben Unrecht“, entgegnete ihm der Kaiser, „die Sache ist ernsthafter, als Sie meinen. Sie werden Ihren Eid vergessen, Sie werden in die Lage gerathen, erschossen zu werden, vielleicht binnen acht Tagen.“ Nicht gewinnen wollte er die Widerstrebenden; er wollte sie beugen.

Die Deputirten traten zu einer außerordentlichen Junta zusammen; eine Verfassung wurde berathen, welche Volksvertretung, Gleichheit des Rechtes, der Steuern und der Zulassung zu den Aemtern gewährte. Am 7. Juli wurde sie beschworen. Dann reiste Joseph von Bayonne ab, begleitet von den Mitgliedern der Junta in glänzendem Zuge und mehreren französischen Regimentern. Bis an die Bidassoa gab Napoleon ihm das Geleit; am Grenzflusse schieden die Brüder mit einer Umarmung von einander. Am 20. Juli hielt Joseph seinen Einzug in Madrid. Murat, der darauf gerechnet hatte, daß die spanische Krone ihm zufallen würde, war aus Verdruß über die Enttäuschung krank geworden. Napoleon erhob ihn zum König von Neapel. Das Großherzogthum Berg erhielt Napoleon Ludwig, der Sohn Ludwig's von Holland. Joseph, ein wohlwollender, besonnener Mann, umgab sich mit verständigen, aufgeklärten Ministern: mit Recht durfte man das Beste von der neuen Regierung erwarten, deren Ziel es war, Spanien zu verjüngen.

Der Widerstand des spanischen Volkes. Mit düsterem Schweigen hatte die Hauptstadt den neuen König aufgenommen; aber ringsum stand die Bevölkerung schon in offenem Aufruhr. Seit den letzten Tagen des Mais war bald hier, bald dort die Flamme der Empörung emporgeschlagen, den allgemeinen Brand verkündigend. Die Rache für die Godoy'sche Mißwirthschaft und der Haß gegen das herrisch-gewaltthätige Auftreten der Franzosen vereinigten sich: Kreaturen Godoy's waren die ersten Opfer. Es waren die edelsten wie die rohesten Leidenschaften des menschlichen Herzens, welche die allgemeine Erhebung des spanischen Volkes bewirkten.



König Joseph Napoleon von Spanien.

Gegen die Fremdherrschaft der Franzosen, welche Zerreißung und Knechtung Spaniens drohte, empörte sich der Stolz des ganzen Volkes: aber die Begeisterung für die Ehre des Vaterlandes einte sich mit der rohesten Raub- und Mordlust; der Heldenmuth des Kampfes für alte Eigenart und Sitte verband sich mit der gemeinsten Rachsucht und Brutalität. Fanatische Mönche reizten die bigotte Volksmasse zur Wuth durch den Hinweis auf die Mißhandlung, welche der Papst in Rom durch die Franzosen erfuhr; und die 2122 Mönchs- und 1130 Nonnenklöster Spaniens waren die Brutstätten dieses Fanatismus. Hier stand ein Grande an der Spitze der Bewegung, dort trug ein zerlumpter Eseltreiber den Brand weiter. Die wilden Söhne des Gebirges trieben wie einen grausigen Sport die Franzosenjagd und schlachteten unter unnennbaren Qualen, wer gefangen in ihre Hände fiel. „Ferdinand“ war die Parole, unter der das bis zur Wuth aufgeregte spanische Volk ebenso gegen Fremdherrschaft und Franzosenthum, wie gegen Aufklärung und Ordnung im Staate die Waffen führte. Es war eine Vendée, aber zehnfach größer und zehnfach aufgeregter, welche die Franzosen in Spanien vor sich hatten.

Keinen Augenblick zweifelte Napoleon daran, daß es ihm gelingen würde, diese Haufen ungeübter und schlecht bewaffneter „Banditen“ mit der besten Armee Europa's bald zu überwinden.

„Sei muthig und heiter", schrieb er an Joseph, „und zweifle nicht am vollständigsten Erfolge." Und wirklich schienen die Erfolge Bessières ihm Recht zu geben. Jean Baptist Bessières, geboren 1768 zu Preissac, war 1792 als Hauptmann in das französische Heer getreten, bei Rivoli und in Aegypten hatte er seinen Muth bewährt, bei Austerlitz und Jena sich ausgezeichnet. Jetzt brach er mit 15,000 Mann aus Burgos auf, eroberte Valladolid und erfocht über das mehr als doppelt überlegene Heer der kastilischen Insurgenten einen glänzenden Sieg bei Medina del Rio secco. Allein die übrigen französischen Corps waren nicht im Stande, den Widerstand, auf welchen sie trafen, zu brechen. Moncey versuchte vergebens Valencia zu erstürmen, Excelmans wurde am Flusse Xucar sogar gefangen genommen.

Vor Saragossa lag Verdier. Die Stadt war ohne Festungswerke, nur mit einer dicken Mauer, die noch aus dem Mittelalter stammte, umgeben; aber die ganze Bevölkerung hatte vor dem Bilde der Madonna del Pilar, der Schutzpatronin der Stadt, geschworen, nimmer sich den Franzosen zu beugen. Immer wieder versuchten die Franzosen den Sturm, aber während von den Kirchen herab die Glocken läuteten, donnerten ihnen aus den Thoren die Kanonen entgegen. Am 4. August drangen sie wirklich durch eine Bresche in die Stadt ein; allein in den Straßen erhob sich der fürchterlichste Kampf, jedes Haus wurde mit der höchsten Erbitterung vertheidigt. Eine Batterie war von den Kanonieren aufgegeben worden, ein junges Mädchen, muthiger als die Männer, feuerte eine von den Kanonen auf die Franzosen ab und rief dadurch die Kanoniere auf ihren Posten zurück. Von solchem Heldenmuthe unterstützt, gelang es Palafox, dem Kommandanten, die Franzosen wieder aus der Stadt hinauszuwerfen. Don Pepe Palafox y Melzi, geb. 1780, war Oberst in der Garde, ein Mann von feiner Bildung und von bestimmtem und gescheitem Wesen, aber locker in seinen Sitten, dem Kartenspiel sehr ergeben. Er hatte Ferdinand nach Bayonne begleitet, nach dessen Thronentsagung aber sich heimlich in seine Heimat Aragonien begeben, wo er eifrig thätig war, den Widerstand gegen die Franzosen zu organisiren, unermüdlich, immer der Erste, ein Held in der eleganten Erscheinung des Gardeoffiziers.

Am folgenden Tage wiederholten die Franzosen den Sturm, jedoch wiederum, ohne sich in der Stadt behaupten zu können. Da kam die Nachricht, daß ein ganzes französisches Corps sich den Insurgenten habe ergeben müssen. Um Südspanien zu besetzen, war im Mai der General Dupont von Toledo aufgebrochen. Er war durch die Pässe der Sierra Morena nach Cordova gezogen und hatte die blühende Stadt verwüstet und ausgeplündert, um die Spanier zu schrecken. Aber ein einziger Ruf nach Rache ertönte über die Greuelthat im ganzen Thale des Guadalquivir. Von allen Seiten her sammelten sich Insurgentenbanden um die spanischen Truppen, die bei St. Rochus unweit Gibraltar, wie es schien, für die marokkanische Expedition zusammengezogen waren. Von allen Seiten sahen sich die Franzosen bedroht; Ermattung, Hitze, Wassermangel lichtete täglich ihre Reihen; von Baylen bis in die Berge der deutschen Kolonie La Carolina hatten sie täglich mit den Insurgenten, die der erfahrene Castaños anführte, zu kämpfen. Nirgends sah Dupont einen Ausweg aus der Noth und Gefahr: am 22. Juli kapitulirte er bei Baylen; 21,000 Franzosen ergaben den Spaniern sich kriegsgefangen.

Das war ein großer Erfolg der spanischen Insurrektion; sofort traten die Folgen zu Tage. Die Belagerung von Saragossa mußte aufgehoben werden; König Joseph verließ „wegen übermäßiger Sommerhitze" Madrid und begab sich nach Burgos; die französischen Truppen wichen nach Norden zurück. Und in die Landeshauptstadt hielten die Insurgenten triumphirend ihren Einzug: Castaños wurde von der Centraljunta, die in Aranjuez zusammengetreten war, zum Generalissimus bestellt. Bis an den Ebro hin war Spanien für Napoleon verloren.

Zu den Regimentern de la Romana's brachte ein verkleideter Priester die Kunde von der Erhebung des spanischen Vaterlandes. Sie bemächtigten sich der Stadt Nyburg auf Fühnen und schifften sich auf englischen Schiffen, die Admiral Keats, der im Belte kreuzte, bereitwillig darbot, nach der Heimat ein; mit ihnen das Regiment Zamora aus Jütland. Bernadotte versuchte sie durch eine Proklamation zurückzuhalten: allein sie knieten um ihre Fahnen nieder und schwuren, ihrem geliebten Vaterlande zu helfen. In Coruña betraten sie wieder den heimatlichen Boden.

Der Verlust Portugals. Wirksamere Hülfe indeß als durch diese patriotische Kriegerschar erhielt Spanien durch die Engländer. In England war die Nachricht von der Erhebung Spaniens mit lauter Freude begrüßt worden. Wo England bisher Landungsversuche gemacht hatte, waren sie erfolglos gewesen; jetzt aber konnte es sich auf ein großes kampfesmuthiges Volk stützen: alsbald war England bereit, den Insurgenten auf der Iberischen Halbinsel in dem Kampfe gegen Napoleon beizustehen. Unter Sir Arthur Wellesley, der als trefflicher Feldherr in Indien sich bewährt hatte, sandte es 12,000 Mann nach Portugal. Vergebens versuchten die Franzosen die Landung des neuen Feindes zu hindern; Wellesley besetzte die Höhen an der Mündung des Mondego, zog einige tausend Mann portugiesischer Milizen und Insurgenten an sich und zwang die Franzosen, in die festen Städte zurückzuweichen. Junot jedoch, entschlossen, die Engländer ins Meer zu werfen, wie Napoleon es ihm befohlen hatte, griff den doppelt überlegenen Wellesley am 21. August bei Vimeiro an. Fünf Stunden lang kämpften die Franzosen mit der größten Tapferkeit; dennoch vermochten sie sich nicht zu behaupten, ja sie geriethen in die größte Gefahr, von den Engländern ganz eingeschlossen zu werden.



Vertheidigung von Saragossa. Zeichnung von F. Lix.

So entschloß sich denn Junot, Portugal aufzugeben. Mit dem General Henry Burrard, der nach der Schlacht den Oberbefehl über die englisch-portugiesische Macht übernommen hatte, schloß er am 30. August die Konvention von Cintra, welche allen in Portugal befindlichen französischen Soldaten mit Geschütz und Gepäck die Ueberfahrt nach Frankreich gewährte. Junot's stolzer Haltung gegenüber ließ Burrard selbst die Bedingung fallen, daß die kapitulirenden Franzosen verpflichtet sein sollten — es waren 22,000 Mann im Ganzen — bis zum Friedensschluß nicht gegen England, Portugal oder Spanien zu dienen. Sie wurden durch englische Schiffe nach Quiberon und La Rochelle gebracht. Damit war den Engländern der Weg von den portugiesischen Häfen nach dem Innern Spaniens frei gemacht; Truppen und Waffen konnten sie ungehemmt den Insurgentenscharen zuführen und deren Widerstand gegen die Franzosen in nachdrücklicher Weise stärken. Gewiß entging Napoleon die Gefahr nicht, welche diese Verbindung des unbezwungenen Englands mit den aufsätzigen Spaniern seinen hochgespannten Plänen drohte. Einer außerordentlichen Kraftanstrengung, daran war kein Zweifel, würde es bedürfen, um sie zu überwinden.

Der Kaisertag in Erfurt. Ohne die Zustimmung Rußlands war aber, wie die Dinge lagen, in einer so großen Frage, wie die Herrschaft über die Iberische Halbinsel war, überhaupt nichts zu entscheiden. Denn wenn die französischen Regimenter aus Deutschland nach Spanien beordert wurden, wer sollte dann die Herrschaft Napoleon's in Deutschland sicher stellen, wer

Oesterreich die Wage halten, wenn nicht Kaiser Alexander? Daher betrieb Napoleon, dessen Politik stets auf den Augenblick gerichtet war, die Verständigung mit Alexander auf das Eifrigste.

Die französische Stadt **Erfurt**, die östlichste des Napoleonischen Reiches, wurde für die geplante persönliche Zusammenkunft der beiden Kaiser in Aussicht genommen. Hier war Napoleon der Wirth und lud dorthin, der Kaiser-Entrevue den rechten Glanz zu geben und auch nach Außen in der Glorie seiner Allgewalt zu erscheinen, die deutschen Rheinbundfürsten ein. Das sollte blenden und der Eitelkeit der Franzosen schmeicheln. Sie kamen Alle oder schickten wenigstens ihre Kronprinzen: 34 Fürsten und Prinzen und vier Könige erschienen. Von Oesterreich stellte sich Baron Vincent, von Preußen Graf Golz ein, den Kaiser zu begrüßen. Mehrere französische Regimenter waren mehr zur Parade, als zur Bedeckung nach Erfurt kommandirt. — Auch Prinz Wilhelm von Preußen war mehrere Tage anwesend, nicht um Napoleon zu huldigen, sondern um die in Paris geführten Unterhandlungen über Ermäßigung der preußischen Kriegsschuld zum Abschlusse zu bringen.

In der Frühe des 27. September 1808 traf Napoleon in Erfurt ein. Am Nachmittage desselben Tages langte auch Kaiser Alexander, von Kanonenschüssen begrüßt, dort an. Anderthalb Meilen war ihm Napoleon entgegengeritten: Seite an Seite zu Pferde hielten dann die beiden Kaiser ihren Einzug in die Stadt. Sie schienen fast unzertrennlich: täglich speiste Alexander bei Napoleon, Abends waren sie zusammen im Theater und danach Napoleon noch ein bis zwei Stunden bei seinem Gaste. Selbst vor dem Mittagsessen pflegten sie einige Stunden mit einander zu verbringen. Alexander wurde vollständig für die Pläne Napoleon's gewonnen, und er war es, der das innige Einverständniß, das zwischen ihnen herrschte, auch äußerlich den versammelten Königen und Herren kund zu geben bestrebt war.

Napoleon hatte, um den gewöhnlichen Hofbelustigungen zu entgehen, die Schauspieler des Theâtre français nach Erfurt kommen lassen. Jeden Abend führten sie von den klassischen Stücken der Franzosen, welche auf die eine oder andere Weise auf die Glorifizirung Frankreichs hinauslaufen, eins auf. Für die beiden Kaiser war in dem Orchesterraume eine Estrade aufgeschlagen mit Rücksicht darauf, daß Kaiser Alexander etwas schwerhörig war. Dort hatten auch die Könige ihren Sitz, jedoch niedriger und auf schlichten Sesseln, nicht auf Armstühlen wie die Kaiser. Die ersten Reihen des Parkets waren für die Fürsten und das Gefolge der beiden Kaiser bestimmt, die also ganz genau die beiden Herrscher vor Augen hatten. Da war es am 3. Oktober, daß im ersten Akte des „Oedipus" von Voltaire Philoktet zu seinem Freunde Dinas spricht: „Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Wohlthat der Götter." Bei diesen Worten wandte sich Alexander zu Napoleon und reichte ihm mit verbindlicher Miene die Hand. Napoleon verbeugte sich gegen ihn, jedoch mit einem Ausdrucke, als wollte er das Kompliment ablehnen. Niemand im ganzen Hause war die demonstrative Huldigung entgangen.

Einige Tage später bemerkte Alexander in dem Augenblicke, als man zu Tische gehen wollte, daß er seinen Degen vergessen hatte. Sofort bat ihn Napoleon, den seinigen anzunehmen. Der russische Kaiser, sichtlich erfreut, nahm ihn an, indem er sagte: „Ich nehme ihn als ein Zeichen Ihrer Freundschaft an: Euer Majestät wissen, daß ich ihn nie gegen Sie ziehen werde!"

Die beiden Kaiser agirten durchaus allein auf dieser welthistorischen Bühne: die Rheinbundfürsten, auch die Könige, spielten lediglich die Rolle von Statisten. Um so größern Eindruck machte es, daß Napoleon den Fürsten der deutschen Literatur seine Aufmerksamkeit zuwandte. **Goethe** wurde aufgefordert, nach Erfurt zu kommen. Napoleon betrachtete ihn lange, dann begrüßte er ihn mit den Worten: „Sie sind ein Mann!" Die Unterredung drehte sich hauptsächlich um literarische Gegenstände, Goethe's Werther, die Schicksalstragödien, Voltaire's Julius Cäsar. „Kommen Sie nach Paris", schloß der Kaiser, „dort giebt es eine größere Weltanschauung. Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden!" Und als er wenige Tage darauf nach Weimar kam, um die Herzogin zu begrüßen, suchte er auf dem Hofballe alsbald wieder Goethe auf. Er fragte auch nach **Wieland**, den sein hohes Alter den Festlichkeiten fern gehalten hatte; er wurde herbeigeholt, und der Kaiser vertiefte sich mit den beiden berühmten Dichtern in ein langes Gespräch.

Von Weimar begab sich der Kaiser auf das Schlachtfeld von Jena zur Jagd. Es war eine Roheit, daß er dazu den Prinzen Wilhelm von Preußen einlud: aber sie rettete ihn aus großer Gefahr. Bei einem kleinen Gehölz vor Weimar hielten zwei Preußen zu Pferde, die gekommen waren, bei dieser Gelegenheit Rache für die Unterdrückung ihres Vaterlandes an Napoleon zu nehmen. Als sie jedoch den Bruder ihres Königs an der Seite des Verhaßten reiten sahen, getrauten sie sich nicht Feuer auf den Kaiser zu geben.

An demselben Abende kehrten die Kaiser nach Erfurt zurück. Die vertraulichen Besprechungen zwischen ihnen wurden täglich fortgesetzt: Alexander zeigte das bereiteste Entgegenkommen. Talleyrand bat ihn, lieber Napoleon Widerstand zu leisten; er werde dabei die französische Nation auf seiner Seite haben, und Napoleon werde dann nicht so rücksichtslos zur Unterwerfung von Spanien und Portugal schreiten. Allein Alexander ließ sich nicht zurückhalten: er gab Spanien preis, um freie Hand gegen die Türkei zu bekommen. Napoleon gab seine Zustimmung, daß Rußland die Moldau und Walachei in Besitz nehme. Und am 12. Oktober schlossen die beiden Kaiser ein Abkommen, mit England nur dann Frieden zu machen, wenn es den durch die Erfurter Besprechungen in Aussicht genommenen Zustand Europa's anerkenne, und einander beizustehen, wenn sie angegriffen werden sollten. Es war kein Zweifel, daß dabei an Oesterreich gedacht war.


Alexander I., Kaiser von Rußland.

So gestaltete sich die Erfurter Zusammenkunft, die nichts weniger als ein Kongreß war, wie man sie wol genannt hat, zur Vollendung der Besprechungen von Tilsit. Durch die Verbindung mit Rußland var Napoleon auf den Gipfel er Macht erhoben. Und die Freundschaft der beiden Kaiser chien auf das Dauerhafteste efestigt, als sie sich am 14. Oktober auf derselben Stelle, wo Napoleon seinen Gast empfangen atte, anderthalb Meilen vor der Stadt, mit wiederholten Umarmungen von einander trennten.

Alexander und Napoleon. Man würde den Kaiser Alexander falsch beurtheilen, wollte ıan in der Freundschaft, die er für Napoleon in so augenfälliger Weise zeigte, nur eine :ntimentale Schwärmerei für den Genius sehen; aber ebenso falsch würde es sein, sie für eine eschickte Schauspielerei zu halten. Er meinte durchaus aufrichtig, was er sagte und that: aber ine Handlungen entsprangen aus Gefühlen, und seinen Gefühlen fehlte es an andauernder :tetigkeit. So hat sich sein Leben abgenützt zwischen Hingebung und Enttäuschung.

Kaiser Alexander war 1777 geboren. Seine Erziehung hatte der Schweizer Laharpe :leitet, welcher seinen Zögling mit Ideen von Liberalismus und Philantropie erfüllt, aber enig mit positiven Kenntnissen ausgerüstet, nicht einmal Interesse für die Wissenschaft in ihm weckt hatte. Dadurch wurde der heranwachsende Großfürst, der doch rings um sich her das

mächtige Walten des Despotismus sah, in einen inneren Widerspruch gebracht, aus dem er keine Lösung fand. Sein Leben lang hat er zwischen Extremen geschwankt.

Ohne Zweifel besaß Alexander Geist; aber sein Geist, obwol fein und scharf, ermangelte durchaus der Tiefe. So kam es, daß die Erregungen seines beweglichen Gefühles die Erwägungen des Verstandes überflutheten. Wie durch plötzliche Eingebung erfaßte er irgend eine Idee mit äußerster Wärme; bald beherrschte sie ihn vollständig: sein ganzes Handeln regelte er danach — bis eine andere Idee ihn ebenso vollständig wieder gefangen nahm. Dadurch verwickelte er sich nicht selten in Verpflichtungen völlig widerstrebender Art: aber als ein ehrlicher Mann suchte er aufrichtig alle einzulösen, so daß sein Thun höchst widerspruchsvoll erschien: eine Sache, ebenso peinlich für ihn, wie schädlich für das allgemeine Wohl.

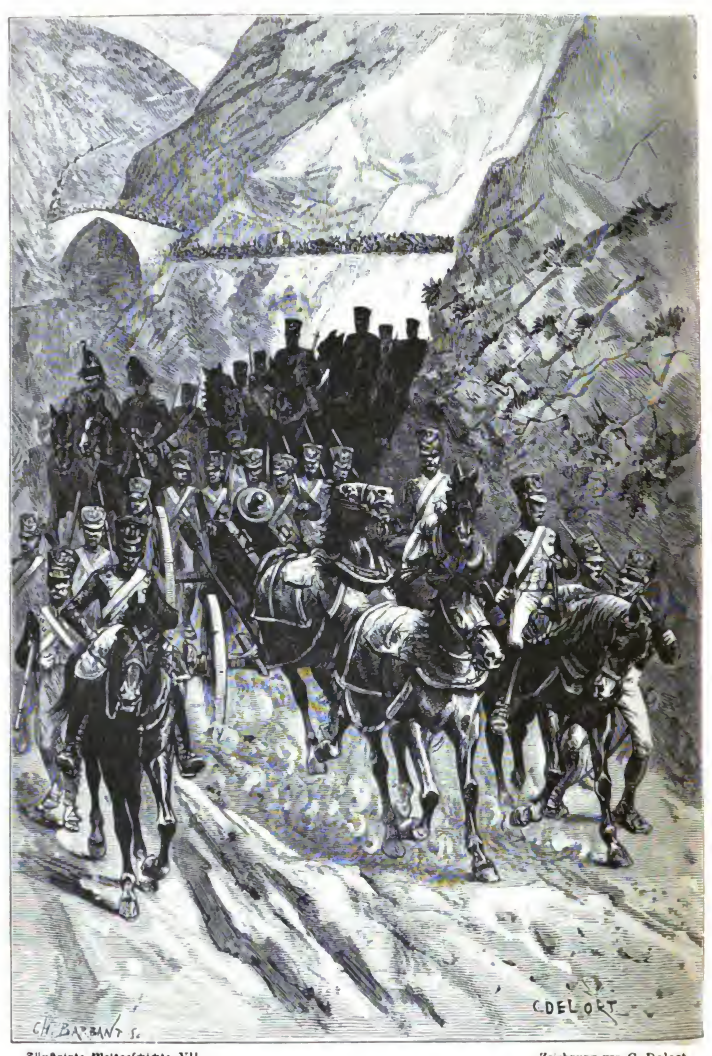
Mit dem Willen der Kaiserin Katharina war es geschehen, daß man den kaum den Knabenjahren Entwachsenen in Liebeshändel verstrickt hatte: trotzdem hatte er sich einen romantisch-ritterlichen Zug des Wesens bewahrt, der zusammen mit der Idealität der Anschauung, die periodisch ihn durchwärmte, nicht zum Wenigsten dazu beigetragen hat, ihn ziemlich populär zu machen. In seinen Liebhabereien war er einfach, nüchtern von Temperament; die Arbeit im Kabinet liebte er, soweit sie nicht über Politik und militärische Details hinausging. In den großen politischen Fragen wollte er, wie er sagte, sein eigener Minister sein: um so leichter wurde es für einen Mann wie Napoleon, in Tilsit sowol wie in Erfurt Rußland sich willfährig zu machen.

Gewiß war Napoleon als Organisator, Gesetzgeber und Feldherr dem Zaren weit überlegen, aber er war es auch in der persönlichen Verhandlung. Als Kaiser hatte er sich eine eigenartige Redeweise angewöhnt, farbenreich und feurig, häufig zusammenhangslos, welche hinriß, aber nicht überzeugte; daneben aber konnte Niemand wie er zugleich herrisch und freundlich, einschmeichelnd und hochmüthig sein: er sprach wie Jemand, der sich stets des Eindruckes sicher weiß. Er liebte es, humane Rücksichten geltend zu machen, seine Handlungsweise aus idealen Gründen zu erklären, die sehr geeignet waren, das Gefühl des Hörers gefangen zu nehmen; durch Fülle und Ungestüm der Gedanken suchte er ihn dann vollends zu überwinden.

Das Alles war erkünstelt und berechnet; auch im Gespräch war Napoleon Strateg. Seine Kleidung war immer auf den Effekt berechnet, bald durch auffällige Pracht, bald durch gesuchte Einfachheit. Er ließ den Schauspieler Talma zu sich kommen, um Körperhaltung und Stellung von ihm zu lernen; er zog die Schultern etwas hoch und ging auf den Fußspitzen, um größer zu erscheinen, als er war; gewisse Bewegungen, welche den Bourbons sollten eigen sein, nahm er an. So erschien er gezwungen bei öffentlichem Auftreten; aber im kleinen Kreise legte der große Komödiant die Rolle ab und war einfach, selbst entgegenkommend: um so mehr nahm er dann für sich ein.

Jene Freundschaft indeß, welche Alexander für Napoleon so offen zeigte, konnte keine gegenseitige sein, so geschickt auch Napoleon die Freundesrolle spielte: dazu waren im Grunde ihre Charaktere zu verschieden. Hineingeworfen in eine Welt voll innerer Auflösung, unter Menschen, welche ohne feste Lebensrichtung allen Arten von Ehrgeiz und Begehrlichkeit sich überließen, hatte Napoleon allein es verstanden, einen Plan zu entwerfen, festzuhalten, zu Ende zu führen. Durch seine Energie, durch die Thätigkeit und Klarheit seines Geistes und durch sein militärisches Genie hatte er sich zu der Stelle erhoben, die er einnahm. So war er der starre Egoist geworden, welcher, von Menschenverachtung erfüllt, niemals auf Diejenigen Rücksicht nahm, die es nicht verstanden hatten, bei Zeiten aus seinem Wege zu treten, welcher niemals an die ungeheure Summe von Leiden dachte, die aus der Durchführung seiner Projekte über die Einzelnen kommen mußten. Von Ritterlichkeit besaß er keine Spur. Er wußte mit Damen nur von ihrer Toilette zu reden, oder er fragte sie nach der Zahl ihrer Kinder; und wenn er ihnen ein besonderes Interesse zeigen wollte, so erkundigte er sich wol, ob sie ihre Kinder selbst genährt hätten. Für unintereſſirte Hochherzigkeit war keine Stelle in seinem Herzen: seine Gunstbezeugungen und Wohlthaten vertheilte er nach dem Werthe, den er der Nützlichkeit des Empfängers beilegte.

Je mehr seine Erfolge sich häuften und ihn von Zwang und Zucht befreiten, um so deutlicher trat der Kern seines Wesens zu Tage: aber noch blendete der strahlende Glanz des Ruhmes, der ihn umgab, Augen und Urtheil.



Illustrirte Weltgeschichte VII. Zeichnung von C. Delort.

Massena's Rückzug nach Ciudad Rodrigo. (S. 489.)



Dritter Zeitraum.

Der Widerstand der Nationalitäten.

(1808—1815.)



rinz Wilhelm von Preußen stand einmal im Jahre 1808 unter dem Triumphbogen in Paris, dem stolzen Denkmal der Siege Napoleon's. Da erfaßte ihn plötzlich, wie er nachher Vertrauten erzählte, er wußte selbst nicht wie, die Ahnung, daß alle diese Herrlichkeit der Napoleonischen Herrschaft keinen Bestand haben würde. Es ist, als ob die kommenden Ereignisse ihren Schatten vorauswürfen; kein Mensch weiß, wie es geschieht. Denn woher sollte dem Allgewaltigen der Ueberwinder erstehen?

Welchen Zweck aber, durfte man billig fragen, hatte es, den Occident in ein Reich zu vereinigen? Als Napoleon sich auf den Orient stürzte, hatte er, kann man sagen, ein civilisatorisches Interesse. Das war aber jetzt vergessen: der Zweck war jetzt nur, selber zu sein. Das Reich Karl's des Großen war erreicht: die Idee einer europäischen Gesammtmonarchie stellte sich jetzt dem Geiste des unüberwundenen Eroberers vor. Allein nur durch die Vernichtung der historisch gewordenen Eigenart der Nationen ließ sich Europa zu einem festen einheitlichen Staatsbau zusammenfügen. Jeder Schritt weiter auf der Bahn der Eroberung über die karolingischen Grenzen hinaus mußte ihn also in Konflikt mit den Nationalitäten bringen: nicht mehr gegen den Thron, sondern gegen die Eigenart der Völker richteten sich seine Angriffe. An dem Widerstande der Nationalitäten ist der Gewaltige zerschellt.

Das Verständniß für einen solchen Gegner aber ging Napoleon ganz ab. Von der Gewalt sittlicher Gedanken in der Menschenbrust hatte er, der die Benutzung materieller Kräfte wie kein Anderer verstand, keine Ahnung: hier lagen die Grenzen seiner Befähigung. Er hatte altverwachsene Stämme zerschnitten, aus den Stücken nur nach Anleitung der Landkarte Staaten gebildet, anderen andere Fürsten gegeben. Zwar in Italien und dem Rheinbundsdeutschland war es geglückt: in diesen vielgetheilten Ländern fehlte eben das Nationalgefühl einer historisch gewordenen Staatsgemeinschaft. Ebenso leicht, meinte er, würden auch Preußen und Oesterreich und Spanien sich seine Neugestaltungen gefallen lassen. Er ahnte dabei nicht, daß eine Nation ein lebendiges Wesen ist, das die Abreißung von Gliedern, Eingriffe in seine Eigenart nur mit Schmerz erträgt und mit seiner ganzen Lebenskraft sich anstrengt, seine Nationalität unversehrt wieder zu gewinnen, deren Wesen in der Gemeinehre und einem Schatze gemeinsamer Anschauungen und Sitten besteht. Völlig gleichgiltig ist dabei, ob die neuen

Einrichtungen an sich betrachtet besser sind als die alten oder nicht: sie werden als Gewaltakte empfunden, weil sie nicht national sind. Denn auf dem Gefühle, nicht auf dem Verstande beruht die Nationalität. Daher eben fehlte dem nüchternen Verstandesmenschen auf Frankreichs Throne jeder Maßstab der Würdigung für diesen neuen Gegner, der mit elementarer Kraft sich gegen ihn erheben sollte, als er, von innerem Zwange gedrängt, auch die Völker, welche in Jahrhunderte langer Entwicklung zu Nationen geworden waren, mit Gewaltthat und Unterjochung bedrohte. Zwar so lange sie vereinzelt ihm gegenüberstanden, vermochte er sie zu besiegen, wenn auch nicht zu unterwerfen: aber im Sturme ihres vereinten Ingrimms zerbrach ihm Schwert und Scepter.

Der Krieg in Spanien.

Napoleon glaubte nicht an die Macht der Ideen: in Spanien zuerst sollte er sie kennen lernen. Die Spanier hatten ein Phantom ihrer alten Monarchie hergestellt; es war ein Schattenbild, für das sie kämpften: aber sie verstanden darunter den Inbegriff alles Dessen, was ihnen ehrwürdig und werth war. Für Napoleon aber galt es, in den Spaniern zugleich ihre Genossen, die Engländer, zu treffen, und das gefährliche Beispiel, das Spanien den gespannt lauschenden Oesterreichern und Preußen gab, nachdrücklich zu vernichten.

Napoleon in Spanien. Der Kaiser ließ daher die erst für 1810 dienstpflichtigen Rekruten, 80,000 Mann, schon 15 Monate vor der Zeit zu den Fahnen einberufen, und andere 80,000 Mann, die aus den letzten vier Jahrgängen zurückgestellt waren, nachträglich ausheben. Diese junge Mannschaft wurde theils in französische, theils aber in deutsche und italienische Garnisonen gelegt, dafür aber nicht nur die altgedienten sieggewohnten Regimenter von dorthin nach Spanien beordert, sondern auch die Truppen der Vasallen, zumal der Rheinbundfürsten: der Treue der wehrlos Gemachten durfte er sicher sein. Schon drei Wochen nach seiner Abreise von Erfurt befand sich der Kaiser in Bayonne, einige Tage später bei seiner Armee in Spanien.

Er brachte den französischen Waffen den Sieg. Freilich hatten die Spanier mit Einschluß des englischen Hülfscorps nicht mehr als 130,000 Mann den 200,000 Franzosen entgegen zu stellen; überdies waren die Insurgentenführer durch ihre früheren Erfolge so übermüthig gemacht, daß sie ohne einheitlichen Kriegsplan ihre schlecht disziplinirten Scharen in offenem Felde dem größten Feldherrn seiner Zeit entgegenzustellen wagten. Niederlage traf sie auf Niederlage: Soult, der das französische Centrum führte, schlug Belvedere bei Gamonal unweit Burgos; am gleichen Tage, dem 10. November, siegte der rechte Flügel der französischen Aufstellung unter Victor und Lefebvre über die Corps de la Romana's und Blake's bei Espinosa; und am 23. November zersprengte Lannes mit den Regimentern des linken Flügels die Scharen, welche Castaños und Palafox herangeführt hatten, bei Tudela. Das Land bis an den Ebro und Altkastilien war damit wieder der französischen Herrschaft unterworfen.

Napoleon richtete jetzt seinen Marsch auf Madrid, geradeswegs durch das hohe und kalte Gebirge von Guadarama. Die direkte Straße führte über den Paß der Somma Sierra, ein Plateau, welches von zwei kahlen, abschüssigen Bergen eingefaßt war. Hier hatte der spanische General San Benito eine Schanze aufgeworfen, die mit zwölf Feldgeschützen armirt war. Um acht Uhr Morgens am 30. November langte die Garde am Fuße des Passes an: Napoleon befahl den Gardejägern zu Pferde und den polnischen Lanzenreitern, die Stellung zu nehmen. Zweimal wurden sie zurückgeworfen, aber bei dem dritten Angriffe drangen sie den Abhang hinauf und nahmen die Schanze. Diese glänzende Waffenthat übte einen solchen Eindruck auf die Spanier, daß die 12,000 Mann San Benito's jeden Gedanken an Widerstand aufgaben und sich in jäher Flucht davonmachten. Der Kaiser gelangte bis vor die Thore von Madrid, ohne auch nur einem einzigen Spanier zu begegnen.

Die Centraljunta flüchtete sich nach dem Süden, aber die Hauptstadt war zur kräftigsten Gegenwehr entschlossen. Sie war von einer einfachen Mauer umgeben, nur der Palast Buen

Retiro war mit starken Befestigungen versehen, die er Murat verdankte. In der Stadt befanden sich 6000 Soldaten, außerdem mehrere tausend bewaffnete Mönche und Bauern. Die Thore wurden verrammelt, die Straßen verbarrikadirt, gegen 100 Kanonen an geeigneten Stellen aufgefahren; von den Kirchen läuteten die Glocken. Die Aufforderung, sich zu ergeben, beantworteten die Bewohner mit Wuthgeschrei: da ließ Napoleon die Stadt von einer Anhöhe vor dem Thore von Fuencarral beschießen; zugleich erstürmte Victor den Buen Retiro. Das wirkte: in der Nacht verließen die spanischen Truppen die Stadt, und diese kapitulirte am 4. Dezember, um sechs Uhr Morgens. — An demselben Tage ordnete Napoleon, ohne den König Joseph auch nur zu befragen, die Aufhebung der Inquisition und die Verminderung der Klöster auf ein Drittel an; außerdem erließ er ein Dekret, durch welches die Feudalrechte, die persönliche Dienstbarkeit, der Zunftzwang und die Binnenzölle abgeschafft wurden.



Moore's Bestattung. Zeichnung von C. Delort.

So wurde die „Verjüngung" Spaniens in Angriff genommen: gewiß sehr werthvolle Geschenke, aber den Spaniern verhaßt, weil sie ihnen von Fremden aufgedrängt wurden. Zugleich aber wurde ganz Spanien unter Kriegsrecht gestellt.

Joseph, durch dies Vorgehen seines kaiserlichen Bruders tief verletzt, bot ihm schriftlich seine Verzichtleistung auf den spanischen Thron an. Aber auch der Stadt Madrid bemächtigte sich die Furcht, daß Spanien ganz unter die französische Herrschaft gestellt werden möchte: die städtischen Behörden und die Geistlichkeit sandten daher eine Deputation an Napoleon, welche um die Wiedereinsetzung des Königs Joseph bat, um dadurch wenigstens den Schein der Selbstständigkeit zu retten. Der Kaiser gewährte die Bitte: zum zweiten Male hielt Joseph seinen Einzug in die Hauptstadt, weder entschieden genug, sich zu einem wirklichen Volkskönige Spaniens zu machen, noch niedrig genug, ganz der willenlose Satrap seines Bruders zu werden.

John Moore's Rückzug und Tod. Dieser jähe Zusammenbruch des spanischen Widerstandes durchkreuzte vollkommen die Pläne der Engländer. In Lissabon war unter General

John Moore ein englisches Corps gelandet, ein anderes unter General Baird in Coruña. Moore war, um den Spaniern Hülfe zu bringen, am 13. November schon bis Valladolid gelangt; er zog Baird an sich und war nun Soult, den Napoleon zu seiner Beobachtung aussandte, gewachsen. Da verließ der Kaiser selbst mit 60,000 Mann Madrid und zog mitten im Winter über die beeisten Höhen des Guadarama-Gebirges, um die Engländer zwischen zwei Feuer zu bringen. Allein Glatteis und Schneestürme verzögerten den Marsch durch das pfadlose Gebirge, so daß Moore, noch rechtzeitig von dem Nahen des zweiten Gegners benachrichtigt, seinen Rückmarsch antreten konnte. Ein schwieriges Unternehmen: aber trotz der nachdrängenden Franzosen, trotz des großen Trosses, den er mit sich schleppen mußte, trotz der Unwegsamkeit der Gegend und der Unbilden des Winterwetters hielt der Wackere doch sein Söldnerheer in so straffer Zucht, daß es den Franzosen nicht gelang, irgend welchen Vortheil über ihn zu erringen. Endlich wurde Coruña erreicht. Mehrere Tage vertheidigte sich hier Moore erfolgreich gegen Soult, dem Napoleon am 1. Januar 1809 allein die weitere Verfolgung der Engländer überlassen hatte. Unter fortwährenden Gefechten am Ufer des Meeres nahmen die englischen Truppen ihre Einschiffung vor und fuhren von dannen; den schwer verwundeten Baird nahmen sie mit sich, Moore aber hatte in den letzten Kämpfen die Todeswunde empfangen. Mit ihren Säbeln gruben seine Soldaten in der Nacht ihm das Grab und bestatteten ihren ebenso hochherzigen wie tapferen General am Strande des Ozeans.

Napoleon aber entschloß sich, als er in Valladolid ein Schreiben des Königs von Bayern erhielt, der ihm von dem rastlosen Fortgange der Rüstungen Oesterreichs Kunde gab, das spanische Kriegstheater zu verlassen. Seinem Bruder stellte er den alten Marschall Jourdan als militärischen Beirath zur Seite: am 23. Januar 1809 traf er wieder in Paris ein.

Der Volkskrieg im Jahre 1809. Napoleon war bei seiner Abreise der Meinung, daß nach den errungenen Erfolgen nun Joseph allein im Stande sein würde, die spanische Insurrektion niederzuwerfen. Er nahm daher die Garde und einen großen Theil der Reiterei mit sich; doch blieb immer noch eine Streitmacht von mehr als 180,000 Franzosen in Spanien zurück. Allein Joseph wie der alte Jourdan standen bei den napoleonischen Marschällen in geringem Ansehen; man nahm wenig Rücksicht auf sie, vielmehr zog ein jeder General es vor für sich, unbekümmert um die anderen Corps, zu operiren. Dadurch ging die Einheit der Kriegführung durchaus verloren.

Zwar im offenen Felde zeigten die Spanier sich kaum irgendwo den französischen Waffen gewachsen; sie warfen sich daher in die befestigten Städte oder in die Gebirge, welche ihnen zu natürlichen Festungen wurden. Die spanischen Soldaten verschwanden mehr und mehr: der Krieg wurde zu einem Guerillakriege. Das Land bedeckte sich mit unzähligen Insurgentenbanden, die ihre Thätigkeit darauf richteten, kleine Abtheilungen des Feindes zu überfallen, ihm seine Depots wegzunehmen, ihm seine Kommunikationen abzuschneiden und allenthalben den Nationalhaß lebendig zu erhalten. Freilich wurden sie durch ihre Zuchtlosigkeit und ihre Räubereien zugleich zu einer Geißel für ihre eigenen Landsleute; aber doch stand die ganze Bevölkerung zu ihnen, mit Gift und Dolch die Franzosen vertilgend, wo es nur anging. Die Franzosen steckten die Klöster in Brand und erschossen jeden Gefangenen, der nicht regulärer Soldat war: sie wollten schrecken, aber sie reizten nur die Wuth der Rache. Es war ein Krieg ohne Erbarmen und ohne Ende. Verwegene Gesellen standen an der Spitze dieser Guerillabanden: in Neukastilien der Offizier Diaz Porlier, genannt el Marquesito, und der Bauer Martin Diaz, den seine Leute el Empecinado nach seinem Geburtsdorfe nannten, in Leon und Altkastilien der Pfarrer Merino und der Kapuziner Julian, in Biscaja Ballesteros, in Navarra die beiden Mina, Oheim und Neffe.

Don Palafox hatte sich wieder nach Saragossa geworfen; 20,000 Mann vertheidigten die jetzt besser befestigte Stadt. Am 21. Dezember 1808 begannen die Franzosen unter Moncey und Suchet die Belagerung; es gelang ihnen sehr bald, sich der Außenwerke zu bemächtigen. Da erhielt Junot das Kommando: eine regelmäßige Belagerung begann; von drei Seiten suchte der Feind gegen die Stadt vorzudringen; Minengänge wurden angelegt.

Dennoch vermochte Junot gegen den Heldenmuth der Vertheidiger nichts auszurichten. Am 22. Januar 1809 gab er den Oberbefehl an Lannes ab. Mit 50 schweren Geschützen ließ Lannes drei Breschen in die Stadtmauer schießen; dennoch verwarf Palafox jede Aufforderung, sich zu ergeben. „Bis zur letzten Lehmwand", wie er im Kriegsrathe sagte, war er entschlossen, sich zu vertheidigen. In der Stadt brach Krankheit aus; Hunderte starben täglich an der Seuche; es fehlte an Decken, an Arznei, bald selbst an Nahrungsmitteln. Die leichteste Wunde ging sofort in Brand über. Palafox selbst lag krank in einem Keller und leitete von hier aus den Kampf der Vertheidiger. Haus für Haus mußten die Franzosen, durch die Breschen eindringend, erstürmen, Stockwerk für Stockwerk vom Keller bis zum Dache. Und war aller Widerstand vergeblich, so steckten die Spanier das Haus in Brand oder sprengten es in die Luft. Den Minen des Feindes begegneten sie durch Gegenminen: mit Säbel und Bajonnet wurde dann unter der Erde gekämpft. So kam nach und nach der vierte Theil der Stadt in die Hand des überlegenen Feindes; endlich bemächtigte er sich auch der Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro: nun stand ihm an der Flußseite die Stadt offen. Palafox, gänzlich erschöpft, mußte den Oberbefehl an den General San Marc abgeben, und dieser, die Vergeblichkeit weiteren Widerstandes einsehend, da nur noch 9000 Mann in der Stadt waffenfähig waren und 6000 Leichen unbegraben auf den Straßen und vor den Kirchen lagen, überlieferte Lannes am 20. Februar 1809 den Trümmerhaufen, in welchen 16,000 französische Bomben die Stadt verwandelt hatten. Unedel genug rächten sich die Franzosen an Palafox für den heldenmüthigen Widerstand, den er ihnen entgegengesetzt hatte, indem sie den Schwerkranken gegen die Kapitulationsbedingungen gefangen nahmen und bis 1814 in Haft behielten.



Marschall Nicolas Soult.

Nicht minder heldenmüthig widerstand das kleine Gerona den Angriffen der Franzosen. Monate lang mühte sich Gouvion St. Cyr mit 15,000 Mann Rheinbundstruppen die kleine catalonische Bergfeste einzunehmen, allein er vermochte den Heroismus des greisen Generals Alvarez nicht zu überwinden. Erst St Cyr's Nachfolger im Kommando, Augereau, nahm die Feste durch Kapitulation am 10. Dezember 1809: auch Don Alvarez mußte seine Kühnheit im Gefängniß büßen.

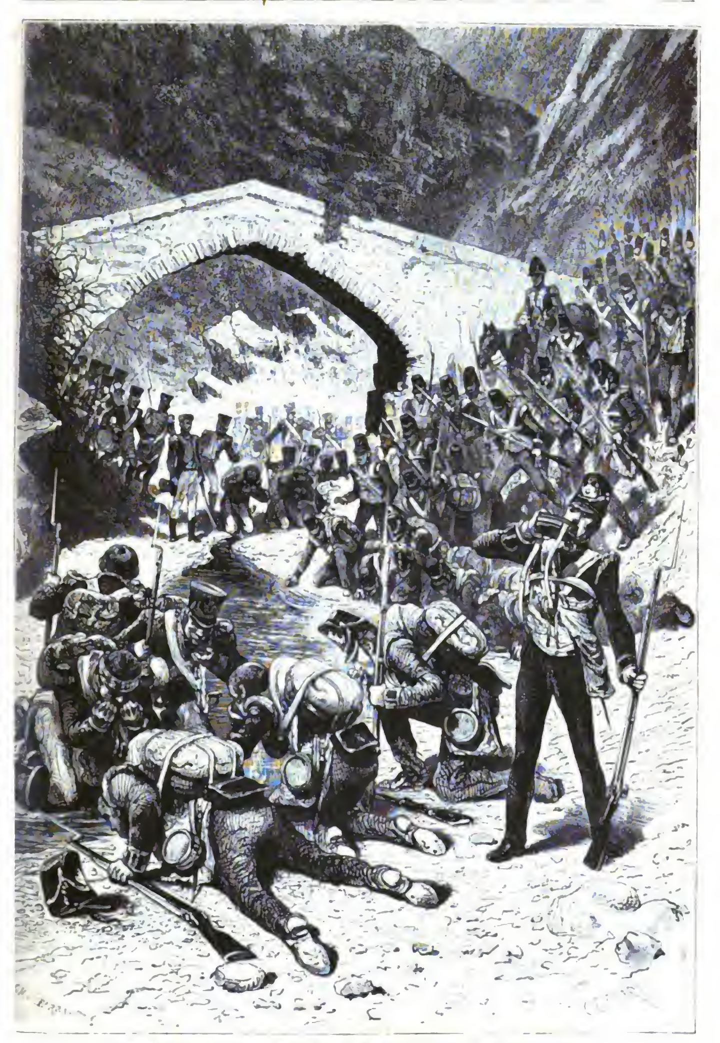
Soult in Portugal. Unterdessen hatte sich Soult von Galicien aus nach Portugal gewandt, um durch Besetzung des Landes eine neue Landung der Engländer zu verhindern. Unter fortwährenden Gefechten mit den Scharen de la Romana's überschritt er den Minho und erstürmte Oporto. Mehrere Wochen verweilte er mit seinen verwilderten Soldaten in der reichen Handelsstadt, von der Hoffnung festgehalten, sich hier eine Krone zu erobern. Wirklich war unter dem gebildeten und begüterten Theile der Bewohner der Wunsch ziemlich

allgemein, der Marschall möchte die Regierung übernehmen, dem frechen Gebaren des Pöbels ein Ende machen und eine dauernde Ordnung begründen.

Nicolas Soult war der Sohn eines Bauern, 1768 in St. Amand bei Castres geboren. Mit sechzehn Jahren trat er als Gemeiner in die französische Armee und hatte es in sieben Jahren noch nicht weiter als bis zum Unteroffizier gebracht. Erst der Revolutionskrieg gab ihm vielfache Gelegenheit, sich so außerordentlich hervorzuthun, daß er nunmehr in vier Jahren vom Unteroffizier bis zum Brigadegeneral aufstieg. Als Divisionsgeneral kämpfte er in Italien gegen Suworow's Russen, gerieth in Gefangenschaft, wurde aber nach der Schlacht von Marengo wieder freigegeben. Mit Hingebung schloß er sich Napoleon an, wurde Marschall und Herzog von Dalmatien und nahm mit größter Auszeichnung sowol an dem österreichischen wie an dem preußisch-russischen Kriege Theil: ein ehrgeiziger Mann und ein tapferer Soldat, hoch gewachsen, dem das überreiche Haar wie eine Mähne um den Kopf hing. Die Königskrone von Nordlusitanien darauf zu setzen, ward ihm nicht vergönnt; er hatte in Oporto zu lange gezögert. — Denn während die Franzosen am Douro rasteten, war Wellesley, jetzt zum Generalissimus der englischen Truppen auf der Iberischen Halbinsel ernannt, in Lissabon gelandet und rückte nun, nachdem auch die portugiesische Regierung ihn als Oberfeldherrn anerkannt hatte, mit 25,000 Mann englischer und portugiesischer Truppen über Coimbra heran. Soult gerieth dadurch in die Gefahr, von Spanien abgeschnitten zu werden. Unverzüglich brach er auf, überstieg auf höchst gefährlichen Gebirgspfaden das Gebirge von Catalina und gelangte nach Orense in Galicien. Aber ein großer Theil seiner Armee war in dem Gebirge zu Grunde gegangen, die Kriegskasse, alles Gepäck und Geschütz war den nachsetzenden Engländern in die Hände gefallen, und was ihm von Mannschaft noch geblieben, war entmuthigt, unbotmäßig, die Kleider zerfetzt, die Schuhe zerrissen. Ney, der in dem nordwestlichen Galicien stand, half wol mit der nothwendigsten Ausrüstung aus, weigerte sich aber, sich Soult anzuschließen. So zog denn dieser weiter auf Zamora zu, um sich mit dem Corps des Marschalls Victor zu vereinigen.

Die Schlacht bei Talavera. Wellesley nämlich hatte am Fuße der Berge von Catalina die Verfolgung Soult's aufgegeben und sich ostwärts gewandt, um im Vereine mit dem spanischen Corps des Generals Cuesta das Heer Victor's zu vernichten. Cuesta aber verweigerte die Mitwirkung, in der Hoffnung, vor der Ankunft der Engländer Madrid einnehmen zu können. Allein von Victor bei Alcabar zurückgeschlagen, zog sich jetzt Cuesta auf die heranziehenden Engländer zurück. Aber auch den vereinigten Heeren däuchte Victor sich gewachsen und drängte den König Joseph, der sich in seinem Hauptquartier mit Jourdan befand, zur Schlacht. Schon war Soult auf dem Anmarsche von Zamora her und ließ Joseph die dringendsten Vorstellungen machen, nicht vor seiner Ankunft eine Schlacht zu wagen. Jedoch Joseph mißachtete die besonnenen Mahnungen des Abwesenden: er gab seine Zustimmung zu dem Angriffe.

Die Schlacht bei Talavera la Reyna begann. Die Franzosen versuchten eine Anhöhe zu erstürmen, die vor der Armee der Verbündeten lag. Der Angriff mißlang. Am folgenden Tage — dem 28. Juli 1809 — erneuerten sie beim ersten Morgengrauen ihren Angriff und gewannen wirklich die Höhe. Allein eine furchtbare Attake des Generals Hill warf sie wieder herunter. Das Feuer schwieg. Erschöpft von der Kampfesarbeit und der Glut der höher steigenden Sonne, fanden sich Franzosen und Engländer an den Ufern eines Baches zusammen, der die beiden Heere trennte: mit Händen und Kochgeschirren schöpften sie das erquickende Naß die Waffen in der Linken. Kein Schuß fiel; Niemand dachte daran, die Auflösung der Reihen des Gegners zu benutzen. — Ruhig lag Wellesley im Grase auf dem Gipfel eines Hügels, die feindlichen Linien beobachtend. Da machte Victor der friedlichen Pause ein Ende. „Wenn die Anhöhe nicht genommen wird, so braucht man sich nicht mehr mit Kriegführen abzugeben“, meinte er und ließ die ganze französische Schlachtlinie zum Angriffe vorgehen. Allein nach heftigen Kämpfen sah sie sich in ihre alten Stellungen zurückgedrängt. Die Engländer verfolgten indeß ihren Sieg nicht weiter; sie blieben auf den Höhen von Talavera gelagert und ließen am folgenden Tage die Franzosen ungestört ihren Rückzug bewerkstelligen.



Die Friedenspause in der Schlacht von Talavera. Zeichnung von C. Delort.

Wellesley, ob dieses Sieges in ganz England verherrlicht, erhielt den Titel Viscount Wellington von Talavera, aber thatsächliche Vortheile brachte der Tag den englischen Waffen nicht. Sobald Soult seine Vereinigung mit dem weichenden Victor hergestellt hatte,

mußte die englische Armee sich ohne Säumen über den Tajo nach Badajoz zurückziehen, ohne ihre Verwundeten und Kranken aus Talavera mitnehmen zu können. Das ihm nachziehende spanische Heer Cuesta's holte Soult, der den Oberbefehl über die Armee König Joseph's übernommen hatte, am Tajo ein und trieb es mit leichter Mühe bei Arzobispo aus einander.

Unbekannt mit der Niederlage Cuesta's suchte eine zweite spanische Armee unter General Venegas von Toledo her Madrid zu bedrohen. Auch sie erlag den französischen Waffen bei Almonacid am 11. August. Im Triumph konnte jetzt Joseph in seine Hauptstadt zurückkehren.

Spannung zwischen Joseph und Napoleon. Die Centraljunta hatte sich nach Sevilla geflüchtet. Sie bot jetzt, was von spanischen Heeren noch vorhanden war, auf, um Joseph wieder aus Madrid zu vertreiben. Wellington rieth auf das Dringendste, daß die Spanier sich auf die Vertheidigung der Pässe der Sierra Morena beschränken möchten, um den Süden zu schützen, aber nicht auf eine Feldschlacht in der Ebene einlassen sollten: man mißachtete seinen Rath, und die Spanier wurden bei Ocaña und bei Alba de Tormes aufs Haupt geschlagen. Damit verschwinden die regulären Heere gänzlich, und die Guerillabanden übernehmen ausschließlich den Kampf gegen die fremden Bedränger.

Die Franzosen stiegen jetzt über die Sierra Morena herab: Wellington ging von Badajoz nach Portugal zurück und überließ Spanien seinem Schicksal. Das Corps Sebastiani's besetzte ohne Schwertstreich Granada, Victor nahm Cordova ein und in fluchtähnlicher Eile rettete sich die Junta nach der Isla de Leon, auf deren äußerster Spitze das feste Cadiz liegt. König Joseph hielt in Sevilla, der Hauptstadt Andalusiens, „unter den Akklamationen des ganzen Volkes", wie er seinem Bruder berichtete, seinen Einzug. Sein Bestreben war jetzt vor Allem darauf gerichtet, das Land mit seiner Herrschaft zu versöhnen; er knüpfte Unterhandlungen mit mehreren Guerillaführern an, organisirte die Regierungsbehörden, förderte in jeder Weise das Wohl des Landes: sein Ziel war, als Nationalherrscher den Spaniern zu erscheinen. Allein das war nicht die Meinung Napoleon's; daß Joseph die Interessen Spaniens denen Frankreichs entgegenstellte, verstimmte ihn tief. Er übertrug den Oberbefehl in Andalusien Soult; Joseph behielt nur eine Division zu seiner Verfügung. Das Kommando gegen Wellington erhielt der Marschall Massena. Den Sold jedoch für diese Heere sollte von nun an bis auf zwei Millionen Francs, die Frankreich zugab, Spanien allein aufbringen, und endlich wurden die Provinzen Catalonien, Aragonien, Biscaja und Navarra zu französischen Gouvernements gemacht, um so auf die Einverleibung in Frankreich vorbereitet zu werden. Bald aber erschien auch dies noch ungenügend; auch die Landschaften Burgos, Valladolid, Valencia und Toro erhielten französische Verwaltung: bis an den Duero wollte Napoleon die Grenze Frankreichs vorrücken. Diese Gewaltmaßregeln entfachten aufs Neue den Ingrimm der Spanier; die drohende Zerstückelung ihres Vaterlandes erschien ihnen zugleich als Schädigung und als Schimpf. Was in den bedrohten Provinzen die Waffen tragen konnte, strömte den Guerillabanden zu: wilder als zuvor entbrannte der Krieg. Um so höher wuchs zugleich unter den französischen Soldaten die Abneigung gegen einen Krieg, der ihnen nur unerhörte Beschwerden und Gefahren, aber wenig Ruhm und Lohn eintrug. Die Erfolglosigkeit aller Anstrengungen steigerte die Zwietracht unter den Feldherren und lockerte die Disziplin in den Regimentern: man war trotz aller Siege, trotz aller Menschenopfer im Grunde nicht weiter als zwei Jahre zuvor.

Die Cortes in Cadiz. Zu dieser Mißgestaltung der Dinge in Spanien, die endlich den König Joseph zu der Bitte drängte; daß Napoleon ihm die spanische Krone wieder abnehmen möge, trugen sehr wesentlich auch die Vorgänge bei, welche um und in Cadiz sich abspielten.

Als die Mitglieder der Centraljunta auf der kleinen Löweninsel Zuflucht suchten, hatte auch der wackere Herzog von Albuquerque mit einem Corps von 8000 Mann dorthin sich vor den Franzosen zurückgezogen. Marschall Victor rückte ihm nach, aber der Herzog wollte von Ergebung nichts wissen. Die Insel war fest, der Verkehr mit den Engländern zur See ungehemmt, die reiche Handelsstadt Cadiz bot, wessen man bedurfte, in Fülle. Und als vollends durch weiteren Zuzug die Zahl der Vertheidiger sich vervierfachte, als ein englisches Corps unter dem tapferen Graham zur Unterstützung anlangte, als die nahen Gebirge, die

Sierra Nevada wie die Sierra Morena, den Franzosen zur Seite und im Rücken mit verwegenen Guerillabanden sich füllten, während zugleich bei den Belagerern die Disziplin sich immer mehr lockerte: da wurde die Belagerung völlig aussichtslos und schleppte sich ohne jedes Ergebniß hin.

Trotz dieser verhältnißmäßigen Sicherheit hatte sich doch der weitaus größte Theil der Mitglieder der Junta auf englischen Schiffen davongemacht, um auf Umwegen in die Heimat zurückzugelangen. Die Zurückbleibenden betrachteten sich als „Regentschaft“, aber die Autorität einer Centralregierung fanden sie nicht, am wenigsten in der sehr liberal gesinnten Stadt Cadiz. Sie entschlossen sich daher, was schon längst von der Centraljunta beschlossen, aber immer wieder aufgehoben war, jetzt zu thun: allgemeine Cortes als Landesvertretung nach Cadiz einzuberufen. Eine Vertretung des ganzen Volkes war es freilich nicht, was einberufen wurde, denn die privilegirten Stände wurden ausdrücklich von der Wahl ausgeschlossen; dem liberalen Bürgerstande entstammten fast sämmtliche Deputirte.

Am 24. September 1810 wurden in dem Schauspielhause des kleinen Seestädtchens Isla de Leon — in Cadiz selbst herrschte das gelbe Fieber — die Cortes mit größter Feierlichkeit eröffnet. In ihre Hände legte die Regentschaft nun ihre Macht nieder. Freilich erstreckte sich die Geltung der Cortes nicht über die kleine Insel hinaus, denn in den übrigen Gegenden verfuhren die Guerillaführer und die Stadtjunten, die sich in der Zeit der Verwirrung gebildet hatten, nach Gutdünken, ohne sich an die Beschlüsse der Landesvertretung zu kehren; nur der Beschluß einer Rekrutenaushebung fand Gehorsam, so daß mit dem Jahre 1811 wieder reguläre Truppen im Felde erschienen, die sich indeß an kriegerischem Muthe mit den Guerillabanden nicht entfernt messen konnten.

„Die Konstitution vom Jahre Zwölf“. Trotz dieser Anfangs so sehr geringen Geltung war in den Cortes doch der Punkt gewonnen, von dem aus der Kampf gegen Frankreich eine neue Gestalt gewann. Bisher hatte gegenüber der großen Masse der Bevölkerung, welche für Altspanien kämpfte und selbst die Wiedereinführung der Inquisition verlangte, der aufgeklärte Mittelstand eine deutliche Hinneigung zu der liberalen Regierung Joseph's gezeigt. Diese „Josephinos“ traten jetzt ganz der liberalen Bewegung bei, die von den Cortes in Cadiz ausging: und die Regierung König Joseph's verlor damit den einzigen Anhalt, den sie bisher noch in der Bevölkerung Spaniens gehabt hatte. Seine ehrlichsten Anstrengungen, das Wohl Spaniens gegen Napoleon zu vertreten, verhallten jetzt völlig wirkungslos.

Das Ziel der Cortes war die Erneuerung der spanischen Verhältnisse, an deren Nothwendigkeit kein Einsichtiger zweifelte, durch eigene Kraft, nicht im Gefolge einer Fremdherrschaft, herbeizuführen. Sie übertrugen daher am 30. Oktober 1810 die Führung einem Regentschaftsrathe von drei Personen, um sich selbst ausschließlich der Berathung einer Verfassung, welche die Wiedergeburt Spaniens bewirken solle, zu widmen. Zwar gab es in den Cortes, obgleich die privilegirten Stände von der Wahl ganz ausgeschlossen worden waren, doch eine Anzahl Verfechter der alten Zustände; aber die Zahl dieser „Serviles“ war weit in der Minderheit. Die Liberalen beherrschten die Versammlung durchaus; ihnen gehörten die einflußreichsten Redner, wie der Rektor der Universität Salamanca, Muñoz Torrero, und der gefeierte Schriftsteller Antonio de Capmany an; ihre hochfliegenden Ideen trug die „Patriotische Wochenschrift“, welche der Dichter Quintana herausgab, zugleich in beredten Leitartikeln und feurigen Hymnen in das Land hinaus. Ein hoher patriotischer Schwung ging durch die Berathungen; es konnte nicht ausbleiben, daß er vielfach über das Angemessene hinaus die Gemüther fortriß. Zu einer Zeit, wo Alles darauf ankam, alle Stände zu dem großen Werke der nationalen Wiedergeburt zu vereinen, machten die Cortes durch die Zurückforderung aller jemals vom Staate veräußerten Güter den hohen Adel zu ihrem unversöhnlichen Gegner.

Die Volkssouveränetät wurde als das oberste Prinzip der Verfassung hingestellt. Eine Zustimmung des Königs und der privilegirten Stände zu der vom Volke erwählten Regierungsform wurde nicht als erforderlich angesehen. Die Republik konnte und sollte demnach als zulässig gelten. Der Zusammentritt der Cortes wurde nicht an eine Einberufung durch den König gebunden. Die Minister wurden den Cortes verantwortlich gemacht. Den Kolonien wurde

Vertretung in den Cortes bewilligt. Verwaltung und Justiz, Militärwesen, Steuern und Unterricht wurden im Allgemeinen nach den Bestimmungen der französischen Konstitution vom Jahre 1792 geregelt. Nur die Religion behielt ihre alte Stellung: das römisch-katholische Bekenntniß wurde als Staatsreligion bezeichnet; von Toleranz gegen Andersgläubige war keine Rede.

Am 23. Januar 1812 waren die Berathungen über diese Verfassung beendet; alle Mitglieder der Cortes, 148 an der Zahl, unterzeichneten sie und traten am 18. März 1812 in der Karmeliterkirche am Meeresstrande zusammen, um sie feierlich zu beschwören. Draußen auf der See heulte ein wüthender Orkan; von der andern Seite donnerten die französischen Kanonen gegen die Festung: das war das Wiegenlied der „Konstitution vom Jahre Zwölf".

Massena gegen Wellington. Napoleon, aus dem Kriege gegen Oesterreich als Sieger heimgekehrt, machte die größten Anstrengungen, um endlich der Halbinsel Herr zu werden. In langen Reihen zogen die siegreichen Regimenter von der Donau nach Spanien: man konnte die französische Truppenmacht, welche 1810 in Spanien kämpfte, auf 370,000 Mann schätzen. Davon erhielt der Marschall Massena ein Heer von 55,000 Mann zugetheilt, um Portugal zu erobern und die Engländer ins Meer zu werfen. Denn es war klar, daß ohne den Besitz von Portugal an die Unterwerfung Spaniens nicht zu denken war. Nur den dringenden Bitten Napoleon's gab der Marschall nach, als er das schwierige Kommando nach langem Widerstreben übernahm.



Arthur Wellesley, Herzog von Wellington.

Unter die Befehle Massena's war auch Ney gestellt; allein zwei Monate lang hielt ihn die Belagerung von Ciudad Rodrigo und Almeida auf, bevor er sich mit Massena verbinden konnte. Jetzt erst wandte sich Massena gegen Wellington.

Sir Arthur Wellesley, jüngerer Sohn des Lords Garret Colley, Grafen von Mornington, war im Jahre 1769 zu Dungancastle in Irland geboren. Die Familie Colley war altenglisch, jedoch schon unter Heinrich VIII. nach Irland ausgewandert, wo sie mit dem Erbgute auch den Namen der ausgestorbenen Familie Wesley oder Wellesley annahm. In Eton erzogen, wurde er auf die Kriegsschule von Angers in Frankreich geschickt, um sich für den militärischen Beruf auszubilden. 1787 trat er in ein englisches Regiment als Fähnrich ein, war jedoch schon sieben Jahre später Oberstleutnant und ging 1797 mit seinem Regiment nach Indien, wo sein ältester Bruder Richard Colley, Marquis von Wellesley, Generalgouverneur war. In Indien gab Sir Arthur glänzende Beweise seines strategischen Talentes: er trug sehr wesentlich zur Erstürmung von Seringapatnam, der Residenz Tippu Saib's, bei; er kämpfte siegreich gegen den Rajah von Beror bei Assye und zwang die Maharatten zum Frieden. Der Ruf mit Einsicht gepaarter Tapferkeit und Festigkeit ging ihm voraus, als er 1805 nach Europa zurückkehrte, so daß die Stadt Newport auf der Insel Wight ihn ins Parlament wählte. Unter Lord Cathcart machte er dann den Zug gegen Kopenhagen mit und führte 1808 die erste englische Hülfsarmee nach Portugal, mit der es ihm gelang, Junot zur Konvention von Cintra zu nöthigen. Der Auftrag der

Oberbefehlshaber, welche die Konvention abgeschlossen hatten, diese im Parlamente zu vertheidigen, führte ihn nach England zurück. Allein 1809 betrat er von Neuem, jetzt mit dem Oberbefehl bekleidet, den Boden Portugals, wo es seine nächste Sorge war, die portugiesische Armee zu organisiren, ihr englische Offiziere zu geben und sie in jeder Weise kriegstüchtig zu machen. Auch jetzt war es wieder nicht Kühnheit, sondern besonnene Ueberlegung, Vorsicht und Beharrlichkeit, der er seine Erfolge verdankte; seine Truppen hielt er in strenger Manneszucht, aber er sorgte zugleich rastlos für ihre angemessene Verpflegung und für zweckmäßige Unterkunft der Verwundeten und Kranken, Allen ein Vorbild schlichter Zuverlässigkeit und einfacher Lebensart: der vollkommene Gegensatz zu der Roheit, Liederlichkeit und schmuzigen Habsucht des sicherlich sehr befähigten Strategen, den jetzt Napoleon gegen ihn gesandt hatte.

Vor der vereinigten Macht Massena's und Ney's zog sich Wellington in dem gebirgigen Thale des Mondego gegen Coimbra glücklich zurück, indem er das Land, sowie er es räumte, in eine Einöde verwandelte; bei Todesstrafe mußten die Einwohner ihre Häuser verlassen, ihre Geräthe vernichten, Vieh und Lebensmittel mitnehmen. Erst auf den steilen Granitfelsen der Sierra de Alcoba vor Coimbra hielt er Stand. Vergebens stürmten die Franzosen bei der Karthause Buzaco am 27. September 1810 gegen die sehr feste Stellung der Engländer an: mit großen Verlusten wurden sie zurückgetrieben. Da zeigte ihnen ein Bauer einen Bergpfad, den Paß Coramula, auf welchem sie die Stellung der Engländer umgehen und sich der Stadt Coimbra, die auf Wellington's Befehl von ihren sämmtlichen Einwohnern verlassen war, bemächtigen konnten.



Marschall Andreas Massena.

Wellington richtete seinen Marsch jetzt südwärts nach Lissabon und zog sich in die Verschanzungen zurück, die er bei Torres Vedras am Meere seit einem Jahre hatte anlegen lassen. 30 Schanzen mit 140 Geschützen bildeten die erste Vertheidigungslinie, 65 mit 150 die zweite, 11 Werke mit 96 Kanonen hart am Meeresufer die dritte; zu ihrer Vertheidigung hatte Wellington 70,000 Mann, denen englische Schiffe reichliche Zufuhr brachten. Massena rückte heran, aber nur 45,000 Mann stark wagte er keinen Angriff. Bald litten seine Leute in dem ringsum verödeten Lande die größte Noth; sie wurden um so erbitterter, weil sie wußten, daß der Marschall einen erheblichen Theil der zu ihrer Verpflegung bestimmten Gelder unterschlug. Massena wandte sich an den Kaiser um Hülfe; Napoleon sandte ihm ein kleines Corps unter Foy zu und befahl außerdem Soult, von Sevilla nach Portugal Massena zu Hülfe zu ziehen. Allein bevor Soult den Weg nach Portugal mit dem Schwerte sich bahnen konnte, hatte Massena schon den Rückzug angetreten. Sechs Wochen lang, bis tief in den November hinein, hatte er den größten Mühseligkeiten getrotzt und durch die stete Bedrohung das nahe Lissabon wol fast zur Verzweiflung gebracht, Wellington aber nicht das Geringste anhaben können. Im kläglichsten Zustande erreichte seine Armee im März 1811 Ciudad Rodrigo, von wo sie sechs Monate zuvor zur Eroberung Portugals als ein stattliches Heer

aufgebrochen war. Ney war der Held des Rückzuges; er hielt die Verfolger im Schach. Sobald jedoch die Gefahr vorüber vor, entsetzte ihn Massena mißgünstig des Kommandos. Wellington unterdessen, den Franzosen hart auf dem Fuße nachdrängend, suchte das feste Almeida zu erobern. Massena machte den Versuch, die belagerte Festung von Ciudad Rodrigo aus zu entsetzen. Allein er wurde zurückgeworfen. Jedoch die tapfere Besatzung sprengte ihre Festung in die Luft und schlug sich glücklich zu Massena durch.

Da rief der Kaiser, durch diese Mißerfolge in den höchsten Unwillen versetzt, den alten Marschall in Ungnade nach Frankreich zurück: den Oberbefehl über die französischen Truppen in Spanien erhielt Soult, das Kommando über das Corps Massena's wurde Marmont übertragen.

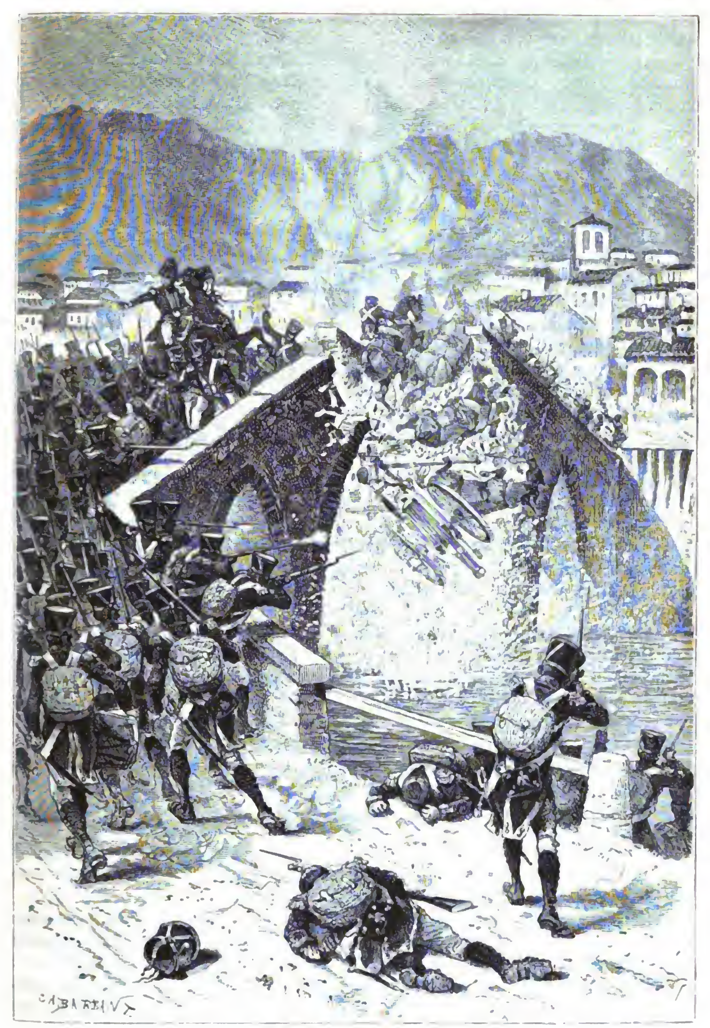
Soult hatte unterdessen die starke Grenzfeste Badajoz erobert; jetzt kehrte er nach Andalusien zurück. Wellington versuchte zweimal im Laufe des Jahres sie wiederzugewinnen; aber Mortier, dem Soult den Oberbefehl in der Festung übertragen hatte, leistete erfolgreichen Widerstand. Daher zog sich, als Soult und Marmont zum Entsatze heranrückten, die englische Armee im Herbste wieder nach Portugal zurück, Westspanien den Franzosen überlassend.

Suchet's Erfolge. Unterdessen hatten auch im östlichen Spanien die französischen Waffen manchen Erfolg gehabt. Hier führte Suchet das Kommando. Tortosa und Tarragona fielen durch Sturm in seine Hand; Tausende von Wehrlosen ließ er dabei hinmorden, um den Namen der Franzosen weithin gefürchtet zu machen. Durch Sturm gewann er den klosterreichen Montserrat. Dann brach er von Katalonien nach Valencia auf. Murviedro, das alte Sagunt, leistete ihm Widerstand; ein spanisches Heer unter Blake zog zum Entsatze heran. Allein Blake wurde besiegt; er rettete seine entmuthigten Truppen in die Stadt Valencia. Murviedro ergab sich dem Sieger, der nun durch ein dreitägiges Bombardement auch Valencia zur Ergebung zwang: 20,000 Mann, der Rest von Blake's Armee, fielen dadurch kriegsgefangen in die Hand der Franzosen. Zur Belohnung für diesen großen Erfolg wurde Suchet, den Napoleon schon im Juli 1811 zum Marschall erhoben hatte, jetzt zum Herzog von Albufera ernannt.

Der ergebnißlose Feldzug des Jahres 1812. Der Riesenkampf Napoleon's gegen Rußland begann und nahm seine ganze Sorge und Kraft in Anspruch: aus Spanien wurde ein großer Theil der französischen Truppen abgerufen. Dafür wurde der Oberbefehl über die Zurückbleibenden, deren Zahl immer noch gegen 200,000 betrug, endlich einmal in eine Hand gelegt; Joseph wurde damit betraut und wiederum Jourdan ihm zur Seite gegeben. Er war im April 1811 in Paris gewesen, um die dornige Krone Spaniens in die Hand seines kaiserlichen Bruders zurückzugeben; aber er hatte sich bereden lassen, auf dem freudelosen Throne auszuharren. Der Oberbefehl sollte ihm jetzt eine Kräftigung sein; indeß weder Soult in Sevilla, noch Suchet in Valencia zeigten viel Neigung, sich ihm unterzuordnen. Marmont in Salamanca war seine einzige Stütze. Gegen diesen aber richtete sich jetzt der Angriff Wellington's.

Mit dem Beginn des neuen Jahres war die englische Armee wieder auf dem spanischen Boden erschienen. Nach kurzer Belagerung hatte Wellington am 19. Januar 1812 die Festung Ciudad Rodrigo erstürmt, wofür die Cortes ihn zum Herzog von Ciudad Rodrigo, der Prinz-Regent Georg zum Grafen von Wellington ernannten. Im April brachte er dann auch das feste Badajoz, bevor Soult zu Hülfe herbeieilen konnte, durch Sturm in seine Hand. Das Corps des Generals Hill gegen den Tajo zwischen Soult und Marmont schiebend, wandte er sich jetzt gegen Leon. Marmont wich von Salamanca vor ihm nach dem Duero zurück; nachdem er jedoch die Division Bonnet an sich gezogen, rückte er, obgleich immer noch einige tausend Mann schwächer als die Engländer, gegen sie zum Angriffe vor.

Vor Salamanca am Flusse Tormes liegt der Höhenzug der Arapilen. Auf diesen hatte Wellington eine feste Stellung eingenommen, aus der ihn Marmont am 22. Juli 1812 herabzuwerfen suchte. Der Kampf war heftig, Marmont wurde schwer verwundet: da benutzte Wellington den Umstand, daß die französischen Angriffskolonnen zu weit von einander abgekommen waren, um nun seinerseits zum Angriff, in jene weiten Lücken eindringend, überzugehen. Die Franzosen wurden völlig besiegt und bis zum Duero zurückgedrängt, rastlos verfolgt von den Guerillascharen des Empecinado.



Die Erstürmung des Montserrat.

Der Sieger von Salamanca wandte sich gegen Madrid. Joseph mußte seine Hauptstadt verlassen: er nahm zu Suchet seine Zuflucht. Unter dem lauten Jubel der Bevölkerung hielt Wellington am 12. August in Madrid seinen Einzug; am folgenden Tage wurde die

Konstitution vom Jahre Zwölf in der Reichshauptstadt feierlichst verkündigt. Auch Victor gab jetzt die Belagerung von Cadiz auf.

Auf die Befreiung des Nordens hatte jetzt Wellington, zum Oberfeldherrn sämmtlicher spanischen Truppen ernannt, seinen Sinn gerichtet. Allein Burgos, unter des wackeren Dubreton's Befehlen, widerstand mannhaft den fünfmal wiederholten Stürmen. Dadurch gewann Soult Zeit, sich mit Suchet zu vereinigen, so daß die Engländer Madrid wieder räumen mußten und Joseph in die Hauptstadt zurückkehren konnte. Und als nun vollends auch Marmont's Corps, jetzt unter Souham's Kommando, zu Soult stieß, stand eine französische Feldarmee von 70,000 Mann Wellington gegenüber, vor welcher der Vorsichtige langsam gen Ciudad Rodrigo zurückwich.

Die Befreiung der Halbinsel. Die Schreckensnachrichten, welche den Untergang der napoleonischen Heere in den Eisfeldern Rußlands meldeten, konnten nicht anders als ermuthigend auf die spanische Insurrektion wirken. Hatten doch schon am 20. Juli 1812 die Cortes in Cadiz zu Weliki-Luki einen Bundesvertrag mit Rußland geschlossen, um von den beiden Enden Europa's her den gemeinsamen Feind zu vernichten. Aber eben diese Nachrichten hatten nicht nur zur Folge, daß wiederum ein Theil der französischen Armee in Spanien nach Deutschland abmarschiren mußte, wohin auch Soult auf Befehl des Kaisers sich begab, sondern daß auch der Zurückbleibenden sich das Gefühl bemächtigte, für eine aufgegebene Sache zu kämpfen. Außer Stande, den immer zahlreicher und dreister auftretenden Guerillabanden zu widerstehen, zog sich die ganze französische Kriegsmacht jetzt hinter den Ebro zurück, nur noch darauf bedacht, die Pyrenäenpässe zu sichern.

Sofort war auch Wellington wieder in Bewegung. Mit 60,000 Engländern und Portugiesen und einem Hülfscorps von 40,000 Spaniern erschien er im Mai in Salamanca; am 21. Juni 1813 traf er bei Vittoria auf Joseph's Heer, das, da die Corps von Foy und Clauzel zur Flankendeckung in ziemlicher Entfernung detachirt waren, noch nicht 25,000 Mann stark ihm gegenübertrat. Sofort ging Wellington zum Angriff über: das französische Heer wurde besiegt und auseinandergesprengt und suchte in hastiger Flucht den Weg über die Pyrenäen.

Die Folge dieses Sieges der Verbündeten war, daß jetzt auch Suchet's Stellung unhaltbar wurde. Um nicht von den Pyrenäenpässen abgeschnitten zu werden, trat er seinen Rückmarsch, von einem englisch-spanischen Heere unter Elio verfolgt, nordwärts an. Napoleon ernannte jetzt Soult zum Generalstatthalter von Spanien und sandte ihn dorthin zurück, indem er Joseph wegen seines Mangels an militärischem Talent die heftigsten Vorwürfe machte. Indeß der verlorenen Sache war auch durch Soult nicht mehr zu helfen: nur Pampelona und San Sebastian widerstanden noch den Engländern. Soult bildete in aller Eile ein neues Heer, um die belagerten Festungen zu entsetzen, aber Wellington schlug ihn in einer Reihe von Gefechten, welche die letzten Tage des Juli erfüllten, bis an die Bidassoa, den Grenzfluß zwischen Spanien und Frankreich, zurück. Da gelang es Wellington, San Sebastian am 31. August 1813 zu erstürmen: am 7. Oktober 1813 überschritt er die Bidassoa. Am letzten Tage des Monats kapitulirte auch Pampelona. Spanien war frei: kein französischer Soldat stand mehr auf seinem Boden.

Freilich war durch den erbitterten Krieg der Wohlstand vernichtet; die Felder lagen wüst; viele Städte waren in Trümmerhaufen verwandelt; die Staatskasse war leer; Krieg und Seuchen hatten das Land verödet. Aber der gewaltthätige Plan Napoleon's war mißlungen; viele Tausende braver Soldaten waren vergeblich hingeopfert; die spanische Nation hatte gegen die Fremdherrschaft sich behauptet; an dem nationalen Widerstande viel mehr als an der englischen Hülfe war die Macht Napoleon's zerbrochen.



Die Erhebung Oesterreichs im Jahre 1809.

Das diplomatische Corps war am 15. August 1808 im Schlosse von St. Cloud versammelt, um seine Glückwünsche dem Kaiser zu seinem Namenstage wie alljährlich darzubringen. Napoleon trat in den Audienzsaal; jedes Gespräch verstummte; er blieb einige Augenblicke stehen; die Augen aller Anwesenden richteten sich auf ihn; dann schritt er mit ernster Miene bis auf zwei Schritte an den Grafen Metternich, den österreichischen Gesandten, heran. „Wohlan, Herr Botschafter", sagte er, laut die Stimme erhebend, „was will der Kaiser, Ihr Herr? Gedenkt er mich nach Wien zurückzurufen?"

Was sollte diese drohende Erinnerung an den Dezember 1805? Sechs Wochen später wurde es klar: Napoleon wollte Oesterreich einschüchtern, damit es sich nicht in seine Abmachungen mit Kaiser Alexander zu mischen wage, wie nah dieselben auch die österreichischen Interessen berühren mochten.

Oesterreichs Rüstungen. Allein das Oesterreich des Jahres 1808 war nicht mehr dasjenige, welches drei Jahre zuvor den raschen Schlägen Napoleon's erlegen war. An die Stelle Ludwig Cobenzl's war Graf Philipp Stadion getreten, 1763 geboren, einem alten alemannischen Geschlechte entstammend, ein Mann, den schon der scharfblickende Kaunitz als einen „gesetzten Kavalier mit vortrefflichen Studien, vieler Brauchbarkeit und besten sittlichen Charakters" bezeichnet hatte. Sein Streben ging dahin, durch zeitgemäße Reformen das österreichische Staatsleben zu kräftigen und neu zu gestalten. Erfüllt mit warmem Gefühle für Ehre und Volkswohl, suchte er allenthalben die Geistesfesseln zu lockern, den Sinn für gemeinnützige Interessen zu beleben, Aufklärung zu befördern und das Heerwesen zu verbessern. Bald durchdringt ein neuer Geist der Standesehre die Armee; ihr zur Seite steht die Landmiliz oder Reserve und die Landwehr: ein Volk in Waffen kündigt sich an. Mit hohem Gedankenfluge ist Graf Stadion in Allem und Jedem der unermüdlich Drängende, Treibende. Vorsichtig, in zögernder Bedächtigkeit steht neben ihm Erzherzog Karl, seit 1806 Oberfeldherr des österreichischen Heeres, aber sein Ziel ist das gleiche; auch ihm ist außer Zweifel, daß die geistigen und sittlichen Kräfte des Volkes losgebunden werden müssen, um eine Wiederherstellung Oesterreichs herbeizuführen. Selbst Kaiser Franz empfindet das Erfrischende der patriotischen Strömung, die politische Bedeutung des Volksgeistes.

Indessen in einem Punkte stehen die beiden Patrioten Stadion und Erzherzog Karl sich schroff entgegen. Für Stadion ist das Ziel all seiner Reformen, daß das österreichische Volk in neuer Kraft sich gegen Den erhebe, der das Vaterland so tief gedemüthigt hat; Karl jedoch will durchaus den Frieden mit Frankreich gewahrt wissen. Allein Stadion erlangt bald das Uebergewicht über den Bedenklichen. Die junge Kaiserin Ludovica von Este, des Kaisers

Franz dritte Gemahlin, ist voll kriegerischer Begeisterung, nicht minder der Erzherzog Johann, Karl's volksbeliebter jüngerer Bruder. Ja bald verlangt das ganze Volk in patriotischem Kriegseifer die Abrechnung mit dem Ueberwinder; begeisterten Schwunges stimmen Oesterreichs Dichter, Collin voran, Kriegslieder an.

Schon im Jahre 1807 begannen die Rüstungen. Eben als Rußland und Preußen den Tilsiter Frieden abschlossen, bot Oesterreich bewaffnete Vermittelung an. Es war zu spät. Aber immer erdrückender wurde das Uebergewicht Frankreichs in Europa und erfüllte Oesterreich mit Mißtrauen und gerechter Besorgniß. Die Errichtung des Herzogthums Warschau erweckte in dem österreichischen Galizien Insurrektionsgelüste. Die Kontinentalsperre, der sich Oesterreich hatte anschließen müssen, verschloß die natürlichen Handelswege des Kaiserstaates und zerrüttete den Staatshaushalt. Dazu kam nun, daß auf Grund der Erfurter Abmachungen Rußland sich anschickte, die Moldau und Walachei zu erobern. Durfte Oesterreich die Donaumündungen in Rußlands Hände fallen und sich dadurch von dem Schwarzen Meere absperren lassen? Es war eine Lebensfrage für Oesterreich, um die es schon mehr als einmal das Schwert gezogen hatte. Selbst der Erzherzog Karl war für ein Einschreiten Oesterreichs an der unteren Donau. Und als Napoleon über die Pyrenäen gegangen war, um Spaniens Erhebung niederzuwerfen, entschloß sich Kaiser Franz zu einer Erhebung Oesterreichs unter der Führung seiner Dynastie seine Zustimmung zu geben.

Schwarzenberg wurde nach St. Petersburg, Hruby nach Berlin gesandt, um eine neue Koalition gegen Napoleon zu Stande zu bringen. Allein Rußland, nur von dem Verlangen erfüllt, die lange erstrebten türkischen Eroberungen einzubringen, lehnte jede Mitwirkung ab, und Preußen, noch in den Fesseln der französischen Besatzung, konnte nicht mehr thun, als insgeheim zu rüsten, um nöthigenfalls dem Wiener Hofe Beistand zu bringen. Nur England war zur Hülfeleistung nicht abgeneigt. Nun aber brach Oesterreich so hastig los, daß England so gut wie Preußen für den Anfang des Feldzuges jede Mitwirkung unmöglich gemacht war: Stadion glaubte nicht nur, daß Oesterreich an Streitkräften Napoleon zweifellos überlegen wäre, sondern er gedachte auch durch rasches Losschlagen das ganze Süddeutschland mit fortzureißen.

Mit begeisterter Opferfreudigkeit zog Oesterreich hinaus in den Krieg. Reiche patriotische Gaben wurden dargebracht für die ausmarschirenden Vaterlandsvertheidiger: Nationalsubskriptionen wurden für die Familien der ausrückenden Landwehrmänner eröffnet; die Fahnenweihe der Freiwilligen gestaltete sich zu einem Nationalfeste und zeigte aller Welt die innige Uebereinstimmung zwischen Volk und Herrscherhaus. Der glühende Haß gegen die drohende napoleonische Zwingherrschaft machte die Vielseitigkeit der Stämme Oesterreichs zu einer Nation. Erzherzog Karl, im Begriff gen Westen zu marschiren, ließ begeisterte Proklamationen an die Süddeutschen vorausgehen, um sie aufzurufen für die gemeinsame deutsche Sache. Friedrich Gentz, der geistvolle Schriftsteller, und Friedrich von Schlegel, der Dichter, Beide aus dem Norden nach Oesterreich eingewandert, führten die Feder als scharfe Angriffswaffe in seinem Hauptquartier. „Deutsche“, rief in Oesterreichs Namen der Erzherzog den Rheinbundsvölkern zu, „würdigt eure Lage! Nehmt die Hülfe an, die wir euch bieten! Wirkt mit zu eurer Rettung!“

Die Stimmung in Süddeutschland. Aber die süddeutschen Könige beschwerten sich über die Zumuthung, „Spaniens großes Beispiel“ nachahmen zu sollen: sie sahen darin den Versuch, „demagogische Grundsätze“ und „einen die bürgerliche Ordnung untergrabenden Schwindelgeist“ zu verbreiten. Sie verdankten ihre neuschimmernde Herrlichkeit Napoleon und waren es zufrieden, dessen gekrönte Präfekten zu sein. Um so weniger Veranlassung hätte das Volk gehabt, mit den neugeschaffenen Verhältnissen zufrieden zu sein. Durch die Rheinbundsakte waren die einzelnen Staaten verpflichtet, mindestens ein Prozent ihrer Bevölkerung vollständig gerüstet stets zu Napoleon's Verfügung zu halten. Infolge dessen war statt des alten Werbesystems die französische Konskription eingeführt worden, welche dem Wohlhabenden den Loskauf verstattete und dadurch schmerzlich empfundene Ungleichheiten schuf. Das Volk sah seine Söhne für den Kriegsruhm eines ausländischen Eroberers ins Feld rücken; wie viele

kehrten gar nicht oder als Krüppel wieder zurück; denn der Kaiser sah in den Rheinbündlern nicht viel mehr als Kanonenfutter und stellte sie, wo es anging, stets in das Vordertreffen. Dazu kam die allgemeine Steigerung der Preise, welche die ewigen Kriege im Gefolge hatten. Und wagten einmal die Fürsten, über neue Lasten für die Kriege zu klagen, so ließ der Kaiser sich kurzweg die Einnahmebudgets dieser Vasallenstaaten vorlegen und bestimmte über die Verwendung der Einkünfte. Für die Erniedrigung, welche in alle Dem lag, hatte der Süddeutsche kein Gefühl: eine deutsch-patriotische Gesinnung hatte es in diesen Gegenden seit Jahrhunderten nicht mehr gegeben. Ja der süddeutsche Rheinbundsoffizier that sich etwas darauf zugute, des Franzosenkaisers Scherge und Büttel zu sein, wenn er als Garnison in preußische Festungen Rheinbundstruppen legte oder gegen die tiroler Insurgenten sie marschiren ließ.

Zwar an Unmuth und Mißbehagen fehlte es in dem Süden Deutschlands nicht: aber es richtete sich gegen den Stock, der traf, nicht gegen die Faust, welche den Stock führte. Denn um den immer neuen Anforderungen des Zwingherrn gerecht werden zu können, bedurfte es einer straffen Verwaltung, deren Voraussetzung die rasche Uniformirung der mannigfach verschiedenen Bestandtheile war, aus denen Napoleon diese Staaten zusammengesetzt hatte. Wol war der ehrwürdige Großherzog Karl Friedrich von Baden mit wahrhafter Humanität bemüht, die nothwendigen Härten zu lindern und mit milder Hand die buntscheckigen neuen Gebiete seinem Staate einzuordnen. Aber um so schroffer beugte der König Friedrich von Württemberg die ihm zugefallenen Reichsritter und Reichsstädte unter sein Scepter und verschuldete damit nicht zum wenigsten den unerträglichen Hochmuth und die widrige Anmaßlichkeit, mit der seine Beamten bis zum Exekutor herab seinen Unterthanen, neuen wie alten, begegneten, so daß auch die verständigsten Anordnungen nur dazu dienten, den Mißmuth im Lande zu schüren.



Graf Montgelas.

Höheren Flug nahm König Max Joseph von Bayern. Ihm schwebte eine süddeutsche Großmachtsstellung vor. Reichlich wurde die Münchener Akademie ausgestattet, bedeutende Gelehrte wurden aus dem Norden nach Bayern berufen. Rasch folgten sich die wichtigsten Gesetze: die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, die bäuerlichen Zehnten beseitigt; die Konskription eingeführt. Der Minister Montgelas, ein savoyischer Graf, den Max Joseph von Zweibrücken mitgebracht und an die Spitze der Geschäfte gestellt hatte, war ebenso rücksichtslos wie unermüdlich beschäftigt, Bayern, die Hochburg des Katholizismus, der Toleranz und Aufklärung zu erschließen. Eine Menge von Klöstern wurde aufgehoben, Gleichberechtigung der Konfessionen wurde verkündigt, das Schulwesen unter die Aufsicht des Staates gestellt. Bayern wurde damit zu der Gemeinschaft der deutschen Kultur zurückgeführt; aber die Hast, mit der alle diese Verordnungen ergingen, verletzte und erbitterte Jeden, dem das Altgewohnte werth war.

Der Aufstand der Tiroler. Niemand tiefer, als das einfache und biedere Gebirgsvolk der Tiroler, das durch den Preßburger Frieden Bayern zugetheilt war. Die Grobheit und Rücksichtslosigkeit der bayerischen Beamten reizte den Ingrimm der selbstbewußten Jäger und Bauern, sie haßten die Konskription, die ihre Söhne außer Landes brachte, sie verabscheuten, bigott wie sie waren, die Aufklärung und die religiösen Neuerungen. Was von Bayern

kam, verwarfen sie Alles, ohne zu prüfen, ob es gut oder schlecht war: sie wollten ungeschädigt bleiben, wie sie waren, wie sie unter der vielhundertjährigen Herrschaft Oesterreichs gewesen waren. Darum verlangten sie zurück nach dem österreichischen Scepter, von dem sie glaubten, daß es die Wahrung ihrer Nationalität ihnen verbürge.

Die Gefahr des Hochgebirges macht seinen Bewohner kühn, die Kargheit seines Bodens genügsam, die Abgeschiedenheit der Thäler konservativ in Sitten und Anschauungen. Vertrautheit mit den Bergpfaden und Gebrauch des Stutzens lernt schon der Knabe. Willig glaubten die Tiroler den Versprechungen, welche ihnen Oesterreich im Frühling 1809 machte, und als ein österreichisches Corps unter General Chasteler durch das Pusterthal nach Tirol heranzog, da empfingen sie es mit Glockengeläut und festlichen Aufzügen: Feuerzeichen auf den Bergen kündigten die Stunde der Erhebung an, Mehl und Blut schwamm die Flüsse herab, den Thalbewohnern zur Mahnung. Jede Gemeinde trat unter Waffen und wählte sich selbst nach alter Germanensitte ihren Führer: jeder Stand war recht, nur der Manneswerth entschied. Neben dem waghalsigen Wildschützen Joseph Speckbacher stand Joachim Haspinger, der Kapuziner mit dem rothen Barte, und Martin Teimer, der Gastwirth, ein alter Soldat. Denn nur „Waffen und ein alttirolisches Herz und männlichen Entschluß" verlangte in seinem Aufrufe Erzherzog Johann, der unvergessene frühere Statthalter der gefürsteten Grafschaft Tirol.

Die größte Rolle aber spielte Andreas Hofer, geboren 1767, wegen seines ehrenfesten Charakters wie wegen seines religiösen Eifers bei seinen Landsleuten hoch angesehen. Am Strande der Passer stand sein Wirthshaus, vier Stunden aufwärts von Meran. Noch heute trifft man im Passeierthale Greise, die des Sandwirths sich sehr wohl erinnern; sie beschreiben ihn als einen Mann von mittlerer Größe, aber breitschultrig-gedrungenem Wuchse, den Kopf etwas vorgebeugt, mit breitem offenem Gesichte, von dem dunkelbraun der dichte Bart lang herabflutete, langsam in seinen Bewegungen und langsam im Sprechen, aber mit einem Anfluge von Humor in seiner Redeweise, treuherzig und bieder.

Am 10. April 1809 brach in dem ganzen Lande zugleich der Aufstand aus; allenthalben sahen sich die Bayern angegriffen; allerorten kamen die Tiroler mit ihren Stutzen zum Vorschein, die auf 500 Schritt sicher trafen, verrammelten die Wege und Schluchten, befestigten die Höhen. Hofer versammelte die Männer des Passeierthales vor seinem Sandhofe und führte sie, über 1000 Mann stark, über den Jaufenpaß nach Sterzing gegen das Corps des Obersten Bärenklau; von Süden her rückte der Vortrab Chasteler's heran: so wurden die Bayern über den Brenner zurückgeworfen. Sepp Speckbacher hatte die Innthaler aufgerufen und bei Hall die Bayern geschlagen. Von allen Seiten drängten nun die Insurgenten gegen Innsbruck vor: am Islberge mußte sich General Kinkel, der Kommandant, ergeben, und die Landeshauptstadt war in der Hand der Freischaren.

Schon am nächsten Tage kam ein französisches Corps von 4000 Mann unter General Bisson über den Brenner gegen Innsbruck herangezogen. Aber dicht vor der Stadt wurde es von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen und gleichfalls zur Ergebung gezwungen. Das war ein großer Erfolg: mehr als 6000 Soldaten mit 7 Kanonen waren in die Hände der aufständischen Bauern gefallen; Tirol war von den Bauern in wenig Tagen befreit worden; nur in der kleinen Feste Kufstein behauptete sich noch die bayerische Besatzung. Indessen schon nahte zur Rache, im Etschthale heraufziehend, mit 11,000 Franzosen Baraguay d'Hilliers; aber Chasteler und die Tiroler wandten sich gegen ihn und schlugen ihn bei Trident aufs Haupt, so daß er eiligen Marsches nach Italien zurückweichen mußte. Der Aufstand war glänzend gelungen; die Tiroler hatten das Gefühl, als ob die himmlischen Heiligen ihnen vorangefochten: kein Feind stand mehr auf Tiroler Boden: in Innsbruck hefteten sie wieder den kaiserlichen Doppeladler an.

Die Kämpfe an der Donau. Mit Bewunderung blickte ganz Europa auf die Heldenthaten der kühnen Tiroler: wie glückverheißend erschien dieser Anfang des Krieges! Allein jäh kam der Umschlag.

Mit drei Armeen rückte Oesterreich ins Feld; die Hauptarmee, 200,000 Mann stark, ihrte Erzherzog Karl gegen Bayern; mit 80,000 Mann zog Erzherzog Johann nach Süden um Kampfe gegen den Vizekönig von Italien; mit 36,000 Mann sollte Erzherzog Ferdinand on Este Galizien gegen das Herzogthum Warschau, das unter Poniatowski im Felde erschien, nd gegen Rußland decken.

Erzherzog Karl gab sich der Hoffnung hin, daß sich die süddeutschen Rheinbundfürsten für Oesterreich in dem bevorstehenden Kampfe erklären würden; sie dachten nicht daran; so verlor r über dem vergeblichen Warten kostbare Tage. Statt an dem Rheine den Franzosen entgegenzutreten, überschritt er endlich den Inn. Noch standen die französischen Truppen in Deutschland weit von einander getrennt; Davoust marschirte von Nürnberg auf Regensburg u, Oudinot war erst bis Augsburg gelangt, Massena noch weiter zurück. Die Gefahr war groß, daß die Oesterreicher sich zwischen ihnen einschieben möchten.

Durch den Telegraphen erhielt Napoleon Bericht über den Anmarsch der Oesterreicher: unverzüglich verließ er Paris; am 16. April war er in Ludwigsburg. Sofort ließ er in Gewaltmärschen die einzelnen Corps in der Richtung auf die Donau zu näher an einander rücken; Lefebre wurde mit der Führung des bayerischen, Vandamme mit der des württembergischen Kontingents betraut; aus den Rheinbundstruppen überhaupt wurde das Centrum des Aufmarsches gebildet, über welches der Kaiser den besonderen Befehl sich vorbehielt.



Marschall Louis Nicolas Davoust.

Am 18. April langte Napoleon in Ingolstadt an; der Zusammenstoß mit dem Feinde war jetzt unvermeidlich. Erzherzog Karl, obwol an Truppenzahl überlegen, hatte in dem Winkel zwischen Isar und Donau seine Armee in künstlichen Aufstellungen verzettelt, um die drohende Vereinigung der feindlichen Abtheilungen zu verhindern. Napoleon aber wußte so geschickt zu manövriren, daß er allenthalben, wo es zum Kampfe kommt, in der Uebermacht erscheint, und daß er durch eine Reihe von siegreichen Gefechten gegen die zerstreuten Theile des österreichischen Heeres, welche den 18. und 19. April ausfüllen, die Vereinigung seiner ganzen Armee zu Stande bringt und nun in der Lage ist, in imposanter Haltung mit Nachdruck die Offensive zu ergreifen.

Drei Tage lang, am 20., 21. und 22. April ward nun bei Abensberg und Pfaffenhofen, bei Landshut und endlich bei Eckmühl um den Sieg gerungen. Zwei Tage begnügte sich Karl, die feindlichen Angriffe nur abzuwehren, erst am dritten ging auch er zum Angriff über. Aber der blutige Tag von Eckmühl endete mit der Niederlage der Oesterreicher: der Rückzug auf Wien war ihnen verlegt, nur die Straße nach Böhmen noch offen.

Einen großen Antheil an dem glücklichen Ausgang dieser Kampfestage für die französischen Waffen hatte der Marschall Davoust: Napoleon belohnte ihn, indem er ihn zum Fürsten von Eckmühl ernannte. Louis Nicolas Davoust oder Davout, geboren 1770, stammte aus der altburgundischen adeligen Familie d'Avout. Als Knabe schon zum Soldaten bestimmt, war

er auf der Kriegsschule in Brienne Napoleon's Schulkamerad; 1785 trat er als Unterleutnant in die Armee; allein 1793 ward er als Edelmann wieder aus derselben entfernt, obgleich er als eifriger Republikaner sich gezeigt hatte. Im nächsten Jahre jedoch wieder eingestellt, fand er unter Pichegru wiederholt Gelegenheit, durch militärische Klugheit und durch Muth sich hervorzuthun, so daß er schnell avancirte. Als der Stern Napoleon's aufging, wurde er dessen enthusiastischer Verehrer, später sein treuer Freund. Er begleitete Napoleon nach Aegypten; unter Desaix zurückgekehrt, kommandirte er bei Marengo die Konsulargarde. Gegen seine Soldaten war er streng bis zur Härte, mit den übrigen Generalen stand er, nicht ohne eigene Schuld, sich vielfach schlecht, namentlich haßte er Bernadotte, den er für einen Intriguanten hielt; dagegen in den rein menschlichen Charakterzügen als Sohn, Gatte, Vater ist er sehr hoch zu stellen. Seine außerordentliche Umsicht und schlaue Gewandtheit als Heerführer bewies er bei Austerlitz, bei Auerstädt, wo Napoleon seine Verdienste durch Verleihung des Herzogstitels anerkannte, und nicht zum wenigsten jetzt in den Kämpfen um Regensburg.

Der Fall von Regensburg. Das Ergebniß dieser Kämpfe war, daß sich der Erzherzog Karl genöthigt sah, mit seinem Heere über die Donau zu gehen. Noch war Regensburg mit seiner festen Donaubrücke in seiner Hand. So zog sich denn das österreichische Heer nach Regensburg hin und überschritt theils in der Stadt auf der alten Steinbrücke, theils unterhalb derselben auf einer Schiffbrücke den Strom. Sobald die Franzosen den Abzug des Gegners bemerkten, in der ersten Morgenfrühe des 23. April, so machten sie sich zum Nachsetzen auf. Lannes ließ die Schiffbrücke in Brand schießen, aber schon war fast die ganze österreichische Armee über den Strom hinüber, und mit heldenmüthiger Ausdauer hielten kleine Abtheilungen von Reiterei und Fußvolk den herandrängenden Feind zurück, welcher mit Nachdruck Regensburg beschoß, um die Stadt und damit die Steinbrücke in seine Gewalt zu bekommen.

Schon war es darüber Nachmittag geworden, aus der Stadt schlugen die Flammen der brennenden Häuser empor, als den Kaiser, wie er etwas näher heranritt, eine feindliche Kugel traf. „Ich bin getroffen“, sagte er ruhig zu seinem Gefolge. Er meinte, daß die Kugel von einem Tiroler gekommen wäre. „Denn das sind gute Schützen“, setzte er hinzu. Er stieg vom Pferde, die Aerzte zogen ihm den Stiefel aus: aber die Kugel, welche den Stiefel durchschlagen hatte, war schon zu matt gewesen, um mehr als eine starke Kontusion hervorzubringen. Rasch verbreitete sich die Kunde; die Soldaten der nächsten Abtheilungen verließen ihre Reihen und drückten dem Kaiser ihre Theilnahme aus; er reichte den nächsten die Hand, dann stieg er, nachdem ein leichter Verband angelegt war, wieder zu Pferde und durchritt die Reihen der Soldaten, um die erregten Gemüther zu beruhigen.

Regensburg war unbefestigt, nur mit einer einfachen Mauer und einem tiefen Graben umgeben, aber die Oesterreicher vertheidigten die Stadt mit unüberwindlicher Tapferkeit. Es wurde Abend. Immer ungeduldiger drängte Napoleon den Marschall Lannes, die Stadt zu nehmen. Es ist eine Bresche geschossen, die Mauertrümmer haben den Graben zum Theil ausgefüllt, aber wer von den französischen Grenadieren an den offenen Rand des Grabens hinaustritt, wird sofort von den Vertheidigern der Stadt weggeschossen. Da springt Lannes vor, die Brust mit Ordenszeichen bedeckt und ergreift eine Sturmleiter. „Ihr sollt sehen“, ruft er den Grenadieren des 85. Regiments zu, „daß euer Marschall nicht aufgehört hat, ein Grenadier zu sein.“ Seine Adjutanten nehmen ihm die Leiter aus den Händen, aber hingerissen drängen die Grenadiere im Haufen nach: die Bresche wird erstürmt, die Franzosen sind in der Stadt. Kämpfend ziehen sich die Oesterreicher von Straße zu Straße zurück; die Meisten entrinnen glücklich über die Brücke und folgen dem abziehenden Heere nach.

Der Erzherzog nahm seinen Marsch nach Cham; auf dem Paß von Tauß überschritt er den Böhmerwald, um in Böhmen sein Heer wieder herzustellen. Denn die fünftägigen Kämpfe hatten ihn den dritten Theil seiner Armee gekostet. Ganz von ihm war der linke Flügel unter Hiller abgedrängt worden, der seinen Rückzug über den Inn nehmen mußte. Nur eine kurze Strecke verfolgte Davoust die abziehende Armee des Erzherzogs, dann kehrte er nach der Donau zurück. Denn der Gedanke Napoleon's war, wiewol Karl in Böhmen und der siegreiche

Aufstand in Tirol seine Flanken bedrohte, doch auf dem kürzesten Wege gegen Wien vorzugehen, um, wie vor vier Jahren, Oesterreich gleich ins Herz zu treffen. Hiller auf dem Fuße nachrückend, stand er am 10. Mai vor den Mauern der Kaiserstadt.

Der Widerstand der Tiroler und Vorarlberger. Zwar gegen die Gefahr, welche von Seiten der siegreichen Tiroler seinem rechten Flügel drohte, suchte sich Napoleon dadurch zu sichern, daß er die Bayern unter Lefebre gegen sie sandte.

Der Herzog von Danzig, Franz Joseph Lefebre oder Lefebvre, war ein Deutscher, eines Müllers Sohn von Ruffach im Elsaß. Geboren 1755, trat er sehr jung in das Regiment der französischen Garde, in welchem er es bis zum Sergeanten brachte. Um so schneller stieg er während der Revolution empor: 1799 war er Divisionsgeneral und Kommandant von Paris. Die Unterstützung des Staatsstreiches brachte ihn mit dem Ersten Konsul in enge Beziehungen, der die Zuverlässigkeit des Generals schätzen lernte, wenn er auch eine hervorragende militärische Befähigung nicht in ihm zu erkennen vermochte. So wurde Lefebre doch mit dem Kaiserreiche Marschall; allein den Ruhm, welchen er durch die Eroberung von Danzig gewonnen, sollte er in Tirol wieder darangeben.

Speckbacher lag vor Kufstein, als die Bayern nahten; er wich bis gegen Schwaz zurück: aber hier wurde sein Widerstand gebrochen und der Flecken in Brand gesteckt. Ein anderes bayerisches Corps war unterdessen gegen den Strubpaß vorgegangen; die Insurgenten vertheidigten ihn mit äußerster Hartnäckigkeit, aber mit stürmender Hand nahmen ihn die Bayern und stiegen in das Innthal hinab. Gegen den General Chasteler, einen belgischen Emigranten, hatte Napoleon die Aechtung geschleudert; in dem 23. Bulletin hatte er gedroht, den „sogenannten" Chasteler, sobald er würde gefangen sein, vor ein Kriegsgericht zu stellen und binnen 24 Stunden erschießen zu lassen: das hatte den Muth des Mannes gebrochen. Ohne energischen Widerstand ließ sich das österreichische Corps bei Wörgl zurückdrängen und zog dann ostwärts von dannen. Der Weg nach Innsbruck lag frei vor den Bayern: am 19. Mai hielt Lefebre seinen Einzug in die Landeshauptstadt.

In greulichen Schandthaten, in Mord, Brand und Mißhandlung, machten die Bayern jetzt ihrem Rachedurste Luft. In unbändigem Ingrimm erhob sich dagegen das mannhafte Volk der Berge; an die 6000 Mann sammelten sich in wenig Tagen um Hofer, auch der österreichische General Buol ließ sich bewegen, mit 3000 Mann an dem Kampfe der Vergeltung Theil zu nehmen. Ueber den Brenner zog Hofer gegen den Islberg heran, fort und fort mehrte neuer Zuzug seine Schar; Speckbacher und Teimer stießen mit ihren Haufen zu ihm. Die Bayern warfen sich ihnen entgegen: Haspinger, der rothbärtige Kapuziner, zog mit dem Kruzifix in der Hand den Freischaren voran; am 29. Mai wurden die Bayern am Isl durch Hofer und Buol aufs Haupt geschlagen, unter dem Schutze der Nacht retteten sich die Trümmer des Corps nach Kufstein. Hofer zog in Innsbruck ein, während Speckbacher den enteilenden Bayern nachsetzte und die Belagerung Kufsteins von Neuem aufnahm. Zum zweiten Male war Tirol befreit, und Kaiser Franz versprach den Tirolern, in keinen Frieden zu willigen, der das treue Land Tirol von Oesterreich trenne.

Durch dies Beispiel angefeuert, standen nun auch die Nachbarn der Tiroler, die Leute von Vorarlberg, auf. Von dem Advokaten Anton Schneider angeführt, trieb das Bauern- und Jägervolk die französischen und württembergischen Truppen aus dem Lande und besetzte Bregenz; selbst nach Konstanz dehnte es seine verwegenen Streifzüge aus. Bis an die Schweizergrenze hin war allenthalben aus dem altösterreichischen Alpenlande der gallische Hahn verjagt.

Die Stimmung Norddeutschlands und die Stellung Preußens. Der Rheinbund, welcher den Süden und Norden Deutschlands zusammenknüpfte, hatte in Wahrheit sie mehr als je von einander entfremdet. Im Süden war Alles gewaltsam umgestaltet, napoleonisch geworden; im Norden dagegen blieben die Fürstenhäuser und die Landesgrenzen unverändert, und damit behaupteten sich auch die alten Institutionen; nur daß die französische Konskription eingeführt werden mußte. Der Herzog von Anhalt-Köthen war der Einzige, welcher französische Verwaltung und Rechtspflege in dem „Anhalt-Köthenschen Reiche" anbefahl.

Um so härter stieß bei der zähen norddeutschen Art die Umgestaltung aller Verhältnisse an, welche die Errichtung des Königreichs **Westfalen** mit sich gebracht hatte. Napoleon wollte, daß diese Neuschöpfung ein Musterstaat würde, welcher die napoleonische Herrschaft namentlich den Preußen als wünschenswerth sollte erscheinen lassen. Und wirklich ließen die Hessen, bei denen der schmähliche Soldatenhandel ihrer Kurfürsten unvergessen war, die Einführung einer konstitutionellen Verfassung, die Beseitigung der Standesvorrechte, die Aufhebung der gutsherrlichen Gewalt und der Leibeigenschaft sich gern gefallen; die ungewohnte Höflichkeit der neuen königlichen Beamten fand viel Beifall, und mit großer Befriedigung sahen die Bauern, daß die Wache im Schlosse zu Kassel vor ihren Abgeordneten ebenso gut das Gewehr präsentirte, wie vor den adeligen Herren. Aber doch faßte das Volk kein Vertrauen zu einer Regierung, deren Beamte eine Sprache redeten, die es nicht verstand. Vielmehr steigerte sich, zumal in den früher preußischen Landestheilen des Königreiches, von Jahr zu Jahr der Widerwillen, den die wüsten Orgien des Königs Hieronymus, die Frechheit der französischen Abenteurer, die sich allenthalben eindrängten, und die Spürerei der Geheimpolizei einflößten; immer fester wurzelte sich die Meinung an, daß diese unwürdige Wirthschaft nicht von Bestand sein würde. Zwar fehlte es auch in diesen altpreußischen Landen nicht an Charakterlosen, die wie Johannes von Müller vor dem neuen Herrn krochen und schmeichelten, aber unendlich viel größer war die Zahl der Leute vom Schlage des trotzigen Heinrich von Krosigk, der die königlich westfälischen Gensdarmen in sein Spritzenhaus einsperren ließ und sehnsüchtig ostwärts über die Elbe nach Preußen ausschaute.

Aber Preußen rührte sich nicht! Oesterreich warf 1809 Napoleon den Fehdehandschuh hin und warb um preußische Waffengemeinschaft, und Preußen faßte an den Schwertgriff, aber es ließ das Schwert in der Scheide — und es that Recht daran. Noch waren seine Oderfestungen in den Händen Frankreichs, in Danzig und Magdeburg lagen starke französische Besatzungen, jeden Augenblick bereit, in Preußen einzurücken: es setzte seine Existenz aufs Spiel, wenn es in den Kampf gegen Frankreich eintrat. Dennoch war es zu dem gefährlichen Wagniß bereit: es stellte die Kontributionszahlungen an Frankreich ein und kaufte für das Geld Pferde und begann im Geheimen die Armee in Kriegsstand zu setzen. Natürlich aber verlangte es, nachdem der Separatfrieden Oesterreichs 1805 den demüthigenden Vertrag von Schönbrunn Preußen aufgezwungen hatte, daß Oesterreich sich verpflichte, nicht wieder einen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen und dadurch Preußen der Rache Napoleon's preiszugeben. Es verlangte einen bindenden Vertrag mit Oesterreich zu schließen, durch welchen Preußen die Wiederherstellung in seine alten Grenzen für den Fall des **Sieges** gewährleistet würde. Das war aber mit nichten die Meinung des Kaisers Franz: er wollte ihm nur den gegenwärtigen Besitzstand verbürgen, wie der Tilsiter Frieden ihn festgestellt habe. Also Preußen sollte **Alles** wagen, um **nichts** zu gewinnen.

Dennoch brach Preußen die Verhandlungen nicht ab: es bat den Zaren um die Zusicherung, daß Rußland keinen Angriff auf Preußen mache, wenn es sich mit Oesterreich verbände. Allein Rußland lehnte die Zusage ab. Da bat denn Friedrich Wilhelm den Zaren wenigstens um das Versprechen, den völligen Untergang des preußischen Staates nicht zugeben zu wollen: indeß Alexander erklärte, wenn auch unter lebhaften Freundschaftsbetheuerungen, nichts dabei thun zu können, wenn Preußen durch den bevorstehenden Krieg aus der Reihe der europäischen Staaten gestrichen werden sollte. Ja er stellte sogar dicht an der preußischen Grenze ein russisches Armeecorps auf, um sofort Preußen zu besetzen, wenn es doch an Oesterreichs Seite in den Kampf eintreten sollte. Das entschied die Entschließung des Königs: er hatte den Muth, das Schwert **nicht** zu ziehen.

Die Aufstandsversuche in Norddeutschland. Wol gehörte Muth dazu. Denn das allgemeine Verlangen in Preußen war, sich nach dem Beispiele der Spanier und Tiroler zu erheben und die verhaßten fremden Bedrücker aus dem Lande zu jagen. Athemlos schaute man auf das sich wappnende Oesterreich. Als daher die Entscheidung des Königs gegen den Krieg ausfiel, ergriff eine tiefe Verstimmung das Volk, mit wahrhafter Erbitterung verurtheilte man

die Friedensliebe des Königs: denn die Wenigsten kannten die Gründe, welche seine Entschließung bestimmt hatten. Und der Vielgeprüfte nahm auch diese schwerste Prüfung auf sich, daß sein Volk in Mißkennung sich von ihm abwandte. „Borussia, du schläfst!" schrieb Blücher; und dem Alten fuhr der Gedanke durch den Kopf, Preußen zu verlassen, um in fremden Diensten für das deutsche Vaterland zu streiten.

Von jüngeren preußischen Offizieren nahm wirklich eine Anzahl ihren Abschied, um in den Reihen der Oesterreicher gegen die verhaßten Franzosen mitzukämpfen; noch mehr schlossen sich der Verschwörung an, welche im Königreich Westfalen unter Offizieren und Beamten zu dem Zwecke entstanden war, durch gleichzeitige Aufstände in verschiedenen Gegenden die Sache Oesterreichs zu fördern. Gescheitert sind zwar diese Aufstandsversuche sämmtlich, aber sie zeigen, wie mächtig der Ingrimm gegen die französische Gewaltherrschaft in dem ganzen Norddeutschland gährte. Schon am 3. April erhob sich in der jetzt westfälischen Altmark der frühere preußische Hauptmann von Katt mit einer Anzahl Kameraden; indeß der Anschlag, Magdeburg zu überrumpeln, mißglückte, jedoch gelang es Katt, nach Oesterreich zu entkommen, von wo er später nach Spanien ging. Einige Wochen später, am 22. April, brach in den hessischen Gemeinden an der Schwalm und Diemel ein weitverzweigter Aufstand aus; an die Spitze trat der Obrist von Dörnberg, der früher in preußischen Diensten gestanden hatte. Kürassiere rückten gegen die Erhebung heran, allein Dörnberg bewog sie, sich neutral zu halten, und führte nun die Scharen der Aufständischen, etwa 8000 Mann, gen Kassel, um den König dort gefangen zu nehmen. Allein französisch-westfälische Truppen unter General Eblé verlegten den Insurgenten den Weg und zersprengten sie durch Kartätschenschüsse. Dörnberg rettete sich wie Katt nach Oesterreich.



Ferdinand von Schill.

Ferdinand von Schill. Da glaubte sich denn der wackere Ferdinand von Schill berufen, mit seiner Schar an die Spitze der Volkserhebung zu treten. Sein verwegenes Freicorps war nach dem Friedensschlusse in ein Husarenregiment verwandelt worden; mit ihm war er, das war der Ehrenlohn der Tapferen gewesen, an der Spitze der preußischen Truppen nach dem Abzuge der Franzosen von Berlin in die preußische Hauptstadt eingerückt, gefeiert wie Keiner als die Verkörperung des alten kriegerischen Preußengeistes. Zahllose erwarteten in begeisterter Verehrung von ihm die Zurückführung besserer Zeiten, so daß der schlichte Soldat, berauscht von der allgemeinen Bewunderung, sich schließlich selbst zu außerordentlichen Dingen erkoren wähnte. Eingeweiht in die Pläne Katt's wie Dörnberg's, Mitglied des westfälischen Geheimbundes, sah er sich längst von den Franzosen bespionirt. Briefe von ihm wurden von den Franzosen aufgefangen. Da faßte er raschen Entschluß. In der Hasenheide vor Berlin auf dem Exerzierplatze versammelte er am 28. April seine Husaren um sich und forderte sie auf, zur Befreiung Deutschlands mit ihm hinauszuziehen. Er gab vor, im geheimen Auftrage des Königs zu handeln: da folgten ihm in begeisterter Zustimmung Offiziere wie Gemeine, alle bis auf den letzten Mann. Ueber Potsdam und Wittenberg nach Halle ging der verwegene Zug. Der König rief ihn zurück, aber er folgte nicht; denn er glaubte den Willen des Königs nicht frei. Die Besonnenen waren bedenklich, aber auf die Menge wirkte die That hinreißend.

Von dem leichten Fußvolk, das er vor Kolberg angeführt hatte, zogen unter Leutnant von Quistorp 160 Mann ihm nach; zu Hunderten stießen von allenthalbenher Freiwillige zu seiner Schar: so groß war das Vertrauen zu ihm, aber auch der Ingrimm über die französische Anmaßung.

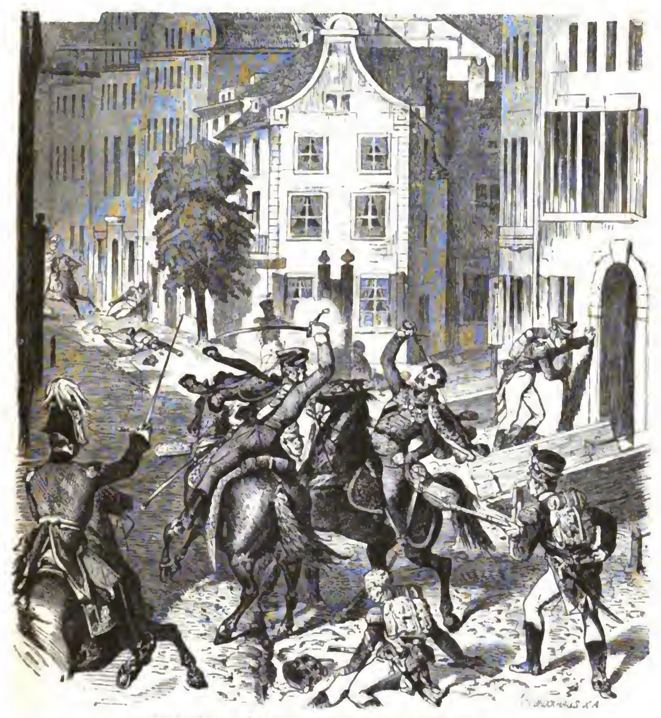
Aus Magdeburg zog dem verwegenen Major eine Abtheilung französischer und westfälischer Soldaten entgegen: er schlug sich bei Dodendorf am 5. Mai. Aber die Massenerhebung des Volkes in Westfalen, die er erwartete, erfolgte nicht. Die Nachrichten von Napoleon's Siegen an der oberen Donau lähmten die Unternehmungslust: das Wagniß war mißlungen. So wandte sich denn Schill nach Norden, um die Küste zu gewinnen. Am 15. Mai besetzte er die mecklenburgische Festung Dömitz an der Elbe. Hieronymus ächtete ihn und setzte einen Preis auf seinen Kopf; der französische Gouverneur von Schwedisch-Pommern schickte polnische Reiterei und zwei Bataillone mecklenburgische Truppen Schill entgegen, als er ostwärts von Rostock auf Stralsund zustrebte. Aber die Mecklenburger hatten wenig Lust, mit ihm zu kämpfen: bei Damgarten ließen sich 600 Mann mit 34 Offizieren von ihm gefangen nehmen. Da sandte Napoleon ein 6000 Mann starkes Corps von Westfalen, Dänen und Holländern unter General Gratien zu seiner Verfolgung aus. Durch einen kühnen Handstreich brachte Schill am 25. Mai Stralsund in seine Gewalt; hier hoffte er, englische Unterstützung an sich ziehen zu können. Denn zur Vertheidigung der Festung war seine Schar von 1600 Mann zu schwach. Unverzüglich aber ging Gratien zum Angriff vor; Stralsund wurde erstürmt, und in dem heftigen Straßenkampfe fand Schill am 31. Mai mit Hunderten seiner tapferen Waffengefährten unter den Säbelhieben der Feinde seinen Tod. Nur einer kleinen Schar von 180 Reitern gelang es, am Frankenthore sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen und nach Preußen zu entrinnen; 557 Mann wurden gefangen genommen und größtentheils wie Banditen auf den französischen Galeeren in Brest und Cherbourg angeschmiedet. So wenig wußte Napoleon bei dem Feinde die Tapferkeit zu ehren! Die gefangenen Schill'schen Offiziere, Alles blühende Jünglinge in den Zwanzigen, ließ Napoleon zum Tode verurtheilen und in Wesel am 16. September erschießen. Ihres Anführers würdig ertrugen sie den Tod: eine Binde um die Augen verschmähend, brachten sie ihrem Könige ein Hoch aus und kommandirten dann selbst „Feuer!“ Zehn sanken auf der Stelle todt zu Boden; der Elfte, schlecht getroffen, riß die Weste auf. „Hierher, Grenadiere!“ rief er den französischen Soldaten zu, auf sein Herz weisend. Einen Augenblick später hatte auch er ausgelebt. Aber unvergessen, weiter wirkend im Volke, blieb ihr Heldenmuth, ihre todeskühne Hingebung wie des Siegers blutdürstige Rache.

Die Mißerfolge der österreichischen Flankenarmeen. All diesen Erhebungsversuchen indeß schenkte Napoleon nur geringe Aufmerksamkeit; er war der Meinung, daß die Entscheidung an der Donau auf dem großen Kriegstheater auch ihnen bald ein Ende bereiten würde. Zeigten sich doch schon die Folgen der siegreichen Kämpfe um Regensburg auf den Schauplätzen, auf welchen die Erzherzöge Ferdinand und Johann die Flanken der großen Armee des Erzherzogs Karl zu decken hatten.

Erzherzog Johann hatte den Süden der österreichischen Monarchie gegen Italien zu schützen. Am 16. April war es ihm gelungen, Eugen, den Vizekönig von Italien, bei Sacile zu schlagen, so daß die Franzosen bis Verona hatten zurückgehen müssen. Dennoch zwangen die Nachrichten, welche von der Niederlage der großen Armee Johann zugingen, die Oesterreicher, sich wieder zurückzuziehen. Eugen mit Macdonald zur Seite drängte jetzt den Erzherzog über Laibach zurück, und als es vollends zur Gewißheit wurde, daß Napoleon sich in den Besitz von Wien gesetzt, mußte Johann seinen Marsch nach Ungarn richten. Sein Bruder, der Palatin von Ungarn, Erzherzog Joseph rief das ungarische Aufgebot auf, aber die meist noch unbärtigen Rekruten, welche das Aufgebot der Armee zuführte, vermehrten wol die Zahl, aber nicht die Streitbarkeit der Armee, als sie die Leitha überschritt, während zur Verstärkung des Vizekönigs Marmont aus Dalmatien mit altgedienten Regimentern heranzog, um das Uebergewicht ganz auf dessen Seite zu bringen.

Nicht anders hatten sich die Verhältnisse auf dem polnischen Kriegstheater gestaltet. Hier stritt Erzherzog Ferdinand von Este gegen die Truppen des Herzogthums Warschau, an

deren Spitze Joseph Poniatowski stand. Auch hier war der Erfolg anfänglich sehr günstig gewesen; Ferdinand hatte bei Raszyn am 19. April die Polen besiegt und sich der Stadt Warschau bemächtigt; am 14. Mai hatte er sogar den Brückenkopf von Thorn erstürmt, um dadurch für die Erhebung Preußens, auf die er rechnete, einen Stützpunkt abzugeben. An der Grenze standen die Russen unter dem Fürsten Galizyn als Napoleon's Verbündete: allein sie hatten Alles ruhig geschehen lassen. Indessen bald wendete sich das Kriegsglück.



Schill's Tod in Stralsund. Zeichnung von Ludwig Burger.

Im Rücken der Oesterreicher versuchten die Polen in Galizien eine Verschwörung anzuzetteln; sie schlugen die Oesterreicher bei Gora, und Poniatowski drängte den Erzherzog wieder gegen die österreichische Grenze zurück; nun setzten sich auch die Russen in Bewegung und schoben sich zwischen die Oesterreicher und die Polen. Wol beklagten sie es, den Befehlen ihres Zaren gehorchen zu müssen, indem sie sich laut als Freunde der Oesterreicher und Feinde der Franzosen erklärten und die Polen ihre ganze Abneigung empfinden ließen: aber dem Erzherzog blieb doch bei dem immerhin zweideutigen Benehmen der Russen mit seinen gelichteten Scharen nichts Anderes übrig, als den Rückzug nach Mähren anzutreten.

Die Schlacht bei Aspern. „Die Franzosen mögen sagen, was sie wollen“, meinte der alte Blücher, „der Herr Napoleon ist nach Wien in der Mausefalle gegangen.“ Indeß so gewagt der Zug nach Wien erscheinen mochte, so war doch jetzt durch diese Mißerfolge der

österreichischen Flankenarmee, wie sie durch den meisterhaften Feldzug an der oberen Donau mitbedingt waren, die Lage Napoleon's eine wesentlich gesichertere geworden, zumal da auch Wien, nur durch 25,000 Mann Landwehr unter dem jugendlichen Erzherzog Maximilian vertheidigt, schon nach drei Tagen den Franzosen sich ergeben hatte.

Auf das nördliche Ufer der Donau hatte sich sowol das Hiller'sche Corps, welches mannhaft, wenn auch vergeblich vom Inn bis nach Wien den Heranmarsch der Franzosen aufzuhalten sich bemüht hatte, wie auch Erzherzogs Maximilian's kleine Armee nach der Kapitulation der Hauptstadt zurückgezogen. Die Versuche Napoleon's, die Vereinigung dieser beiden Corps mit der aus Böhmen heranmarschirenden Armee des Erzherzogs Karl zu verhindern waren mißlungen, so daß jetzt eine Streitmacht von etwa 80,000 Mann auf dem nördlichen Donauufer vereinigt war. Ihnen hatte Napoleon, nachdem er das Davoust'sche Corps an sich herangezogen, etwa 90,000 Mann entgegenzustellen. Beide Heere trennte der breite Strom.

Schon am 13. Mai hatte Napoleon den Versuch gemacht, die Donau bei Nußdorf oberhalb Wiens zu überschreiten: allein der Versuch war mißlungen. So entschied er sich denn dafür, den Uebergang unterhalb der Stadt zu wagen, wo die beiden Inseln, der Schneiderhaufen und die Lobau, den Strom in drei Arme theilen, zumal die dichte Bewaldung der Lobau seine Bewegungen dem Gegner verbergen mußte. Er ließ die schwachen österreichischen Besatzungen von der Insel vertreiben und durch Schiffbrücken die Verbindung der Inseln mit dem Südufer herstellen: 600 Schritt waren von dem Ufer bis zum Schneiderhaufen, 300 von da bis zur Lobau; nur noch ein schmaler Flußarm von 160 Schritt Breite war bis zu dem linken Ufer zu überschreiten. Auch er wurde mit Hülfe von 15 großen Kähnen überbrückt, ohne daß es die Oesterreicher gehindert hätten. Am Abend des 20. Mai ging General Lasalle mit vier leichten Reiterregimentern hinüber auf das linke Ufer, zersprengte die österreichischen Vorposten und säuberte die ganze Uferebene, das Marchfeld, welches, auf einer Strecke von anderthalb Meilen vom Flusse sanft ansteigend, zu den Höhen von Neusiedel und Wagram ausläuft. Auf diesem Felde hatte einst Rudolf von Habsburg seinem Hause die Herrschaft über die österreichischen Lande erkämpft: um denselben Preis sollte jetzt von Neuem hier gestritten werden.

Hart an dem schmalen Donauarme auf dem linken Ufer liegt das Dorf Aspern, eine Viertelmeile davon etwas weiter landeinwärts Eßling, beide für das übergehende Heer von der größten Wichtigkeit; unverzüglich besetzte daher Massena Aspern, Lannes Eßling. Da riß der Strom, durch das frühe Schmelzen des Alpenschnees plötzlich um mehrere Fuß gestiegen, reißend dahinflutend, aus der längsten Brücke mehrere Kähne mit sich fort. Napoleon war nun doch, wenn auch die Brücke während der Nacht wieder hergestellt wurde, bedenklich, ob er vor einer so wenig zuverlässigen Brücke es wagen könne, eine Schlacht zu liefern; allein seine Generale glaubten, daß die besetzten Dörfer nicht aufgegeben werden dürften. So zogen denn immer neue Kolonnen über die schwankende Brücke herüber; von einem Feinde aber war nichts zu sehen.

Da erkannte um Mittag am 21. Mai der Marschall Berthier, Napoleons Generalstabschef, vom Eßlinger Kirchthurme aus das Heer des Erzherzogs Karl, wie es in einem weiten Halbmonde die geneigte Ebene des Marchfeldes heraufmarschirt kam, um die Franzosen in den beiden Donaudörfern einzuschließen. Und nicht lange, so gingen sie unter rauschenden Schlachtfanfaren zum Sturme auf die beiden Dörfer vor; um 4 Uhr Nachmittags begann die Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit äußerster Heftigkeit gefochten: in stürmischem Ungestüm griffen die Oesterreicher an; mit zäher Ausdauer vertheidigten die Franzosen jedes Haus. Fünfmal erobern die Oesterreicher Aspern, um es immer wieder zu verlieren; endlich als sie es zum sechsten Mal erstürmt haben, bricht die Nacht herein und macht dem Kampfe ein Ende. Aspern blieb in der Hand der Oesterreicher, aber in Eßling behaupteten sich die Franzosen. Eine Entscheidung war nicht gegeben.

Die ganze Nacht hindurch marschirten ohne Unterbrechung die französischen Brigaden von der Lobau herüber auf das Schlachtfeld, so daß Napoleon am 22. Mai die Uebermacht so



Zeichnung von G. Bleibtreu.

Erzherzog Karl von Oesterreich bei Aspern.

entschieden auf seiner Seite hatte, wie er sie am 21. nicht gehabt hatte. Schon um 2 Uhr Morgens, beim ersten Grauen des neuen Tages begann der Kampf von Neuem: Massena ging zum Sturm auf Aspern vor; es wiederholte sich das blutige Spiel des vergangenen Tages. Da suchte Napoleon die Entscheidung durch eine gewaltige Kavallerieattake gegen das österreichische Centrum herbeizuführen; Lannes führte sie an. Mit größter Standhaftigkeit hielten die Oesterreicher die Wucht des Angriffs aus, aber ermüdet vom vorigen Tage, begannen sie doch allmählich zurückzuweichen. In diesem kritischen Augenblicke ergriff Erzherzog Karl selbst die Fahne des Regiments Zach und führte, durch sein Beispiel sie anfeuernd, die wankenden Reihen zurück in den Kampf; Reserven wurden herangezogen und die Franzosen wieder in ihre alten Stellungen zurückgedrängt. Lannes ritt hin und her, den Muth der Seinen aufrecht zu erhalten, unbekümmert um die Kugeln, die ihn umflogen; endlich gab er den dringenden Bitten seiner Offiziere nach und stieg vom Pferde. Aber in demselben Augenblicke zerschmetterte ihm eine Kugel beide Kniee. Bessières, der neben ihm stand, hob mit Hülfe eines Offiziers den blutenden Helden auf; er wurde auf einen Kürassiermantel gelegt und nach dem Donauufer hinabgetragen, wo auf der Stelle die nothwendige Amputation vorgenommen wurde.

Der Rückzug der Franzosen auf die Lobau. Immer höher war die Donau gestiegen, immer reißender ihre Strömung geworden. Die Oesterreicher ließen Schiffsmühlen, Flöße, Balken gegen die Brücken der Franzosen hinabtreiben, um sie zu zerstören. Es gelang; die längste Brücke zerriß; Napoleon sah seine Reserven auf dem rechten Donauufer abgeschnitten. Er beschloß sein Heer auf die Lobau zurückzuführen, bevor der Mißerfolg zu einer Niederlage ausarte. Dennoch behaupteten die Franzosen Eßling und von Aspern wenigstens noch einige zerschossene Haustrümmer; gingen diese aber verloren, so stand den Oesterreichern der Angriff auf die Brücke selbst offen. Er ließ daher bei Massena anfragen, ob er sicher wäre, sich in Aspern zur Deckung des Rückzuges zu halten. Der alte Marschall saß, erschöpft von der langen Anstrengung, auf einem Steinhaufen. „Sagen Sie dem Kaiser", antwortete er, mit Heftigkeit aufstehend, dem Adjutanten, „daß ich zwei, sechs, vierundzwanzig Stunden aushalten werde, kurz, so lange es die Rettung des Heeres erfordert."

Napoleon übertrug die Leitung des Rückzuges Massena. Dann ritt er langsam von dem Schlachtfelde zu dem Stromufer hinab. Lange Reihen von Verwundeten waren hier niedergelegt, immer neue wurden herbeigetragen. Auf einer Lagerstätte von grünen Zweigen lag Lannes. In sichtlicher Bewegung eilte der Kaiser auf ihn zu und sprach die Hoffnung aus, ihn am Leben erhalten zu sehen; aber der Todwunde fühlte die Wahrheit. „Sie werden", antwortete er dem Kaiser, „Ihren besten Freund und Ihren treuesten Waffengefährten verlieren. Leben Sie und retten Sie das Heer!" Seine Ahnung erfüllte sich; neun Tage nachher erlag er der Wunde.

Auf der Lobau hielt der Kaiser Kriegsrath mit seinen Marschällen; auch Davoust, dessen Corps durch die Zerstörung der Brücke auf dem rechten Donauufer abgeschnitten war, kam dazu auf einem Kahne herüber. Es kam Napoleon nicht darauf an, Rath zu erhalten, sondern vielmehr einer Entmuthigung seiner Generale vorzubeugen. Mit größter Kaltblütigkeit leitete Massena den Rückzug. Um Mitternacht marschirte zuerst die Garde zurück, dann folgten ununterbrochen in langen Kolonnen die anderen Corps. Allenthalben sah man den alten Marschall, wie er die Ordnung aufrecht erhielt, die Wankenden ermunterte. Kein Verwundeter, kein Geschütz wurde zurückgelassen; was an Gewehren und Panzern am Ufer lag, wurde aufgerafft, um nicht als Trophäe den Oesterreichern in die Hände zu fallen. Schon drängten die feindlichen Schützen heran, auf die Abziehenden feuernd, als endlich auch, der allerletzten einer, der Marschall über die Brücke ritt und dann die Halttaue derselben kappen ließ.

Das ganze französische Heer wurde nach der Lobau in Sicherheit gebracht: zwei Tage mußte es dort ohne Munition, ohne Nahrung ausharren, bis die Brücke nach dem rechten Ufer wiederhergestellt war, dicht neben einer Stadt von 400,000 Einwohnern — soviel zählte damals Wien — festgebannt, deren Bevölkerung jeden Augenblick über die erschöpfte und zerrüttete Menge der Geschlagenen, selbst aufgestachelt durch das stolze Gefühl des Sieges der

nationalen Sache, herfallen konnte! Manch einem der französischen Generale ging der Gedanke durch den Kopf, wie wol am besten das besiegte Heer nach Frankreich zurückgebracht werden könnte; nur der Kaiser war fern von jeder Entmuthigung.

Die moralischen Folgen der Schlacht von Aspern. Der Nimbus der Unbesiegbarkeit, welcher bisher Napoleon umglänzt hatte, war zerstört. War auch seine Armee nicht zersprengt und vernichtet, so war es doch Jedem klar, daß der große Schlag, den der Kaiser beabsichtigt hatte, ihm mißlungen. Das belebte die Hoffnungen aller Gegner des französischen Uebergewichts: man knüpfte an den Tag von Aspern die Erwartung eines Umschwunges der europäischen Dinge. Am größten war natürlich die Aufregung in Oesterreich. Die Pilgerscharen, welche zum Feste des heiligen Nepomuk gen Prag wallfahrteten, sangen Spottlieder auf Napoleon und Preisgesänge auf den tapferen Erzherzog und die brave Landwehr. Kaiser Franz sandte den Oberst Steigentesch nach Königsberg an den König von Preußen, um ihn jetzt zur Waffenerhebung zu drängen. Aber Friedrich Wilhelm verhielt sich auch jetzt ablehnend: er sah in dem Erfolge von Aspern nicht eine Besiegung Napoleons, sondern, wie es wirklich war, nur die Abwehr eines Angriffs. „Gewinnen Sie noch eine Schlacht", soll er zu Steigentesch gesagt haben, „und wir sind vereinigt." Ihm erschien es als oberste Nothwendigkeit, erst die eigenen Rüstungen zu beenden, bevor er sich in irgend welche Verbindlichkeiten einließ; denn immer hielt ihn die Sorge fest, von Oesterreich wieder im Stiche gelassen zu werden. Steigentesch versuchte auf andere Weise die Entschließung des Königs zu erzwingen: er berichtete die halb entgegenkommenden Aeußerungen Friedrich Wilhelm's dem westfälischen Gesandten Linden, der sie sofort Napoleon mittheilte. Man wollte den König kompromittiren und ihn dadurch zum Entschlusse drängen: allein Friedrich Wilhelm bewahrte fest seine Haltung; Preußen trat nicht in den Kampf ein.

Der alte Blücher war aber um so kampfslustiger; er bat den König, ihm nur 30,000 Mann anzuvertrauen, und er werde alle Franzosen aus dem Lande jagen. Dann wieder wandte er sich an den König, ihm zu erlauben, daß er nur mit einem Corps (16,000 Mann) über die Elbe gehen dürfe. „Ich bürge", schrieb er, „mit meinem Kopfe dafür, daß ich die von uns jetzt getrennten Provinzen wieder in Besitz nehme. — Welchen Dank wird Ew. Königl. Majestät die ganze deutsche Nation zollen, wenn sie sieht, daß Sie entschlossen sind, sie von ihrem unerträglichen Joche zu befreien!" Ja, man fürchtete bei Hofe sogar, Blücher möchte nach Schill's Beispiel eigenmächtig losbrechen. Wirklich schrieb er an Gneisenau, der seinen Abschied genommen hatte, um nach England zu gehen: „Nimmt der König nicht keine Partie, thun wir keine Schritte zur Zerbrechung unserer Fesseln: nun, da trage sie, wer da will! ich nicht." Indeß bald veränderte sich die Weltlage.

Unterdessen war aber auf die Siegeskunde von Aspern da und dort in den deutschen Landen der Aufstand wieder ausgebrochen. In der Umgegend von Marburg erhoben sich die Bauern unter der Führung eines früheren preußischen Offiziers, des greisen Oberst Emmerich, und des Professors Sternberg; aber den französischen Truppen des Generals Boyer waren sie nicht gewachsen: die Insurrektion wurde mit blutiger Strenge unterdrückt.

In Franken, in dem altpreußischen Ansbach, erschien mit einem fliegenden Corps Karl von Nostitz, der früher Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand gewesen war, unter österreichischer Fahne. Jubelnd empfing ihn das alte Preußenvolk. In Nürnberg öffnete die Bürgerschaft ihm, als die bayerischen Beamten sich widersetzen wollten, gewaltsam die Thore, verhaftete die Beamten und riß allenthalben die bayerischen Wappen herunter. Und in Böhmen sammelte der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig seine „Legion der Rache".

Die Oesterreicher in Sachsen. Das sächsische Rheinbundskontingent war von Napoleon an die Donau geschickt worden. Um nun eine neue Landesrekrutirung des Königreichs zu verhindern und sich in den Besitz der Kriegsvorräthe Sachsens zu setzen, befahl der Erzherzog Karl die Besetzung des Landes mit österreichischen Truppen. Zu diesem Zwecke setzte sich der österreichische General Am Ende mit 10,000 Mann in Marsch; die wenig zahlreichen Truppen des Obersten Thielemann, dem die Beschützung Dresdens anvertraut war, zogen sich

ohne Gegenwehr zurück, und am 11. Juni rückten die Oesterreicher in Dresden ein. Mit lautem Freudengeschrei begrüßten die Dresdener den einmarschirenden Feind: so wenig billigten sie die Rheinbundspolitik ihres Königs. Sehr streitbar war das Auftreten der Oesterreicher nicht. Am Ende ließ die Landwehr, die er bei sich hatte, fleißig in der Neustädter Allee exerziren: ein schmuckloses, vierschrötiges Volk in grauen Waffenröcken von filzartigem Tuche deren Musik die Dresdener „allerliebst“ fanden.

Von dieser Landwehr ließ Am Ende 300 Mann als Besatzung in Dresden zurück; dann brach er „von den Segenswünschen der Bewohner begleitet“ am 19. Juni gegen Leipzig auf. Wiederum wich Thielemann vor ihm zurück; und auch die Leipziger empfingen die kaiserlichen Truppen mit Freuden, eine Menge Bürger eilte ihnen entgegen und drängte sich freundschaftlich zwischen die Reihen der Einmarschirenden. Indessen in denselben Tagen traf der König von Westfalen mit 16,000 Mann an der Saale ein; ihm gesellte sich Thielemann zu. Vor dieser Uebermacht mußte Am Ende Leipzig räumen, wo nun am 25. Juni Hieronymus seinen pomphaften Einzug hielt. In Oschatz übernahm den Oberbefehl über alle in Sachsen und Franken stehenden Truppen der Feldmarschallleutnant Kienmayer, welcher nun das Corps in vier getrennten Abtheilungen den Rückzug antreten ließ, deren eine Am Ende weiter führte. Gerade auf diese warf sich Thielemann mit seinen Sachsen, welche die Avantgarde des westfälischen Corps bildeten. Bei dem Dorfe Marbach kam es zu einem hitzigen Gefechte, welches mit dem Rückzuge der Sachsen und Westfalen endete; aber Am Ende, zu schwach, um Dresden wieder zu besetzen, wandte sich auch rückwärts nach dem Passe von Nollendorf. König Hieronymus war in Dresden eingezogen und hatte darob ein Tedeum singen lassen; jetzt brach er gegen Kienmayer auf, welcher nun zum zweiten Male Am Ende gegen Dresden in den Rücken des Feindes vorschickte: als durch die Nachrichten, welche aus dem Hauptquartier des Erzherzogs eintrafen, die Räumung Sachsens von allen österreichischen Truppen nothwendig wurde.



Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg.

Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg hatte mit seiner schwarzen Legion die Avantgarde des österreichischen Corps gebildet; jetzt verließ er die österreichische Waffengemeinschaft und folgte seinen eigenen Gedanken. Er war, 1771 geboren, der vierte und jüngste Sohn des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, ein feuriger, früh nach Ungebundenheit strebender Knabe, den der Vater mit unnachsichtiger Strenge erziehen ließ. Ohne Hoffnung auf die Thronfolge setzte er sich das Ziel, in einer ausländischen Armee eine hohe militärische Stellung zu erringen. Als Stabskapitän trat er in das preußische Heer, in dem auch sein Vater diente. In der Rheincampagne gab er Beweise persönlicher Tapferkeit; 1792 wurde er gefährlich verwundet. Die Erbschaft der Fürstenthümer Oels und Bernstadt in Schlesien gab ihm eine freiere Stellung; der unerwartete Tod seines älteren Bruders rückte ihn, da seine beiden anderen älteren Brüder fast gänzlich erblindet waren, dem Throne nahe. An dem Kriege gegen Frankreich nahm Herzog Wilhelm als preußischer Generalmajor in dem

Corps des Herzogs Karl August von Weimar Theil, während sein Vater den Oberbefehl über die preußische Armee führte; zum thätigen Eingreifen in den Kampf bei Auerstädt indessen kam er nicht. Auf dem Rückzuge traf er mit seinem schwer verwundeten und des Augenlichts beraubten Vater in Wasserleben bei Wernigerode zusammen, wo ihn dieser zur Nachfolge in der Regierung mit Uebergehung der beiden älteren Söhne berief. Dann machte der Herzog Wilhelm den ganzen Rückzug des Blücher'schen Corps mit, gerieth durch die Kapitulation von Ratkau in französische Kriegsgefangenschaft, ward jedoch auf Ehrenwort entlassen und eilte nun sofort nach Ottensen bei Altona an das Schmerzenslager seines Vaters. Indeß er traf ihn nicht mehr unter den Lebenden: am 10. November 1806 war Herzog Ferdinand gestorben. Nur das letzte Geleit konnte er dem unglücklichen Vater noch geben.

Das Herzogthum Braunschweig wurde zu dem Königreiche Westfalen geschlagen, ohne daß Kaiser Alexander in Tilsit für seinen Schwager — denn auch Herzog Wilhelm war mit einer Tochter des Erbprinzen von Baden vermählt — sich verwandte. In Herzeleid über die Bedrängniß der Zeit starb im nächsten Frühlinge dem Herzoge die innig geliebte Gattin: der Gedanke setzte sich bei ihm fest, daß wie den Verlust von Vater und Thron, so auch ihren Tod Napoleon verschuldet hätte. Mit der ganzen Kraft seiner starken Seele warf er seinen Haß auf den gekrönten Korsen und gab sich in seiner Verbitterung dem brennenden Verlangen nach Rache hin. Als deutscher Reichsfürst verbündete er sich mit Oesterreich, als dies die Waffen gegen Frankreich erhob, und sammelte in Böhmen, in den Städten Nachod und Braunau, ein eigenes Corps, die „Legion der Rache“. Er gab seinen „Schwarzen“ als Uniform einen schwarzen Schnürenrock mit blauen Aufschlägen; den Tschako zierte ein Roßschweif, darunter ein Todtenkopf mit kreuzweis gelegten Gebeinen von weißem Metall. Mit unerschütterlichem Vertrauen hing die verwegene Schar an ihrem tapferen Führer, dem stattlichen Manne schlichten Wesens, der jede Mühe und Entbehrung mit ihnen theilte. Männer, voll deutscher Kraft, voll Ingrimmes über den fränkischen Uebermuth, darunter auch Dörnberg und Katt, sammelten sich als Offiziere um ihn: denn nicht der Rache blos, der Befreiung des Vaterlandes galt ihr Kampf.

Schon am 14. Mai war der Herzog mit etwa 1200 Mann über die sächsische Grenze gegangen und hatte Zittau besetzt; allein Thielemann hatte ihn wieder nach Böhmen zurückgedrängt. Indeß noch in der nächsten Nacht überfiel der Herzog das sächsische Corps und trieb es wieder aus Zittau hinaus. Dann übernahm er die Avantgarde des österreichischen Corps, das Am Ende nach Sachsen führte, zog mit ihm in Dresden und Leipzig ein, vermochte jedoch nicht, den durch seine Instruktion sehr eingeengten österreichischen General zu größeren Unternehmungen hinzureißen. Doch legte er den Sachsen ziemlich ansehnliche Lieferungen für sein inzwischen auf 2000 Mann angewachsenes Freicorps auf. Zusammen mit Kienmayer drang er nun nach Franken vor; Marschall Junot, der Herzog von Abrantes, wurde bei Berneck geschlagen, worauf sich der Herzog mit Kienmayer gegen den König Hieronymus wandte, der von Dresden aus ihnen nachgezogen war. Allein der König wich mit seinen Westfalen vor ihnen nach Schleiz, ja nach Erfurt zurück; Herzog Wilhelm übernahm, da die Oesterreicher nach Böhmen zurückbeordert wurden, allein die Verfolgung der Westfalen, in der Hoffnung, durch sein Vordringen nach Norddeutschland einen Volkskrieg gegen die Franzosenherrschaft dort anfachen zu können, als von der Donau her ihm Kunde zuging, die alle seine Erwartungen vernichtete.

Die Gegner an der Donau. Erzherzog Karl war von Napoleon geschlagen worden, und Oesterreich hatte mit dem Sieger einen Waffenstillstand abgeschlossen!

Pulvermangel hatte den Erzherzog gehindert, den bei Aspern erfochtenen Sieg gehörig auszunutzen. Dann rechnete er darauf, daß die Nachricht seines Sieges Preußen zur Theilnahme an dem Kampfe bestimmen und eine Volkserhebung in Süddeutschland im Rücken der Franzosen zuwege bringen würde. In dieser Erwartung blieb er unthätig auf dem Marchfelde stehen: sein Lager machte einen sehr friedlichen Eindruck; die Soldaten trieben mit mechanischer Regelmäßigkeit ihre gewöhnlichen Waffenübungen, die Offiziere standen umher, gelangweilt wie in einer Provinzialgarnison, der Oberfeldherr phantasirte in seinen Mußestunden

am Klavier. Dem Erzherzog **Johann**, der vor dem Vizekönig bis über die ungarische Grenze zurückgewichen war, ging der Befehl zu, auf Preßburg zu marschiren.

An der Raab zog Johann das ungarische Aufgebot an sich, welches der Erzherzog Joseph ihm zuführte; aber trotz dieser Verstärkung war er nicht im Stande, dem nachdrängenden Vizekönig zu widerstehen: er wurde am 14. Juni an der **Raab** geschlagen und weit abgedrängt; erst bei Komorn vermochte er die Donau zu überschreiten, und zog nun dem Strome entgegen auf Preßburg und das Marchfeld zu.

Unterdessen hatte **Napoleon** die Wochen lange Kampfespause, die ihm gewährt wurde, mit fieberhafter Thätigkeit ausgenutzt, um sich in Stand zu setzen, die erlittene Niederlage wieder wett zu machen; er wollte, wenn er wieder nach dem Marchfelde hinüberginge, auf jeden Fall des Sieges sicher sein. Zwei Tage lang war seine Lage auf der Insel Lobau eine höchst gefährdete gewesen; man hatte Pferde schlachten müssen, weil es an ausreichenden Lebensmitteln durchaus gefehlt hatte; das einzige Getränk der Soldaten war das lehmige Wasser der Donau gewesen, in der Hunderte von Leichen vorübertrieben.



Napoleon am Morgen der Schlacht von Wagram. Zeichnung von Th. Weber.

Rastlos und umsichtig zugleich betrieb der Kaiser in Person, was noth that. Herden von Schlachtvieh wurden aus Ungarn herbeigetrieben, der Adel und die Klöster mußten Wein in ganzen Wagenladungen liefern; Bäckereien wurden auf der Insel angelegt, große Vorräthe von Holz und Pulver dort angehäuft. Eine Chaussee wurde durch die Insel geführt, eine feste Pfahlbrücke nach dem Südufer der Donau gebaut. Schanzen wurden errichtet, Batterien mit mehr als 100 schweren Geschützen dem Nordufer des Stromes gegenüber angelegt, Flachboote von größter Tragkraft gezimmert, um das rasche Uebersetzen großer Truppenmassen zu ermöglichen. In den ersten Julitagen hatte er 180,000 Mann mit 600 Geschützen zum Uebergange bereit.

Auch der Erzherzog hatte erhebliche Verstärkungen an sich gezogen, so daß seine Streitmacht 137,000 Mann mit 450 Kanonen betrug. Sie war demnach um ein Viertel schwächer als die französische, doch stand in nur 10 Stunden Entfernung bei Preßburg die Armee des Erzherzogs Johann und etwas weiter zurück bei Komorn der Erzherzog Joseph mit fast 8000 Mann ungarischen Aufgebotes. Karl erwartete den Uebergang der Franzosen an der alten Stelle: täglich donnerten hier die französischen Batterien auf dem Nordufer der Lobau —

um die Oesterreicher in die Irre zu führen; denn in Wahrheit hatte sich Napoleon entschieden, von dem Ostufer der Insel in der Richtung auf Wittau zu den Uebergang zu unternehmen.

Die zwiefache Schlacht bei Wagram. Ein furchtbares Gewitter mit Sturm und Regengüssen brach am Abend des 4. Juli 1809 los; rabenschwarze Nacht unter dicht bewölktem Himmel deckte Strom und Inseln, nur durch das Aufblitzen einzelner Kanonenschüsse auf Sekunden erhellt. Da ließ Napoleon Abends gegen 9 Uhr unter dem Schutze des Unwetters sein Heer den Uebergang antreten; schnell wurden sechs Brücken gleichzeitig über den Strom gelegt, über die in ununterbrochenem Zuge die Regimenter die ganze Nacht hindurch hinübermarschirten. Wenigstens 50,000 Mann standen schon, als der Morgen tagte, von den Brücken ostwärts bis gegen Wittau hin, die Corps von Massena und Oudinot; in langen Reihen folgten ihnen unter den Augen des Kaisers, der auf einer geringen Erhöhung des östlichen Inselufers hielt, Davoust's sieggewohnte Grenadiere, und immer weitere Tausende rückten ohne Unterbrechung nach.

Ein Kranz niedriger Erhebungen umgrenzt im Bogen an der Nordseite das Marchfeld. Gerade nördlich von Wittau bildet er ein flaches Plateau, vor welchem der Rußbach sich hinwindet, der Donau zustrebend. Vor der Südostecke dieses Plateaus liegt das Dorf Markgrafneusiedel, nordwestlich davon in der Biegung des Baches das Dorf Deutsch-Wagram. Von hier führt die Fahrstraße über die Dörfer Aderklaa und Süssenbrunn in südwestlicher Richtung nach der Donau, Wien gegenüber, während gerade westwärts die Bodenschwelle sich weiter erstreckt, bis sie mit dem Bisamberge die Donau erreicht. An ihrem Anstieg liegen die Dörfer Gerasdorf und Stammersdorf.

Auf diesem langen Höhenzuge hatte die österreichische Armee Stellung genommen bis nach Markgrafneusiedel hin; an den Erzherzog Johann erging die Ordre, von Preßburg sich in Marsch zu setzen, um bei Markgrafneusiedel an den linken Flügel der Hauptarmee sich anzuschließen.

Der Tag verging mit Gefechten gegen vorgeschobene Corps des Erzherzogs Karl. Erst gegen 6 Uhr Abends näherten sich die Franzosen der starken Stellung der Oesterreicher hinter dem Rußbache. Hier mußte die Entscheidung fallen. Sollte Napoleon warten, bis Erzherzog Johann seinen Platz bei Markgrafneusiedel eingenommen hätte, und bis der langgedehnte rechte Flügel der Oesterreicher zu stärkerem Widerstande sich fester zusammengezogen haben würde? Konnte er das Centrum des Gegners durchbrechen, so war die Schlacht entschieden. Er gab daher, wiewol die Sonne schon tief stand, den Befehl zum Angriff: Davoust sollte den linken Flügel der Feinde festhalten, Massena den rechten beschäftigen, Oudinot aber, durch Bernadotte und den Vizekönig Eugen verstärkt, gegen das österreichische Centrum, welches durch die Corps Hohenzollern hinter dem Dorfe Parbasdorf am Rußbach und rechts von diesem Bellegarde bei Wagram gebildet wurde, zum Angriff vorgehen. Allein Fürst Hohenzollern setzte Oudinot entschlossenen Widerstand entgegen, während der Vizekönig die Verbindung zwischen Hohenzollern und Bellegarde zu durchbrechen sich anstrengte. Hier wurde mit Kolben und Bajonnet gekämpft. Schon wichen die Oesterreicher, als Erzherzog Karl selbst herbeieilte und die wankenden Bataillone von Neuem gegen den Feind führte. Vor dem Kartätschenfeuer der Oesterreicher, vor den ungestümen Attaken ihrer Reiter mußten jetzt die Franzosen, von panischem Schrecken erfaßt, in fluchtähnlicher Eile zurückgehen. Die einbrechende Nacht rettete sie.

Eben so wenig Erfolg hatte während dessen Bernadotte gehabt, welcher 11 Bataillone Sachsen zum Sturm gegen Wagram heranführte. Zwar gelang es ihm, in das Dorf einzudringen, aber Bellegarde warf ihn wieder hinaus und nöthigte ihn zu eiligem Rückzug auf Aderklaa, wo erst um Mitternacht die Bataillone sich wieder sammelten. Der ganze Angriff war mißlungen: die Oesterreicher behaupteten sich allenthalben in ihren Stellungen. Erst eine neue Schlacht konnte die Entscheidung bringen.

Während der Nacht entschloß sich der Erzherzog Karl, seine Defensivstellung aufzugeben und zu einem umfassenden Angriffe auf den Feind überzugehen. Zu dem Ende erhielt Bellegarde Anweisung, bis auf Aderklaa vorzugehen, während die Truppen des rechten Flügels unter Klenau und Kolowrat über den Süssenbrunner Fahrweg hinaus bis Breitenlee nördlich von

Aspern vorrücken sollten. Auf dem linken Flügel sollte Fürst Rosenberg von Markgrafneusiedel sich ebenfalls in Vormarsch setzen, so daß mit dem Eintreffen des Erzherzogs Johann, der nochmals zur Eile gemahnt wurde, die französische Armee von drei Seiten umfaßt wäre. Es kam bei diesem Plane jedoch Alles darauf an, daß die Corps alle genau zur rechten Zeit ihre Stellungen einnahmen: eine schwierige Sache bei nächtlichen Märschen.

Napoleon hatte während der Nacht seine Truppen enger an einander gezogen: aus den Bewegungen des Feindes errieth er dessen Plan, ihn zu erdrücken, und war bereit, mit gesammelter Kraft ihm zu begegnen. Dem heranziehenden Erzherzog Johann sandte er die Reiterdivision Arrighi entgegen und wartete die weitere Entwicklung ab. Zuerst, in der Frühe des 6. Juli, setzte sich Rosenberg in Bewegung; Davoust drängte ihn wieder auf Markgrafneusiedel zurück. Unterdessen war Bellegarde auf Aderklaa vorgerückt. Gegen ihn sandte Napoleon Massena vor; der alte Marschall, durch einen Sturz mit dem Pferde verletzt, führte sein Corps, in einem Wagen sitzend, ins Feuer: Aderklaa wird erstürmt, aber sofort ist der Erzherzog selbst zur Stelle und treibt die Franzosen wieder aus dem eroberten Dorfe hinaus. Da bildet Napoleon unter Macdonald's Führung eine gewaltige Angriffskolonne, um den rechten Flügel der Oesterreicher von dem Centrum abzutrennen, während Davoust von Neuem gegen Rosenberg vorgeht. Markgrafneusiedel, ein blutgetränkter Trümmerhaufen, wird trotz heftigster Gegenwehr von Davoust erstürmt; Rosenberg muß sich, durch Davoust's Kavallerie nachdrücklich verfolgt, weit zurückziehen, so daß auch Hohenzollern, jetzt von Davoust in der Flanke bedroht und von Oudinot in der Front angegriffen, aus seiner Stellung weichen muß. Nun rückt auch Macdonald in seiner alten republikanischen Generalsuniform zum Angriff vor. Ein furchtbares Kartätschfeuer aus 100 Geschützen hat ihm den Weg gebahnt. Zwischen Breitenlee und Aderklaa stürmt er ungestüm vor; Jahre lang in Ungnade will er jetzt sich die Huld des Kaisers zurückerobern. Von beiden Seiten faßt der Erzherzog die gewaltige Sturmkolonne. Napoleon schickt ihr die Gardekavallerie und General Nansouty's Kürassiere zu Hülfe; sie werden von den österreichischen Geschützen zerschmettert. Truppen über Truppen zieht Napoleon heran, alle Bedenken außer Acht lassend: denn an diesem Angriff hängt die Entscheidung der Schlacht. Die Oesterreicher, auf das Aeußerste bedrängt, weichen langsam zurück, Schritt für Schritt bis hinter Süssenbrunn; unter furchtbaren Verlusten drängt Macdonald ihnen nach und erobert Süssenbrunn: da bricht der Erzherzog die Schlacht ab, es war um 2 Uhr; die wackeren Gardegrenadiere mit Kolowrat's Corps und Liechtenstein's Reitern verlassen in stolzer Haltung, unverfolgt das Schlachtfeld. Der Tag ist entschieden. Mit furchtbaren Opfern hat Napoleon den Sieg erkauft. In fester Ordnung, ruhig wie auf dem Exerzierplatz, gehen die Oesterreicher zurück, 12 feindliche Adler als Trophäen mit sich nehmend, während sie nur eine Fahne in den Händen des Siegers lassen. Aber sie räumen doch das Schlachtfeld und bekennen sich selbst damit als besiegt: das giebt in der öffentlichen Meinung den Ausschlag.

Drei Stunden, nachdem Erzherzog Karl den Kampf aufgegeben, traf Johann ein. Aber mit den 13,000 Mann, die er herbeiführte, würde er, auch wenn er rechtzeitig angelangt wäre, in einem Kampfe, wo Hunderttausende gegen einander stritten, die Entscheidung nicht geändert haben. Jetzt kehrte er nach Ungarn zurück, während die große Armee nach Mähren auf Znaim und Iglau zu von dannen zog.

Der Waffenstillstand von Znaim. Der Held des Tages von Wagram war Macdonald. Geboren 1765 zu Sancerre, entstammte er einer altadeligen schottischen Familie; 1784 trat er in französische Kriegsdienste. Den Grundsätzen der Revolution durchaus hingegeben, wurde er schon 1793 Brigadegeneral; 1796 focht er als Divisionsgeneral am Rhein und in Italien unter Bonaparte, in den folgenden Jahren in Rom, in Neapel und in Oberitalien gegen Russen und Oesterreicher. Ins Toscanische zurückgeworfen, wußte er an der genuesischen Küste entlang Moreau's Armee zu erreichen. Bei dem Staatsstreiche war er für Bonaparte thätig, gerieth aber in der nächsten Zeit in den Verdacht, an Moreau's Umtrieben Theil zu nehmen; er blieb daher bis 1809 ohne Kommando, wo er endlich dem Vizekönig beigegeben wurde. Bei Wagram söhnte er den Kaiser wieder ganz mit sich aus. „Ah, der Tapfere! der Tapfere!“

sagte Napoleon in gerechter Bewunderung, als er des Generals Standhaftigkeit in der gefährlichen Bedrängniß bemerkte: er machte ihn zum Herzog von Tarent und zum Marschall von Frankreich.

Zugleich mit Macdonald erhielten die Marschallswürde Marmont und Oudinot; aber zu danken war der Sieg Niemand als Napoleon allein. Seine strategische Begabung hatte, wie in den Kämpfen in Regensburg, so auch in den Tagen von Wagram in großartiger Weise sich bewährt. Allein wenn der Erfolg weniger glänzend war als vor vier Jahren, so lag der Grund dafür darin, daß die französische Armee, durch die fortwährenden Kriege mehr und mehr ihrer geübtesten Soldaten, ihrer fähigsten Führer beraubt, nicht mehr die frühere Ueberlegenheit über einen Gegner behauptete, der an patriotischer Hingebung ihr gleich kam und die Grundsätze der neuen Taktik ihr abzulernen anfing.

Die Hartnäckigkeit des Widerstandes, den Napoleon gefunden, ließ noch eine lange Dauer des Feldzuges erwarten. Der Kaiser ließ daher in Wien, um an der Hauptstadt einen festen Stützpunkt für weitere Unternehmungen zu haben, große Vorräthe aufhäufen und die Stadt in Vertheidigungszustand setzen: erst dann nahm er die Verfolgung des Feindes nach Mähren auf. Um die Stadt Znaim kam es am 11. Juli zu einem erbitterten Kampfe; am Nachmittage brach über dem Schlachtfelde ein heftiges Gewitter los, der Regen goß in Strömen herab: das Gewehrfeuer mußte schweigen; mit Säbel und Bajonnet wurde weiter gekämpft. Gegen Abend neigte sich die Entscheidung immer mehr auf die Seite der Franzosen, als die Botschaft kam, daß die beiden Kaiser Waffenstillstand mit einander geschlossen, und dem Kampfe ein Ende machte.

Dem blutigen Würfelspiel auf dem Marchfelde hatte am 6. Juli Kaiser Franz von der Höhe des Bisamberges aus zugeschaut. Als er sah, daß Fürst Rosenberg von Markgrafneusiedel zurückgedrängt wurde, sagte er kalt zu seinem Gefolge: „Nun wollen wir nach Hause gehen!" Es war begreiflich, daß dieser Mann nicht in sich die Kraft zu entschlossenem Widerstande fand. Sobald die Schlacht von Znaim sich zu Ungunsten der Oesterreicher neigte, sandte Erzherzog Karl den Fürsten Johann Liechtenstein zu Napoleon und bat um Waffenstillstand. Napoleon war bereit, ihn auf eine Woche zu gewähren, wenn ihm der dritte Theil der Monarchie eingeräumt würde. Und Kaiser Franz, in dem festen Komorn geborgen, genehmigte die ungeheuerliche Forderung, als wäre hoffnungslos Alles verloren, nur um der Unbequemlichkeit und der ihm verhaßten Störungen seiner Gemüthsruhe endlich einmal ledig zu werden. So wurde denn infolge des Waffenstillstandes von Znaim Südmähren, Ostgalizien, Nordwestungarn, das ganze Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien und auch das treue Tirol mit Vorarlberg den Franzosen eingeräumt. Erzherzog Karl legte verstimmt den Oberbefehl über die österreichische Armee nieder, Stadion zog sich enttäuscht von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurück; in Altenburg an der ungarischen Grenze trat sein Nachfolger Graf Clemens Metternich mit Champagny zusammen, um aus dem Waffenstillstande den Uebergang zum Frieden zu gewinnen.

Der Rückzug des Herzogs von Braunschweig. Der abgeschlossene Waffenstillstand umfaßte auch das Corps des Herzogs von Braunschweig, welcher nach dem Abzuge Kienmayer's die Verfolgung des Königs Hieronymus allein auf sich genommen hatte. Allein der Herzog wies den Schutz des Waffenstillstandes entschieden zurück: nicht als österreichischer General, sondern als deutscher Reichsfürst führe er den Krieg gegen Napoleon. Bei Zwickau versammelte er seine Offiziere und erklärte ihnen seine Absicht, nach Norddeutschland auf eigene Hand vorzudringen. Zwar die Hoffnung, den Volkshaß dort zum Ausbruche eines Volkskrieges zu steigern, mußte er nach dem Erliegen Oesterreichs aufgeben: aber gelang es, die Meeresküste zu erreichen, so bot England, wohin Dörnberg vorausgesandt wurde, eine sichere Zuflucht. Wol erschien einigen von den Offizieren das Unternehmen aussichtslos; sie erhielten, wie sie es wünschten, den Abschied; aber unter den Mannschaften war kaum einer, der nicht entschlossen war, dem verwegenen Führer zu folgen. So begann denn jener denkwürdige Rückzug von der böhmischen Grenze mitten durch Feindesland bis an die Gestade der Nordsee, welcher, wie den Muth und das Geschick der „Schwarzen", so auch die innere Schwäche der neugeschaffenen napoleonischen Vasallenstaaten zeigte.

Mit dem Schwerte bahnte sich Herzog Wilhelm seinen Weg; am 25. Juli war er in Leipzig, am 29. langte er in Halberstadt an. Ein ganzes westfälisches Infanterieregiment warf sich ihm hier entgegen: er nahm die befestigte Stadt mit Sturm und machte fast das ganze Regiment kriegsgefangen. Von hier brach er nach Braunschweig auf; feierlich protestirte er hier in einer Proklamation gegen die feindliche Besitznahme seines Erblandes und nahm Besitz von dem Erbe seiner Väter. Man brachte ihm die Nachricht, daß England im Begriffe stände, mit einem ansehnlichen Landungsheere einen Angriff auf Holland zu unternehmen; der lebhafte Wunsch des Herzogs war, daran wenigstens Theil nehmen zu können, da nunmehr offenbar auf eine Landung der Engländer in Norddeutschland nicht zu rechnen war. Da rückte aber auch schon der General Reubell mit 5000 Mann westfälischer Truppen heran, um ihm den Weg zu verlegen, während von Süden her General Gratien nahte: die Gefahr, daß die schwarze Legion eingeschlossen würde, war groß. Sofort brach sie von Braunschweig auf, allein schon nach einer halben Stunde stieß sie bei dem Dorfe Oelper auf das Corps Reubell's. Ein hitziges Gefecht entspann sich zwischen den ungleichen Gegnern: die Schwarzen leisteten entschlossenen Widerstand, dem Herzog selbst wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Die Nacht brach herein: wider Erwarten zog sich Reubell zurück, wol um am andern Tage, mit Gratien vereinigt, den Kampf wieder aufzunehmen. Die Gefahr des Augenblicks brach einigen Offizieren den Muth: ihrer sechzehn forderten ihren Abschied; aber der Herzog blieb ungebeugt. In Eilmärschen strebte er, allenthalben bereitwillige Verpflegung findend, der Weser zu, dicht hinter ihm Reubell und Gratien mit 8000 Mann. Am 4. August erreichte der Herzog den Strom bei Nienburg und zog ohne Verzug über Hoya stromabwärts nach Elsfleth und Brake. Kaum reichten die vorgefundenen Fahrzeuge aus, die kleine Heldenschar aufzunehmen. Bei Bremerlehe stand das dänische Corps, das zu Schill's Untergange in Stralsund mitgewirkt hatte: es schoß mit Kanonen auf die vorbeifahrenden Schiffe des Herzogs. Doch glücklich erreichte die Flotille die hohe See, wo, auf sie wartend, ein kleines britisches Geschwader lag, das mit einem donnernden Salut seiner Geschütze die tapfere Schar begrüßte und an Bord nahm. Damit waren die verwegenen Schwarzen, die 62 Meilen weit mit elf siegreichen Gefechten ihren Weg durch Feindesland sich gebahnt hatten, der Gefahr glücklich entronnen. Die englischen Schiffe brachten sie nach Helgoland, von wo sie nach kurzer Rast nach Grimsby an der Mündung des Humber übergesetzt wurden. Zu wahrhaften Volkshelden, die in zahlreichen Gedichten in Deutschland wie in England gefeiert wurden, machte der kühne Zug den „unbesiegten Welfen“ und seine Legion: allein die Hoffnung, sofort wieder in den Kampf gegen Napoleon geführt zu werden, erfüllte sich ihnen nicht; erst im nächsten Jahre wurden sie zu Wellington nach Spanien gesandt. Die große englische Expedition war schon zwei Wochen vor ihrer Ankunft in England in See gegangen.

Die englische Expedition nach Walcheren. Der Bann der Kontinentalsperre lastete nicht blos auf dem Kontinente, er lastete auch schwer auf England; 2500 Bankerotte brachen infolge derselben in einem Jahre in England aus. Es lag daher im Interesse Englands, Alles aufzubieten, um aus dieser Zwangslage befreit zu werden. Zugleich mit den Rüstungen Oesterreichs begann daher auch England, ohne mit ihm verbündet zu sein, die umfassendsten Rüstungen zu einer Landungsexpedition, wie nie eine größere von den Küsten Englands abgegangen ist. Lord Canning verlangte, daß sie sich nach dem nördlichen Deutschland richte, um mit dem österreichischen Angriffe zusammenzuwirken und einer Erhebung Preußens einen Rückhalt zu geben, Lord Castlereagh dagegen forderte, daß sie sich, unbekümmert um die allgemeine Weltlage, gegen Antwerpen wende, das mit seinen im Arsenal aufgehäuften Vorräthen, mit seinen Werften und Docks, mit den unter seinen Mauern auf der Schelde ankernden Kriegsschiffen eine Bedrohung für England zu sein schien. Castlereagh siegte: am 30. Juli 1809 gingen 34 Linienschiffe und 22 Fregatten unter Admiral Strachan mit 39,000 Mann Landungstruppen an Bord vor der Insel Walcheren in der Scheldemündung vor Anker.

Lord Chatham, des verstorbenen William Pitt ältester Bruder, führte den Oberbefehl über die Landungsarmee. Anstatt sofort gegen Antwerpen, das nicht mehr als 3000 Mann

Besatzung hatte, vorzugehen, eroberte er zunächst Middelburg, Vere, Rammekens und brach durch ein mehrtägiges Bombardement auch Vlissingen in seine Hand. Darüber waren Woche vergangen: der Regentschaftsrath in Paris hatte sie wohl zu benutzen gewußt. Fouché, de Polizeiminister, hatte den Präfekten der Norddepartements Frankreichs den Befehl ertheil unverzüglich die Nationalgarden mobil zu machen; allein Cambacerès und Clarke, denen ei solches Aufrufen der Bevölkerung bedenklich war, hatten den Befehl nur auf die vorhandene regulären Truppen und die Gensdarmen beschränkt. Immerhin waren dadurch 20,000 Man französischer, holländischer und belgischer Soldaten zusammengebracht, mit denen König Ludwi von Holland gegen Walcheren vorrückte, während auf Fouché's Betreiben die Vertheidigun Antwerpens Bernadotte übertragen wurde. Der Marschall weilte damals in Paris; infolg seines mißlungenen Angriffs auf Aderklaa am 5. Juli, den er in einen Sieg verwandeln wollte war die alte Spannung zwischen ihm und dem Kaiser zum Ausbruche gekommen, und er seine Kommandos enthoben worden.

Von einer raschen Einnahme Antwerpens konnte jetzt nicht mehr die Rede sein; dazu kam, daß bösartige Fieber unter den englischen Soldaten um sich griffen und täglich Hunderte hinwegrafften. Noch war der August nicht zu Ende, so war schon der vierte Theil der Landungsarmee todt oder lag krank in den Lazarethen. Da faßte denn der englische Kriegsrath den Entschluß, die Expedition als hoffnungslos aufzugeben. Die Hälfte der Truppen schiffte sich ohne Verzug ein und kehrte nach England zurück; die Uebrigen blieben bis zum Winter auf Walcheren zurück, wo sie ebenfalls zurückgeholt wurden. Das große Unternehmen war in der kläglichsten Weise gescheitert. Canning verbarg seinen Unmuth darüber nicht: es kam zu einem Duell zwischen ihm und Castlereagh, so daß beide aus dem Kabinet austraten. Auch in Frankreich folgte ein Nachspiel: Bernadotte wurde zur Armee zurückgerufen; der Kaiser wollte, wie es schien, den Unzuverlässigen unter Augen haben. Auch Fouché blieb die Eigenmächtigkeit, mit der er die Volkskraft, ohne den Kaiser zu fragen, hatte aufrufen wollen, unvergessen.

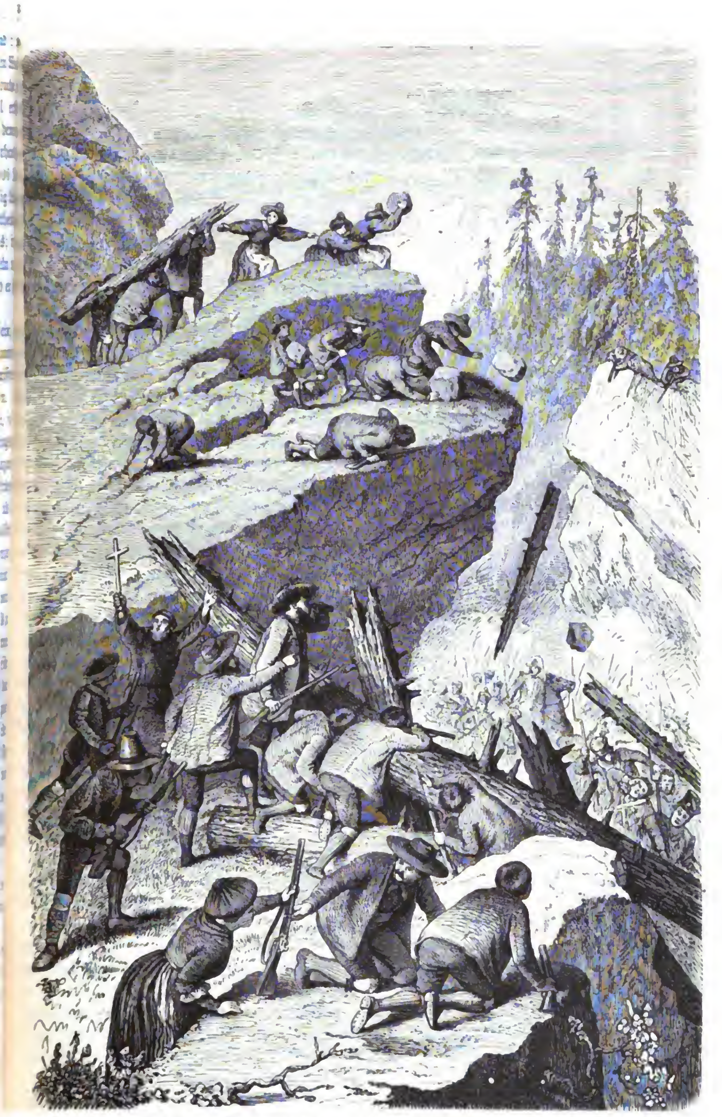


Andreas Hofer.

Die dritte Erhebung der Tiroler. Mußte es doch Napoleon in seiner Nähe an den Tirolern erfahren, ein wie gewaltiger, schier unbezwinglicher Faktor, einmal wachgerufen, die Volkskraft ist.

Mit Schrecken hatten die Tiroler die Kunde von dem Znaimer Waffenstillstand, der sie den Franzosen überließ, vernommen, mit Bestürzung sahen sie die österreichischen Soldaten ihr Land räumen. Speckbacher verließ mit den Abziehenden die Berge seiner Heimat, Hofer verbarg sich in einer Höhle des Passeyerthales. Racheschnaubend kehrten unter Lefebre's Befehle die Franzosen und Bayern zurück; an 40,000 Mann rückten von drei Seiten her in das Land ein; wieder bezeichneten Unthaten und Mißhandlungen aller Art ihren Weg. Von Widerstand war nirgends die Rede: am 30. Juli besetzte Lefebre unangefochten Innsbruck.

Da traten zu Brixen einige wackere Männer zusammen, der Noth des Volkes sich erbarmend. Sie knüpften mit Hofer Verbindung an; Speckbacher kehrte zurück: eine neue Volkserhebung wurde beschlossen. In hellen Haufen strömte den altbewährten Führern das Volk der Berge zu.



Der Kampf in der Sachsenklamm am 4. August 1809. Zeichnung von H. Leutemann.

Sofort sandte Lefebre von Innsbruck über den Brenner Truppen gegen die Zusammenrottung; es war die Division Rouyer, deren Vortrab das Rheinbundskontingent von Gotha und Altenburg bildete. Bei Mittenwalde im Eisackthal ereilte sie das Verhängniß. Kaum waren die Sachsen in das enge Thal eingedrungen, als von beiden Seiten her die Tiroler Baumstämme und Felsblöcke auf die Feinde herabstürzten und zugleich aus der Höhe ein mörderisches Feuer gegen sie eröffneten. Schrecklich gellte das Jammergeschrei der Zerschmetterten, der Hülferuf der in den brausenden Eisack Gestürzten: noch heute heißt der Platz die „Sachsenklamm". Was am Leben blieb, streckte am folgenden Tage, den 5. August, die Waffen. Lefebre wollte von Innsbruck her Hülfe bringen: aber die Tiroler trieben ihn zurück. Auch die durch das Pusterthal andringenden Feinde mußten wieder nach Klagenfurt zurückweichen.

Nun gingen die Tiroler selbst auf Innsbruck vor, das Lefebre mit 25,000 Mann und 40 Kanonen gegen die 20,000 Insurgenten Hofer's und Speckbacher's vertheidigte. Mit Mühe widerstand er am 13. August dem Ungestüm der Bauern und Jäger; am 14. mußte er seine Mannschaft in der Stadt zusammenziehen, in der folgenden Nacht verließ er, in einen Soldatenmantel gehüllt, mit dem Rest seiner Truppen das „verwünschte" Land. Der tapfere Sandwirth besetzte die Stadt und übernahm in seiner schlichten Weise die Regierung der wieder befreiten Heimat als kaiserlicher Oberkommandant in Tirol. Kaiser Franz sandte ihm eine goldene Gnadenkette, in der das wackere Bergvolk eine Gewähr sah, daß er sie nicht verlassen würde.

Die Friedensverhandlungen zu Schönbrunn. Wie eitel war die Hoffnung! Denn Kaiser Franz war der nationale Aufschwung, der während des Krieges zu Tage getreten war, in tiefster Seele zuwider. Jahre lang hatte er Stadion gewähren lassen; nun aber doch der erwartete Erfolg, die Besiegung Frankreichs, ausgeblieben war, kehrte er wieder nur um so entschiedener zu seiner alten Anschauung zurück: allenthalben in Deutschland fand der Heldenmuth der Tiroler begeisterte Zustimmung, bei ihrem Kaiser erweckte er Abneigung. Ihn beschäftigte mehr als Alles die Unbequemlichkeit, nicht in gewohnter Weise in Wien leben zu können, und die Furcht vor den geheimen Plänen des siegreichen Gegners. Um dieser wie jener ledig zu werden, war er zu jedem Zugeständniß bereit. Dazu kam, daß ihn innerlich die Sorge bedrängte, daß er Wien sich mehr und mehr mit der Herrschaft der Fremden aussöhnen sah.

Mit patriotischem Ingrimme hatten die durch Stadion aufgerüttelten Wiener die französische Okkupation herannahen sehen. „Die Spitzbuben bombardiren uns", schimpften sie, als Napoleon durch Granaten die Kapitulation erzwang. Und der einziehende Sieger sah allenthalben finstere, feindselige Mienen. Daß unmuthige Gährung in den Gemüthern aller Volksklassen wogte, war unverkennbar. Aber Andreossy, den Napoleon zum Gouverneur ernannt, hielt strenge Mannszucht unter den französischen Soldaten. Eben noch hatte in Wien infolge der Absperrung von Ungarn eine gewaltige Brottheuerung geherrscht; Napoleon sorgte sofort für ausreichende Zufuhr und brachte das ganze Verpflegungswesen zur größten Zufriedenheit der Bevölkerung in Ordnung. Die beutebeladenen französischen Truppen brachten in den Kleinhandel Leben, nach lustiger Soldatenart ließen sie viel draufgehen, so daß sogar der Kurs der Guldenzettel sich zu heben anfing. Das Alles wirkte sehr versöhnlich. Die duldsame französische Polizei ließ ruhig die von der österreichischen Censur verbotenen Bücher passiren: jetzt erst durfte man Schiller's Dramen in Wien lesen. Das gewann auch die Gebildeten: kaum Jemand in Wien äußerte Verlangen nach dem Ende der französischen Besetzung. Nach dem Waffenstillstand war es ganz gewöhnlich, daß sich Napoleon von Beifallsrufen der Wiener begrüßt sah. Indeß er selber drängte zum Frieden.

Freilich waren die Friedensbedingungen, welche Napoleon aufstellte, so außerordentlich, so weit über die wirkliche Sachlage, da doch Oesterreich keineswegs vernichtet am Boden lag, hinausgehend, daß er heftigen Widerstand erwarten mußte. Aber er verstand es, diesen Widerstand zu brechen. Gleich nach der Besetzung Wiens hatte er einen Aufruf an die Ungarn ergehen lassen, in welchem er sie zum Abfalle von Oesterreich aufrief. Nicht daß er wirklich diesen Abfall wollte: ihm galt es vor Allem, den Kaiser Franz in Furcht zu setzen. Den gleichen Zweck hatte er im Auge, wenn er vor Zeugen zu Ney sagte: „Um der Sache ein

Ende zu machen, werde ich den Großherzog von Würzburg herbeirufen und die kaiserliche Krone auf sein Haupt setzen": eine Drohung, die natürlich dem Kaiser Franz hinterbracht wurde und bei dem Charakter desselben mitwirkte, ihn gefügig zu machen.

In Altenburg waren die Minister versammelt, um den Frieden zu Stande zu bringen: es schien aber Napoleon aussichtsvoller, wenn er selbst die Unterhandlung in die Hand nehme. Und er that es auf seine Weise. Auf sein Verlangen wurde außer dem österreichischen Militärbevollmächtigten Grafen Bubna der Fürst Johann von Liechtenstein als Beauftragter des Kaisers zu ihm gesandt. Der Fürst war ein warmer Patriot, ein tapferer Soldat, der bei Wagram mit Auszeichnung gefochten hatte, aber ein Staatsmann war er nicht. Er sah in Napoleon nur den Soldaten, dem er sich ziemlich gleich däuchte: wie wollte er da dem Manne entrinnen, der es wie Keiner verstand zu schmeicheln, zu verlocken, den Menschen eine trügerische Sicherheit einzuflößen, sie fortzureißen und durch scheinbare Offenherzigkeit zu hintergehen, sie zu binden, ohne ihnen Zeit zur Ueberlegung zu gönnen, oder auch die Bedenklichen mit drohenden Worten für die Folgen ihrer Zögerung verantwortlich zu machen?

Mehrmals in der Woche erschienen Liechtenstein und Bubna im Schönbrunner Schlosse, wo Napoleon wieder Quartier genommen: sie frühstückten mit dem Kaiser, konferirten mit ihm ein oder zwei Stunden lang und kehrten dann geradeswegs nach Komorn zum Kaiser Franz zurück, um ihm Bericht zu erstatten. Auf die Minister, welche in Altenburg verhandeln sollten, wurde gar keine Rücksicht genommen. Es war dagegen sichtlich, wie sehr sich Napoleon bemühte, seinen Gästen eine gute Meinung von sich beizubringen, um sie für sich zu gewinnen.

Der Abschluß des Schönbrunner (Wiener) Friedens. Darüber war der Herbst herbeigekommen. Um die Oesterreicher in Athem zu erhalten, als rechne er gar nicht auf das Zustandekommen des Friedens, hielt Napoleon jeden Morgen um 9 Uhr über die verschiedenen Truppencorps auf dem Schönbrunner Schloßhofe Parade ab. Wie gewöhnlich kam er auch am 12. Oktober die Treppe, die aus dem Schlosse in den Hof führte, herab; auf den untersten Stufen derselben pflegte sich aufzustellen, wer dem Kaiser eine Bitte vorzutragen oder eine Bittschrift zu überreichen wünschte. Es fiel also kaum auf, daß ein junger Mensch, mit einem schlichten blauen Rocke und einem militärischen Hute bekleidet, mit einer Bittschrift in der Hand dem Kaiser auf dem Fuße nachfolgte, während dieser auf die Truppen zuschritt. Ney, der neben Napoleon ging, bedeutete den Bittsteller, nach der Parade dem Kaiser die Schrift zu übergeben; allein dieser erwiederte, seine Bitte lasse keinen Aufschub zu, er müsse sofort den Kaiser sprechen Damit drängte er sich unter die Generale, welche das Gefolge des Kaisers bildeten. Da faßte ihn Rapp, Napoleon's Adjutant ärgerlich am Rock, und sagte ihm, er solle zurücktreten. Indeß bei dieser Berührung glaubte Rapp den Griff eines Messers in der Rocktasche des Bittstellers zu fühlen; er hielt ihn fest und übergab ihn zwei Gensdarmen, die ihn in die Wachstube brachten. Bei der Durchsuchung fand man wirklich ein Messer mit einer großen, zweischneidigen Klinge bei ihm, mit dem er, wie er ohne Umschweife einräumte, den Kaiser hatte ermorden wollen. Es war Friedrich Staps, der erst siebzehnjährige Sohn eines Predigers in Naumburg, ein junger Mensch von fast mädchenhafter Erscheinung, der den Gedanken des Tyrannenmordes wie einen Befehl des Himmels auffaßte.

Nach der Parade von dem Vorfalle unterrichtet, ließ Napoleon den Verhafteten vor sich führen. Staps erklärte ihm, er zähle diesen Versuch, Deutschland von seinem größten Feinde zu befreien, unter die ruhmvollsten Handlungen seines Lebens; nur um ihn auszuführen, sei er nach Wien gekommen. „Aber wenn ich Sie begnadigte", sagte Napoleon, „würden Sie sich aus Dankbarkeit nicht für verpflichtet halten, dem Plane, mich zu ermorden, zu entsagen?" „Ich rathe es Ihnen nicht", erwiederte Staps, „denn ich habe Ihnen den Tod geschworen!" „Sicher ist der Mensch ein Narr", wandte sich Napoleon an seinen Leibarzt Corvisart, „fühlen Sie ihm den Puls." Allein der Puls ging ruhig; nur blieb der junge Fanatiker dabei, sich seiner Absicht zu rühmen. Er wurde durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und am 17. Oktober erschossen; den Zeitungen wurde jedoch verboten, des Attentats irgendwie Erwähnung zu thun.

Napoleon hatte das Gefühl bekommen, „von zehntausend Vendéen umgeben zu sein“. Deutschland war ihm unheimlich geworden; es drängte ihn, Wien zu verlassen. Am folgenden Tage ließ er Liechtenstein und Bubna nicht eher von sich, als bis er sie dazu gebracht hatte, allen seinen Forderungen zuzustimmen. Das Ergebniß der Verhandlung wurde zu Papier gebracht, um am nächsten Tage der Genehmigung des Kaisers Franz unterbreitet zu werden. Liechtenstein unterschrieb diesen Entwurf; dann durfte er sich — es war 5 Uhr Morgens — zurückziehen. Um 10 Uhr hatte er Postpferde nach Komorn bestellt; da weckten ihn, wie der Tag anbrach, Kanonenschüsse, durch welche Napoleon die „Unterzeichnung des Friedens“ feiern ließ. In höchster Aufregung begab sich Liechtenstein nach Schönbrunn, um von Napoleon Rechenschaft zu fordern; allein soeben war der Kaiser mit seinem Gefolge von Wien abgereist.

Und Kaiser Franz? Er ratifizirte den ihm in so gewaltthätiger Weise aufgedrungenen Frieden, welcher Oesterreich um fast 2000 Quadratmeilen verkleinerte, es vom Meere abschnitt und ringsum in starke Fesseln schlug. Zu Gunsten Bayerns verzichtete Oesterreich durch diesen Frieden auf Salzburg, Berchtesgaden und das oberösterreichische Innviertel; zu Gunsten Frankreichs auf Görz, Villach, Triest, Krain und auf alle Gebiete am rechten Ufer der Save, dazu auf Istrien mit den dazu gehörigen Inseln; zu Gunsten Sachsens auf mehrere böhmische Enklaven; zu Gunsten Warschau's auf Westgalizien und Zamosk; zu Gunsten Rußlands auf Ostgalizien, ausgenommen Brody. Außerdem setzten Geheimartikel fest, daß Oesterreich fortan nicht mehr als 150,000 Mann unter der Fahne halten solle und daß es eine Kriegskontribution von 85 Millionen Francs an Frankreich zu bezahlen habe.

Die Katastrophe in Tirol. Den galizischen Insurgenten gewährte Kaiser Franz Verzeihung, dafür billigte Napoleon im 10. Artikel des Friedens den aufständischen Tirolern und Vorarlbergern Amnestie zu; um aber des Volkes sicher Herr zu werden, theilte er Tirol zwischen Bayern, Illyrien und das Königreich Italien und ließ von drei Seiten zugleich Truppen zur Besetzung einrücken. Innsbruck fiel wieder in die Gewalt der Bayern, welche durch brutale Greuel sich für die Niederlagen der vergangenen Monate rächten. Wol leisteten die Tiroler Widerstand, aber, von Oesterreich im Stiche gelassen und unter sich ohne festen Zusammenhalt, gaben sie mehr und mehr den Mahnungen des Erzherzogs Johann und des Vizekönigs Eugen, der zum Oberbefehlshaber gegen Tirol ernannt war, nach und nahmen die Amnestie an. Auch Hofer unterwarf sich, während Haspinger nach der Schweiz entrann und Speckbacher, Monate lang in einer Gletscherhöhle verborgen, endlich glücklich nach Oesterreich entkam.

Nach wenig Tagen indeß bereute Hofer, durch den wilden Nepomuk von Kolb, der im Pusterthale gefochten, angestachelt, seinen Entschluß und erhob die Waffen von Neuem, obwol der Vizekönig am 12. November auf Friedensbruch Todesstrafe gesetzt hatte. Wieder entbrannte der Guerillakrieg im Passeyer- und im Pusterthale. Jedoch sehr bald außer Stande, mit seiner kleinen Schar der feindlichen Uebermacht zu widerstehen, entwich der unbeugsame Sandwirth mit seiner Familie hoch auf die Alm in eine Sennhütte. Der Vizekönig setzte einen Preis auf seinen Kopf, und wirklich fand sich ein Strolch, der sich zum Verräther erkaufen ließ. Am 27. Januar 1810 wurde Hofer in seiner Alpenhütte verhaftet und unter empörenden Mißhandlungen, mit bloßen Füßen über Schnee und Geröll, mit seinem Sohne nach Mantua geschleppt. Napoleon befahl, eine Fürbitte des Kaisers Franz besorgend, die denn auch zu spät ankam, Beschleunigung des Verfahrens gegen Hofer; auf Grund der Verordnung vom 12. November verurtheilte das Kriegsgericht den Unbeugsamen, der sich weigerte, Reue zu bekennen oder um Gnade zu bitten, zum Tode. In schlichter Fassung, wie seine Weise war, ohne Zagen wie ohne eitles Gepränge, selbst den Feinden imponirend, ertrug er ihn in der Morgenfrühe des 20. Februar 1810; ein echter Blutzeuge der Volkstreue, dessen Gedächtniß weit über die Berge seiner Heimat hinaus bei aller Unzulänglichkeit seines geistigen Könnens hoch in Ehren bleibt.

Kaiser Franz und Metternich. Kaiser Franz kehrte in die Hofburg zurück; eine schwere Aufgabe harrte seiner. Tiefe Wunden schlug der Verlust der Meeresküste und der durch den 16. Artikel des Friedens bestimmte völlige Anschluß des Kaiserstaates an die Kontinentalsperre dem österreichischen Handel, harte Schläge versetzte die Abtretung der Hälfte der Wieliczkaer

Salzwerke, der gewinnreichen Quecksilberwerke von Idria und der großen Eisenhämmer von Villach an Frankreich der österreichischen Industrie; eine überhohe Kontribution war zudem auf den Staat gelegt worden, während die Staatseinkünfte durch die Landabtretungen um 11 Millionen Gulden jährlich gekürzt waren, und, was vielleicht das Allerschwerste war, Oesterreich war durch den Friedensschluß ganz von Deutschland getrennt worden. Das Alles verlangte Heilung, Linderung; war Kaiser Franz der Mann zu helfen und zu bessern, neue Hülfsquellen zu eröffnen, die Erlahmung der sittlichen Kraft im Volke zu heilen, das Vertrauen zu der Regierung wieder aufzurichten, den Glauben an eine bessere Zukunft zu pflanzen? Eines schöpferischen Talentes, eines großen Blickes, energischer Kühnheit bedurfte es dazu; Kaiser Franz besaß weder das Eine noch das Andere.

Stundenlang saß Franz jeden Tag an seinem Schreibtische und führte die Regierung wie ein pedantischer Kanzlist, in gedankenloser Geschäftigkeit die Zeit hinbringend. Er wurde es z. B. nicht müde, bei Gelegenheit einer großen Wassersnoth auf die Unterstützungsgesuche wieder und wiederum eigenhändig zu schreiben: „Eine Understützung von einhunterd Guldeu bewülligt.“ Aeußerlichkeiten, Personalfragen interessirten ihn, aber grundsätzliche Maßregeln, weitgreifende sachliche Veränderungen nahm er nur zögernd und ungern in die Hand und verschleppte sie, so lange es nur anging. Denn sie erforderten Nachdenken, geistige Arbeit; nichts aber war ihm widerwärtiger als jede geistige Anstrengung. Deswegen waren ihm auch die Berathungen des Ministerialraths, wenn sie einmal stattfanden, unerquicklich, aber Audienzen ertheilte er mit unversiegbarer Geduld; unzählige Menschen strömten an den Audienztagen in die Hofburg; er hörte sie Alle an und gab Jedem einen freundlich klingenden, freilich nichtssagenden Bescheid in dem gemüthlichen Wiener Dialekte, so daß selten Einer ihn verließ, ohne von der einfachen, biederen Art, von der Menschenfreundlichkeit des Kaisers erbaut zu sein, wenn auch sonst ein Ergebniß der Audienz nicht zu Tage trat.



Graf Clemens Metternich-Winneburg.

Allein hinter der scheinbaren Gutmüthigkeit und den spießbürgerlichen Manieren des Kaisers barg sich Gleichgiltigkeit gegen alle höheren Interessen, Furcht vor jeder hervorragenden Persönlichkeit, Mißtrauen gegen Jedermann; was seine eigene Person anging, erschien ihm unendlich wichtig, was er Andere für ihn thun oder leiden sah, rechnete er für nichts. Er betrachtete den Staat als sein Privateigenthum, über das ihm uneingeschränkte Machtvollkommenheit zustände; darum griff er unaufhörlich durch Handbillets in die Thätigkeit der Behörden ein und brachte, da seine Billets niemals feste Grundsätze aufwiesen, sondern immer nur Einzelentscheidungen ohne allen Zusammenhang unter einander waren, Alles in Verwirrung. So schob sich lässig und unklar die Verwaltung des österreichischen Staates weiter: man kann sagen, daß zu keiner Zeit ein so großer Staat mit einem so geringen Aufwand von geistiger Arbeit regiert worden ist.

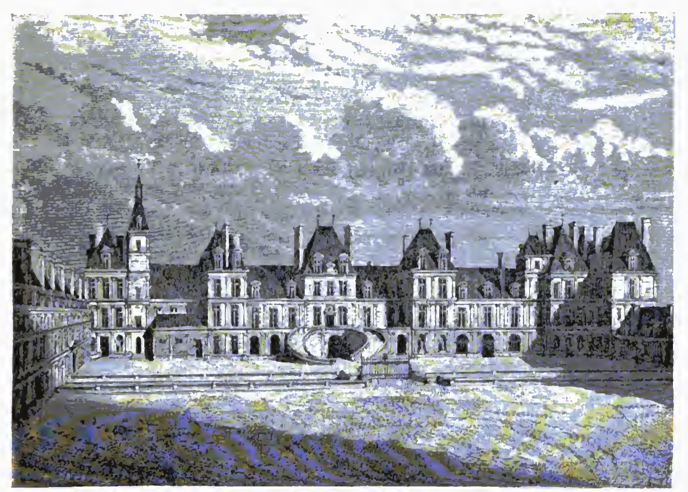
Mit innerem Widerstreben hatte er Stadion nachgegeben: die Erweckung freier Volkskräfte hatte den bestimmt prophezeiten Sieg nicht gebracht; ja vielmehr hatte die Krone auf dem Haupte Kaiser Franzens einen Moment ernstlich geschwankt. Auch zu Bubna hatte Napoleon eine Andeutung fallen lassen, daß er an die Entthronung Franzens dächte. Um so entschiedener kehrte nach dem Friedensschlusse Kaiser Franz zu der altösterreichischen Politik zurück, welche auf Erweiterung der Hausmacht lossteuerte und in dem Volke lediglich Steuerzahler sah. Dies brachte es mit sich, daß an die Stelle des ideal gerichteten Stadion ein Mann wie Metternich trat.

Graf Clemens Metternich-Winneburg stammte aus einer reichsfreien Familie; er war 1773 in Koblenz geboren. Sein Vater, auf dem Rastatter Kongreß kaiserlicher Bevollmächtigter, war mehr Hofmann als Staatsmann. Durch seine Vermählung mit einer Enkelin des Fürsten Kaunitz trat der junge Graf Clemens in nähere Beziehungen zu der österreichischen Aristokratie: er wurde Gesandter in Dresden und 1803 in Berlin. Durch Laforest Napoleon empfohlen, kam er auf dessen Wunsch 1806 als österreichischer Gesandter nach Paris. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine vornehme Art, sein glattes, gefügiges Wesen stimmten bald Napoleon günstig für ihn, so daß es ihm gelang, dessen Mißtrauen über die österreichischen Rüstungen wiederholt zu beschwichtigen. Gerade seine mannichfachen Beziehungen zu dem französischen Hofe und seine genaue Kenntniß desselben ließen ihn als die geeignete Persönlichkeit für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nach Stadion's Rücktritt erscheinen: er übernahm am 8. Oktober 1809 das Ministerium, um es erst nach 39 Jahren wieder niederzulegen. Seine Aufgabe war, den französischen Kaiser zu besänftigen, Oesterreich nach keiner Richtung hin bloßzustellen und doch vorsichtig und gewandt den rechten Moment zum Handeln zu erspähen. Mit dem günstigsten Erfolge hat er sie gelöst.

Vom Rheine her brachte Metternich den leichten Lebenssinn, die flüchtige Auffassung der Pflicht, die kluge Berechnung der Personen und der Sachlage bei geringer Schätzung alles Grundsätzlichen. Er gewann durch eine gewisse graziöse Würde und durch die leichte Form des Verkehrs; obgleich ohne gründliche Kenntnisse, war er doch gewandt genug, um selbst hochgebildeten Männern das Gespräch mit ihm anziehend zu machen. Als Fremder mit den inneren Zuständen Oesterreichs unbekannt, trübte ihm niemals die Rücksicht auf innere Schwierigkeiten den Blick; er trieb die Diplomatie wie eine Kunst, für die ihm Oesterreich nicht das Ziel, sondern nur der Ausgangspunkt war; ein Gefühl von Verantwortlichkeit hat ihn niemals eingeengt. Bestechlich war er nicht; in Finanzsachen vornehm unwissend, war er sehr häufig des Geldes bedürftig und nahm ohne Besinnen Geschenke an, aber in seiner Politik ließ er sich nicht dadurch beeinflussen. Er betrachtete sich nicht als den Minister Oesterreichs, sondern als den Sachwalter des konservativen Europa's. Kühner Entschlüsse war er unfähig: hinzuhalten und zu beschwichtigen galt ihm als die höchste Weisheit.

Zu seinem Herrn und Kaiser paßte Metternich vortrefflich, obgleich er niemals dessen Günstling war, ja Jahre gebraucht hat, um sein Vertrauen zu gewinnen. Wie Franz verlangte er passiven Gehorsam, um ungehindert den Einfluß Oesterreichs nach Außen zur Geltung bringen zu können; auch ihm galt Opposition für Beleidigung, auch ihm stand sein persönliches Behagen über dem Wohle des Ganzen. Auf die Details der Geschäfte verstand er sich nicht; es war dem Kaiser eine Befriedigung, in deren Erledigung gewissermaßen der Kanzleirath seines Ministers zu sein, denn dadurch blieb dem allezeit mißtrauischen Franz das Gefühl, daß eigentlich er selber die Geschäfte besorge.

Das waren die Männer, in deren Hand jetzt die Geschicke Oesterreichs lagen. „Massen von Papier und die nichtige Dummheit oder Faulheit“, wie der Minister von Stein an Pozzo di Borgo schrieb, wurden an die Stelle der freien Thätigkeit des Menschen gesetzt. Und als nun vollends durch das Finanzpatent vom 20. Februar 1811, durch welches der Staat seinen Gläubigern einen Akkord von 20 Prozent aufzwang, der Staatsbankerott erklärt wurde, da schien die Lage des Kaiserstaates ebenso trostlos in der Gegenwart, wie hoffnungslos für die Zukunft. Von diesem Oesterreich, mußte man meinen, hatte Napoleon nichts zu fürchten.



Fontainebleau.

Die österreichische Heirath und das Konkordat von Fontainebleau.

Nach wie vor blieb für Napoleon als Hauptfrage die Auseinandersetzung mit England. So lange nicht England gebeugt war, fehlte dem gewaltigen Staatsbau, den er aufgeführt hatte, durchaus die Gewähr der Dauerhaftigkeit. Wie aber sollte er das meerbeherrschende anders beugen, als daß er es ganz von dem Kontinente Europa's ausschlösse? Wol hatte ihn die Besiegung Oesterreichs diesem Ziele um einen Schritt näher gebracht, aber zugleich auch zur endgiltigen Regelung seiner Beziehungen zu Rußland gedrängt: ein selbständiges Rußland neben dem napoleonischen Universalreiche erschien unmöglich; es schloß die Möglichkeit einer Hemmung oder gar Bedrohung Frankreichs in sich. Freilich verknüpfte die beiden Kaiser eine enge Freundschaft: aber war sie fest genug, auch trotz der Verschiedenheit der Interessen Rußland dauernd in die Gefolgschaft Frankreichs zu bannen? So war schon in Erfurt dem Kaiser Napoleon der Gedanke gekommen, sie durch eine verwandtschaftliche Verbindung mit Alexander zu kräftigen und ihr die Gewähr der Dauer zu geben: er ließ im tiefsten Vertrauen bei seinem kaiserlichen Freunde um die Hand von dessen Schwester für sich anhalten. Alexander verwies ihn an seine Mutter; die Kaiserin-Mutter schnitt alle Verhandlungen dadurch ab, daß sie die Großfürstin ohne Verzug mit dem Herzog von Oldenburg verlobte. Trotzdem ließ Napoleon seinen Gedanken nicht ganz fallen.

Die Scheidung Napoleon's von Josephinen. Von diesen Vorgängen war doch durch Fouché ein unbestimmtes Gerücht zu Ohren Josephinens gedrungen; sie fühlte sich in ihrer Stellung als Kaiserin bedroht und gab sich alle Mühe, der Sache auf den Grund zu kommen. Indeß die Eingeweihten blieben verschwiegen, nur die Unruhe, welche Napoleon nach seiner Rückkehr aus Schönbrunn seiner Gemahlin gegenüber zeigte, erhielt ihr Mißtrauen rege.

Es war am 30. November 1809. In düsterem Schweigen war die Tafel in den Tuilerien vorübergegangen. Der Kaiser begab sich nach seiner Gewohnheit in den Nebensalon; langsam folgte ihm die Kaiserin Josephine, von bangen Ahnungen gequält. Als sie allein waren, eröffnete er ihr die Nothwendigkeit einer Ehescheidung. „Nein, ich kann es nicht überleben!“

schrie Josephine laut auf und stürzte halb ohnmächtig auf den Fußboden nieder. Mit Hülfe des Grafen Bausset, den er aus dem Vorzimmer herbeigerufen, trug sie der Kaiser in ihr Schlafzimmer. Voller Bestürzung über den Vorfall sprach er sich zu Bausset aus. „Das Interesse Frankreichs und meiner Dynastie", sagte er, „hat meinem Herzen Gewalt angethan. Die Trennung ist für mich eine harte Pflicht geworden."

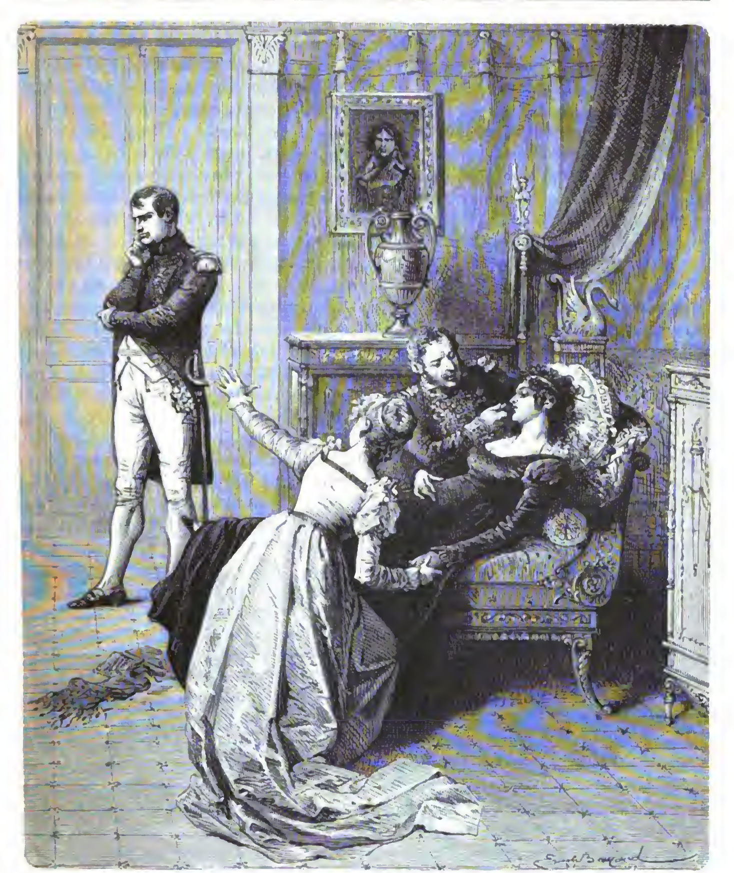
Josephine fand sich endlich mit Ergebung in ihr Schicksal. Nur einmal noch übermannte sie die Schwäche. Als sie am 15. Dezember nach ihrem Gemahle die schriftliche Erklärung vorlesen sollte, daß sie in die Trennung ihrer Ehe willige, erstickten Thränen ihre Stimme; einer der Anwesenden mußte an ihrer Statt die Schrift zu Ende lesen. Auf diese beiderseitigen Erklärungen hin schied nach den Bestimmungen des Code Napoleon der Senat am folgenden Tage die Ehe des Kaisers, und Napoleon war gefühllos genug, gerade Josephinens Sohn Eugen zu beauftragen, dem Senate dafür seinen Dank auszusprechen. Am 12. Januar 1810 sprach endlich auch das bischöfliche Offizialat von Paris, nachdem Cambacérès sich dazu hergegeben, die geistlichen Bedenken zu beschwichtigen, die Lösung der kirchlichen Trauung aus, ein Spruch, den der Erzbischof von Paris noch an demselben Tage bestätigte. Mit einer Jahresrente von einigen Millionen Francs zog sich Josephine auf das ihr überwiesene Schloß Malmaison zurück, wo sie ihre Tage zwischen thränenreiche Klagen und die Sorge um ihre Toilette theilte.

Das Projekt der österreichischen Heirath. Sofort nahm jetzt Napoleon das Projekt der russischen Heirath wieder auf. Caulaincourt erhielt den Befehl, sich in vertraulicher Weise darüber zu unterrichten, wie man in St. Petersburg über eine Vermählung seines Herrn mit der zweiten Schwester Kaiser Alexander's dächte, und zugleich den Zaren der weitgehendsten Nachgiebigkeit Napoleon's in den polnischen Angelegenheiten zu versichern. Allein die Kaiserin-Mutter Maria war einer verwandtschaftlichen Verbindung mit dem gekrönten Emporkömmling auf das Entschiedenste abgeneigt, und auch Alexander hatte je länger je mehr die Unvereinbarkeit der französischen Freundschaft mit den Interessen Rußlands erkannt: so deutlich glaubte er schon damals die Nothwendigkeit einer Auseinandersetzung mit Frankreich durch das Schwert heraufziehen zu sehen, daß er nicht gar lange danach den Grafen Schuwalow mit dem Entwurfe eines Allianzvertrages für den Fall eines Krieges mit Frankreich nach Wien sandte. Es wurde daher die große Jugend der Großfürstin Anna vorgeschützt und die Entscheidung hingezogen.

Mit dem größten Mißtrauen sah man aber in Wien auf diese geheimen Werbungen des mächtigen Siegers an dem nordischen Kaiserhofe: unverkennbar lag für Oesterreich die Gefahr nahe, durch eine enge Verbindung der beiden anderen Kaiserreiche, wie sie von der Vermählung zu erwarten stand, erdrückt, mindestens aller selbständigen Politik beraubt zu werden. Nur ein Mittel schien es zu geben, wirksam für alle Zukunft diese Gefahr zu beseitigen: der österreichische Gesandte in Paris, Fürst Karl Schwarzenberg, wurde angewiesen, in den Tuilerien, jedoch mit höchster Vorsicht, verlauten zu lassen, daß Kaiser Franz einer Vermählung Napoleon's mit einer Erzherzogin nicht abgeneigt wäre.

Nicht ohne Ueberraschung erfaßte Napoleon den auf vertraulichen Umwegen ihm zugehenden Wink. Das Zögern Alexander's verstimmte ihn; auch die Vortheile einer Verbindung mit Oesterreich, mit der vornehmsten Fürstenfamilie Europa's, waren groß. Denn mit echt korsischem Familiensinne faßte er die Familienverbindung zugleich als Richtschnur für die Politik der Staaten: was war aber Oesterreich als treuer Verbündeter für den Fall eines Konfliktes mit Rußland werth! Konnte aber wirklich Kaiser Franz so völlig schon Wagram und Schönbrunn vergeben haben? Wie sollte er darüber, ohne sich bloßzustellen, sich Klarheit verschaffen?

Auf einem Maskenballe bei dem Erzkanzler Cambacérès bot der Gräfin Metternich, die ihrem Gemahle noch nicht nach Wien gefolgt war, ein maskirter Domino den Arm und führte sie in ein die Reihe der Gemächer abschließendes Kabinet. Die Gräfin hatte sofort den Kaiser erkannt; jetzt nahm er die Maske ab und fragte sie nach einigen scherzenden Worten, ob sie glaube, daß die Erzherzogin Marie Luise seine Hand annehmen und Kaiser Franz in diese Verbindung seiner ältesten Tochter willigen würde. Es sei ihr unmöglich, diese Frage zu beantworten, betheuerte überrascht die Gräfin.



Josephinen's Schmerz bei Ankündigung der Ehescheidung. Zeichnung von E. Bayard.

„Würden Sie selbst an der Stelle der Erzherzogin mir Ihre Hand gewähren?" fragte der Kaiser weiter. Die Gräfin, eine strenge Katholikin, konnte in einer zweiten Heirath des Kaisers nichts als ein Konkubinat sehen, da nicht die allein dazu berechtigte Instanz, der Papst, seine Ehe gelöst hatte; sie antwortete daher mit einem entschiedenen Nein. „Sie sind boshaft!" entgegnete Napoleon mit einem Anfluge von Verdruß, „schreiben Sie Ihrem Gemahl und fragen Sie ihn, was er von der Sache denke." Auch dessen weigerte sich die Gräfin und verwies den Kaiser mit seiner Frage an den Fürsten Schwarzenberg, dem sie selbst noch während des Abends Mittheilung von diesem Gespräche mit dem Kaiser machte.

Am folgenden Morgen erschien der Vizekönig Eugen bei dem österreichischen Botschafter und machte ihm „im Namen des Kaisers und mit Vorwissen seiner Mutter, der Kaiserin

Josephine" dieselbe Eröffnung. Der Fürst nahm sie mit vorsichtiger Reserve auf; indeß in kurzer Frist traf schon von Wien die Zustimmung des Kaisers Franz und der Erzherzogin Marie Luise, welche das katholische Bedenken der Gräfin Metternich nicht theilte, zu der Werbung Napoleon's ein, und am 7. Februar 1810 wurde in Paris die Konvention betreffs der Vermählung unterzeichnet. Die Verhandlungen in St. Petersburg wurden ohne Weiteres jetzt auf Weisung Napoleon's abgebrochen.

Vermählung der Erzherzogin Marie Luise mit Napoleon. Am 5. März erschien zu feierlicher Werbung in Wien der Marschall Berthier, Fürst von Wagram. Es war, als wenn Napoleon durch ihn, unzart genug, an sein Uebergewicht über Oesterreich erinnern wollte; aber der bejahrte Fürst — er war 1753 geboren — wußte der immerhin delikaten Mission mit Takt sich zu entledigen. In jugendlicher Begeisterung hatte er an Lafayette's Seite für die Nordamerikaner gefochten, dann in dem Feldzuge in der Lombardei und vier Jahre später bei Marengo sich sehr hervorgethan, ganz besonderen Ruhm aber als Chef des Generalstabes seit 1805 gewonnen, indem er es meisterhaft verstand, die Kriegsdispositionen, welche Napoleon stets nur in den allgemeinsten Zügen gab, im Detail zu entwickeln und durchzuführen. Zum Fürsten von Neufchatel und zum Vizekonnetable von Frankreich erhoben, hatte er sich 1808 mit einer bayerischen Prinzessin, der Tochter des Prinzen Wilhelm, vermählt: ein Mann, ebenso besonnen wie rechtlich, durch seinen Charakter wie durch seine Bildung — er war der Sohn des Gouverneurs des Kriegshotel in Paris — unter den napoleonischen Generalen hervorragend.

Wol gab sich in den Kreisen des österreichischen Adels laute Entrüstung über die Werbung kund, und die erregbaren Wiener sahen einen Schimpf für Oesterreich darin, so daß Kaiser Franz es für angemessen hielt, sich die Miene zu geben, als sei die Hingabe der Tochter ein ihm aufgezwungenes Opfer, welches er nur nach schweren Kämpfen aus lauterer Friedensliebe darbrächte, „für das heiligste Interesse der Menschheit", wie er in einem Aufrufe 1813 versicherte. In Wahrheit jedoch sah er wie der „vor Freude trunkene" Graf Metternich in der Heirath einen großen politischen Erfolg. Entgegenkommend wurde die Werbung aufgenommen; schon am 11. März fand durch Prokuration die Vermählung statt, wobei Erzherzog Karl die Stelle des Bräutigams vertrat; der greise Erzbischof von Wien, der vor einem Jahre die Waffen zum Kampfe gegen den französischen Kaiser geweiht hatte, segnete jetzt die neue französische Kaiserin.

Die Erzherzogin Marie Luise, 1791 geboren, schlank von Wuchs, blond, mit blauen Augen und frischen Farben, war eine einnehmende Erscheinung; aber in ihrem Wesen hatte sie etwas Kaltes und Ablehnendes. In Braunau wurde sie, als sie die österreichische Heimat verließ, von der Königin von Neapel, Napoleon's Schwester, mit größtem Pompe empfangen und nach Frankreich geleitet. In Compiegne, so war das Programm, sollte sie mit ihrem Gemahle zusammentreffen; allein Napoleon, voller Ungeduld, fuhr ihr in seinem gewöhnlichen grauen Ueberrocke in einer einfachen Kalesche, nur von seinem Schwager Murat begleitet, entgegen. In Courcelles wartete er, unter dem Vordache der Kirche stehend — es regnete stark — auf den Zug der Kaiserin. Sobald der Wagen der Kaiserin, um die Pferde zu wechseln, anhielt, sprang Napoleon auf den Schlag und warf sich seiner Gemahlin um den Hals. So begrüßte er sie und geleitete sie selbst nach Compiegne. Am 1. April fand die civilrechtliche Vermählung in St. Cloud statt, welcher am nächsten Tage die kirchliche Trauung in Paris durch den Kardinal Fesch folgte; fünf Königinnen trugen dabei der jungen Kaiserin die Schleppe.

Prunkvolle Feste, Gnadenerweisungen aller Art feierten das Ereigniß; nach dem Beispiele Alexanders des Großen verheirathete Napoleon 6000 seiner Veteranen mit Töchtern ihrer Gemeinden, freigebig selbst die Aussteuer bestreitend. Kantaten, Hymnen, Dithyramben ohne Zahl priesen die Verbindung des Nachfolgers Karl's des Großen mit „der Tochter der Cäsaren". Allein in der Tiefe grollten die Franzosen: sie sahen in der Heirath den offenen Abfall von den Grundsätzen der Revolution, die drohende Rückkehr zu dem alten Regime. Und als bei dem Ballfeste, durch welches Fürst Schwarzenberg die Vermählung feierte, der Tanzsaal, ein hölzerner Anbau an das österreichische Botschaftshotel in der Chaussée d'Antin, in Flammen aufging und eine Menge Menschen dabei zu Tode kam, da gedachte Mancher des ähnlichen

Unglücks, das die Vermählung Ludwig's XVI. mit der Erzherzogin Marie Antoinette verdüstert hatte, und prophezeite nichts Gutes aus dieser neuen Vermählung mit einer Oesterreicherin. Indessen die Geburt eines Sohnes am 20. März 1811 — Napoleon gab ihm den stolzen Titel eines **Königs von Rom** — schien alle unheilverkündenden Stimmen zu widerlegen: erfüllte sie doch dem Kaiser einen lange gehegten Herzenswunsch und erhob ihn, wie man meinen durfte, auf den Gipfel des Glückes. Selbst die Bourbons in England ergaben sich jetzt in stiller Resignation.

Ludwig und Lucian Bonaparte. Unterdessen vereinsamte aber Napoleon in seiner eigenen Familie immer mehr. Gegen seinen Bruder Joseph war er verstimmt, weil dieser nicht eine Marionette in der Hand des Kaisers sein wollte, sondern ernstlich danach strebte, die Spanier mit seiner Herrschaft auszusöhnen. Noch entschiedener aber sträubte sich **Ludwig** dagegen, nur der gekrönte Präfekt seines Bruders in Holland zu sein. Die Kontinentalsperre vernichtete von Monat zu Monat mehr den Wohlstand des Staates, der durchaus zu seinem Gedeihen auf den Zwischenhandel angewiesen war. Daher handhabte Ludwig die Sperre mit Milde und Nachsicht und stellte überhaupt das Wohl Hollands über die Rücksicht auf Frankreich. Die Spannung zwischen den Brüdern wurde endlich so stark, daß Napoleon mit Gewaltmaßregeln drohte. Allein Ludwig war zum Widerstande entschlossen und versagte den unter Oudinot einmarschirenden französischen Truppen den Eintritt in Breda und Bergen op Zoom. „Ist der König von Holland verrückt geworden?“ fragte Napoleon, als er davon hörte.



Marie Luise, Kaiserin der Franzosen.

Dies Mal gab Ludwig noch nach und ließ es geschehen, daß Holland bis an den Rhein und Waal mit Frankreich vereinigt wurde; als aber unter allerhand Vorwänden Napoleon eine holländische Stadt nach der andern besetzte und den Kreis um Amsterdam immer enger ziehen ließ, da dachte Ludwig daran, die Dämme zu durchstechen, das Land unter Wasser zu setzen und die Unabhängigkeit Hollands auf das Aeußerste zu vertheidigen. Indeß seine Minister erwarteten von jedem Widerstande nur Verderben für das Land: was sollte Ludwig thun? Um die Aussöhnung zwischen Holland und Frankreich zu erleichtern, entsagte er am 1. Juli 1810 zu Gunsten seines ältesten Sohnes der holländischen Krone und begab sich in der Stille unter dem Namen eines Grafen von St. Leu nach Böhmen, bei den Holländern das Andenken eines redlichen und wohlmeinenden Mannes hinterlassend. Napoleon aber nahm auf die Bedingung der Thronentsagung keine Rücksicht, sondern sprach schon am 9. Juli die Vereinigung ganz Hollands mit Frankreich aus, „um die Kontinentalsperre strenger durchzuführen“. Lebrun wurde zum Statthalter ernannt. Die Jahresrente, welche der Senat

Ludwig zusprach, lehnte dieser mit Entschiedenheit ab; er lebte fortan in privater Zurückgezogenheit, während die Königin Hortensia fortfuhr, am Tuilerienhofe eine Rolle zu spielen.

Auch Lucian, durch die Vorgänge in Rom beunruhigt, hielt es für an der Zeit, der Machtsphäre seines Bruders sich ganz zu entziehen. Am 5. August 1808 schiffte er sich nach Nordamerika ein. Allein sein Schiff wurde von den Engländern aufgebracht; er kam als Gefangener nach England, wo er mit poetischen Beschäftigungen seine Zeit ausfüllte.

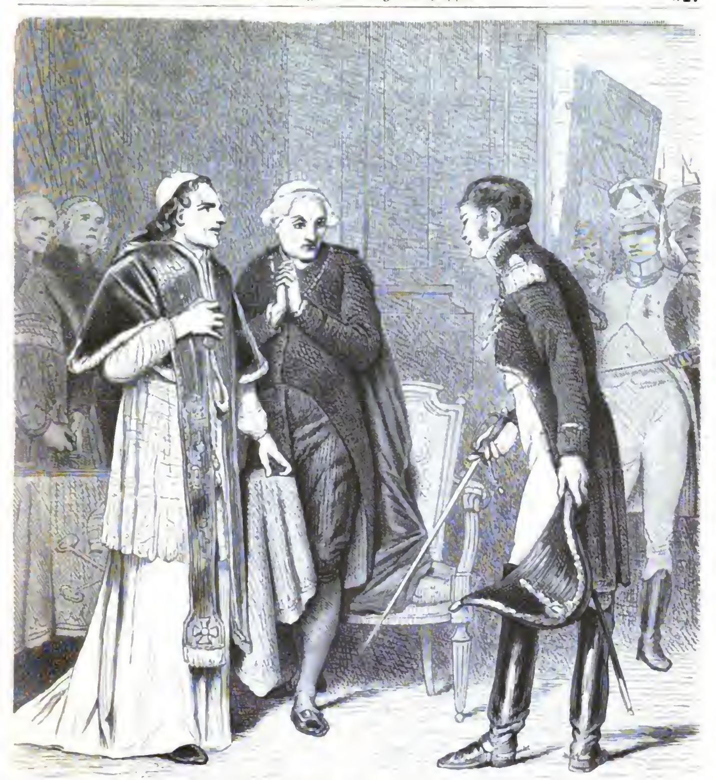
Die Gefangennehmung des Papstes. Rom, seit dem Februar 1808 schon in der Gewalt der Franzosen, war eine französische Stadt geworden. Als das Gebiet des Kirchenstaates in das Königreich Italien einverleibt worden war, hatte Papst Pius eine Bannbulle vorbereitet, durch welche er den Fluch über Diejenigen aussprach, welche sich der Besitzungen der Kirche bemächtigten. Wen anders als den Kaiser Napoleon meinte sie? Blieb nun auch diese Maßregel dem Kaiser verborgen, so entgingen ihm doch die Sympathien nicht, welche der Papst bei dem Beginne des österreichischen Krieges für die Sache Oesterreichs wiederholentlich an den Tag legte. Sobald er daher die ersten schweren Schläge bei Regensburg gegen Oesterreich geführt hatte und in Wien eingezogen war, verfügte er, daß alle Länder, welche „Karl der Große, Kaiser der Franzosen, Unser erhabener Vorfahr“ dem römischen Bischofe einst zu Lehn übergeben, jetzt wieder mit Frankreich vereinigt, Rom aber in dem französischen Kaiserreiche eine freie Reichsstadt werden sollte. So wurde Rom ein Bestandtheil des napoleonischen Reiches: die Klöster wurden aufgehoben, die fremden Priester ausgewiesen und allen Bischöfen und Geistlichen anbefohlen, dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten; der Papst sollte nur noch Bischof von Rom sein; auf der Engelsburg wurde die französische Fahne entfaltet.

„Es ist vollbracht!“ sagte der Kardinal Pacca zu Pius, diese Nachrichten ihm überbringend. „Consummatum est!“ wiederholte der Papst und ließ auf das Drängen seines Staatssekretärs die seit Jahr und Tag bereit liegende Bannbulle allenthalben jetzt anheften: exkommunicirt und verflucht wurde der Kaiser Napoleon! Wie die Spanier darauf hinhorchten und an dem Banne ihre Waffen schärften!

General Miollis glaubte dagegen einschreiten zu müssen; um Unruhen zu verhüten, befahl er die Verhaftung des heiligen Vaters. Napoleon wenigstens hat auf das Bestimmteste in Abrede gestellt, den Befehl dazu ertheilt, ja auch nur darum gewußt zu haben: indeß warum vergingen dann von der Veröffentlichung der Bannbulle bis zu der Verhaftung des Papstes noch volle vier Wochen?

Während dieser Zwischenzeit hielt sich der Papst zurückgezogen im Palaste des Quirinal in Rom. Er war darauf gefaßt, daß ein Gewaltstreich gegen ihn unternommen werden würde, und hatte seinen Schweizergarden jede Gegenwehr verboten. Die Erwartung täuschte ihn nicht. Am 6. Juli 1809 Abends um halb 11 Uhr überstiegen französische Soldaten auf Leitern an mehreren Stellen die Umfassungsmauer des Quirinal, entwaffneten die Schweizergarde und schlugen das Thor des Palastes ein. Der Papst hatte sich schon zu Bette begeben: der Lärm erweckte ihn aus dem Schlafe; er stand auf, kleidete sich an und forderte den Kardinal Pacca, der sich sofort zu ihm begeben hatte, auf, die verschlossene Zimmerthür zu öffnen. In dem Augenblicke wich sie indessen schon unter den Kolbenstößen der französischen Soldaten aus den Angeln. Der General Radet, von Miollis mit der Verhaftung beauftragt, trat mit blankem Degen ein, hinter ihm drängten sich die Soldaten, die Muskete in der Hand. In rücksichtsvollster Weise, nicht ohne Verwirrung kündigte er dem Papste an, daß er den Befehl habe, ihn auf der Stelle mit dem Kardinal Pacca fortzuführen. „Mein Sohn“, entgegnete Pius, „das ist eine Mission, welche nicht den göttlichen Segen auf Sie herabziehen wird.“ Dann nahm er von dem Nachttische, welcher vor seinem Bette stand, sein Brevier und sein Krucifix: „Ich bin bereit.“

In dem Hofe des Palastes hielt ein geschlossener Wagen; der Papst stieg mit dem Kardinal hinein, Radet setzte sich zu ihnen; in scharfem Trabe ging es zum Thore hinaus auf der Chaussee nach Florenz. „Wir haben gut daran gethan“, wandte sich Pius an Pacca, „die Bulle vom 10. Juni zu veröffentlichen; jetzt würde es zu spät sein!“



Die Gefangennehmung des Papstes Pius VII. Zeichnung von E. Hillemacher.

Das Konkordat von Fontainebleau. Mit Ergebung ertrug der Papst, dem Savona an der genuesischen Küste zum Aufenthalte angewiesen war, sein Schicksal, allein seine Standhaftigkeit ist eine ebenso verbreitete, wie unbegründete Sage: die allgemeine Sympathie, die dem ehrwürdigen Gefangenen zutheil wurde, hat einen unerschütterlichen Helden aus dem unsicher hin und her Schwankenden machen wollen. Nicht sowol die Bannbulle, welche die nach Paris berufenen Kardinäle unumwunden für einen Mißbrauch der päpstlichen Gewalt erklärten, bereitete dem Kaiser Ungelegenheiten, als die Weigerung des Papstes, die neuernannten Bischöfe zu bestätigen. Napoleon setzte daher am 16. November 1809 eine kirchliche Kommission unter dem Vorsitze des Kardinals Fesch ein mit dem Auftrage, über die Grenzen der Befugniß des Papstes, über Bann und Konkordat, ein Gutachten abzugeben. Auf Grund desselben ließ der Kaiser die Artikel des gallikanischen Klerus vom Jahre 1682 als französisches Staatsgesetz am 25. Februar 1810 erneuern. Nunmehr versprach der Papst 27 Prälaten, die sich bittend an ihn wandten, die Bestätigung.

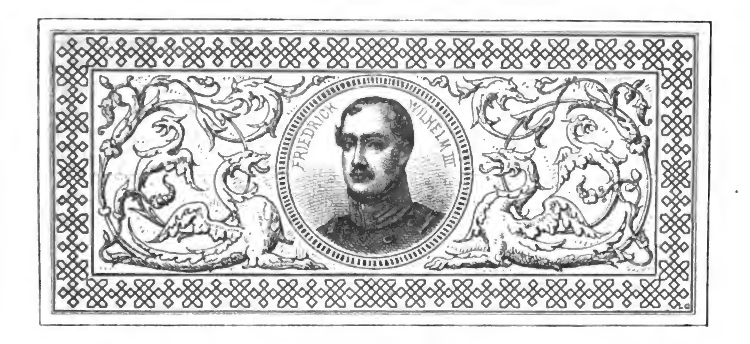
Die Meinung Napoleon's indessen war, daß ein Nationalkonzil die Repräsentation der höchsten kirchlichen Gewalt übernehmen sollte; er zweifelte nicht, daß es ihm gelingen

würde, ein solches unter die weltliche Herrschergewalt zu beugen. Am 17. Juni 1810 traten die Kirchenfürsten Frankreichs und Italiens in der Kirche Notre Dame zu Paris unter dem Vorsitze des Kardinal Fesch zusammen. Die einzige Aufgabe dieses Konzils, welche der Kaiser ihm gestellt hatte, war, die Ordnung der kanonischen Einsetzung der Bischöfe zu regeln: er wollte, daß, wenn der Papst sie nicht binnen sechs Monaten vollzöge, dann der Erzbischof von Paris die Bestätigung auszusprechen haben sollte. Indeß er hatte sich völlig in dem Geiste der Versammelten getäuscht. „Richtet", rief der greise Erzbischof von Bordeaux aus, „über den Papst, wenn ihr es wagt, und verurtheilt die Kirche, wenn ihr es könnt". Das Konzil begann seine Verhandlungen mit dem Gelöbnisse des Gehorsams gegen den Papst. Entrüstet darüber erklärte der Kaiser, daß er nichts mehr von dem Konkordate wissen wolle, welches der Papst sich weigere auszuführen. „Sire", erwiederte ihm der Erzbischof von Florenz, „Euer Majestät wird nicht mit eigenen Händen das schönste Blatt Ihrer Geschichte zerreißen." „Die Bischöfe haben sich wie Memmen geführt!" rief ihm zornig der Kaiser zu. „Nein, Sire", antwortete der Prälat ruhig, „sie sind nicht Memmen, denn sie haben die Partei des Schwächeren ergriffen." Statt aller Antwort drehte ihm Napoleon den Rücken zu.

Indessen begab sich doch eine Deputation des Konzils nach Savona und bat den Papst, dem Verlangen des Kaisers zuzustimmen: Pius that es in einem Breve, das er an das Konzil richtete. Inzwischen aber hatte Napoleon schon die Sitzungen der geistlichen Versammlung am 11. Juli schließen lassen. Einige der widerstrebenden Prälaten wurden in den Thurm von Vincennes gesperrt, andere durch Drohungen eingeschüchtert oder durch Versprechungen geködert, so daß, als der Kaiser die Wiedereröffnung der Sitzungen am 5. August befahl, die Versammlung ohne viel Diskussion das kaiserliche Dekret annahm. Der ehrwürdige Erzbischof von Bordeaux war der einzige, welcher offen zu protestiren wagte; nicht mehr als 13 oder 14 der Kirchenfürsten schlossen sich ihm an, indem sie bei der Abstimmung sitzen blieben. Am 20. September bestätigte der Papst den Beschluß des Konzils.

Die Schwierigkeiten indeß, welche das Konzil bereitet hatte, wurden die Veranlassung, daß der Minister Portalis seine Entlassung erhielt, von den alten Berathern des Kaisers der dritte, dessen er sich entäußerte: 1808 schon war Talleyrand wegen der spanischen Angelegenheiten verabschiedet worden, im Sommer 1810 Fouché, wie man meinte, wegen der Eigenmächtigkeiten, welche er sich zur Vertreibung der Engländer von Walcheren hatte zu Schulden kommen lassen, in Wahrheit, weil der Kaiser zu dem alten Terroristen kein volles Vertrauen hegte: zwar wie Talleyrand kein ganz zuverlässiger Freund, aber sicher ein sehr gefährlicher Feind, sobald sich im Innern, wie jetzt bei der Geistlichkeit, oppositionelle Momente zeigten, an die er sich anlehnen konnte.

Das Konzil hatte dem Kaiser den Geist gezeigt, welcher den Klerus beseelte; er beschloß sich also des Papstes definitiv zu versichern. Pius wurde von Savona nach Frankreich gebracht, wo ihm das Schloß von Fontainebleau zum Aufenthalt angewiesen wurde. Nur mit ganz zuverlässigen Leuten umgab Napoleon hier den heiligen Vater, dem die Bestätigung des Konziliarbeschlusses doch die heftigsten Gewissensbisse verursachte. So wurde der durch die Einsamkeit und körperliche Leiden ermattete Papst zu einer völligen Unterwerfung unter den Kaiser willfährig gemacht. Aus dem russischen Feldzuge eben zurückgekehrt, suchte ihn hier Napoleon auf und brachte ihn, in fünftägigen Verhandlungen bald heftig drohend, bald liebenswürdig überredend, dahin, daß er am 25. Januar 1813 das Konkordat von Fontainebleau unterzeichnete, worin er den Metropolitanbischöfen das Recht einräumte, nach Verlauf von sechs Monaten die vom Kaiser ernannten Bischöfe zu bestätigen, seine Residenz in Avignon zu nehmen versprach und eine Staatsbesoldung von zwei Millionen Francs annahm, also indirekt auf die weltliche Herrschaft Verzicht leistete. Freilich widerrief Pius nach zwei Monaten, vornehmlich durch Pacca und Consalvi bestimmt, das Konkordat wieder: trotzdem zwangen die Mißerfolge in Deutschland den Kaiser, seinen Gefangenen frei zu lassen. Am 24. Mai 1814 kehrte Pius, von den Römern jubelnd begrüßt, in seine alte Hauptstadt zurück.



Preußens Erstarkung.

Es steckt in dem preußischen Staate eine Lebensenergie sondergleichen. Im Zusammenhange seiner Geschichte betrachtet, ist selbst die Katastrophe von Jena ihm ein Segen geworden; sie brachte nicht blos den Grad, sondern auch die Art der Erkrankung zu Tage und wies damit auf den rechten Weg zur Heilung hin.

Die mannichfachen Gebiete, welche die brandenburgischen Hohenzollern meist durch Personalunion unter ihrem Scepter vereinigt hatten, faßte zuerst der Große Kurfürst zu einer Staatseinheit zusammen. Friedrich Wilhelm I., Preußens „größter innerer König", schuf die strenge und gerechte Verwaltungsordnung, die dem preußischen Staate, wie einst dem römischen, in den Tagen der Bedrängniß seine Widerstandsfähigkeit gab. Friedrich der Große fügte die gesicherte Rechtspflege, die Anfänge geistiger Freiheit hinzu. So gründete die Krone in Preußen den Rechtsstaat.

Die Bedeutung Friedrich Wilhelm's II. Unter Friedrich Wilhelm II. (1786—1797). dem Nachfolger des großen Friedrich, verdoppelte der preußische Staat fast seinen Umfang. Freilich sind seine Erwerbungen in Polen meist wieder verloren gegangen; aber doch haben sie nicht nur dazu gedient, dem Staate im Nordosten festen Zusammenhang zu geben, sondern sie haben auch bei der Wiederherstellung des Staates den Maßstab der Rekonstruktion geliefert. Er ist es überdies gewesen, der den gleichsam abhanden gekommenen Gedanken einer engen Verbindung des preußischen Staates mit Deutschland zu vollem Ausdruck gebracht und zu einer Art friedlichen Protektorates ausgebildet hat.

In dem Innern indessen herrschte Friedrich Wilhelm nicht mit jener durchgreifenden Autorität, die man unter seinem großen Vorgänger gewohnt gewesen war; er ließ dem eigenen Ermessen der Behörden mehr freie Hand. Die Räder der Staatsmaschine griffen nicht mehr so genau in einander. Auch das Militär ward nicht mehr in der bisherigen unbedingten Unterordnung gehalten. Zog er auch die Zügel der Gewalt nicht so scharf an wie sein Vorgänger, so verlor er sie doch nie aus den Händen. Er war weder unthätig noch unfleißig. Durch geistvolle Bemerkungen, die er auf die Eingaben der Minister setzte, gab er ihnen die Direktive für die vielverschlungenen Geschäfte. Er hatte einen angebornen Sinn für Erleichterungen des bürgerlichen Lebens, für die deutsche Literatur und Kunst. Dennoch blieb die lebhafte Sympathie, mit der das Volk seine Thronbesteigung begrüßt hatte, ihm nicht auf die Länge treu. Daß der König wieder in die Kirche ging, fand lebhafte Zustimmung; aber seine Religionsedikte, die man überdies fremdem Einflusse zuschrieb, wollte Niemand billigen. Und nicht zum Wenigsten schadeten dem persönlichen Ansehen des Königs die Unregelmäßigkeiten seines Privatlebens und die Richtung auf das Mystisch-Geheimnißvolle, der er je länger je mehr sich hingab.

Das preußische Königspaar. Fast mit Widerstreben bestieg sein Sohn **Friedrich Wilhelm (III.)** am 16. November 1797, 27 Jahre alt, den Thron: er hätte die Krone gern entbehrt, um seinen Vater noch länger zu haben. Mit wahrhafter Bescheidenheit trat der junge König unter die Minister. „Sie haben Ihren besten Freund verloren; wollen Sie mich annehmen?" sagte er zu ihnen und reichte einem Jeden die Hand. Sittliche Reinheit und Einfachheit des Gemüthes waren ihm eigen; von den Staatsgeschäften aber verstand er nichts. Doch unterzog er sich den Arbeiten der Regierung mit gewissenhafter Pünktlichkeit. Er war nicht geistreich, auch nicht liberal, den modernen Ideen vielmehr entschieden abgeneigt, aber er besaß eine schlichte Rechtschaffenheit und strenge Pflichttreue. Schwer schenkte er Jemand sein Vertrauen; aber das einmal gefaßte zog er dann auch nicht zurück. Für Verbesserungen bewährte er einen offenen Sinn; doch wartete er Zeit und Gelegenheit dazu sorgsam ab. Unvermittelten und weitaussehenden Neuerungen war er abhold; eine ruhige Fortentwicklung des Staates wäre ihm das Liebste gewesen. Darum entsprach das System des Friedens und der Neutralität, welches ihm sein Vater hinterlassen, durchaus seinem Sinne. Von ehrgeizigen Entwürfen war er weit entfernt.

Ungewandten Wesens, des freien Wortes wenig mächtig, hatte Friedrich Wilhelm eine Scheu vor öffentlichem Hervortreten; er war zurückhaltend bis zur Schüchternheit. Das Mißtrauen in seine eigene Einsicht machte ihn unsicher und unentschlossen und raubte ihm den Muth der Initiative. Daher fehlte es seinem Thun an Schwung und rechter Wärme. In seinen Tugenden wie in seinen Unzulänglichkeiten der vollkommene Gegensatz zu dem genialen Komödianten auf Frankreichs Throne hatte er doch Eines mit ihm überein: ihm fehlte wie jenem das Verständniß für die Macht sittlicher Ideen. Allein ihm war das Glück zutheil geworden in seiner Gemahlin eine Lebensgefährtin zu finden, welche das Ideal der Weiblichkeit, von dem er beseelt war, verkörperte und in manchem Betracht sein Wesen harmonisch ergänzte. Die Königin **Luise**, eine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, 1776 am 10. März geboren, lebt als das Ideal einer Fürstin in der Erinnerung des preußischen Volkes in sonniger Verklärung fort. Anziehend durch die holde Anmuth ihrer Erscheinung, durch die ungesuchte Natürlichkeit ihres Wesens, gewann sie die Gemüther durch ihre Herzensgüte und imponirte doch zugleich durch die sittliche Reinheit ihrer Gedanken, welche Wort wie Miene wiederspiegelte. Die Mängel ihrer französischen Erziehung war sie noch als Kronprinzessin bestrebt durch ernste Studien, namentlich der Geschichte, auszugleichen. Raschen Geistes, reger Einbildungskraft urtheilte sie stets nach hohen Gesichtspunkten, und übte, obgleich sie von den Staatsangelegenheiten durchaus sich fern hielt, auf ihren Gemahl fast gegen ihren Willen den segensreichsten Einfluß; ihr starker Muth, ihr froher Sinn wurde in den Tagen des Unglücks ihm Trost und Stütze, während er mit der ganzen Kraft seines Herzens sie als sein Kleinod umfaßt hielt. Sie wußte es selbst nicht, wie sehr sie durch das Beispiel, das sie gab, dem Preußenvolke half, das Unheil der Zeit, dessen Schatten bis in die ärmsten Hütten fiel, mit gestählter sittlicher Kraft zu tragen. Denn ihr Beispiel wurde Vorbild für Hoch und Gering.

Der französische Druck. Es war eine trostlose Zeit, die für Preußen auf den Tilsiter Frieden folgte. Eine unerschwingliche Kriegssteuer war auf die vier Provinzen gelegt, welche jetzt noch den preußischen Staat bildeten. Bis sie bezahlt wäre, blieben die Franzosen als Herren im Lande und zogen aus den besetzten Landestheilen die Einkünfte zur Verpflegung ihrer Besatzungstruppen ein. Im Frankfurter Frieden 1871 wurde Frankreich eine Kontribution von 5 Milliarden Francs aufgelegt, d. h. die Bruttoeinnahme von etwa $2^1/_2$ Jahren. vom 1. Oktober 1806 bis zum 15. Oktober 1808 zog Frankreich aber aus Preußen an Kontributionen, Verpflegungen und Lieferungen 1 Milliarde und 129 Millionen Francs, d. h. die Bruttoeinnahme des damaligen Preußens in sechzehn Jahren. Es war das schamloseste Raubsystem, das von Berlin aus Daru im Auftrage Napoleon's übte, der Preußen auf diese Weise, nachdem er es nicht hatte vernichten können, langsam zu erwürgen gedachte. Vergeblich bemühte sich Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, durch Unterhandlungen in Paris eine

Erleichterung der unerschwinglichen Last zu erreichen; vergeblich bot er sich selbst mit seiner Gemahlin, der hochherzigen Prinzessin Marianne von Homburg, dem Kaiser als Geisel an, um nur den Abzug der französischen Okkupationstruppen zu bewirken, welche, 160,000 Mann stark, das ganze Land mit einziger Ausnahme von Ostpreußen besetzt hatten.

Die Wirkungen der französischen Aussaugung zeigten sich bald; die preußische Bank stellte ihre Zahlungen ein; der Kurs des preußischen Papiergeldes sank auf 27 Prozent, d. h. auf wenig über ein Viertel des Nennwerthes. Eine Anleihe von einer Million Thalern, welche der preußische Staat machen wollte, war selbst nach drei Jahren noch nicht untergebracht; so gering war das Vertrauen zu seiner Zahlungsfähigkeit. Die Einkommensteuer stieg in der Provinz Preußen bis auf 20 Prozent. Die königliche Familie in Königsberg mußte sich die größten Einschränkungen auferlegen: der Hof speiste von irdenem Geschirr; zu einem neuen Kleide konnte der König seiner Tochter nicht mehr als fünf Thaler geben, mehr hatte er nicht. Das silberne Prunkgeschirr, wie der Schmuck der Königin waren längst verkauft. Bettelhafte Dürftigkeit zeigte sich allenthalben: man trank Cichorienbrühe statt Kaffee, man rauchte Huflattich und Kirschblätter. Den König überkam mitunter das Gefühl, als sei er an all dem Elend, das er um sich sah, schuld, als sei er dazu geboren, vom Unglück verfolgt zu werden. Nur dem muthigen Zuspruche seiner Gemahlin gelang es, die Bitterkeit über die Gegenwart in seiner Seele nicht Herr werden zu lassen über die Vorsorge für die Zukunft.


Königin Luise.

Die Schäden des alten Preußens. Die Aufgabe der Zukunft aber konnte nur eine sein: der französischen Herrschaft mit ihrer markverzehrenden Erpressung, mit ihrer frechen Anmaßung und heimtückischen Spionirerei ledig zu werden. Dazu aber bedurfte es der ganzen Kraft des Volkes, das sah ein Jeder.

Der jähe Zusammenbruch des ganzen Staates aber hatte offenbart, daß nicht das Heer allein die Schuld der Katastrophe trug, daß vielleicht die größere Schuld in der Organisation des alten Staates lag. Man erkannte, daß der alte Staat weder eine energische Zusammenfassung seiner Kraft möglich machte, noch dem Einzelnen eine freie Entwicklung der Kräfte gewährte. Die erschreckendste Wahrnehmung aber war die, daß die große Masse des preußischen Volkes mit resignirter Theilnahmlosigkeit den Zusammenbruch des preußischen Staates, als ginge er sie kaum etwas an, mit angesehen und einen Ingrimm gegen die Fremdherrschaft erst gefaßt hatte, als deren Leiden sie unmittelbar trafen. Hier also galt es einzusetzen und die Volksmasse mit Theilnahme für den Staat zu erfüllen, den Staat ihr werth zu machen und das Bewußtsein in ihr zu erwecken, daß in der Freiheit und Kraft des Staates ihr eigenes Wohlsein mit beschlossen sei. Was demnach noth that, war die Umgestaltung der Staatsbehörden, die Befreiung des Individuums, die Reorganisation der Wehrkraft und mit und über Allem die Belebung eines bewußten Patriotismus. Nur hierdurch konnte Preußen werden, was es sein sollte.

Eine allgemeine Vorstellung von der Unzulänglichkeit der Verhältnisse hatte der Köni schon vor der Katastrophe von 1806. Er gab ihr Ausdruck durch die scharfen Kabinetsordre vom 23. November 1797 und vom 26. Juli 1800; allein da er die Ursache nur in de Nachlässigkeit der Beamten sah, während sie viel tiefer lag, so konnten seine strengen Maß nungen nicht die Wirkung haben, die er sich davon versprach.

Aus dem Geheimen Staatsrath, der von dem Kurfürsten Joachim Friedrich 1605 al oberste Centralbehörde für alle Staatsangelegenheiten eingesetzt war, hatten sich allmählich dre Departements entwickelt, bei denen nunmehr der Schwerpunkt der Geschäfte lag. Die aus wärtigen Angelegenheiten waren schon unter dem Großen Kurfürsten der kollegialischen Berathung im versammelten Staatsrathe entzogen und zur Erledigung an Konferenzen überwiesen worden, welche der König in seinem Kabinet mit einigen dazu besonders geeigneten Mitgliedern des Staatsraths abhielt. So hatte sich für diese Angelegenheiten das Kabinetsministerium gebildet, welches wie unter Friedrich dem Großen so unter Friedrich Wilhelm III. mit zwei Kabinetsministern besetzt war. Lange waren dies Haugwitz und Hardenberg gewesen, bis an Haugwitz' Stelle der General von Zastrow trat.

Das zweite Departement war dasjenige für Finanzen und Inneres oder das **Generaldirektorium**, welches 1806 aus acht Ministern bestand. Von diesen verwalteten vier Provinzialdepartements, vier Realdepartements, nämlich die Kassen-, Stempel- und Postsachen; das Bergwerks- und Hüttenwesen; die Militärsachen und das Zoll-Manufaktur- und Kommerzwesen.

Das dritte endlich war das Justizdepartement oder Justizministerium, dem auch die geistlichen Angelegenheiten, der Unterricht, die Kolonie- und Lehnssachen unterstanden. Die Geschäfte theilten sich unter vier Justizminister. — Zu diesen 14 Ministern kam noch als fünfzehnter der dirigirende Staats- und Kriegsminister für Schlesien, welcher in Bezug auf Finanz- und Polizeiverwaltung selbständig war.

Der Nachtheil der Provinzialdepartements lag deutlich zu Tage. Denn einerseits war ein Minister nicht im Stande, alle ihm in einer Provinz anvertrauten Geschäftszweige, Domänen, Forsten, Polizei, Unterricht, Bauten u. a., mit gleicher Gründlichkeit zu kennen und mit gleichem Interesse zu umfassen; andererseits bildete sich in den Provinzen ein gewisser örtlicher, einseitiger Geist aus, so daß man mit Recht das alte Preußen einen „föderativen Staat" nennen konnte. Nicht selten kamen auch zu derselben Zeit bei demselben Geschäftszweig in den verschiedenen Provinzen verschiedene Grundsätze zur Anwendung: einheitliche allgemeine Maßregeln waren wegen der fehlenden Einheit unmöglich auszuführen.

Dazu kam, daß die Minister dem Könige nicht selbst Vortrag hielten. Die **Kabinetsräthe** erstatteten ihm Bericht über die eingegangenen Sachen und legten ihm die Verfügungen der Minister zur Unterschrift vor. Dadurch gewannen sie den größten Einfluß auf die Behandlung der Staatsgeschäfte, indem sie, ursprünglich Beamte untergeordneter Art, sich zu Vermittlern zwischen den Ministern und dem Könige aufwarfen und die Geltung der Minister herabdrückten. Die Rolle ist bekannt, welche die Kabinetsräthe Beyme und Lombard bei Friedrich Wilhelm III. spielten.

Unter den Departements standen als Provinzialbehörden der Regierung die Kriegs- und Domänenkammern; ihre Hauptthätigkeit war die Finanzverwaltung, namentlich die Aufsicht über die Domänen. Das Organ der Kreisverwaltung war der Kreistag, hauptsächlich aus den adeligen Rittergutsbesitzern gebildet. Die Verhandlungen des Kreistages leitete der **Landrath**, welcher zwar vom Kreistage gewählt wurde, aber doch den Schwerpunkt seiner Stellung völlig auf dem Gebiete der Staatsverwaltung hatte; die Regelung des Kontributionswesens und des Lehnskanons, sowie die Rekrutenaushebung lag ihm vor Allem ob.

Mit dem Landrathe endete in Wahrheit in Preußen der moderne Staat; darunter kam der alte Patrimonialstaat, welcher dem Einflusse der Staatsregierung fast durchaus entzogen war. Bis zu der großen Masse der ländlichen Bevölkerung reichte die Geltung der Staatsbehörden nicht hinab; in ihnen sah sie ein Fremdes, das zu weiter nichts da zu sein schien.

ıls Geld und Rekruten aus den Dörfern zu holen. Die Städte dagegen waren gänzlich ıbhängig von der Centralgewalt; sie dienten eigentlich nur als Packhöfe für die Accise; die Magistrate wurden mit Invaliden besetzt. Wol hatte sich eine Vertretung der Bürgerschaft, „als welche doch niemals vollzählig zu erscheinen pflegt", in einem Bürgerausschusse erhalten, ıber seine Befugnisse in der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten waren gering.

So ging ein Riß durch das preußische Volk: die große Masse der ländlichen und städtischen Bevölkerung hatte keinen Antheil am Staate; was sie von ihm etwa erfuhr, war Druck, nicht Fürsorge. Dazu kamen die Beschränkungen, welche dem Besitze und Erwerbe des Einzelnen auferlegt waren und die Volksklassen kastenartig von einander schieden. Adelige Güter durften nur von Adeligen besessen werden; der Bürgerliche bedurfte zum Erwerbe eines adeligen Rittergutes landesherrlicher Erlaubniß. Bauernland durften nur Bauern besitzen, Bürger nur dasjenige, was zu den Städten gehörte. Jeder Klasse der Bevölkerung war zudem ihr besonderes Streben bestimmt. Der Edelmann bebaute sein Gut und übte die Gerichtsbarkeit über die Bauern aus, die von ihm abhingen; aber er durfte kein Bauernland besitzen oder bebauen, auch kein Gewerbe treiben; nur dem Könige durfte er in einem Civil- oder Militär-amte dienen. Der Bauer bebaute seinen Fleck Landes, indem er dem Herrn bestimmte Dienste erwies, vorausgesetzt, daß er nicht als Rekrut ausgehoben wurde. Der Bürger besaß das Recht auf Handel und Gewerbe, deren Ausübung mit wenigen Ausnahmen auf die Städte beschränkt war.

Es war eine Revolution, durch welche die Umgestaltung aller dieser Verhältnisse erfolgte, aber eine Revolution, welche das Ergebniß einer freien Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Umgestaltung im Interesse des Staatswohles, nicht aber die Folge einer Bewegung des Volkes gewesen ist. Der unglückliche Krieg hatte die Nothwendigkeit bewiesen: kaum war der Friede geschlossen, so wurde Hand an das große Werk gelegt, den preußischen Staat gewisser-maßen neu zu schaffen.

Der Freiherr vom Stein. Der Tilsiter Frieden zerschlug die hochfliegenden Pläne Hardenberg's. Napoleon verlangte die Entlassung des Ministers, und als Friedrich Wilhelm einwandte, er könne ihn nicht entbehren, rieth er ihm, wie man erzählt: „Nehmen Sie den Baron Stein; es ist ein Mann von Geist." Nachdrücklicher empfahl Hardenberg dem Könige den Minister als „den einzigen Mann, welcher den Staat aus seinem Unglück wieder auf-zurichten vermag." So sehr stimmte er den Gedanken zu, welche Stein in seiner Denkschrift „über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizeibehörden in der preußischen Monarchie" im Juni 1807 entwickelt hatte. Der König überwand sich und rief den Mann, den er vor wenigen Monaten erst im Unmuthe beleidigt und in schroffer Ungnade entlassen hatte, an seine Seite zurück. So erhielt Friedrich Wilhelm zu einer Zeit, wo er ernstlich an Abdankung dachte, da er sich zum Unglück seines Landes geboren glaubte, er und sein Volk zur guten Stunde den Retter.

Karl Reichsfreiherr vom Stein war 1757 in Nassau an der Lahn geboren, mitten in dem buntesten Ländergemenge der Kleinstaaterei. Es war ein ehrenfestes, stolzes Haus, dem er entstammte, das sich in seiner Reichsunmittelbarkeit allen Fürsten des Reiches gleich däuchte. Wegen der strengen Sittlichkeit, die er schon als Jüngling zeigte, bestimmte ihn, den vierten Sohn des Hauses, die Familie zum Stammhalter. Er studirte in Göttingen die Rechte, trieb aber mit Eifer dabei englische Geschichte, wie denn seine Neigung mehr auf Ver-waltung und Politik ging. Besonderen Eindruck machte auf ihn Adam Smith's Buch von der Natur und den Ursachen des Reichthums der Nationen; lebhaft ergriffen ihn auch Justus Möser's Erzählungen von der Bauernfreiheit der germanischen Urzeit. Ein starker sittlicher Idealismus bildete sich in ihm aus. Auf Veranlassung des ihm verwandten Ministers Heinitz trat Stein 1780 in preußische Dienste; er avancirte bald zu maßgebenden Stellungen. Lange Jahre war er Oberpräsident der westfälischen Kriegs- und Domänenkammern. 1804 trat er in das Generaldirektorium als Minister für das Zoll-Manufaktur- und Kommerzwesen ein. Unablässig auf Verbesserungen drängend, empfand er mit Unmuth die Hemmungen, die in dem

Verkehr mit dem Landesherrn durch die Kabinetsräthe lagen: sie zu beseitigen war sein eifriges Streben. Der König erkannte in ihm bald einen „denkenden, großer Konzeptionen fähigen Kopf" und begann sein Vertrauen Stein zuzuwenden. Wirklich wurde der Kabinetsrath Lombard entlassen und durch die Kabinetsordre vom 16. Dezember 1806 das Verhältniß der Minister zum Könige umgestaltet: drei Departements wurden gebildet, für das Militärwesen unter Rüchel, für die auswärtigen Angelegenheiten unter General von Zastrow, für die inneren und die Finanzgeschäfte unter Stein; zugleich wurde unmittelbarer Verkehr der drei dirigirenden Minister mit dem Könige und gemeinsame Berathung derselben festgesetzt, aber den Kabinetsrath Beyme behielt der König bei und bestimmte ihn zum Protokollführer bei den Ministerkonferenzen.

Stein konnte sich, da diese Verordnungen nur vorläufig getroffen waren, Hardenberg ihm zurückgesetzt zu sein schien, „schädliche Personen" dagegen beibehalten waren, nicht entschließen, die ihm bestimmte Stellung anzunehmen. Der König jedoch, wie es scheint aus Mißverständniß, ertheilte ihm Weisungen, als wäre Alles in Ordnung, wogegen Stein natürlich sich verwahrte. Es war in der trübsten Zeit des Krieges, die königliche Familie mußte von Königsberg nach Memel flüchten; Stein, obwol selbst krank, schickte sich an, sein am Nervenfieber schwer erkranktes Kind zu verlassen und dem Könige an die äußerste Grenze des Reiches zu folgen, als ihm ein Feldjäger — es war am Abend des 3. Januar 1807 — ein eigenhändiges Schreiben des Königs brachte, worin ihm dieser sein „respektwidriges und unanständiges Benehmen" vorhielt, ihn einen „widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener" nannte und darauf hinwies, daß sich der Staat keine große Rechnung auf Stein's fernere Verdienste mache. Eine halbe Stunde darauf bat Stein den König um seine Entlassung. Er erhielt sie in herben Worten am folgenden Tage durch ein kurzes Billet des Königs; nicht einmal die gewöhnliche Form wurde ihm gewährt.

Fieberkrank lag Stein auf seiner Stammburg Nassau darnieder, als Hardenberg ihn im Namen des Königs zur Oberleitung der Staatsgeschäfte zurückrief. Auch Blücher schrieb an ihn und ebenso des Prinzen Louis Ferdinand Schwester, die Fürstin Luise Radziwill. Da diktirte denn Stein seiner Gemahlin die zusagende Antwort an den König; die Krankheit nahm auf der Stelle eine günstige Wendung: am 30. September 1807 traf der Willensstarke in Königsberg ein. Sein Gedanke war, die Revolution mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, den Streit der Stände auszugleichen, die Idee des Einheitsstaates in der Verwaltungsordnung zu verwirklichen: er wollte das alte preußische Wesen in seiner Urtüchtigkeit, aber umgeformt nach den Ideen der Zeit.

In Gestalt und Wesen wollte er Manchen an die streitbaren Ritter der Reformationszeit gemahnen: eine breitschulterige, gedrungene Gestalt mit einer starken Eulennase, über den dunklen, blitzenden Augen buschige, hoch emporgezogene Brauen. Sein Auftreten war derb, wuchtig, formlos, die Formen eckig und herb, die Rede gedankenschwer, ungeduldig hervorbrechend; sein Sinn ohne Vorurtheile und Selbstsucht, immer auf das Große, das Ganze gerichtet, ohne Eitelkeit, ohne Ehrgeiz, vor Allem ohne Furcht, herrisch, gebietend, überwältigend, eine Natur im schweren und großen Stil.

Stein's Mitarbeiter. Am 4. Oktober 1807 übernahm Stein sein Amt. Er war ein großer Skizzirer; er faßte die Sachen großartig auf, nahm von dem Detail wenig Notiz, übersah die Schwierigkeiten, welche dies mit sich brachte, und verlangte die Ausführung, ohne sich darum zu kümmern, wie. Aber seine gewaltige intellektuelle und moralische Kraft verstand es, die Gemüther zu durchdringen und fortzureißen, fremde Talente zu beseelen und zu leiten. Die Feder hat er selbst wenig geführt, aber doch hat er in Wahrheit Alles geschaffen, was während seines Ministeriums zu Stande gekommen ist.

Als oberste Centralbehörde fand Stein bei seinem Amtsantritt die Immediatkommission vor, welche aus Klewitz, Stägemann, Niebuhr, Altenstein und Schön bestand. Den beiden letzten wurde gewöhnlich der Vortrag übertragen; dadurch erschienen sie, obgleich sie die Mitte der Dreißiger kaum überschritten hatten, als die wichtigsten Mitglieder der Kommission.



Carl Reichsfreiherr vom Stein. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Altenstein war ein entschiedener Anhänger der Stein'schen Ideen; Keiner verstand so wie er im Stein'schen Geiste ohne eigene Zuthat zu arbeiten, doch hielt er sich mit Vorliebe in der Sphäre theoretischer Allgemeinheiten. Weiter ging noch Schön; er strebte die strikte Durchführung der Grundsätze der Smith'schen Volkswirthschaftslehre und des Kant'schen Naturrechts an, ein Mann von Geist, aber von noch mehr Selbstbewußtsein, im Grunde eine jener problematischen Naturen, denen keine Situation genug thut, und die doch keiner gewachsen sind.

Minister für Alt- und Neuostpreußen war Schrötter, der mit offenem Sinne für die großen Grundsätze der Reformgesetzgebung eine außerordentliche Geschäftskenntniß und ein feines Verständniß für die Durchführbarkeit der neuen Ideen verband. In seinem Departement fungirten als vortragende Räthe Friese und Wilckens, Männer von eben so viel Einsicht und Besonnenheit als unerschöpflicher Arbeitskraft. Die laufende Verwaltung dieses Departements führte Morgenbesser, so daß er für die Gesetzgebung kaum in Frage kam.

Jene Immediatkommission hatte ein Edikt ausgearbeitet, welches bestimmt war, wie es in den Eingangsworten heißt, „Alles zu entfernen, was den Einzelnen seither gehindert habe, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maße seiner Kräfte zu erreichen fähig ist." Es war hauptsächlich das Werk Schön's, aber es lag durchaus in der Richtung der Gedanken Stein's. Daher gab dieser bereitwillig seine Zustimmung: fünf Tage nach seinem Amtsantritte — am 9. Oktober 1807 — wurde es veröffentlicht: ein Werk von der allergrößten Bedeutung. Alle kastenartigen Einengungen des Besitzes werden aufgehoben; die Erbunterthänigkeit des Landvolkes wird beseitigt; Erwerbung von Grundeigenthum wird einem Jeden ohne Rücksicht auf den Stand gestattet; Gesindezwang, Schutzgeld und andere Beschränkungen des Bauernstandes werden abgeschafft; Edelleuten, Bürgern und Bauern wird der Uebertritt in das städtische Gewerbe oder die Landwirthschaft frei gewährt: von Standesschranken ist ferner nicht die Rede. Zu einem gleichberechtigten Staatsbürgerthum ist der Grund gelegt.

Die Städteordnung. Finanzielle und auswärtige Angelegenheiten, zumal die Sorge um die Abzahlung der französischen Kontribution, nahmen Stein bis tief in den Sommer 1808 in Anspruch; vom März bis zum Mai weilte er sogar in Berlin im Verkehr mit den französischen Machthabern. Nach seiner Rückkehr jedoch entwickelte sich in Königsberg eine außerordentlich rege Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung, deren Ziel einerseits die Schaffung einer freien Ordnung für die Landgemeinden und die Städte, andererseits die Organisation der Behörden des Staates war. Reste einer freien Gemeindeordnung hatte Stein noch in Westfalen vorgefunden; aber als Muster schwebten ihm die altgermanischen Zustände vor. Seine Gedanken nahmen hohen Flug. Ueber die frei waltenden Gemeinden sollten sich Kreis- und Provinzialvertretungen erheben; den Abschluß dieser ständischen Organisation die Nationalrepräsentation der Reichsstände bilden. So sollte mit Beseitigung des alten absoluten Beamtenregiments das gesammte Volk fest an den Staat geknüpft und durch die Entwicklung des Gemeinsinnes die sittliche Kraft des Volkes gehoben werden, bis die Zeit zur Abschüttelung der Fremdherrschaft gekommen wäre.

Da fiel ein Brief Stein's an den Fürsten Wittgenstein, in dem er seinen Hoffnungen Ausdruck gab und aufforderte, die Hessen gegen Westfalen zu unterstützen, den Franzosen in die Hände. Längst war diesen der deutsche Mann unheimlich; sie sahen in seiner rastlosen Thätigkeit die Umtriebe eines Verschwörers. Am 8. September 1808 ließ Napoleon den Brief im Moniteur abdrucken; gehässige Bemerkungen wurden hinzugefügt, welche Stein das Gewitter zeigten, das sich über seinem Haupte zusammengezogen hatte. Er drängte daher, so lange es für ihn noch Tag war, mit seinen Reformarbeiten zum Abschlusse zu kommen; denn er sah, daß nunmehr sein längeres Verweilen im Amte eine drohende Gefahr für Preußen in sich schlösse.

Am weitesten gefördert war die Städteordnung. Sie war hauptsächlich das Werk des Geheimen Rath Wilckens; Stein's Antheil an ihrem Zustandekommen war ein verhältnißmäßig geringer gewesen; er beschränkte sich auf einzelne Gedanken, die er in verschiedentlichen

Schreiben ausgesprochen hatte, und auf einen Viertelbogen voll kurzer Notizen. Aber Stein hieß sie gut und vertrat sie: so wurde sie doch gewissermaßen sein Werk. Die Städteordnung gab den Bürgern in weit gezogenen Grenzen die Besorgung ihrer Gemeindeangelegenheiten zurück; die staatliche Oberaufsicht wurde auf das Nothwendigste beschränkt. Es wurde dadurch in den Bürgern ein erhöhtes Gefühl von Selbständigkeit und Ehre erweckt, das Streben nach Einsicht in die städtischen Angelegenheiten wachgerufen und ihnen damit die beste Vorbereitung für eine spätere Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten gegeben.

Stein's Scheiden. Am 19. November 1808 erschien das Gesetz: fünf Tage später nahm Stein seine Entlassung. Bei den obersten Verwaltungsbehörden machte ein Schreiben die Runde, in welchem der Scheidende die Summe seiner Bestrebungen darlegte und ernst mahnend auf das hinwies, was noch zu thun übrig bleibe, um eine bessere Zukunft anzubahnen. Man nannte die Schrift „Stein's politisches Testament“; allein sie war von Schön verfaßt und von Stein erst nach langem Bedenken und halb wider Willen gut geheißen.

Von Bayonne aus schleuderte Napoleon am 16. Dezember 1808 dem trefflichen Manne die Achtserklärung nach: „der sogenannte Stein, welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht“, wurde für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärt, seine Güter konfiszirt und seine Verhaftung befohlen. Allein er war schon vor den französischen Häschern in Oesterreich in Sicherheit. So bewirkte denn die Aechtung weiter nichts, als daß sie die Aufmerksamkeit aller Patrioten auf die großartigen Ideen Stein's hinlenkte. Das Departement der inneren Angelegenheiten übertrug der König jetzt dem Grafen Dohna, dasjenige der Finanzen Altenstein. Sie brachten die Entwürfe Stein's über die Organisation der staatlichen Behörden zum Abschlusse: am 16. Dezember 1808 erschien das Publikandum, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden, durch welche im Interesse der Regierungseinheit durchweg Fachminister eingeführt, die Kabinetsräthe endgiltig beseitigt und die Oberpräsidenten zu ständigen Kommissarien des Ministeriums in den Provinzen gemacht wurden, und am 26. Dezember 1808 die Verordnung, welche die Kriegs- und Domänenkammern in Regierungsbehörden umschuf. Aber doch fehlte dem neuen Minister des Innern, wiewol er ein Mann von der größten Redlichkeit und von den besten Gesinnungen eines vernünftigen Fortschrittes beseelt war, die kühne Entschiedenheit des Willens, um auf den Wegen Stein's fortzugehen. Dohna sammelte Materialien über Materialien zu der Landgemeindeordnung, aber kam darüber niemals zu dem Entschlusse der Ausführung. Dem großen Gedanken der Nationalrepräsentation war aber der König selbst abgeneigt. So blieb Stein's Gesetzgebung unvollendet, einer Statue gleich, welcher das eine Bein und der Kopf fehlt: ein großartiger Torso!

Gerhard Johann David von Scharnhorst. Eine Hauptsorge Stein's war gewesen, Preußen wieder wehrhaft zu machen. Ein großer Theil der preußischen Armee war aus einander gelaufen, 15,000 Mann lagen als Kriegsgefangene bei Nancy: es mußte also die Armee so gut wie ganz neu geschaffen werden. Die Mittel dazu brachte Stein durch die äußerste Sparsamkeit in allen Verwaltungszweigen, durch die Ausgabe von Schatzscheinen mit Zwangskurs und durch den Verkauf eines Theiles der Staatsdomänen auf. Indeß eine Wiederherstellung des Heeres in der Weise, wie es gewesen war, war, abgesehen davon, daß die alte Weise nach keiner Richtung sich bewährt hatte, jetzt unmöglich. Die neuen Reformgesetze hatten den Volksklassen zu einander und zu dem Ganzen eine völlig veränderte Gestalt gegeben: dem mußte nothwendig bei der Reorganisation des Heeres Rechnung getragen werden. Das erkannte der König so gut wie Stein. Es wurde daher eine Kommission eingesetzt mit dem Auftrage, nicht blos die Schäden der alten Heeresorganisation aufzudecken und zu beseitigen, sondern die Grundzüge einer Neugestaltung, wie sie aus den Reformgesetzen sich ergeben mußte, aufzustellen. Man fand die rechten Männer, wenn auch nicht unter den Generalen; Oberstleutnant von Gneisenau, die Majors von Grolman und von Boyen, der Hauptmann von Klausewitz wurden zu Mitgliedern dieser „Militär-Reorganisationskommission“ ernannt; zu ihrem Leiter aber berief der König den Generalmajor von Scharnhorst.

Gerhard Johann David Scharnhorst war am 12. November 1755 zu Bordenau unweit Celle im Hannöverschen geboren; sein Vater war ein nicht unbemittelter Landwirth, doch begnügte er sich, durch einen Prozeß in Bedrängniß gerathen, den Sohn die Dorfschule besuchen zu lassen und zur Hülfe bei ländlichen Arbeiten heranzuziehen. Indeß der Knabe, durch die Erzählungen eines invaliden Unteroffiziers im Dorfe begeistert, wollte nicht Landmann, sondern Soldat werden; er schwärmte für den Gedanken, dermaleinst als Unteroffizier Vorposten zu befehligen. Endlich gab der Vater dem Wunsche nach.

Der Graf Wilhelm zu Lippe-Bückeburg, ehemals ein berühmter portugiesischer General, hatte im Steinhuder Meere das Fort Wilhelmstein angelegt und darin eine Militärschule errichtet, in die er Niemand, ohne ihn selbst zu prüfen, aufnahm. Scharnhorst bestand die Prüfung nicht, dennoch bewilligte ihm der Graf, von dem kräftig-frischen Wesen des fünfzehnjährigen Knaben angezogen, den Eintritt. So tüchtig eignete sich Scharnhorst nun die fehlenden Kenntnisse an, daß er schon nach wenig Jahren, als Fähnrich in ein hannöversches Regiment eingetreten, nicht blos die Unteroffiziere, sondern auch die älteren Offiziere des Regiments zu unterrichten hatte. Auch durch die Erfindung, Fernröhre mit Mikrometern für den Kriegsgebrauch zu versehen, machte er sich damals bekannt; schon als Artillerieleutnant wurde er erster Lehrer an der Kriegsschule in Hannover. Auch schriftstellerischen Ruf erwarb er sich jetzt durch verschiedene Schriften, besonders durch sein Taschenbuch für Offiziere. Den Rheinfeldzug machte er unter General von Hammerstein mit solcher Auszeichnung mit, daß er von dem Könige von England einen Ehrensäbel empfing. 1801 indeß trat er, vom Herzoge von Braunschweig empfohlen, in preußische Dienste, wo er sich, dem Generalstabe zugetheilt, um das militärische Unterrichtswesen die größten Verdienste erwarb. Als Generalquartiermeister des Herzogs von Braunschweig bei Auerstädt zweimal verwundet, machte er doch Blücher's Rückzug nach Lübeck mit. Nach der Auswechselung begab er sich auf den Kriegsschauplatz nach Ostpreußen, kämpfte ruhmvoll bei Eylau mit und wurde nach dem Friedensschlusse, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach Kriegsminister, um die militärische Wiedergeburt Preußens ins Werk zu setzen.

Welche Fülle gediegener Kenntnisse, welche durchdringende Verstandesschärfe, welche unbeugsame Energie des Willens verbarg sich hinter dem unscheinbaren Aeußern des Mannes! Man mußte Scharnhorst kennen, um ihn nicht zu übersehen. Seine Haltung war nachlässig, sein Benehmen verlegen, faltenreich das Gesicht, das Auge leise verschleiert. Er war gleichgiltig gegen Ehrenbezeugungen wie gegen Zurücksetzung, sein Wesen verschlossen, nur im vertrautesten Kreise gab er sich rückhaltlos. Unerschütterlich verfolgte er seinen Zweck, an dessen endlicher Erreichung er niemals zweifelte: eine jener klaren und festen Naturen, an denen nichts blendet und besticht, deren innere Gediegenheit aber überzeugt und bezwingt. Aber wie herbe war sein Geschick! Er, dem mehr als Jemand sonst das preußische Volk es verdankte, daß es wieder fähig gemacht war, die Freiheit zu gewinnen: er mußte sterben, als eben die Morgenröthe der neuen Freiheit tagen wollte. Bei Großgörschen schwer verwundet, starb er, weil er sich Schonung versagte, in Prag am 28. Juni 1813.

Die Reorganisation des Heeres wurde damit begonnen, daß jeder Offizier, welcher bei einer der zahlreichen Kapitulationen während des letzten Krieges betheiligt gewesen war, sich über sein Verhalten vor einem Kriegsgerichte auszuweisen hatte: Alle, denen es nicht gelang, sich völlig zu rechtfertigen, wurden kassirt, mehrere selbst zum Tode verurtheilt. So wurde zunächst das Offiziercorps gesäubert.

Danach wurde zur Umgestaltung der militärischen Oberbehörden geschritten. Bisher war die Verwaltung zwischen den Generaladjutanten, Generalen und dem Kriegskollegium getheilt. Daher fehlte es an Einheitlichkeit und Schnelligkeit, den Grundzügen einer guten Verwaltung. Der Generaladjutant, gewöhnlich ein Infanterieoffizier, legte dem Könige ohne Vorbereitung alle Fragen des Ingenieurwesens und der Artillerie vor, alle höheren den Krieg betreffenden Dispositionen wie alle Einzelheiten des Infanterie- und Kavalleriedienstes. Infolge dessen

blieb der König fast durchweg ohne sachgemäße Information. Im Kriegskollegium wurden gewöhnlich invalide Generale untergebracht, welche, allen Aenderungen feind, nur bestrebt waren, das alte System aufrecht zu erhalten, so daß ein invalider unmilitärischer Geist die Militärverwaltung durchdrang. Dadurch wird es begreiflich, daß 1806 die preußische Armee die schlechtesten Musketen in Europa hatte, daß für die Vertheidigung des Landes, selbst der wichtigen Elblinie nicht das Geringste vorgesehen war, daß 1807 das Corps Lestocq's den Winterfeldzug ohne Mäntel machen mußte, obgleich sie seit dem Herbste fertig in den Magazinen lagen. Die Organisation des höheren Dienstes wurde daher völlig verändert. Ein Offizier des Generalstabes bearbeitete die Angelegenheiten, welche den Krieg betrafen, ein anderer die persönlichen Angelegenheiten, ein dritter die Rekrutirungssachen. Alle Geschäfte wurden mit den höheren Offizieren der verschiedenen Waffengattungen gründlich erörtert und durch das Generalkriegsdepartement unter einheitliche Gesichtspunkte gebracht, bevor sie dem Könige vorgelegt wurden. Für die Bearbeitung der ökonomischen und finanziellen Angelegenheiten wurde ein eigenes Departement gebildet, dessen Dirigent bei dem Vortrage im Kabinet stets zugegen war, damit die Einheitlichkeit der Geschäftsbehandlung bewahrt bleibe, ohne der Schnelligkeit Abbruch zu thun.



Gerhard Johann David von Scharnhorst.

Die alte Rekrutirung berücksichtigte, um die Kraft des Volkes zu schonen, so viel Ausnahmen, daß die Aushebung thatsächlich fast nur auf den Bauernstand fiel. Die Lücken wurden durch Anwerbung fremdländischer Abenteurer ergänzt, zu deren Zügelung es grausamer Strafen, d. h. der Furcht bedurfte. Die adeligen Junker galten für die geborenen Offiziere dieser Soldaten, die durch die Dienstzeit von 20 Jahren fast zu einer Kaste wurden (vergl. S. 416). Sobald nun aber die neue Gesetzgebung dem Landvolke Selbstgefühl und die Vorstellung von Rechten zu geben anfing, war dies auf Unwissenheit und Furcht basirte Rekrutirungssystem nicht zu halten. Die Ausnahmen mußten fallen; die Vertheidigung des Vaterlandes wurde eine Ehrenpflicht des ganzen waffenfähigen Volkes. Das bedingte Herabsetzung der Dienstzeit und beseitigte alle entehrenden Strafen; die Fremdwerbung fiel weg und mit ihr die alte Härte der Bestrafung. Die Erhöhung der Durchschnittsintelligenz der Soldaten verlangte, auch höhere Forderungen an die Bildung der Offiziere zu stellen, für die nicht mehr der Taufschein als Patent ausreichen konnte. War doch Scharnhorst selbst von bürgerlicher Herkunft. Mag er selbst seine Reformen rechtfertigen, die sich als die natürlichen Konsequenzen der Stein'schen Gesetzgebung ihm ergaben.

„Ich könnte“, schrieb er an den König Friedrich Wilhelm, „über die neuen Einrichtungen in der Armee um so beruhigter sein, als die meisten Gedanken des neuen Systems einfach Ew. Majestät Gedanken sind, die durch die Kommission ausgeführt worden sind. Aber wie Wenige wissen dies! Und selbst für Ew. Majestät verlangen manche Punkte genauere Erklärung. — Müssen die Kinder von Edelleuten das Vorrecht haben, in ihrer großen Unwissenheit und

schwachen Kindheit zu Offizieren ernannt zu werden, während Leute von Bildung und Kraft unter sie gestellt werden ohne Hoffnung auf Beförderung? Um so viel besser ohne Zweifel für die adeligen Familien, aber schlecht für das Heer: es wird niemals die Achtung der Nation gewinnen nnd es wird der Spott der anderen gebildeten Klassen sein. — Muß denn das Alter die höheren Posten ausschließlich besitzen, so daß thätige, lebensvolle, ehrgeizige Männer zurückgehalten werden, und träge, gleichgiltige Dummköpfe mit wenigen Ausnahmen an die Spitze kommen? Wenn viele sonst achtungswerthe Leute glauben, daß die Disziplin nicht ordentlich aufrecht erhalten werden kann, wenn es irgend einem Fähnrich von 16 Jahren und einem rohen Offizier nicht erlaubt ist, einen alten Soldaten grausam für ein unbedeutendes Ding, einen unschuldigen Fehler bei den Uebungen oder an der Kleidung zu bestrafen: so kann dies kaum anders denn als ein Vorurtheil angesehen werden. Wenn die Nation selbst als die Vertheidigerin des Landes zu betrachten ist, so muß sie nicht in dieser neuen Eigenschaft mit den entehrendsten Strafen bedroht werden, die nur sehr selten dem Auswurf des Volkes auferlegt werden. Aber wenn wir wünschen, die Fremden, die Vagabunden, die Dummköpfe, die Diebe, die Räuber und andere Verbrecher aus ganz Deutschland zurückzuhaben, die die Nation ruiniren und die Armee bei den Bürgern verhaßt machen, und dann, sobald der Marsch beginnt, desertiren, dann ohne Zweifel werden wir nicht fähig sein, ohne die alten Strafen zu handeln. Für schändliche Menschen werden wir auch schändliche Strafen brauchen. — Den Geist des Heeres zu heben und zu beleben, es enger mit dem Volke zu verbinden und es zu seinem großen und wichtigen Berufe zu führen: das ist der Grundsatz, der in der Tiefe der neuen Einrichtungen liegt, und er sollte zuerst von Denjenigen studirt werden, welche über sie urtheilen wollen."

Denn freilich fehlte es Scharnhorst und seinem großen Werke nicht an Widersachern und herben Tadlern: grimmig schalt General York auf das neumodische Wesen, das die alte strenge Zucht vernichte, und inständig beschworen die Grafen Finckenstein und Dohna im Verein mit einer großen Anzahl anderer ostpreußischer Edelleute den König, dem Adel doch das alte Vorrecht der Befreiung vom Kriegsdienste zu retten. Aber Friedrich Wilhelm, wie er schon für Stein's Reformen gegen die widerspenstigen Junker in den Marken und in Ostpreußen eingetreten war, ließ sich auch jetzt nicht an Scharnhorst irre machen: unbehindert ging die Reorganisation ihren Gang, die Nation in eine Armee umzuformen. Zwar verstattete der Tilsiter Frieden nur 42,000 Mann bei den Fahnen zu halten; aber immer nach einigen Monaten, wenn sie nothdürftig ausgebildet waren, wurden sie entlassen und neue 42,000 einberufen. Krümper nannte man vielleicht mit leichtem Spott diese halb ausgebildeten Soldaten, mit dem Namen der Pferde, welche aus dem Krumpfmaß der den Schwadronen ertheilten Fourage unterhalten wurden, um im Nothfalle als Ersatz zu dienen. So bildete hinter dem stehenden Heere sich die Reserve; aber hinter ihr schwebte noch eine Landwehr und ein Landsturm Scharnhorst vor der Seele, bis das ganze Volk waffenkundig und kriegsmuthig zu einem Volkskriege wäre, dem ähnlich, dessen Lohe über die Pyrenäen bis in die Ebenen Preußens hinüberleuchtete.

Die Wandelung der Gemüther. Und fürwahr, man dürstete in Spanien nicht heißer nach Befreiung von den Unterdrückern als in Preußen. Jetzt wo die Bedrückung und der freche Hochmuth der fremden Herren an den Einzelnen herantrat, vollzog sich eine Wandelung der Gemüther ohnegleichen. Abgethan war die dünkelhafte Flachheit der Poesie eines Nicolai und anderer aufklärerischen Geister, welche zumeist in den Kreisen der Halbgebildeten als Orakel gegolten hatten, abgethan die rührsame Gefühlsschwelgerei, welche überschwenglich für Jean Paul's Schriften geschwärmt hatte. Einen Moment warf sich Alles auf die Schmähschriften, welche in den Tagen des Unglücks erschienen, triefend von Lästerungen auf Alles, was bisher in Preußen gegolten hatte, ebenso voll Tadel über Haugwitz und Lombard wie über Hardenberg und Blücher. Dann aber trat der Umschwung ein. Ingrimm gegen die Fremdherrschaft erfaßte die Gemüther; aber zugleich drang die Ueberzeugung in immer weitere Kreise, daß nur von einer Wandelung des Volkes die Wiederkehr besserer Zeiten zu hoffen wäre. Allerorten

traten die Männer rathschlagend zusammen, hier und dort bildeten sich geheime patriotische Vereine, um die Möglichkeit der Wiedererhebung des Vaterlandes zu besprechen. So entstand in Königsberg der Tugendbund, mit Zustimmung des Königs durch Bardeleben, Mosqua und Bärsch, eifrige, aber einflußlose Patrioten, ins Leben gerufen. Freilich greifbare Erfolge hatten sie nicht; auch der Tugendbund wuchs nicht über 350 Mitglieder und löste sich auf das Geheiß des Königs am 31. Dezember 1809 wieder auf. Aber sie trugen dazu bei, den Ingrimm gegen die Franzosenherrschaft zu schüren und den Sinn auf ideale Güter zu richten.

Wie eine Erquickung fiel damals Goethe's Faust in die Gemüther, dessen erster Theil 1808 erschien. Dies echte Gold lauterster Poesie erhob und tröstete zugleich und stärkte das Vertrauen zu dem deutschen Volke, das im Stande wäre, so Herrliches hervorzubringen, so gedankentief war das Gedicht und zugleich so volksthümlich! Es hatte guten Grund, daß Königin Luise gerade in Goethe's Dichtungen ihren Trost suchte. Ganz anders wirkten Schiller's vor wenigen Jahren erschienene Dramen; er ist der Dichter nicht sowol der Freiheit als des Selbstgefühls: er schürte den Haß, aber er wirkte nicht innerlich befreiend. Wie gesättigt mit Beziehungen zur Gegenwart erschienen die Jungfrau von Orleans und zumal Wilhelm Tell! Aber mächtiger als er entflammte Heinrich von Kleist die Herzen, der mit einer Glut patriotischer Begeisterung, mit einer Wucht des Hasses zu dem Volke sprach, wie nie zuvor ein deutscher Dichter. Ihm ist gegen die Franzosen Alles recht:

„Schlagt sie todt; das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!"

ruft er in grimmigem Hasse den Deutschen zu. Seine Hermannschlacht ist ein einziger gewaltiger Weckruf an die Deutschen, und seinen Prinzen von Homburg schließt er mit dem Schlachtruf: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!" Auch Ernst Moritz Arndt wollte mit seinem „Geiste der Zeit" — der erste Theil erschien 1807 — mit rechtem, treuem Zorn die Welschen hassen lehren; mit fast herbem Ernste rief der Treffliche die Jugend auf zum Widerstande gegen die Unterdrückung der Welt. Die Mahnung blieb unvergessen, wie 1813 beweisen sollte.


Johann Gottlieb Fichte.

Gerade unter den Augen der Franzosen erhob im Winter von 1807—8 in dem großen Saale der Akademie in Berlin Johann Gottlieb Fichte seine ernste Stimme in den „Reden an die deutsche Nation." Männer, Frauen, Jünglinge lauschten seinen kerndeutschen Worten, während die Wirbel der französischen Trommeln von der Straße heraustönten. Schonungslos deckte er die Schäden der Zeit auf, pries die Großthaten der Vergangenheit, forderte, daß man mit opferfreudiger Liebe zum Vaterlande sich durchdringe, mahnte, daß die Bürgschaft des Sieges nicht in der Stärke der Armee, sondern in der Kraft des Gemüthes liege, und gebot, ein neues Geschlecht heranzuziehen durch eine solche geistige Bildung, daß diese nur ein Mittel für die sittliche Bildung sei.

Der Ernst der Zeit führte auch zu einer Erneuerung des religiösen Lebens, nicht in der Form eines kirchlichen Dogmatismus, wie sie Friedrich Wilhelm II. durch das berufene

Wöllnersche Religionsedikt angestrebt hatte, sondern als freies Gott suchendes und an Gott sich hingebendes Vertrauen, wie es die Königin Luise als ihr Bekenntniß aussprach: „Ich glaube fest an Gott, wie auch an eine sittliche Weltordnung. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und geschieht, nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin.“ Erbauungsbücher sind es daher, welche jetzt wieder den Weg in die Familien finden: Krummacher's sinnige und gefühlswarme Parabeln und die Stunden der Andacht von Zschokke, der die ganze sichtbare Welt als ein Gleichniß des unsichtbaren Gottesreiches faßt. Der Aarauer Dichter hatte sie geschrieben, um sich selbst in schmerzlichem Verluste zu trösten: so wurde das Buch in schwerer Zeit ein Trost für Viele. 1809 bestieg dann Friedrich Schleiermacher die Kanzel der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, um mächtiger noch, als es durch seine Schriften, die Reden über Religion an die Gebildeten ihrer Verächter, die Monologe und die Weihnachtsfeier geschehen war, durch sein geistvolles, tief eindringendes Wort eine gesunde und kräftige Religiosität in die Hunderte zu pflanzen, die allsonntäglich zu ihm strömten. Aber wie bei Fichte, so war auch bei Schleiermacher die auf Kant weiterbauende Philosophie mit der vaterländischen Befreiung in die innigste Wechselwirkung getreten.

Die Dinge in Berlin. Aus dieser geistigen Erhebung des preußischen Volkes ist die Stiftung der Berliner Universität hervorgegangen. Es macht einen ergreifenden Eindruck, daß in der Zeit der größten materiellen Noth, der drückendsten Fremdherrschaft der preußische Staat eine Pflegstätte der höchsten geistigen Interessen ins Leben ruft. Eine Deputation hallescher Professoren, die nach dem Tilsiter Frieden sich zu dem Könige nach Memel begab, hatte den Gedanken dazu angeregt. Wilhelm von Humboldt gewann den König dafür: am 16. August 1809 genehmigte Friedrich Wilhelm die Gründung einer Universität in Berlin in großem Maßstabe. Zu Michaelis 1810 eröffneten in dem Palaste des Prinzen Heinrich die berufenen Lehrer ihre Vorlesungen, Fichte und Schleiermacher voran, dazu der Philologe Böckh, der Historiker Niebuhr, der Jurist Savigny, der Mediziner Hufeland.

So heftig pulsirte schon im Frühling 1809 der freiheitsdürstende Geist in dem preußischen Volke, daß, als auf die Kunde des Sieges von Aspern Friedrich Wilhelm immer noch mit dem Anschlusse an das siegreich kämpfende Oesterreich zögerte, das ungestüme Verlangen nach Befreiung in manchem Gemüthe die alte preußische Königstreue verdunkelte. Nicht Wenige wurden irre an dem Könige, ja man hörte den ungeduldigen Wunsch, daß der König die Krone seinem Bruder, dem ritterlichen Prinzen Wilhelm abtreten möchte. Indeß sehr bald durchbrach diesen Nebel die volle Popularität, in welcher Friedrich Wilhelm stand. Die würdige Art, in welcher er das Unglück des Staates als sein eigenes fühlte und ertrug, und die Bescheidenheit, mit der er seinen bewährten Berathern gegenüber auf die eigene Meinung verzichtete, hatte gerade in den schwersten Zeiten die Volksbeliebtheit des Königs fest in Preußen begründet. So gestaltete sich denn, als er nach dem endlichen Abzuge der Franzosen am Ende des Jahres in seine Hauptstadt zurückkehren konnte, die lange Reise fast zu einem Triumphzuge. Mit rührender Freude begrüßte Berlin das lange entbehrte Herrscherpaar.

Die Rückkehr des Königs wurde bedeutungsvoll für die Befestigung der patriotischen Stimmung in Berlin. Denn wenn auch die Menge der Bevölkerung von patriotischer Begeisterung erfüllt war, so hatte doch noch im Jahre 1808 Niebuhr mit Recht in einem Briefe an Stein darüber geklagt, daß er in den höheren Kreisen Berlins nicht selten Aeußerungen „der äußersten Hoffnungslosigkeit“ begegnet wäre und Klagen gehört hätte über „die unglückliche Vereitelung der wohlthätigen Systeme Haugwitz' und Zastrow's“. Das besserte sich jetzt mehr und mehr: die Stimmung der Provinzen wurde auch in Berlin die herrschende. Denn Berlin, meist befangen in Gemeindeinteressen, literarischen Händeln und Theaterklatschereien, war damals sehr weit davon entfernt, die tonangebende Landeshauptstadt, die Richtschnur für die eigenartig entwickelten Provinzen zu sein. Schon auf dem Ordensfeste am 18. Januar 1810, an welchem der König alle Dekorirten bis zu den Briefträgern herab, die das allgemeine Ehrenzeichen erhalten hatten, im weißen Saale an seine Tafel lud, zeigte es sich, daß

auch in Berlin der Geist patriotischer Hoffnung der herrschende geworden. Die Spener'sche Zeitung war sein Organ.

Bald aber zeigten sich in Berlin Auswüchse jener hohen patriotischen Gesinnung. In Verachtung aller feinen Sitte, in Großsprecherei und hochmüthigem Welschenhaß offenbarte sich das Wesen der Deutschthümelei, welche Friedrich Ludwig Jahn auf seinem Turnplatz in der Hasenheide seit 1811 großzog. Verstand er es auch der Berliner Jugend einen ehrlichen Abscheu gegen Verzärtelung und Weichlichkeit einzuflößen, so erfüllte er sie doch durch seine mit dröhnender Stimme vorgetragenen orakelhaften Reden und durch sein unbeschreiblich konfuses Buch über das deutsche Volksthum mit der schrullenhaften Idee, daß Dauerlauf und umgeklappte Hemdkragen für die Zukunft des Vaterlandes im Grunde förderlicher wären, als die Beherzigung von Fichte's und Schleiermacher's tiefernsten Mahnungen. Man hat den Mann und seine Bedeutung damals weit überschätzt, wie er vor Allen selber sich weit überschätzte.

Gerade der Mann indessen, dem diese patriotische Hoffnung entgegengebracht wurde, der König, konnte sich nicht zu ihr erheben. Das Verständniß für die Macht der Ideen ging ihm ab, und von seiner Seite war jetzt die herrliche Frau genommen, die in allen Drangsalen ihn aufgerichtet hatte. Ihr Trost war all die schwere Zeit über der 126. Psalm gewesen, die Hoffnung der Gefangenen Zions: am 19. Juli 1810 hatte ihr auf Schloß Hohenzieritz in ihrer mecklenburgischen Heimat der König die Augen zugedrückt, „seines Lebens Sterne". In tiefster Seele fühlte er ihren Verlust; das Volk aber sah in Luisen fortan einen Schutzengel für die gute Sache. Und fürwahr, sie bedurfte eines solchen.

Hardenberg's Reformgesetze. Dohna und Altenstein zeigten sich der Erbschaft Stein's nicht gewachsen. In seiner Noth, Napoleon gerecht zu werden, sah Altenstein keinen andern Weg als denjenigen, zu welchem schon Schön vor zwei Jahren gerathen hatte: einen Theil von Schlesien an Frankreich abzutreten, d. h. das kleine Preußen noch mehr zu verkleinern. Er sprach sich darüber zu dem Fürsten Wittgenstein aus; allein dieser, über die Ehrlosigkeit des Gedankens empört, machte dem Könige sofort davon Mittheilung: Altenstein erhielt seine Entlassung; das Finanzministerium wurde Hardenberg übertragen. Einige Monate später, am 3. November 1810, wurde auch Graf Dohna entlassen: das Ministerium des Innern übernahm ebenfalls Hardenberg. Zwar sträubte sich Napoleon lange, den Wiedereintritt des von ihm vor vier Jahren verfemten Staatsmannes zu gestatten; aber endlich glaubte er der Versicherung, daß Hardenberg der einzige Mann wäre, welcher die Gewähr böte, daß Preußen seinen finanziellen Verpflichtungen gegen Frankreich nachkäme.

Schon im September 1807 hatte Hardenberg dem Könige eine Denkschrift von Riga aus „über die Reorganisation des preußischen Staates" übersandt, in welcher er, ähnlich wie Stein in der Nassauer Denkschrift, seine Meinung über das ausgesprochen hatte, was Preußen jetzt noth thäte.

Diese Denkschrift Hardenberg's ist eine der großartigsten Staatsschriften, welche jemals geschrieben worden sind. Zum Theil auf Arbeiten Niebuhr's und Altenstein's beruhend, verbreitet sie sich über die auswärtigen Verhältnisse, über die Grundverfassung des Innern, über das Militärwesen, über Polizei und Finanzen, über Religion und Rechtspflege, ebenso eingehend über allgemeine Grundsätze, wie über spezielle Details. Hardenberg steht darin ganz auf dem Standpunkte des modernen Liberalismus; ihm gilt als oberstes Prinzip, die Ideen der französischen Revolution auf Preußen zu übertragen. Er will, wie er sagt, „eine Revolution von oben, welche nicht durch gewaltsame Impulsionen, sondern durch die Weisheit der Regierung die Veredelung der Menschheit fördere." Eine Regierung, führt er aus, habe in Harmonie mit dem Zeitgeiste und dem Weltplane der Vorsehung zu verfahren, und dürfe ja nicht zurückschrecken vor dem, was der Zeitgeist als Hauptgrundsatz fordere, vor möglichster Freiheit und Gleichheit. Die natürliche Freiheit des Individuums bildet für ihn den Ausgangspunkt. Daher verlangt er Beweglichkeit des Grundbesitzes, Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit. Nur einen Zwang läßt er gelten, die allgemeine Schulpflichtigkeit, damit der Mensch nicht unerzogen bleibe.

Der Ausdruck dieser Grundsätze sind die Hardenberg'schen Gesetze: am 24. Nov. 1810 erschien das „Edikt über die Finanzen des Staates", welches die Grundsteuerbefreiungen, die Gewerbesteuern, den Zunftzwang, die Banngerechtigkeiten, die Naturallieferungen und die Vorspanndienste aufhob und alle Einwohner der Monarchie gleichmäßig nach ihrem Vermögen zu den Steuern heranzog. Zugleich wurde volle Gewerbefreiheit ausgesprochen, die geistlichen Güter eingezogen, eine zeitgemäße Gesindeordnung erlassen, der Handel mit den Landesprodukten und der Marktverkehr frei gegeben. Dazu erklärte das Gesetz vom 11. Sept. 1811 alle auf dem bäuerlichen Grund und Boden ruhenden Lasten für ablösbar und bestimmte das Maß, nach welchem die Grundherrschaften entschädigt werden sollten. Den Juden wurden mit unerheblichen Einschränkungen die Rechte von Staatsbürgern verliehen. Im Anschlusse an die Finanzgesetze wurde die „Generalkommission" errichtet, welche aus freien Wahlen der Rittergutsbesitzer, der Städte und der Landbewohner hervorging. Sie sollte durch ihren Rath die Regulirung der Provinzial- und Kommunalkriegsschulden fördern helfen, war aber stets darauf aus, ihre Befugniß zu einem wirklichen „Organ der Nation" zu erweitern; sie tagte in Berlin vom 10. April 1812 bis zum 14. Februar 1813 und vom 21. Februar 1814 bis zum 10. Juli 1815: so wenig sie auch den „Reichsständen", wie sie Stein vorschwebten, entsprach, doch der erste bescheidene Anfang einer Volksvertretung in Preußen.

Wesentlich anderer Art sind die „Organisationsgesetze" Hardenberg's: die Verordnung vom 27. Oktober 1810 über die Verfassung aller obersten Staatsbehörden, welche die maßgebende Stellung eines Staatskanzlers schuf, und das „Gensdarmerie-Edikt" vom 30. Juli 1812, durch welches das militärisch organisirte Corps der Gensdarmen ins Leben gerufen wurde zur Beseitigung der Mängel, „welche der Wirksamkeit der Staatsverwaltung in Beziehung auf das platte Land hinderlich sind." Verfasser dieses Edikts wie auch der agrarischen Gesetze war der Geheime Rath Scharnweber, welcher unter den Mitarbeitern Hardenberg's durch Arbeitskraft, Klarheit und Geschäftskenntniß hervorragt.

Indessen nicht in diesen Organisationsgesetzen, welche auf die Einführung einer französisch-westfälischen Büreaukratie hinausliefen, liegt die Hauptbedeutung der gesetzgeberischen Thätigkeit Hardenberg's, sondern in jenen wirthschaftlichen Reformgesetzen, welche jedem Preußen die freieste Disposition über seine Kräfte und Eigenthum geben. Hardenberg ging aus von den Rechten und Freiheiten des Individuums, Stein dagegen von den Interessen und Lebensbedingungen der Gesammtheit: dieser fundamentale Gegensatz trennt die beiden Männer, aber er schmälert Keinem sein großes Verdienst um die innere Wiederherstellung des preußischen Staates.





Ausmarsch der Sappeurs und Garden. Zeichnung von A. Beck.

Der russische Feldzug.

Wol war es der geschickten Finanzpolitik Hardenberg's gelungen, nicht nur dem drohenden Staatsbankrotte vorzubeugen, sondern auch die Mittel zur Wiederherstellung der Wehrhaftigkeit des Staates zu beschaffen: aber doch — wie sollte es der kleine Staat von vier Millionen Einwohnern wagen können, den Kampf gegen das gewaltige napoleonische Weltreich aufzunehmen? Eingeengt zwischen Frankreich und Rußland mußte Preußen hier oder dort Anlehnung suchen: die Liberalen und die öffentliche Meinung verlangten den Anschluß an Rußland. Vorsichtig suchte jedoch Hardenberg den Anstoß nach beiden Seiten hin zu vermeiden. Nun ging aber die Freundschaft der kaiserlichen Freunde in Stücken: neutral zu bleiben in dem drohenden Kampfe war für Preußen unmöglich; es hätte dann beide Gegner zu Feinden bekommen. Es mußte sich entscheiden; seine Existenz stand auf dem Spiele, wie die Wahl fiel.

Die Entzweiung zwischen Frankreich und Rußland. Der Wetterkundige sah den Krieg zwischen Frankreich und Rußland unvermeidlich wie ein Verhängniß herankommen; er ergab sich aus der ganzen Lage der beiden Staaten. Dem ehrgeizigen Sinne Kaiser Alexander's hatte zu Tilsit die Eroberung Konstantinopels und des ganzen türkischen Reiches vorgeschwebt; indeß die Donau wollte Napoleon doch nicht den russischen Doppeladler überschreiten lassen. Alexander mußte daher bald inne werden, daß Frankreich den Türken den Rücken stärke. Je mehr ihm aber die Hoffnung auf die Eroberung der Türkei schwand, um so wichtiger wurde ihm die polnische Frage. In der Errichtung des polnischen Herzogthums Warschau sah er eine Gefahr für Rußland. Wie leicht konnte der polnische Kleinstaat der Ausgangspunkt einer allgemeinen Erhebung Polens, von dem ja Rußland die ganze östliche Hälfte besaß, werden! Wol hatte daher Napoleon, als er die Hand einer Großfürstin erstrebte, Alexander durch Caulaincourt einen Vertragsentwurf vorlegen lassen, dessen erster Artikel bündig lautete: „Das Königreich Polen wird nie wieder hergestellt werden.“ Allein diese Beruhigung war zurückgezogen und Caulaincourt durch Lauriston in St. Petersburg ersetzt worden, sobald das Projekt der österreichischen Heirath sich zu verwirklichen schien. Es hatte also den Anschein,

als wenn Napoleon mit Polen doch irgend welche geheimen Pläne verfolge, welche Rußlands Besitz in Polen bedrohen mußten. Dazu kam nun die Verstimmung über die Kontinentalsperre. Napoleon hatte durch den Tarif von Trianon auf die wichtigsten Kolonialwaaren, um nicht den englischen blos, sondern auch allen Zwischenhandel abzuschneiden, so hohe Zölle gelegt, daß der neue Tarif einem Verbote ziemlich gleich kam. Alexander dagegen, der zu Tilsit dem Sperrsystem beigetreten war, erkannte je länger um so deutlicher die verderblichen Folgen desselben für Rußland. Auf das Betreiben des aufgeklärten Speranski erließ er daher am 31. Dezember 1810 eine Zollordnung, welche sowol die Einfuhr überseeischer Waaren unter neutraler Flagge gestattete, als auch englischen Schiffen unter gewissen Modalitäten die russischen Häfen öffnete. Für die so in Rußland eingeführten Kolonialwaaren bildete sich in dem österreichischen Grenzstädtchen Brody nun ein großer Markt aus, von dem sie ihren Weg im Geheimen in eben solchen Massen in das östliche Deutschland fanden, wie es durch Schmugglerschiffe von den englischen Niederlagen auf Helgoland für das nördliche Deutschland geschah. Daher sah Napoleon in dem russischen Zolldekret ein geheime Unterstützung seines unbezwungenen Gegners England.

Zum Ausbruche brachte die Spannung Napoleon selbst. Um dem Helgoländer Schmuggel ein Ende zu machen, erklärte er am 31. Dezember 1810 das deutsche Land von der holländischen Grenze bis zur Elbe mit Einschluß der Hansestädte, mehr als 600 Quadratmeilen, für einverleibt in Frankreich, unbekümmert darum, daß er durch die Besitznahme von Hamburg und Lübeck den Tilsiter Frieden brach, welcher die Elbe für Frankreich als Grenze setzte. Durch diese Gewaltmaßregel wurden außer der Schmälerung des Königreichs Westfalen drei deutsche Fürsten ihrer Länder beraubt. Der kleine Herzog von Ahremberg und der Fürst von Salm mußten zu der Vergewaltigung schweigen; aber Herzog Peter von Oldenburg, mit Entschiedenheit das ihm von Napoleon als Entschädigung gebotene Erfurt zurückweisend, wandte sich um Hülfe an seinen Schwager, den Kaiser Alexander, der überdies ja gleich ihm ein Prinz von Holstein-Gottorp war. Indeß mit völliger Nichtachtung dieser nahen Beziehungen Oldenburgs zu Rußland, mit offener Verletzung der Bestimmung des Tilsiter Friedens, welcher die Integrität Oldenburgs garantirte, ließ Napoleon in Oldenburg die öffentlichen Kassen versiegeln und in dem Lande französische Verwaltung einrichten.

„Das ist eine Ohrfeige, die man einer befreundeten Macht vor den Augen Europa's giebt", sagte Alexander zu Lauriston und ließ durch den Fürsten Kurakin, seinen Gesandten in Paris, Napoleon einen Protest zur Wahrung der Rechte des holsteinschen Hauses überreichen. Napoleon indeß fand dies Papier sehr im Widerspruche mit seinen Gefühlen persönlicher Freundschaft für Alexander und verlangte die Zurücknahme. Kurakin weigerte sich natürlich, den Protest zurückzunehmen; da erschien denn Graf Champagny, Talleyrand's Nachfolger, bei ihm, legte das Papier versiegelt auf den Tisch und verschwand ohne weitere Erklärung. Dem Kaiser Alexander war damit der Fehdehandschuh hingeworfen.

Die Stimmung in Rußland. Unverzüglich begann nunmehr auch die Anhäufung großer militärischer Streitkräfte an der Oder und in Danzig, während, um Zeit zu gewinnen, die diplomatischen Verhandlungen weitergeführt wurden, natürlich ohne zu irgend welchen Ergebnissen zu gelangen. Immer die alten Forderungen und Beschwerden werden von beiden Seiten wiederholt: keiner der beiden Gegner weicht einen Schritt zurück, aber keiner will auch als der Angreifer erscheinen.

Am 15. August 1811, dem Napoleonstage, war große Cour in den Tuilerien; alle Gesandten und Großwürdenträger des Reiches waren zugegegen. Gewissermaßen den Ohren von ganz Europa wollte Napoleon seine Beschwerden vortragen, als er auf den Fürsten Kurakin zuschritt und ihn anherrschte: „Ich begreife euer Verfahren nicht; entweder habt ihr Hintergedanken, oder eure Regierung hat den Kopf verloren und macht es wie der Hase, der Blei in den Kopf bekommen hat: er läuft, ohne zu wissen, wo er anrennen wird. — Ich bin nicht dumm genug, um zu glauben, daß ihr euch um Oldenburg kümmert; ich sehe klar, daß es sich um Polen handelt. Ihr schreibt mir Kriegsprojekte zu Gunsten Polens zu, und ich fange an

zu glauben, daß ihr es seid, die sich Polens bemächtigen wollen, indem ihr euch vielleicht einbildet, das sei das einzige Mittel, eure Grenzen an dieser Seite zu sichern. Daraus wird nichts!“ Und so ging es noch in Verweisen und Drohungen eine ganze Weile fort: es war klar, Napoleon wollte Rußland zur Entscheidung drängen.

Natürlich waren Alle, die zugegen gewesen waren, der Meinung, daß der Ausbruch des Krieges jetzt unmittelbar bevorstände. Preußen begann sich sofort mit allem Eifer und ganz offen zu rüsten, um allen Eventualitäten so sehr wie möglich gewachsen zu sein. Jedoch der Fürst Rumäntzow, Rußlands auswärtiger Minister, glaubte immer noch nicht an den Krieg: er gab Kurakin die Weisung, Alles zu beseitigen, wodurch das russische Bündniß mit Frankreich gelockert werden könnte. Und es mußte scheinen, als wenn Kaiser Alexander seine Meinung theile.

Die freundschaftlichen Beziehungen Alexander's zu Napoleon schienen den Russen ihren Ausdruck auch in einer Reihe von Reformen zu finden, welche während der letzten Jahre vorgenommen waren. Graf Michael Speranski war es, der russische Hardenberg, welcher in vielgeschäftiger organisatorischer Thätigkeit die inneren Zustände Rußlands zu bessern bemüht war. Er drang darauf, bei Beförderungen nicht blos das Dienstalter, sondern vor Allem die Tüchtigkeit in Anschlag zu bringen, er ordnete den Staatshaushalt, er war beschäftigt, nach dem Muster der Klarheit und Uebersichtlichkeit des Code Napoleon ein einheitliches Gesetzbuch für die Russen aufzustellen, er dachte ernstlich daran, die Leibeigenschaft aufzuheben. Natürlich verletzte eine solche reformatorische Thätigkeit zahllose Interessen. Zumal die geplante Aufhebung der Leibeigenschaft schien dem altrussischen Adel unerträglich.

In Moskau, der nationalen Hauptstadt, war seit den Tagen Peter's des Großen der Mittelpunkt des grollenden Altrussenthums, der Sammelplatz aller Unzufriedenen und Mißvergnügten. Hier wurden die Maßregeln der Regierung mit Haß und Mißachtung aufgenommen, hier wurden Pläne geschmiedet, die Partei in den Besitz der Regierungsgewalt zu bringen, den Zaren in ihre Netze zu ziehen. An der Spitze dieses Treibens stand der Graf Rostoptschin. Diesen Leuten galt Speranski, „der Jakobiner“, als der Anstifter alles Unheils. An Rumäntzow, den Abkömmling der alten Bojaren, obgleich er viel mehr Franzosenfreund war, wagten sie sich nicht; aber den gescheiten Emporkömmling zu stürzen, wurden alle Hebel der Intrigue und Verleumdung angewandt. Friedrich Wilhelm hatte zugestimmt, daß ein paar Heißsporne der altpreußischen Adelspartei, welche Hardenberg's Reformen hartnäckig widerstrebten, verhaftet und auf die Festung geschickt wurden: Alexander opferte seinen aufgeklärten Rathgeber den altrussischen Reaktionärs.

Am Abend des 29. März 1812 ließ der Kaiser Speranski zu sich bescheiden. Die Unterredung dauerte lange; es war 10 Uhr vorüber, als der Graf in höchster Aufregung aus dem Kabinet des Kaisers trat. Mit Thränen in den Augen packte er im Vorzimmer seine Papiere zusammen: da öffnete sich noch einmal leise die Thür des Kabinets: „Noch einmal leben Sie wohl, Michael Michailowitsch!“ rief der Kaiser dem Scheidenden zu. Vor seiner Hausthür hielt schon, als er in der Nacht heimkehrte, eine mit Postpferden bespannte Kibitke, welche den Gestürzten nach Nischnii Nowgorod in die Verbannung führte. Giftige Gerüchte verbreiteten sich jetzt, welche Speranski, der nicht einmal ein Freund Frankreichs gewesen war, wie das Zolledikt vom 31. Dezember 1810 bewies, zu einem bestochenen Verräther stempeln wollten, der das „heilige“ Rußland an Napoleon habe ausliefern wollen. Es ist wahr, die öffentliche Meinung war sehr aufgeregt in diesen Tagen der Spannung: der Krieg gegen Frankreich wurde mit jedem Tage populärer in Rußland; die altrussische Partei ließ es an nichts fehlen, den Haß gegen Frankreich zu entfachen. Es galt für ausgemacht, daß Napoleon im Begriffe stände, über das heilige Rußland herzufallen.

Der Kriegsplan. Alexander hatte geglaubt, einem allgemeinen Verlangen des Volkes nachzugeben, als er Speranski verbannte: aber er war keineswegs entschlossen, sich nun der altrussischen Partei ganz hinzugeben. Auf seine Einladung erschien Stein in St. Petersburg. Aber doch konnte der Kaiser nicht umhin, sich dem Begehren der öffentlichen Meinung anzubequemen: man wollte nichts von Frankreich haben, niemand dachte an Eroberungen, aber

man war entschlossen, es nicht zu dulden, daß Napoleon seinen Fuß nach Rußland hinein setze. Nur als Vertheidigung gedacht war der Krieg bei dem russischen Volke populär. Dies wirkte bestimmend auf die Haltung des Kaisers ein: es entschied über den Kriegsplan, wie über die Politik.

Alexander hielt den Krieg für unvermeidlich; aber der gewaltige Gegner imponirte ihm. Den Kampf gegen die Türkei führte er nur noch vertheidigungsweise; er wollte nur noch die Moldau und Walachei behaupten, um sie an Oesterreich gegen Galizien auszutauschen. Denn ihm schwebte die Idee vor, Polen wieder herzustellen und dadurch die Polen als ihr neuer König zum Kampfe gegen Frankreich fortzureißen. Als aber dieser Gedanke an dem Mißtrauen der Polen zerbrach, gab er die Donaufürstenthümer auf und schloß mit der Türkei am 28. Mai 1812 den Frieden zu Bukarest, den Pruth als Grenze sich gefallen lassend.

Auch gegen Schweden zeigte er sich entgegenkommend. Noch immer hielt Napoleon Stralsund besetzt; Anderes kam hinzu, so daß Bernadotte, den Verlust Finnlands verschmerzend, Anlehnung an Rußland suchte. Am 5. April 1812 wurde der Waffenbund zwischen Rußland und Schweden abgeschlossen, als dessen Preis Alexander die Hülfe Rußlands, Norwegen für Schweden zu gewinnen, zusagte. Die Verbündeten begannen nunmehr auch mit England um Frieden zu unterhandeln: am 18. Juli 1812 wurde er zu Örebro unterzeichnet.

Dagegen die Rüstungen Preußens mißbilligte Alexander mit großer Entschiedenheit. Preußen hatte sie unternommen in der bestimmten Erwartung, daß nach den Vorgängen des Napoleonstages die Kriegserklärung Rußlands an Frankreich unvermeidlich wäre. In Berlin war die allgemeine Meinung, jetzt im Bunde mit Rußland und Oesterreich den Befreiungskampf zu beginnen. In St. Petersburg jedoch nahm man das Entgegenkommen Preußens mehr als kühl auf: Rumäntzow antwortete auf Preußens Anträge mit der Mahnung, beiden Kaisern gleiche Freundschaft zu bewahren. Scharnhorst begab sich selbst nach St. Petersburg. Am 4. Oktober 1811 hatte er Audienz bei dem Kaiser. Alexander theilte ihm den Operationsplan mit, für den er sich entschieden hätte. Danach sollte die russische Armee, in zwei Heere getheilt, hinter unwegsamen Sümpfen auf der Linie von Riga bis Pinsk in verschanzten Lagern aufgestellt, den Angriff erwarten. Dasjenige Heer, gegen welches sich Napoleon wenden würde, sollte zurückweichen, das andere aber den Feind in der Flanke fassen. Der General **Phull**, ein früherer preußischer Offizier, hatte diesen Plan entworfen und Alexander ihn, durch das glänzende Beispiel, das Wellington in den Linien von Torres Vedras gegeben, mitbestimmt, angenommen. Scharnhorst verwarf diesen Plan, dem Napoleon leicht durch Zweitheilung auch seiner Armee begegnen könne, gänzlich: überlieferte er doch Preußen schutzlos dem Feinde. Er forderte, daß die russische Armee einen kühnen Vorstoß bis an die Elbe mache: nur so könne Preußen bewahrt werden. Allein mit einer gewissen Empfindlichkeit wies Alexander diesen Plan zurück; er wußte, daß der Krieg, sobald er die Grenze Rußlands überschritten, aufhören würde populär zu sein. Und hatte überhaupt Rußland einen Feldherrn, der im Stande gewesen wäre, einen so kühnen Kriegsplan mit Geschick und Entschlossenheit durchzuführen? Es war nicht zu erreichen, daß Rußland eine bindende Verpflichtung zu einem militärischen Zusammenwirken mit Preußen übernahm.

So von Rußland im Stiche gelassen: was sollte Preußen thun? Neutralität war das Allergefährlichste. Daher entschloß sich Friedrich Wilhelm mit schwerem Herzen dazu, Frankreich sein Bündniß anzutragen. Am 24. Februar 1812 wurde es zu Paris abgeschlossen und verpflichtete Preußen, die Hälfte seiner Armee, 21,000 Mann unter General Grawert, zu dem Kriege gegen Rußland zu stellen. Denn auch die Unterhandlungen mit Oesterreich waren ergebnißlos geblieben, da Oesterreich um den Preis von Ostgalizien selbst zur Waffengemeinschaft mit Frankreich durch Stellung eines Hülfscorps entschlossen war. Die mißtrauischen Maßregeln, welche Napoleon auch jetzt noch zur Ueberwachung und Fesselung Preußens traf, wie die Besetzung von Spandau und Pillau, bewiesen klar, daß Neutralität jedenfalls die Vernichtung des preußischen Staates zur Folge gehabt haben würde. Indeß so groß war die Erbitterung über diesen Zwang der Lage in Preußen, daß 21 jüngere Offiziere auf einmal ihren Abschied nahmen, um nicht an der Seite Frankreichs kämpfen zu müssen.



Napoleon in Dresden. Zeichnung von E. Bayard.

Der Einmarsch der Franzosen in Rußland. Napoleon unterdeß hatte im größten Maßstabe seine Rüstungen vollendet; er lebte und webte in der Tendenz, jeden widerstrebenden Willen zu beugen: nur einen Willen noch sollte es fortan auf dem Kontinente Europa's geben. Er war nicht zweifelhaft, daß er Rußland, sei es durch Drohung, sei es durch Gewalt, überwinden würde: dann mußte auch England fallen. Man erzählt, daß der Gedanke ihm durch

den Kopf gegangen sei, von Moskau aus durch Persien nach Indien zu ziehen und es den Engländern abzunehmen.

Unter dem Vorgeben, das russische Ultimatum, welches Kurakin am 27. April übergeben hatte, die Zurückziehung der französischen Truppen aus Schwedisch-Pommern und Preußen verlangend, zu beantworten, wurde Graf Narbonne an den Kaiser Alexander, der sich schon in Wilna bei der Armee befand, gesandt. Indessen nicht sowol Verhandlungen galt es, als den Eindruck zu beobachten, welchen die ungeheure Machtentfaltung Napoleon's in den maßgebenden russischen Kreisen hervorbrachte.

In Dresden wollte Napoleon den Bericht Narbonne's abwarten. Während er dort weilte — seine Gemahlin hatte ihn begleitet — stellten sich die Rheinbundfürsten von allen Seiten her zur Begrüßung ein. Es war ein Triumph für Napoleon, daß auch das Kaiserpaar von Oesterreich erschien: überstrahlte doch sichtlich an Glanz und Macht die junge französische Kaiserin ihre Stiefmutter, die Kaiserin Ludovica. Nur ein Fürst versagte ihm die Huldigung: der König von Preußen. Napoleon lud ihn ein, nach Dresden zu kommen, da er ihn doch in Berlin nicht würde aufsuchen können. Da traf denn auch in den letzten Tagen Friedrich Wilhelm in der sächsischen Hauptstadt ein, begleitet von seinem ältesten Sohne und von Hardenberg, um mit dem gefühllos-rohen Wort von Napoleon empfangen zu werden: „Sie sind Wittwer!"

Als eine glanzvoll prunkende Einleitung seines großen Feldzuges hatte Napoleon diese Dresdener Fürstenversammlung gemeint; am 28. Mai langte Narbonne dort an mit dem Berichte, daß Alexander in Wilna von einem Nachgeben in der Frage der Kontinentalsperre, die Napoleon die Hauptsache war, weit entfernt, vielmehr zu dem hartnäckigsten Widerstande mit den Waffen in der Hand offenbar entschlossen sei. Sofort verließ Napoleon Dresden und befahl den Einmarsch seiner Truppen in Rußland. Heerschau wurde hier und dort gehalten: alle Corps riefen begeistert dem Kaiser ihr „vive l'empereur!" zu; nur ein Corps schwieg, als er musternd die Reihen hinabritt. Es war das Hülfscorps der verbündeten Preußen!

Niemals hatte Europa eine gewaltigere Armee gesehen, als die war, welche jetzt gegen den Niemen, den Grenzfluß Rußlands, vorrückte. Was wogen dagegen Xerxes' undisziplinirte Völker? Sie umfaßte 10 Corps unter Davoust, Oudinot, Ney, dem Vizekönig Eugen, Poniatowski, Gouvion St. Cyr, Reynier, Vandamme, Victor und Macdonald. Dazu kam die alte Garde unter Lefebre, die junge Garde unter Mortier, die Gardereiterei unter Bessières, das Kavalleriecorps Murat's und das österreichische Hülfscorps unter Schwarzenberg. Das preußische Hülfscorps war zum größten Theile Macdonald zugetheilt, ein Theil der Reiterei jedoch unter Murat gestellt. Rechnet man hierzu noch die später nachrückenden Ersatzcorps, so ergiebt sich eine Gesammtstärke von 610,000 Mann und 182,000 Pferden mit 1276 Geschützen, welche zu dem Kampfe gegen Rußland aufgeboten wurden; etwa 439,000 Mann haben davon die russische Grenze überschritten. Macdonald war bestimmt die linke Flanke zu decken, Schwarzenberg die rechte, während Napoleon mit raschem Vorstoße der Hauptmacht die Russen zu vernichten trachtete.

Smolensk; Borodino. Die russischen Streitkräfte dagegen, unter Barclay de Tolly und den Fürsten Bagration getheilt, betrugen nicht mehr als 176,000 Mann Linientruppen und 15,000 Kosaken. Diese sollten der mehr als doppelt überlegenen französischen Heeresmacht widerstehen. Da erschienen auch die Oesterreicher auf dem Plan; es bedurfte eines Heeres, um Wolhynien und Podolien zu decken; Bagration mußte die Hälfte seiner Armeen an Tormassow zum Schutze der bedrohten Provinzen abgeben und war nunmehr mit den ihm verbleibenden 32,000 Mann von vornherein zu jeder selbständigen Aktion unfähig. Die Vereinigung der beiden Armeen wurde unerläßlich: der russische Kriegsplan war, bevor er zur Ausführung kam, in sich zusammengestürzt.

Scharnhorst war infolge des preußisch-französischen Bündnisses von seinem Amte zurückgetreten; aber der König bewahrte ihm ungekürzt sein Vertrauen und der General blieb die maßgebende Persönlichkeit in allen militärischen Dingen. Er rieth dem Grafen Lieven, dem russischen Gesandten in Berlin, den Krieg nunmehr nach Partherart zu führen, den unendlichen

Raum als Waffe zu benutzen und den Feind tief in das öde Innere des weiten Reiches zu locken und dann zu vernichten. Auch Gneisenau stimmte dem bei. Aber der russische Hochmuth verwarf den klugen Rath. Nur der Nothwendigkeit nachgebend, nicht aus freiem Entschlusse, wichen die Russen vor dem eindringenden Feinde zurück. Denn nur weiter rückwärts war die Vereinigung der beiden Armeen bei der Nähe des Feindes noch möglich. Barclay de Tolly gab die Stellung in dem festen Lager von Drissa auf und wich rückwärts zurück, während Bagration unter wiederholten Gefechten über den Dnjepr gedrängt, Anschluß an ihn zu gewinnen suchte. Dieses fortwährende Ausweichen der russischen Heere kam den Russen, die keine Ahnung von der Stärke Napoleon's hatten, sehr unerwartet: sie sahen darin offenbaren Verrath der Fremden, zumal der Deutschen, welche im Rathe ihres Kaisers waren. Das Verlangen nach einer Schlacht ward allgemeiner: Barclay entschloß sich dazu, sobald bei Smolensk die Vereinigung mit Bagration gelungen war.

Napoleon hatte im Juni den Niemen überschritten. Im Vertrauen auf ihn hatten die Polen sich zu einem Reichstage in Warschau versammelt und dort die Wiederherstellung Polens proklamirt. In der Hauptstadt Lithauens, in Wilna, erschien jetzt eine polnische Deputation vor dem Kaiser mit der Bitte, ihren Beschluß gut zu heißen. Wie sehr schlug es ihre hochfliegenden Hoffnungen nieder, als er ihnen erklärte, die Rücksicht auf Oesterreich verböte es ihm, in die Wiederherstellung der alten Republik zu willigen! Und doch, was für eine Förderung hätte ihm die Erhebung der polnischen Nation werden können!

Unter strömenden Regengüssen, auf tief aufgeweichten Wegen, ging der Marsch durch Lithauen. Am 17. August trafen die Franzosen bei Smolensk auf die vereinigten russischen Heere. Mit Heftigkeit wurde von beiden Seiten gekämpft, ohne daß es doch zu einer Entscheidung gekommen wäre. Indeß in der Nacht steckten die Russen die alte Stadt in Brand und zogen weiter ostwärts von dannen; nichts als eine rauchende Brandstätte nahmen die Franzosen am andern Morgen in Besitz. Ohne Verzug drängte Napoleon ihnen nach; durch das Treffen bei Valutina-Gora erstritt er sich den Uebergang über den Dnjepr.

Da aber erhob sich in Rußland der nationale Enthusiasmus; das Volk tritt ein in den heiligen Kampf für Glauben, Zar und Vaterland. Alexander begab sich, um das Volksaufgebot zu entbieten, nach Moskau: auf der letzten Station vor der Hauptstadt empfing ihn der Pope in seinem Talar mit einem Kreuz auf der silbernen Schüssel. Der Kaiser stieg aus dem Wagen, warf sich auf die Kniee und küßte in tiefer Bewegung das Kreuz. Mit Begeisterung empfing ihn Bürgerschaft und Adel in der heiligen Stadt. „Laß uns sterben oder siegen!" war ihr Zuruf. Eine Landwehr wird errichtet, der Adel selbst ruft seine Leibeigenen zu den Waffen. Alle Gouvernements bis an die Grenze hin erfüllen sich mit dem begeisterten Getümmel einer freiwilligen Volksbewaffnung. Das Altrussenthum steht an der Spitze dieser Bewegung. Barclay de Tolly gilt als Fremder, wenn gleich seine Familie schon 1689 aus Schottland in Livland eingewandert war; er wird des Oberbefehls enthoben, den der Kaiser dem alten Feldmarschall Kutusow, einem Waffengefährten Suworow's, der Volksstimme nachgebend, überträgt.

Das Volk sah in den Franzosen nichts Anderes, als die Tataren vor Jahrhunderten ihm gewesen waren. Es steckte, wie es damals gethan, die Holzhäuser in Brand, flüchtete mit Vieh und Habe in die Wälder und sandte die junge Mannschaft zu dem Aufgebote. Wie eine ungeheure Oede erschien den Franzosen daher das Land, während sie nun auf Moskau vorrückten. Den Regengüssen folgte glühende Hitze; durstig, matt, von furchtbarem Staube halb erstickt, wälzte sich der Zug dahin; oft fehlte es selbst an Lebensmitteln, stets an einem nächtlichen Obdach. Zu Tausenden gingen die jungen Soldaten zu Grunde, der Strapazen ungewohnt, Tausende verließen heimlich ihre Regimenter und schlossen sich den zahllosen Schwärmen der Marodeure an, die den Heereszug umgaben; Anfang August hatte Napoleon schon den dritten Theil seiner kampffähigen Mannschaft eingebüßt, Anfang September gar die Hälfte; nicht mehr als 155,000 hatte er noch zur Verfügung, als er bei Borodinó, eine Meile von der Moskwa, auf die Russen stieß, die entschlossen waren, ihm den Eintritt in das nur noch wenige Meilen

entfernte Moskau zu verwehren. Kutusow ließ in Erwartung der Schlacht das Bild der heiligen Jungfrau von Smolensk von Popen durch das Lager tragen und kündigte mit polternder Marktschreierei seinen Soldaten die völlige Vernichtung des Feindes an. Napoleon auf der andern Seite, infolge einer Erkältung so heiser, daß er kein vernehmliches Wort sprechen konnte, ließ vor seinem Zelte zur Anfeuerung der Soldaten das Bild seines kleinen Sohnes ausstellen; es zeigte den jungen König von Rom in einer Wiege sitzend, wie er mit einem Balle spielte. Die Graubärte der alten Garde traten heran und machten ihre Bemerkungen. „Hoffen wir", sagte ein Sergeant, „daß er den Spuren seines Vaters folgen wird." „Wünschen wir ihm unterdessen einen Schnurrbart!" meinte ein Anderer, als sei er doch nicht ganz sicher, daß das Werk Napoleon's, bis sein Sohn erwachsen wäre, Bestand haben würde.

Zu beiden Seiten der Straße nach Moskau hatten in tiefen Linien die Russen Aufstellung genommen, als am 7. September in der Morgenfrühe das blutige Ringen begann. Schweigend rückten die Franzosen in ihre Stellungen; nur vom rechten Flügel schallte Gesang herüber:

„Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren nnd Knechte."

Es waren die preußischen Reiter in Murat's Corps, die Schiller's Reiterlied angestimmt hatten. Eine furchtbare Kanonade leitete die Schlacht ein. In erbittertem Kampfe wurde der linke Flügel der Russen einige tausend Schritt zurückgedrängt, der rechte aber behauptete sich. Der Hauptkampf aber drehte sich im Centrum um die große Rajewski-Schanze, die zuletzt in den Händen der Franzosen blieb: aber sechs- und achtfach deckten die Todten die Zugänge zu derselben, füllten die Gräben aus, lagen im Innern übereinander geschichtet. Nach 10 Stunden endlich schwieg die Schlacht, zahllos waren die Opfer auf beiden Seiten; die Russen bivuakirten auf dem Schlachtfelde, dann zogen sie sich in so guter Ordnung auf Moskau zurück, daß Kutusow glaubte behaupten zu können, die Sieger wären seine Russen. Miloradowitsch, des gefallenen Bagration Nachfolger, deckte ebenso geschickt wie tapfer den Rückzug.

Moskau. Damit entschied sich auch Moskau's Schicksal. Kutusow hielt mit seinen Corpsführern Kriegsrath: die Meinungen waren getheilt, Bennigsen rieth, vor den Thoren Moskau's den Franzosen entgegenzutreten, Barclay de Tolly war dafür, die Stadt preiszugeben und erst hinter Moskau wieder eine Schlacht zu wagen. Rostoptschin, der Militärgouverneur von Moskau, wies auf das Verlangen der Bewohner hin, gegen den Feind geführt zu werden. „Wenn uns Gott nicht günstig ist", setzte er hinzu, „alsdann wird die Stadt in Flammen aufgehen!" Da erhob sich der greise Feldmarschall von seinem Stuhle und entschied sich für die Meinung Barclay's.

Der Rückzug der Russen begann, mitten durch die Stadt. Aber noch waren sie nicht aus den östlichen Thoren hinaus, als Murat schon vor den Westthoren stand. Um die Stadt zu schonen, schloß er ein Abkommen mit Miloradowitsch, das den Russen ungehemmten Abzug gewährte. Auf einer Anhöhe vor der Stadt hielt der Kaiser. Fast unabsehbar lag das Häusermeer vor ihm; Hunderte von Kirchen in fremdartiger Bauart mit zahllosen grünen, gelben und rothen Thürmen erhoben sich daraus. Wie ein silberner Streif zog die Moskwa durch die Landschaft, während ringsum aus Gärten und Baumgruppen Schlösser und Landhäuser emporragten.

Niemand erschien, den Kaiser zu begrüßen; todtenstill war die Stadt, als am 14. Sept. die Franzosen eindrangen. Breite ungepflasterte Straßen durchzogen die Stadt, von hölzernen, schindelgedeckten Häusern eingefaßt. Die Thüren und Fensterläden waren geschlossen; nur hier und da stand ein Blumentopf mit türkischer Kresse vor den Fenstern. Allmählich wurden die Häuser ansehnlicher, zum Schmuck an der Front vielfach mit Alabasterplatten überkleidet, so daß die Holzpaläste dadurch das Ansehen mächtiger Steinbauten gewannen; die Straßen wurden enger und vielgewunden: man nahte sich dem Mittelpunkte der Stadt, dem Kreml, jenem Durcheinander von Palästen, Kirchen und Klöstern zwischen grünen Rasenbeeten, das eine mächtige weiße Mauer umschloß. Im Kreml nahm der Kaiser sein Quartier; aber auch hier war Alles öde und todtenstill. Die Bewohner hatten mit ihrer besten Habe die Stadt verlassen und meist

unter dem Schutze des abziehenden Heeres in Nischnii Nowgorod Zuflucht gesucht; auch die Löschmannschaft mit den Feuerspritzen hatte Rostoptschin dorthin gesandt. Von der ganzen Viertelmillion der Bewohner Moskau's war fast Niemand zurück geblieben, als einige tausend Mann Gesindel und Sträflinge.

Mit sichtlicher Genugthuung hatte Napoleon in den alten Zarenpalast seinen Einzug gehalten: von hier aus gedachte er den Russen den Frieden zu diktiren, während indeß sein Heer an den Hülfsmitteln der großen Stadt sich erholte und neu organisirt wurde. Er sandte dem Kaiser Alexander Friedensvorschläge zu: allein Alexander antwortete ihm nicht darauf. Denn er brauchte nicht, wie Napoleon erwartete, durch die Rücksicht auf Moskau in seinen Entschließungen sich bestimmen zu lassen: als er Napoleon's Anträge erhielt, war Moskau nicht mehr.



Der Brand von Moskau.

Schon in der ersten Nacht war in der Stadt Feuer ausgebrochen; bei der Größe derselben wurde es wenig beachtet. Bedenklich wurden die Franzosen erst, als sie am 15. vergebens nach Löschgeräth in der Stadt suchten. Da flammte es aber am 16. gegen Mittag an verschiedenen Stellen auf, das Feuer fand in den Holzhäusern leichte Nahrung; schon am Nachmittag zog sich ein dicker, schwarzer Rauch über einen großen Theil der Stadt hin. Ein starker Nordwestwind erhob sich und, des Feuers Wuth anfachend, trug er die Flammen bis in die entlegensten Stadtviertel. Hoch wirbelten die Feuersäulen in die Luft, brennende Feuergarben wurden von dem heftiger werdenden Winde weit fortgetrieben; von Viertelstunde zu Viertelstunde gewann das Feuer an Ausdehnung: bald bildete die Stadt ein unabsehbares Flammenmeer. Selbst der Zarenpalast im Kreml gerieth in Brand; nur mit Mühe entging Napoleon der ihn umdrohenden Gefahr. Erst nach zwei Tagen ließ die Gewalt des Feuers nach; am 20. September endlich fiel Regen und löschte den ungeheuren Brand. Aber an den Flammen Moskau's, kann man sagen, hatte sich eine neue Epoche der Weltgeschichte entzündet.

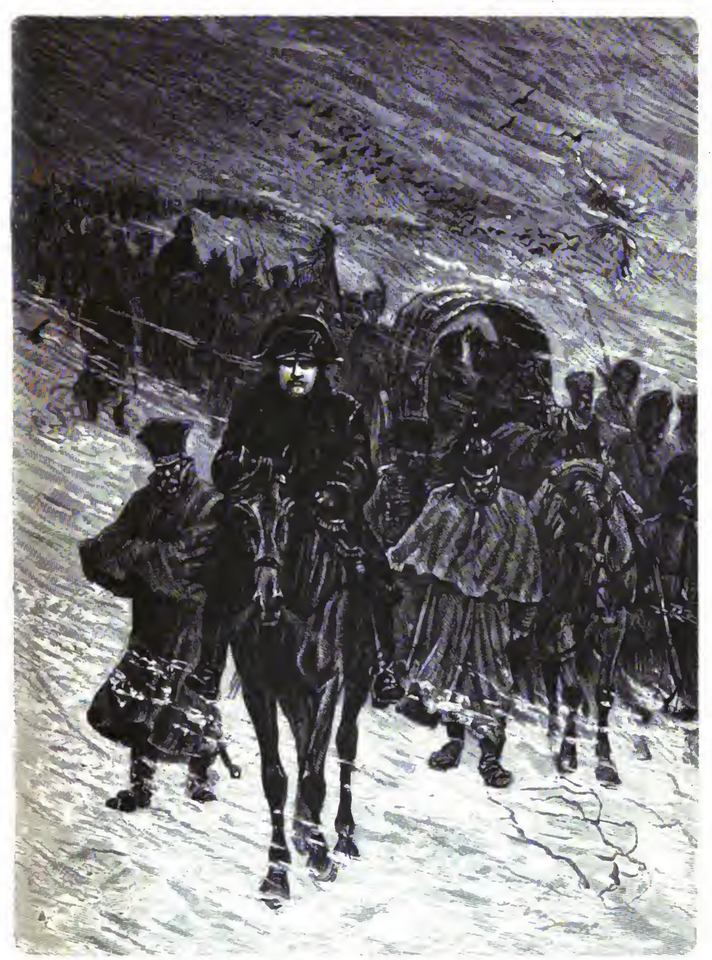
Der Rückzug der Franzosen. Neun Zehntel der Stadt waren in Asche gesunken. Rostoptschin's Drohung hatte sich erfüllt. Auch in sein eigenes Landhaus bei Woronowo hatte er die Brandfackel geworfen. Am Schloßthore fanden die Franzosen einen Bogen Papier angeklebt, auf dem mit großen Buchstaben in französischer Sprache geschrieben stand: „Ich habe Feuer an mein Schloß gelegt, das mich eine Million kostet, damit kein französischer Hund darin wohne."

Das französische Heer war obdachlos geworden; schlimmer war für Napoleon, daß durch die Niederbrennung Moskau's ihm das Pfand entwunden war, durch dessen Besitz er geglaubt hatte, den Frieden erzwingen zu können; aber das Schlimmste für ihn war, daß der Brand sein Heer völlig demoralisirte. Schon auf dem Hermarsche hatte die Zuchtlosigkeit erschreckende Dimensionen angenommen. Jetzt hatten die Soldaten aus der brennenden Hauptstadt sich reiche Beute erplündert, die sie in Sicherheit bringen wollten. Allnächtlich schlichen sich ganze Scharen von den Bivuaks weg, schlossen sich dem Trosse und den Marodeuren an und versuchten auf eigene Hand den Weg aus Rußland zu finden. Zusehends lichteten sich die Bataillone, und auch bei denen, die zurückblieben, zeigten sich Unlust und Unbotmäßigkeit. Man kann getrost behaupten, daß an ihrer Zuchtlosigkeit, nicht an der Kälte des nahenden Winters die französische Armee vornehmlich zu Grunde gegangen ist. Denn dadurch verlor sie die Widerstandsfähigkeit gegen Gefahren und Strapazen.

Der Herbst war ungewöhnlich milde. Kutusow hatte südwärts bei Kaluga Stellung genommen und that nichts, die Franzosen zu beunruhigen. Dennoch traf Napoleon, da Alexander's Antwort ausblieb und damit die Hoffnung auf Frieden schwand, allmählich Anstalten zum Rückzuge. Am 18. Oktober brach das Heer auf: ein ungeheurer Zug mit Beute beladener Packwagen, dessen Bedeckung zu bilden, der einzige Zweck der Armee zu sein schien.

Immerhin zählte das Heer noch gegen 100,000 Mann; aber die Russen waren ihm in ihrer beweglichen Artillerie und leichten Kavallerie weit überlegen. Um so empfindlicher war es daher, daß Kutusow sofort bei Winkowo auf Murat's Reiterei sich warf und ihr nicht blos die größten Verluste beibrachte, sondern auch 36 leichte Geschütze abnahm. Ebenso mißlang der Vorstoß völlig, den Napoleon am 24. Oktober auf Kutusow bei Malo-Jaroslawecz unternahm, um eine südlichere Straße für den Heimweg zu gewinnen. Fast wäre er selbst dabei eine Beute der flüchtigen Kosaken Platow's geworden. Es blieb nichts Anderes übrig, als über das Schlachtfeld von Borodinó mit seinen Tausenden unbegrabener Leichen den Marsch direkt auf Smolensk zu richten. Noch immer war die Witterung selbst in den Nächten sehr milde. Erst am 4. November meldete sich der Winter mit leichtem Schneefall; die Nacht vom 6. zum 7. November brachte den ersten empfindlichen Frost. Dann jedoch trat wieder Thauwetter ein, das bis über die Mitte des November hinaus anhielt. An Lebensmitteln fehlte es nicht; nur Brot war nicht vorhanden. Aber die bewaffneten Banden, welche auf dem Hinmarsche zurückgeblieben waren und jetzt, mit Beute beladen, dem Rückzuge sich wieder anschlossen, verbreiteten überall Unordnung und Unfug. So ging der Zug langsam über die öden, schneebedeckten Steppen, umschwärmt von den flüchtigen Kosaken und gedrängt durch Kutusow's durch Pelzkleidung geschützte Reiterscharen. Ney führte die Nachhut; zu den bei Borodinó erfochtenen Lorbern fügte der „Fürst von der Moskwa" neue hinzu: Tag für Tag die nachdrängenden Feinde abwehrend, war er unter den Letzten gewöhnlich der Letzte.

Endlich war Smolensk erreicht; noch etwa 40,000 Mann mochten kampffähig beisammen sein; mindestens eben so groß aber war die Zahl der Kranken, der Verwundeten, der Marodeure, der bewaffneten Deserteure, des Trosses. Die reichen Magazine boten Aussicht auf Tage der Erholung und Ruhe: aber die Soldaten in ihrer Zuchtlosigkeit plünderten sie und verschleppten, was sie fanden. Da nahte von Süden her die russische Donauarmee unter Admiral Tschitschakow, um im Verein mit dem General Wittgenstein den Franzosen den Uebergang über die Beresina und damit den Heimweg zu verlegen. Ohne Verzug mußte von Smolensk aufgebrochen werden: bei Krasnoi wurden die Russen zurückgedrängt und am 25. November die Beresina erreicht. Die Flußbrücke war noch in den Händen der Russen.



Der Rückzug der Franzosen. Zeichnung von C. Delort.

Indessen bei dem Dorfe Studianka im Angesichte des Feindes ließ Napoleon zwei Uebergänge über den Fluß herstellen, um ihn überschreiten zu können. Die Beresʒina war hier etwa 150 Schritt breit und 8—10 Fuß tief. Träge floß sie über den moorigen Grund dahin, halb mit langsam treibenden Eisschollen bedeckt. Material zum Brückenbau war nicht vorhanden: die benachbarten Häuser wurden zerstört, um Holz zu gewinnen, Wagen wurden als Unterbau in den Fluß gestürzt, so daß bald ein Theil der Brücke einen halben Fuß tief

70*

ins Wasser sank. Ueber diesen unsicheren Bau zogen die Soldaten hinüber, aber Tausende von Nachzüglern wurden im Gedränge in den Fluß gestürzt oder fielen in die Hände der Russen. Herzzerreißendes Jammergeschrei erfüllte die Lüfte: so groß war die Masse der Ertrunkenen, daß von ihren Leichen in dem Flusse eine umfangreiche Insel sich bildete. Aber denen, die hinübergekommen waren, drohte jetzt ein anderer grimmiger Feind. Höher und höher stieg in der letzten Novemberwoche die Kälte; bald betrug sie 20 Grad, vom 3. Dezember an mehrere Tage lang 27 Grad. Sich niederzusetzen war sicherer Tod. Blutig roth stand die Sonne am klaren Himmel, während der Zug der Elenden, vermummt, todesmatt, über das weite Schneefeld dahinschlich. Am Wege entlang lagen die Todten, häufig noch um die erloschenen Bivuakfeuer gruppirt.

Mit einer kleinen Schar, höchstens 8000 Mann, erreichte der Kaiser Wilna. Die ganze Artillerie und Bagage, auch die Kriegskasse, hatte zurückgelassen werden müssen. Hier setzte er sich in einen Schlitten und jagte mit nur vier Begleitern von dannen, den Oberbefehl über die elenden Heerestrümmer Murat übertragend. Er wollte der Unglückskunde zuvorkommen, daß das ganze gewaltige Heer in Rußland zu Grunde gegangen sei. Nicht zum Mindesten stachelte ihn auch die Botschaft, daß in Paris auf die fälschliche Nachricht von seinem Tode unter der Führung des Generals Mallet eine Volkserhebung stattgefunden habe; freilich war es gelungen, sie schnell zu unterdrücken: aber an seinen Thronerben hatte Niemand dabei gedacht; so wenig war die Dynastie Bonaparte in den Gemüthern der Franzosen angewurzelt!

Am 14. Dezember langte Napoleon in Dresden an: ein lustiges Liedchen trällernd stieg er die Treppe des Schlosses hinauf, um dem bestürzten Könige von Sachsen den Untergang der großen Armee zu berichten. Am 17. brachte der Moniteur das 29. Bulletin, worin es unter dem Datum des 3. Dezember 1812 hieß, die Armee ist verloren, aber der Kaiser bei guter Gesundheit. Folgendes Tages am späten Abend traf Napoleon selbst in den Tuilerien ein.

Unterdessen hatte Murat am 10. Dezember Wilna verlassen; nur 4300 brauchbare Soldaten folgten ihm noch; wacker genug erwehrten sie sich der nachdringenden Feinde. Aber nicht mehr als 450 Mann Infanterie und 600 Gardereiter überschritten bei Kowno den Niemen. Geschwärzten Antlitzes, mit langem, struppig rothem Barte trat ein Mann in Gumbinnen ins französische Hauptquartier. „Endlich bin ich hier!“ rief er tief aufathmend aus, seinen dicken braunen Pelzrock aufknöpfend. „Wer sind Sie?“ fragte man ihn. Niemand kannte ihn; so verwildert sah er aus. „Ich bin die Arrièregarde der großen Armee, der Marschall Ney“, antwortete der Tapfere. „Auf der Brücke von Kowno habe ich den letzten Schuß gethan und unsere letzten Waffen in den Niemen geworfen!“



Ney's Rückkehr.



Der Frühjahrsfeldzug der Preußen und Russen.

Wie hinter einem dichten Vorhange war für Europa die „große Armee“ in Rußland verschwunden gewesen. Monate lang hörte man, nachdem sie den Niemen überschritten hatte, nichts von ihr; dann durchschwirrte ein unbestimmtes Gerücht die Luft, die Franzosen hätten Moskau in Brand gesteckt, und wieder folgte Monate lang tiefe Stille. Da brachten Schiffe nach Dänemark die Nachricht, daß die französische Armee geschlagen und auf dem Rückzuge sei. Der junge Dahlmann in Kiel hörte davon und schrieb es rasch seinen Freunden in Berlin. Wie ein Blitz durchdrang die frohe Mär die Kreise der Patrioten: Alle fühlten es, daß damit die Stunde der Befreiung geschlagen habe; aber doch wagte Keiner mit voller Zuversicht ein solches Glück zu hoffen. Sie brauchten indeß nicht lange zu warten, so hatten sie die vollgiltige Bestätigung vor Augen. Abgerissen, hohläugig, Viele in Weiberkleidern, die Füße mit Lumpen umwickelt, Manche erblindet oder taub durch die Kälte, mit Ungeziefer bedeckt, halb stumpfsinnig: so kamen allerorten die elenden Trümmer der „großen Armee“ über die preußische Grenze, die Meisten, um in Freundesland sich hinzulegen und zu sterben. Man pflegte und erquickte die Unglücklichen in jeder Weise; aber ein Gedanke durchglühte dabei alle Herzen: das ist Gottes Finger, jetzt oder nie ist die Zeit, die französischen Ketten zu brechen!

Die allgemeine Lage Preußens. Die Ungeduld des Volkes erwartete, daß der König Friedrich Wilhelm sich sofort an die Spitze der Erhebung stellen würde; aber kaum einer erwog die Schwierigkeit der Lage, in der sich Preußen befand. Noch waren die Franzosen in den Marken stark genug, um eine plötzliche Erhebung auf der Stelle niederzuschlagen. Preußen hatte von Frankreich für Lieferungen auf Grund des Vertrages vom 24. Februar 1812 noch 94 Millionen Francs zu fordern, deren das völlig ausgesogene Land in keiner Weise entbehren konnte. Wie würde aber Napoleon bei dem geringsten Anscheine von Feindseligkeit seinen Verpflichtungen nachkommen? Konnte überhaupt ohne die Theilnahme Oesterreichs eine Waffenerhebung gegen Frankreich von irgend welcher Aussicht auf Erfolg sein? Ueberdies glaubte aber bei seiner Gewissenhaftigkeit Friedrich Wilhelm durch das, wenngleich erzwungene Bündniß an Frankreich gebunden zu sein. Nicht zum Geringsten war es daneben auch die Schwäche der russischen Streitkräfte, welche gegen den Anschluß an Rußland bedenklich stimmen mußte.

Der sechsmonatliche Feldzug hatte die Russen 300,000 Soldaten gekostet. Kutusow hatte höchstens noch 40,000 Mann bei sich; und noch nicht einmal so stark waren die Corps Tschitschakow's und Wittgenstein's. Was für Erfolge ließen sich von so geringen Streitkräften erwarten? Und wie viel Zeit mußte vergehen, bis sich Rußland bei den ungeheuren Entfernungen im Innern des Reiches und bei der Spärlichkeit seiner Bevölkerung wirklich

aktionsfähig gemacht hatte? Es war nicht anders; wenn Preußen sich jetzt zur Waffengemeinschaft mit Rußland entschloß, so mußte es bereit sein, die Hauptlast des Krieges gegen Napoleon zu tragen, und von Rußland nicht Hülfe zu verlangen, sondern sie ihm zu gewähren.

Denn das entging keinem Einsichtigen, daß viel früher als die Russen Napoleon wieder kampfbereit auf dem Plan sein würde. Wol hatten wirre Gerüchte von der meuterischen Stimmung des Heeres die Franzosen beunruhigt, wol hatte das 29. Bulletin allenthalben Bestürzung verbreitet. Als aber am nächsten Abend schon der Kaiser selbst in den Tuilerien eintraf, da erfolgte alsbald ein Umschlag der Stimmung. Es imponirte den Parisern gewaltig, daß er in vier Tagen die Reise von Dresden bis nach Paris gemacht hatte. „Er ist doch ein außerordentlicher Mensch!" meinten sie und vergaßen darüber beinahe den Untergang des Heeres in Rußland. Er säumte nicht, sie darüber zu beruhigen, daß er durchaus keine neuen Opfer von ihnen verlange, ließ aber in aller Stille trotzdem die umfassendsten Kriegsrüstungen betreiben, um im Frühjahr mit überwältigender Heeresmacht wieder im Felde zu stehen.

Unter diesen Umständen erschien das Verhältniß zu Oesterreich für Preußen besonders wichtig. Seit Monaten schon hatte sich Hardenberg redlich bemüht, mit Metternich zu gutem Einvernehmen zu gelangen. Der Flügeladjutant von Natzmer, der im September als preußischer Bevollmächtigter nach Wien gesandt worden war, hatte dort auch sehr freundliche Aufnahme gefunden: an freundschaftlichen Betheuerungen ließ es Metternich nicht fehlen, aber zu bestimmten Versprechen war er nicht zu bringen. Dennoch erklärte sich Friedrich Wilhelm am 29. Oktober zu einem Wechsel seines politischen Systems, d. h. zur Lossagung von Frankreich bereit, wenn Oesterreich sich mit Preußen verbünden wollte. Aber Kaiser Franz blieb zurückhaltend. Auch der Untergang der französischen Armee änderte in dieser reservirten Haltung nichts, nur daß das österreichische Hülfscorps unter Schwarzenberg's Führung den Befehl erhielt, sich auf Warschau zurückzuziehen, während zugleich Graf Bubna nach Paris gesandt wurde, um Napoleon der friedfertigen Gesinnungen seines kaiserlichen Schwiegervaters zu versichern. Es war klar, daß Oesterreich erst die weitere Entwicklung der Dinge abwarten wollte, bevor es seine Entschlüsse faßte.

Die Konvention von Tauroggen. In Preußen indessen hatte Friedrich Wilhelm sich entschieden. Er wollte, sei es mit, sei es ohne Oesterreich, in der Rolle eines bewaffneten Vermittlers zwischen die kriegführenden Kaiser treten und zu diesem Zwecke sofort sich rüsten. Weigerte Napoleon die Vermittelung anzunehmen, so wollte Preußen von dem französischen Bündnisse zurücktreten und von Schlesien aus das Volk zum Kampfe gegen die französischen Zwingherren aufrufen. Ein mannhafter Entschluß: am 26 Dezember 1812 hatte der König ihn gefaßt, und noch war das alte Jahr nicht zu Ende, als die Beurlaubten des Heeres schon einberufen und mit der Formirung von 52 Reservebataillonen begonnen wurde. Von Dresden aus hatte Napoleon von Preußen die Erhöhung des Kontingentes auf 30,000 Mann verlangt: so erschienen denn die preußischen Rüstungen als lediglich infolge dieser Forderung geschehend; sorgfältig wurde dieser Schein aufrecht erhalten, denn, so lange noch die Franzosen Herren im Lande waren, bedurfte es der größten Behutsamkeit, um deren Verdacht und gewaltthätige Gegenmaßregeln zu vermeiden. Nichts konnte daher unwillkommener, ja gefährlicher sein als die Nachricht, daß das preußische Bundeskontingent in Rußland eigenmächtig von Frankreich abgefallen sei. „Da soll Einen ja der Schlag rühren!" fuhr Friedrich Wilhelm auf; er sah den ganzen vorsichtigen Plan verrathen, Preußen niedergeworfen, bevor es sich hatte erheben können, aber doch gab sich dabei in ihm, wie die jungen Prinzen wohl bemerkten, eine gehobene Stimmung kund: ahnte er, daß der Abfall York's in Wahrheit die Geburtsstunde der Befreiung war?

Hans David Ludwig von York war 1759 in Potsdam geboren. Sein Vater Jonathan von York, der Sohn eines pommerschen Predigers Jarke, war unter Friedrich II. emporgekommen. Mit 13 Jahren trat Hans als Junker in das preußische Heer; aber unlustig, in die strenge Subordination sich zu fügen, mußte er schon als Leutnant seinen Abschied nehmen.

Er ging in holländische Dienste, kämpfte gegen England am Kap der guten Hoffnung und auf Ceylon, kehrte aber unter Friedrich Wilhelm II. in den preußischen Dienst zurück. Bei Altenzaun und Lübeck bewährte er seinen Ruf, war aber mit Scharnhorst's Reformen keineswegs einverstanden. Er war ein Mann von Entschlossenheit und tiefem, aber zurückgehaltenem Feuer, wegen seines schroffen, strengen, sarkastischen Wesens — „scharf wie gehacktes Eisen" nennt ihn Arndt — von seinen Soldaten sehr gefürchtet; aber seiner Umsicht und Tapferkeit vertrauten sie unbedingt.

Nach Grawert's Erkrankung war das Kommando über das preußische Kontingent, das dem Corps Macdonald's zugetheilt war, auf York übergegangen. Das Corps hatte sich tapfer bei Eckau geschlagen und die Russen gegen Riga zurückgedrängt; als aber der Rückzug der großen Armee begann, mußte Macdonald sich ebenfalls zurückziehen: Wittgenstein wurde gegen ihn gesandt, um ihn abzuschneiden. Infolge dessen beeilte er seinen Marsch, ohne bei der Verpflegung auf die Preußen Rücksicht zu nehmen: es kam darüber zu einem sehr gereizten Briefwechsel zwischen York und dem Oberbefehlshaber. Diese Spannung kam den Russen zu statten, als sie nun bei dem Umschwung der Lage York zum Uebertritte auf ihre Seite zu veranlassen suchten: er könne der Retter seines Vaterlandes und des gesammten Deutschlands werden. Der Marchese Paulucci, der Gouverneur von Riga, erinnerte ihn an das Beispiel de la Romana's, und Kaiser Alexander ließ ihm durch Paulucci sagen, daß er im Falle des Uebertrittes sich verpflichten wolle, die Waffen nicht niederzulegen, ohne Preußen eine Gebietsvergrößerung verschafft zu haben, infolge deren es seinen alten Rang unter den Mächten Europa's wieder einnehmen könne. — Wol mußte dem Kaiser der Uebertritt York's als Einleitung des Bündnisses mit Preußen überaus werthvoll sein. Die Nachricht von dem Brande Moskau's hatte sein Haar in einer Nacht ergrauen lassen: seitdem stand ihm fest, daß es seine Mission sei, Europa von der Tyrannei Napoleon's zu befreien. Kutusow machte in Wilna Halt, er wollte nicht, zufrieden mit der Abwehr des französischen Angriffs, die Waffen über die Grenzen Rußlands hinaustragen; Alexander aber war entschlossen, den Krieg wirklich zu Ende bis zur Besiegung des Gegners zu führen. Da war es von der höchsten Wichtigkeit bei dem Zustande des französischen wie des russischen Heeres, auf wessen Seite die 20,000 Preußen standen, die in dem Feldzuge wenig gelitten hatten: sie konnten eben so wol den Russen den Eintritt in Preußen verwehren, wie die Franzosen über die Weichsel werfen. York sandte mit den russischen Anerbietungen seinen Adjutanten Seydlitz nach Berlin und ließ um Verhaltungsmaßregeln bitten. Der König glaubte keine andere Weisung geben zu können, als daß York nach den Umständen handeln möge. Allein bevor noch Seydlitz zurückkehrte, fiel schon die Entscheidung. Wittgenstein's Generalquartiermeister Diebitsch



Hans David Ludwig von York.

hatte mit York im freien Felde zwischen den russischen und preußischen Truppen eine Unterredung, in welcher er auf das Bestimmteste die schon durch Paulucci mitgetheilte Zusicherung Kaiser Alexander's dem General wiederholte. Das machte Eindruck; nach schweren inneren Kämpfen schwenkte York von dem Wege nach Tilsit, den Macdonald gezogen war, ab und wandte sich nach Tauroggen zu, bereit, auf den angebotenen Vertrag einzugehen. Die Freude seiner Offiziere gab sich laut darüber kund. „Ihr habt gut reden", wandte er sich zu ihnen, „mir aber, mir Altem wackelt der Kopf auf den Schultern". Da langte auch Seydlitz an; er kam gerade noch zur rechten Zeit, um der Unterzeichnung der Konvention beizuwohnen; die am 30. Dezember 1812 in der Mühle von Poscherun bei Tauroggen stattfand. Sie bestimmte, daß die preußischen Truppen innerhalb eines bestimmt bezeichneten Bezirks eine neutrale Stellung einnehmen sollten, falls nicht der König ihren Zurücktritt zu den Franzosen befehle; jedoch werde dann das preußische Corps bis zum 1. März keine Dienste gegen die Russen leisten: wogegen Alexander seine frühere Zusage wiederholen ließ.

Die Erhebung der Provinz Preußen. Die That York's hatte eine ungeheure Wirkung. Diese Auflehnung gegen die Politik seines Königs, wie er sie faßte, war doch die erste selbstständige Regung des nationalen Bewußtseins: mit ihr, kann man sagen, beginnen die Befreiungskriege. Sie nahm mit einem Male den Bann von den wogenden Gemüthern; wie ein frischer Ostwind vertrieb sie die Schwüle der politischen Atmosphäre. Unaufhaltsam pflanzte sich von der Ostgrenze die Erhebung und Begeisterung durch die preußischen Lande fort.

Napoleon gerieth über die Nachricht von dem Abfalle York's in heftigen Zorn, oder vielmehr der große Komödiant stellte sich so. Die That bot ihm einen brauchbaren Vorwand, die wohlbegründeten Schuldforderungen Preußens jetzt hartnäckig abzuweisen. Der preußische Gesandte Krusemark gab sich alle Mühe, die Sache zu fördern, aber er erreichte nichts weiter, als daß ihn der Kaiser an den Herzog von Bassano verwies. Und der Minister wieder wies ihn an den Kaiser. Die Hauptsache aber war für Napoleon, daß er jetzt ein Mittel gefunden zu haben glaubte, um die offenbare Friedenssehnsucht des französischen Volkes verstummen zu machen, den nationalen Dünkel aufzureizen. Die That York's sollte als ein Attentat auf die Ehre Frankreichs gelten: um dies zu rächen, verlangte er eine neue Aushebung. Die Bestürzung über dies neue Aufgebot war nach seinen früheren Friedensversicherungen unbeschreiblich; allenthalben zeigte sich Trauer und Unzufriedenheit: aber der stets gehorsame Senat bewilligte die neuen Rekruten.

Metternich dagegen gerieth über die Konvention in aufrichtiges Entsetzen: er sah in dem Abfalle York's das Aufflammen einer deutschen Revolution.

Friedrich Wilhelm natürlich entsetzte den General, der zu früh, wie Hardenberg sagte, „dem Fasse den Boden ausgeschlagen" hatte, sofort seines Kommandos wie seiner Stellung als Generalgouverneur der Provinz Preußen. Da die Absetzungsordre nicht in amtlicher Form ihm mitgetheilt wurde, sondern nur durch Zeitungsnachrichten ihm bekannt wurde, so kehrte sich York nicht daran. Gleichzeitig überdies erhielt der General Bülow den Befehl, mit der Ergänzung der Wehrkräfte Westpreußens fortzufahren. Zehn Millionen Tresorscheine wurden kreirt und geheime Unterhandlungen mit Rußland angeknüpft. Unter verstelltem Namen theilte Hardenberg das stille Einverständniß des Königs mit Kaiser Alexander Stein mit, welcher jetzt als Bevollmächtigter Rußlands in Königsberg erschien. Stein's Streben war, die Kräfte Ost- und Westpreußens für Rußland zur Fortführung des Krieges zu gewinnen. Sollte Preußen aus der französischen in die russische Knechtschaft gerathen? Das permanente Comité der Provinzialstände Preußens trat zusammen, um über die Wehrhaftmachung der Provinz zu berathen: aber York sowol wie Graf Dohna, der frühere Minister, und Schön setzten sich Stein entgegen; nicht für Rußland, sondern für Preußen wollten sie die Wappnung. In drei Tagen waren die wesentlichen Beschlüsse gefaßt: eine Reserve von 13,000 Mann sollte gebildet, eine Landwehr von 20,000 Mann errichtet und die älteren Bewohner als Landsturm aufgeboten werden. Die Genehmigung des Königs war vorbehalten, doch wurde bei der Dringlichkeit der Umstände sofort auch ohne dieselbe zur Ausführung geschritten.

Alle waffenfähigen Männer zwischen dem 45. und 60. Jahre bildeten den Landsturm, mit Sensen, Piken, überhaupt jedem tödlichen Instrument bewaffnet, nur in den Umrissen militärisch organisirt, bestimmt den Feind von den Grenzen abzuhalten. Zur Landwehr sollten alle Männer bis zum 45. Jahre gehören, ohne Unterschied des Standes und der Religion, nur Geistliche und Lehrer ausgenommen; sie war in Uniform und Exerzitium einfacher als die Linie, nicht durchweg mit Gewehren bewaffnet, aber doch so weit militärisch organisirt, um neben der Linie verwandt zu werden. Die ganze Provinz trat mit Begeisterung unter Waffen. Ernst Moritz Arndt's Schriften „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“ und „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ in der schlichten, körnigen Sprache der heiligen Schrift geschrieben, thaten das Ihrige, den Enthusiasmus zu schüren.

Man verbarg sich, als man diese Beschlüsse zu einer Volksbewaffnung gegen den Volksfeind faßte, keineswegs, wie groß das Wagniß wäre: mußte doch das Mißlingen desselben Vaterland und Existenz kosten; aber man vertraute darauf, daß der König das nicht mißbilligen werde, was in dem Geiste patriotischer Treue unternommen war.

Bündniß Preußens mit Rußland. Wol war es klar, daß die Regierung die Bewaffnung der Provinz Preußen billige, denn sie hinderte nicht, daß General York sich nach wie vor als Generalgouverneur von Preußen gerirte und die Ausführung dieser Beschlüsse energisch in seine Hand nahm: aber zu offener Zustimmung war, so lange das ganze Land noch nicht kriegsbereit war, die Zeit noch nicht gekommen. Hardenberg sandte den Fürsten Hatzfeld nach Paris, angeblich um die Zahlung der 94 Millionen zu betreiben, in Wahrheit um Napoleon's Zorn über York's Abfall zu beschwichtigen. Dem französischen Gesandten in Berlin gegenüber hatte Hardenberg leichteren Stand: der Marquis St. Marsan, ein gebildeter Sardinier, von Hochachtung gegen den König, von Wohlwollen gegen das Volk erfüllt, wollte offenbar Manches nicht sehen.

Dennoch verbreiteten sich dunkle Gerüchte in Berlin, daß die Franzosen damit umgingen, sich der Person des Königs als Geisel für die Ruhe des Volkes zu bemächtigen. Man bemerkte, daß Augereau, der in den Marken kommandirte, mit St. Marsan Besprechungen hielte; es erweckte Sorge, daß das Corps des Generals Grenier in Berlin einrückte und sogar den Versuch machte, sich in Potsdam, der Residenz des Königs, gegen die ausdrückliche Bestimmung des Februarvertrages vom Jahre 1812 einzuquartieren. Um so wachsamer war Hardenberg: am Abend des 17. Januar erkannte er, daß etwas im Werke war. Er ließ sechs Pferde vor seinen Wagen legen und jagte nach Potsdam hinaus: mit scharfen Patronen versehen, trat die Potsdamer Garnison unter dem Vorwande einer Parade vor dem Herzoge von Koburg unter das Gewehr, und das Leibregiment in Berlin erhielt den Befehl, nach Potsdam zu marschiren. In Berlin war die Aufregung grenzenlos; aber Alles blieb jetzt ruhig. Noch einige Tage weilte der König in Potsdam; Donnerstag den 21. Januar fand die Einsegnung des Kronprinzen statt, der in seinem Glaubensbekenntniß der allgemeinen Zuversicht Worte gab: „Ich glaube an Den, der zum Uebermuth spricht: bis hierher und nicht weiter!“ Dann erfolgte am nächsten Tage die Abreise des Königs und seiner Familie — auch St. Marsan schloß sich auf Einladung Hardenberg's an — nach Breslau. In Berlin wurde zur Erledigung der laufenden Angelegenheiten eine Regierungskommission unter dem Grafen Golz mit der Weisung eingesetzt, die freundlichen Beziehungen zu Frankreich so lange wie möglich aufrecht zu erhalten.

Nach Breslau zu kommen, hatte Kaiser Alexander den König bitten lassen, sowol zu seiner persönlichen Sicherheit als zur Erleichterung der Verhandlungen mit Rußland. Denn während die russischen Generale zumeist, der alte Kutusow voran, den Krieg im Grunde mit der Vernichtung der französischen Armee als beendigt betrachteten und, was doch hauptsächlich die Fehler der Franzosen verschuldet hatten, sich als Heldenthat anrechneten, sah Alexander die französische Niederlage nicht blos als eine Befreiung Rußlands, sondern als den Anfang des Umsturzes der napoleonischen Herrschaft an: ein Verdienst von welthistorischer Bedeutung. Da aber die russischen Truppen nur etwa ein Viertel der Stärke hatten,

mit der man in dem russischen Hauptquartiere groß that, so war eine weitere Aktion nur unter dem Anschlusse Preußens möglich. Dennoch traten sie allenthalben als Herren auf und zeigten nicht übel Lust, alles preußische Land bis an die Weichsel für sich in Besitz zu nehmen. Aber doch waren sie vorsichtig genug, in richtiger Erkenntniß ihrer stets energisch abgeleugneten Schwäche, sich erst im Februar 1813 über die Weichsel hinüber zu wagen. Allein auch zugleich mit ihnen, so unwillkommen es ihnen auch war, setzte sich York mit dem ostpreußischen Aufgebot in Bewegung: er wollte nicht, daß sie als die Befreier Preußens erschienen.

Diesem Auftreten der Russen gegenüber war auch bei den Verhandlungen über den Abschluß eines Bündnisses mit ihnen, welche aus der Konvention von Tauroggen sich ergaben, die höchste Vorsicht nothwendig. Hardenberg's Meinung war gewesen, sich mit Oesterreich zu verbünden; zweimal wurde Knesebeck als preußischer Bevollmächtigter nach Wien geschickt, aber er brachte auch das zweite Mal nicht mehr von dort zurück, als die Erklärung Metternich's, daß Oesterreich niemals gegen eine Allianz Preußens mit Rußland sein würde. Er wurde nun an den Kaiser Alexander gesandt; in dem Vertragsentwurfe, den er mitnahm, war als oberste Forderung Preußens ausgesprochen, daß Rußland sich verpflichte, die Waffen nicht niederzulegen, ohne Preußen die Länder wiederverschafft zu haben, die es vor dem Kriege von 1806 besessen, oder doch eine Entschädigung dafür, Hannover und Bialystok ausgenommen. Allein Alexander hegte geheime Pläne für eine Wiederherstellung Polens, von denen er selbst zum Fürsten Czartoryski äußerte, daß, wenn sie bekannt würden, sie ohne Zweifel Oesterreich und Preußen in die Arme Frankreichs treiben würden. Er wies daher gleich in der ersten Audienz, die Knesebeck bei ihm hatte, den preußischen Entwurf, welcher Warschau für Preußen in Anspruch nahm, zurück und sandte hinter Knesebeck's Rücken durch Stein und den Staatsrath Anstett an Friedrich Wilhelm einen andern, welcher in ganz allgemeiner Fassung die Wiederherstellung Preußens in den früheren statistischen und finanziellen Grenzen versprach, wogegen Preußen zu den 150,000 Mann russischer Truppen 80,000 als Hülfskontingent stellen solle.

Eine ganze Nacht hindurch überlegte König Friedrich Wilhelm bei sich, ob er auf Warschau verzichten und diesen vagen russischen Bundesentwurf annehmen solle. Er hatte erkannt, daß sein Volk den sofortigen Ausbruch des Kampfes gegen Frankreich verlange; er hatte gelernt, zu der Begeisterung seines Volkes Vertrauen zu fassen: er übertrug dies Vertrauen auf seinen Bundesgenossen und nahm mehr hochherzig als vorsichtig den russischen Vertragsentwurf ohne Aenderung an. Scharnhorst wurde in das russische Hauptquartier nach Kalisch gesandt, und dort am 1. März 1813 das Bündniß Preußens mit Rußland unterzeichnet.

Die Erhebung des preußischen Volkes. Der Grund zu diesem Bündnisse war schon im Januar gelegt worden; in denselben Tagen, in welchen Hatzfeld nach Paris ging, wurde der Flügeladjutant von Natzmer zu Alexander in geheimer Sendung geschickt, um über die Absichten des Kaisers sich zu unterrichten. Seitdem wurden die Rüstungen Preußens mit doppeltem Eifer betrieben. Denn um in der schwierigen Lage, in der es sich befand, Bedeutung zu gewinnen, mußte Preußen vor Allem mächtig und wehrhaft erscheinen. Schon vor dem Ende des Januar waren die Krümper und die neuen Rekruten auf ihren Sammelplätzen. An vielen Orten hatte man mit Musik sie eingeholt und weiter geleitet: denn Jedermann fühlte mit frohem Herzen, wem die Rüstung galt.

Daher machte auch die Uebersiedelung des Königs nach Breslau im Volke den freudigsten Eindruck. Jetzt war er ja frei — war die allgemeine Empfindung — und konnte handeln, wie er wollte. Mit Spannung erwartete man darum die Maßregeln, die der König jetzt treffen würde. Da erschien als ein bedeutungsvolles Anzeichen der veränderten Lage die „Bekanntmachung in Betreff der zu errichtenden Jägerdetachements". „Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staates", beginnt der Aufruf, „erheischt eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen." Gegen wen, war nicht gesagt: aber wer hätte es nicht gefühlt? Diese freiwilligen Jägerabtheilungen sollten dazu dienen, diejenigen jungen Leute,

welche, bisher vom Dienst befreit, doch wohlhabend genug waren, sich selber auszurüsten, in einer ihrer Erziehung angemessenen Form zum Militärdienste heranzuziehen. Zugleich sollte er eine Prüfung der Opferbereitschaft des Volkes sein.

Wie Feuersglut, in Sparren und Balkenwerk schwelend, wenn kräftiger Windshauch hineinfährt, in flammender Lohe zum Himmel emporschlägt, fessellos, unwiderstehlich: so brach jetzt die Begeisterung des preußischen Volkes zu Tage. Was bisher als ingrimmiger Welschenhaß erschienen war, offenbarte sich jetzt als helle Kampfesfreudigkeit, als Opfermuth ohnegleichen. Tag für Tag strömten die Freiwilligen nach Breslau; aus Berlin allein meldeten sich in drei Tagen 9000. Der König stand mit Scharnhorst am Fenster des Breslauer Schlosses: als aber der lange Wagenzug, der immer neue Freiwillige herbeibrachte, schier gar nicht enden wollte, da brach sein altes Mißtrauen in die Volksbegeisterung, und die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen. Auch Hardenberg war „wie elektrisirt"; der Kaiser Napoleon, sagte er zu St. Marsan, werde in Preußen ein zweites Spanien finden, bereit zu jedem Opfer. Aber Napoleon hatte darauf nur das freche Wort: „Die Preußen sind keine Nation; sie haben keinen nationalen Stolz: sie sind die Gascogner von Deutschland."

Rasch folgten sich jetzt die Ereignisse. Der Aufruf, vom 3. Februar 1813 datirt, erschien am 9. Februar in den Berliner Zeitungen, die ihn schnell durch das ganze Land trugen. Am 15. Februar forderte der König von den Franzosen die Räumung von Danzig und den Oderfestungen mit der drohenden Erklärung, daß er nach der Haltung Napoleon's seine weiteren Schritte bemessen werde. Die Ablehnung dieses Ultimatums hatte dann die Kriegserklärung an Frankreich zur Folge. Kaiser Alexander war am 15. März, von dem Jubel der Bevölkerung empfangen, nach Breslau gekommen. Das war die erste offene Manifestation des Kalischer Bündnisses: St. Marsan verstand sie und reiste ab. Am folgenden Tage sandte ihm Hardenberg eine Erklärung nach, welche die Beschwerden Preußens seit Tilsit zusammenfaßte, den Bund mit Rußland und den Entschluß zum Kriege mit Frankreich ihm verkündete. Und am 17. März erließ der König den „Aufruf an Mein Volk". Die ganze Nation forderte er darin zur Theilnahme an einem Kampfe auf, welcher der Befreiung des Vaterlandes gelte; mit einfachen, eindringenden Worten schlug er die tiefsten Saiten an, welche in dem Gemüthe einer edlen Nation erklingen können: so hatte noch niemals ein absoluter König zu seinem Volke gesprochen!

Es war eine Zeit ohnegleichen, diese Wochen des Februar und März. Der Aufruf vom 3. Februar hatte sich an die Gebildeten im Volke gerichtet; jetzt rief der König das ganze Volk: und Alle, Alle kamen! Die Begeisterung zu steigern war nicht möglich, aber sie setzte sich fort bis in die entlegensten Dörfer, bis in die Hütten der Aermsten. Die Universitäten lösten sich auf, da die Studenten zu den Waffen eilten. Professor Steffens führte aus der Vorlesung seine sämmtlichen Hörer zum Werbeplatz der freiwilligen Jäger. Die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer: aus Berlin allein stellten sich 370 Primaner und Sekundaner unter die Fahnen. Kaufleute und Künstler, Handwerker und Bauern eilten herbei. In Pommern mußten die Behörden ihre Thätigkeit einstellen, weil die Beamten alle zu den Waffen drängten: Dorf und Stadt regierte unterdeß sich selber. Wer nicht selbst mehr die Waffen führen konnte, half mit freiwilligen Gaben zur Ausrüstung eines Andern. Beamte verzichteten auf ihre Besoldung, Bergknappen in Schlesien auf ihren Lohn, arme junge Leute verkauften ihre Bücher, um für sich oder Andere Waffen zu kaufen. In Anklam verkaufte ein armer Schäfer seine Herde, sein einziges Eigenthum, um sich zum Eintritt in sein altes Regiment auszurüsten. Kinder brachten ihre Sparpfennige, Dienstboten und Invaliden gaben wetteifernd ihr Scherflein. Es kam vor, daß junge Mädchen, wie Fernande von Schmettau, ihr Haar verkauften, um den Erlös darzubringen; ja mehr als eins trat in Männerkleidung in die Reihen der Kämpfer. Zu Tausenden wurden die goldenen Trauringe für eiserne eingetauscht; Bauern lieferten freiwillig ihre letzten Pferde ab und spannten sich dann selbst vor den Pflug. Von jenem unheimlichen Fanatismus, der in den Revolutionszeiten die Franzosen unter die Waffen getrieben, war keine Spur. Wie eine religiöse Weihe ging es

durch die Gemüther; aus der Predigt und vom Tische des Herrn weg zogen die Freiwilligen in den heiligen Krieg. Den Berlinern hielt Schleiermacher zum Abschiede über die Zeichen der neuen Zeit nach Matthäus 11, 4—6 eine ergreifende Predigt, an deren Schluß er die Mütter der jungen Krieger glückselig pries, solche Söhne geboren zu haben: sie weinten und schluchzten, aber sie waren glückselig.

Die Zeitungen trugen das Ihrige dazu bei, die allgemeine Begeisterung zu schüren: fast täglich brachten sie patriotische Aufsätze und Gedichte, in denen die Erregung der Zeit sich wiederspiegelte. Selbst die Vossische Zeitung in Berlin, die es all die Jahre über mit den Franzosen gehalten hatte, bekam patriotische Anwandlungen. Flugblätter erschienen ohne Zahl, wie einst in den Zeiten der Reformation. Volksweisen erklangen mit einem Male wieder in hellem Sang, und manchem Dichter gelang es, das glücklich auszudrücken, was das Herz des Volkes erfüllte. Freudig bewegt sang Fouqué: „Frischauf zum fröhlichen Jagen!" Frisch erklang Arndt's „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" Dazwischen ertönten Max von Schenkendorf's schwermüthige Weisen, erklirrten Rückert's „geharnischte Sonette". Aber der Sangesreichste war der Sohn von Schiller's liebstem Freunde, der junge Theodor Körner, dem an jedem Bivuakfeuer in feurigem Freiheitsmuthe die frischen Schlacht- und Reiterlieder entströmten.

Preußens Kriegsrüstung. Seit dem Ende des Februar hatte die Bevölkerung gar nicht mehr die Anordnungen der Regierung abgewartet, sondern allerorten schon aus eigener Bewegung angefangen, sich nach dem Beispiele Ostpreußens militärisch zu organisiren. In Pommern war die Stimmung eine so erregte, daß man jeden Tag eine Erhebung der Provinz gegen die Franzosen erwartete.

Da erschien an dem gleichen denkwürdigen 17. März die Verordnung des Königs zur Errichtung der Landwehr und brachte Regel in die Bewegung. Was Klausewitz in Scharnhorst's Gedanken in Ostpreußen durchgeführt hatte, wurde nunmehr mit geringen Aenderungen auf die ganze Monarchie übertragen. In jedem Kreise wurden die wehrhaften Männer von 17—40 Jahren zusammenberufen, in kräftigen Worten der Zweck der Einrichtung ihnen erläutert und dann die Freiwilligen vorgerufen; was an der zu stellenden Mannschaft etwa noch fehlte, wurde durch das Los ausgehoben. In der Kirche hielt der Geistliche an die so gebildete Mannschaft eine herzliche Ansprache, in welcher er ihr das Ehrenvolle und Rühmliche ihres Berufes vorstellte; dann leisteten die Landwehrmänner den Soldateneid. Von den Gemeinden eingekleidet, erhielt die Landwehr in ihrem Kreise keinen Sold, außerhalb des Kreises trat sie in den Sold des stehenden Heeres. Eine blaue oder schwarze Litewka, weite leinene Beinkleider und eine Tuchmütze bildete die Uniform; an der Mütze war vorn ein weißes Blechkreuz angeheftet mit der Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland."

Scharnhorst's Sorge, aus welcher die Verordnung vom 22. Februar hervorgegangen war, die alle Dienstbefreiungen aufhob und die Umgehung der Wehrpflicht mit strengen Strafen bedrohte, erwies sich völlig grundlos: so eifrig drängte sich die Mannschaft heran. Nur die polnische Bevölkerung in Oberschlesien und Preußen versuchte sich, natürlich umsonst, zurückzuhalten: ihr galt das preußische Vaterland nichts. Und das Unglaubliche ward Wirklichkeit: nach einigen Monaten schon nahm es die Landwehr dank dem guten Geiste, der sie erfüllte, an militärischer Haltung in der Schlacht durchaus mit der Linie auf, wenn sie auch nicht so schmuck und so kriegerisch wie diese aussah.

Nachdem die Landwehrbataillone formirt waren, erschien am 21. April die Verordnung über den Landsturm. Er sollte die Knaben vom 15.—17. und die Männer vom 40. bis 60. Jahre umfassen. So drang es in das Bewußtsein des Volkes, daß dieser heilige Krieg die gemeinsame Sache Aller sei. Bewaffnet, wie es die Umstände zuließen, hatte der Landsturm die Bestimmung, dem Feinde den Aufenthalt im Lande unmöglich zu machen. Er erwies sich sehr nützlich im Wach- und Botendienste und im Wegfangen der Marodeure und Versprengten, und gewährte den großen Vortheil, daß nunmehr fast die gesammte Linie und Landwehr für den Feld- und Festungskrieg verfügbar wurde.

So trat das ganze Volk Preußens in Waffen. Und es entsprach dem Geiste dieses Krieges, daß als einziges Ehrenzeichen für denselben am Geburtstage der unvergeßlichen Königin Luise, am 10. März, König Friedrich Wilhelm den Orden des Eisernen Kreuzes stiftete und zugleich verordnete, daß die Namen der Gefallenen auf ehernen Tafeln in den Kirchen für alle Zeiten aufbewahrt würden.



Auszug der Freiwilligen. Zeichnung von Ludwig Burger.

„Um nicht zu übertreiben", hatte Hardenberg für den Kalischer Vertrag die Leistung Preußens auf 80,000 Mann berechnet. Und welches war nun das Ergebniß? Zu der auf 46,000 Mann verstärkten alten Linienarmee stellte Preußen, dies ausgesogene Volk von wenig mehr als $4^1/_2$ Millionen Seelen, 95,000 Rekruten, über 10,000 freiwillige Jäger und 120,000 Mann Landwehr, zusammen 271,000 Mann. Das macht, von dem Landsturm abgesehen, einen Soldaten auf siebzehn Einwohner! Die größte kriegerische Leistung, von welcher die Geschichte der gesitteten Nationen zu berichten weiß! Was wollte dagegen die sogenannte Massenerhebung der Franzosen im Jahre 1793 sagen! Um so schmerzlicher, daß dem preußischen Volke, man kann wol sagen vom ersten Tage an, der Lohn für diese Anstrengung ohnegleichen verkümmert wurde. Denn neben den 150,000 Mann, welche Rußland nach dem Kalischer Vertrage stellte, erschienen die 271,000 Preußen, die doch nur, wiewol ihre Zahl während des Sommers durch Nachschübe noch immer höher anwuchs, für 80,000 Mann galten, nur als ein Hülfscorps. Nun standen aber jene 150,000 Russen lediglich auf dem Papier; erst im September erreichten die russischen Streitkräfte wirklich diese Höhe, im Frühjahr 1813 dagegen betrugen sie weit unter der Hälfte. Dennoch, auf die Ziffer des Kalischer Vertrages pochend, verlangten die Russen den Oberbefehl und drängten das ihnen

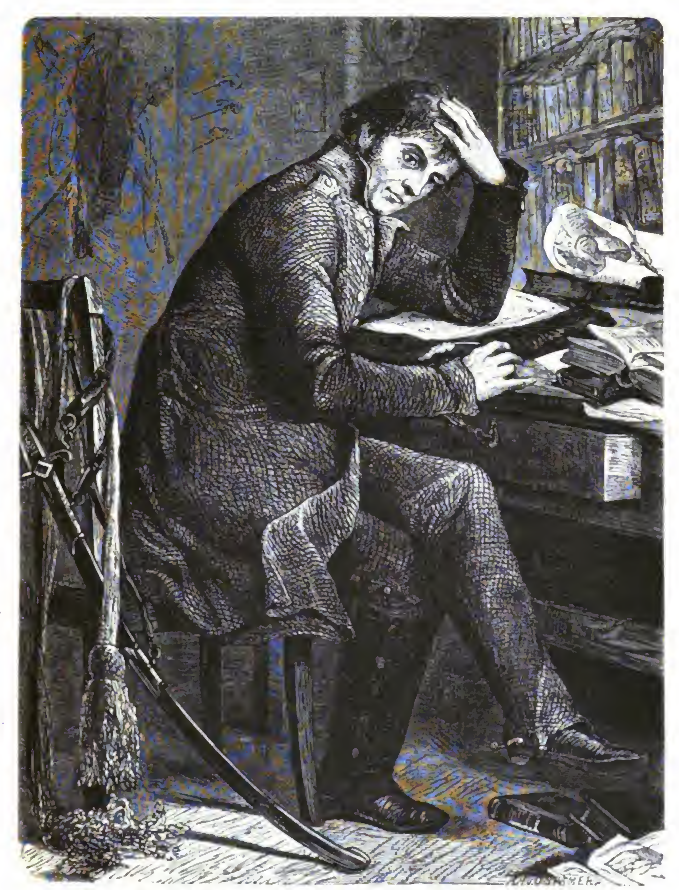
drei- bis viermal überlegene Heer geflissentlich in die zweite Linie, während die Preußen es waren, welche den Krieg zu führen, die Schlachten zu schlagen hatten. Und diese selben unwahren Kalischer Ziffern sind später bei der Vertheilung der englischen Subsidiengelder und, was das Aergste war, bei der Bemessung der preußischen Entschädigung zu Grunde gelegt worden, ohne daß weder der König, noch Hardenberg die Ansprüche Preußens gegen die großsprecherische Anmaßung Rußlands zu verfechten im Stande gewesen wären!

Die Befreiung Norddeutschlands. Unterdessen saß der Waffenschmied der deutschen Freiheit in Breslau und organisirte mit bewunderungswürdiger Umsicht und unermüdlichem Eifer die gewaltig sich erhebende Wehrkraft des preußischen Volkes. Welche Freude für Scharnhorst, wie er so seine kühn fliegenden Ideen Wirklichkeit werden sah! Aber ungeduldiger als er noch war der greise General Blücher, der los auf die Franzosen wollte „wie das heilige Donnerwetter"; denn er fürchtete, die Feinde möchten zu Athem kommen, bevor man sie angriffe. Aber die Rastlosigkeit Scharnhorst's, das Ungestüm Blücher's scheiterten an der Zögerung der Russen. Alexander, ganz eingenommen von seinen Plänen, Polen wieder aufzurichten, natürlich unter seinem Scepter, verwandte seine Hauptarmee dazu, die polnischen Festungen einzunehmen. Darüber gingen die kostbarsten Wochen verloren, die Napoleon rastlos für seine Rüstungen ausnutzte.

Nur das Wittgenstein'sche Corps ging über die Weichsel vor, aber es war viel zu schwach zu entscheidenden Unternehmungen. Mit Sorgen sah York, am 12. Februar zum Oberbefehlshaber der Truppen von Pommern und Preußen ernannt, den Vormarsch der Russen: er folgte ihnen und überschritt acht Tage nach Wittgenstein am 10. März die Oder. Ihm schloß sich General Bülow mit den Westpreußen an, und ohne Weiteres rückte nun auch General Borstell mit seinen Pommern ohne Ermächtigung des Königs in die Neumark ein, um sich mit York und Bülow zu vereinigen.

Indessen längst schwärmten die Kosaken voraus, wo sie mit ihren langbärtigen Gesichtern, auf ihren kleinen dürren Pferden sich zeigten, vom Volke mit Jubel als Befreier begrüßt. Schon am 20. Februar sprengte ein kleiner Trupp in Berlin hinein, wurde aber von den Franzosen schnell wieder hinausgescheucht. Napoleon befahl seinem Stiefsohne, die Marken mit aller Macht zu behaupten und nöthigenfalls selbst Berlin niederzubrennen. Zum Glück war es zu spät dazu: der Vizekönig Eugen hatte schon am 4. März vor den nahenden Preußen und Russen Berlin geräumt, nur seine Nachhut noch wurde am Thore von dem russischen Vortrabe ereilt und zu beschleunigtem Abzuge gedrängt. Am 11. März hielt Wittgenstein seinen Einzug, am 17. York mit seinen Ostpreußen. Mit unermeßlichem Jubel begrüßten die Berliner den strengen Alten: jetzt erst fühlten sie sich wieder frei und selbstständig nach einer langen Zeit unsäglichen Druckes.

Inzwischen war Oberst Tettenborn, ein verwegener Thüringer, der aus österreichischen in russische Dienste getreten war, mit seinen Kosaken nach Norden abgeschwenkt, um Mecklenburg und die Hansestädte von den Franzosen zu befreien. In Ludwigslust hatte er mit dem Herzoge Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin eine lange Unterredung bei verschlossenen Thüren. Die Folge war, daß der mannhafte Herzog am 14. März an Napoleon den Krieg erklärte, der erste deutsche Souverän, der einzige Rheinbundfürst, der das jetzt schon wagte. Drei Tage danach hielten die ersten Kosaken am Thore von Hamburg: Leutnant Bärsch, ihr Führer, empfing die Schlüssel der alten Hansestadt; und als am folgenden Tage Tettenborn selbst an der Spitze seiner Kosaken und Baschkiren einritt, da wußten sich die biederen Hamburger in ihrer überschwenglichen Freude auch ohne Dolmetscher mit ihren struppigen Befreiern zu verständigen, bekränzten selbst die Pferde mit Blumen und Laubwerk und rissen in aufwallendem Ungestüm die Zeichen ihrer bisherigen Knechtschaft, die „verfluchten französischen Aasgeier", von den öffentlichen Gebäuden der Stadt herunter. Ein anderes russisches Corps unter Tschernytschew, durch Lübecker unterstützt, schlug am 2. April die Franzosen unter Morand bei Lüneburg, so daß die Franzosen nunmehr auch aus Hannover und Oldenburg wichen.



Scharnhorst, der Waffenschmied der deutschen Freiheit. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Bis an die holländische Grenze war Norddeutschland frei: nur in einigen Festungen noch hielten sich die Franzosen. Der Vizekönig hatte sich über Wittenberg auf Leipzig zurückgezogen, links auf Magdeburg, rechts auf Dresden sich stützend, bis die Ereignisse ihn nöthigten, nach dem starken Magdeburg sein Hauptquartier zu verlegen.

Zur Verwaltung der eroberten und noch zu erobernden Länder des Rheinbundes wurde am 19. März durch die verbündeten Monarchen ein Centralverwaltungsrath eingesetzt, dessen Mitglieder unter dem Vorsitze Stein's Kotschubey, Redeger und Schön, der Präsident von Gumbinnen, waren; er sollte die Rüstungen in diesen Ländern leiten und die Staatseinkünfte für die Verbündeten einziehen. Am 25. März ließ dann im Namen Rußlands und

Preußens der Marschall Kutusow von Kalisch eine Proklamation ergehen, welche in pathetischen Worten die Rheinbundsfürsten mit Absetzung bedrohte, die „der deutschen Sache abtrünnig bleiben" würden. Indeß nur ein Fürst folgte der Mahnung: der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der Bruder der Königin Luise, erklärte am 30. März den Krieg an Frankreich. Wol schwankte der König von Sachsen und ließ seine Truppen von den französischen sich trennen, aber ein strenger Befehl Napoleon's führte ihn sofort auf die Seite Frankreichs zurück. Auch Bayern ließ sich auf Unterhandlungen ein; als aber das Uebergewicht sich auf die Seite Frankreichs zu neigen schien, trat Montgelas wieder unter die Fahnen Napoleon's. Vollends in Württemberg wurde gegen jede deutsch-patriotische Regung gewaltthätig eingeschritten.

Und gerade aus Württemberg tönte die einzige Stimme herüber, die einen wärmeren Herzschlag verrieth, die Lieder des trefflichen schwäbischen Sängers Uhland. Sonst blieb Alles öde und todt in den Rheinbundsstaaten: nirgends eine Spur von Bewegung und deutschem Nationalgefühle, weder bei den Fürsten, noch bei den Völkern. Mit Tedeums feierte man vielmehr die ersten Siege Napoleon's. Nur in den früher preußischen Landen Westfalens und in dem altpreußischen Ostfriesland fand die preußische Begeisterung Nachhall. Die gebildete Jugend, die Studenten Halle's voran, schlich sich nach Preußen durch, um in den Reihen der Freicorps Lützow's, oder Petersdorff's, oder Sarnowsky's für die Befreiung ihres alten theuern Vaterlandes mitzukämpfen. Es war nicht anders: von Deutschland hatte Preußen nichts zu hoffen.

Auch von Oesterreich nicht: es erklärte sich für neutral, stellte jedoch in Böhmen ein Beobachtungscorps von 60,000 Mann auf. Dagegen schloß Preußen am 22. April mit dem Alliirten Rußlands, mit Schweden, gleichfalls ein Bündniß. Als Preis desselben war das dänische Norwegen versprochen. Die Folge war, daß Dänemark sich mit Frankreich verbündete.

Die Schlacht bei Großgörschen (Lützen). Noch war die Armee, welche Napoleon aus Nationalgarden, Freiwilligen und der Aushebung für das Jahr 1814 neu gebildet hatte, weit zurück: unabläßig drängte Blücher, die unersetzliche Zeit zu benutzen.

König Friedrich Wilhelm hatte ihm am 8. März den Oberbefehl über die sämmtlichen preußischen Truppen in Schlesien übertragen, und Kaiser Alexander das russische Corps Wintzingerode's unter sein Oberkommando gestellt. Eine überaus glückliche Wahl: denn Keiner besaß wie der greise General die Liebe und das unbegrenzte Vertrauen des Heeres, Keiner verstand, selbst voll hoher Begeisterung, wie er, die Soldaten für die Sache der Befreiung des Vaterlandes zu begeistern, Keiner kam ihm an Heldensinn, Scharfblick und Ausdauer gleich. Seine Feldherrntugenden hatte Scharnhorst selbst 1806 erprobt: darum schlug er Blücher für das Oberkommando dem Könige vor und begnügte sich selbst mit der Stellung als Generalquartiermeister (Chefs des Generalstabes) unter Blücher. Zum zweiten Generalstabsoffizier wurde Gneisenau ernannt, der im Unmuth 1809 seinen Abschied genommen hatte und nach England gegangen, soeben aber von dort zurückgekehrt war.

Sofort am Tage der Kriegserklärung marschirte Blücher's Armee aus Breslau. Unterwegs nahm er ohne Weiteres den Kottbuser Kreis, den 1806 Napoleon an Sachsen gegeben hatte, wieder für Preußen in Besitz. Die Franzosen wichen aus Sachsen, doch nicht ohne daß Davoust vorher zwei Bogen der Dresdener Elbbrücke in die Luft sprengen ließ. Indeß schon am 30. März zog Blücher in Dresden ein; drei Tage später rückte er auf Altenburg.

York, Bülow und Borstell waren unter Wittgenstein's Oberbefehl gestellt, den Stein dazu empfohlen hatte. Der Vizekönig stand dieser märkischen Armee gegenüber. Als sie sich jedoch näher an Blücher heranziehen wollten, traten ihnen die Franzosen entgegen. So kam es am 5. April bei Möckern zu dem ersten Treffen der Befreiungskriege: der Vizekönig wurde mit Nachdruck zurückgewiesen. . Das war für Blücher eine erquickende Botschaft; um so ingrimmiger aber stimmte es ihn, daß er an der Saale stehen bleiben mußte. Denn die russische Hauptarmee unter Kutusow war noch sehr weit zurück und überdies so schwach, daß sie noch immerfort Verstärkungen an sich heranziehen mußte. Darüber vergingen für

Blücher wieder 14 Tage in nutzlosem Warten in Altenburg, die er dazu anwandte, um Streifcorps nach dem Harz wie nach dem Main auszusenden; so glaubte er die Bevölkerung zur Erhebung bringen zu können. Da nahte endlich die russische Hauptarmee. Kutusow war am 28. April in Bunzlau gestorben; Wittgenstein führte sie jetzt, dem nunmehr die verbündeten Monarchen auch den Oberbefehl über Blücher übertrugen. Von der andern Seite zog aber jetzt auch Napoleon heran mit einer Armee, welche im Verein mit den Truppen des Vizekönigs 170,000 Mann und 300 Geschütze zählte.



Blücher und sein Generalstab (Scharnhorst und Gneisenau). Zeichnung von L. Burger.

Nicht die Hälfte dieser Streitkräfte hatten die Verbündeten zur Hand, ihm entgegenzustellen, und doch war der Zusammenstoß unvermeidlich; denn schon war Napoleon bis Erfurt gelangt, während Wittgenstein bei Leipzig stand.

Der Plan des russischen Oberfeldherrn war, auf der Ebene von Lützen dem auf Leipzig heranrückenden französischen Heere in die rechte Flanke zu fallen. Wäre er so energisch durchgeführt worden, wie Scharnhorst ihn klug ersonnen hatte, so würde die Ueberlegenheit des französischen Heeres dadurch sicher ausgeglichen sein. Denn Anfangs hatten die Preußen, welche das erste Treffen des Angriffs bildeten, nur das Ney'sche Corps, die Hälfte der napoleonischen Armee, sich gegenüber. Anstatt nun aber dies durch einen gewaltigen Stoß

zu werfen, hielt Wittgenstein seine Reiterei zurück und ließ die Preußen Kraft und Muth in mörderischen Dorfgefechten vergeuden, welche Napoleon Zeit ließen, obwol er durch den Angriff völlig überrascht worden war, immer frische Truppen vom Marsche heranzuziehen. Den Säbel schwingend, mit dem Rufe: „Es lebe der König!" führte Scharnhorst den linken Flügel der Preußen zum Sturm vor. Kaltblütig rauchte Blücher seine kurze Pfeife, immer an den gefährlichsten Stellen gegenwärtig. Drei Kugeln trafen den alten Helden; eine prallte an seinem Gürtel ab, eine streifte seine Hand, aber die dritte traf ihn empfindlicher in der Seite. Doch sobald nur die Wunde verbunden war, ließ er sich wieder aufs Pferd heben und kehrte in die Schlacht zurück. Allein trotz aller Tapferkeit der Preußen gingen doch die schon eroberten Dörfer Kaja, Rahna, Kleingörschen und Eisdorf an die Uebermacht, die Napoleon heranführte, wieder verloren: nur in Großgörschen behaupteten sie sich, entschlossen, am nächsten Tage den Kampf zu erneuern. Noch am Abend um 10 Uhr läßt Blücher einen Kavallerieangriff auf die feindlichen Lagerreihen unternehmen. Bis an die alte Garde dringt Dolffs mit seinen Schwadronen vor: der Kaiser und sein Gefolge gerathen in große Gefahr, doch zwingt Kartätschen- und Gewehrfeuer die Preußen zum Rückzug. Infolge dessen hält es Napoleon doch für rathsam, das Hauptquartier noch in der Nacht nach Lützen zurückzuverlegen. Nach Lützen hat er, obgleich dort kein Schuß gefallen ist, um der Erinnerung an Gustav Adolf willen die Schlacht benannt.

Mit sichtbarer Kampfesfreude erwarteten die Preußen, die mit höchster Bravour ihre Feuertaufe am 2. Mai bestanden hatten, die Fortsetzung der Schlacht am nächsten Morgen. Auch Friedrich Wilhelm war dafür: war doch das 11,000 Mann starke Corps von Miloradowitsch und die russische Garde noch gar nicht zum Schlagen gekommen. Allein Wittgenstein bestimmte den Rückzug, da es der russischen Artillerie an Munition fehle: in größter Ruhe und Ordnung wurde er angetreten.

Die großen Verluste, die er erlitten — auch Bessières war gefallen — die feste Haltung der Preußen stimmten Napoleon doch bedenklich: er war zu Friedensunterhandlungen bereit. Im Hauptquartier der Verbündeten erschien Graf Stadion, um die Bedingungen zu vereinbaren, über welche mit Napoleon verhandelt werden könne. Denn für Oesterreich hatte die Schlacht den Vortheil gebracht, aus der neutralen Rolle jetzt zu derjenigen bewaffneter Vermittlung übergehen zu können.

Der zweitägige Kampf bei Bautzen. Allein da rasselten schon wieder die eisernen Würfel. Mürrisch zogen die verbündeten Armeen über Meißen ostwärts zurück. Den Geist des Unmuths zu bannen, der sich wie eine düstere Wolke über seine tapferen Preußen lagern wollte, war Blücher's erste Sorge.

Auf dem Marsche ließ er sie Halt machen und ritt vor ihre Front, in seiner volksthümlichen, Platt und Hochdeutsch mischenden Weise sie anredend: „Guten Morgen, Kinder! Dit Mal hat et gut gegangen; die Franzosen sind et gewahr worden, mit wem se zu dhun hebben. Der König" — dabei schwenkt er seine Feldmütze — „läßt sich bedanken bei Euch! Dat Pulwer is alle; darum gehn wir zurück bet hinder de Elbe. Da kommen mehr Kameraden und bringen uns wedder Pulwer un Blei; un denn gehn wir wedder drup up de Franzosen, dat se de schwere Noth kriegen! Wer nu sagt, dat wir reteriren, dat is en Hundsfott, en schlechter Kerl! Guten Morgen, Kinder!" Allgemeines Jubelgeschrei! Dann wandte sich der alte Held zu einem andern Regimente, allenthalben die Verstimmung verscheuchend, den Muth belebend.

Bei Bautzen machten die Verbündeten Halt. Nur mit der Hälfte seiner Armee war ihnen Napoleon gefolgt, mit der andern Hälfte hatte sich Ney gegen Berlin gewandt. Anstatt nun aber Napoleon anzugreifen, warteten sie ruhig so lange, bis Ney, den York und Barclay de Tolly bei Königswartha nicht im Stande gewesen waren, aufzuhalten, sich mit Napoleon wieder vereinigte, so daß nunmehr am Mittage des 20. Mai die gesammte feindliche Armee, 170,000 Mann stark, gegen die verschanzte Stellung der Verbündeten, welche nur 84,000 Mann zählten, zum Angriff vorging. Der linke Flügel derselben unter Miloradowitsch und Kleist wurde zurückgedrängt: Bautzen fiel in die Hand der Franzosen. Am folgenden Morgen

begann die Schlacht von Neuem. Napoleon begnügte sich damit, den linken Flügel der Verbündeten jetzt nur zu beschäftigen, während Ney sich mit großer Uebermacht auf den rechten Flügel unter Barclay stürzte, ihn zurückwarf und das im Rücken des Centrums gelegene Dorf Preititz eroberte. Blücher, der das Centrum kommandirte, geht sofort zum Sturm auf Preititz vor und nimmt das Dorf. Da greift ihn Soult, den Napoleon aus Spanien hatte kommen lassen, mit Ungestüm in der Front an: Stunden lang wüthet der mörderische Kampf, auf den Kreckwitzer Höhen hält sich Blücher unerschüttert. Als jedoch Preititz wieder an die Franzosen verloren geht und vom linken Flügel, der die Corps von Oudinot und Macdonald aufs Haupt geschlagen hatte, die erbetene Hülfe nicht kommt, da bleibt Blücher nichts Anderes übrig, als die Schlacht abzubrechen. In straffer Ordnung zieht er sich auf Klein-Burschwitz zurück, ohne auch nur eine Fahne oder Kanone in den Händen des Feindes zu lassen.



Napoleon am Wachtfeuer.

Es war ein Sieg, der den Sieger selbst in Bestürzung versetzte. „Wie? Nach einer solchen Schlächterei", rief Napoleon aus, „keine Resultate? Keine Gefangenen? Die Menschen da werden mir nicht einen Laffetennagel übrig lassen!" Waren doch seine Verluste viel größer, als die der Verbündeten. „Wir werden hier Alle bleiben!" war die Meinung der französischen Soldaten beim Anblick des Schlachtfeldes.

Auf die Verfolgung setzte der Sieger seine Hoffnung. Allein bei Reichenbach und dann bei Markersdorf hielten die Zurückweichenden wacker Stand, und bei Hainau zersprengte Blücher am 26. Mai fast die ganze Division Maison. An Napoleon's Seite wurde bei Markersdorf — eben noch hatten sie mit einander gesprochen — der Großmarschall Duroc sterbend niedergestreckt. Der Verlust des treu bewährten Waffengenossen versetzte den Kaiser in die düsterste Stimmung: man sah ihn bis tief in die Nacht in dumpfer Verschlossenheit gebeugten Hauptes am Wachtfeuer sitzen. Einen solchen Krieg wie diesen hatte er noch niemals geführt: in zwei großen Schlachten hatte er gesiegt und doch nicht irgendwelche Trophäen in seiner Hand behalten, während die Besiegten 2 französische Adler und 50 Kanonen,

die sie erobert hatten, mit sich nahmen, ohne daß er ihnen etwas anhaben konnte! Wie lange würde er da noch siegen können?

Der Rückschlag in Norddeutschland. Sobald nur diesseit des Rheines die Armee Napoleon's erschien, bevor noch irgend welche Entscheidung gefallen war, gewannen die Dinge in Norddeutschland völlig veränderte Gestalt. In schrecklicher Weise rächte es sich, daß die Befreiung Norddeutschlands mit vollständig unzulänglichen Kräften von den Russen unternommen war. Mit Drangsal ohne Ende, mit Erpressung und Blutvergießen mußte der Norden die Thorheit büßen, in den Russen eine hülfskräftige Macht gesehen zu haben.

Im April schon erschien von Holland her Davoust, zum Oberbefehlshaber für den Norden ernannt. Er übertrug die Exekution dem General Vandamme, der mit unersättlicher Raubgier die Wildheit eines jakobinischen Terroristen verband. An der unteren Weser, in Oldenburg, in Bremen wurden Geiseln weggeschleppt, „Verräther" erschossen, unerschwingliche Kontributionen ausgeschrieben. Am 1. Mai erschien Vandamme in Harburg: jetzt galt es Hamburg. Die Hoffnung der reichen Hansestadt stand auf den Dänen und Schweden. Aber die Dänen verließen, nachdem das Bündniß zwischen Dänemark und Frankreich abgeschlossen war, am 19. Mai die Stadt. Zwar rückten jetzt die Schweden ein; aber auch sie zogen am 26. Mai wieder ab, und in der Nacht vom 30. zum 31. Mai verließ auch Tettenborn die Stadt, sie ihrem Schicksale überlassend. Da rückte denn am 31. Mai Davoust ein, ohne viel Gegenwehr zu finden. Das Bombardement der letzten Wochen und die Hoffnungslosigkeit hatte den Muth der Bewohner gebrochen. Verhaftungen, Vermögenskonfiskationen, Wegführung von Geiseln, Militärgerichte straften die unglückliche Stadt für ihren kurzen Freiheitsrausch; die Bank wurde außerdem ihrer Gelder beraubt und eine Kontribution von 48 Millionen Francs auf die Stadt gelegt. Dann begann Davoust sie in eine Festung zu verwandeln; ganze Stadttheile wurden niedergerissen, Tag für Tag mußten die Bewohner Schanzarbeit thun, endlich wurden 25,000 der ärmsten Einwohner, um die Verproviantirung zu erleichtern, aus der Stadt getrieben. Die ganze Stadt galt auf Napoleon's Befehl für geächtet. Mit solchen Mitteln richtete die französische Herrschaft sich in Norddeutschland wieder auf.

Auch Berlin sollte in gleicher Weise bestraft werden. Der drohenden Gefahr sich wohl bewußt, hatten die Bewohner Schanzen vor der Stadt aufgeworfen und die Bildung von Landwehr und Landsturm mit äußerstem Eifer betrieben, selbst die gelehrten Professoren der Universität, Fichte Allen voran, exerzirten ganz wacker in der Hasenheide: standen doch überdies ihre Hörsäle jetzt leer. Infolge der Bautzener Schlacht glaubten die Franzosen den Weg frei: Oudinot zog von Sachsen her gegen Berlin heran. Aber General Bülow, mit einem kleinen Corps zum Schutze der Marken aufgestellt, warf sich ihm bei Hoyerswerda am 28. Mai entgegen, drängte ihn bis Luckau zurück und schlug ihn dort am 4. Juni in zehnstündigem Kampfe so entscheidend, daß der Feind unter dem Schutze der Nacht wieder von dannen zog. Berlin war gerettet, Bülow's Truppen war durch die glücklichen Erfolge das Selbstvertrauen gewachsen, als die niederschlagende Nachricht, daß mit den Franzosen Waffenstillstand geschlossen wäre, allen weiteren Unternehmungen vorläufig ein Ende machte.

Der Waffenstillstand. Nicht blos bei dem Bülow'schen Corps, sondern durchweg bei dem preußischen Heere und Volke erregte die Nachricht von dem Waffenstillstande Mißvergnügen, ja Betrübniß; Niemand vermochte die Nothwendigkeit einer Waffenruhe zu begreifen: so groß war, obgleich die Armee auf dem Rückzuge war, die Kampfesfreudigkeit und die Siegeszuversicht. Und mit stillem Ingrimm schrieb Gneisenau, von allen dummen Streichen, welche die verbündeten Mächte seit 20 Jahren gemacht hätten, sei der Waffenstillstand der dümmste.

Es war auch Napoleon, von welchem das Verlangen danach ausging. Der gewaltige Widerstand, auf den er bei diesem Kriege stieß, machte ihn höchst bedenklich. Was durch die Waffen ihm nicht gelungen war, wollte er daher durch Verhandlungen versuchen: das preußisch-russische Bündniß zu sprengen. Am 18. Mai sandte er Caulaincourt zu den russischen Vorposten, um eine Unterredung mit Kaiser Alexander zu verlangen. Am Morgen nach der Schlacht bei Bautzen erschien ein russischer Parlamentär mit der Antwort im französischen Lager.

Eine freudige Aufregung gab sich unter den Soldaten kund; die Franzosen wünschten alle den Frieden und sehnten sich lebhaft vom General bis zum Sergeanten nach Frankreich zurück. Sie glaubten, der Parlamentär brächte die Einleitung zum Frieden; aber er brachte den Bescheid Alexander's, daß er es ablehne, auch nur den Abgesandten Napoleon's zu empfangen.

So richtete Napoleon nun seine Hoffnung auf Oesterreich. Schon hatte er dem Grafen Bubna, der als Gesandter Oesterreichs in Dresden bei ihm weilte, die Mittheilung gemacht, daß er zu Frieden und Waffenstillstand bereit sei; er wünschte, daß Oesterreich ihn vermittele, da er nicht selber an die Verbündeten sich deswegen wenden mochte. Durch Bubna von Napoleon's Bereitwilligkeit unterrichtet, nahm nun Graf Stadion, der Bevollmächtigte Oesterreichs bei den verbündeten Armeen, die Sache in die Hand. Ihn bestimmte dabei die Wichtigkeit, welche der Abschluß eines Waffenstillstandes für Oesterreich hatte. Denn schon konnte der Anschluß Oesterreichs an Preußen und Rußland kaum noch für zweifelhaft gelten: hatten doch schon die verbündeten Armeen Breslau aufgegeben und sich am Gebirge entlang auf Schweidnitz zurückgezogen, um Oesterreich die Hand zur gemeinsamen Aktion reichen zu können. Aber Oesterreichs Rüstungen waren noch weit zurück; es brauchte Zeit, sie zu vollenden.

Nicht weniger bedurfte auch Rußland einer Waffenruhe; hielt doch selbst Wittgenstein die russische Armee für so schwach, daß er sie von Bautzen bis nach Polen zurückführen wollte. Und nicht viel anders dachte Barclay, der in diesen Tagen an Wittgenstein's Stelle den Oberbefehl erhielt. Jedoch Graf Nesselrode, der Vertreter Rußlands, war bestrebt, diese Verhältnisse auf das Vorsichtigste zu verschleiern. Er äußerte sich ziemlich gleichgiltig zu Stadion, als läge Rußland nichts an einem Waffenstillstande: indeß wolle er nicht dagegen sein, wenn Preußen ihn wünsche. Preußen also sollte vorgeschoben werden. Hardenberg ließ sich durch die Rücksicht auf Oesterreich bestimmen; jedoch bestand er darauf, daß dann Napoleon hinter die Oder zurückgehen und Breslau, das die Franzosen am 1. Juni besetzt hatten, wieder herausgeben müßte.

Napoleon war dazu bereit, selbst auf Hamburg wollte er außerdem noch verzichten, wenn die Verbündeten einen Waffenstillstand von drei Monaten oder wenigstens von zwei Monaten eingehen wollten: so dringend brauchte er ihn; aber zwei Monate, sagte er zu Caulaincourt, sei das Aeußerste, denn in weniger Zeit könne die französische Reiterei nicht wiederhergestellt werden. Indessen für länger als bis zum 20. Juli wollten die verbündeten Mächte auf keinen Fall ihn gewähren. Napoleon mußte sich begnügen. „Man darf sich nicht verhehlen", schrieb er an Caulaincourt, „der Waffenstillstand ist nicht ehrenvoll für mich. In der That, warum für einen Waffenstillstand von sechs Wochen einen Ort opfern von der Wichtigkeit Breslau's? Ich gebe Alles auf, der Feind Nichts." So zwingend erschien ihm seine Lage. Freilich auf St. Helena schrieb er: „Ich habe unrecht gethan, in den Waffenstillstand zu willigen." Aber man weiß ja, daß die Aufzeichnungen auf St. Helena gemacht sind, um das Urtheil der Nachwelt irre zu führen!

Am 4. Juni wurde der Waffenstillstand zu Poischwitz von Kleist, Schuwalow und Caulaincourt unterzeichnet. Ein Grund mit für Napoleon's Drängen war auch dabei, dem Treiben der Freicorps mit einem Schlage ein Ende zu machen, welche die Verbindungen im Rücken der französischen Armee bedrohten und störten. Die Lützower hatten, durch reichlichen Zuzug verstärkt, nach der Schlacht bei Bautzen einen verwegenen Streifzug nach Thüringen und dem Harze unternommen. Der Waffenstillstand nun verpflichtete sie, auf das rechte Elbufer zurückzugehen. Sie beeilten sich damit nicht allzu sehr. Da stürzte sich am 17. Juni bei Kitzen unweit Zerbst eine zehnfache Uebermacht auf die Sorglosen und hieb nach tapferster Gegenwehr fast die ganze Schar nieder. Nur wenige der Braven entrannen dem heimtückischen Ueberfall; der fröhliche Sänger der Freischar, Theodor Körner, war, aber aus schwerer Wunde blutend, unter den Geretteten. Auch Rheinbundstruppen, zwei württembergische Regimenter unter General Normann, nahmen an dem Bubenstreiche Theil, der den Deutschen zeigte, von welcher Art die französischen Herren waren, an denen sie festhielten mit der Treue vaterlandsloser Landsknechte.



Unterredung zwischen Napoleon und Metternich zu Dresden. Zeichnung von E. Hillemacher.



Blücher in der Schlacht an der Katzbach. Nach Georg Bleibtreu.

Der Kampf der großen Allianz und der Umsturz des napoleonischen Reiches.

Für das Emporsteigen des napoleonischen Weltreiches war die Uneinigkeit der drei großen Kontinentalmächte Preußen, Oesterreich und Rußland die Voraussetzung gewesen. Aus Besorgniß vor den beiden Kaiserreichen war Preußen zu Basel aus der ersten Koalition ausgetreten. Die zweite scheiterte an dem Zerwürfniß zwischen Rußland und Oesterreich; die dritte löste sich in dem Moment, als Preußen sich anschickte, ihr beizutreten; die Folge davon war der Sturz auch Preußens. Jetzt zum ersten Mal fanden die drei Mächte zu gemeinsamer Aktion sich zusammen; sie kämpften nicht blos für sich, sie kämpften für Europa. Denn die Errettung der Völker Europa's aus dem überwältigenden Drucke des französischen Uebergewichts: das ist der Inhalt der Befreiungskriege.

Der Beitritt Englands und Oesterreichs. Die Herstellung der Unabhängigkeit der von Frankreich unterdrückten Staaten war auch das Ziel, welches England um seiner eigenen Machtstellung willen verfolgte. Schon im April sprach Lord Castlereagh es aus, daß Preußen, Oesterreich und Rußland wieder so groß und mächtig werden müßten, als sie je gewesen. Sobald daher der Waffenstillstand eingetreten war, richtete Hardenberg sein Augenmerk darauf, die thätige Mitwirkung Englands für die spätere Fortführung des Kampfes zu gewinnen. „Auf das Dringendste", schrieb er, „brauchen wir Geld und Waffen. Wir rechnen mit Vertrauen auf die uns versprochene Hülfe von England."

Die Forderung, welche England oder vielmehr der Prinzregent Georg, der infolge der hoffnungslosen Erkrankung König Georg's III. die Regierung übernommen hatte, stellte, war nicht blos die Rückgabe, sondern auch die Vergrößerung von Hannover. Was sollte Friedrich Wilhelm thun? Bei seiner völligen finanziellen Erschöpfung war Preußen außer Stande, den Krieg auf die Länge fortzuführen: er mußte sich die Wucherbedingung Englands gefallen lassen. Am 14. Juni wurde zu Reichenbach der Vertrag mit England auf Grund des Kalischer Abkommens abgeschlossen: Preußen erhielt die Hälfte der Subsidien, welche für

Rußland in Aussicht genommen waren, zugesichert und um ein Drittel weniger, als England Schweden gewährt hatte. Und von der weit hinter den wirklichen Verhältnissen zurückbleibenden Summe von 666,666 Pfd. Sterl. (13 1/3 Millionen Mark) wurde überdies noch ein Theil in unbrauchbaren Uniformen bezahlt. Dem weniger bescheidenen Rußland wurden am nächsten Tage ohne jede beschwerende Bedingung 26 2/3 Millionen Mark für das Jahr 1813 zugebilligt, nur mußte es sich ebenso wie Preußen und Schweden verpflichten, keinen Separatfrieden mit Napoleon zu schließen.

In demselben Reichenbach erklärte Oesterreich am 27. Juni seinen Beitritt zu der großen Allianz. Längst hatte Stadion bei den verbündeten Mächten dafür gewirkt, und auch Metternich war so klar für den Anschluß entschieden, daß während des Waffenstillstandes die Alliirten, aber nicht die Franzosen, in Böhmen ungehindert Proviant aufkaufen durften. Jedoch immerfort zögerte Kaiser Franz noch, sich zu entscheiden: ihn mahnten die Folgen, welche die Uebereilungen von 1805 und 1809 gehabt hatten. Zwar hatte er sich, um die Verhandlungen zu fördern, nach Gitschin in Böhmen begeben, aber er verlangte, bevor er sich zu aktiver Theilnahme an dem Kampfe gegen Napoleon entschlösse, den zweifellosen Beweis, daß die Vermittelung des Friedens zwischen den kriegführenden Parteien unmöglich wäre. An Anschluß an Frankreich dachte auch er nicht, obgleich Napoleon versucht hatte, durch die Zusicherung von Schlesien ihn zu födern: er betrachtete das Bündniß vom 14. März 1812 als durch die Verhältnisse gelöst. Daraus ergab sich für Metternich eine doppelte Nothwendigkeit: einmal ein Friedensprogramm, so mäßig und bescheiden in seinen Forderungen, daß eine Ablehnung desselben die Unverbesserlichkeit Napoleon's wirklich bewies, und sodann eine Unterhandlung, die jeden Schein einer Möglichkeit des Ausgleichs aufgriff, um den Kaiser bei dem Versuche bis ans Ende festzuhalten und den offenen Bruch mit Frankreich so lange hinauszuschieben, bis die Waffenrüstung Oesterreichs, die von Kriegsbereitschaft noch sehr weit entfernt war, wirklich vollendet wäre: eine sehr schwierige Aufgabe, aber Metternich war gewandt und Schauspieler genug, um sie mit Erfolg zu lösen. Unkundige freilich haben es mit der raschen Bereitwilligkeit der Unwissenheit nicht an Vorwürfen fehlen lassen.

Metternich stellte demgemäß den Entwurf eines Friedenstraktates auf, welcher als unerläßliche Bedingungen bezeichnete: die Auflösung des Herzogthums Warschau, die Vergrößerung Preußens und die Rückgabe von Danzig, die Rückgabe der illyrischen Provinzen an Oesterreich, die Wiederherstellung der Hansestädte. Hinzugefügt waren zwei Bedingungen, welche nicht als unumgänglich gelten sollten, wenn auch Oesterreich „mit aller möglichen Wärme“ auf ihre Annahme dringen wollte: Auflösung des Rheinbundes und Wiederaufbau Preußens in einem größeren Maßstabe in möglichster Annäherung an die Gebietsausdehnung Preußens vor 1805. Zugleich erklärte Kaiser Franz in einem eigenhändigen Schreiben an die verbündeten Monarchen sich für verpflichtet, im Falle der Ablehnung jener vier unerläßlichen Bedingungen durch Napoleon seine Waffen mit denen der Verbündeten zu vereinigen, und versprach Ansprüchen der Verbündeten, welche über diese Bedingungen hinausgingen, wenigstens nicht hindernd entgegenzutreten.

Allein selbst jene mehr als mäßigen Bedingungen war Napoleon, wie Metternich richtig vorausgesehen hatte, weit entfernt anzunehmen, denn sie legten ihm Verzichte auf, und mußten dadurch mittelbar einen Thron erschüttern, der durchaus auf Ruhm und Erfolg gebaut war.

Es war eine lange Unterredung — sie dauerte von 1/4 auf 12 bis 3/4 auf 8 ohne Unterbrechung — welche Metternich am 26. Juni im Palast Marcolini in Dresden mit Napoleon hatte. Sie sprachen ganz ohne Zeugen mit einander in diesem „wichtigsten Augenblicke für die zukünftigen Beziehungen zwischen den beiden Reichen und für ganz Europa.“

„Von Ew. Majestät hängt es ab“, sagte Metternich, „der Welt den Frieden zu geben, Ihrer Regierung die festeste aller Grundlagen, die allgemeine Dankbarkeit, zu geben. Wenn Ew. Majestät sich diesen Augenblick entgehen läßt, wo werden dann die Umwälzungen ihre Grenze und ihr Ziel finden?“

„Ich bin bereit", antwortete der Kaiser, „Frieden zu machen; aber lieber werde ich untergehen, als einen entehrenden Frieden schließen. Ich habe es dem Kaiser Franz geschrieben: meine Ehre über Alles und dann der Friede!"

Metternich erwiederte, entehrende Vorschläge würden niemals in die Berechnungen des Kaisers Franz Eingang finden.

„Wohlan", unterbrach ihn der Kaiser, „was verstehen Sie unter Frieden? Welches sind Ihre Bedingungen? Wollen Sie mich plündern? Wollen Sie Italien, Brabant, Lothringen? Ich werde nicht einen Zoll Erde abtreten; ich schließe Frieden auf den Status quo ante bellum. Ich werde sogar einen Theil des Herzogsthums Warschau an Rußland geben; Euch werde ich nichts geben, denn Ihr habt mich nicht geschlagen; auch an Preußen gebe ich nichts, weil es mich verrathen hat. Wenn Ihr Westgalizien wollt, wenn Preußen einen Theil seiner alten Besitzungen will, so kann sich das machen, aber gegen Entschädigungen. Alsdann müßt Ihr meine Verbündeten entschädigen. Illyrien zu erobern, hat mir 300,000 Mann gekostet; wollt Ihr es haben, so müßt Ihr eine gleiche Anzahl Menschen verausgaben."

Von maßlosen Forderungen, welche das Selbstgefühl Napoleon's hätten empören oder die Ehre Frankreichs hätten kränken können, ist gar nicht die Rede gewesen, sondern nur davon, ob Napoleon die Vermittelung Oesterreichs für Unterhandlungen mit den Verbündeten annehmen wolle oder nicht. Er nahm sie nicht an; nach einigen Tagen besann er sich eines Andern und nahm die Vermittelung Oesterreichs für eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August mit Hinzufügung einer sechstägigen Kündigungsfrist in Anspruch; indeß am 29. Juni benachrichtigte er den Kaiser Franz, daß er den österreichisch-französischen Bündnißvertrag vom 14. März 1812 nunmehr für aufgehoben betrachte, während er am folgenden Tage wieder sich bereit erklärte, Bevollmächtigte nach Prag zu senden, um unter Vermittelung Oesterreichs über die Aufstellung von Friedenspräliminarien zu unterhandeln.

Mit größter Mühe erreichte Metternich von den Verbündeten die Zustimmung zu der Verlängerung der Waffenruhe, nachdem am 27. Juni Oesterreich in bündigster Weise die Verpflichtung wiederholt hatte, an Napoleon den Krieg zu erklären, wenn er jene vier unerläßlichen Friedensbedingungen nicht annehme. Dabei behielt es aber sich die Freiheit vor, auch für den Fall, daß er sie annehme, der preußisch-russischen Allianz beizutreten. In Prag nun ging das sichtliche Bestreben der französischen Bevollmächtigten dahin, Zeit zu gewinnen. Der 10. August kam heran und ging vorüber, ohne daß Napoleon bis Mitternacht seine Zustimmung zu jener Friedensgrundlage aussprach. Da fertigte denn Metternich eine Stunde nach Mitternacht die Noten aus, durch welche er die Auflösung des Prager Kongresses und die Kriegserklärung Oesterreichs an Frankreich aussprach. Freilich wollte jetzt Napoleon einlenken und machte verschiedene Vorschläge, in welchen er zu einem Theile jenen Friedensbedingungen seine Zustimmung gab. Allein Metternich lehnte alle Vorschläge ab: war doch überdies die gesetzliche Frist auch schon abgelaufen. Ueberhaupt konnte es nach der Lage der Dinge, zumal auch die Nachricht von dem Siege Wellington's bei Vittoria (s. S. 492) dazu beigetragen hatte, die Entschließungen des Kaisers Franz zu befestigen, nicht zweifelhaft sein, daß auch bei rechtzeitigem Eintreffen einer vollen Zustimmungserklärung Napoleon's Oesterreich doch würde der Allianz beigetreten sein.

Der Vertrag von Trachenberg. „Was wird aus Alledem?" fragte Metternich den französischen Bevollmächtigten in Prag, als dort die Kunde von der Niederlage der Franzosen bei Vittoria einging. „Ich weiß es nicht", antwortete Caulaincourt, „das hängt von persönlichem Belieben ab. Ich habe mich gefreut, auf der Reise die österreichischen Rüstungen wahrzunehmen; aber werden sie genügen, uns zur Vernunft zu bringen?" „Seien Sie ruhig", erwiederte Metternich, „Sie werden nach Wunsch bedient werden!" Denn es war doch eine sehr ansehnliche Streitmacht, welche Oesterreich den Verbündeten zuführte.

Schon am 15. Juni hatten in Gitschin Berathungen zwischen den österreichischen Heerführern Fürst Schwarzenberg, Graf Kollowrath, Baron Duka, Graf Radetzky und dem russischen General Toll über einen gemeinsamen Operationsplan der österreichischen, preußischen,

russischen und schwedischen Truppen stattgefunden, deren Ergebniß die Aufstellung von drei Armeen aus den verschiedenen Truppen war, welche so zusammenwirken sollten, daß die nicht angegriffenen Armeen zur Offensive übergehen sollten, um der von dem Feinde angegriffenen zu helfen. Toll theilte den Plan Scharnhorst mit, welcher, seiner Wunde nicht achtend, sich nach Prag begeben hatte, um die Interessen Preußens wirksamer zu vertreten. Allein der treffliche Mann, geeigneter als irgend einer den Kriegsplan zu berathen, erlag seiner Wunde schon am 28. Juni. Dieser Gitschiner Entwurf bildete die Grundlage für die Verhandlungen, welche am 12. und 13. Juli in Schloß **Trachenberg** über den Kriegsplan des gemeinsamen Feldzuges stattfanden. Er wurde angenommen, jedoch unter persönlicher Theilnahme des Kaisers von Rußland, des Königs von Preußen und des Kronprinzen von Schweden im Einzelnen noch weiter ausgeführt.

Die **Hauptarmee** sollten die österreichischen Truppen bilden, verstärkt durch Russen und Preußen. In einer Stärke von 225,000 Mann sollte sie von Böhmen aus ihre Aktion gegen Napoleon beginnen. Bei ihr wollten die verbündeten Monarchen in Person sich befinden. Den Oberbefehl über diese Armee erhielt der Fürst Karl Philipp von **Schwarzenberg**, geboren 1771, weder ein schneidiger Soldat, noch ein bedeutender Feldherr, in seinen Entschließungen häufiger von dem pedantischen Langenau oder auch dem einflußreichen Chef der Geheimpolizei Duca abhängig, als von seinem tüchtigen und eifrigen Generalstabschef Radetzky. Aber dennoch war seine aristokratische, gebildete, überall ausgleichende Persönlichkeit gerade in dem Hauptquartier der Fürsten von hohem Werthe; daß er den besten Willen für das Gelingen des großen Werkes hatte, ist ganz unzweifelhaft.



Karl Philipp, Fürst von Schwarzenberg.

Von Norden her sollte ihre Operationen ebenfalls auf Sachsen zu die **Nordarmee** richten, welche 150,000 Mann stark aus Preußen, Russen, Schweden, der russisch-deutschen Legion, Mecklenburgern und einigen neugebildeten hannöverschen Bataillonen zusammengesetzt war. Ihre Führung war dem Kronprinzen von Schweden übertragen. Mit fünf Verträgen in der Tasche, die ihm Subsidien und den Erwerb von Norwegen zusicherten, war **Bernadotte** am 18. Mai in Stralsund ans Land gestiegen. Mit der größten Unverfrorenheit entwickelte er dem Grafen Kalckreuth, der ihn in Stralsund empfing, daß für ihn das Interesse Schwedens die einzige Richtschnur sei; und in Schloß Trachenberg erzählte er dem Grafen Stadion, daß er Napoleon früher viel zu nahe gestanden habe, um sein persönlicher Feind zu sein und zu seinem Sturze beitragen zu können, und ließ wiederholt den Gedanken durchblicken, daß, wenn Napoleon durch eine innere Revolution den Thron verlieren sollte, er selbst wol zu seinem Nachfolger berufen werden könnte. Wol schien danach der bewegliche und schwatzhafte Gascogner einer sehr aufmerksamen und strengen Ueberwachung zu bedürfen, aber dennoch blieb er dabei, sein Kommando so zu führen, daß er nicht in die Lage käme, einem Franzosen

ernstlich wehe thun zu müssen, und nur im Rücken Napoleon's operire. So haben Bülow und Tauentzien, die Bernadotte untergeben waren, in offenem Gegensatze zu ihrem Oberfeldherrn ihre Siege erfechten müssen.

Zur Verbindung dieser beiden großen Armeen, aber doch auch zu selbständiger Aktion fähig, wurde aus den Preußen York's und den russischen Corps Langeron und Sacken die **Schlesische Armee**, 95,000 Mann stark, unter **Blücher's** Oberbefehle gebildet.

Als ein einziges großes Ganze sollten diese Armeen durch die Mischung aus verschiedenen Bestandtheilen erscheinen, welche, wenn sie auch durch die politische Lage vielleicht begründet war, doch den Sieg wahrhaftig nicht erleichtert hat. Die Gesammtstärke aller für den Feldzug aufgebotenen Truppen betrug nach den amtlichen Etats 470,000 Mann mit 1455 Geschützen, denen Napoleon, ungerechnet die Besatzungen von Dresden, Torgau, Wittenberg, Magdeburg und Hamburg, 440,000 Mann mit 1250 Geschützen entgegen zu stellen hatte: das ist das „erdrückende" Uebergewicht, von dem die Franzosen, ihre Niederlagen zu beschönigen, gefabelt haben! Freilich hatten die Verbündeten auf eine viel stärkere Machtentfaltung gehofft, aber Rußland, das fast stets in der angenehmen Lage gewesen ist, seine Kräfte weit überschätzt zu sehen, war auch nach Ablauf des Waffenstillstandes nicht im Stande mehr als 108,071 Mann unter die Fahnen zu stellen. Die Reservearmee, welche Bennigsen aus neuen Aushebungen in Stärke von 57,000 Mann gebildet hatte, stand noch weit zurück in Polen. Es war wiederum das kleine Preußen, das mehr als die Hälfte der Streiter allein zu dem gemeinsamen Kampfe stellte.

Die Erfolge der Schlesischen Armee. Unermüdlich hatte man in Preußen den unwillkommenen Waffenstillstand ausgenutzt, um namentlich die Landwehr zu verstärken und noch feldtüchtiger zu machen. In Schlesien war das Gneisenau's Amt gewesen. „Landwehren Sie man immer druf!" schrieb ihm Blücher, „ich höre viel Gutes davon; aber wenn die Fehde wieder beginnt, dann gesellen Sie sich ja wieder zu mich! Es ist in aller Hinsicht nothwendig, daß wir zusammen sind." Allein Gneisenau lehnte die Berufung zum Generalquartiermeister der Schlesischen Armee ab; er wollte lieber eine Brigade führen. Indeß der König blieb bei dem, was er einmal angeordnet hatte, und stellte Gneisenau gegen seinen Willen auf den Posten auf dem er, mit Blücher übereinstimmend in Vaterlandsliebe, Entschlossenheit und kühnem Muthe, seinem Vaterlande unvergängliche Dienste leisten sollte.

Am 16. August war die Kündigungsfrist des Waffenstillstandes abgelaufen; allein erbittert darüber, daß die Franzosen auf dem neutralen Gebiet, das der Waffenstillstand festsetzte, Requisitionen vornahmen, rückte Blücher schon am 15. in das neutrale Gebiet ein, vertrieb die Franzosen, besetzte Breslau und drang bis zur Katzbach vor.

Napoleon kannte den Operationsplan der Verbündeten. Mit 250 Napoleonsdor hatte er einen gewissen von Gersdorff bestochen und durch diesen ihn sich verschafft. Er glaubte der Absicht der Verbündeten dadurch zu begegnen, daß er gegen die drei Armeen der Alliirten drei französische Heere aussende und sie gleichzeitig einzeln schlüge. So hatte er die Corps von Ney und Macdonald gegen die Schlesische Armee geschickt; allein Blücher drängte diese am 17. August zurück, so daß Napoleon seine Absicht, selbst gegen Berlin sich zu wenden, aufgab und mit einem starken Hülfscorps am 21. in Löwenberg erschien. Jetzt zog sich Blücher, der Uebermacht ausweichend, zurück. Allein die Nachricht von dem Vorrücken der großen Armee aus Böhmen nöthigte Napoleon, bevor er Blücher hatte zum Schlagen bringen können, sich nach Dresden zu begeben; doch schien Macdonald mit 100,000 Mann stark genug, den verwegenen Gegner in Schranken zu halten.

Schon hiermit hatte Blücher eine wichtigen Erfolg errungen: er hatte die Uebermacht des Kaisers von Berlin abgelenkt und zugleich Schwarzenberg den Vormarsch durch das Erzgebirge ermöglicht. York wollte das nicht anerkennen; das ewige Marschiren bei den strömenden Regengüssen, welche die zweite Augusthälfte gebracht hatte, und auf den tief aufgeweichten Wegen hatte sein Corps erschöpft; mit heftigen Vorwürfen wandte er sich an Blücher. Gneisenau wies ihn strenge in seine Schranken; indeß Blücher meinte begütigend:

„Der York ist ein giftiger Kerl, er thut nichts als räsonniren; aber wenn er los geht, so beißt er an wie Keiner." Auch Langeron, ein französischer Emigrant, zeigte sich widerspenstig. Jedoch Blücher ließ sich nicht irre machen. Nur mit Sacken einverstanden, beschloß er am 26. August über die Katzbach zu gehen und Macdonald anzugreifen, indem er York's Preußen ermahnt, bei dem Regenwetter sich nicht lange mit Schießen aufzuhalten, sondern mit dem Kolben die Feinde niederzuschlagen.

Allein Macdonald war Blücher zuvorgekommen: er überschritt unweit des Dorfes Wahlstatt die Katzbach und warf sich auf Langeron, dessen Corps den linken Flügel der Alliirten bildete. Sofort änderte Blücher seinen Plan. Er heißt York so viel Franzosen über die Katzbach herüber kommen zu lassen, als er glaube überwältigen zu können, während er Sacken eine beherrschende Stellung auf der Höhe von Eichholz anweist und dessen rechten Flügel bis zur Katzbach hinabzieht. Um zwei Uhr bei heftigem Regen beginnt die Schlacht. Die Corps von York und Sacken gehen mit dem Bajonnete auf den Feind los, welcher auf einer Hochfläche diesseit des durch den Regen hochgeschwollenen Flusses sich festsetzen wollte. Die Reiterei stürmt vor, Blücher, den Säbel schwingend, voran; in langer Linie drängen die Reiter gegen einander. Aber neue Schwadronen schickt Blücher zu Hülfe, andere hauen auf die feindliche Infanterie ein; mit Bajonnet und Kolben dringt das Fußvolk gegen die erschütterten feindlichen Reihen vor und wirft sie, von Kartätschenfeuer unterstützt, den steilen Thalrand in die brausenden Fluten der Katzbach und Wüthenden Neiße hinab. Bis in die Nacht hinein donnern die Geschütze in die verwirrten Haufen der Flüchtigen. Es war ein glänzender Sieg, den Blücher erfochten hatte; mit größter Energie nutzte ihn der unermüdliche Held aus, fünf Tage lang rastlos den geschlagenen Feind verfolgend: 18,000 Gefangene und 103 Kanonen betrug die Beute. Schlesien war befreit; jetzt ging es vorwärts gegen die Elbe.

Vormarsch und Rückzug der Hauptarmee. Dem Kriegsplane gemäß hatte die Hauptarmee, sobald Napoleon sich gegen Blücher wandte, sich in Marsch gesetzt. In vier mächtigen Heersäulen überstieg sie das Erzgebirge in der Richtung auf Leipzig zu; allein auf Moreau's Rath, der aus Amerika jetzt bei Kaiser Alexander sich eingefunden hatte, änderte sie im Gebirge die Marschrichtung und wandte sich gegen Dresden. Die Russen Wittgenstein's auf dem rechten Flügel trieben die Franzosen aus Pirna hinaus, und am 25. August standen 150,000 Mann vor Dresden. Im Hauptquartier wußte Niemand recht, wie Knesebeck klagte, „wer Koch oder Kellner" wäre: so matt und schwankend war die Führung. Es war darauf abgesehen, Dresden durch einen Ueberfall zu nehmen: aber da der linke Flügel, die Oesterreicher Klenau's, noch weit zurück war, wurde der Angriff auf den nächsten Tag verschoben, und auch dann, nachdem er am Morgen des 26. August begonnen war, wurde er nochmals bis zum Nachmittage ausgesetzt. Denn immer noch war Klenau nicht zur Stelle.

Dadurch gewann Napoleon Zeit, über Bautzen Dresden zu erreichen; 19 Meilen marschirten die Garden in drei Tagen: am Vormittag des 26. traf er in der Stadt ein und mit und nach ihm die Regimenter, die er zur Hülfe mitbrachte. Ermüdet warfen sich die Soldaten auf dem Straßenpflaster nieder, aber nach kurzer Rast waren sie kampfbereit. Um sechs Uhr brachen sie aus allen Thoren hervor gegen die Angreifer, welche sich mehrerer Schanzen vor der Stadt bemächtigt hatten und sogar schon in die Pirnaer Vorstadt eingedrungen waren. Ein mörderischer Kampf entspann sich: am Abend hatten die Franzosen sämmtliche Schanzen wiedererobert.

In Strömen goß der Regen vom Himmel herab, als am nächsten Morgen um acht Uhr die Schlacht von Neuem begann. Die Verbündeten bildeten einen großen Halbkreis um die Stadt, in dessen Mittelpunkt, auf den Höhen von Räcknitz, sich die Monarchen befanden. Napoleon eröffnete den Angriff. Vandamme wurde die Elbe hinaufgesandt, um der verbündeten Armee die Rückzugslinie zu verlegen. Eine gewaltige Kanonade wurde auf das Centrum gerichtet; unweit der Monarchen traf eine Kugel Moreau und verwundete ihn so schwer, daß er nach sechs Tagen starb. Dem ungestümen Reiterangriff, den Murat auf den linken Flügel unternahm, waren die Oesterreicher nicht gewachsen. Ihre Reiterei war noch



Zeichnung von G. Bleibtreu.

Reiterangriff bei Dennewitz.

zurück, und dem Fußvolke versagten im Regen die Gewehre; der ganze linke Flügel wurde völlig zersprengt. Aber auch der rechte Flügel, Wittgenstein und die Preußen unter Kleist, wurde zurückgedrängt. Da zog sich auch das Centrum zurück, und das geschlagene Heer trat, tief entmuthigt und ohne feste Haltung, in der Nacht den Rückmarsch nach dem Erzgebirge an.

Ueber Maxen, Altenberg, Marienberg suchten die einzelnen Corps Böhmen zu erreichen; das russische Corps Ostermann's gerieth auf die große Teplitzer Straße. Diese schlug auch Vandamme ein, nachdem er die Elbe überschritten hatte, aber beim Königstein durch die tapfere Gegenwehr der Russen unter dem jungen Herzoge Eugen von Württemberg so lange aufgehalten war, daß die Flüchtigen einen Vorsprung vor ihm gewonnen hatten. Er holte jedoch Ostermann ein und trieb ihn über die Nollendorfer Höhe in das Teplitzer Thal hinab. Bei Kulm indessen setzte sich Ostermann am 29. August zur Wehr; von allen Seiten war König Friedrich Wilhelm thätig, ihm Verstärkungen von den über das Gebirge herabkommenden Flüchtigen zuzuführen. Ein heftiger Kampf entspann sich, dem erst die Nacht ein Ende machte. Auch Kleist's Corps, das bis Fürstenwalde gelangt war, ließ der König auffordern, Ostermann zu Hülfe zu ziehen. Indeß Kleist war außer Stande, auf dem nächsten Wege durch die Schlucht des Geiersberges nach dem Schlachtfelde zu gelangen; er marschirte daher auf dem Kamme des Gebirges entlang und zog dann die Nollendorfer Straße hinab. Dadurch kam er Vandamme in den Rücken, dem jetzt nichts Anderes übrig blieb, als mit dem Reste seines Corps am 30. August sich zu ergeben. Der Verlust der Dresdener Schlacht war für die Verbündeten ausgeglichen. Unbehelligt von den Franzosen konnte die Hauptarmee sich in Böhmen wieder organisiren und das langsam nahende Reservecorps Bennigsen's erwarten.



Emil Graf Kleist von Nollendorf.

Großbeeren, Hagelberg, Dennewitz. Unterdeß war auch bei der Nordarmee die Entscheidung gefallen. Zwar der Kronprinz von Schweden konnte sich nicht entschließen, wie es der Kriegsplan ihm vorschrieb, als Napoleon sich gegen Blücher wandte, sich in Vormarsch zu setzen; er zog nicht einmal seine in den Marken weit zerstreuten Truppen zusammen. Dadurch erleichterte er es dem Marschall Oudinot, welchen Napoleon absandte, um Berlin, den Mittelpunkt der preußischen Volkserhebung, zu züchtigen, sehr merklich, tief in die märkischen Lande vorzudringen. Ja, seine Meinung war, Berlin aufzugeben und sich hinter die Spree zurückzuziehen. Dem setzte sich indessen Bülow mit Entschiedenheit entgegen: er werde nicht über die Spree folgen, erklärte er, bevor nicht zum Schutze Berlins eine Schlacht gewagt sei. Nun lenkte Bernadotte ein und nahm zwei Meilen vor Berlin Aufstellung, die preußischen Corps auf seinem linken Flügel hinter Großbeeren und Blankenfelde.

Die Franzosen kamen heran; ein kurzes Gefecht um Blankenfelde, wo Tauentzien mit preußischer Landwehr stand, entspann sich, wurde aber gegen 2 Uhr von den Franzosen abgebrochen. Dann langte das Corps des Generals Reynier, welches aus zwei sächsischen und einer französischen Division bestand, vor Großbeeren an, vertrieb die geringe preußische

Besatzung des Dorfes und bezog die Bivuaks. Da ging aber Bülow zum Angriff vor. Es war gegen 6 Uhr Abends am 23. August. Der Regen goß in Strömen herab, so daß die Franzosen gar nicht die Annäherung der Preußen bemerkten. Seinen grauen Ueberrock fest zugeknöpft, sprengte Bülow auf seinem kleinen Rothschimmel vor und ließ ein furchtbares Geschützfeuer auf die nichts ahnenden Feinde eröffnen. Dann erstürmte die preußische Infanterie, großentheils Landwehr, mit dem Bajonnet Großbeeren und den Windmühlenberg; und als nun auch noch Borstell in der Flanke der Feinde erschien, da stürzte das ganze Corps Reynier's in wilder Flucht, völlig aus einander gesprengt, unter den Säbelhieben der nachsetzenden preußischen Reiterei von dannen. Noch einmal versuchte Arrighi — es dunkelte bereits — die Schlacht durch einen großen Kavallerieangriff wiederherzustellen; aber auch er wurde in die allgemeine Verwirrung hineingerissen.



Der Landwehrsieg bei Hagelberg. Zeichnung von G. Bleibtreu.

General Girard von Magdeburg und Davoust von Hamburg aus hatten den Angriff Oudinot's auf Berlin unterstützen sollen. Wirklich drängte Davoust das Corps Wallmoden's zurück und besetzte Schwerin; allein die Kunde von der Niederlage Oudinot's bestimmte ihn, alsbald wieder zurückzuweichen. Bei Gadebusch kam es am 26. August zu einem Scharmützel mit den Lützowern, in welchem Theodor Körner, der Sänger der deutschen Freiheit, seinen Tod fand. — Auch Girard wurde nach Magdeburg zurückgetrieben. Es waren kurmärkische Landwehrbataillone und Tschernytschew's Kosaken, die sich unter General Hirschfeld am 27. August bei Hagelberg auf Girard's Franzosen und Rheinbündler warfen. Mit einer Erbitterung ohnegleichen wurde gekämpft. Mit dem Gewehrkolben schlugen die ingrimmigen Landwehrmänner den Feinden den Schädel ein: ein ganzes Quarré wurde so niedergemacht, daß haufenhoch über einander mit zerschmetterten Köpfen die Franzosen nach der Schlacht im Dorfe dalagen, und nur versprengte Flüchtlinge nach Magdeburg zurückgelangten.

Bei Wittenberg hatte unterdessen Oudinot's geschlagene Armee sich wieder gesammelt: hatte es doch zur Verfolgung der Besiegten, zur wirklichen Ausnutzung des Sieges Bernadotte nicht kommen lassen. Sofort beschloß Napoleon, daß sie noch einmal vorgehen sollte. Denn welchen gewaltigen Eindruck mußte es machen, wenn Berlin, der Mittelpunkt der preußischen

Volkserhebung, in die Hand des Feindes fiel! Er verließ Dresden. In Bautzen traf er auf Macdonald's vor Blücher immer weiter zurückweichende Truppen. „Sie kommandiren Kanaillen und nicht Soldaten!" fuhr er Sebastiani an. „Sire, ich kommandire keine Kanaillen", antwortete mit Festigkeit der altverdiente General. Aber das war der Ton, in welchem der Kaiser jetzt mit seinen Generalen zu sprechen pflegte; mehr als ein Marschall wurde mit den gröbsten Schimpfwörtern von ihm traktirt. Krank war er nicht, wie man zur Erklärung seines Benehmens hat behaupten wollen: er war erkältet, jedoch bei Weitem nicht so sehr, wie er es bei Borodinó gewesen war. Nein, die Mißerfolge brachten die innere Roheit seines Wesens zu Tage; denn nur der Edle ist im Unglück groß.

Ney erhielt jetzt das Oberkommando der gegen Berlin bestimmten Armee; Oudinot wurde mit Reynier, Bertrand und Arrighi unter seinen Befehl gestellt. Mit 65,000 Mann überschritt Napoleon den Fläming. In Schneckeneile war der Kronprinz von Schweden gegen Sachsen vorgerückt, täglich etwa eine Meile zurücklegend: am 5. September traf seine Avantgarde unter General Tauentzien bei Zahna auf die heranrückenden Franzosen. Sie wurde auf Jüterbogk zurückgedrängt, nahm aber am folgenden Tage den Kampf wieder auf. Vier Stunden lang wurde bei dem Dorfe Dennewitz mit der größten Heftigkeit gekämpft; aber der großen feindlichen Uebermacht war Tauentzien nicht gewachsen: er begann zu weichen. Da aber erschien der General Bülow mit der Hauptmacht der Preußen und warf sich auf die linke Flanke der Franzosen; sofort schickte jetzt auch Tauentzien seine Landwehrreiter wieder vor: mehrere Quarrés des Feindes wurden gesprengt, andere übergeritten. Dennewitz wurde jetzt erstürmt, obgleich sich die Württemberger sehr tapfer schlugen, und auch aus Gölsdorf mußten die Sachsen weichen. Zu ihrer Unterstützung erschien Oudinot's Corps, so daß Gölsdorf wieder verloren ging. Indeß General Borstell eilte zur Hülfe herbei. Da zog Ney das ganze Oudinot'sche Corps auf seinen arg bedrängten rechten Flügel. Jetzt unterlagen auch die Sachsen den heftigen Angriffen Bülow's. Die beiden Flügel der Preußen gingen nunmehr gemeinsam zum Angriffe vor, und fast rechtwinklig zu einander gestellt, preßten sie den Feind von zwei Seiten zusammen und trieben ihn in wilder Flucht von dannen. Die ganze Armee Ney's war aufgelöst und zersprengt. Am Abend erschien in stattlichem Aufmarsche Bernadotte mit seinen Schweden und Russen; er weigerte sich jedoch, seine Kavallerie zur Verfolgung herzugeben, aber auch ohne diese brachten die braven Landwehrreiter noch 15,000 Gefangene ein. Indessen die Ehre des Sieges nahm er wie bei Großbeeren ausschließlich für sich in Anspruch: nur daß jetzt seiner Anmaßung Niemand mehr glaubte.



Friedrich Wilhelm von Bülow, Graf von Dennewitz.

Es war Bülow, der mit 40,000 Preußen diesen glänzenden Sieg erfochten hatte. Friedrich Wilhelm von Bülow, 1755 auf dem Gute Falkenberg in der Altmark geboren

war schon mit vierzehn Jahren als Junker in die preußische Armee getreten. 1793 wurde er Gouverneur des Prinzen Louis Ferdinand. In der Rheincampagne zeichnete er sich mehrfach aus, wie nicht minder in dem unglücklichen Kriege von 1806 bei der Belagerung von Thorn und von Danzig. Seine Entschlossenheit sowol wie seine auf gründlichen Studien beruhenden militärischen Kenntnisse lenkten Scharnhorst's Aufmerksamkeit auf ihn, der ihn an den rechten Platz zu stellen wußte und sich Hervorragendes von Bülow versprach. Und wie richtig diese Erwartung war, mußte selbst Ney bestätigen, der nach Dennewitz an Napoleon schrieb: „Ich bin vollständig geschlagen worden; ich glaube, es ist Zeit, die Elbe aufzugeben und sich an der Saale zu sammeln."

Der Uebergang über die Elbe. Unterdessen zögerten aber die kecken Freicorps nicht, die Elbe zu überschreiten und den Feind im Rücken zu belästigen. Thielmann nahm den Franzosen einen großen Transport bei Kösen ab, Mensdorff befreite in Lützen Gefangene, Colomb hob sächsische Depots auf. Und als Napoleon den General Lefebvre-Desnouettes zu ihrer Bestrafung aussandte, vereinigten sie sich mit Platow's Kosaken und schlugen die Franzosen bei Altenburg am 28. September aufs Haupt.

Auch von der Nordarmee drangen verwegene Detachements den Franzosen in den Rücken. Von der Marwitz befreite Braunschweig, Wallmoden schlug ein französisches Corps an der Göhrde bei Lüneburg am 16. September, Tschernytschew wagte sich gar bis Kassel vor, vertrieb den König Hieronymus und erklärte am 1. Oktober das Königreich Westfalen für aufgelöst. Es machte den größten Eindruck in Deutschland, daß die Schöpfung Napoleon's zusammenfiel wie ein Kartenhaus. Tettenborn vertrieb die Franzosen aus Bremen; nur in Hamburg behauptete sich Davoust noch.

Der Rheinbund begann in seinen Fugen zu krachen; Desertionen von Rheinbundstruppen zu den Verbündeten wurden etwas Gewöhnliches, und mehr als ein Rheinbundsfürst fing an, bedenklich zu werden, nur die Sorge um ihre Souveränetät hielt sie noch auf Napoleon's Seite fest. Denn mit allem Ernst drängte Stein auf eine straffe Neugestaltung Deutschlands, in welcher für kleine Souveränetäten kein Raum war. Aber Metternich stand ihm entgegen, er glaubte ein zersplittertes Deutschland leichter unter Oesterreichs Fittiche sammeln zu können als ein wahrhaft kräftiges Deutschland; nicht weniger als es die kleinen Fürsten thaten, fürchtete er den Einheitsstaat. So wurde denn den Teplitzer Verträgen, welche am 9. September die österreichische Allianz mit Preußen und Rußland befestigten, Geheimartikel angehängt, in welchen unter Auflösung des Rheinbundes die unbedingte Unabhängigkeit der deutschen Gebiete in Aussicht genommen war. Demzufolge erhielt Bayern, als es sich endlich im Vertrage zu Ried am 8. Oktober den Verbündeten anschloß, die Wahrung der vollen Souveränetät zugesichert: Mehlthau fiel auf die deutschen Hoffnungen.

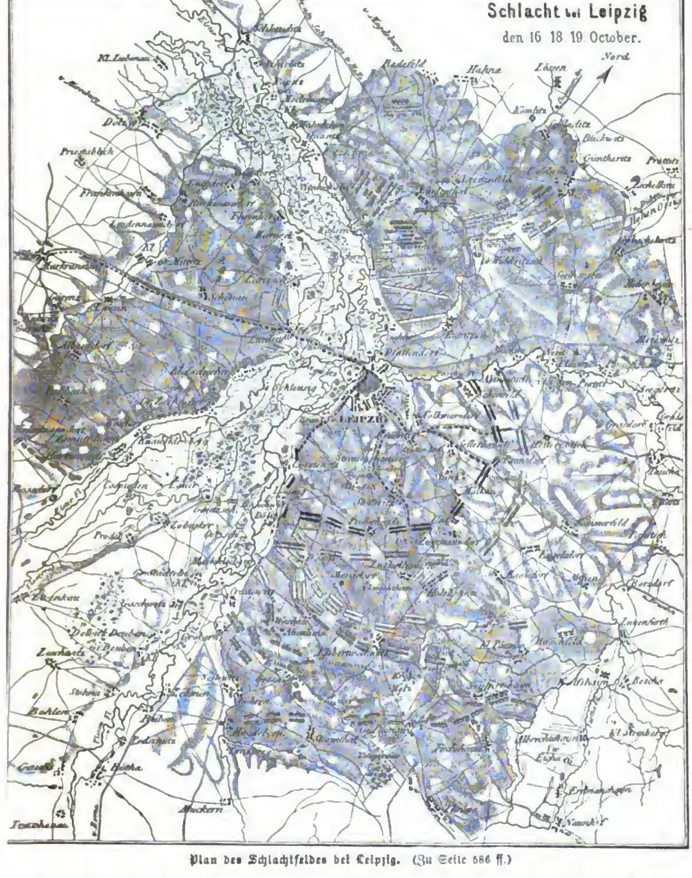
Bis an die Elbe war Deutschland befreit; aber die Elblinien behauptete mit dem Besitze von Dresden, Magdeburg und Hamburg der Gegner. Hier sich zu vertheidigen war der Gedanke Napoleons, wie ihn einst Tilly gegen den heranrückenden Schwedenkönig gehabt hatte. Er begnügte sich mit ziemlich zwecklosen Unternehmungen, die sich bald gegen die eine, bald gegen die andere der verbündeten Armeen richteten. Und wirklich getraute sich die Nordarmee nicht, bevor Wittenberg und Torgau gefallen, etwas zu wagen. Da war es wiederum Blücher, der den entscheidenden Schritt that, den Bann zu brechen. Das Hauptquartier bestimmte, er sollte sich nach Böhmen zu ziehen, um den Vormarsch der Hauptarmee, zu der jetzt endlich Bennigsen's Reservecorps gestoßen war, zu unterstützen. Aber der alte Held war schon, bevor ihm der Befehl zuging, rechts abgeschwenkt: er wollte die mittlere Elbe überschreiten, dadurch die Nordarmee sich nachziehen und dann Napoleon, während die Hauptarmee von vorn gegen ihn vorginge, im Rücken fassen.

Bei Wartenburg ließ er Nachts eine Brücke über den Strom schlagen und befahl dann York, mit seinen Preußen hinüber zu gehen und die Verhaue, welche die Franzosen unter Bertrand am jenseitigen Ufer angelegt hatten, zu erstürmen. York räsonnirte; er nannte den Stromübergang „ein unüberlegtes Stück", aber er gehorchte ohne Weiteres.



Nach August Beck.

Am Abend des 18. Oktober 1813.



Plan des Schlachtfeldes bei Leipzig. (Zu Seite 586 ff.)

Es war ein frischer Herbstmorgen, am 3. Oktober, als die Preußen so in dichter Kolonne egen das französische Kartätschenfeuer zum Sturm vorgingen. Blücher ritt unterdeß an die ussen Langerons heran, welche nachfolgen sollten. „Ihr alten Moskowiter", redete er sie an, ihr habt euren Feinden noch nie den Rücken gekehrt! Ich werde mich an eure Spitze setzen, nd ihr sollt die Kerls, die Franzosen, angreifen. Schwere Noth! ich weiß, ihr werdet nen auch heute nicht den Rücken zeigen. Pascholl!" Mit donnerndem Hurrah antworteten ie Russen und setzten sich in Bewegung. Aber als sie das linke Ufer erreichten, da hatten e Preußen schon die französischen Schanzen erstürmt, die Franzosen aus Wartenburg ver-ieben und zum eiligen Rückzuge nach Wittenberg genöthigt.

Unverzüglich rückte jetzt Blücher bis Düben vor; am 4. und 5. Oktober folgte nun wirklich Bernadotte über die Elbe nach. Als aber Napoleon auf die Kunde von dem Elbübergange der Schlesischen und der Nordarmee auf Düben losrückte, wollte Bernadotte sofort wieder über die Elbe zurückgehen. Auch Blücher mußte mit seinen 60,000 Mann vor den 130,000, die Napoleon heranführte, ausweichen: er zog sich seitwärts an die Saale, die anmaßliche Aufforderung Bernadotte's aber, sich mit ihm zu vereinigen, wies er mit Entrüstung von sich. Da rief die Nachricht von dem Vormarsch der Hauptarmee Napoleon in die Ebene von Leipzig zurück. Auf der Stelle setzte sich Blücher in Bewegung: er hatte mit Schwarzenberg sich dahin verständigt, daß er zu gemeinsamen Angriffe auf den Feind, von dem sich Bernadotte mit durchsichtiger Absichtlichkeit ausgeschlossen hatte, am 16. Oktober von Schkeuditz gerade auf Leipzig losgehen solle. Die Stunde der Entscheidung hatte geschlagen!

Die Völkerschlacht bei Leipzig. Meilenweit nach allen Seiten dehnt sich um Leipzig eine fruchtbare, fast baumlose Ebene, welche von vielen kleinen Gewässern in breiten sanften Einsenkungen durchzogen wird. Zahlreiche Dörfer liegen zerstreut daran. Von Osten her an Schönefeld vorüber fließt die Parthe auf Leipzig zu, um sich an der Nordseite der Stadt mit der Pleiße zu vereinigen, die dann an Gohlis vorüber durch das Rosenthal und weiterhin vorbei an dem Dorfe Möckern ihren Weg nach Norden nimmt. An der Westseite der Stadt aber bildet die Pleiße mit der Weißen Elster ein Gewirre vielfach verschlungener Flußarme, welches von Leipzig aus auf einem Dammwege zu durchschreiten ist. Am Ende dieses Dammes liegt das Dorf Lindenau. Im Süden der Stadt nimmt die Ebene etwas hügeligen Charakter an; hier liegt in flacher Senke Probstheida und weiterhin Liebertwolkwitz, von wo die Straße nordwestwärts über Wachau nach Markkleeberg an der Pleiße führt. Ein Wäldchen, das Leipziger Rathsholz, nimmt das linke Ufer der Pleiße ein, während zur Rechten, flußabwärts halbwegs nach Leipzig, von der Flußniederung das Dorf Connewitz zu einer flachen Bodenschwelle sanft ansteigt. Es war ein Terrain, höchst günstig für die Entfaltung großer Truppenmassen, nur daß die zahlreichen Wasserläufe, welche infolge des sehr regnerischen Wetters der ersten Oktoberhälfte stark angeschwollen waren, eben so viele Hindernisse bildeten.

Napoleon's Gedanke war gewesen, sich zwischen die Schlesische und die Nordarmee zu werfen und jede einzeln dann zu schlagen. Aber er wußte Blücher nicht zu finden; in der quälenden Unruhe darüber sah man ihn die Bogen Papier, auf die er Siegesbulletins schreiben wollte, mit phantastischen Schnörkeln bedecken und mit dem Federmesser an seiner Stuhllehne herumschnitzeln. Da schreckte ihn die Nachricht auf, daß die große Reitermasse, welche er zur Deckung Leipzigs unter Murat zurückgelassen, nach einem heftigen Gefechte bei Liebertwolkwitz am 14. Oktober vor der Avantgarde der heranziehenden Hauptarmee der Verbündeten habe zurückweichen müssen. Sofort marschirte er jetzt mit seinen Truppen nach Leipzig ab, um die Böhmische Armee zu schlagen, bevor die anderen sich mit ihr vereinigen konnten. Seine Hauptmacht stellte er bei W a c h a u auf, den rechten Flügel unter dem Fürsten Poniatowski bis Connewitz zurückbiegend, Bertrand mußte bei Lindenau den Dammweg decken, der die einzige Rückzugslinie der französischen Armee war, und Marmont erhielt nördlich von Möckern Stellung, um den Rücken zu sichern, falls etwa doch wider Erwarten Truppen von der Schlesischen oder der Nordarmee anlangen sollten.

Es war ein regnerischer, rauher Herbstmorgen, als am Sonnabend den 16. Oktober die Böhmische Armee in vier mächtigen Heersäulen zum Angriffe heranrückte: Kleist auf Markkleeberg, Eugen von Württemberg auf Wachau, Klenau mit Gortschakow auf Liebertwolkwitz. Mit einer Kanonade aus 48 Geschützen eröffnete Prinz Eugen den Angriff: auf dem Höhenzuge zwischen Wachau und Liebertwolkwitz ließ Napoleon dagegen 100 französische auffahren, welche mit furchtbarer Wirkung unter die Russen feuerten. Bald tobte auf der ganzen langen Linie der erbitterte Kampf: mehrmals wurden die angegriffenen Dörfer erstürmt, um doch jedesmal wieder an die Franzosen verloren zu gehen. Um Mittag waren alle Angriffe der Verbündeten siegreich abgeschlagen.



Die Brandenburger Husaren bei Möckern. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Auch Schwarzenberg, der die vierte Kolonne selbst gegen Connewitz führte, hatte keinen Erfolg. Die sumpfige Gegend hemmte ihn und er traf auf einen überlegenen Feind. Das Corps Giulay's vollends, das er gegen Lindenau entsandt hatte, um sich der Rückzugslinie der Franzosen zu bemächtigen, wurde mit Verlust zurückgewiesen. Unter diesen Umständen zog sich Schwarzenberg auf weiten Umwegen nach Wachau herum; er hoffte den arg bedrängten Russen Prinz Eugen's Hülfe bringen zu können.

Hier suchte unterdeß Napoleon durch einen überwältigenden Kavallerieangriff die Entscheidung zu erzwingen. Mit 8000 Reitern stürmte Murat am Nachmittage vor: er durchbrach die gelichteten Bataillone; eine große Batterie wurde genommen, die russische Gardekavallerie zurückgeworfen. Die Monarchen von Rußland und Preußen, welche mit den obersten Heerführern anf dem Wachberge bei Güldengossa sich befanden, geriethen in große Gefahr, als Orlow's Gardekosaken sich den anstürmenden Feinden in die Flanken warfen, zwei reitende Batterien mit Kartätschen sie überschütteten und mehrere Kavallerieregimenter im Galopp herbeieilten und die ganze Masse der Feinde zurücktrieben.

Schon hatte Napoleon in Leipzig durch Glockengeläut seinen Sieg verkünden lassen: jetzt schwankte doch die Entscheidung wieder. Er sandte an Marmont den Befehl, mit seinem ganzen Corps nach Wachau zu eilen. Allein Marmont kam nicht; vielmehr erschien am Spätnachmittage zur Unterstützung der Verbündeten Schwarzenberg, mit dessen Hülfe es ihnen gelang, ihre verlorenen Positionen größtentheils wieder zu gewinnen und dadurch die Wage der Schlacht hier zum Stehen zu bringen. Die Entscheidung aber fiel auf dem nördlichen Schlachtfelde.

Gegen Mittag langte von Schkeuditz her die Schlesische Armee auf der Leipziger Ebene an; die Nordarmee war noch weit zurück. Unverzüglich warf sich Blücher auf das ihm entgegenstehende Corps von Marmont. York wurde zur Rechten, Langeron zur Linken gegen den Feind entsandt; Sacken mußte zur Deckung des linken Flügels bei Radefeld stehen bleiben. Sehr geschickt zog sich Marmont nach Möckern zurück. Ein überaus heftiger Kampf entspann sich um das Dorf; Mann gegen Mann wurde um Hecken und Mauern gekämpft, jedes Gehöft mußte einzeln erstürmt werden; mit den Kolben schlug die ostpreußische Landwehr die Feinde nieder. Endlich gab das Einhauen der brandenburgischen Husaren den Ausschlag. Unter dem Schutze der Dunkelheit flüchtete sich Marmont mit den Trümmern seines Corps, die Hälfte seines Geschützes in den Händen des Siegers lassend, in wilder Eile nach Gohlis.

Dadurch sah sich Napoleon überwunden; mit seinen 177,000 Mann war er nicht im Stande gewesen, dem Andrange der 194,000 Mann der verbündeten Gegner — soviel zählte die Hauptarmee und die Schlesische zusammen — zu widerstehen. Wäre nun dazu Bernadotte mit den 50,000 Mann der Nordarmee rechtzeitig erschienen, so war das Uebergewicht erdrückend, die völlige Niederlage Napoleon's entschieden, und der Tausende von Opfern, die der 18. und 19. noch erfordern sollten, hätte es nicht bedurft!

Bis tief in die Nacht hinein war Blücher's Sorge den Verwundeten, gleichmäßig von Freund und Feind, zugewandt; er ließ sie auf seinem Küchenwagen vom Schlachtfelde holen, gab Hemden und Betttücher zum Verbinden der Wunden her und bestimmte die vorhandenen Häuser zu ihrer Unterkunft. Er selbst begnügte sich mit ein Paar Stunden Nachtruhe in einer halbverfallenen Schmiede: sobald der Morgen tagte, nahm er die Verfolgung des geschlagenen Feindes auf. Sacken wurde von York unterstützt, gegen Gohlis vorgeschickt, und Langeron, der am Abend Dombrowski's Polen von dem Ney'schen Corps bis gegen die Parthe zurückgedrängt hatte, trieb sie bis nach Leipzig zurück, so daß, als Gohlis erobert war, Franzosen wie Polen in die Vorstädte sich zurückziehen mußten. Da langte die Weisung von Schwarzenberg an, für diesen Tag, den Sonntag, den Kampf einzustellen: das Einrücken der 48,000 Russen Bennigsen's in die Kampfeslinie sollte abgewartet werden.

Auch Napoleon hielt Ruhe. Nachdem die Schlacht des 16. für ihn verloren, konnte er am 17., der von Stunde zu Stunde fast den Verbündeten Verstärkung zuführte, erst recht nicht mehr auf den Sieg rechnen. Er versuchte daher die Künste der Unterhandlung, sich

seiner üblen Lage zu entziehen. Gegen Abend — im Laufe des Nachmittags war die Avantgarde der Nordarmee in Breitenfeld, eine Stunde von Möckern, angelangt — sandte er daher den Tags vorher gefangenen österreichischen General Merveld an den Kaiser Franz mit dem Vorschlage eines Waffenstillstandes, zugleich aber gab er Bertrand den Befehl, den Rückzug nach der Saale zu einzuleiten. Natürlich ließen die verbündeten Monarchen das Anerbieten Napoleon's in richtiger Würdigung der Sachlage ohne jede Antwort. So begann denn an dem klaren frischen Morgen des 18. Oktober — das Wetter war völlig umgeschlagen — der Kampf der Hunderttausende von Neuem. Wenigstens nicht wie ein Geschlagener wollte Napoleon weichen: wie ein Manöver gedachte er mit allem Pomp den Rückzug anzutreten. Aber doch mußte er seine Truppen schon in engerem Kreise an Leipzig heranziehen.



Langeron's Angriff auf Schönefeld.

Jetzt wo die Entscheidung klar wurde, glaubte Bernadotte sich doch der Theilnahme am Kampf nicht mehr entziehen zu sollen; überdies erinnerte ihn Lord Stewart, der englische Bevollmächtigte, weniger höflich als deutlich an den Zweck, zu dem er überhaupt die englischen Subsidiengelder erhielte. Er verlangte daher, daß Blücher das Schlachtfeld zwischen Parthe und Pleiße, von welchem die Schlesische Armee schon am Sonnabend die Feinde vertrieben hatte, ihm jetzt überließe: eine Unverschämtheit, die der greise Held mit Empörung zurückwies, indem er zugleich mit Bülow sich dahin verständigte, daß dessen Preußen auch ohne den Befehl des Kronprinzen von Schweden an dem Kampfe Theil nehmen würden. Dennoch begab er sich auf die wiederholte Einladung Bernadotte's am Morgen des 18. Oktober nach Breitenfeld in dessen Hauptquartier. Eine stürmische Unterredung fand zwischen den beiden Heerführern statt. Jetzt wollte Bernadotte sich nur als Reserve hinter Blücher's Armee aufstellen; endlich entschloß er sich zu dem Versprechen, die Nordarmee in die Schlachtreihe einrücken zu lassen, wenn Blücher ihm 30,000 Mann, d. h. die größere Hälfte seiner eigenen Armee,

überlassen wolle. Mit einer Selbstverleugnung ohnegleichen war der Sieger von Möckern bereit, das Langeron'sche Corps unter Bernadotte's Befehl zu stellen, um die Nordarmee überhaupt nur in Bewegung zu bringen. Damit mußte er selbst auf jede selbständige Aktion an diesem Tage verzichten. Doch waren wenigstens Sacken und York noch stark genug, sich in Gohlis zu behaupten. — Indeß es war Mittag vorüber, ehe die Nordarmee auf ihrem Platze zwischen der Parthe und Bennigsen im Südosten des Schlachtfeldes erschien. Unterdeß hatte aber Blücher dafür gesorgt, daß Langeron nicht so lange zögerte. Wacker gingen die Russen zum Sturm auf Schönefeld vor, das durch Ney und Marmont mit der größten Tapferkeit vertheidigt wurde. Achtmal stürmten die Russen an, dreimal wurde das Dorf erobert, dreimal ging es wieder verloren; endlich behaupteten die Russen die Trümmerstätte und drängten die Franzosen bis in die Vorstädte von Leipzig zurück.

Zur Linken Langeron's kämpfte die Nordarmee, mit vieler Umsicht jetzt von Bernadotte geleitet. Bülow's Preußen warfen sich auf Reynier, Paunsdorf wurde in heftigem Ringen erstürmt und endlich die Franzosen bis unter die Mauern Leipzigs zurückgetrieben. So war auch hier im Südosten des Schlachtfeldes der völlige Sieg erfochten. Im Süden jedoch, wo die Böhmische Armee kämpfte, wollte es nicht in der gleichen Weise gelingen. Ueber Markkleeberg führte der Erbprinz von Hessen-Homburg die Oesterreicher gegen Connewitz heran. Aber Poniatowski's Polen und die Franzosen unter Augereau und Oudinot waren ihm gewachsen; selbst als der Kampf um Lindenau ganz aufgegeben und Giulay zur Unterstützung herangezogen wurde, vermochten die Oesterreicher doch nur wenig Terrain zu gewinnen.

Bei Probstheida stand Napoleon's Hauptmacht. Hier kommandirte der Kaiser selbst. Mit unerschütterlicher Tapferkeit mühten sich Kleist's Preußen und Wittgenstein's Russen unter Barclay de Tolly's Oberbefehl das Dorf zu erstürmen und die Reihen Victor's und Lauriston's zu durchbrechen. Von dem Monarchenhügel nördlich von Liebertwolkwitz schauten die verbündeten Monarchen dem erbitterten, fruchtlosen Ringen zu. Doch war auch den Franzosen nicht mehr möglich, als sich im Besitze ihrer Positionen zu behaupten; denn jeden Versuch aus dem Dorfe hervorzubrechen, erstickte das furchtbare Kreuzfeuer der Batterien, die gegen Probstheida aufgefahren waren.

Erfolgreicher dagegen kämpfte Bennigsen weiter östlich; er drängte Macdonald aus Holzhausen zurück und schloß den eisernen Ring, welcher das Heer Napoleon's jetzt im Norden, Osten und Süden umklammert hielt. Hier war es, auf dem äußersten rechten Flügel Bennigsen's, daß, nachdem schon am Vormittage 500 sächsische Reiter zu Langeron übergegangen waren, jetzt der ganze Rest der sächsischen Truppen, noch etwa über 3000 Mann, unter General Ryssel zu den Verbündeten übertrat. Für den Gang der Schlacht war dies Ereigniß bei der geringen Zahl der Uebertretenden durchaus gleichgiltig; ihrem Könige aber, der in Leipzig bei den Franzosen weilte, sollte es doch Nutzen bringen. Auch einige hundert württembergische Reiter führte General Normann zu den Verbündeten hinüber: es war doch, als wenn es in den Herzen der Deutschen anfinge lebendig zu werden.

Der Abend beendigte das blutige Waffenspiel. Weiteren Widerstand zu leisten, hielt Napoleon nicht für gut; am Wachtfeuer befahl er den Rückzug; am nächsten Feuer machte Berthier die Dispositionen dazu. Ermüdet schlief der Kaiser auf einem Holzstuhl am Feuer ein, lautlos standen die Generale um ihn herum. Da schlug eine Granate in das Feuer: Napoleon erwachte; er ließ das Feuer auslöschen und zog sich nach Leipzig zurück.

Die Verbündeten blieben in ihren Stellungen; sie glaubten am nächsten Tage noch einmal schlagen zu müssen. Als sich aber der Frühnebel hob, sahen sie die Franzosen nach Lindenau zu von dannen ziehen: da erst wurden sie des großen Sieges inne, den sie erfochten hatten.

Seit dem Vormittage des 18. schon waren die Franzosen in dichten Kolonnen westwärts abmarschirt; die ganze Nacht hindurch folgte Bataillon auf Bataillon; am Vormittage des 19. verließ auch Napoleon Leipzig. Macdonald und Poniatowski erhielten den Befehl, mit den Polen und Rheinbundstruppen die Stadt bis Mittag zu vertheidigen, denn diese waren gut genug, für die Sicherung der Franzosen aufgeopfert zu werden.



Sprengung der Elsterbrücke.

Von drei Seiten her rückten am Morgen des 19. Oktober die Verbündeten gegen die Stadt, Sacken und Langeron gegen die nördliche Hallische Vorstadt, Bülow und Bennigsen gegen die östliche Grimmaische Vorstadt. Sie trafen auf hartnäckigen Widerstand; ein blutiger Kampf entspann sich vor den Thoren, unablässig rief Blücher in seiner Ungeduld „vorwärts!" den Russen zu; sie verstanden das fremde Wort wohl und erstürmten das Thor. Aber auch in den Straßen noch setzte der heftige Kampf sich fort. Da flog, von einem Sappeur zu früh angesteckt, die Elsterbrücke in die Luft. Noch waren Tausende napoleonischer Soldaten in der Stadt, denen nunmehr der einzige Ausweg abgeschnitten war: ein fürchterliches Gedränge entstand, Tausende sprangen in den hochgeschwollenen Fuß, Viele gewannen das rettende Ufer, aber noch mehr ertranken in den wild wogenden Fluten; unter ihnen war auch der schwer verwundete Marschall Poniatowski.

Um 1 Uhr hielten die verbündeten Monarchen ihren Einzug in die erstürmte Stadt. Der König von Sachsen, Napoleon's erlogenen Berichten, daß Alles gut stände, vertrauend, hatte sich nicht geflüchtet: unter Kosakeneskorte wurde er als Kriegsgefangener nach Friedrichsfelde bei Berlin gebracht.

Der Rückzug der Franzosen. Am Boden lag durch den Leipziger Sieg das ungeheure Gebäude, welches, mit Stein zu sprechen, durch die verruchteste Tyrannei aufgerichtet und mit dem Blute und den Thränen so vieler Millionen gekittet war. Auf Nebenwegen, auf die Festung Erfurt zu, floh die Streitmacht Napoleon's von dannen.

Es war kein Zweifel, daß die Schlesische Armee die Entscheidung gegeben hatte. Auf dem Markte zu Leipzig schloß Kaiser Alexander den Sieger von Möckern in seine Arme und nannte ihn den Befreier Deutschlands, und König Friedrich Wilhelm ernannte auf der Stelle Blücher zum Generalfeldmarschall, indem er mit Sinnigkeit das Patent auf den 16. Oktober, Blücher's Ehrentag, zurückdatiren ließ. Blücher nun drang jetzt auf energische Verfolgung des flüchtenden Feindes, aber die Erschöpfung der verbündeten Truppen, die Schwierigkeit der Verpflegung nnd die Langsamkeit der Hauptarmee hinderten, daß Erhebliches geschah. Aber auch ohnedies litten die flüchtenden Franzosen unsäglich. Von Leipzig nach Fulda waren die Wege mit verwundeten und kranken Franzosen förmlich übersät. Nervenfieberkranke liefen im Irrsinn umher, Sterbende saßen am Wachtfeuer auf den Leichnamen ihrer todten Kameraden. In die Dörfer und Städte durften sie sich nicht hineintrauen, wollten sie nicht von den erbitterten Einwohnern todtgeschlagen werden. Es bedurfte der äußersten Anstrengungen Napoleon's, um aus dieser gescheuchten, verzagten Masse noch eine widerstandsfähige Streitmacht von 70,000 Mann zusammenzubringen.

Bei Hanau war es, wo den Flüchtigen ein bayerisches Corps unter Wrede, von Oesterreichern unterstützt, sich am 30. Oktober in den Weg warf. Karl Philipp Baron von Wrede war ein tapferer, aber überaus ehrgeiziger Mann. In Heidelberg 1764 geboren, war er noch in jungen Jahren Hofgerichtsrath in Mannheim und später Forstmeister geworden. Als solcher zeichnete er sich durch kräftiges Zusammentreiben der Landsturmbauern im Odenwald während des Krieges gegen die französische Republik aus, sammelte dann in Kurpfalz ein Freicorps, das er 1799 am Neckar auf den Kampfplatz führte, und wurde nach dem Frieden als Oberst in das bayerische Heer übernommen. An allen Feldzügen der Bayern, in Polen, in Tirol, in Rußland, nahm er Theil und erhielt 1813 den Oberbefehl über das neugebildete bayerische Heer. Nach dem Vertrage von Ried schloß er, voll Begier selbständig zu operiren, sich nicht den Heeren der Verbündeten an, sondern marschirte über Würzburg nach Hanau, wo er Napoleon sich entgegenstellte. Allein die Hoffnung, die Franzosen hier allein zu besiegen, erfüllte sich nicht. Zwar warf er die Feinde mehrmals wieder in den Lambohwald, aus dem sie hervorkamen, zurück; aber endlich erlag er doch dem Geschützfeuer Napoleon's. Auch die Kämpfe des folgenden Tages um die Stadt Hanau, in denen Wrede selbst erheblich verwundet wurde, vermochten Napoleon nicht aufzuhalten: Wrede hatte Frankfurt und die Brücke bei Mainz unbesetzt gelassen, so daß die Franzosen jetzt ungefährdet das linke Rheinufer gewannen.

Die Befreiung Deutschlands. In Leipzig trennten sich die verbündeten Armeen: Schwarzenberg und Blücher folgten auf verschiedenen Wegen den flüchtigen Franzosen; die Nordarmee dagegen wurde aufgelöst. Bülow wurde zur Befreiung Hollands ausgesandt, Tauentzien erhielt den Auftrag, die in der Gewalt der Franzosen noch befindlichen Elbfestungen zu nehmen, Bernadotte zog nach Norden von dannen. Die meisten Festungen fielen in den nächsten Monaten, wie Torgau, Wittenberg, das befestigte Dresden, Küstrin, Stettin. Auch Danzig, wo der tapfere Rapp kommandirte, mußte noch vor dem Schlusse des Jahres kapituliren. Andere dagegen hielten sich bis zum Abschlusse des Friedens, wie Magdeburg, Erfurt, Glogau, Mainz; und auch in Hamburg widerstand Davoust mit Erfolg allen Anstrengungen Bennigsen's.

Der Kronprinz von Schweden suchte sich jetzt völlig der weiteren Theilnahme an dem Kriege der Verbündeten zu entziehen; er überfiel Dänemark, eroberte Holstein und Schleswig, fast ohne Widerstand zu finden, und zwang dadurch Dänemark zu dem **Frieden von Kiel** (14. Januar 1814), in welchem Dänemark Norwegen an Schweden, Helgoland an England abtreten mußte, wogegen ihm Schwedisch-Pommern zum Ersatze überwiesen wurde. Freilich die eigenwilligen Norweger wollten von dem neuen Herrn nichts wissen; erst als ihnen die Erhaltung ihrer alten, fast republikanischen Verfassung gewährleistet war, willigten sie ein, mit Schweden in Personalunion zu treten.

Mit der Ueberwindung seines Protektors löste sich jetzt der Rheinbund von selber auf. Zum zweiten Male verließ König Hieronymus, der nach Tschernytschew's Abzuge wieder zurückgekehrt war, seine Hauptstadt: das Königreich Westfalen war jetzt endgiltig beseitigt. Herzog Wilhelm von Braunschweig kehrte in sein Land zurück, um sofort dessen Wehrkraft zu organisiren und den vor vier Jahren abgebrochenen Kampf gegen Napoleon wieder aufzunehmen. Auch Kurfürst Wilhelm von Hessen hielt in Kassel wieder seinen Einzug, mit lautester Freude von seinen Hessen empfangen. Aus Frankfurt erschien Meyer Anselm Rothschild und brachte dem Kurfürsten das ihm früher anvertraute Vermögen zurück: er hatte es gut verwaltet und dadurch den Grund zu dem Weltreichthum seiner Familie gelegt. Des Heimgekehrten einzige Sorge war, die letzten sieben Jahre auszulöschen; was nur irgend in Hessen an die westfälische Zeit erinnerte, wurde beseitigt, selbst Zopf und Puder wieder eingeführt. Und Niemand wehrte dem Unverstand. Auch aus Hessen führte der Kurprinz ein stattliches Corps der Schlesischen Armee zu.

In Hannover wurde die Herrschaft des englischen Königshauses wieder hergestellt, wie auch der Herzog von Oldenburg in sein Land zurückkehrte. Die Rheinbundfürsten beeilten sich jetzt, mit der großen Allianz Frieden zu schließen und ihre Kontingente zum Kriege gegen Frankreich zur Verfügung zu stellen. Ihnen Allen ward Landbesitz und Souveränetät garantirt; ausgeschlossen wurden nur außer den Napoleoniden der König von Sachsen, der Fürst von Isenburg und der Graf von der Leyen; der Großherzog von Frankfurt, Dalberg, entsagte freiwillig. Diese „herrenlosen" Länder wurden der „Centralverwaltung für Deutschland" untergeben, welche unter dem Vorsitze Stein's, die Mittel derselben an Mannschaft und Geld ebenso wie diejenigen der übrigen bisherigen Rheinbundsländer für den Krieg verfügbar zu machen hatte. So wurden aus den kleindeutschen Gebieten überhaupt acht neue Armeecorps aufgestellt; das gab den Verbündeten einen Truppenzuwachs von 160,000 Mann, welcher ihnen das zweifellose Uebergewicht über die Streitkräfte Napoleon's wol sicherte, aber Deutschland blieb zur Vielstaaterei verurtheilt. Denn nicht wie es für die Machtstellung und Entwicklung Deutschlands am förderlichsten war, wurde die Neugestaltung des deutschen Gebietes bis an den Rhein ins Werk gesetzt, sondern wie es am meisten den Interessen Oesterreichs und Rußlands entsprach. Aber lag nicht auch jenseit des Rheines noch deutsches Land?

Der Uebergang der Verbündeten über den Rhein. In den ersten Novembertagen waren mit der Hauptarmee die verbündeten Monarchen in Frankfurt angelangt. Hier gedachte die Friedenspartei im Hauptquartier, an deren Spitze Metternich stand, den Krieg zu beendigen; sie setzte es durch, daß durch den französischen Gesandten in Weimar, St. Aignan,

Napoleon der Friede angeboten wurde unter der Bedingung, daß er sich mit Rhein, Alpen und Pyrenäen als Grenzen Frankreichs begnüge. Das war der faule Friede, den man zumal in Preußen fürchtete; aber König Friedrich Wilhelm war mit Oesterreich einverstanden, wie es nicht minder die russischen Diplomaten und Feldherren waren. Nur Pozzo di Borgo sprach aus Haß gegen Napoleon für die Fortführung des Kampfes; der gleichen Meinung war auch Schwarzenberg und der energische Stein. Am wenigsten aber wollte Blücher etwas davon wissen, jetzt das Schwert in die Scheide zu stecken. Er sandte Gneisenau nach Frankfurt, um für die Weiterführung des Krieges zu wirken, und erschien endlich selbst dort, sein lorberbekränztes Schwert in die Wage des Krieges zu werfen. Hart setzte er den „vornehmen Feiglingen" zu: er sprach von „Schuften, die den Galgen verdienten", so daß der friedfertige Knesebeck vor Aerger krank wurde. Das blieb nicht ohne Wirkung. Napoleon überdies hatte sich unbestimmt und ausweichend über den Friedensantrag geäußert; es schien, als wolle er erst vor Allem Zeit gewinnen zu weiteren Rüstungen. Die bisher Unentschiedenen, Kaiser Alexander und die englischen Bevollmächtigten begannen sich der Kriegspartei zuzuneigen. Die Verhandlungen mit Napoleon wurden abgebrochen, und am 2. Dezember verkündete ein Manifest der Welt den Entschluß der verbündeten Fürsten, den Krieg nicht gegen Frankreich, wol aber gegen Napoleon gemeinsam fortzusetzen. Mit dem neuen Jahre sollten die verbündeten Armeen den Rhein überschreiten: die Hauptarmee, welche gegen vier deutsche Corps Kleist's Preußen an Blücher abgab, über den Oberrhein; von hier aus sollte ein österreichisches Corps unter Bubna gegen Lyon sich wenden, um dem von den Pyrenäen her vordringenden Wellington die Hand zu reichen; die Blücher'sche Armee sollte über den Mittelrhein gehen, während die Bayern unter Wrede im Elsaß die Verbindung zwischen Blücher und Schwarzenberg herstellten; über den unteren Rhein endlich von Holland her sollten Bülow's Preußen und Wintzingerode's Russen in Frankreich eindringen. Außerdem rückte ein österreichisches Corps in Italien ein. Es mochte gegen eine halbe Million Streiter sein, die zu dem neuen Feldzuge gegen Napoleon in Bewegung gesetzt werden sollte, während die Zahl der schlagfertigen Truppen Napoleon's damals noch nicht über 150,000 betrug. Von diesen waren drei Corps detachirt, die Rheingrenze zu decken: Victor am Oberrhein, Marmont in der Mitte bis Koblenz, Macdonald am Unterlauf bis Nimwegen.

In den letzten Dezembertagen bewerkstelligte Schwarzenberg bei Basel und Hüningen ohne besondere Schwierigkeiten den Stromübergang. Aber Marmont hatte sich mittlerweile auf 60,000 Mann verstärkt, während Blücher zunächst nur 50,000 Mann zur Verfügung hatte. Er verlegte daher, um Marmont zu täuschen, sein Hauptquartier nach Frankfurt und bestimmte eine Stelle zum Uebergange über den Rhein, an welcher der Feind es am wenigsten erwartete. Wo der Leyenfels mit der kleinen wunderlich gebauten Pfalzburg im Strome liegt, zieht von Osten her nur ein einziger Engpaß zum Rheine hinab, während am linken Ufer nur steile Flußpfade in Schluchten zum Thalrande emporsteigen. In dichten Kolonnen zogen in der Neujahrsnacht bei dem Städtchen Caub durch den Engweg York's Preußen und ein Theil von Langeron's Corps zu dem Strome hinab; lautlos setzte Graf Brandenburg mit 200 Füsilieren in Kähnen hinüber: ihm war befohlen, in größter Stille auf dem französischen Ufer sich festzusetzen, um den Uebergang der übrigen Truppen zu decken. Aber als ihr Fuß den Boden Frankreichs betrat, übermannte die Aufregung die Wackeren: sie brachen in ein donnerndes Hurrah aus und stürmten auf den engen Fußpfaden in die Höhe! Flintenschüsse antworteten ihnen, aber bald waren so viel Mannschaften hinübergesetzt, daß die Franzosen zurückgetrieben wurden. Der Brückenbau indessen verzögerte sich, weil die Anker der Pontons dem heftigen Andrange der Fluten nachgaben. Indeß in der Nacht vom 2. zum 3. Januar 1814 war der Uebergang glücklich beendet. Das russische Corps St. Priest's, eines französischen Emigranten, das jetzt auch Blücher zugetheilt war, ging bei Koblenz hinüber, Sacken bei Mannheim. Mit überschwenglicher Freude begrüßten die linksrheinischen Deutschen den ruhmgekrönten greisen Marschall und sein Heer: es mußte streng verboten werden, den Leuten namentlich nicht mehr Wein zu geben, als sie wirklich brauchten.

Der Winterfeldzug in Frankreich. Marmont wich der Feldschlacht aus, er ging über die Saar auf Metz zurück; aber als Blücher ihm rastlos nachdrängte, gab er Lothringen auf und zog sich in die Champagne hinein: am 17. Januar rückte Blücher in Nancy, der Hauptstadt Lothringens, ein. Am Thore empfing ihn der Rath; er erinnerte die Herren an die glückliche Zeit der alten lothringischen Selbständigkeit und stellte ihnen die Wiedervereinigung mit ihrem großen deutschen Vaterlande in Aussicht.

Unterdessen hatte Schwarzenberg mit mehr als 100,000 Mann das Plateau von Langres erreicht, von welchem die Seine, Aube und Marne zu dem Thalbecken von Paris hinabströmen und an den Flüssen entlang Hauptverkehrsstraßen auf die französische Hauptstadt zuführen. Die Besetzung dieses Plateaus, glaubte daher Schwarzenberg, gebe ihm eine militärisch-überlegene Stellung und würde den baldigen Abschluß des Friedens zur Folge haben. Denn der Kriegseifer, den er in Frankfurt gezeigt hatte, war inzwischen ganz verraucht; auch fürchtete er, bei weiterem Vorrücken seine Operationsbasis, die Schweiz, zu verlieren.



Blücher's Uebergang über den Rhein bei Caub.

Es war im Werke, die Friedensverhandlungen mit Napoleon jetzt wieder aufzunehmen. Blücher aber schrieb an den Oberpräsidenten Vincke, seinen Freund: „Der Tyrann hat alle Hauptstädte besucht, geplündert und bestohlen; wir wollen uns so was nicht schuldig machen, aber unsere Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in seinem Neste zu besuchen.“ So entschieden blieb für ihn Paris das Ziel! Zwar hatte er nur 27,000 Russen bei sich — York stand etwas weiter zurück — dennoch marschirte er weiter vorwärts bis Brienne: er glaubte, die große Armee dadurch sich nachzuziehen. Hier traf ihn der Vorstoß Napoleon's.

Der Kaiser hatte am 25. Januar von seiner Gemahlin und seinem Sohne Abschied genommen, nicht ahnend, daß es auf ewig sei, und sich nach Chalons begeben, wo die vom Rheine zurückweichenden Marschälle sich vereinigt hatten. Mit den 41,000 Mann, die er dort vorfand, warf er sich am 29. Januar auf Blücher. Brienne wurde erobert, Blücher selbst, ruhig dahinreitend, gerieth in Gefahr, gefangen zu werden. „Wollen Ew. Excellenz im Triumph in Paris aufgeführt werden?“ fragte ihn Gneisenau unwillig; da erst gab der alte Held seinem Pferde die Sporen. Gegen Abend gehen die Russen wieder zum Sturme

auf die Stadt vor und treiben die Franzosen glücklich hinaus, nur das feste Schloß ihnen wieder zu entreißen, gelingt nicht. Am nächsten Morgen jedoch zieht sich Blücher unangefochten aus der Stadt auf die Höhen von Trannes, näher an die große Armee heran.

Napoleon folgte Blücher und nahm, durch mehrere Dörfer und den Wald von Eclance gedeckt, Stellung bei dem Dorfe La Rothière. Zwei Tage standen sie sich gegenüber; als aber Napoleon am 1. Februar um Mittag über die Aube zurückgehen wollte, griff ihn Blücher, welcher zur Verstärkung die Corps des Kronprinzen von Württemberg und Giulay's von der großen Armee erhalten hatte, unvermuthet an. Ein heftiger Kampf entspann sich: oft umhüllte dichtes Schneegestöber die Kämpfenden; die Artillerie sank tief in den aufgeweichten Boden ein; unaufhörlich vernahm man Blücher's „Vorwärts!" Endlich erstürmten die Württemberger den Wald von Eclance, die Russen drangen in das viel umstrittene Dorf La Rothière ein, die Oesterreicher drängten den Feind von der Aube ab: der Sieg war entschieden. In der Nacht trat das Heer Napoleon's in großer Auflösung den Rückzug auf Troyes an.

Unter dem Eindrucke dieses Sieges traten die Gesandten der verbündeten Mächte am 5. Februar zu dem Friedenskongresse in Chatillon zusammen. Caulaincourt erschien, von Napoleon beauftragt, unter jeder Bedingung Frieden zu schließen. Denn Blücher setzte sich an der Marne stromab in Marsch auf Paris! Staffelförmig zogen dessen Corps dahin in dem sicheren Vertrauen, daß an der Aube Schwarzenberg neben ihnen her zöge, um jetzt den Krieg mit einem Schlage zu beendigen. Dies war aber nicht der Fall: die große Armee blieb weit zurück, denn Kaiser Franz hatte Schwarzenberg in der Stille geheißen, nicht über die Seine hinauszugehen. Napoleon aber ersah die scheinbare Sorglosigkeit Blücher's. Er hat das Corps Mortier's und einen Theil der Truppen Soult's, die im Süden gegen Wellington kämpften, an sich herangezogen und damit seine Streitmacht wieder auf 70,000 Mann gebracht. Damit warf er sich auf die linke Flanke der Corps Blücher's und schlug sie einzeln: Olsufiew bei Champaubert, Sacken bei Montmirail, York bei Chateau-Thierry, Blücher's Avantgarde bei Vauchamps und Blücher selbst in dem Reitergefecht bei Etoges. Rücksichtslos setzte sich hier der greise Feldherr dem feindlichen Feuer aus. „Wenn Ew. Exellenz sich hier, wo nichts verloren ist, todtschießen lassen", sagte sein Adjutant Nostitz zu ihm, „so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches davon zu sagen haben." Da wandte Blücher sein Roß und sprengte zu dem Hauptquartiere zurück.

Nostitz hatte recht gehabt: es war noch nichts verloren; in wenigen Tagen hatte Blücher trotz aller Verluste seine Truppen in bewunderungswürdiger Haltung wieder gesammelt und war bereit, Schwarzenberg zu einer Hauptschlacht die Hand zu reichen. Denn die fünf Siegestage vom 10. bis 15. Februar hatten Napoleon's Sinn wieder gänzlich verändert: von Chateau-Thierry aus rief er das französische Volk zur Erhebung gegen die eingedrungenen Fremden auf, zog Caulaincourt's Vollmacht sofort zurück und wandte sich gegen Schwarzenberg, um diesen ebenso zu schlagen, wie er Blücher besiegt zu haben meinte. Den Waffenstillstand, welchen ihm Schwarzenberg zur Einleitung des Friedens anbot, verwarf er ohne Weiteres, schlug die Württemberger bei Montereau und veranlaßte Schwarzenberg bis nach Bar an der Aube zurückzugehen. Da rief ihn der Vormarsch Blücher's wieder an die Marne, so daß jetzt Schwarzenberg am 27. Februar die zu seiner Beobachtung zurückgelassenen Corps schlagen und wieder bis zur Yonnemündung vorrücken konnte, wo er vor drei Wochen gestanden hatte. Da wurde denn auch der Kongreß zu Chatillon aufgelöst, auch der König von Preußen war jetzt für energische Weiterführung des Krieges, und die verbündeten Fürsten einten sich am 1. März zu Chaumont zu dem Beschlusse, keinen andern als einen gemeinschaftlichen Frieden einzugehen und bis zu Ende des Krieges ihre Heere kampfbereit zu halten. Blücher wurden die aus dem befreiten Holland heranrückenden Corps von Bülow, Wintzingerode und dem Herzoge Karl August von Weimar zugetheilt und ihm vollkommene Selbständigkeit neben Schwarzenberg eingeräumt. „Der Ausgang des Feldzuges", schrieb Friedrich Wilhelm an ihn, liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand."

Wie die „Grasteufel“ sahen neben den wohlgenährten und gut gekleideten Mannschaften Bülow's Blücher's Soldaten aus, als am 4. März in Soissons die Vereinigung der beiden Armeen erfolgte: aber sie waren mit Ruhm bedeckt! „Ich habe von Napoleon tüchtige Schmiere gekriegt“, sagte Blücher freimüthig bei der Begegnung zu Bülow, „aber ich will sie ihm reichlich zurückgeben!“ Rasch besetzte er jetzt das feste Laon, und Gneisenau entwarf den kühnen Plan, Napoleon nunmehr von zwei Seiten zu fassen. Allein er scheiterte an der Nachlässigkeit Wintzingerode's, so daß Woronzow, nachdem er sechs Stunden lang mit seinen Russen bei Craonne am 7. März den heftigsten Widerstand geleistet hatte, auf Blücher's ausdrücklichen Befehl sich zurückziehen mußte. Am folgenden Tage jedoch zog Blücher alle seine Truppen um das auf einem steilen Felsen gelegene Laon zusammen und schlug die erbitterten Angriffe Napoleon's, welche schon in der Frühe des 9. März begannen, an allen Punkten siegreich zurück. Marmont zog von Rheims heran, Blücher's linke Flanke bedrohend: aber noch in der Nacht fiel York bei dem Dorfe Athies über ihn her, nahm ihm 45 Geschütze ab und zersprengte das ganze Corps. „Bei Gott“, rief Blücher bei der Siegeskunde erfreut aus, „ihr alten Yorkschen seid ehrliche, brave Kerls! Wenn man sich auf euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein.“



Einzug König Friedrich Wilhelm's III. in Paris. (Zu Seite 598.)

Nur mit Mühe noch hatte der greise Feldmarschall an dem Abend des 9. sich aufrecht erhalten, hatte er doch schon am Tage vorher heftig gefiebert. Jetzt steigerte sich die Krankheit so sehr, daß er mehrere Tage ans Bett gefesselt wurde und der größten Ruhe und Schonung bedurfte. Infolge dessen unterblieb die Verfolgung des geschlagenen Feindes. „Ich weiß nicht“, meinte Bülow, „warum wir Alles auskämpfen und uns dabei aufreiben sollen.“ Nur mit Mühe konnten der Generalarzt Völtzke und Gneisenau Blücher es ausreden, den Oberbefehl abzugeben: er würde auf Langeron als den nächstältesten General übergegangen sein! Endlich nach acht Tagen konnte der alte Held, den zu dem Fieber auch eine heftige Augenentzündung quälte, in einem dichtverhängten Krankenwagen seiner siegreichen Armee nachfolgen: jedoch nicht auf Paris, sondern auf Schwarzenberg zu, den Gneisenau durch Napoleon bedroht glaubte.

Wirklich hatte sich der Kaiser, nachdem er befohlen hatte, Paris durch Schanzen und eine Aushebung von 30,000 Mann Nationalgarden zu sichern, zunächst zwar gegen Rheims gewandt und dort das russische Corps St. Priest's vernichtet, dann aber seine Armee getheilt. Mortier ließ er mit 15,000 Mann in Soissons, Marmont mit 6000 in Rheims zurück, um Blücher zu bewachen und Paris vor ihm zu schützen, mit dem Rest seines Heeres aber, den er durch Heranziehung von Macdonald und Oudinot auf 38,000 Mann gebracht hatte,

zog er gegen die große Armee. Am 19. März traf er bei **Arcis an der Aube** auf das bayerische Corps Wrede's: es war ihm nicht gewachsen. Da rückte aber am folgenden Tage Schwarzenberg mit seiner ganzen Macht gegen ihn an. Schleunigst zog sich jetzt Napoleon zurück und suchte durch geschickte Märsche Schwarzenberg in den Rücken zu kommen, um diesen dadurch zur Umkehr zu nöthigen. Durch einen Marsch an die Marne hoffte er auch Blücher zu hemmen.

Allein bevor die verbündeten Feldherren diesen Plan durchschauten, fingen Tettenborn's Kosaken einen Brief Napoleon's auf, in welchem er seiner Gemahlin über seinen neuen Plan Andeutungen machte und brachten ihn zu Blücher. Dieser ließ den Brief mit einem höflichen Begleitschreiben an „die erhabene Tochter Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich" weiter befördern, sandte jedoch zugleich eine Abschrift an Schwarzenberg. Sie machte diesen entschlossen, wirklich sofort umzukehren: allein der General Toll brachte den Kaiser Alexander zu anderer Entschließung. Es wurde der Beschluß gefaßt, nur 10,000 leichte Reiter unter Tettenborn und Wintzingerode dem ostwärts ziehenden Napoleon nachzusenden, Schwarzenberg aber erhielt den Befehl, direkt auf Paris sich in Marsch zu setzen, wohin ihm Blücher, nicht im Geringsten durch den Brief beirrt, jetzt schon voranzog.

Der Einzug in Paris. Auf Marmont und Mortier hatte Blücher sein nächstes Absehen gerichtet; ihre Corps sperrten den Verbündeten den Weg nach Paris. Da stieß am 25. März unvermuthet der Kronprinz von Württemberg, welcher der großen Armee voranzog, auf sie, brachte ihnen mit seiner Reiterei bei **Fère Champenoise** einen sehr empfindlichen Verlust bei und nöthigte sie, auf Nebenwegen sich schleunigst auf Paris zurückzuziehen. Blücher dagegen traf an demselben Tage auf eine abgeschnittene Division Macdonald's unter dem General Pacthod. Sie zog sich auf Fère Champenoise zurück und gerieth dadurch zwischen die verbündeten Armeen. Zu kapituliren weigerte sie sich; so wurde sie denn ganz vernichtet.

Blücher, der seine entzündeten Augen durch einen großen grünen Damenhut, den er hatte aufsetzen müssen, schützte, drängte jetzt auf dem nächsten Wege nach Paris. Da aber Kaiser Alexander an der Spitze seiner Garden zur Revanche für Moskau in die französische Hauptstadt einzuziehen wünschte, so mußte das Blücher'sche Heer die gerade Straße von Meaux verlassen. Dadurch verlor es einen Tag, während dessen Marmont und Mortier in Gewaltmärschen Paris erreichten und sich, durch Nationalgarden verstärkt, zur Gegenwehr vor der Stadt aufstellten, Marmont an der Ostseite auf den Höhen von Romainville und Belleville, Mortier auf dem Höhenzuge des Montmartre im Norden. Marmont eröffnete in der Frühe des 30. März die **Schlacht vor Paris** mit einem Angriffe auf das russische Corps des Herzogs Eugen von Württemberg und trieb es bis nach Pantin zurück. Allein die preußische Garde erstürmte Pantin und Barclay de Tolly drang jetzt bis an die Barrieren von Paris vor und zwang Marmont, um Waffenstillstand zu bitten. Unterdessen waren York und Kleist gegen Mortier vorgegangen, während Langeron über St. Denis die Westseite bedrohte. Nach fünfstündigem Kampfe war der Montmartre erobert und Mortier dadurch genöthigt, dem Waffenstillstande Marmonts beizutreten.

Da langte Napoleon in Juvisy, zwei Meilen von Paris, an. Durch einen Angriff auf Tettenborn bei St. Dizier hatte er zu seinem Schrecken erfahren, daß die große Armee sich nicht hinter dem Reitercorps befand; Gefangene verriethen ihm den Marsch derselben auf Paris. Sofort machte er sich, seinen Truppen voraneilend, in einer Postchaise dorthin auf; aber der letzte Kampf war entschieden, bevor er seine Hauptstadt erreichte. Auf seinen Befehl war die Kaiserin Marie Luise mit ihrem Sohne nach der Loire abgereist; zum Statthalter hatte er seinen Bruder Joseph ernannt. Joseph nun, als er Alles verloren sah, ermächtigte die Marschälle zur Kapitulation und verließ die Stadt. In der nächsten Nacht wurde die **Uebergabe von Paris** unterzeichnet, Marmont und Mortier räumten am frühen Morgen mit den Truppen die Stadt. Wenige Stunden später hielten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm an der Spitze ihrer Garden, von ihren Generalen umgeben, ihren Einzug in die eroberte Hauptstadt Napoleon's. Nur Blücher fehlte in dem glänzenden Gefolge; schon

hatte er die Paradeuniform angelegt, als die Aerzte Einspruch erhoben; in aller Stille fuhr er erst am folgenden Abend in einem geschlossenen Wagen nach Paris, wo er in dem Palaste Fouché's Quartier nahm.

Mit lautem Zujauchzen empfing die Bevölkerung von Paris die einziehenden Sieger; in den Bivuaks in den Elysäischen Feldern schloß man bald Freundschaft mit den bärtigen Gardekosaken und mit den gutmüthigen Grenadieren der preußischen Garde.



Abdankung Napoleon's. Zeichnung von E. Bayard.

Wohin man hörte, wurden Verwünschungen laut über den gestürzten Tyrannen, der unersättlich sein Volk zur Schlachtbank geführt. Was Jedermann ersehnte, war Ruhe.

Die Abdankung Napoleon's und die Rückkehr der Bourbons. Am Abend des Einzugstages fand in dem Palaste des Fürsten Talleyrand, bei welchem Alexander seine Wohnung genommen hatte, eine Berathung über das statt, was nunmehr zu geschehen habe. Um den Tisch herum saßen der König von Preußen, Schwarzenberg, Pozzo di Borgo, Nesselrode, Liechtenstein, Talleyrand und einige seiner Anhänger. Der Kaiser Alexander präsidirte, aber in sichtlicher Unruhe stand er häufig auf und schritt in dem Saale auf und ab. Die Frage

war, ob Napoleon den französischen Thron behalten könne, ob der König von Rom unter der Regentschaft seiner Mutter auf denselben zu setzen sei, oder ob den Bourbons die Rückkehr auf den Thron zu verstatten sei. Alexander trug Verlangen diese Frage ausschließlich nach den Wünschen des französischen Volkes gelöst zu sehen; es war daher den Bourbons nicht erlaubt worden, sich im Hauptquartiere der Verbündeten einzufinden. Aber worauf gingen diese Wünsche? Er war geneigt, in der Regentschaft der Kaiserin die beste Lösung zu sehen. Indeß die Kaiserin weilte in Blois; dorthin war auch ihr Schwager Joseph, Alles verloren gebend, gegangen: es war Niemand in Paris, die Sache des Königs von Rom mit Nachdruck zu führen. Am wenigsten war Talleyrand das willens. Niemals hatte er seine Verbindungen mit den Bourbons ganz aufgegeben; seit er bei Napoleon in schlecht verdeckter Ungnade stand und der Kaiser Mißtrauen gegen ihn laut werden ließ, hatte der Vorsichtige seine Hoffnung auf die Bourbons gesetzt. Jetzt ergriff er das Wort und behauptete mit dreister Beredsamkeit, daß Frankreich die Rückkehr der Bourbons wünsche. „Wir sind Alle Royalisten", erklärten die anwesenden Franzosen, Alles Anhänger Talleyrand's, „und ganz Frankreich ist es wie wir."

Am folgenden Tage berief der Fürst Talleyrand als Vizegroßwahlherr den Senat: 65 Senatoren folgten seiner Einladung. Durch die Beschlüsse des Senats wollte er Paris und dadurch Frankreich mit sich fortreißen. Auf seinen Antrag beschloß der Senat die Einsetzung einer provisorischen Regierung, bestehend aus dem General Beurnonville, Jaucourt, dem Abbé Montesquiou und dem Grafen Dalberg, dem Neffen des früheren Fürsten Primas von Deutschland. Der Vorsitz wurde natürlich Talleyrand übertragen, dessen Stütze im Volke nur der alte Adel, welcher sich immer nur mit stiller Reserve Napoleon angeschlossen hatte, und der am Papste hangende, seit den letzten Zerwürfnissen Napoleon in der Stille widerstrebende Theil der Geistlichkeit war. Nach dem ersten Konkordate eine Stütze des neuen Kaiserthrones, hat dieser Klerus nicht wenig dazu beigetragen, die Herzen des Volkes dem Gestürzten abwendig zu machen, daß es nirgend zu einer bedeutenden Erhebung des Volkes zu Gunsten Napoleon's kam, welche ihm oder doch seinem Sohne den Thron, wie die Dinge lagen, würde erhalten haben. So rächte sich des Kaisers gewaltthätige Politik gegen die Kirche!

Mit einem Anfluge von Verlegenheit noch hatte Talleyrand die Einsetzung der provisorischen Regierung beantragt: diese aber begann ihre Thätigkeit damit, daß sie den Senat bestimmte, die Thronentsetzung Napoleon's auszusprechen und die Nation von dem Eide der Treue zu entbinden. Zugleich wurde eine neue Verfassung angekündigt, welche die Fortdauer aller Grade und Ruhegehalte in der Armee gewährleistete, Freiheit der Religion und der Presse versprach und die öffentliche Schuld garantirte. Alle Behörden und Korporationen schlossen sich diesen Beschlüssen des Senats an: Frankreich gab mit überraschender Willigkeit seinen Kaiser auf. Die Krone war ihm in Wahrheit schon vom Haupte gefallen, als sich in Fontainebleau Napoleon entschloß, zu Gunsten seines Sohnes darauf zu verzichten. Er sandte Caulaincourt, Macdonald und Ney an den Kaiser Alexander, um diesem die Entsagungsakte zu überbringen. Auf der Stelle aber begab sich auch die provisorische Regierung zu dem Zaren: Talleyrand stellte ihm vor, daß sie ihre Existenz sowie diejenige ihrer Familien aufs Spiel gesetzt hätten, um ihm zu dienen, und bat, sie für so viel Ergebenheit nicht der Rache Napoleon's zu überliefern. Allein Alexander beruhigte sie und versprach, sie nicht im Stiche zu lassen. Von Napoleon aber verlangte er die Abdankung ohne jede Nebenbedingung. Da schlossen sich auch Cambacerès, Ney, Mortier, Jourdan, Moncey, Nansouty, Oudinot und Berthier an Talleyrand an: der Senat berief Ludwig XVIII. auf den Thron Frankreichs, die Pariser Nationalgarde steckte auf Befehl der provisorischen Regierung die weiße Kokarde, das Abzeichen der Bourbons, an, und auf einem Festmahle, welches der Fürst Talleyrand dem Senate gab, erhob sich Kaiser Alexander und brachte die Gesundheit des Königs von Frankreich „Sr. Majestät Ludwig's XVIII." aus.

Da langte auch schon der Graf von Artois in Paris an. Während sein Bruder Ludwig XVIII. sich begnügt hatte, 17 Jahre seine Ansprüche auf den französischen Thron

durch Proteste und Proklamationen zu wahren, war Karl von Artois der Mittelpunkt aller royalistischen Umtriebe gewesen. Jetzt erschien er mit dem Anspruche, für den Generalstatthalter des Königreichs angesehen zu werden. Die provisorische Regierung ging ihm entgegen; Talleyrand begrüßte ihn mit der „Huldigung heiligster Ehrfurcht und Liebe". Karl erwiederte mit ein paar unerheblichen Worten. So durften die Bourbons nicht auf ihren Thron zurückkehren; sofort schrieb Talleyrand nieder, was der Prinz etwa hätte sagen sollen, und Paris war, als die Morgenzeitungen ausgegeben wurden, von der geistreichen Schlagfertigkeit entzückt, mit welcher Karl auf die Begrüßungsanrede der provisorischen Regierung geantwortet hatte: „Meine Herren, ich danke Ihnen für alles das Gute, was Sie für unser Vaterland gewirkt haben: keine Spaltung mehr, Friede in Frankreich! Ich sehe es wieder, und nichts hat sich geändert, außer daß sich ein Franzose mehr in demselben befindet."



Einzug Ludwig's XVIII. in Paris.

Unterdessen verließ Napoleon, nachdem er auch die Forderung bedingungsloser Thronentsagung erfüllt hatte, den Boden Frankreichs. Nach einem Abkommen der verbündeten Monarchen und der provisorischen Regierung waren allen Mitgliedern der kaiserlichen Familie reiche Dotationen gewährt worden. Die Kaiserin Marie Luise erhielt mit dem Erbrechte für ihren Sohn das Herzogthum Parma; Eugen Beauharnais wurde Herzog von Leuchtenberg und bekam Eichstädt in Bayern; auch die Kaiserin Josephine war nicht vergessen. Napoleon behielt den Kaisertitel; ihm wurde eine Jahresrente von 2 Millionen Francs zugesichert und die Insel Elba als souveränes Fürstenthum überwiesen mit der Erlaubniß, 400 Mann seiner alten Garde dorthin mitnehmen zu dürfen. Am 20. April ließ er seine Gardegrenadiere im Schloßhofe von Fontainebleau antreten: in sichtlicher Bewegung sprach er Worte des Abschieds zu ihnen. Mit lautem Schluchzen antworteten die wetterharten Krieger; General Petit trat mit dem Adler des Bataillons vor; der Kaiser umarmte den Adler, dann warf er sich in den Wagen. Die Reise ging auf Frejus zu. Wo man Napoleon erkannte, stieß das Volk Verwünschungen und Drohreden gegen ihn aus. In Orgon wollte

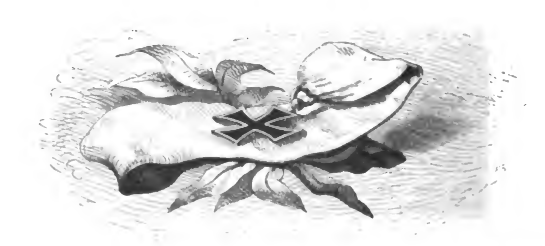
man ihn ermorden; in Verkleidung, einen Hut mit weißer Kokarde auf dem Kopfe, entkam er. In La Calade wurde er von einem tobenden Haufen von mehreren Tausend Menschen, die nach seinem Blute schrieen, belagert; wiederum entging er nur durch Verkleidung der großen Gefahr. Endlich erreichte er Frejus; die englische Fregatte „Undaunted" nahm ihn auf und brachte ihn nach Elba: am 4. Mai setzte er wieder den Fuß auf den Heimatsboden Italiens.

In denselben Tagen hallte dagegen der Norden Frankreichs von Freude und Jubelrufen wieder: Ludwig XVIII. war in Calais gelandet. Einem Triumphzuge glich seine Reise nach Compiegne. Galt er doch für einen wohlwollenden und freisinnigen Mann, von dem man mit Bestimmtheit erwartete, daß er der verhaßten Konskription, dem Steuerdrucke und der Alles ruinirenden Kontinentalsperre ein Ende machen würde. In Compiegne erwartete ihn Kaiser Alexander: er verlangte, daß Ludwig Frankreich eine Verfassung verleihe, nur unter dieser Bedingung könne er zugeben, daß er nach Paris zurückkehre. Ludwig war dazu bereit; man empfahl ihm den Verfassungsentwurf des Senats. Er fragte Talleyrand, was er mit diesem Entwurfe anfangen solle. „Sire, nicht viel, wie ich glaube", war des Fürsten vorsichtige Antwort. — „Nun?" — „Was Ew. Majestät Ihre hohe Weisheit eingeben wird." — „Und was sollen wir mit der Vergangenheit machen?" — „Man muß sie zu vergessen suchen, Sire." So veröffentlichte Ludwig denn am 2. Mai die „Erklärung von St. Ouen", welche die Grundzüge einer neuen Verfassung enthielt, die er als ein Geschenk königlicher Gnade Frankreich verlieh. Am folgenden Tage hielt er seinen Einzug in Paris, mit ungeheuchelter Freude aufgenommen: galt er doch Allen als eine zuverlässige Gewähr des Friedens.

Der Pariser Friede vom 30. Mai 1814. Schon waren die Friedensverhandlungen eingeleitet: jetzt kamen sie bald zum Abschluß. Die verbündeten Monarchen waren bereit, Frankreich die günstigsten Bedingungen zuzugestehen; sie meinten dadurch den bourbonischen Thron zu befestigen im Interesse der Sicherung des europäischen Friedens für die Zukunft.

Die Grundlage der Verhandlungen bildete die Konvention, welche die Verbündeten am 23. April mit dem Generalstatthalter Artois abgeschlossen hatten. Frankreich versprach darin, 53 feste Plätze außerhalb seiner Grenzen ohne Entschädigung zu räumen. Ein ungeheures Kriegsmaterial an Geschützen, Waffen, Kriegsschiffen im Werthe von 1500 Millionen Francs wurde damit den Verbündeten überwiesen, welche dagegen auf jede Kriegskontribution und auf die Zurückerstattung fast sämmtlicher Kunstschätze, die Napoleon aus der ganzen Welt zusammengeraubt hatte, Verzicht leisteten.

Für die Grenzbestimmung wurde der Besitzstand Frankreichs vom 1. Januar 1792 festgesetzt. Es blieben demnach bei Frankreich die Enklaven Avignon und Mömpelgard und ein Landstrich an der deutschen und belgischen Grenze mit den Festungen Landau und Saarlouis, 100 Quadratmeilen mit einer Million Einwohner. Auch seine meisten Kolonien erhielt Frankreich zurück. Dagegen wurden alle Vasallenländer von Frankreich abgetrennt. Zur endgiltigen Regelung aller Fragen sollten binnen zwei Monaten Bevollmächtigte aller Staaten in Wien zusammentreten, um Europa zu geben, was es seit einem Vierteljahrhundert entbehrt hatte, einen dauerhaften Frieden. —

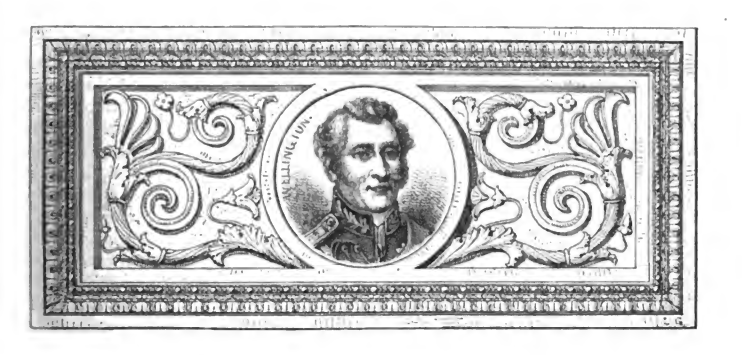






Blücher bei Ligny. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Die Neuordnung Europa's und der Feldzug in Belgien.

Eine neue Zeit für Frankreich, für Europa begann. Der aber, der nicht zum wenigsten dazu beigetragen, sie heraufzuführen, der greise Feldmarschall Blücher, lag während dessen schwer erkrankt in Fouché's Palaste. Endlich aber nach Wochen überwand die kernige Natur des Einundsiebzigjährigen den bedrohlichen Ansturm der Krankheit: der Mai brachte die Genesung und zugleich Auszeichnung und Anerkennung, die der alte Held nicht ohne Widerstreben sich gefallen ließ. Zwar daß König Ludwig von Frankreich ihm öffentlich dankte, daß „Blücher anfänglich die Ursache sei, daß er seinen Thron wieder bestiegen," ließ er sich gern gefallen, aber als König Friedrich Wilhelm seinen hochverdienten Feldmarschall zum Fürsten Blücher von Wahlstatt ernannte, weigerte er sich sehr entschieden dieser Standeserhöhung. Gneisenau, York (von Wartenburg), Bülow (von Dennewitz), Kleist (von Nollendorf) und Tauentzien (von Wittenberg) hatten gleichzeitig die Grafenwürde, Hardenberg den Fürstenhut erhalten: Blücher jedoch ließ nach langem Sträuben nur unter der Bedingung sich die Fürstenwürde gefallen, daß sie nicht erblich sei. Vollends aber die Einladung des Prinzregenten Georg, zugleich mit den verbündeten Monarchen nach England zu kommen, nahm er nur auf das ausdrückliche Verlangen König Friedrich Wilhelm's an. Der Enthusiasmus der Engländer für „old Blucher" war grenzenlos, fast bis zur Narrheit. „Das Volk", schrieb er seiner Frau, „hat mich beinahe zerrissen: man hat mich die Pferde ausgespannt und mich getragen." Man überschüttete ihn mit Ehrenbezeigungen aller Art; vollends in Uniform sich zu zeigen, durfte er gar nicht wagen, wollte er nicht erdrückt werden. Zu Hunderten kamen die Engländer, um ihm die Hand zu schütteln; wo er erschien, erdröhnte Jubelgeschrei und Hochrufe aus Tausenden begeisterter Kehlen. Die Fürsten wurden neben ihm kaum beachtet.

Der Kongreß in Wien. Endlich verließen die verbündeten Monarchen London, um sich nach Wien zu begeben, wo nach mehrmaliger Vertagung am 18. September der Kongreß eröffnet wurde: die glänzendste Versammlung, welche Europa seit Jahrhunderten sah, aber vielleicht auch die unfruchtbarste. Den gewaltigen Ideen gerecht zu werden, welche seit einem Menschenalter aufgekommen waren, daran dachte von den Versammelten kaum Einer, man begnügte sich mit einer oberflächlichen, mehr oder weniger willkürlichen Lösung der zahllos auftauchenden Fragen. Staaten wurden zusammengestellt ohne alle Rücksicht auf Nationalität, Sprache und Konfession, ganz in derselben gewaltthätigen Weise, wie Napoleon verfahren war, unbesorgt, daß solche Gebilde den Keim der Zwietracht und des Todes in sich trugen. Sachliche Ansprüche galten wenig; die Persönlichkeit ihrer Vertreter, Gunst und Intrigue gab den Ausschlag.

Von außen angesehen machte der Kongreß freilich einen bedeutenden Eindruck. Die verbündeten Monarchen waren mit glänzendem Gefolge erschienen; von den deutschen Fürsten fehlten außerdem nur Wenige. In den prunkvollen Sälen der Wiener Aristokratie drängten sich Hofleute und Staatsmänner, Bevollmächtigte aller Art, Prälaten und Gelehrte; aber es fehlte auch nicht an Glücksrittern und Komödianten, zweideutigen Damen und Gaunern. Ein Fest jagte das andere, Maskenbälle wechselten mit militärischen Schaustellungen, Schlittenfahrten mit Feuerwerken, Korsofahrten mit Jagden. Die Vertreter des Westens suchten in Eleganz und geistreicher Konversation sich hervorzuthun, die Halbbarbaren des Ostens verbrachten die Nächte in Trinkgelagen und Hazardspiel. Ein neues Bonmot des achtzigjährigen Fürsten von Ligne, der in witzigen Einfällen unerschöpflich war, bildete ein Ereigniß, neben welchem die großen Fragen des Kongresses durchaus in den Hintergrund zu treten schienen. Es erregte Bewunderung, daß neben dem Allen die Diplomaten noch Zeit zu Konferenzen fanden. Freilich wurden nicht selten wichtige Entscheidungen in der Fensternische eines Ballsaales gefällt.

Wer nach Wien kam, wollte etwas haben. Die kleinen Souveräne strebten nach Vergrößerung ihrer Ländchen durch Mediatisirung der noch kleineren; die Mediatisirten verlangten die Wiederherstellung ihrer Reichsunmittelbarkeit; die alten Reichsritter baten um Rückgabe ihrer früheren Rechte; der Johanniterorden wollte wiederhergestellt sein; der Fürst von Thurn und Taxis forderte die Erneuerung seines alten Postmonopols; die Beamten des aufgehobenen Reichskammergerichts baten um Entschädigung; die Frankfurter Juden flehten um Bewahrung ihrer bürgerlichen Rechte; Prälaten verlangten die Aufhebung der früheren Säkularisationen; der Generalvikar von Konstanz, Heinrich von Wessenberg, strebte durch den Kongreß die Gründung einer deutschen Landeskirche ins Werk zu setzen. Dazu kamen die zahllosen fremden Diplomaten, von denen jeder bemüht war, die Sonderinteressen seines Landes durchzusetzen. Alle umschwärmten die Vertreter der verbündeten Großmächte, welche nicht blos sich selbst, sondern auch ihnen helfen sollten.

Nur als Vertreter der persönlichen Interessen Ludwig's XVIII. war der Fürst Talleyrand zu dem Kongresse zugelassen; aber er war gewandt genug, sich bald zum Protektor einer ganzen Reihe kleinerer Staaten aufzuwerfen, so daß er binnen Kurzem eine der ersten Rollen in Wien spielte. Neben ihm traten die Vertreter Rußlands hervor, Nesselrode, Rasumowski, Stackelberg. England war vertreten durch Castlereagh, Stewart, Cathcart und Clancarty, später auch noch durch Wellington. Aber die weitaus bedeutendste Persönlichkeit auf dem Kongresse war Metternich, der, ein flacher Reaktionär, doch mit Geschmeidigkeit und Zähigkeit nicht nur die Interessen Oesterreichs wahrzunehmen, sondern auch den Vertretern der kleineren deutschen Staaten die Ueberzeugung beizubringen wußte, daß für sie gegen Preußen die einzige Hülfe bei Oesterreich zu finden wäre. So scharten sich denn um Metternich der „Besiegte von Hanau", der zum Feldmarschall und Fürsten erhobene Wrede, als Vertreter Bayerns, die Württemberger Linden und Wintzingerode, der sächsische Graf Schulenburg; auch Graf Münster neigte ihm zu, der sich mit dem Plane trug, ein großes welfisch-holländisches Reich von der Elbe bis zur Schelde ins Leben zu rufen.

Die polnisch-sächsische Frage. Gegen nichts sträubten alle diese Diplomaten sich mehr als dagegen, die Pflicht der Dankbarkeit anzuerkennen, welche für die Befreiung Deutschlands in erster Linie Preußen gebührte. Die begeisterte Erhebung des preußischen Volkes hatte den Beruf Preußens zur Sammlung und Führung der deutschen Nation handgreiflich an den Tag gelegt: um so größer war das Grauen, mit welchem jetzt die Kleindeutschen auf Preußen blickten: sie glaubten von seinem Ehrgeize Alles fürchten zu müssen. Preußen zu hemmen, seine Kraft zu unterbinden war das Ziel, in welchem sie einmüthig mit Metternich zusammentrafen. Das brachte die Vertreter Preußens von vornherein in Wien in eine Situation, die einen ganzen Mann erforderte. Wol überragte Wilhelm von Humboldt an Gedankenreichthum und sittlichem Adel den ganzen Kongreß, aber mit unbeugsamem Nachdruck die berechtigten Ansprüche Preußens gegen Uebelwollen und schleichende Intrigue zu

verfechten, war er nicht der Mann; und bei Hardenberg, dem andern Vertreter Preußens, machte sich doch zu Zeiten schon die Ermattung des Greisenalters geltend. So kam es, daß Preußen weniger durch sich selbst als durch die Bundesgenossenschaft Rußlands Geltung erhielt. Ein Blücher und ein Gneisenau fehlten ihm in Wien; das vermochte Stein's Sympathie nicht zu ersetzen, da dieser nur für die Centralkommission an dem Kongresse Theil nahm.

Gleich bei der ersten großen Frage trat dies zu Tage. Mit Eifer kam Kaiser Alexander auf seinen alten Plan zurück, Polen in seinem territorialen Bestande wieder aufzurichten und es dann mit Rußland in eine dynastische Verbindung zu bringen. Es sollten demnach an Preußen, zu dessen Wiederherstellung er sich in Kalisch verpflichtet hatte, nicht die alten polnischen Provinzen zurückgegeben, sondern anderweitige Entschädigungen ausfindig gemacht werden. Diese mußten sehr bedeutend ausfallen, da Hannover jetzt nicht an Preußen zurückfallen konnte, ebenso wie auch Bayern auf das Aeußerste sich sträubte, die alten hohenzollernschen Erblande Ansbach und Bayreuth wieder herauszugeben. Alexander glaubte nun einfach alle Schwierigkeiten zu lösen durch den Vorschlag: ganz Polen an Rußland, an Preußen ganz Sachsen. Denn der König von Sachsen, welcher sein Schicksal ganz an das Napoleon's geknüpft hatte, schien jedenfalls seinen Thron verwirkt zu haben.

Allein war nicht Polen hauptsächlich deswegen getheilt worden, damit es nicht ganz an Rußland fiele? Und lag nicht in den Plänen Alexander's eine Gefahr für das österreichische Galizien? Metternich war daher ebenso sehr dagegen, Polen an Rußland zu geben, wie er gegen die Ueberweisung Sachsens an Preußen war; denn es sei für Oesterreich bedenklich, allenthalben an Preußen zu grenzen. In diesen Ruf stimmte Wrede laut ein, der es für unmöglich erklärte, Preußen und Bayern zu direkten Grenznachbarn zu machen und dadurch Bayern jeden Augenblick einem Angriffe Preußens bloßzustellen. Und wie? In Frankreich hatten die Verbündeten die Wiederherstellung der alten Dynastie der Bourbons gebilligt: in Deutschland aber sollte die nicht weniger alte Dynastie der Wettiner gestrichen werden? Dagegen protestirte im Namen des Legitimitätsprinzipes Talleyrand, und der Hochtory Castlereagh stimmte ihm zu. Es wurde vorgeschlagen, den König von Sachsen am Rheine zu entschädigen: aber das würde ihn Frankreich in die Arme geworfen haben; und ein Fürstenthum in Italien ihm zu überweisen, wollte Oesterreich wieder nicht zugeben. Allein selbst König Friedrich Wilhelm war gegen die Pläne Alexander's, theils weil sie den für Preußen unentbehrlichen Besitz von Westpreußen bedrohten, theils weil durch das Königreich Sachsen Preußen noch nicht zu dem Territorialbestande des Jahres 1805 gebracht sein würde.

Schon im November wurde die Spannung unter den Großmächten sehr bemerklich; und einige Wochen später lag der Bruch offen zu Tage: am 3. Januar 1815 schlossen Oesterreich, England und Frankreich als Vertreter der Legitimität einen Vertrag mit einander, in dem sie sich verpflichteten, sich mit Geld und Truppen gegen jeden Angriff gegenseitig zu unterstützen, der ihnen wegen ihrer Vorschläge widerfahren könnte. Bis zum Kriege indessen wollte es Alexander nicht treiben: er entschloß sich zu einer Beschränkung seiner polnischen Pläne. Daraufhin machte dann am 28. Januar Metternich den Vorschlag, Preußen zu entschädigen durch je 800,000 Einwohner in Polen, Sachsen und Westfalen und durch eine Million jenseit des Rheins. Natürlich wies Preußen diesen Vorschlag zurück; denn er zerriß das preußische Staatsgebiet in zwei Hälften ohne Zusammenhang, deren Verkehr unter einander von dem guten Willen der dazwischen liegenden Kleinstaaten abhängig war, und gab dem protestantischen Lande beinahe zu einem Drittel katholische Einwohner. Zudem entsprach diese Entschädigung nicht einmal dem Territorialbestande Preußens vom Jahre 1795, vielweniger demjenigen von 1805. Dennoch stimmte unter dem allgemeinen Drängen Hardenberg am 8. Februar zu, und durch persönliches Zureden Alexander's ließ Friedrich Wilhelm sich dahin bringen, diese Entschädigung anzunehmen und selbst sie noch durch den Verzicht auf Leipzig gegen Thorn sich zu schmälern. Die Gegner Preußens hatten erreicht, was sie wollten; durch die geographische Zerreißung wie durch die jetzt hineingetragene konfessionelle Verschiedenheit schien die Kraft des preußischen Staates für alle Zeiten unterbunden. Nur mit

entschuldigendem Tone wagten die Berliner Zeitungen von dieser perfiden Wiederherstellung Preußens zu berichten; den alten Blücher aber ergriff der Ingrimm darüber so gewaltig, daß er kurzweg um seinen Abschied einkam. Und wie er urtheilte die allgemeine Meinung in Preußen über diesen am 10. Februar unterzeichneten Vertrag, welcher Preußen mit Posen, der größeren, aber dünner bevölkerten Hälfte von Sachsen und den erzbischöflichen Rheinlanden abfand: das war der Dank vom Hause Oesterreich für die Begeisterung, mit welcher das ganze preußische Volk, seine Existenz daran wagend, hinausgezogen war in den Befreiungskampf!

Die Rückkehr Napoleon's. Diese Zerwürfnisse auf dem Wiener Kongresse blieben Napoleon nicht verborgen; seine Mutter erschien auf Elba zum Besuche und dann seine Schwester mit noch genaueren Nachrichten. Er rechnete, daß die Spannung der Mächte zu einem Kriege der Verbündeten des 3. Januar gegen Rußland und Preußen führen würde, und baute darauf seinen Plan des Umsturzes der Bourbonenherrschaft. Er warb an, was sich außer seinen alten Grenadieren an Soldaten nur zu ihm finden wollte, und als er damit seine Jahresrente erschöpft hatte, wandte er sich mit der Bitte um Geld an Ludwig XVIII. Der König, den Zweck nicht ahnend und selbst in Geldnoth, da er 30 Millionen Francs Schulden aus England mitgebracht hatte, erfüllte doch bereitwillig die Bitte des Entthronten. So vollendete denn Napoleon seine Rüstung, ließ die fremden Konsuln streng überwachen, daß sie keine Nachricht über die Anstalten auf Elba nach dem Festlande senden konnten, und schiffte sich dann mit etwas über 900 Mann in der Nacht des 26. Februar auf sechs kleinen Schiffen ein. Vorsichtig fast nur bei Nacht segelnd, brauchte er vier Tage zu der Fahrt von Porto Ferrajo bis zu der Bai von St. Juan bei Cannes.

Mit welcher freudigen Begeisterung hatte vor 16 Jahren das französische Volk Napoleon empfangen, als er allein, aus Aegypten heimkehrend, die Küste Frankreichs betreten hatte! Jetzt begrüßte ihn kein Zuruf, als derer, die mit ihm kamen: aber auch der Ingrimm, den er im Jahre zuvor erfahren hatte, hielt sich vor der stattlichen Eskorte zurück. Niemand hinderte ihn, aber auch Niemand schloß sich ihm an. Er ließ sich jedoch nicht beirren: geradeswegs zog er nach Norden, auf Paris zu. Jetzt erst erfuhr er, daß seine Berechnung eines europäischen Krieges, welcher dem abenteuerlichen Unternehmen das Fundament hatte geben sollen, falsch gewesen war: die Mächte hatten ihren Streit beigelegt, bevor er in der Abgeschiedenheit Elba's davon hatte Kunde erhalten können. Zur Umkehr war es nun zu spät. Am 4. März brachte der Telegraph die Meldung von der Landung Napoleon's nach Paris: König Ludwig erklärte ihn für einen Aufrührer und Hochverräther. In lebhafter Spannung vergingen zwei Tage; das trübe Wetter hinderte allen telegraphischen Verkehr. Dann kam die Meldung, daß Napoleon mit seiner kleinen Schar vor Grenoble angelangt sei. Diese Kühnheit imponirte den Franzosen; sie schien ihnen Erfolg zu verdienen: die Stimmung fing an sich zu erwärmen, man las die pomphaften Proklamationen, die Napoleon ausgehen ließ, Freiheit und Frieden mit feierlichen Worten versprechend, man vergaß die Erfahrung eines zehnjährigen Militärdespotismus ohnegleichen und glaubte den volltönenden Versprechungen. Hatten doch die Bourbons die freudigen Hoffnungen nicht erfüllt, die auf sie gesetzt waren. Immer mehr verwirrte sich das öffentliche Urtheil. Napoleon behauptete mit solcher Bestimmtheit, daß das Herz des Volkes ihm gehöre, daß man anfing zu glauben, es sei wirklich so.

Das Herz seiner alten Soldaten gehörte ihm ohne Zweifel. Die zahllosen Offiziere, welche die neue Regierung auf Halbsold gesetzt hatte — „Schnauzbärte" nannte man sie in Paris — nahmen zuerst offen Partei für den zurückgekehrten Kaiser. Ein Veilchen im Knopfloch galt als Abzeichen bonapartischer Sympathien; man sah die Schnauzbärte mit ganzen Veilchensträußen vor der Brust, die der milde Frühling reichlich lieferte, Arm in Arm in selbstbewußter Haltung durch die Straßen lustwandeln. „Das ist die Armee Napoleon's", sagte man in Paris. Aber auch in der Armee König Ludwig's hatten sie zahllose Gesinnungsgenossen: so schnell hatten sich die Offizierscorps trotz massenhafter Pensionirungen nicht säubern lassen. Und vollends die Sergeanten, die rechten Träger des Armeegeistes, schwärmten

noch alle für Napoleon. Und mit Soldaten solcher Gesinnung zog Graf Artois dem Abenteurerhaufen Napoleon's entgegen.

Wol wurde jetzt auch in den bürgerlichen Kreisen manche Unzufriedenheit laut: man verlangte andere Minister, treuere Besolgung und Vervollständigung der Verfassung, aber keine Hand erhob sich für den Zurückkehrenden. Von einem allgemeinen Jubel, den bonapartische Geschichtschreiber der Welt haben weismachen wollen, war nirgends eine Spur wahrzunehmen. „Schreiben Sie„, sagte König Ludwig zu den Gesandten der fremden Mächte, „Ihren Höfen, daß ich durchaus nicht über die Nachrichten, welche wir soeben empfangen haben, unruhig bin.“ War doch vielmehr Napoleon durch die kühl=ablehnende Haltung des Volkes so beunruhigt, daß er nicht als Kaiser, sondern nur als Statthalter seines Sohnes sich ankündigte, bis die Regierung selbst ihm seine Anhänger, die Soldaten der Linie, zuführte.



Napoleon's Landung in der Bai von St. Juan bei Cannes. Zeichnung von Th. Weber.

Am Engpasse von Vizille traf Napoleon auf den ersten Widerstand; ein Bataillon des 5 Regiments hatte ihn besetzt. Napoleon ging den Soldaten, die im Anschlage lagen, allein entgegen: „Wer seinen Kaiser tödten will, hier bin ich“, rief er ihnen entgegen. Die Soldaten ließen die Gewehre sinken; sie hatten in Italien unter Napoleon gedient: wie ein Mann schlossen sie ihm sich an. Aus Grenoble zog das 7. Regiment, seinen Oberst Labedoyère an der Spitze, ihm entgegen — und stellte sich Napoleon zur Verfügung; ihm folgte das 4. Husarenregiment. Grenoble fiel ohne einen Schuß. Der Zug ging auf Lyon. In freudiger Bewegung strömten die Soldaten Napoleon zu; Artois und Macdonald mußten sich schleunigst flüchten. Am 10. März zog Napoleon in die zweite Stadt Frankreichs ein. Diese Erfolge gaben ihm die Sicherheit zurück; jetzt proklamirte er sich als Kaiser. Auch Landvolk gesellte sich jetzt zu ihm mit Beschwerden über die Habgier der Pfaffen und den Uebermuth der Edelleute. Der Kaiser erließ ein pomphaftes Manifest, in welchem er Abstellung aller Beschwerden und den Erlaß einer Verfassung nach dem Wunsche der Nation durch ein Maifeld versprach: hatte ihm doch Labedoyère gesagt, er müsse, um Erfolg zu haben, jetzt als Freund der Freiheit auftreten! Zugleich verkündete er eine allgemeine Amnestie für die Vorgänge des vergangenen Jahres, von welcher nur dreizehn Personen im Ganzen ausgenommen sein sollten, darunter vor Allen Talleyrand und die übrigen Mitglieder der früheren provisorischen Regierung.

Ueber Melun und Fontainebleau schickte Ludwig den Marschall Ney gegen Napoleon, um dem stetig wachsenden Heerhaufen Napoleon's in den Rücken zu fallen. Ney küßte dem Könige die Hand: „Ich bringe ihn Ihnen, todt oder lebendig", versicherte er. Bei Lons le Saunier ging er, von dem Geiste seiner Truppen fortgerissen, am 13. März mit seinem ganzen Corps zu dem Kaiser über.

Da entschloß sich denn Ludwig, womit er bisher gezögert hatte, mitsammt den königlichen Prinzen den Eid auf die Verfassung zu leisten, um das Volk zu beschwichtigen. 10,000 Mann Nationalgarden wurden zur Vertheidigung von Paris aufgeboten. König Ludwig war zur Gegenwehr entschlossen. „Ich werde bleiben", sagte er, „und in meinem Armstuhl sterben." „Aber, Sire", hielt seine Umgebung angstvoll ihm entgegen, „wenn Sie bleiben, werden wir Alle massakrirt werden." In der Chaussée d'Antin und den vornehmen Quartieren standen schon längst die Reisewagen hochbepackt bereit; wieder begann wie vor 25 Jahren das elende Emigrantenunwesen, ebenso kopflos wie muthlos; alle nach Norden führenden Landstraßen bedeckten sich mit hochgeborenen Flüchtlingen; dorthin führte auf Befehl des Königs Marschall Marmont die königlichen Haustruppen; Nachts um 1 Uhr am 20. März verließ auch Ludwig seine Hauptstadt: eine Stunde später zog General Excelmans auf den Tuilerien die dreifarbige Standarte auf.

General Lemarrois, der früher Napoleon's Adjutant gewesen war, sandte dem Kaiser einen sechsspännigen Galawagen entgegen; indeß Napoleon lehnte ihn ab: in seiner leichten Kalesche, mit seinem gewohnten grauen Ueberrocke bekleidet, hielt er Abends um 9 Uhr seinen Einzug in die Tuilerien. Die Bürgerschaft von Paris blieb in frostiger Zurückhaltung; aber am Schloßportal standen in dichtem Gedränge veilchengeschmückte Schnauzbärte: sie hoben ihren Kaiser aus dem Wagen und trugen ihn mit jubelnden Zurufen die Treppe empor, wo Hortensia und Joseph's Gemahlin, unfähig ihre Rührung zu bergen, den Zurückgekehrten begrüßten. Sie hatten, so schien es, noch weniger als er ein Gefühl dafür, daß diese Rückkehr nichts Anderes war als Meineid und dreist geplantes Verbrechen.

Das Urtheil über ihn hatte schon am 13. März der Wiener Kongreß gesprochen, indem er „Napoleon Bonaparte in die Acht und für einen Feind und Störer des Weltfriedens erklärte, der dafür die öffentliche Vergeltung verdiene". Die Vollstreckung sollte nicht säumen.

Das Losbrechen Murat's. Während nun Napoleon das Mißtrauen Europa's durch wiederholte Betheuerung der Friedfertigkeit seiner Gesinnung zu beschwichtigen suchte, vollendete sich das Schicksal seines Schwagers Murat in Neapel. In einem Momente der Aufwallung war König Joachim von Napoleon abgefallen und hatte in der Hoffnung, ganz Italien unter seinem Banner zu vereinigen, am 11. Januar 1814 mit Oesterreich sich verbündet gegen den Vizekönig Eugen, welcher die Sache Napoleon's in Italien verfocht und allen Lockungen zum Abfalle standhaft widerstrebte. Allein Murat's Hoffnung erfüllte sich nicht. Venetien und die Lombardei nahm nach der Besiegung Eugen's Oesterreich in Besitz, nach Turin kehrte König Victor Emanuel von Sardinien, nach Toscana Großherzog Ferdinand, nach Rom Papst Pius zurück; in Genua wurde die alte Republik wiederhergestellt und, von den Engländern unterstützt, verlangte König Ferdinand von Sizilien seine Erblande zurück. Der Papst verweigerte König Joachim die Anerkennung, der Wiener Kongreß versagte seinen Gesandten die Theilnahme an den Berathungen, Talleyrand war auf das Aeußerste geschäftig, den Napoleoniden zu stürzen. Murat sah sich von allen Seiten enttäuscht, ja ernstlich bedroht: so trat er mit beiden Füßen in das andere Lager. Pauline Borghese stiftete Versöhnung zwischen ihm und Napoleon; der Kaiser warnte vor übereilten Schritten, aber Murat wollte mitwirken zur Wiederherstellung des napoleonischen Kaiserthums: am 31. März 1815 rief er durch ein Manifest die Völker Italiens zum Kampfe für die Einheit und Freiheit Italiens auf und brach mit 30,000 Mann in den Kirchenstaat ein.

Rasch eroberte Murat den Kirchenstaat; allein Graf Neipperg zog die österreichische Streitmacht in Oberitalien zu einem überlegenen Heere zusammen und verlegte den Neapolitanern den Rückweg aus Ancona bei Tolentino. In zweitägigem Kampfe am 2. und

3. Mai wurde Murat vollständig besiegt und zu schneller Heimkehr nach Neapel gezwungen. Jetzt versuchte er zu unterhandeln; Neipperg jedoch wies alle Anträge zurück, so daß Joachim keinen andern Ausweg sah, als mit seinen Getreuen auf einem kleinen Fahrzeuge sich einzuschiffen und in Frankreich Zuflucht zu suchen. Da zogen denn die Oesterreicher in Neapel ein und gaben das Königreich seinem alten Herrn Ferdinand von Sizilien zurück. Murat's Geschick war nun ganz an dasjenige Napoleon's geknüpft.

Quatrebras und Ligny. Mit großem Pompe hatte Napoleon noch das Maifeld am 1. Juni abgehalten, auf welchem er in römischer Imperatorentracht die versprochenen freisinnigen Zusatzgesetze zur Verfassung beschwor; dann brach er mit Allem, was er an Truppen verfügbar hatte, auf, um seinen errafften Thron gegen die angriffsbereiten Heere der Verbündeten zu vertheidigen.



Ludwig's XVIII. Flucht aus den Tuilerien. Nach A. J. Gros.

Auf Grund des Vertrages von Chaumont hatten sich Oesterreich, Preußen, Rußland und England am 25. März zu einem neuen Bunde verständigt, nach welchem jede der Mächte 150,000 Mann zur Bezwingung Napoleon's ins Feld zu stellen sich verpflichtete. England behielt sich dabei vor, einen Theil seines Kontingentes durch Subsidienzahlung auszugleichen. Auch die übrigen Kongreßmächte traten nach einander diesem Bunde bei. Der Plan war, mit einem Aufgebot von 800,000 Mann Frankreich gleichzeitig von allen Seiten anzugreifen. Schwarzenberg sollte mit den Oesterreichern und Süddeutschen über den Oberrhein vordringen, Barclay de Tolly die Russen über den Mittelrhein führen, Blücher mit den Preußen und Sachsen über den Unterrhein gehen und Wellington mit den Engländern, Hannoveranern und Holländern in den Niederlanden Stellung nehmen.

Preußen war sofort bereit. Von Nieuport bis Charleroy, 20 Meilen weit, reichten die Stellungen Wellington's; an diese schlossen sich von Charleroy bis Trier die 24 Meilen langen Linien der Preußen an; am 19. April traf Blücher in Lüttich bei dem Heere ein: der Vormarsch gegen Frankreich konnte beginnen. Allein die Russen und Oesterreicher waren noch weit zurück. Während dieser Wartezeit erließ König Friedrich Wilhelm von Wien aus die Kabinetsordre vom 22. Mai 1815: als einen Lohn der neuen Anstrengungen und

Opfer, welche der Krieg seinem Volke auferlegte, versprach er, um „der Nation ein Pfand seines Vertrauens zu geben“, Preußen eine konstitutionelle Verfassung zu verleihen, und ordnete an, daß am 1. September ein Ausschuß von Notabeln in Berlin zusammentreten solle, um „die Verfassung nach den hier niedergelegten Grundzügen auszuarbeiten“.

Während Blücher beschäftigt war, die lange Vertheidigungslinie zusammenzuziehen — denn sein Sinn war auf Angriff, nicht auf Abwehr gerichtet — widersetzte sich ein Theil der sächsischen Truppen, namentlich das Gardegrenadierregiment, seinen Befehlen. Es war die erste und letzte Soldatenmeuterei, welche der Feldmarschall während seines langen Lebens erlebte. Sie waren von dem Könige von Sachsen nicht ihres Eides entlassen worden und weigerten sich daher, den preußischen Befehlen nachzukommen. Mit lautem Geschrei, zum Theil betrunken, rotteten sie sich am Abend des 2. Mai vor dem Quartier des Feldmarschalls zusammen, zertrümmerten mit Steinen die Fenster und versuchten das Haus zu erstürmen, sie mißhandelten ihre eigenen Offiziere und brachten auf Napoleon Vivats aus. Blücher ließ sie von preußischen Truppen umstellen und entwaffnen; die beschimpfte Fahne des Regiments wurde verbrannt, und die sieben Rädelsführer, welche die Soldaten, zur Besinnung gekommen, als Anstifter angaben, wurden erschossen. Seinem tiefen Unmuthe aber über das unglückliche Ereigniß gab Blücher in einem zornigen Schreiben an den König von Sachsen, dessen Verhalten er die eigentliche Schuld beimaß, rückhaltlos Ausdruck.

Kaum mit weniger Ungeduld als Blücher erwartete Wellington die Erlaubniß zum Einmarsch in Frankreich; hatten sich doch an vielen Orten in Frankreich die Royalisten erhoben, denen er Luft machen wollte. Allein Schwarzenberg verlangte bis zum 16. und dann bis zum 27. Juni zu warten, da früher die österreichischen und russischen Truppen nicht soweit sein könnten, um gleichzeitig mit den Armeen in Belgien in Aktion zu treten, während doch jeder Tag Zögerns die Widerstandskraft Napoleon's stärken mußte. Da geschah das Unerwartete: Napoleon selbst eröffnete den Angriff. Am 14. Juni erschien er, ohne daß eine Kriegserklärung vorangegangen wäre, mit 128,000 Mann und 344 Geschützen bei Maubeuge an der belgischen Grenze. Zusammen waren Blücher und Wellington wol ihm weit überlegen; sie hatten 210,000 Mann mit 524 Geschützen; er gedachte daher, sich zwischen sie einzuschieben und sie einzeln zu schlagen, bevor sie sich vereinigen könnten.

Allein die Ueberraschung, auf welche Napoleon gerechnet hatte, mißlang. Die Preußen bemerkten den Anmarsch des Feindes: Blücher stellte sein erstes Corps unter Zieten den Franzosen entgegen, um sie aufzuhalten, und befahl zugleich dem vierten unter Bülow, welches weiter zurückstand, unverzüglich heranzumarschiren. Wellington, von der bevorstehenden Schlacht unterrichtet, versprach schriftlich, wenn die Preußen angegriffen würden, dem Feinde in den Rücken zu fallen, wie er umgekehrt von den Preußen ein Gleiches erwartete, und begann nun seine weit zerstreuten Truppen zusammenzuziehen.

Unterdessen war Napoleon am 15. Juni, Zieten langsam zurückdrängend, bis Charleroi vorgedrungen; am folgenden Tage setzte sich Zieten hinter dem Lignybache in den Dörfern St. Amand la Haye, Brye und Ligny fest. Hinter ihm nahm das zweite Corps Blücher's unter Pirch und weiter östlich bei Tongrines das dritte Corps unter Thielmann Stellung. Bülow war auch an diesem Tage noch soweit zurück, daß auf seine Theilnahme am Kampfe nicht gerechnet werden konnte. Denn schon begannen vor den Preußen die französischen Truppen sich zu entwickeln. Ohne Bülow hatte Blücher aber nur 82,000 Mann ihnen entgegenzustellen. Noch stand es ihm frei, auf Bülow sich zurückzuziehen. Dennoch entschied er sich dafür, die Schlacht anzunehmen.

Von Brüssel aus hatte am 16. Juni auch Wellington wenigstens mit seinem Reservecorps sich in Marsch gesetzt; indeß schon nach zwei Meilen bei Waterloo ließ er es stehen. Nur der Prinz Bernhard von Weimar nahm mit 7000 Mann bei Quatrebras Stellung, wo die Chaussee von Brüssel nach Charleroy mit derjenigen von Nivelles nach Sombreffe, wo Blücher stand, sich schneidet. Bald nach Mittag fand sich Wellington allein auf dem Windmühlenberge von Bussy unweit Ligny bei Blücher und Gneisenau ein; deutlich sah er von hier aus die Franzosen auf Zieten heranziehen und versprach nochmals den Angriff auf den

Rücken der feindlichen Armee. „Um 4 Uhr werde ich hier sein“, versicherte er und galoppirte von dannen. Das gab für Blücher die Entscheidung, auch ohne das Bülow'sche Corps die Schlacht hier anzunehmen: mußte doch Napoleon zwischen zwei Feuer gerathen.

Um 3 Uhr begann die Schlacht mit dem Angriff der Franzosen auf St. Amand la Haye und Ligny. St. Amand geht verloren, wird wieder erstürmt und wieder verloren; 6 Stunden lang hält Zieten auf das Tapferste gegen Vandamme Stand. Noch heftiger wogt der Kampf um Ligny. Ein schweres Gewitter entladet sich über dem Schlachtfelde; aber Niemand kehrt sich daran. Immer wieder stürmen die Franzosen an. Der Abend naht. „Halten Sie das Dorf nur noch eine halbe Stunde“, ließ Gneisenau dem General Kraft in Ligny sagen, „die Ankunft der englischen Truppen steht jeden Augenblick zu erwarten.“ Aber die Engländer kamen nicht. Wellington's Dispositionen waren falsch gewesen; er brachte nicht mehr Truppen zusammen, als gerade genügten, um gegen Ney, der mit 30,000 Mann zur Abwehr der Engländer gegen Quatrebras geschickt war, sich zu behaupten. Aber von einem Angriff auf den Rücken der Franzosen, wie er versprochen war, konnte nicht die Rede sein. Das Einzige, was durch den heftigen Kampf, in welchem Herzog Wilhelm von Braunschweig den Heldentod fand, erreicht wurde, war, daß die Engländer Ney hinderten, Zieten in den Rücken zu kommen.

Statt dessen aber zog Napoleon seine Reserven heran, um bei Ligny die Entscheidung herbeizuführen. Schon begann es zu dunkeln. Die französischen Garden überschritten den Lignybach und drohten östlich von Ligny die preußische Schlachtlinie zu durchbrechen. Blücher warf ihnen drei Reiterregimenter entgegen, Lützow's Ulanen vorauf. Auf seinem feurigen Schimmel kam der greise Feldmarschall selbst in Bogensätzen herangesprengt, den Säbel schwingend, um durch seine Gegenwart die Attake anzufeuern. Allein ein Hohlweg im hohen Weizenfeld hemmt den Angriff: die Pferde stutzen, dichte Salven der Franzosen schlagen ein, die Reiter machen kehrt, von französischen Kürassieren verfolgt. Blücher's Schimmel, tödlich getroffen, macht einige krampfhafte Sprünge, dann stürzt er nieder; unter ihm liegt betäubt sein Reiter. Schnell springt Blücher's Adjutant, Graf Nostitz, vom Pferde, nach Hülfe ausschauend. Die Kürassiere sprengen vorüber, ohne im Zwielicht den Gestürzten zu bemerken. Nach einer Weile jagen sie zurück, von preußischer Landwehrkavallerie geworfen. Major von dem Bussche wird herbeigerufen: der Feldmarschall wird von der Last des Pferdes befreit, auf ein Ulanenpferd gesetzt und heraus aus dem Getümmel des Kampfes gebracht.

Die Schlachtlinie der Preußen war durchbrochen: sie räumten Ligny und St. Amand und zogen sich auf Brye zurück, das Pirch bis Mitternacht besetzt hielt; dann gingen sie noch eine halbe Meile weiter bis Tilly und Mellery zurück, ohne daß die völlig erschöpften Franzosen daran dachten, sie zu verfolgen. In einem einsamen Gehöfte bei Mellery fand Blücher die Ruhe, deren er bei den heftigen Schmerzen, welche der Sturz hervorgerufen, dringend bedurfte. Eine Schütte Stroh auf den harten Dielen zwischen Verwundeten war sein Lager, ein Glas Milch die einzige Erquickung, welche er erlangen konnte. Hier fand ihn Gneisenau. „Wir haben Schläge gekriegt“, sagte der Feldmarschall gelassen zu ihm, „wir müssen es wieder ausbessern.“

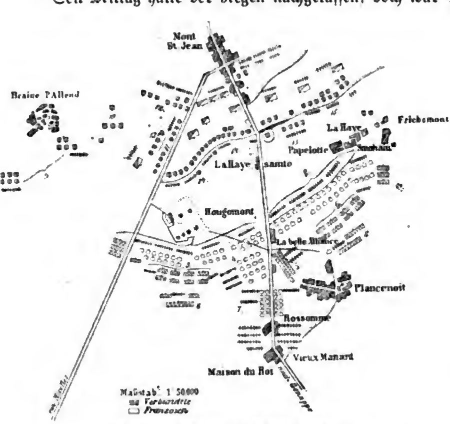
Der Sieg bei Belle-Alliance. Den Rückzug der preußischen Armee ordnete Gneisenau: nicht auf Namur und Lüttich, sondern nordwärts auf Wavre. Ein Fall, einzig in der Kriegsgeschichte: eine geschlagene Armee gab ihre Kommunikationslinie auf, um in der Nähe des Siegers zu bleiben! Napoleon, alles Andere als eine solche Kühnheit voraussetzend, sandte daher auch am 17. Juni in der Richtung auf Namur Grouchy mit 33,000 Mann aus, um Blücher im Schach zu halten, während er selbst mit 72,000 Mann und 240 Geschützen auf der Brüsseler Chaussee gegen Wellington sich in Marsch setzte.

Wellington wich vor dem heranrückenden Feinde bis Waterloo zurück; von hier aus fragte er bei Blücher an, ob er ihm wenigstens mit einem Corps zu Hülfe kommen könnte. Blücher, gleich standhaft wie kühn, faßte den Entschluß, sein gestern geschlagenes Heer morgen von Neuem in den Kampf zu führen. Er ließ, nachdem am Abend um 11 Uhr Bülow mit seinem Corps bei ihm eingetroffen war, Wellington melden, daß mit Tagesanbruch Bülow

über St. Lambert gegen die rechte Flanke des bei Mont St. Jean stehenden Feindes vorgehen und Pirch mit dem 2. Corps ihm unmittelbar folgen solle; Zieten mit dem 1. Corps würde sich diesem anschließen, Thielmann aber mit dem 3. Corps einstweilen an der Dyle zur Deckung gegen Grouchy stehen bleiben.

Der 18. Juni begann; es war ein Sonntag. Der Regen strömte vom Himmel. Blücher freute sich des „Alliirten von der Katzbach"; aber der alte Verbündete erweichte alle Wege zu Schlamm, so daß Bülow erst um Mittag St. Lambert erreichte, da die Kanonen fortwährend bis an die Achsen in den Straßenmorast einsanken. Blücher, immer noch von heftigen Schmerzen gequält, ritt an das Corps heran: „Kinder", rief er den Soldaten zu, „wir müssen vorwärts! Es heißt wol, es geht nicht; aber es muß gehen. Ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen; ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Das spornte die Leute zur höchsten Thatkraft; willig ertrugen sie alle Beschwerden. Wo der alte Held vorüberritt, klopften sie ihm wol aufs Knie und riefen ihm: „Viel Glück heute, Vater Blücher!" zu.

Seit Mittag hatte der Regen nachgelassen; doch war 4 Uhr vorüber, bevor Bülow den Wald von Frichemont erreichte, jenseit dessen die Schlacht zwischen Wellington und Napoleon tobte. Es war die höchste Zeit. Um $11^1/_2$ Uhr hatte der Kampf mit einem Angriffe der Franzosen auf den starken rechten Flügel der Engländer bei Schloß Hougomont begonnen; als dieser jedoch keine Entscheidung brachte, ging Ney zum Sturme gegen das englische Centrum auf den Höhen von Mont St. Jean vor Waterloo vor, doch mannhaft widerstanden die Engländer. Eine verheerende Kanonade richtete sich jetzt gegen das Centrum Wellington's, welcher eine furchtbare Attake von 10,000 Reitern folgte.



Plan der Schlacht bei La Belle Alliance.

Stunden lang wogte der Kampf, die Engländer wurden aus den Dörfern La Haye und Papelotte hinausgetrieben, ihre Batterien auf dem linken Flügel waren fast sämmtlich demontirt, die Reiterei mußte nach dem Centrum hingezogen werden; Wellington sah durch die ungeheuren Verluste und durch zahlreiche Desertionen aus den jungen Regimentern seine Truppenmacht auf die Hälfte zusammengeschmolzen: er sah die Schlacht verloren. „Unser Plan ist ganz einfach", sagte er, „Blücher oder die Nacht!" Noch einen Stoß mit den französischen Reserven und Garden: und Wellington's Heer war zersprengt.

Aber Napoleon hatte diese Reserven nicht mehr zur freien Verfügung. Dies schon verdankte Wellington Blücher. Schon bald nach 1 Uhr hatte der Kaiser Truppenmassen bemerkt, welche von St. Lambert heranzogen, und ein aufgefangener Brief hatte ihn belehrt, daß es die Preußen wären. Unverzüglich sandte er ihnen das Corps des Generals Mouton mit zwei Reiterbrigaden entgegen und ließ das Dorf Plancenoit besetzen. Da brachen um $4^1/_2$ Uhr Nachmittags die Brigaden Bülow's aus dem Walde von Frichemont hervor. Mit sicherem Scharfblick erkannte Blücher, daß bei Plancenoit die Entscheidung läge, und rückte sofort zum Angriffe auf Mouton vor. Hier in der Flanke der Aufstellung Napoleon's entspann sich eine zweite Schlacht: mehr und mehr wurde Mouton zurückgedrängt, Dorf und Schloß Frichemont ging verloren.



Sturm der Preußen auf Plancenoit. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Napoleon sandte ihm die junge Garde — so hießen die seit 1807 errichteten Garde-regimenter — zu Hülfe, aber auch von den preußischen Truppen trafen immer mehr auf dem Schlachtfelde ein. Zieten rückte in die Stelle des aufgelösten linken Flügels der Engländer ein, Pirch unterstützte den Angriff Bülow's.

In diesem Momente höchster Gefahr versuchte Napoleon ein Aeußerstes: er sandte seine alte Garde zu einem letzten Angriffe gegen Wellington. Allein mit bewunderungswürdiger Tapferkeit hielten die Engländer dem wuchtigen Angriffe Stand; Zieten unterdeß eroberte La Haye und Papelotte, die Flanke der französischen Sturmkolonne bedrohend. Die Garden weichen; jetzt gehen die Engländer ihrerseits zum Angriffe über, nachdrücklich durch Zieten unterstützt: ihr Ziel ist das weithin sichtbare Einzelgehöft La belle Alliance. Gleichzeitig erstürmen die Preußen Plancenoit und treiben die Feinde in regelloser Flucht nach La belle Alliance zurück. Unter dem dreifachen Angriffe Bülow's, Zieten's und Wellington's lösen sich die Reihen der Franzosen völlig: Alles stürzt in jähem Schrecken südwärts von dannen. „Jetzt ist es zu Ende, retten wir uns!" sagte Napoleon und gab seinem persischen Schimmel-hengste die Sporen.

Schon war die Nacht hereingebrochen, als bei dem Gehöfte La belle Alliance von verschiedenen Seiten her Blücher und Wellington zusammentrafen; mit herzlicher Umarmung begrüßten sich die siegreichen Feldherren, und mit weit anschwellendem Gesange stimmten die wackeren Preußen ein, als General Grolman seine Trompeter „Herr Gott! Dich loben wir" blasen ließ. Zur Ruhe aber kamen sie noch nicht. Wellington ritt in sein Hauptquartier nach Waterloo zurück; er hielt seine Engländer für zu ermüdet, als daß er an Verfolgung des geschlagenen Feindes denken könnte. Die Preußen jedoch, obwol seit 4 Uhr Morgens in Bewegung, waren es nicht: auf der Stelle drängten sie den fliehenden Franzosen nach, die sich in grenzenloser Verwirrung auf Genappe zu wälzten: dort hoffte Napoleon seine Truppen wieder sammeln zu können. Aber um 11 Uhr Nachts traf auch Blücher in Genappe ein und scheuchte die Flüchtigen weiter. Ohne Hut und Degen jagte Napoleon, völlig überrascht, von dannen, während Gneisenau mit zwei Reiterregimentern die Nacht hindurch hinter ihm war. Erst diese rastlose Verfolgung vervollständigte den herrlichen Sieg und vollendete Napoleon's Verderben. „Ihr Herren Preißen", meinte Kaiser Franz, als Blücher ihm Bericht sandte, „Ihr seid doch Teifelskerle!"

Das Ende der hundert Tage. In seinen Denkwürdigkeiten hat Napoleon der Welt weißmachen wollen, daß lediglich das Ausbleiben Grouchy's den Verlust der Schlacht verschuldet hätte. Nichtige Beschuldigung: Grouchy stand am 18. Juni viel zu weit von dem Schlachtfelde entfernt, als daß er überhaupt in den Kampf hätte eingreifen können. Er war am Nachmittage auf die Preußen Thielmann's gestoßen und mit ihnen handgemein geworden: am nächsten Morgen hatte er den Kampf mit Erfolg wieder aufgenommen, auf die Nachricht von Napoleon's Niederlage sich nach Namur zurückgezogen. Pirch, von Blücher abgesandt, um ihn hier abzuschneiden, fand ihn nicht mehr vor; Grouchy war schon nach Frankreich zurückgekehrt, wo sein Corps der Stützpunkt für die Versprengten von der Armee Napoleon's wurde. Auf diese Weise hatte Napoleon immer noch Streitkräfte zu letzter Gegenwehr. Sein Bruder Lucian kam aus England herüber und rieth ihm, alle Truppen in Frankreich zusammenzuziehen und nochmals an der Spitze von 200,000 Mann den Feinden entgegenzutreten. Dem gegenüber war es ein sehr gewagtes Unternehmen, daß Blücher nur mit den Corps von Bülow und Zieten in Frankreich eindrang, um unter dem Eindrucke des großen Sieges Paris einzunehmen.

Indessen Napoleon folgte dem kühnen Rathe nicht; er begab sich nicht nach Laon, wo die Truppen sich sammelten, sondern nach Paris. Neun Tage, nachdem er es verlassen hatte, traf er dort wieder ein, in der Nacht vom 20. zum 21. Juni. Die Tuilerien mied er, denn dort tagte die Volksvertretung; er blieb im Palaste des Elysée. Unter den Volksvertretern aber erhob sich eine lebhafte Opposition gegen das kaiserliche Regiment; auf Lafayette's Antrag erklärte sich die Versammlung in Permanenz und litt es, daß Fouché, der alte

Jakobiner, den der zurückkehrende Kaiser zum Minister gemacht hatte, dieselbe Rolle zu spielen suchte, welche Talleyrand im vergangenen Jahre durchgeführt hatte. Der Abgeordnete Jay, ein Werkzeug Fouché's, beantragte eine Deputation an Napoleon zu senden, welche ihn auffordern sollte, abzudanken, im Weigerungsfalle aber die Absetzung ihm anzukündigen hätte. Die Volksvertretung trat dem Antrage bei. Wol sträubte sich Napoleon gegen das Verlangen; als jedoch die Minister jeden Widerstand für unmöglich erklärten, fügte er sich und entsagte am 22. Juni zu Gunsten seines Sohnes zum zweiten Male der Regierung. Das war das Ende der „hundert Tage“: nur 102 Tage war Napoleon seit seiner Rückkehr nach Frankreich Kaiser gewesen.



Blücher und Wellington bei La belle Alliance. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Nicht eine Regentschaft indeß, wie die Abdankungsurkunde verlangte, wurde eingesetzt, sondern eine „Regierungskommission“, an deren Spitze sich Fouché stellte. Ihr Ziel war die Zurückführung der Bourbons. Dafür war auch Wellington, während Kaiser Alexander den französischen Thron den Orleans zu geben gedachte. Und Ludwig XVIII. erließ von Gent aus, wohin er sich geflüchtet hatte, eine Proklamation an das französische Volk voll freundlicher Verheißungen. Am 6. Juli suchte ihn Fouché im englischen Hauptquartier in Neuilly auf und trug ihm die Nothwendigkeit vor, durch die Verkündigung einer Amnestie und verfassungstreuer Gesinnung die Gemüther zu beruhigen. Ludwig ernannte darauf den alten Königsmörder zu seinem Minister, und Fouché kündigte darauf mit dreistester Stirn der Regierungskommission an, die verbündeten Monarchen hätten einstimmig und bedingungslos die Wiedereinsetzung Ludwig's XVIII. beschlossen, und löste ohne Weiteres, um allen Widerspruch zu verhindern, die Kammern der Volksvertretung auf.

Der zweite Pariser Frieden und die Heilige Allianz. In Geschwindmärschen rückte unterdessen Blücher gegen Paris heran, in wiederholten Gefechten die französischen Heerhaufen zur Seite werfend: schon am elften Tage nach der Schlacht von Belle-Alliance stand

er vor den Thoren der Hauptstadt Frankreichs. Davoust hatte deren Vertheidigung übernommen: die Nordseite war durch Verschanzungen gedeckt, die Südseite wurde durch Kavallerie geschützt; Nationalgarden besetzten die Thore. An 70,000 Mann Linientruppen hatte Davoust noch zusammengebracht. Gegen diese war Blücher zu schwach; er benutzte aber die Zeit, bis Wellington, welcher um zwei Tagemärsche hinter ihm zurück war, heranrückte, dazu, den Major von Colomb, seinen Schwager, mit einem Reiterregiment abzusenden, um sich der Seinebrücken bei St. Germain zu bemächtigen und womöglich Napoleon, der in dem Schlosse von Malmaison weilte, gefangen zu nehmen. Indeß Colomb fand das Schloß leer.

Im Einverständnisse mit Wellington überschritt Blücher nun die Seine, um Paris von der Südseite anzugreifen, während Wellington von Norden stürme. Davoust strebte nach Waffenstillstand, aber Vandamme, der im Süden kommandirte, griff am 3. Juli, Morgens um 3 Uhr, die Preußen in Issy an: in vierstündigem Kampfe wurde er zurückgeworfen, und nun erschienen in St. Cloud bei Blücher französische Bevollmächtigte, um die Uebergabe von Paris anzubieten. Auch Wellington wohnte der Verhandlung bei: das Ergebniß war, daß die französischen Truppen binnen drei Tagen Paris räumten und sich hinter die Loire zurückzogen, und daß Paris von den verbündeten Armeen besetzt wurde. Schutz der Personen und des Eigenthumes war versprochen, jedoch — wie Blücher verlangte — „mit Ausnahme dessen, welches sich auf den Krieg bezieht". Auf der Brücke von Neuilly wurden die Ratifikationen dieses Vertrages ausgewechselt, und am 7. Juli rückte Zieten in Paris ein und besetzte die Stadttheile zur Linken der Seine; am 8. und 9. folgten die übrigen Corps.

Die Soldaten wurden bei den Bürgern von Paris zu deren höchstem Schrecken einquartiert; denn von der Milde des vorigen Jahres wollte der grimmige Feldmarschall nichts wissen. Von seinem Hauptquartier in St. Cloud aus legte er Frankreich eine Kontribution von 100 Millionen Francs auf und verlangte außerdem zweimonatlichen Sold nebst vollständiger Ausrüstung und Bekleidung für sein ganzes Heer. Sie möchten sich an Daru wenden, diese Summen aufzubringen, sagte er den klagenden Parisern: der hätte darin in Berlin große Sachkenntniß bewiesen. Unverzüglich ließ er auch die Preußen gehörenden Kunstwerke herbeischaffen: noch an demselben Abend wurden bei Lampenlicht das aus Danzig gestohlene Jüngste Gericht und der Köln gehörende St. Peter von Rubens aus den Museen abgeholt. Dann befahl er die Jenabrücke, „dieses zur Beschimpfung Preußens errichtete Denkmal", in die Luft zu sprengen; er rechnete sie mit zu dem Staatseigenthum, welches sich auf den Krieg bezöge. Scharnhorst's Sohn bekam den Auftrag. Ludwig XVIII. versuchte durch Talleyrand, Fürbitte für die Brücke einzulegen: Blücher ließ ihm kurzweg antworten: „die Brücke wird gesprengt, und ich wünsche, Herr Talleyrand setzte sich vorher darauf". Die Mine indeß war zu schwach, und bevor eine zweite gebohrt werden konnte, war die Lage der Dinge in Paris verändert.

Schon waren die russischen Truppen bis Lothringen vorgedrungen und auch die österreichischen mit den süddeutschen hatten bei Straßburg und Belfort den Franzosen erfolgreiche Gefechte geliefert, als die Einnahme von Paris dem Kriege ein Ende machte. Mit Postpferden eilten die verbündeten Monarchen ihren Heeren voraus und trafen am Abend des 10. Juli in Paris ein. Gewissermaßen als Hausherr empfing sie dort zu ihrem höchsten Verdrusse Ludwig XVIII., der im Vertrauen auf Wellington schon zwei Tage zuvor in seine Hauptstadt zurückgekehrt war. Die Frage der Thronbesetzung war damit ohne ihr Zuthun entschieden — und dadurch im Grunde auch die Gestaltung des Friedens. Indem sie die Thatsache sich gefallen ließen, ließen sie auch die Folgen sich gefallen. Die vier Großmächte ernannten aus ihren Ministern und ersten Generalen eine Kommission zur Ordnung aller Verhältnisse: vergebens verlangte hier Preußen die Abtretung von Elsaß und Lothringen; Ludwig XVIII. einmal anerkannt, galt jetzt als befreundeter Monarch, dem man eine so schwere Bedingung nicht auferlegen wollte. Man blieb dabei, nicht wesentlich über die Bestimmungen des ersten Pariser Friedens hinauszugehen. Kaiser Alexander zumal bewegte sich damals durchaus in der Idee, daß er zur Durchführung einer religiös-christlichen

Weltordnung von der Vorsehung auserseken sei. Die mystisch-schwärmerische Frau von Krüdener, mit der er von Wien her schon in Verbindung stand, hatte sie ihm beigebracht. Die Vorstellung eines von der Liebe zusammengehaltenen, von christlichem Geiste getragenen politischen Bundes beherrschte ihn ganz und gar; voll unklarer Gefühlsseligkeit entwarf er selbst die Grundzüge einer solchen heiligen Allianz. Wie hätte dieser Bund damit beginnen können, dem König Ludwig wehe zu thun, auf dessen Beitritt es nicht weniger abgesehen war, als auf den aller übrigen christlichen Souveräne?

Friedrich Wilhelm sah in dem Bunde ein Wiederaufleben des Sinnes, der ihn vor zehn Jahren in der Gruft seines großen Ahnen in Potsdam mit Alexander verbunden hatte, und ging leicht auf die Ideen des Zaren, seines Freundes, ein; Kaiser Franz dagegen hielt die Bundesartikel für nicht viel mehr als harmlose Redensarten: darum war auch er bereit, dem Wunsche seines kaiserlichen Alliirten nachzukommen. So schlossen die drei Monarchen am 26. September 1815 in Paris die Heilige Allianz, durch welche die europäische Staatenwelt in eine große Familie umgewandelt und die christliche Bruderliebe zum obersten Gesetz für Fürsten und Völker gemacht werden sollte. Sofort traten die russischen Truppen, als wenn für sie Streit und Fehde schon völlig zu Ende wären, den Rückmarsch aus Frankreich an; auch die beiden Kaiser reisten noch vor dem Ende des Monats aus Paris ab, und am 2. Oktober wurden die Präliminarien des zweiten Pariser Friedens unterzeichnet.

Daß die Bestimmungen dieses Friedens doch merklich schärfer als die des vorjährigen ausfielen, war wesentlich der Energie zu danken, welche Gneisenau in der Friedenskommission — Blücher hatte die Berufung in dieselbe abgelehnt — gezeigt hatte. Ungefähr dem Gebietsstande von 1790 entsprechend, mußte Frankreich an Preußen Saarlouis und Saarbrücken, an Bayern Landau, an die Niederlande Philippeville und Marienburg mit dem Herzogthume Bouillon, an Sardinien seinen savoyischen Besitz abtreten, auch auf Monaco verzichten. Von den Kunstschätzen, welche Napoleon aus der ganzen Welt zusammengeraubt hatte, war eine Anzahl — namentlich dank Blücher die Victoria des Brandenburger Thores in Berlin — 1814 zurückgenommen worden; jetzt mußte Frankreich auch die übrigen, deren Herausgabe Ludwig XVIII. immer wieder verzögert hatte, zurückerstatten. Außerdem mußte es 700 Mill. Francs Kontribution bezahlen und eine Besatzung von 150,000 Mann aus den verbündeten Armeen bis zu fünf Jahren unterhalten. Aber es behielt Elsaß und Lothringen sowol wie Avignon und Mömpelgard. Nach bewegtem Abschiede von seinem greisen Feldmarschall verließ nun auch König Friedrich Wilhelm die französische Hauptstadt. Am 20. November 1815 wurde der zweite Pariser Frieden unterzeichnet.

Der Untergang des Bonapartenthums. Blücher hielt es für recht, Napoleon auf derselben Stelle zu erschießen, wo dieser den Prinzen von Enghien hatte tödten lassen; Hardenberg wollte ihn wenigstens auf eine wüste Insel geschickt wissen. Und wie diese Preußen, so dachten selbst viele Franzosen. Das blieb Napoleon nicht verborgen. Wol bot er noch einmal von Malmaison der Regierungskommission an, als General sich an die Spitze der französischen Truppen gegen die heranrückenden Verbündeten zu stellen; als aber diese das Anerbieten kurz ablehnte, verließ er in der Stille das Schloß. So entging er noch rechtzeitig Colomb. Er gedachte nach Nordamerika zu entschlüpfen. Die englischen Kreuzer aber hielten an der Küste aufmerksam Wacht; ein heimliches Entrinnen war nicht möglich: ihm blieb nur die Wahl, sich entweder den Franzosen oder den Engländern anzuvertrauen. Er zog die Engländer vor und begab sich mit seinem kleinen Gefolge am 24. Juli an Bord der englischen Fregatte „Bellerophon". Sie segelte mit ihm nach Torbay; dort erschien der „Northumberland", und Lord Keith begab sich an Bord des Bellerophon, um Napoleon anzukündigen, daß der Northumberland Befehl habe, nach der Bestimmung der verbündeten Monarchen ihn nach der Insel St. Helena zu bringen. In grünem Frack mit goldenen Epauletten, in weißseidenen Strümpfen und Schuhen empfing der entthronte Kaiser den Engländer: mit heftigen Worten protestirte er gegen den Befehl: Niemand achtete auf seine Weigerung, seine Drohungen. Zehn Wochen dauerte die Fahrt nach dem fernen Ei-

da stiegen die zerklüfteten Felsen von St. Helena vor dem Verbannten auf. „Ach, ich wollte, wir wären vorbeigesegelt!“ rief die Gräfin Bertrand aus, durch den öden, drohenden Eindruck der kahlen, jäh abstürzenden Felsen erschreckt; sie begleitete ihren Gemahl, der sich nicht hatte entschließen können, seinen früheren Herrn in der Verbannung zu verlassen. Am 18. Oktober warf der Northumberland die Anker.



Napoleon's Einschiffung auf dem Northumberland. Zeichnung von Th. Weber.

Der „Gefangene Europa's“ erhielt die Meierei Longwood zur Wohnung angewiesen, sein Gefolge wohnte in nahe gelegenen Häusern. Nach dem Beispiele Kaiser Karl's V. benutzte er die Abendpause seines Lebens, um seinen wunderbaren Lebensgang aufzuzeichnen. Allein schon nach wenig Jahren begann seine Gesundheit zu schwanken; ein älteres Magenleiden steigerte sich und machte am 5. Mai 1821 einem Leben ein Ende, das, aus dem Dunkel emportauchend, zu den höchsten Höhen der Menschheit hinaufgeführt hatte, um wieder im Dunkel zu erlöschen. Gewiß war Napoleon ein außerordentlicher Mensch: wer möchte seinem wunderbaren Feldherrntalente, seiner genialen Organisationsgabe Bewunderung versagen? Aber wiederum: wen stieße nicht der eiskalte Egoismus, der Mangel jedes höheren Schwunges, die innere Roheit, die cynische Unwahrhaftigkeit des Mannes zurück? Und wie weit war das herbe Geschick, das ihn traf, entfernt, ihn innerlich zu läutern! 30,000 Menschen hatte sein frivoles Entweichen von Elba in den Tod geführt, Hunderttausende zum Meineid verleitet: er hat kein Gefühl einer Schuld. Die Aufzeichnungen von St. Helena sind voll

von Schmähungen und Verleumdungen der alten Genossen, von bewußten Verdrehungen der Wahrheit. Der Eindruck ist unwiderstehlich: der das geschrieben, war sein Schicksal werth. Denn in der Sittlichkeit liegt der wahre Werth des Menschen. —

Mit Napoleon's Sturze brach auch die letzte Aussicht König Joachim Napoleon's von Neapel zusammen. Eine Zeit lang hielt sich Murat im südlichen Frankreich vor den heimkehrenden Bourbons verborgen; dann entschlüpfte er nach Bastia auf Korsika. Oesterreich bot ihm Sicherheit gegen Verzicht auf die Königskrone; allein er lehnte das Anerbieten ab; er glaubte, daß es ihm besser gelingen würde, als seinem kaiserlichen Schwager, den verlorenen Thron wiederzugewinnen: hatte er doch nicht auf die Krone Verzicht geleistet. Mit einer kleinen Schar von Anhängern machte er sich daher nach Neapel auf, wo er sich ebenso beliebt, wie der König Ferdinand verhaßt wußte. Allein ein Sturm zerstreute die Flotille; mit Mühe gewann König Joachim die Küste bei Pizzo. Nur von dreißig Getreuen begleitet, zog er der Hauptstadt zu; ein Kommando Soldaten begegnete ihm: er forderte sie auf, sich ihm anzuschließen, denn er sei zurückgekehrt, um das Land zu befreien. Indeß nur zwei Soldaten folgten der Aufforderung. Da eilte er entmuthigt zur Küste zurück. Die Soldaten holten ihn ein, Landvolk gesellte sich zu ihnen, ein Gefecht entspann sich: Joachim wurde gefangen genommen und vor ein Kriegsgericht gestellt. Das Urtheil lautete auf Tod; am 13. Oktober 1815 wurde es im Hofe des Schlosses zu Pizzo vollstreckt. Mit seinem alten unerschütterlichen Muthe ertrug Murat den Tod, dem er so oft verwegen ins Auge geschaut hatte. Dem Volke Italiens aber galt der Tapfere fortan für einen Märtyrer, der für die Einheit Italiens gefallen: hatte er doch zuerst das Volk dazu aufgerufen.

Der Glanz der Familie Bonaparte war ausgelöscht: ihre übrigen Mitglieder traten in das Dunkel des Privatlebens zurück, aus dem Napoleon sie hervorgezogen hatte. Nur in Frankreich hatte die Zeit des Bonapartenthums noch ein Nachspiel ernstester Art. „Hingegangen nach Gent," bemerkte Fürst Talleyrand, „sind sieben- bis achthundert Royalisten, nicht mehr, zurückgekehrt sind aber fünfzigtausend." So augenfällig gab sich nach der Rückkehr Ludwig's von Gent in weitesten Kreisen das Bestreben kund, für einen guten Royalisten zu gelten. Die ganze Strömung der Gemüther richtete sich gegen die Bonapartisten. Vergebens versuchte Ludwig mit Klugheit und Besonnenheit zu mäßigen und die Gegensätze auszugleichen; er zog die Anhänger des verbannten Kaisers, welche sich ihm wieder anschlossen, ebenso in seinen Rath und in seine Umgebung wie die gemäßigten Royalisten; seine Bemühungen um Wiederherstellung des inneren Friedens mißlangen: die Reaktion gegen die hundert Tage war zu stark, bald sah sich der König machtlos der gewaltigen, ingrimmigen Strömung gegenüberstehen. Die neu gewählte Kammer der Abgeordneten, eine Versammlung ohne politische Erfahrung, voll jugendlicher Leidenschaft, war viel königlicher als der König. Alle Fürsprecher einer Amnestie, ein Tall, ein Fouché, wurden entfernt; alle früheren Konventsmitglieder, welche einst für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt hatten, wurden verbannt: als geächtete Greise mußten damals Cambacerès, Sieyes, Carnot Frankreich den Rücken wenden. Die 26 Mitglieder des Oberhauses, welche sich Napoleon angeschlossen hatten, wurden aus der Pairskammer ausgestoßen. Der Staatsbankrott wurde in Vorschlag gebracht, um die Gläubiger des Kaiserreichs in ihrem Vermögen zu treffen; Ausnahmegerichte wurden gegen die Beamten und Offiziere eingesetzt, welche Ludwig den eben geschworenen Eid bei der Rückkehr Napoleon's gebrochen hatten: ihre Urtheile lauteten unter der Leidenschaft des Tages auf Tod. Oberst Labedoyère wurde erschossen; dasselbe Urtheil und Schicksal traf den hochverdienten Marschall Ney, der freilich nächst Napoleon die Hauptschuld an dem unsäglichen Unglück trug, das durch die hundert Tage über Frankreich heraufgeführt war; auch die Generale Chartran und Mouton-Duvernet endeten durch Standrecht; Lavalette entging nur mit Hülfe seiner muthigen Frau, einer Nichte der Kaiserin Josephine, durch Verkleidung dem über ihn verhängten Tode. Im Süden rottete sich der Pöbel zusammen und nahm durch Mord und Brand Rache an allen Bonapartisten, den Feinden „von Thron und Altar": es war, als wollten die Tage des „weißen Schreckens" wiederkehren; so häuften sich Mordthaten

und Brandstiftungen in gewaltthätiger Unterdrückung des Bonapartenthums. Da stellte sich König Ludwig selbst dem Unwesen entgegen; durch die Ordonnanzen vom 5. September 1816 löste er das Abgeordnetenhaus auf, verschärfte das Wahlgesetz und berief in die Pairskammer eine Anzahl kaiserlicher Generale und Präfekten als Bundesgenossen zur Eindämmung der royalistischen Reaktion. Erst nun konnte auf den verheerenden Sturm der Frieden folgen. Aber unmerklich wurzelte in den Gemüthern die Sage sich an, daß der gekrönte Italiener, der gewaltthätige Militärdespot ein Vorkämpfer der Freiheit Frankreichs, der Erbe der großen Revolution gewesen, den die „schnöden Verträge von 1815" gestürzt und „die feilen Schergen des treulosen Albion" nach dem öden Felsen im Weltmeer entführt, weil er „sein Frankreich zu sehr geliebt:" eine Mythe, welche, getragen von den unzufriedenen Veteranen, gepflegt von den liberalen Gegnern der Regierung in weniger als einem Menschenalter zu einer Macht in Frankreich erwachsen sollte.



Ludwig XVIII. Nach dem Gemälde von David.

Die Neuordnung Europa's durch den Wiener Kongreß. Die Rückkehr Napoleon's von Elba hatte die in Wien versammelten Diplomaten wol aufgeschreckt, aber ihre Arbeit nicht unterbrochen. Neben und nach der Regelung der polnisch-sächsischen Frage war auch die territoriale Neuordnung Europa's vollendet worden. Die Säkularisationen wurden aufrecht erhalten, die Ritterorden nicht wieder hergestellt, eben so wenig, mit geringen Ausnahmen, die reichsunmittelbaren Standschaften. Ein jeder Staat erhielt nach dem Maße seine Ansprüche erfüllt, wie seine Vertretung durch Intrigue und Parteiung für dieselben zu wirken wußte; von sachgemäßem Abwägen war nirgends die Rede. Das Ergebniß war folgendes:

Rußland erhielt Finnland, Bessarabien und einen Theil der Moldau. Das Herzogthum Warschau wurde, ansehnlich vergrößert, zu einem konstitutionellen Königreich Polen erhoben, dessen Krone Alexander mit der russischen vereinigte. Krakau wurde ein kleiner Freistaat unter dem Schutze der drei Nachbarmächte. — England erhielt Malta, Helgoland und das Protektorat über die Jonischen Inseln, außerdem mehrere französische und holländische Kolonien, zumal das Kapland. König Georg III. erhielt das zu einem Königreich erhobene und um Ostfriesland vergrößerte Hannover zurück. — Mit Schweden wurde Norwegen in Personalunion vereinigt: Schwedisch-Pommern kam dafür an Preußen, welches zur Entschädigung Lauenburg an Dänemark abtrat. — In Spanien und Portugal kehrten die alten Königsfamilien auf den Thron zurück. — Mit Holland wurde Belgien zu einem Königreich der Niederlande vereinigt, und Luxemburg mit ihm in Personalunion verbunden. — Der Schweiz wurde beständige Neutralität und eine Vergrößerung durch die neuen Kantone Wallis, Genf und Neufchatel zugesprochen. — Parma, Piacenza und Guastalla wurde der Kaiserin Marie Luise zugetheilt. Sardinien erhielt Savoyen zurück und wurde mit Genua vergrößert.

Toscana erhielt der Erzherzog Ferdinand, Modena der Erzherzog Franz von Este, Neapel der König Ferdinand von Sizilien, den Kirchenstaat Papst Pius zurück. — Oesterreich wurde durch Illyrien, Dalmatien, die Lombardei, Venedig, Tirol, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel vergrößert, Bayern durch die Pfalz, Würzburg und Aschaffenburg, Hessen durch Fulda. Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg und Weimar wurden zu Großherzogthümern erhoben, die drei Hansestädte und Frankfurt am Main wurden als freie Reichsstädte anerkannt. Preußens Entschädigung war schon durch den Vertrag vom 10. Februar festgestellt; immerhin gewann es statt des abgetretenen polnischen Gebietes deutsches Land, aber in unselig verzettelter Lage, während Oesterreich durch den ihm werdenden Zuwachs eine bessere territoriale Abrundung erhielt, als es jemals gehabt hatte.

Die Errichtung des Deutschen Bundes. So willkürlich und innerlich haltungslos auch die meisten dieser Festsetzungen des Wiener Kongresses waren, so wurden sie doch an Kläglichkeit noch weit durch die Neuordnung der deutschen Verhältnisse übertroffen, die der Kongreß bestimmte. Die Hoffnung des deutschen Volkes war gewesen, daß aus den Verhandlungen des Kongresses ein starkes deutsches Reich hervorgehen würde. Allein daran war bei der Abneigung der fremden Großmächte und bei dem Widerstreben der deutschen Kleinstaaten unter der Führung Oesterreichs nicht zu denken. Stein stand bald allein mit seiner Idee eines einigen deutschen Kaiserreiches, und auch die Pläne der preußischen Vertreter, Deutschland eine starke Verfassung zu geben, stießen allenthalben auf den stärksten Widerspruch. Bayern war der Meinung, Deutschland bedürfe eben so wenig wie Italien einer einenden Verfassung.

Schon dachte man an den Schluß des Kongresses, schon war der Ausbruch des Kampfes in Belgien jeden Tag zu erwarten, und noch immer war für die Ordnung Deutschlands nichts geschehen. Sieben Monate lang war die Berathung der deutschen Bundesakte verschleppt: dann wurde sie in 14 Tagen, vom 26. Mai bis zum 8. Juni, rasch übers Knie gebrochen. Es hielten nicht einmal alle deutschen Staaten es der Mühe für werth, an den Sitzungen Theil zu nehmen: Württemberg fehlte fortwährend, Baden wiederholt. Bei jedem Artikel wurden Bedenken, Verwahrungen und Vorbehalte in Unzahl vorgebracht; am 8. Juni waren die Berathungen zu Ende. Die elf Artikel der Bundesakte wurden in die Schlußakte des Kongresses eingefügt und dadurch unter den Schutz aller Kongreßmächte gestellt: am 10. wurde dann von 36 souveränen deutschen Mächten die Bundesakte unterzeichnet; am 26. Juli trat auch Baden bei und endlich am 1. September das widerstrebende Württemberg. Hessen-Homburg war einfach vergessen; indeß nach zwei Jahren erklärte es ebenfalls seinen Beitritt. Der Papst protestirte, wie er gegen den Westfälischen Frieden protestirt hatte; man legte seinen Protest zu den übrigen: dann ging der Kongreß aus einander.

Der Deutsche Bund war eine lose Vereinigung von 39 souveränen Staaten, denen nur das Recht selbständiger Kriegführung und Bündnißschließung fehlte. Oesterreich und Preußen besaßen dies Recht als europäische Großmächte; sie waren nur mit einem Theile ihres Gebietes dem Bunde beigetreten. Auch die Niederlande für Luxemburg und Dänemark für Holstein gehörten zum Bunde. Streitigkeiten unter Bundesmitgliedern sollte ein Austragsgericht schlichten. Der Bundestag war die oberste Bundesbehörde; er hatte seinen Sitz in Frankfurt am Main. Aber ihm fehlte jede Macht, sowol die Nation nach außen zu vertreten, als auch ihre Lebensinteressen im Innern mit Erfolg zu pflegen. Dennoch war, mit dem Heiligen römischen Reiche verglichen, der Bund ein Fortschritt: er stellte immerhin die Einheit stärker als das Reich dar, er schloß den Einfluß der Fremden mehr aus und er gab durch die freilich nicht mehr in die Schlußakte aufgenommene Bestimmung (Artikel 13), daß „in allen deutschen Staaten eine landständische Verfassung stattfinden werde", wenigstens die Möglichkeit einer freieren Entwicklung. Indeß war zu erwarten, daß eine so kümmerliche Schöpfung nach dem gewaltigen Aufschwung der Befreiungskriege das deutsche Volk wirklich befriedigen könne?



Die Entwicklung der Vereinigten Staaten von Amerika.

Ein Vierteljahrhundert war über Europa dahingerauscht, stürmisch wie keines zuvor, bis in den Grund alle Verhältnisse aufwühlend. Für die junge Republik jenseit des Atlantischen Ozeans war es eine Zeit fast ungestörten Friedens und gedeihlicher Entwicklung gewesen. Staat um Staat bildete sich und trat als vollberechtigtes Mitglied der Genossenschaft der dreizehn Staaten bei, die zuerst die Freiheit errungen hatten: 1791 Vermont, 1792 Kentucky, 1797 Tennessee, 1802 Ohio; binnen zehn Jahren von 1790—1800 stieg die Bevölkerung von 4 auf 5 1/3 Millionen; die Alleghanies waren überschritten: bis an den Mississippi gehörte das Land der Union.

Die Erwerbung von Luisiana. Mit milder Weisheit hatte George Washington bis 1797 den jungen Freistaat als Präsident geleitet; dann lehnte er, vom Alter gebeugt, die Wiederwahl ab. John Adams folgte auf ihn. Ein Erpressungsversuch des Direktoriums führte zu Verwicklungen mit Frankreich: sobald aber dort der Erste Konsul die Zügel des Regimentes in die Hand genommen, wurde leicht der Frieden zwischen beiden Nationen wiederhergestellt. Freundliche Beziehungen entwickelten sich, die endlich zu dem Verkaufe Luisiana's an die Bundesrepublik führten; es war die größte Erwerbung, welche jemals die amerikanische Union gemacht hat: hierin lag ihre Zukunft beschlossen.

Schon 1541 hatte der Spanier de Soto den Mississippi entdeckt; dennoch blieb der gewaltige Strom noch länger als ein Jahrhundert fast ganz in Dunkel gehüllt; erst der Franzose La Salle stellte seinen Lauf fest. Unter den größten Drangsalen und Gefahren gelangte der kühne Mann von Canada aus an den Illinois und dessen Laufe folgend an den Mississippi: er ruderte ihn hinab bis zum Mexikanischen Meerbusen. Hier an der Mündung des Stromes errichtete er 1682 eine Denksäule, in welche er die Lilien Frankreichs eingrub, und nahm von dem ganzen Stromgebiete für König Ludwig XIV. Besitz, indem er seinem Könige zu Ehren dem ganzen Gebiete vom Mississippi bis an das Felsengebirge den Namen Luisiana beilegte. 1762 ging Luisiana an Spanien über, von welchem der Erste Konsul es zurück nahm, um es 1803 für 80 Mill. Francs an die Vereinigten Staaten zu verkaufen. Mit einem Schlage war damit die Union bis an das Felsengebirge herangerückt; ihr Gebiet hatte sich verdoppelt.

Freilich war von Luisiana nichts weiter als das Land am untern Mississippi bekannt aber schon im Herbste 1803 sandte der Präsident Jefferson (1801—1809) eine Expedition aus, um das neue Unionsland überhaupt kennen zu lernen. Von St. Louis, damals einer kleinen Handelsstation, fuhren die Entdecker in Booten den Missouri bis zu seinen Fällen hinauf, folgten dann zu Lande dem Laufe dieses Flusses bis zu seiner Quelle, überstiegen

das Felsengebirge und gelangten an der Mündung des Columbia an den Großen Ozean. Den Lauf des Columbia aufwärts verfolgend, überstiegen sie das Felsengebirge zum zweiten Male und kehrten nach einer Reise von 2½ Jahren in die Heimat zurück. Ein ungeheures Gebiet war damit der Kolonisation erschlossen; immer weiter westwärts durch Vertrag und Gewalt wurden die Indianer gedrängt und ihre Jagdgründe unter den Pflug der stetig vordringenden Ansiedler genommen.

Der Krieg mit England. Kaum war Jefferson zum Kapitol in Washington hinaufgeritten und hatte sein Pferd an eine Säule des Portals angebunden, um mit republikanischer Formlosigkeit die Präsidentschaft anzutreten, als die schwere Aufgabe an ihn herantrat, die Gewaltthätigkeiten Englands von der jungen Republik abzuwehren. Auf einen Krieg konnte sich Amerika nicht einlassen, denn seine ganze Kriegsflotte bestand aus sechs Schiffen; und doch war es unerträglich, daß die Engländer sich das Recht anmaßten und schrankenlos übten, die amerikanischen Schiffe zu durchsuchen, ob etwa entlaufene englische Matrosen sich auf denselben befänden. Jefferson beschloß daher England dadurch zu bestrafen, daß er allen Handel mit diesem Lande lahm legte: er erließ ein „Embargo", in dem er verbot, daß amerikanische Schiffe aus amerikanischen Häfen auslaufen dürften. Allein davon verspürte bald Amerika größeren Schaden als England. Indeß steigerten die fortgesetzten Uebergriffe Englands doch den allgemeinen Unwillen in Amerika mit der Zeit so, daß trotzdem schließlich die Vereinigten Staaten am 18. Juni 1812 an England den Krieg erklärten.

Allein der Krieg hatte für Amerika einen sehr unglücklichen Verlauf. Der Einfall in Canada wurde mit großen Verlusten zurückgewiesen; die Indianer nahmen sehr thätig für die Engländer Partei. Der Häuptling Tekumseh betrieb rastlos den Plan, alle Indianerstämme gegen die Amerikaner zu vereinigen, bis er in einem Gefechte seinen Tod fand. Die britischen Truppen machten wiederholt Landungsversuche an den Küsten, eroberten und plünderten zahlreiche Städte der Südstaaten, drangen sogar bis Washington vor und legten das Kapitol und das Präsidentenhaus in Asche. Auch New-Orleans griffen sie mit einer Heeresmacht von 12,000 Mann an: wacker vertheidigte sich General Jackson gegen die Uebermacht; er errichtete aus Baumwollenballen Schanzen und schlug am 8. Januar 1815 den Sturm der Engländer erfolgreich ab.

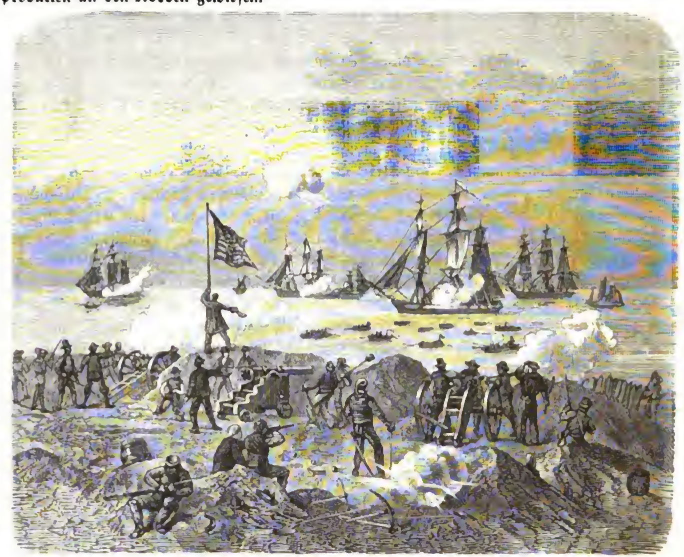
Dagegen hatten zu Schiffe die Amerikaner mit mehr Glück gefochten. Namentlich war es am 10. September 1813 dem Leutnant Perry auf dem Eriesee gelungen, ein englisches Geschwader von sechs Schiffen zur Ergebung zu zwingen. Daher bewilligte England, durch den großen Kampf gegen Napoleon ganz in Anspruch genommen, den Amerikanern bereitwillig billige Bedingungen, als sie nach Frieden verlangten: er wurde am 24. Dezember 1814 in Gent unterzeichnet. Die Nachricht von dem Abschlusse, die freilich mehrere Wochen brauchte, um über den Ozean zu gelangen, beendigte auch zur rechten Zeit die Kämpfe um New-Orleans. Des Durchsuchungsrechtes der Engländer freilich, um das der Krieg entstanden war, geschah in dem Frieden mit keiner Silbe Erwähnung; aber England entsagte ihm fernerhin thatsächlich.

Eine lange Zeit des Friedens folgte jetzt für Amerika; es enthielt sich aller Einmischungen in die Angelegenheiten Europa's, aber ebenso war es der Meinung, keine Einmischung Europa's in seine eigenen Angelegenheiten sich gefallen zu lassen. „Amerika den Amerikanern" galt als Grundsatz, und unter dem Präsidenten Monroe gab die Union 1823 die feierliche Erklärung ab, daß keiner europäischen Macht eine Einmischung in die Verhältnisse der Staaten weder von Nord-, noch von Südamerika zustehe, oder auch nur das Recht, ihren Besitzstand in Amerika zu erweitern. Es war das Gefühl der frisch aufstrebenden Kraft, welches die Union schon jetzt ihr Begehren auf den ganzen ungeheuren Kontinent richten ließ.

Die Sklavenfrage. Indeß schon trieb die Union selbst einer Krisis gefährlichster Art entgegen. Zwar war durch den Beitritt von Luisiana — der Name umfaßte nunmehr nur das untere Mississippiland — 1812 und von Indiana 1816 zur Union die Staatenzahl auf 19 gestiegen, auch durch den Kauf des spanischen Florida das Unionsgebiet ansehnlich

vergrößert: aber die Verschiedenheit der Lebensinteressen führte zu einem Riß innerhalb d Union. Das trennende Moment bildete die Sklavenfrage, nicht sowol als Grund, sonde als Veranlassung.

Schon bei der Entstehung der Union hatten sich zwei verschiedene Prinzipien gelte gemacht: das eine eine starke Einheit anstrebend, das andere auf Hebung der Befugnisse d Einzelstaaten bedacht, jenes durch die Föderalisten, dieses durch die Demokraten od Republikaner vertreten. In Wahrheit beruhte dieser Gegensatz auf der Verschiedenheit d Nord- und Südstaaten. In den südlichen Staaten überwog der Großgrundbesitz, desse Herren sich durch höhere Bildung und größere Wohlhabenheit vor den Bauern und Kau leuten des Nordens auszeichneten. Allein sie waren für ihren Bedarf an Geld und Industri produkten an den Norden gewiesen.



Landungsversuch der Engländer in der Chesapeake-Bai.

Um dieser von Jahr zu Jahr drückenderen Abhängigkeit zu entgehen, strebten sie nach Freihandel, um die billigeren Produkte des Auslandes, namentlich Englands, einführen zu können, während der Norden zum Schutze seiner Industrie einen hohen Schutzzoll brauchte und das große Absatzgebiet des Südens sich keinenfalls wollte entgehen lassen. Daher suchte er die Zufuhr von Arbeitskräften, das heißt Sklaven, für den Süden zu hemmen, damit dieser nicht etwa zur Entwicklung einer eigenen Industrie aus einem Ueberschuß von Arbeitskräften gelangen möchte. Die Südstaaten bedurften einer solchen auch deswegen dringend, weil sich ihr Sklavenkapital in ländlicher Arbeit nur mit 3 bis $3^1/_4$ Prozent verzinste, wobei sie schließlich zu Grunde gehen mußten, wenn es ihnen nicht gelang, daneben noch weitere Arbeitskräfte zu rentablerer Ausnutzung in industrieller Thätigkeit zu gewinnen. Die Südstaaten also strebten, um nicht bankrott zu werden, nach erhöhter Sklaveneinfuhr, die Nordstaaten suchten sie, um die finanzielle Ausbeutung des Südens nicht zu verlieren, in jeder Weise zu hemmen. In Wahrheit war demnach die Sklavenfrage eine Geldfrage. Und damit lag es in der Natur der Dinge, daß die Nordstaaten föderalistisch

sinnt waren, um durch eine starke Centralgewalt den Süden zu beherrschen, die Südstaaten agegen, um ihre den Nordstaaten entgegengesetzten Interessen verfolgen zu können, überiegend demokratisch.

Washington war der einzige Präsident, den beide Parteien einmüthig gewählt hatten; ach ihm wurde auch die Präsidentschaft Parteisache. Mit Adams hatten die Föderalisten esiegt; aber die mehr und mehr erstarkenden Demokraten verhinderten seine Wiederwahl ind erhoben aus ihren Reihen Jefferson zum Präsidenten; auch sein Nachfolger Madison 1809—1817) gehörte ihr an, wie nicht minder Monroe (1817—1825), gleich seinen beiden Vorgängern aus Virginien stammend. Indessen während dieser vierundzwanzigjährigen demokratischen Herrschaft war die föderalistische Partei erheblich gewachsen; von den neuen Staaten, welche unter Monroe's Präsidentschaft sich bildeten, schlossen sich 1818 Illinois und 1820 Maine ihnen an, während 1817 Mississippi und 1819 Alabama den Demokraten beitraten. Als nun aber der neu sich bildende Staat Missouri den Demokraten sich zuneigte, kam es darüber zu heftigen Reibungen zwischen den beiden Parteien, deren Ergebniß schließlich der „Missouri-Kompromiß" war, des Inhaltes, daß nördlich vom 36° 30' nördl. Br. die Sklaverei verboten wurde. Das war ein indirekter Sieg der Föderalisten, wenn auch Missouri wirklich 1821 unter die Sklavenstaaten trat; augenfällig wurde derselbe aber, als bei der nächsten Präsidentenwahl mit John Quincy Adams (1825—1829) auch die Präsidentschaft ihnen zufiel.



James Monroe.

Von einer Entscheidung war damit freilich der große Streit sehr weit entfernt; ein Menschenalter hindurch schwankte noch die Wage, bis keine andere Lösung, als durch die Schärfe des Schwertes, für diese wichtigste innere Frage der Union mehr übrig blieb.

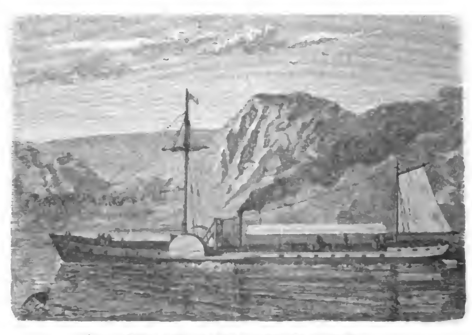
Die innere Entwicklung der Vereinigten Staaten. Ackerbau war die Grundlage sämmtlicher Ansiedelungen an der atlantischen Küste Amerika's gewesen und ist es geblieben. In den südlichen Kolonien führte die frühe Einführung der Negersklaven, zuerst 1619 in Virginien zur Plantagenwirthschaft. Allein bei der geringen Intensität der Sklavenarbeit war diese nur möglich auf sehr fruchtbarem Boden. Das fortwährende Suchen nach neuen fruchtbaren Gründen bewirkte daher eine rasche Ausbreitung des Ackerbaues über den ganzen Süden bis zur mexikanischen Grenze. Tabak gehörte zu den ersten Produkten, welche ausgeführt wurden; Zuckerrohr gelangte erst 1751 nach Amerika, das javanische Rohr sogar erst 1814. Daneben spielte der Anbau von Reis eine große Rolle; Baumwolle jedoch wurde erst nach dem Befreiungskriege von einiger Bedeutung, um dann seit der Erfindung der Saw-Gin-Maschine zum Reinigen der Baumwolle von ihrem Samen (1794) sich rasch zu dem wichtigsten Faktor für den Wohlstand der Südstaaten zu erheben.

In den nördlichen Staaten dagegen entwickelte sich der Ackerbau aus der Thätigkeit der einzelnen einwandernden Familien, welche den Boden urbar machten. Der Fortschritt war indeß nur ein sehr langsamer: es fehlte an Kapital wie an Arbeitskräften. Dies führte bei

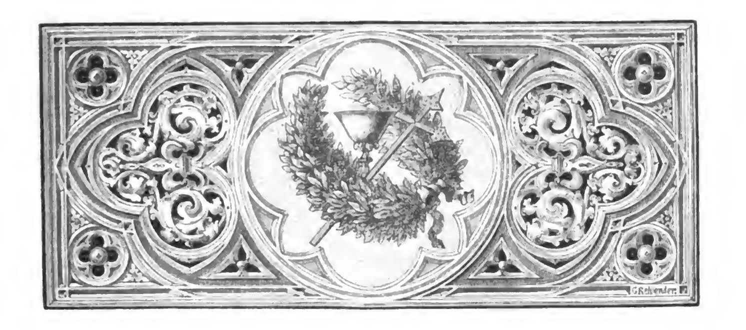
der Findigkeit des Amerikaners zu einer Fülle kleiner, nützlicher Erfindungen, um Arbeitskraft zu ersparen. Dennoch stiegen Menge und Werth der Ausfuhrprodukte stetig: 1790 betrugen sie 19 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, 1800 das Doppelte, 1806 das Vierfache. Ueber drei Viertel davon kamen ausschließlich auf den Ackerbau. Sobald aber Straßen in das Innere gebaut wurden, beschleunigte sich der Fortschritt außerordentlich. Ein fortwährender Strom von Siedlern ergoß sich in die neuen Staaten Ohio, Kentucky und Indiana; Andere zogen auf Flößen und Barken dahin. Aber noch bedeckten Wälder einen großen Theil der neuen Staaten; die Flüsse bildeten die einzigen Straßen. Ganze Nachbarschaften traten zusammen, bauten große Flachboote und schafften auf diesen ihre Ackerbauprodukte, besonders Mais und Weizen, nach New-Orleans, von wo dann die Bootsmannschaft zu Fuß nach Hause zurückkehrte.

Die Neuengland-Staaten indessen brachten, als nach dem Befreiungskriege ihre Bevölkerung rasch zunahm, ihren Bedarf an Getreide nicht mehr auf. Das drängte sie zur Industrie, deren Erzeugnisse sie dem Westen und namentlich dem Süden zusandten. So wurde Neuengland das Gebiet des erfindungsreichen Gewerbfleißes. Nicht daß gerade die Erfindungen hier gemacht wurden, aber die Amerikaner verstanden es, die Erfindungen Europa's praktisch auszugestalten und zu verwerthen. Weitaus die wichtigsten Erfindungen waren zunächst diejenigen, welche der Förderung des Verkehres zu statten kamen; denn sie dienten dazu, das weit zerstreute Volk der Vereinigten Staaten unter einander und mit den Vororten des öffentlichen Lebens zu verknüpfen.

Der Ausnutzung der natürlichen Wasserstraßen diente das Dampfschiff. Schon 1778 hatte Thomas Payne darauf hingewiesen, 1784 befuhr Jakob Ramsey mit einem durch Dampf getriebenen Schiff den Potomac, und bald darauf John Fitch mit einem andern den Delaware. Den ersten Raddampfer erbaute 1807 Robert Fulton. Man hielt ihn für einen Narren; und als das Schiff auf dem Hudson, einen Schauer von Funken auswerfend und mit dröhnendem Getöse seine Ruderschaufeln drehend, sich in Bewegung setzte, galt es für einen Höllenspuk. Aber schon die erste Probefahrt von New-York nach Albany bekehrte die Menge der Ungläubigen, so daß schon nach wenigen Jahren Dampfschiffe auf den amerikanischen Flüssen im allgemeinen Gebrauche waren und 1819 der Dampfer „Savannah" sogar die Fahrt von New-York nach Liverpool über den Ozean wagte. Zwanzig Jahre später wurde die erste Eisenbahn gebaut, von den Steinbrüchen nach den Werften von Quincy in Massachusetts; Pferde zogen noch die Wagen, jedoch 1829 schon wurden sie durch eine aus England eingeführte Lokomotive ersetzt: was für eine Zukunft sollte sich damit für die Vereinigten Staaten eröffnen!



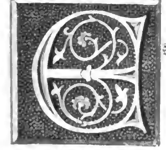
Der „Clermont", Fulton's erstes Dampfschiff.



Vierter Zeitraum.

Die Epoche der Heiligen Allianz.

(1815—1830.)



s ist ein Gedanke von großartiger Idealität, welcher der Heiligen Allianz zu Grunde lag: den nationalen Schwung der Befreiungsjahre zu einem friedlichen, geläuterten Wetteifer der Nation fortzubilden; aber er setzte die Fortdauer der patriotischen Spannung der Gemüther, welche der Zweck der Bewältigung des gemeinsamen Gegners hervorgerufen hatte, voraus. Statt dessen bewirkte die Erreichung des großen Zieles, wie es natürlich war, ein allmähliches Zurücksinken: nach der gewaltigen Anstrengung machte sich in den Völkern ein Verlangen nach Ruhe geltend, nach friedlicher Ausgestaltung des Gewonnenen.

Diese Abspannung der Völker allein erklärt den ungeheuren Erfolg der Politik Metternich's; denn das allgemeine Ruhebedürfniß war die Voraussetzung seiner Bestrebungen, welche sich auf die Zurückführung des alten fürstlichen Absolutismus richteten; er erkannte wohl, was sich jetzt die Völker Alles würden geduldig bieten lassen. Selbst wohlmeinende Fürsten hielten sein System jetzt für das richtige. Eine Zeit ausgeprägtester Reaktion begann; Metternich bemächtigte sich der Heiligen Allianz, um im Interesse der allgemeinen Ruhe jede Regung nationalen Lebens in den Völkern Europa's niederzuhalten. Durch ihn ist die Heilige Allianz in eine Polizeianstalt zur Unterdrückung der großen Ideen, welche die letzten Jahrzehnte und nicht zum wenigsten die Befreiungskriege emporgebracht hatten, in eine Versicherungsanstalt absolutistischen Fürstenregiments umgewandelt worden. In so klägliche Mißgestalt wurden die hochfliegenden, lauteren Gedanken Alexander's und Friedrich Wilhelm's gewandelt!

Freilich konnte eine Reaktion gegen den hohen Schwung der Befreiungsjahre nicht ausbleiben, denn jedes große Ereigniß setzt sich aus Aktion und Reaktion zusammen: aber in dem Ueberschuß jener über diese offenbart sich der Fortschritt der Geschichte.

Kongresse und Interventionen.

Allmählich schlossen sich diesem Sonderbunde der Fürsten gegen ihre Völker, wie natürlich, fast sämmtliche christliche Fürsten Europa's an. Allein innerhalb desselben nahmen die vier Großmächte eine besondere Stellung für sich in Anspruch: sie wollten die Wächter der internationalen Ruhe und Ordnung sein. Auf Grund des früheren Vertrages von Chaumont verpflichteten sie sich durch ein besonderes Abkommen, mit ihrer ganzen Macht für den Frieden

Europa's einzustehen und auf öfteren Kongressen die Maßregeln zu berathen, durch welche die Ruhe und Wohlfahrt aller Staaten zu sichern wäre: sie nahmen die Exekutive der Heiligen Allianz für sich in Anspruch. In Deutschland zuerst haben sie sie ausgeübt.

Burschenschaft und Wartburgfest. Mit einer schwungvollen, gut gemeinten Rede hatte Graf Buol-Schauenstein am 5. November 1816 als österreichischer Präsidialgesandter die Sitzungen des Deutschen Bundestages eröffnet. Sie machte einen guten Eindruck; die öffentliche Meinung begann einiges Vertrauen zu der Anfangs mit eisigem Mißbehagen aufgenommenen Bundeskonstitution zu fassen. Um so größer war der allgemeine Unwillen, als sich Schlag auf Schlag die klägliche Impotenz des Bundes offenbarte. Sofort nach Abschluß des Friedens überschwemmte England mit seinen Fabrikerzeugnissen alle deutschen Länder, jede innenländische Konkurrenz erdrückend: vergebens wandten sich die deutschen Fabrikanten um Schutz an den Bund, aber dieser ließ es ruhig geschehen, daß Tausende von deutschen Handelsfirmen, die den Krieg überstanden hatten, jetzt im Frieden zu Falle kamen und Noth und Elend in weite Kreise brachten. Die trostlosen Witterungsverhältnisse des Jahres 1816 und mehr noch des Jahres 1817 hatten eine völlige Mißernte zur Folge, welche weite Striche Deutschlands mit Hungersnoth bedrohte: der Bundestag war nicht im Stande, die Zollschranken zwischen den Einzelstaaten selbst für den Verkehr mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen fortzuräumen, um die Nation vor dem Hungertode zu retten. Mit größter Dreistigkeit entgegen den Bestimmungen des Wiener Kongresses sperrte Holland die Rheinmündungen für den freien Verkehr: der Bundestag vermochte keine Abhülfe zu schaffen. Die afrikanischen Korsaren überfielen deutsche Schiffe, plünderten sie und schleppten die Mannschaften in die Sklaverei: der Bundestag erklärte sich außer Stande zu helfen. Da wandten sich die Hansestädte an England, und England zusammen mit Holland bombardirte Algier und verschaffte allen Gefangenen die Freiheit wieder. Und höhnisch jubilirten zu dem Allen die Elsässer, daß sie bei Frankreich geblieben wären.

Demüthigung und Mißachtung, Ohnmacht und materielle Schädigung war das Ergebniß, das der Wiener Kongreß den Deutschen gebracht hatte, und dies nach dem gewaltigen, sieghaften Aufschwung der Befreiungskriege, die man jetzt allmählich anfing in Freiheitskriege umzunennen! Ein bitteres Gefühl von Scham und Unmuth begann in den Herzen der Deutschen sich festzusetzen, und bei der durch Artikel 18 der Bundesakte gewährten Preßfreiheit erstanden freisinnige Zeitungen in Menge — Görres' „Rheinischer Merkur", Oken's „Isis", Arndt's „Wächter", Luden's „Nemesis" u. a. — und führten den Deutschen mit Geist und warmer Beredsamkeit den Unterschied von Soll und Ist zu Gemüthe. Es war natürlich, daß der patriotische Unwille bei Niemand, man kann nicht sagen tiefer ging, aber rückhaltloser zu Tage trat, als bei den jungen Helden, die hinausgezogen waren, ihr Herzblut für die Befreiung des Vaterlandes einzusetzen, und die jetzt in die Hörsäle der Universitäten zurückgekehrt waren. Zu ernst für die alten pennalistischen Unsitten des akademischen Lebens, thaten sie sich im Gegensatze zu den die politische Zerrissenheit des deutschen Landes wiederspiegelnden Landsmannschaften in Burschenschaften zusammen, um das Ideal eines einigen starken Deutschlands zu pflegen und das akademische Leben selbst idealer zu gestalten. Die Farben der Lützower Jäger, in deren Reihen mehr als einer mitgestritten hatte, schwarz, roth und gold, wurden ihr Abzeichen. Leicht entzündlichen Herzens schloß sich der studentische Nachwuchs in Menge den Stimmführern an, so daß binnen Kurzem die demokratisch organisirten Burschenschaften eine Macht auf den Universitäten wurden, zumal in Breslau, in Königsberg, in Erlangen, am meisten in Jena, wo der treffliche Großherzog Karl August den neuen Geist augenfällig begünstigte.

Die Idee der Burschenschaften drängte naturgemäß zu einer Verschmelzung aller in eine einzige große Gemeinschaft. Sie wurde von Jahn's Turnplatze in Berlin aus angeregt, und zu dem Zwecke 1817 am Gedenktage des Leipziger Sieges, das Burschenschaftsfest auf der Wartburg ins Werk gesetzt. Am Abend des Festtages begab sich Alles, mit Fackeln in

der Hand, nach der benachbarten Höhe des Wartberges, wo nach der Sitte der letzten Jahre zum Gedächtnisse des Sieges das Oktoberfeuer angezündet werden sollte. Als es brannte, erhob sich Karl Maßmann, Student aus Jena, ein eifriger Turner, und hielt eine dröhnende, pathetische Rede im Stile des „Turnvater" Jahn, an deren Schlusse er 28 Bücher als „unsauber", Luther's Verbrennung der Bannbulle nachahmend, in die Flammen warf. Es waren darunter der Code Napoleon, Haller's Restauration der Staatswissenschaften, Kamptz's Codex der Gensdarmerie; freilich die Bücher selbst waren es nicht, Maßmann las nur die Titel vor und warf dann je ein Packet Makulatur, die er dazu aus Jena mitgebracht hatte, auf den brennenden Holzstoß; ja er kannte die Bücher größtentheils nicht einmal; man hatte ihm aus Jahn's Kreise in Berlin die Liste derselben zugeschickt; erst den nächsten Winter gab er daran, nachdem er sie verdammt hatte, sie nun auch zu lesen.



Das Auto da fé beim Wartburgfest (am 18. Oktober 1817). Zeichnung von Ludwig Burger.

Ein Anderer ließ dann zum Abschlusse der burschikosen Posse einen Korporalstock, einen Patentzopf und ein Schnürleib in die Flammen folgen. Aber am nächsten Tage kam der Ernst wieder zu seinem Rechte: die 600 Burschenschafter, die in Eisenach versammelt waren, gingen zum Gedächtniß der Reformation, deren dreihundertjähriger Gedenktag nahe war, mitsammt zum heiligen Abendmahl.

Der burschikose Uebermuth des Auto da Fés indeß, an dem die Burschenschaft als solche völlig unbetheiligt war, fand doch in weiten Kreisen strenge Verurtheilung: selbst Stein sah darin ein höchst strafbares Beginnen. Kotzebue vollends, in russischem Solde stehend, um über die öffentlichen Zustände Deutschlands an Kaiser Alexander Bericht zu erstatten, überschüttete in seinem reaktionären „Literarischen Wochenblatt" das ganze Wartburgfest mit geiferndem Hohne. Und als im folgenden Jahre der Kongreß zu Aachen zusammentrat,

überreichte der russische Staatsrath Stourdza, ein Bojar aus der Moldau, demselben eine Denkschrift, welche die deutschen Universitäten überhaupt als Brutstätten revolutionären Geistes darstellte. Die Fürsten waren in Aachen zusammengekommen, um Frankreich nach Abzahlung der Kontribution und Aufhebung der Okkupation in die Heilige Allianz aufzunehmen, womit sich am 15. November 1818 der Rath der fünf europäischen Großmächte konstituirte. Daß Stourdza von einer drohenden Revolution in Deutschland sprach, verfehlte doch seines Eindruckes nicht: die Großmächte verlangten von dem Großherzog von Weimar Zügelung der „Frechheit der Presse“. Luden gab infolge dessen die Nemesis auf, und Oken, der sich weigerte, die Isis eingehen zu lassen, wurde seiner Professur an der Universität entsetzt.

Die Karlsbader Beschlüsse. Man kann nicht sagen, daß nunmehr der Geist der Burschenschaft sich geändert hätte; aber die früheren Freiheitskämpfer beendeten zumeist im Laufe des Jahres 1818 ihre Studien: statt ihrer kamen andere Elemente empor. In der Wetterau und im Nassauischen hatte sich im Jahre 1814 ein Verein gebildet, welcher radikal republikanische Tendenzen verfolgte: als oberster Grundsatz galt, daß alle Menschen von Gott gleich berechtigt seien, und daß keine Obrigkeit als rechtmäßige anzusehen sei, welche die herrschende Ungleichheit schütze. Die Seele des Vereins war der Konrektor Weidig* in Butzbach. In Gießen bestand ein Verein von ähnlicher Richtung, dessen Führer die Brüder Adolf und Karl Follenius waren. Zwar lösten sich diese Vereine um ihrer Sicherheit willen in den nächsten Jahren auf, aber ihre Grundsätze behielten Anhänger, welche als „schwarze Brüder“ theils in Gießen um die Follenius gesammelt blieben, theils auf andere Universitäten sich zerstreuten. Schon auf dem Wartburgfeste wurde hier und da der geheimnißvolle Trinkspruch gehört: „den schwarzen Brüdern Herz und Hand, ein schwarzes Herz dem Vaterland!“ Die Burschenschaft galt ihnen als Werbeplatz. Noch hatte indeß der Gießener Geheimbund der Schwarzen nicht lange bestanden, als ihn der Apotheker Otto aus Wetzlar in Berlin denuncirte: allein man hielt die Sache dort für bedeutungslos.

Nun kam aber 1818 Karl Follenius nach Jena; die Zahl der schwarzen Brüder mehrte sich dort, und es gelang ihnen zu bewirken, daß fast alle Vorsteher- und Ausschußmännerstellen in der Burschenschaft mit Schwarzen besetzt wurden. Das gab ihnen großen Einfluß und förderte außerordentlich ihre Werbungen. Wol war die Sehnsucht nach Besserung der deutschen Zustände unter der Burschenschaft allgemein; allein bisher, solange sie sich um Professor Fries, den Philosophen sammelte, war ebenso allgemein die Ueberzeugung gewesen, daß die Besserung nie in ungesetzlicher, nie in gewaltthätiger Weise herbeigeführt werden dürfe. Das wurde jetzt anders: wer zu den schwarzen Brüdern trat, wurde gleichgiltig gegen die Mittel; die Entschiedensten derselben, die man die „Unbedingten“ nannte, erklärten den politischen Mord für zulässig, ja einige, die „Haarscharfen,“ hielten selbst gemeine Verbrechen, wie Meineid und Diebstahl für erlaubt; nur sollte festgehalten werden, daß man Niemand, so weit es nicht die Sicherheit der Ausführung bedinge, zum Mitwisser der geplanten That machen dürfe. Ein Aufruf wurde auf Weidig's Veranstaltung massenhaft verbreitet; er begann mit den Worten „Menschenmenge, ungeheure Menschenwüste“; Karl Follenius hatte ihn verfaßt als einen Weckruf an die Nation und als drohende Mahnung an die Fürsten.

Zu den Unbedingten unter den schwarzen Brüdern in Jena gehörte auch Karl Sand, ein junger Mensch von großem Fleiße bei geringem Talent. Er hatte als bayerischer Jäger den Feldzug des Jahres 1815 mitgemacht, jedoch dank Wrede's Vorsicht den Feind niemals zu sehen bekommen. Jetzt wollte er, berückt zugleich von Fanatismus und von Eitelkeit, sein Leben daran geben, um festzustellen, ob das deutsche Volk fähig wäre, einen politischen Mord gutzuheißen und zu benutzen. Er reiste nach Mannheim und erstach am 23. März 1819 den allgemein verachteten Kotzebue; dann kniete er auf der Straße nieder: „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!“ rief er aus und stach sich das Dolchmesser selbst in die Brust.

Die unselige That konnte nur unselige Folgen haben. Die größte Aufregung bemächtigte sich der Gemüther: sollte Stourdza, sollte der Denunciant Otto doch recht haben? Da machte



der Apothekerlehrling Löhning, durch Weidig'sche Ideen verwirrt, auf den nassauischen Staatsrath von Ibell in Schwalbach einen ähnlichen Mordanfall, und schien damit die schwärzesten Vermuthungen von einer demagogischen Verschwörung der deutschen Jugend zu bestätigen. Die Reaktion bekam damit in allen Staaten das Uebergewicht; Demagogenverfolgungen begannen gegen Alles, was liberal gesinnt war, in blinder Angst weit über das Ziel hinausschießend. Weder Sand, dessen Verwundung nicht tödlich gewesen war, noch Löhning gaben Mitwisser an, weil sie keine hatten: so wurde denn die ganze Burschenschaft als mitschuldig angesehen und allenthalben verboten. Zahllose Verhaftungen wurden vorgenommen, die preußischen Studenten aus Jena abgerufen, an der eben erst begründeten Universität Bonn wurden die liberalen Professoren Arndt und die beiden Welcker gefangen gesetzt, Schleiermacher mußte sein Ehrenwort geben, Berlin nicht zu verlassen, die Turnplätze wurden geschlossen und Jahn auf die Festung gebracht. Aber so ungeschickt wurde verfahren, daß die eigentlich Schuldigen entschlüpften: zwar Karl Follenius wurde in Haft gesetzt, aus der er indeß mit Bruch seines Ehrenwortes nach Frankreich entrann, aber Weidig blieb Jahre lang unangefochten. Bald freilich ergab sich die Unschuld derer, über die sich das Gewitter entladen hatte: sie wurden wieder in Freiheit gesetzt, aber die Burschenschaft war und blieb verboten.

Metternich war gewandt genug gewesen, die erste Rolle in diesen „Demagogenverfolgungen" Preußen zuzuschieben, das ja für einen liberal regierten Staat galt. Jetzt berief er im Einverständnisse mit Preußen die Vertreter der zehn größten deutschen Staaten nach Karlsbad, um der Reaktion dauernd den Sieg zu verschaffen. Vom 6. bis 31. August 1819 dauerten die Konferenzen, deren Ergebniß die Einsetzung einer Central-Untersuchungskommission für demagogische Umtriebe, die strenge Beaufsichtigung der Universitäten und Schulen, die Beschränkung des Artikel 18 und die Umdeutung des Artikel 13 der Bundesakte war. Artikel 18 gewährte Preßfreiheit: sie sollte fortan nur gelten für Bücher von mehr als 20 Bogen Stärke. Artikel 13 verkündigte die Einführung von Verfassungen in allen deutschen Bundesstaaten. Jetzt wollte man einen Zusammenhang zwischen den beiden Mordanfällen und dem Umstande finden, daß Nassau und Weimar die ersten Staaten gewesen waren, welche zur Einführung von Verfassungen geschritten wären: Nassau 1814, Weimar 1816. Eine Anzahl anderer Staaten des Südens waren gefolgt: Bayern und Baden 1818, Württemberg und Hessen-Darmstadt 1819. Man beschloß nunmehr, daß unter den Verfassungen des Artikel 13 nur landständische gemeint sein sollten, wo aber schon Repräsentativverfassungen eingeführt waren, die Regierungen bemüht sein sollten, die Rechte des Volkes in jeder Weise zu beschränken; denn das verderbliche Prinzip der Volkssouveränetät beförderе die Demagogie.

Auch Preußen hatte sich schon zur Einführung der Verfassung angeschickt, welche König Friedrich Wilhelm am 22. Mai 1815 seinem Volke versprochen. 1817 hatte der Staatsrath den Auftrag erhalten, den Entwurf einer Verfassung aufzustellen. Als aber 1819 die reaktionären Tendenzen in Preußen die Oberhand bekamen und die liberalen Minister Humboldt, Boyen und Beyme aus dem Ministerium schieden, blieb die Sache ruhen. Zwar versuchte sie Hardenberg noch einmal 1820 anzuregen, indem die preußische Staatsschuld unter die Garantie der zu berufenden Reichsstände gestellt wurde; allein, nachdem er 1822 gestorben war, wurden 1823 Provinzialstände mit nur berathender Stimme eingeführt, womit dem Artikel 13 der Bundesakte in seiner neuen Auslegung Genüge geschehen sein sollte.

Die Vollendung der Karlsbader Beschlüsse, welche der Bundestag mit größter Eilfertigkeit am 20. September 1819 annahm, bildeten die Konferenzen der Bevollmächtigten sämmtlicher deutschen Bundesstaaten in Wien. Am 8. Juni 1820 wurde ihr Ergebniß, die Wiener Schlußakte, von dem Bundestage angenommen. Zu einem unauflöslichen Vereine wurde darin der Deutsche Bund erklärt, welcher seinen Fürsten uneingeschränkteste Souveränetät gewährte: von einem Eingehen auf die nationalen Forderungen war nirgends

die Rede. Das deutsche Volk war unter die Aufsicht der Central-Untersuchungskommission gestellt: eine schwüle dumpfe Luft lagerte sich über Deutschland. Das war der Sieg der Metternichschen Politik.

Spanien und seine Kolonien. Aber die Heilige Allianz wollte den ganzen Erdtheil beherrschen. Wol war das deutsche Volk in den Block gelegt: jedoch jenseit der Pyrenäen hatte die Erhebung des Volkes den Sieg gewonnen.

Ferdinand VII. war nach dem Sturze Napoleon's sofort von Schloß Valençay in sein Reich zurückgekehrt; er sah die Restauration als ein Werk Gottes an, da er zu seiner Wiederherstellung nicht das Geringste beigetragen hatte, und gedachte die Regierung wieder so zu übernehmen, wie seine Väter sie vor ihm geführt hatten. Er begab sich daher nicht nach Madrid, wo der ganze Mittelstand es durchaus mit der Verfassung vom Jahre Zwölf hielt, sondern nach Valencia,und erklärte von hier aus am 4. Mai 1814 die sehr liberale Verfassung für abgeschafft und ließ mehrere Minister und eine große Anzahl freisinniger Deputirter verhaften. Unfähig wie er war, gerieth er bald völlig in die Hände der Camarilla, der reaktionären Höflinge, so daß sofort mit kurzsichtiger Gewaltthätigkeit die Reaktion über Spanien hereinbrach. Die Klöster und die Inquisition wurden wieder hergestellt, den Jesuiten, deren Orden Papst Pius durch die Bulle Sollicitudo omnium restituirt hatte, wurde das Land am 29. Mai 1815 wieder geöffnet, Steuerfreiheit dem Adel und der Geistlichkeit zurückgegeben; alle Beamten und Offiziere, welche unter König Joseph gedient hatten, wurden außer Landes gejagt, zumal wenn sie in dem Geruche liberaler Gesinnung standen. Natürlich wurde durch solcherlei Maßregeln die Verwirrung in der Verwaltung unglaublich; das Defizit betrug schon 1817 gegen 500 Millionen Realen (über 100 Millionen Mark); weder die Zinsen der Staatsschuld wurden bezahlt, noch erhielten die Beamten Gehalt oder das Heer Sold: man sah in zerlumpten Uniformen Offiziere auf der Straße betteln.

Militäraufstände brachen infolge dessen bald hier, bald dort aus; mit blutiger Strenge wurden sie unterdrückt, bis die allgemeine Erbitterung sich unüberwindlich zeigte. Die Regierung suchte sich der Unzufriedenen dadurch zu entledigen, daß sie dieselben in den Kampf gegen die rebellischen Kolonien in Amerika schickte. Aber der Oberstleutnant Rafael Riego riß sein Regiment, welches sich in Cadix nach Amerika einschiffen sollte, mit sich fort und erhob die Fahne der Empörung. Da stand auch Galicien gegen den König auf, Navarra erhob sich und in Aragonien und Katalonien zeigte sich bedrohliche Gährung. O'Donnell, Graf von Abispal, sollte gegen die Rebellen zu Felde ziehen, aber er proklamirte die Konstitution vom Jahre Zwölf und ging auf Madrid los. Da gab Ferdinand allen Widerstand auf, nahm am 7. März 1820 die Verfassung vom Jahre Zwölf an, berief ein liberales Ministerium und leistete den Eid auf die Konstitution. Die Cortes wurden berufen. Ihre erste Sorge mußte sein, die Soldaten zu bezahlen, von denen die Infanterie 12, die Kavallerie 7 Millionen Mark zu fordern hatte. Die Klostergüter wurden daher eingezogen, um veräußert zu werden. Wer aber sollte sie kaufen? Wer hatte Geld dazu? Es waren französische Kapitalisten, welche die Gelegenheit wahrnahmen, ihr Geld mit ungeheurem Vortheil in Spanien anzulegen: dadurch wurde das liberale Ministerium lebensfähig und vermochte sich, wenn auch nur mit Mühe, gegen die priesterlich-reaktionäre Partei und deren Glaubensscharen wie gegen die extrem demokratische Partei der Exaltados fürs Erste zu behaupten.

Die Schwäche der spanischen Regierung erleichterte den um ihre Befreiung von der spanischen Herrschaft ringenden Kolonien in Amerika sehr wesentlich den Kampf gegen ihre alten Herren. Sie hatten Beschwerden die Fülle. Spaniens Regierung war auf die möglichste Ausbeutung der Kolonien berechnet: sie durften ihre Erzeugnisse nur an Spanien verkaufen, ihre Bedürfnisse nur von Spanien einkaufen. Anlage von Fabriken, Weinbau, in den Bergwerksdistrikten selbst der Ackerbau war verboten. Nur geborenen Spaniern waren die Staatsämter und die höheren Würden der Kirche zugänglich. Dennoch wollten die Kolonien von der aufgeklärten Regierung König Joseph Napoleon's nichts wissen: sie verjagten allenthalben

die Statthalter Joseph's und errichteten Junten, welche im Namen König Ferdinand's handelten. Da nun aber die Cortes in Cadix ihnen Gleichberechtigung mit den Spaniern versagten, so brach die Unzufriedenheit offen zu Tage: die meisten Kolonien erklärten sich für unabhängig von der Regierung der Cortes. Wol hätte König Ferdinand durch billige Rücksichtnahme sie gewinnen können, aber er wollte mit Gewalt sie beugen: sie setzten der Gewalt Gewalt entgegen und der Kampf endigte mit dem Untergange der spanischen Herrschaft auf dem Festlande Amerika's. Das Weltreich Kaiser Karl's V. zu zertrümmern, war eben der Unfähigkeit der Bourbons vorbehalten.

Gleichzeitig in Nord und Süd begann die Erhebung. Am 5. Juli 1811 proklamirte Venezuela seine Unabhängigkeit, gleich danach Neugranada; beide vereinigten sich, nachdem Simon Bolivar, 1783 zu Caracas geboren, die Spanier abgewehrt hatte, zu der Republik Columbia. Von hier aus kam Bolivar dem bedrängten Peru, das sich mit Hülfe Chile's 1821 befreit hatte, zu Hülfe und machte der Herrschaft der Spanier durch den Sieg bei Ayacucho am 9. Dezember 1824 ein Ende. Oberperu löste sich von der jungen Republik und konstituirte sich 1825 als ein selbstständiger Staat Bolivar (später Bolivia). Ecuador jedoch errang erst 1830 die Freiheit.



Simon Bolivar.

In Buenos Ayres war der Aufstand schon 1810 ausgebrochen: 1816 bildete sich die Argentinische Republik. Paraguay erhob sich 1811 und behauptete sich unter Jose Francia, der seit 1814 mit wohlthätiger Strenge das Land regierte. Uruguay errang zwar 1814 die Freiheit, gerieth aber 1821 unter die Herrschaft Brasiliens, aus der es erst 1828 sich löste.

Chile hatte sich 1812 für unabhängig erklärt, war jedoch schon nach zwei Jahren wieder von Spanien unterworfen worden. Da führte General San Martin von Buenos Ayres ein Heer ausgewanderter Chilenen über die Kordilleren, schlug die Spanier am 5. April 1818 bei Maypu und gab damit Chile die Freiheit zurück, das nun seinerseits wieder Peru ein Helfer werden konnte.

Auch in Mittelamerika brach die spanische Herrschaft jäh zusammen. Guatemala zuerst erkämpfte sich 1821 die Freiheit, und am 1. Juli 1823 schlossen sich die Staaten Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costa Rica zu der „Republik der vereinigten Staaten von Mittelamerika" zusammen. Schwieriger errang Mexiko die Unabhängigkeit. Mit 80,000 Indianern zog der Priester Hidalgo in den Kampf: aber er erlag. Auch der Aufstandsversuch des Priesters Morelos mißlang 1815. Erst als Don Iturbide, ein Abkömmling des alten aztekischen Kazikengeschlechtes, an die Spitze der Bewegung trat, gelangte Mexiko zur Unabhängigkeit: 1822 bestieg Iturbide als Augustin I. den Kaiserthron seiner Ahnen. Allein schon im folgenden Jahre wurde er zur Abdankung gezwungen, und Mexiko verwandelte sich in einen Bundesstaat souveräner Republiken nach dem Muster des nordamerikanischen. Den Versuch, auf seinen Thron zurückzukehren, büßte Iturbide mit dem Leben.

Des Handels mit den neu erstandenen Republiken Amerika's bemächtigte sich sofort England; so wurde das Interesse Englands ihnen ein Schutz gegen das drohende Mutterland.

Vor der Tyrannei Spaniens waren sie damit freilich gesichert, aber doch nur um der Herrschaft eines viel furchtbareren Tyrannen zu verfallen, der wilden Despotie der Unordnung und des Bürgerkrieges.

Portugal und Brasilien. Das Gelingen der spanischen Revolution rief sofort auch in den Nachbarlanden eine Erhebung gegen die Regierung hervor: am 24. August 1820 brach in Oporto ein Aufstand aus; Lissabon schloß sich der Bewegung an, eine Verfassung nach dem Muster der spanischen vom Jahre Zwölf wurde entworfen und eine Regentschaft eingesetzt. Denn immer noch weilte Johann, seit dem Tode seiner Mutter 1816 als König, jenseit des Ozeans in Brasilien, wohin er 1807 vor den Franzosen sich geflüchtet hatte. Die Regierung des Stammlandes war während der Zeit dem Engländer Beresford und dem Patriarchen von Lissabon überlassen gewesen.

Durch die lange Anwesenheit des Königs war Brasilien zu hohem Flor und zu ausgeprägtem Selbstgefühle gelangt. Die Brasilianer verlangten nun von dem Könige, als die Kunde von der erfolgreichen Bewegung in dem Mutterlande zu ihnen gelangte, ebenfalls die Verleihung einer freisinnigen Verfassung und die Gewährung voller Gleichberechtigung mit Portugal. Der König war dazu bereit: er ernannte seinen ältesten Sohn Dom Pedro zum Regenten von Brasilien und schiffte sich selbst nach Europa ein. Allein die portugiesischen Cortes genehmigten die konstitutionellen Einrichtungen Johann's für Brasilien nicht; sie wollten Brasilien in kolonialer Abhängigkeit erhalten. Da erhob sich der Süden Brasiliens, proklamirte 1822 die Unabhängigkeit des Landes von Portugal und drohte, sich zur Republik zu erklären, wenn der Prinzregent nicht die Kaiserkrone annehme: er willigte ein und ward am 12. Oktober 1822 als konstitutioneller Kaiser von Brasilien verkündet, womit denn, nachdem der Norden zum Anschlusse gezwungen war, ebenso die Unabhängigkeit des Landes wie die Trennung von Portugal zum Ausdruck gebracht war.

Unterdessen beschwor König Johann am 1. Oktober 1822 die neue Verfassung von Portugal trotz der großen Beschränkungen, die sie ihm auferlegte. Seine Gemahlin indeß, die Schwester Ferdinand's VII. von Spanien, verweigerte den Eid. Um ihres zügellosen Lebens willen hatte der König sich schon in Brasilien von ihr getrennt; jetzt wies er ihr in Lissabon den Palast Queluz an. Der Hof der Königin Carlotta wurde nun der Mittelpunkt aller Gegner der Konstitution wie des konstitutionellen Königs. Der Plan der intriguanten Königin war, ihrem zweiten Sohn Dom Miguel den portugiesischen Thron zuzuwenden. Indeß so lange der König lebte, scheiterten die Anschläge; aber er starb am 10. März 1826. Dom Pedro trat jetzt die ihm zufallende portugiesische Krone an seine junge Tochter Maria da Gloria ab, verlobte die Siebenjährige mit seinem Bruder Dom Miguel und ernannte diesen, der von dem Vater nach Wien verbannt war, zum Regenten von Portugal. Kaum aber hatte Miguel den heimischen Boden wieder betreten, so ließ er sich zum absoluten König ausrufen, unbekümmert darum, daß er in Wien schon den Eid auf die Verfassung Portugals geleistet hatte. Allein Graf Villaflor und Saldanha, die Führer der Liberalen, ergriffen, von 10,000 Engländern auf Befehl Canning's unterstützt, die Waffen und trieben die Anhänger Dom Miguel's über die spanische Grenze zum Lande hinaus. Dom Miguel schwur jetzt der jungen Königin Maria da Gloria Treue und wiederholte den Eid auf die Verfassung. Sobald jedoch die englischen Truppen sich wieder eingeschifft hatten, ließ er sich 1828 von Neuem zum absoluten Könige ausrufen, vertrieb die Liberalen, hob die Verfassung auf und behauptete sich durch Konfiskationen und Hinrichtungen, zügellos jetzt nach verwahrloster Jugend seinen wüsten Leidenschaften sich überlassend, ebenso hinterlistig wie gewaltthätig und roh. Der Anstoß, welchen die spanische Revolution gegeben, war völlig ausgetilgt.

Die Erhebung Italiens. Auch auf Italien konnte bei der Mannichfaltigkeit der Beziehungen der Rückschlag der spanischen Revolution nicht ausbleiben: geradezu explosiv wirkte hier die Kunde von ihrem Siege; so unterminirt waren schon alle Verhältnisse.

Mit Hast hatten die zurückgekehrten Herrscher daran gearbeitet, die Institutionen der französischen Zeit, Gleichheit der Stände vor dem Gesetze, Freiheit des Kultus, der Gewerbe, des Eigenthums, wieder zu beseitigen. Eine gewaltthätige Kontrerevolution hatte der Wiener Kongreß über Italien gebracht. Die politische Zerrissenheit wurde schwer empfunden, nachdem Joachim Murat die Italiener zum Kampfe für die Einheit und Freiheit Italiens aufgerufen hatte. Aber vor der hereinbrechenden Reaktion zog sich das Sehnen, der Schmerz, die Erbitterung in das Dunkel geheimer Genossenschaften zurück.

In Südfrankreich hatte sich eine Abart der Freimaurer gebildet, die gegen die Kirche, äußerst liberal, gerichtet war. Sie nannten sich Charbonniers und breiteten sich schon unter Napoleon, zum Theil unter dem Schutze der Freimaurer, über Italien aus, nicht blos mit antikirchlichen, sondern auch mit antimonarchischen Tendenzen. Aber nur stufenweis und vorsichtig enthüllten die Carbonari das Ziel ihrer Bestrebungen: erst wer in den vierten Ordensgrad aufgenommen war, übernahm den Kampf gegen die Monarchie, und erst der fünfte und höchste Grad führte zu der Erkenntniß, daß jeder Mensch sein eigener König und Bischof sei. Schwarz, rosa, himmelblau waren die Ordensfarben.

Murat's Gedanken gingen ihnen lange nicht weit genug; den reaktionären Bestrebungen vollends stellten sie sich, an Zahl jetzt außerordentlich wachsend, mit erbitterter Feindseligkeit entgegen. Sowol im Bürgerstande wie unter den Offizieren aller Grade zählten ihre Anhänger nach Tausenden. Oesterreich sah in ihnen eine ernste Bedrohung seiner Herrschaft in Italien und begegnete ihnen mit großer Vorsicht. Nicht so Ferdinand von Neapel, der nach seiner Rückkehr auf den Thron Murat's die Verfassung, welche er Sizilien gegeben, ohne Weiteres aufgehoben und sich als den absoluten König beider Sizilien proklamirt hatte. Es bedurfte fürwahr in Italien nur eines geringen Anstoßes, um die gewaltige Spannung der Gemüther zum Ausbruche zu bringen.

Da kam die Nachricht von dem Siege der spanischen Revolution. In Salerno gaben einige Carbonari ihre Freude darüber kund: sie sollten verhaftet werden, aber es gelang ihnen nach Nola zu entkommen, wo sie Schutz bei den carbonaristischen Offizieren der Besatzung suchten. Eine Bewegung entstand in Nola, und der Leutnant Morelli setzte sich mit 130 Mann in Marsch nach Neapel. Lawinenartig aber wuchs der Zug unterwegs; andere Truppen, Milizen, mißvergnügte Beamte schlossen sich in Scharen an. König Ferdinand gab dem Generalmajor Wilhelm Pepe den Befehl die Rebellion zu dämpfen; aber dieser trat an die Spitze der Aufständischen und führte gegen die Hauptstadt den aufgeregten Zug, welcher die spanische Verfassung vom Jahre Zwölf zwar nicht kannte, aber doch stürmisch verlangte. Nach einigem Zögern gab der König nach: am 9. Juli 1820 zog Pepe feierlich in Neapel ein, auf dem Balkon des Schlosses erschien der Kronprinz mit den Carbonarifarben geschmückt, und am 13. Juli schon leistete der König den Eid auf die neue Verfassung.

Die Nachricht von diesen Vorgängen rief auch in Sizilien sofort die Erhebung hervor: die Insel wollte der Verbindung mit Neapel wieder ledig werden; aber General Coletta, mit Truppen dorthin gesandt, bewahrte mit Strenge die Vereinigung.

Die revolutionäre Bewegung pflanzte sich von Neapel rasch über das mittlere und das nördliche Italien fort; die höchsten Wellen schlug sie in Sardinien. Einige hundert Verschworene bemächtigten sich hier der Citadelle von Alessandria und bedrohten Turin. Da entschied sich König Victor Emanuel für die Volkserhebung und nahm die spanische Verfassung an. So stark war hier die Hoffnung, jetzt zur Einheit Italiens zu gelangen, daß die Truppen auf ihre Fahnen setzten: „Königreich Italien". Damit war aber auch die österreichische Herrschaft in der Lombardei und Venedig auf das Offenste bedroht: Graf Bubna ließ die liberalen Schriftsteller, wie Silvio Pellico, verhaften und kündigte den Carbonari den Tod an, wenn sie sich rührten.

Die Kongresse zu Troppau und Laibach. Sollte die Heilige Allianz es dulden, daß wie in Spanien so nun auch in Italien ihre Grundsätze vernichtet wurden? Am 20. Oktober

1820 erschien auf Einladung Oesterreichs Kaiser Alexander in Troppau, am 7. November folgte ihm König Friedrich Wilhelm. Die Revolution in Italien berührte unmittelbar das Interesse Oesterreichs; Metternich verlangte daher die unverzügliche bewaffnete Intervention der Heiligen Allianz. Friedrich Wilhelm, der sich seit dem Sommer 1819 ganz in die Gefolgschaft Oesterreichs begeben, war dafür; allein Alexander setzte sich den Wünschen Metternich's mit Entschiedenheit entgegen. Er hatte seinem Königreich Polen eine sehr liberale Verfassung gegeben und wollte zur Unterdrückung des in Südeuropa obsiegenden Liberalismus nicht die Hand bieten. Auf seiner Seite standen England und Frankreich. Da brach in St. Petersburg eine Soldatenmeuterei aus; er sah darin ein Symptom, daß auch in Rußland schon die Revolution Eingang gefunden, und trat jetzt auf die Seite Metternich's. Die drei Ostmächte kamen überein, gemeinsam „die tyrannische Macht der Rebellion und des Lasters“ zu unterdrücken. Erfolglos protestirten die Gesandten Englands und Frankreichs gegen die Intervention: sie war beschlossen. Aber wie, wenn König Ferdinand selbst dagegen war?

Aus Rücksicht auf ihn wurde der Kongreß nach Laibach in Krain verlegt, und dort im Januar 1821 die Verhandlungen wieder eröffnet. König Ferdinand hatte, bevor er dorthin reiste, seinem Parlamente versprechen müssen, bei den beiden Kaisern, die allein von den Fürsten anwesend waren, für die Aufrechterhaltung der von ihm beschworenen Konstitution zu wirken. Allein er willigte auf das Verlangen der beiden Kaiser ohne Weiteres in die Abschaffung der neapolitanischen Verfassung. Oesterreich übernahm es, mit Waffengewalt den früheren Zustand wieder herzustellen, und Alexander erklärte sich bereit, es dabei, wenn es nöthig wäre, mit 100,000 Mann zu unterstützen.

43,000 Oesterreicher rückten unter General Frimont gegen Neapel heran. Pepe hatte ihnen nicht mehr als 12,000 Mann entgegen zu stellen, denen ein kleines Reservecorps unter Carascosa am Volturno zum Rückhalt diente. Allein vor dem Ansturm des Corps Wallmoden's zerstoben am 7. März 1821 bei Rieti sofort die Neapolitaner, worauf sich auch das Reservecorps auflöste. Frimont besetzte Neapel: unter den Beifallsrufen der Lazzaroni hielt König Ferdinand seinen Einzug in seine Hauptstadt und brachte der Jungfrau Weihgeschenke für die glückliche Beseitigung der Verfassung dar.

Damit war auch Sardiniens Schicksal entschieden. Victor Emanuel legte die Krone nieder, um seinem Eide treu zu bleiben; sein Nachfolger Karl Felix aber lehnte jede Anerkennung des Geschehenen ab und begab sich selbst in das Hauptquartier der Oesterreicher. Die Carbonari bestellten Santarosa zum Diktator, aber er wurde am 10. April 1821 geschlagen, und 12,000 Oesterreicher besetzten das Land, in welchem jetzt mit Strenge Karl Felix den früheren Zustand wieder herstellte.

Ein deutscher Burschenschafter, Adolf von Sprewitz, hatte sich aufgemacht, um den Sardiniern zu helfen. Er kam zu spät. Nach Deutschland zurückgekehrt, stiftete er den „Bund der Jungen“ für die Errichtung eines einigen freien Deutschland. Deutschland und Italien, meinte er, müsse die Hand sich reichen; wie es, freilich fast ein halbes Jahrhundert später, zu dem großen Zwecke geschehen ist.

Der Kongreß zu Verona. „Man braucht ja nur auf diese Revolution zu blasen“, sagte Metternich, durch die rasche Niederwerfung der Erhebung Italiens höchlich befriedigt. So leicht, dachte er, würde es auch in Spanien gehen.

Es wurde daher in Laibach ein Kongreß der Heiligen Allianz für das nächste Jahr in Aussicht genommen, welcher die Lage der Dinge in Spanien in Erwägung nehmen sollte. Denn dort war die Regierung in die Hände der Exaltados, der extremen Fortschrittspartei, unter Riego gelangt, was dann zur Folge gehabt, daß die Gegner in der Festung Seo de Urgel eine reaktionäre Regentschaft bildeten, welche das Volk zum Kampfe gegen die Exaltados und die Verfassung vom Jahre Zwölf aufrief. Sie rechneten dabei auf Adel, Geistlichkeit und Landbevölkerung, da nur der gebildete Bürgerstand der Städte fest zur Verfassung stand. Ein Bürgerkrieg schien unausweichlich.

Ein solcher aber mußte die Interessen Frankreichs auf das Empfindlichste treffen; denn die ungeheuren Summen standen auf dem Spiele, welche die französischen Kapitalisten im spanischen Besitze angelegt hatten. Eine lebhafte Bewegung gab sich in Frankreich kund, welche ein Einschreiten Frankreichs zur Sicherung der Ruhe in Spanien verlangte; selbst die Kammer war dafür. Die Royalisten waren seit 1821 im vollkommenen Uebergewicht und drängten die Regierung grundsätzlich zur Intervention in Spanien, und diese gab der Bewegung nach.



Friedrich Wilhelm III. in Berathung mit Hardenberg und Metternich.
Zeichnung von Ludwig Burger.

Im Oktober 1822 trat in Verona die Heilige Allianz zusammen; in Person erschienen die Souveräne der drei östlichen Großmächte und die Fürsten Italiens, England war durch den strengkonservativen Herzog von Wellington vertreten. Auch von der Regentschaft in Seo de Urgel langten Gesandte an. Die französischen Bevollmächtigten, der Marquis Montmorency und der Vicomte Chateaubriand, legten dem Kongresse die Frage vor, ob, wenn Frankreich mit Spanien bräche, die übrigen Höfe das Nämliche thun würden, und ob Frankreich im Falle der Noth auf thätigen Beistand rechnen könne. Am 17. November gaben die Großmächte ihre Antwort: Wellington sprach sich der Instruktion entsprechend, welche ihm Canning ertheilt hatte, gegen die Intervention aus, obgleich er persönlich entgegengesetzter Meinung war, Preußen und Oesterreich waren bereit, Frankreich jede moralische Unterstützung

zu Theil werden zu lassen, Rußland aber versprach, ohne Einschränkung und Bedingung auch materielle Hülfe zu gewähren.

Darauf bewilligte die französische Volksvertretung 100 Mill. Francs für die Intervention und ein französisches Heer sammelte sich bei Bayonne und Perpignan. Die Gemäßigten in Spanien riethen jetzt einzulenken, allein der Minister San Miguel, ein Exaltado, protestirte gegen jede Einmischung einer fremden Macht. Da überschritt denn der Herzog von Angoulême an der Spitze der französischen Truppen am 7. April 1823 die Bidassoa, worauf am 23. April Ferdinand an Frankreich den Krieg erklärte. Allein an ernstliche Gegenwehr dachten weder Minister noch Cortes; sie nahmen den König mit sich und flüchteten sich nach Sevilla und weiter nach Cadix. Angoulême hielt am 24. Mai seinen Einzug in Madrid; dann folgte er dem Könige nach dem Süden, ohne Mühe den geringen Widerstand, den er hier und da fand, überwindend. Vor Cadix richteten sich die französischen Angriffe zunächst gegen die Halbinsel Trocadero, deren Fort durch starke Außenwerke geschützt war. Aus fünf gedeckten Batterien eröffneten sie aus einer Entfernung von 60 Schritt ihr Feuer; dann durchschritten sie in der Nacht den breiten Meeresarm, welcher die Halbinsel deckte. Das Wasser reichte den Grenadieren der Sturmkolonnen bis an die Brust; die Patronen wurden naß: mit dem Bajonnete gingen sie auf die Feinde los, von den überraschten Schildwachen nicht einmal angerufen. Rasch waren die Außenschanzen erstürmt; wenige Stunden später fiel auch das Fort. Nunmehr besetzten die Franzosen Isla de Leon und drohten Cadix zu bombardiren: da gaben die Cortes den König frei, und am 1. Oktober erschien Ferdinand im Hauptquartiere Angoulême's in Puerto Santa Maria. Sofort erklärte er von hier aus die Verfassung für aufgehoben und widerrief alle Maßregeln, welche er seit dem 7. März 1820 getroffen hatte. In lodernder Rachbegier warf sich Ferdinand jetzt auf die Liberalen. Angoulême und die Gesandten der Heiligen Allianz verlangten Amnestie: Ferdinand antwortete mit Hinrichtungen: auch der verwegene Riego entging seinem Hasse nicht. Er wollte sich flüchten; ein Einsiedler verrieth ihn den Bauern, die ihn gefesselt nach Madrid schleppten. Die Franzosen nahmen ihn als ihren Kriegsgefangenen in Anspruch, lieferten ihn aber dann an König Ferdinand aus, der den tapferen Mann ohne Weiteres als Majestätsverbrecher aufhängen ließ. Zahllos war die Menge der Opfer; Hunderte verließen flüchtig ihr Vaterland. So richtete sich unter dem Schutze französischer Bajonnete der Absolutismus in Spanien wieder auf.



Erstürmung des Trocadero. Nach Paul Delort.



Athen mit dem Trümmerfeld der Akropolis.

Die Befreiung Griechenlands.

Noch war die Heilige Allianz wirksam, aber ihre Einigkeit bestand längst nicht mehr. Gerade in der Bekämpfung der Revolutionen zeigte sich der Zwiespalt. England, nicht gesonnen, das weite Handelsgebiet, welches sich ihm in den alten spanischen Kolonien in Süd- und Mittelamerika erschlossen hatte, wieder aufzugeben, entschloß sich, die jungen Republiken in Amerika anzuerkennen: es gab die bündige Erklärung ab, daß es hier keine Intervention einer fremden Macht dulden würde. Es trat damit, wenngleich aus völlig verschiedenen Gründen, auf denselben Standpunkt, welchen die Vereinigten Staaten in der Monroe-Doktrin als den ihrigen proklamirten. Und die Heilige Allianz ließ es geschehen.

Aber sie selbst auch fiel von ihren großen Grundsätzen ab. In dem Geiste christlicher Brüderlichkeit Religion, Frieden und Gerechtigkeit zu schützen, bezeichnete der erste Artikel ihrer Stiftungsurkunde als ihre Aufgabe. Nun erschienen, um Hülfe flehend, Abgesandte des um Religion und Freiheit kämpfenden Griechenvolkes auf dem Kongresse in Verona: die Heilige Allianz wies sie aus Verona fort; nur Rebellen gegen die Herrschaft des Sultans sah sie in ihnen. Sie entsagte der christlichen Brüderlichkeit den Glaubensgenossen gegenüber und bekannte sich als Polizeianstalt im Dienste der Legitimität: konnte sie offener ihren moralischen Bankrott erklären?

Die Erhebung der Griechen. Daß Europa gegen Napoleon aufstand, konnte nicht ohne Einwirkung auf die Lage seines Bundesgenossen, des türkischen Sultans, bleiben; denn damit verlor der Sultan seinen wirksamsten politischen Rückhalt. Wie konnte er aber eines solchen bei der Unsicherheit der inneren Verhältnisse entrathen? Die türkische Herrschaft in Europa war ein Säbelregiment; neun Zehntel der Bewohner der Türkei waren Christen, im Norden des Balkan von slavischer, im Süden des Gebirges meist von griechischer Nationalität, über welche die wenig zahlreiche Minorität der türkischen Eroberer die Herrschaft übte. Zwar der Sultan war ihnen ein milder Gebieter, er begnügte sich meist mit der Erhebung einer mäßigen Geldabgabe, aber die Paschas und Spahis drückten mit brutaler Gewaltthätigkeit auf die verachtete Rajah, die unterworfene „Herde“ der Christen. Es war die Gemeinsamkeit des religiösen Bekenntnisses, welche in den unterworfenen Völkern ein Gefühl der Zusammengehörigkeit rege erhielt, und dies war auch das Band, durch welches

sie sich mit dem mächtigen Zarenreiche verbunden fühlten: in dem rechtgläubigen Zaren sahen sie ihren idealen Protektor. Es gab ihnen selbst ein erhöhtes Selbstbewußtsein, als sie durch die Niederwerfung Napoleon's den Zaren zum mächtigsten Fürsten Europa's aufsteigen sahen: ein Gefühl, das für diese einfachen Leute, welche auf ihren weit zerstreuten Dörfern fern außerhalb der europäischen Kultur lebten, etwas zugleich Demüthigendes und Anstachelndes hatte; der Haß gegen ihre ungläubigen Herren verschärfte sich zusehends.

Zugleich offenbarte sich immer handgreiflicher die Schwäche der türkischen Herrschaft. Seit dem Waffenstillstande von Karlowitz war der Sultan immer mehr in Abhängigkeit gerathen, einerseits von den Janitscharen, die sich zu einer völligen Kriegerkaste ausgebildet hatten, andererseits von der Geistlichkeit, deren Haupt der Scheikh ül Islam war. Darin lag nicht zum wenigsten der Grund, daß er außer Kraft gewesen war, die entfernteren Glieder seines Reiches in straffer Abhängigkeit zu erhalten: Mehemed Ali hatte mit Beseitigung des Mamlukenwesens in Aegypten sich fast selbständig gemacht, und Serbien hatte der tapfere Milosch von seinen türkischen Bedrängern befreit.

Auch bei den Griechen wurde je länger je mehr das Verlangen nach Unabhängigkeit rege. Während der napoleonischen Zeiten in lebhafteren Verkehr mit dem Abendlande gelangt, hörten sie von den bei ihnen fast vergessenen Heldenthaten der alten Griechen, in denen sie in verzeihlichem Irrthum kurzweg ihre Ahnen sahen. Mit Begeisterung mahnten des Dichters Rhigas Verse sie, sich „als würdige Enkel“ zu zeigen. In Odessa entstand die Hetärie, welche sich, den Carbonari ähnlich, die Befreiung des Vaterlandes zum Ziele setzte. Dieser Geheimbund verbreitete sich rasch; in Konstantinopel unter den Phanarioten, den Bewohnern des Griechenquartiers, wie in Athen und anderen Städten fand er zahlreiche Anhänger; an der Spitze des ganzen Bundes stand als Großmeister der Fürst Alexander Ypsilanti, General in russischen Diensten. Zu dem griechischen Landvolke indessen waren die Ideen der Hetärie, deren Stärke die wohlhabenden griechischen Handelsleute der Städte und Inseln waren, kaum gedrungen; es lebte als Armatolen in den nördlichen Gebirgen frei gegen eine geringe Geldabgabe an den Pascha, und im Süden, zumal in der Maina, wurde von den Primaten der kleinen Stammesgenossenschaften selbst diese nicht erhoben. An Räubern, Klephten, fehlte es überdieß nicht in dem gebirgigen Lande, die in steter Fehde mit den Türken lebten. Allen war eine große Vertrautheit mit den Waffen gemein und ein ausgeprägtes Bewußtsein ihres Christenthums. Ein Volk, ebenso tapfer wie grausam, trotzig, des Gehorsams ungewohnt, in Wahrheit von den Türken nie völlig unterworfen.

Freilich hatte sich Ali Pascha, zu dessen Paschalik Janina der größte Theil von Griechenland gehörte, seit einem Menschenalter alle Mühe gegeben, den unbändigen Sinn der griechischen Primaten zu beugen; sie erwiederten seine drückend empfundene Strenge durch ingrimmigen Haß. 1820 nun däuchte Ali sich stark genug, um nach dem Vorgange Mehemed Ali's eine selbständige Stellung sich zu erringen. Allein Sultan Mahmud II. schickte, was er an Truppen verfügbar hatte, unter Churschid Pascha gegen ihn.

Das schien der Hetärie der rechte Augenblick zu sein, den längst geplanten Aufstand gegen die türkische Herrschaft zu beginnen; die Unterstützung des russischen Zaren hielt sie für selbstverständlich. Gleichzeitig sollten die Hetäristen an der russischen Grenze und die Phanarioten losbrechen und die Primaten in Griechenland sich erheben. Am 7. März 1821 erschien Ypsilanti in Jassy und rief alle Griechen und Griechenfreunde zu den Waffen. Einige Tausend sammelten sich um ihn, als deren Kern er die 800 Mann starke „heilige Schar“ organisirte. Aber die russische Hülfe blieb aus. Dadurch entmuthigt begab er sich nach Bukarest und erlag nach kurzem Kampfe den Türken bei dem Kloster Dragetschan am 19. Juni 1821; von der heiligen Schar entging kaum Einer dem Untergange; Ypsilanti aber entrann nach Siebenbürgen, wo ihn Metternich festnehmen und auf die kleine Felsenfeste Munkacs in Ungarn in Haft setzen ließ.

Viel schrecklicher erging es den Phanarioten. Der englische Gesandte verrieth den Erhebungsplan dem Sultan. Mahmud ließ auf der Stelle — es war am Ostermontage — den

ehrwürdigen Patriarchen Gregorios am Portal seiner Kirche aufhängen und drei Erzbischöfe und acht Priester hinrichten. Zu wilder Wuth entflammt, stürzte sich der mohammedanische und jüdische Pöbel auf die Leichen der Ermordeten, schleifte sie durch die Stadt und warf sie ins Meer. Zahllose Christen fanden durch die Pöbelrotten ihren Tod, christliche Kirchen wurden entweiht, christliche Häuser geplündert und in Brand gesteckt.

Dagegen hatte die Erhebung der Primaten Erfolg. Ali Pascha rief sie in seiner Bedrängniß zur Hülfe herbei. Am 6. April stand Morea unter Waffen. Der greise Peter Mauromichalis sammelte die Bewohner der Maina, des alten Spartanerlandes, Kolokotronis die Arkader; in Patras erhob sich der Bischof Germanos, in Livadien Odysseus und der Fürst Maurokordatos; 176 Schiffe brachten die Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara auf zur Sicherstellung des Meeres. Rasch fielen die meisten festen Plätze der Türken in ihre Hand, im Oktober auch der Hauptort Tripolitza, dessen ganze Besatzung, 8000 Mann, sie niederhieben. Auch in Athen brach der Aufstand aus: die Besatzung wurde auf die Akropolis gedrängt. Bald war ganz Griechenland bis auf einige feste Plätze frei. Da kam eine Anzahl der angesehensten Führer in Piada unweit des alten Epidauros zusammen und proklamirte am 1. Januar 1822 die Unabhängigkeit Griechenlands. Eine Nationalregierung wurde zugleich unter dem Vorsitze von Maurokordatos eingesetzt und eine demokratisch-republikanische Verfassung entworfen.

Die Philhellenen. Als Christen wandten sich nun die Griechen an die europäischen Mächte; allein die Heilige Allianz nahm Partei für den Sultan als den legitimen Herrscher und wies die Hülfesuchenden ab. Um so größere Theilnahme indeß fanden die Griechen bei den Nationen Europa's. Nicht nur daß sich von dem Interesse, welches alle Gebildeten für die alten Griechen fühlen, ein gut Theil auf die kämpfenden Neugriechen übertrug, von denen wenigstens die Bewohner der Küsten und Inseln mit gutem Grunde als Enkel jener gelten konnten, nicht nur daß ein allgemein menschliches und christliches Mitgefühl für sie Partei nahm, sondern es legte sich in die Theilnahme für die Griechen auch etwas von einem stillen politischen Proteste der Völker gegen die reaktionäre und gewaltthätige Politik der Regierungen hinein. Wer sonst seinem Liberalismus nicht Ausdruck geben konnte oder wollte, zumal in Deutschland und Frankreich, trat wenigstens einem der allerorten entstehenden Griechenvereine bei. Man schimpfte auf Sultan und Türken, aber man verstand, wen man eigentlich meinte, und erhob die Griechen in eine wahrhaft ideale Verklärung. Und die Dichter thaten nicht wenig, wie Wilhelm Müller in seinen Griechenliedern, diese Auffassung zu befestigen.

Daraus erklärt es sich, daß zwar viel schöne Worte für die Griechen gesprochen wurden, aber doch nur Unzulängliches geschah. Wie Viele waren es denn, die etwas Ernstliches für die Griechen thaten? Kaum einige Hundert, Allen voran jedoch der junge Bayernkönig Ludwig in tiefgehender Begeisterung. General Normann, der Württemberger, zog den Kämpfenden zu Hülfe, ihn drückte noch die Schuld von Kitzen; mit ihm kamen Oberst Haidegger aus Bayern, Oberst Fabvier aus Frankreich, Graf Santarosa, der frühere Diktator, aus Italien, aus England eine Schar wackerer Marineoffiziere und 1824 auch Lord Byron. Nicht vergessen sei daneben der Genfer Banquier Eynard, der mehr als einmal große Summen zu Waffen für die Griechen spendete.

Aber die furchtbare Grausamkeit, welche die Türken gegen die Griechen bewiesen, trug das Ihrige dazu bei, die Theilnahme Europa's an dem tapfer kämpfenden Volke nicht erkalten zu lassen, so daß schließlich doch der Druck, welchen die öffentliche Meinung ausübte, auch den abgeneigten Kabineten der Heiligen Allianz fühlbar wurde.

Die Niederwerfung des Aufstandes durch die Aegypter. Sofort hatte die junge griechische Freiheit die schwerste Probe zu bestehen. Ali Pascha, außer Stande länger zu widerstehen, mußte sich den Türken ergeben, die ihn treuloser Weise niederschossen. Dadurch wurde das türkische Heer vor Janina frei und wandte sich jetzt gegen die Griechen. Zugleich stach eine ansehnliche Flotte in See, um die Inselgriechen zu züchtigen: ein furchtbares

Strafgericht erging über die Insel Skio (Chios), 90,000 Menschen wurden auf der Insel hingemordet, 40,000 als Sklaven weggeführt. Aber sofort ereilte den blutgierigen Kapudan-Pascha die Rache. Konstantin Kanaris fuhr Nachts mit zwei Brandern unter die türkische Flotte und sprengte das Admiralschiff mit mehr als 2000 Türken darauf in die Luft. Die Folge war, daß die Flotte unverzüglich nach den Dardanellen zurückkehrte, und die Griechen unter Miaulis' Führung sich auf dem Meere behaupteten.

Die Landarmee schlug Kolokotronis zurück, und als Omer Brione Pascha einen Angriff auf die kleine Festung Mesolongion (Missolunghi) am Acheloos unternahm, wurde er zurückgewiesen. Auch einen zweiten Angriff vereitelte Maurokordatos, durch die tapfere Suliotenschar Markos Bozzaris' unterstützt. Es war kein Zweifel, die türkische Macht war nicht stark genug, die Griechen wieder zu unterwerfen, obgleich von Einheit der Kriegsführung, von einem gemeinsamen Plane bei den Griechen nicht die Rede war. Denn ebenso wenig wie die Kapitane daran dachten, den Befehlen ihrer Regierung nachzukommen, waren sie dazu zu bringen, mit ihren Bauern- und Räuberscharen sich einem Oberkommando unterzuordnen: in Eifersucht und Zwietracht führten sie den Krieg, ein Jeder wie es ihm gut dünkte, Keiner aber mit mehr grundsätzlicher Unbotmäßigkeit als der trotzige, heldenkühne Kolokotronis, der selbst nach der Krone trachtete. Lord Byron's ganzes Streben ging dahin, einträchtiges Handeln unter den Führern zu Wege zu bringen: aber er starb schon drei Monate nach seiner Ankunft, am 19. April 1824 in Mesolongion. Allein allmählich gelang es doch Maurokordatos, die widerstrebenden Kapitane mit Waffengewalt der Regierung zu unterwerfen und den Beschlüssen der Nationalversammlung, die in Astros stattgefunden hatte, Geltung zu verschaffen, daß an die Stelle der Provinzialrechtspflege diejenige des Staates treten sollte. So wurde der Staat von oben gebildet: Griechenland existirte.

Da aber wandte sich der Sultan an Mehemed Ali, den Herrn Aegyptens. Mehemed hatte, Aegypten wie eine Domäne verwaltend, den Handel mit allen wichtigen Produkten des Landes zum Monopol der Regierung gemacht; dadurch reich, hatte er seine Kriegsmacht auf europäischen Fuß gebracht und durch die Unterwerfung der Wahhabiten in Arabien die Kriegstüchtigkeit seiner Truppen bewährt. Er sandte auf Mahmud's Ruf eine Flotte mit Landungstruppen unter seinem Adoptivsohn Ibrahim Pascha nach Griechenland hinüber, während Chosrew, der Kapudan-Pascha, aus den Dardanellen auslief, um die ägyptische Expedition zu unterstützen. Allein der verwegene Miaulis warf sich mit der griechischen Seemacht auf Chosrew, schlug ihn bei Ipsara, bei Samos, bei Mitylene und trieb ihn in die Dardanellen zurück; dann wandte er sich gegen Ibrahim, schlug ihn bei Kos und drängte ihn bis Kandia zurück. Indessen Ibrahim erhielt hier ansehnliche Verstärkungen an Truppen und konnte nun doch nach dem Festlande übersetzen. Am 25. Februar 1825 landete er bei Modon auf Morea: Kolokotronis war ihm nicht gewachsen, bald war die ganze Halbinsel in der Hand der Aegypter, die furchtbar hausten, in Messene alle Weinstöcke und Fruchtbäume niederhauten und mordend und brennend das unglückliche Land durchzogen. Auch das feste Tripolitza fiel. Nun setzte Ibrahim über den Korinthischen Meerbusen, um in Verbindung mit den Türken Reschid Pascha's das unbezwungene Mesolongion zu überwältigen.

Die Festung, nur von einer Mauer und zwei Gräben geschützt, widerstand mannhaft der ungeheuren Uebermacht der Belagerer. Hungersnoth brach aus: da erschien alle Gegenwehr hoffnungslos. 1300 ihrer Frauen tödteten sie, 800 stürzten sich selbst mit ihren Kindern verzweiflungsvoll in den Fluß; die übrigen nahmen die Vertheidiger in die Mitte, als sie in der Nacht vom 22. zum 23. April 1826 sich heldenkühn durch die Reihen der Feinde durchzuschlagen suchten. Allein die Aegypter, durch Verräther von dem Plane unterrichtet, standen zur Gegenwehr bereit; ein entsetzliches Gemetzel begann, nur ein Theil der Griechen schlug sich durch und entrann in das Gebirge, die Anderen wurden in die Festung zurückgetrieben, in welche die Türken und Aegypter mit ihnen zugleich eindrangen: nirgends bot sich eine Aussicht auf Rettung. Da warfen sie Feuer in ihre Patronenfabrik und sprengten sich mit Hunderten ihrer Besieger in die Luft.



Der Fall von Mesolongion. Zeichnung von Ludwig Burger.

Damit war Westgriechenland in die Gewalt der Türken und Aegypter gegeben: aber im Osten widerstand noch Athen. Allein im August 1826 wurde auch Athen von dem Seraskier erstürmt, so daß die Vertheidiger sich auf die Höhe der Akropolis zurückziehen mußten. Griechenland lag überwältigt am Boden. Der Gedanke Ibrahim's war, die ganze Bevölkerung von Morea nach Aegypten in die Sklaverei abzuführen und das Land mit Aegyptern zu besiedeln. Die Regierung, zugleich von den äußeren Feinden und den wieder aufsätzigen zwieträchtigen Kapitanen bedroht, mußte sich auf einen Felsen im Meere flüchten, und der Patriarch von Konstantinopel warf sich dem Sultan zu Füßen, Gnade für das unglückliche Volk erflehend.

Der Thronwechsel in Rußland. Mehr und mehr wurde das Interesse des christlichen Europa für das heldenhaft erliegende Griechenvolk ein lauteres, rein menschliches; der ursprüngliche säuerliche Beigeschmack einer verhaltenen politischen Opposition verging vor dem Unglück, in welches die Griechen freilich nicht weniger die erbärmlichen, selbstsüchtigen Zänkereien der Kapitane und Primaten wie die erdrückende Uebermacht der Feinde gestürzt hatten, und vor der drohenden Vernichtung, welche der brutale Sieger sann.

Nur von den Großmächten konnte den Griechen Hülfe werden. Indessen die Regierung in England hatte sich wiederholt mit Entschiedenheit gegen die Griechen ausgesprochen; sie fürchtete, daß die Erhebung nach den Jonischen Inseln sich verbreiten möchte, über welche die Herrschaft 1815 England übertragen war. Ihr standen die Philhellenen entgegen; allein bedeutungsvoller als diese war eine andere, sehr große Partei, welche, durchaus auf das Praktische gerichtet, die Handelsvortheile ins Auge faßte, die sich aus der Verbindung Englands mit Griechenland ergeben mußten. Sie war es, welche die beiden Staatsanleihen, welche die griechische Regierung gemacht hatte, zum größten Theile übernommen hatte; der Untergang Griechenlands bedeutete also für sie den Verlust der dargeliehenen Millionen. Sie drängte also mit zäher Entschiedenheit die Regierung, den unterliegenden Griechen beizustehen; ein großer Theil der Opposition des Parlaments gehörte ihr an. Das verfehlte seinen Eindruck auf George Canning nicht, welcher in dem damaligen Toryministerium seit 1823 die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Auf einem Banket in Harwich brachte er den Trinkspruch aus: „Bürgerliche und religiöse Freiheit über die ganze Welt!" Das galt wie den südamerikanischen Kolonien so den Griechen: er riß die zögernden und bedenklichen Tories mit sich fort. Eine Verständigung mit Rußland war das nächste Ziel, welches er ins Auge faßte.

Der religiöse, griechisch-katholische Charakter, welchen die griechische Erhebung zeigte, erweckte in Rußland lebhafte Sympathien; am wenigsten jedoch bei Kaiser Alexander. Die fortwährenden Intriguen, welche die Polen trotz der ihnen verliehenen freisinnigen Verfassung gegen ihn anzettelten, die wiederholten Militäraufstände in Rußland hatten allmählich ihn mit einer tiefen Erbitterung gegen Alles erfüllt, was ihm revolutionäre Farbe zu haben schien. Mit Strenge verurtheilte er daher die Erhebung der Griechen. Allein er starb unerwartet am 1. Dezember 1825, ohne Kinder zu hinterlassen. Schon drei Jahre zuvor hatte ihm sein nächster Bruder Konstantin schriftlich den Verzicht auf die Thronfolge erklärt, die somit auf den dritten Bruder Nikolaus überging. Jedoch dieser, in seinen Neigungen ausschließlich Soldat, lehnte sie ab, so daß zu gleicher Zeit Konstantin in Warschau Nikolaus, Nikolaus aber in St. Petersburg Konstantin den Eid der Treue leistete. Wunderbares Schauspiel: wie oft hatte die Welt Brüder mit einander um einen Thron kämpfen sehen; jetzt sah sie zwei Brüder um die Thronentsagung mit einander streiten! Großfürst Michael reiste hin und her, um einen oder den andern seiner beiden Brüder zur Annahme der Krone Peter's des Großen zu bewegen. Aber Konstantin blieb unbeweglich; mit Nachdruck wiederholte er seinen Verzicht, so daß endlich Nikolaus sich entschließen mußte, den verwaisten Thron einzunehmen.

Und fürwahr, es war hohe Zeit: 24 Tage hatte die kaiserlose Zeit gedauert, lange genug, um die geheimen Verschwörungen, welche unter den Truppen des Nordens wie des Südens im russischen Reiche angezettelt waren, zum Ausbruche zu bringen. Wie in Spanien

und Neapel gedachten sie für Rußland eine freisinnige Verfassung zu erzwingen, während den ärgsten Hitzköpfen, zumal des Südens, die Umwandlung Rußlands in einen Staatenbund nach dem Muster Nordamerika's vorschwebte. Den Mannschaften freilich war das eine Ziel ebenso unverständlich wie das andere; aber sie folgten ihren Offizieren. Einige Kartätschenschüsse genügten jetzt, um die meuterischen Regimenter zu jäher Flucht aus einander zu treiben; nicht Wenige fanden unter den Säbeln der nachsetzenden Gardereiter ihren Tod, noch mehr in den eisigen Fluten der Newa, deren Eisdecke einbrach, aber die Meisten stürzten sich in ihre Kasernen und flehten jammernd die Gnade des strengen jungen Zaren an. Der schwankende Thron stand wieder fest.

Die Vernichtung der Janitscharen. Lord Wellington erschien in St. Petersburg, um den Zar Nikolaus im Namen König Georg's zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen. Canning hatte ihn angewiesen, sofort mit Nikolaus sich über die griechische Frage zu verständigen. Der junge Kaiser, nicht gesonnen wie sein Bruder, sich in die Gefolgschaft Metternich's zu stellen, ging bereitwillig auf die Pläne Canning's ein, und das „monstrueuse" Einverständniß zwischen Rußland und England, wie der entsetzte Metternich es nannte, kam zu Stande: die Heilige Allianz war gesprengt. In einem geheimen Protokoll übernahmen die beiden Mächte am 4. April 1826 die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß die Griechen unter der Oberhoheit des Sultans unabhängig würden; in ihre inneren Angelegenheiten sollte die Pforte sich fortan nicht mischen dürfen.

Das gab, sobald es nur bekannt wurde, dem Philhellenismus Europa's einen ungeahnten Aufschwung: jetzt, wo sich die Aussicht glücklichen Erfolges zeigte, strömten Kämpfer, Waffen, Geldmittel in überraschender Menge nach Griechenland: so sehr fühlte alle Welt in dem St. Petersburger Protokoll den Wendepunkt der griechischen Frage. Aber der Fall von Mesolongion war nicht danach angethan, den Sultan zur Nachgiebigkeit zu stimmen; vielmehr rüstete er sich um so entschiedener zur Gegenwehr gegen die Gedanken der beiden einverstandenen Großmächte.

Die raschen Erfolge Ibrahim's zeigten Mahmud in grellem Lichte die völlige Unzulänglichkeit der türkischen Waffen, die gegen die Griechen nichts hatten ausrichten können, bis die Aegypter kamen. Der Plan einer Umbildung der Janitscharen nach dem Muster der europäisch organisirten Armee Mehemed Ali's, den schon sein Vater Selim gehabt hatte, stellte sich dem Geiste Mahmud's mit unabweislicher Nothwendigkeit dar. Freilich war Widerstand der alten Kriegerkaste zu erwarten: aber hatte nicht Zar Nikolaus eben gelehrt, wie dem Widerstande militärischer Rebellen zu begegnen sei? Entschlossen nahm daher der Sultan, der Zustimmung der Ulemas versichert, das Reformwerk in Angriff; er befahl, daß die 150 Abtheilungen der Janitscharen jede 150 Mann zur Bildung einer regulären Truppe stellen sollten. Es geschah, aber schon wenige Tage später, am 14. Juni 1826, brach der Aufstand der Janitscharen gegen den Sultan aus. Längst hatte ihre Frechheit und Gewaltthätigkeit sie bei Beamten und Volk verhaßt gemacht: Alles nahm Partei für den Sultan, vor Allen die Bürgerwachen und die schon europäisch organisirte Artillerie. Die Meuterer rotteten sich auf dem Atmeidan zusammen; sie wurden von dort vertrieben; sie zogen sich in ihre Kasernen zurück: die Gebäude wurden umzingelt und in Brand gesteckt; sie wollten unterhandeln: ihre Abgesandten wurden niedergehauen. Der Scheikh ül Islam sprach den Fluch über die Meuterer aus, der Sultan entrollte die grüne Fahne des Propheten und rief alle Gläubigen zur Vernichtung der aufsätzigen Uebelthäter auf. Ein furchtbares Morden begann; viele Tausend wurden erdrosselt und ins Meer geworfen oder von den ägyptischen Offizieren niedergeschossen; ihre Fahnen wurden zerrissen und Blutgerichte abgesandt, um auch in den Provinzen den Rebellen ein Ende zu machen. Die Ideen des Sultans ergriffen das türkische Reich von einem Ende bis zum andern.

Die Seeschlacht von Navarino. Der Staatsstreich Mahmud's war gelungen: aber er hatte für den Augenblick die Türkei wehrlos gemacht. Der Sultan versuchte daher durch Nachgiebigkeit in dem Vertrage von Akjerman (25. September 1826), welcher den Russen in der

Moldau und Walachei freie Hand gewährte, den Kaiser Nikolaus auf seine Seite zu ziehen. Allein der Zar hielt an dem St. Petersburger Protokolle fest. Da fiel auch der letzte wichtige Punkt in Griechenland, die Akropolis von Athen, den Türken in die Hand. Monate lang hatte sie mannhaft widerstanden; Monate lang hatte der kühne Klephtenführer Karaiskakis dem Heere der Belagerer Abbruch gethan; endlich war jedoch auch der heldenmüthige Mann erlegen, und die Feste mußte gegen ehrenvollen Abzug der Besatzung am 5. Juni 1827 kapituliren.

Hartnäckiger als je widerstand nun Mahmud dem Drängen der Mächte: aber der Philhellenismus drang in die Kreise der Regierenden ein. König Friedrich Wilhelm von Preußen begünstigte offenkundig die philhellenischen Bestrebungen, so daß ihn Metternich nur mit Mühe an seine Seite fesseln konnte, und König Karl X. von Frankreich erklärte seinen Beitritt zu den Bestrebungen Canning's. Am 6. Juli 1827 schlossen infolge dessen England, Rußland und Frankreich in London einen Vertrag dahin ab, daß sie an den Festsetzungen des St. Petersburger Protokolls festhalten und im Interesse der Menschlichkeit den griechisch-türkischen Krieg beendigen wollten. Zu diesem Zwecke entsandten die drei Kriegsmächte Kriegsschiffe in die griechischen Gewässer. Mit Ibrahim verabredeten die Admirale der verbündeten Flotte einen Waffenstillstand, bis er weitere Verhaltungsbefehle von dem immer noch widerstrebenden Sultan erhielte. Demgemäß legte sich die ägyptische Flotte in der Bai von Navarino vor Anker, 82 Segel stark, während die verbündete Flotte vor den Eingängen der Bai kreuzte.

Dennoch versuchten die Aegypter am 20. Oktober 1827 auszulaufen. Ein griechisches Dampfschiff hatte mehrere türkische Schiffe in Grund gebohrt. Ibrahim wollte es wegfangen und ließ mehrere ägyptische Schiffe aus der Bai vorrücken. Die Engländer unter Lord Codrington verlegten ihnen dem Waffenstillstande zufolge den Weg; die Aegypter gaben Feuer: sofort eröffnete die Asia, Codrington's Admiralschiff, eine Kanonade gegen sie, ein Kampf entspann sich, die Verbündeten trieben die ägyptischen Schiffe zurück, drangen mit 27 Kriegsschiffen in die Bai ein und vernichteten zwei Drittel der Flotte Ibrahim's. Gleichwol beharrte Mahmud noch immer in seinem Widerstande gegen den Frieden. Es wurde daher im nächsten Jahre ein französisches Corps von 14,000 Mann unter General Maison nach Griechenland geschickt, welches die ägyptischen Truppen in kurzer Frist aus Morea hinaustrieb und damit dem langjährigen Kampfe thatsächlich ein Ende machte.

Der russisch-türkische Krieg. Zugleich übernahm es Kaiser Nikolaus, dem hartnäckigen Sultan den Frieden nach den Bestimmungen des Londoner Vertrages aufzunöthigen, denn Mahmud hatte, als die Verbündeten ihm Genugthuung für Navarino verweigerten, deren Gesandte aus Konstantinopel ausgewiesen und den mit Rußland geschlossenen Vertrag von Akjerman gekündigt. Rußland erklärte ihm daher am 26. April 1828 den Krieg und sandte 100,000 Mann unter Wittgenstein im Mai über den Pruth.

Abermals entfaltete Mahmud die Fahne des Propheten, die Gläubigen zur Rettung des Islam aufrufend. So brachte er 180,000 Mann ins Feld, an deren Spitze er Hussein Pascha, den Ueberwinder der Janitscharen stellte. Einem solchen Aufgebote waren die Russen nur mit Mühe gewachsen, zumal sie 20,000 Mann zur Besetzung der Moldau und Walachei verwendeten. Im August erst überschritten sie die Donau und zersplitterten ihre Kräfte auf die Belagerung der Donaufestungen. Nur durch Verrath gewannen sie Varna, während auf das elend befestigte Silistria ihre Angriffe vergeblich waren, so daß sie im Spätherbst über die Donau wieder zurückgehen mußten. Europa hatte von dem Angriffe der Russen den Umsturz des türkischen Reiches erwartet und war durch das Mißlingen des Feldzuges sehr enttäuscht worden. Dazu steigerte sich die Spannung zwischen Rußland und Oesterreich in bedenklicher Weise; denn dieses wollte nicht zugeben, daß Rußland an der unteren Donau sich festsetze.

Mit Anspannung aller Kräfte begann daher Rußland den Feldzug des folgenden Jahres: er mußte entscheidend werden, wenn nicht Oesterreich auch noch auf dem Plane erscheinen sollte. An der Spitze der russischen Armee stand jetzt Graf Diebitsch, 1785 zu Großleippa in Schlesien geboren, Zögling des Berliner Kadettencorps. Das türkische Heer unter Reschid Pascha stellte sich den gegen den Balkan vordringenden Russen entgegen, während des Kampfes

ließ Diebitsch den Türken den Rückweg verlegen; voller Wuth stürzte sich nun Reschid auf den Gegner, aber er wurde am 11. Juni 1829 bei Kulewtscha aufs Haupt geschlagen. Ohne einen Schuß zu thun, ging jetzt Diebitsch über den Balkan und besetzte Adrianopel.

Nicht minder bedeutend waren die Erfolge der russischen Waffen auf dem osmanischen Kriegstheater. Von den Persern 1826 angegriffen, hatten die Russen unter Graf Paskewitsch am 13. Oktober 1827 Eriwan eingenommen und durch die Eroberung von Täbris Persien zu dem Frieden von Turkmanschai am 10. Februar 1828 genöthigt, welcher die Herrschaft Rußlands über einen großen Theil Armeniens ausdehnte. Dadurch frei geworden, wandte sich jetzt Paskewitsch gegen die Türken, eroberte in zwei Monaten die für uneinnehmbar geltenden Festungen Kars und Achalzik, besetzte Erzirum und bedrohte Trebisonde.



Vernichtung der ägyptisch-türkischen Flotte in der Seeschlacht von Navarino. Nach Langlais.

Wol war es im Zusammenhange hiermit ein wirkungsvoller Erfolg, den Diebitsch errungen. Der Kaiser hatte es anerkannt, indem er ihm den Titel Sabalkanski d. h. Ueberschreiter des Balkan gegeben hatte, wie andererseits Paskewitsch den Ehrennamen Eriwanski erhalten; die Frage war nun: sollte Diebitsch jetzt auf Konstantinopel vorrücken? Die furchtbaren Strapazen der letzten Wochen, der Mangel an Proviant hatte ihm nur noch 15,000 Mann kampffähig übrig gelassen: konnte er mit diesen den Angriff auf die Reichshauptstadt wagen? Vor den Dardanellen lag die englische Flotte bereit, um, wenn es nöthig wäre, die Russen in Schranken zu halten. Denn das war die Meinung Canning's gewesen, die griechische Frage zu lösen, um die Türkei zu erhalten, nicht aber um sie an Rußland preiszugeben. Sicherlich trat dann auch Oesterreich in die Aktion ein. So hemmte denn hier Nikolaus den Siegeslauf seiner Truppen. Er war im Sommer 1829 bei seinem Schwiegervater Friedrich Wilhelm in Potsdam zu Besuche gewesen. Ihm zu Ehren war damals das letzte Turnier, das gehalten ist, das „Fest der weißen Rose“, dort gefeiert, aber zugleich eine Verständigung mit Preußen in der orientalischen Frage erzielt worden. In diesem, dem Sieger nicht weniger wie dem Besiegten gelegenen Moment trat jetzt der preußische Gesandte in Konstantinopel Müffling ein und vermittelte den Frieden zwischen den kriegführenden Parteien. Nach

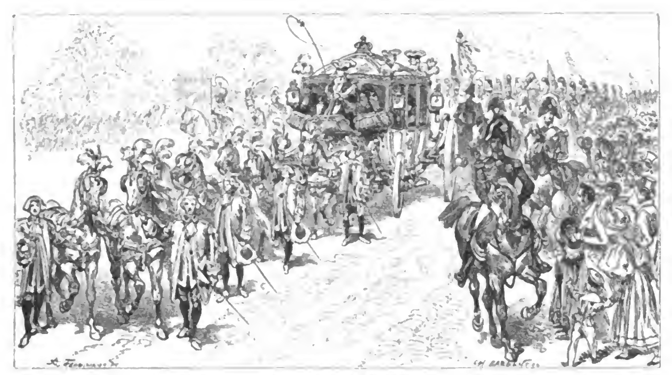
wenig Konferenzen wurde der **Friede zu Adrianopel** am 14. September 1829 abgeschlossen, durch welchen der Sultan die Verpflichtung übernahm, den Donaufürstenthümern eine freie Verfassung zu gewähren, die Dardanellen frei zu geben, die Kriegskosten (37 Mill. Francs) zu bezahlen und die Befreiung der Griechen, wie die der Serben anzuerkennen.

Die Konstituirung des Königreichs Hellas. Auf Grund dieses Friedens traten die Bevollmächtigten der verbündeten Großmächte in London zusammen, um die Verhältnisse Griechenlands endgiltig zu ordnen. Denn kaum von den äußeren Feinden befreit, war Griechenland wieder in innere Unordnung ärgster Art versunken.

Die Nationalversammlung zu Trözen hatte den russischen Staatssekretär Graf **Capodistrias**, einen geborenen Griechen, an die Spitze des jungen Staates gestellt. Im Januar 1828 kam dieser nach Griechenland, berief ein Panhellenion (Staatsrath) und eine Gerusia (Senat) und strebte, den Staat in die monarchische Form überzuleiten. Denn schon 1823 hatten die Griechen daran gedacht, einen europäischen Prinzen als König an ihre Spitze zu stellen. Aber im Besonderen gingen seitdem die Meinungen weit aus einander: die große Menge wünschte einen russischen Prinzen, etliche der Regierenden einen Sohn des Herzogs von Orleans, welcher als Leiter der philhellenistischen Comités in Frankreich dafür in der Stille thätig war, eine andere Partei wollte den König sich von England erbitten, zu welchem Zwecke der Sohn des tapferen Miaulis dorthin geschickt wurde. Auf den Antrag des Fürsten Polignac kamen nun die in London berathenden Vertreter der verbündeten Großmächte sehr bald dahin überein, daß auf den Thron Griechenlands ein europäischer Prinz zu setzen wäre: aber welcher? König Georg suchte dem Herzoge Karl von Mecklenburg die griechische Krone zuzuwenden, das Ministerium Wellington dagegen dem Prinzen von Oranien. Neben Beide trat aber nun als Bewerber der Prinz Leopold von Sachsen, der Gemahl der verstorbenen Tochter Georg's IV; und wirklich hatten seine Bemühungen den gewünschten Erfolg.

Auch darin verständigten sich auf den Antrag Rußlands die verbündeten Mächte unschwer, daß nicht, wie es in dem St. Petersburger Protokoll vorgesehen war, Griechenland unter die Oberhoheit der Pforte gestellt werden, sondern **souverän** sein sollte, jedoch zur Entschädigung des Sultans für den wegfallenden Tribut in engeren Grenzen, als es ursprünglich die Absicht gewesen war. Die Konferenz bestimmte daher am 3. Februar 1830, daß Griechenland fortan südlich von der Verbindungslinie der Mündungen des Acheloos und Sperchios ein souveränes Königreich bilden solle, und trug in einem zweiten Protokolle von demselben Tage dem Prinzen Leopold die Krone an. Jetzt aber machte der Prinz Bedingungen: er verlangte Erweiterung der Grenzen des neuen Königreichs Hellas und vor Allem militärische Unterstützung und die Garantie einer Anleihe von 60 Millionen Francs. Indeß jetzt Bedingungen anzunehmen weigerte sich Lord Aberdeen, der Vertreter Englands; er erklärte mit derber Entschiedenheit dem Prinzen, in einer bedingten Annahme der Krone würde er eine Ablehnung sehen. Ueberdies schrieb Capodistrias dem Prinzen von den „fast unübersteiglichen Schwierigkeiten", denen er in Griechenland begegnen würde; Armuth, Elend, Entbehrung, Verzweiflung, sagte er, sei das, was der Prinz in Hellas finden werde. Das wirkte denn dahin zusammen, daß Leopold am 21. Mai die griechische Krone ablehnte.

Capodistrias blieb demnach „Kybernetes" des griechischen Staates. Aber der fein gebildete Weltmann war nicht im Stande, die unbändigen Kapitane zu zügeln: der Bürgerkrieg brach in dem unglücklichen Lande aus, der alte Miaulis sprengte die griechische Flotte, mit der er so oft gesiegt hatte, selbst in die Luft, die Klephten im Norden wie die Mainotten im Süden ergriffen die Waffen gegen die Regierung, und der Bruder und Sohn des greisen Mainottenfürsten Mauromichalis schossen auf der Schwelle der Hauptkirche von Nauplia den Kybernetes nieder. Da bestimmten denn am 7. März 1832 die verbündeten Mächte den jungen Prinzen **Otto von Bayern** zum Könige von Hellas. Bayerische Truppen geleiteten ihn; eine Regentschaft stellte mit Strenge die Ruhe im Lande wieder her, und am 1. Juni 1836 übernahm Otto, mündig geworden, selbständig die Regierung seines durch fremde Gewaltthat und eigenen Trotz schwer geprüften hellenischen Volkes.



Krönungszug Karl's X.

Die Restauration in Frankreich und die Julirevolution.

Die verhängnißvolle Soldatenmeuterei, welche die Rückkehr Napoleon's von Elba hervorgerufen hatte, war zu Boden geworfen. Streitbar traten sich jetzt zwei Prinzipien in Frankreich gegenüber: das eine wollte dem modernen Staate eine Gestalt nach dem Muster des alten königlichen Frankreich geben, das andere wollte die in der Revolution aufgekommenen Ideen zur Geltung bringen. In diesen Gegensatz war das bourbonische Königthum mitten hinein gestellt: seine schwierige aber auch dankbare Aufgabe war, aus der Versöhnung der Gegensätze gewissermaßen ein neues Frankreich zu schaffen. Und man muß sagen, daß Ludwig XVIII. diese Aufgabe klar aufgefaßt und besonnen gefördert hat.

Natürlich fanden bei einer solchen Politik der Aussöhnung gar Viele ihre Rechnung nicht. Der Alles erstickende Druck des napoleonischen Militärdespotismus war von den Franzosen genommen: der Freiheit, welche das wiederhergestellte Königthum ihnen gewährte, völlig ungewohnt, mißbrauchten alle Unzufriedenen sie zu den dreistesten Angriffen auf eben dies Königthum. Die unzufriedenen Veteranen Napoleon's wie das verkappte Jakobinerthum und der unklar schwärmende Liberalismus machten gemeinsame Sache, Napoleon als den Heros der Freiheit zu verherrlichen und die heimgekehrten Bourbons mit ungezügeltem Hohn zu überschütten. Allein König Ludwig ließ sich dadurch nicht irre machen in seinem Bemühen, wie er seinem Bruder schrieb, „daß aus den zwei Völkern, die in Frankreich neben einander leben, ein einziges Volk werde."

Richelieu und Decazes. Durch den Staatsstreich vom 5. September 1816 machte Ludwig der wilden Verfolgungssucht der royalistischen Reaktion ein Ende. Die Kammer wurde aufgelöst, und die Ausnahmegesetze, welche sie gegen die Bonapartisten gegeben hatte, außer Anwendung gesetzt.

Am 4. November 1816 trat die neugewählte Kammer zusammen; sie zeigte eine ganz andere Zusammensetzung, als jene überroyalistische. Die Centren, die Mittelsparteien, überwogen; die Linke bildeten Lafayette und Männer extrem freisinniger Richtung, die sich selbst „Unabhängige" nannten, für welche aber damals der spanische Name „Liberale" anfing in Gebrauch zu kommen. Auf der äußersten Rechten dagegen saßen die royalistischen Ultras, welche ihren Mittelpunkt im Pavillon Marsan, in dem Grafen Artois und seiner Umgebung hatten.

An der Spitze des Ministeriums stand, nachdem die royalistische Strömung die Fouchés und Talleyrands weggespült hatte, der Herzog von Richelieu, ein Mann von Wissen, Einsicht und redlichem Willen, der während der napoleonischen Zeit Gouverneur von Odessa gewesen war.

Den gefährlichen Einfluß der Ultras zu brechen, legte er der Kammer ein neues Wahlgesetz vor, welches jedem 30jährigen Bürger, welcher mindestens 300 Francs Steuern zahlte, das aktive Wahlrecht zur Deputirtenwahl verlieh, während früher die Wähler nur Wahlmänner aufstellten, aus welchen die Höchstbegüterten des Departements die Deputirten wählten. Das neue Wahlgesetz gab dem begüterten Bürgerstande demnach das Uebergewicht und erhöhte zugleich die Zahl der Wähler von 18,000 auf 80,000. Alle Liberalen scharten sich daher um das Ministerium, selbst Lafayette stimmte zum ersten und letzten Male für die Regierung. So ging das Gesetz mit großer Majorität durch und gab den gemäßigt freisinnigen Bestrebungen der Regierung einen starken Rückhalt in der Kammer.

Mittlerweile war der Kongreß zu Aachen zusammengetreten. Richelieu erreichte auf demselben, daß die fremden Okkupationstruppen zwei Jahre vor der im zweiten Pariser Frieden bestimmten Zeit aus Frankreich zurückgezogen wurden; aber zugleich erfuhr er auf dem Kongresse die Mißbilligung der versammelten Fürsten, besonders Kaiser Alexander's, über die freisinnige Richtung der französischen Regierung, und wurde selbst mit der in Aachen herrschenden Sorge vor einer europäischen Revolution erfüllt. Eine Bestätigung dieser Sorge schien auch ihm darin zu liegen, daß die durch das Wahlgesetz vorgeschriebene jährliche Erneuerung eines Fünftels der Kammer mit jedem Jahre mehr Liberale in dieselbe gebracht hatte.

Richelieu beantragte daher, entsprechend den Wünschen der Heiligen Allianz, eine Aenderung des Wahlgesetzes; aber er unterlag damit in dem Ministerrathe und erbat seine Entlassung. Er schied mit dem Rufe eines hochsinnigen, ehrenwerthen Mannes; mit ihm ging sein Gesinnungsgenosse Lainé. Den Vorsitz im Ministerium erhielt der General Dessolles; Minister des Innern an Lainé's Statt wurde der frühere Polizeiminister Decazes, der, bald die Seele der Regierung, nach nicht langer Zeit, zum Herzog erhoben, an die Spitze des Ministeriums trat. Noch ausgesprochener als bisher ging jetzt die Regierung auf der liberalen Bahn weiter. Der Widerstand der Pairskammer wurde dadurch gebrochen, daß der König 65 neue Pairs, zum großen Theil aus den Reihen der alten Bonapartisten — wie Davoust, Suchet, Lebrun, Champagny — ernannte und dadurch dem Ministerium die Majorität auch in der Pairskammer sicherte.

Den Höhepunkt erreichte die liberale Bewegung in dem Preßgesetze des Jahres 1819, welches die Censur durch Kaution ersetzte und Preßvergehen vor die Geschworenengerichte wies. Eine lebhafte Gährung wurde dadurch in den Gemüthern erzeugt, welche in der stetigen Zunahme der Liberalen in der Kammer Ausdruck fand. Selbst der Bischof Gregoire wurde gewählt, wiewol er den Tod Ludwig's XVI. schriftlich gebilligt hatte. Das machte den König wie nicht minder die Kammer bedenklich. Die Wahl Gregoire's wurde durch die Kammer selbst kassirt, und Ludwig verlangte von dem Ministerium eine Aenderung des Wahlgesetzes. Die meisten Minister nahmen infolge dessen ihre Entlassung; Decazes jedoch blieb und bildete ein neues, gefügiges Kabinet. Aus allen Provinzen liefen Petitionen um Erhaltung des alten Wahlgesetzes ein: ein heftiger Kampf schien für Decazes bevorzustehen, als ein Ereigniß eintrat, welches seinen Hauptgegnern, den reaktionären Ultras, den Sieg über die Liberalen in den Schoß warf.

Die Ermordung des Herzogs von Berry. Es war am Sonntag, den 13. Februar 1820. Im großen Opernhause in Paris fand ein Fastnachtsfest statt, an welchem auch des Grafen von Artois jüngerer Sohn, der Herzog von Berry, mit seiner Gemahlin Theil nahm. Kurz vor 11 Uhr indeß fühlte sich die Herzogin unwohl und verließ das Haus. Der Herzog begleitete sie an ihren Wagen, in der Absicht, ihr bald nachzufolgen. In dem Momente aber, wo der Herzog mit den Worten: „Adieu, wir sehen uns bald wieder", sich zur Thür zurückwenden wollte und der Lakai den Wagentritt hinaufschlug, drängte ein Mensch den Lakaien zur Seite, faßte den Herzog an der rechten Schulter, stieß ihm ein schmales, zweischneidiges, sieben Zoll langes Dolchmesser bis ans Heft in die Brust und rannte nach der Rue Richelieu von dannen.

„Ich bin des Todes!" sagte der Prinz mit lauter Stimme, „hier ist der Dolch!" und damit zog er das Messer aus der Wunde und reichte es dem Grafen Mesnard, in dessen

Arme zurücksinkend. Außer sich springt die Prinzessin aus dem Wagen. Man trägt den Herzog in das Haus und setzt ihn auf eine Bank im Korridor. „Ich bin des Todes!" wiederholt er, „einen Priester! Komm, Frau, laß mich in deinen Armen sterben!" Damit sinkt er in Ohnmacht. Man trug ihn in ein Zimmer in der Nähe seiner Loge hinauf. Mehrere Aerzte waren um ihn geschäftig, ließen ihn wiederholt zur Ader und setzten ihm Schröpfköpfe. Aber auch der weltberühmte Operateur Dupuytren vermochte nicht zu helfen; das Blut ergoß sich aus der Wunde in die Brusthöhle und erstickte den Verwundeten. Qualvolle Stunden vergingen; der König und die Prinzen umstanden das Sterbelager. Der Herzog beichtete und empfing die Sterbesakramente; als der Morgen tagte, hörte man ihn leise sagen: „Heilige Jungfrau, habe Erbarmen mit mir!" und der Athem stand still. Die Herzogin schrie laut auf und warf sich verzweiflungsvoll über ihren Gatten. König Ludwig aber, auf Dupuytren's Arm gestützt, schloß dem Todten die Augen, küßte seine Hand und ging schweigend, seiner Bewegung kaum Meister, aus dem Zimmer.



Karl Ferdinand, Herzog von Berry.

Mit dem Herzoge von Berry starb die Hoffnung der bourbonischen Dynastie; denn König Ludwig wie der Herzog von Angoulême, des Grafen von Artois ältester Sohn, waren ohne Erben. Um Politik hatte sich Berry kaum je bekümmert; aber er barg unter einem barschen, leicht aufbrausenden Wesen viel Gutmüthigkeit und ein ehrliches Herz. Er hatte eine Tochter: von ihm hoffte man den Thronerben. Darum gerade hatte ihn der Mörder ausersehen, ein Sattlergeselle, den die sich immer wiederholenden bonapartistischen Verschwörungen, wenn er auch nicht selbst daran betheiligt war, aufgeregt hatten. Und darum richteten sich gegen die Herzogin von Berry die Anschläge vom 28. April und 7. Mai, um das Leben des Kindes, das sie unter dem Herzen trug, in Gefahr zu bringen. Sie mißlangen: am 29. September 1820 gab sie einem Sohne das Leben. Es war der Herzog Heinrich von Bordeaux, der sich später Graf von Chambord nannte.

Das Ministerium Villèle. Die Folge der Ermordung des Herzogs von Berry war, daß die gemäßigte Rechte der Deputirtenkammer, welche bisher der gemäßigten Linken ziemlich nahe gestanden hatte, sich an die fanatischen Ultras der äußersten Rechten anschloß. Infolge dessen wandte die gemäßigte Linke, das linke Centrum, bisher die Stütze der Regierung, der Opposition sich zu. Decazes verlor den Boden unter den Füßen und erhielt seine Entlassung, und der bisherige Führer der gemäßigten Rechten, der Graf Villèle, wurde in das Ministerium berufen, in welchem er binnen Kurzem den Vorsitz erhielt. Villèle, eine feine und kühle Natur, beharrte zunächst in den gemäßigten Bahnen Decazes': mehr und mehr verloren die Liberalen an Boden, jede Neuwahl stärkte die Konservativen in der Kammer, 1824 hatten die Liberalen nur noch 19 Sitze inne, selbst Lafayette war nicht wieder gewählt worden; eine starke rückläufende Strömung der öffentlichen Meinung machte sich bemerkbar.

Wol setzte sich die liberale Minorität in der Kammer mit Heftigkeit der Intervention in Spanien entgegen. Es kam zu aufgeregten Scenen: der Abgeordnete **Manuel** wies sogar auf das Schicksal Ludwig's XVI. hin. Die Kammer voller Entrüstung stieß ihn aus ihrer Mitte, und als er sich weigerte zu gehorchen, da das Volk ihn zu seinem Vertreter gewählt hätte, ließ ihn der Präsident durch Polizeisoldaten hinausschaffen. Aber der schnelle und günstige Verlauf des Interventionsfeldzuges schmeichelte den Franzosen; er hob das Selbstgefühl der Armee und stellte ihr Ansehen in Europa wieder her. Auch die Aenderung des Wahlgesetzes, welches nach dem Muster Englands der Kammer eine siebenjährige Dauer verlieh und für die Zwischenzeit allen Wahlaufregungen im Lande ein Ende machte, fand Zustimmung: mit einer Mehrheit von 205 Stimmen nahm die Kammer das Gesetz an.

Indessen die Hauptstütze des Ministers war nicht die Kammermajorität, sondern die Unterstützung des klugen Königs. Aber **Ludwig XVIII.** starb am 16. September 1824. Er sah, erzählt man, die Gefahren voraus, welche der Pavillon Marsan, wenn er ihn nicht mehr zügelte, über Frankreich bringen würde. Den kleinen Herzog von Bordeaux segnend, soll er gesagt haben: „Möge Karl die Krone dieses Kindes schonen." Seine neunjährige, maßvolle Regierung hatte auf allen Gebieten des Lebens einen lebhaften Aufschwung, eine freie Regsamkeit erweckt; allein seine Persönlichkeit wie seine Vergangenheit war zu wenig nach dem Herzen der Franzosen, als daß er hätte populär sein können. Erst dem Widerstreit der Parteien entrückt, konnte Ludwig gerechte Anerkennung finden.

Karl von Artois war 67 Jahre alt, als er nun als **Karl X.** den Thron seines Bruders bestieg; er wollte ein Kavalier der alten Zeit und zugleich König sein. Mehrere der hervorragendsten Ultras waren seine persönlichen Freunde; er hörte mehr auf ihren Rath als auf den seines Ministers, von dem er sich übersehen fühlte. Und Villèle, um sich in der Macht zu behaupten, glaubte diese durch Zugeständnisse gewinnen zu müssen, statt sich auf die Nation zu stützen. Dadurch wurde er auf abschüssiger Bahn rückwärts gedrängt: der einstige Führer der gemäßigten Rechten wurde ein Werkzeug der Reaktionärs. Er hielt es für patriotisch, die eigene Ueberzeugung zum Opfer zu bringen: denn es war klar, daß, wenn er ginge, die Ultras ganz das Heft in die Hand nehmen und durch ihre Ausschreitungen Unheil über Frankreich bringen würden, das Niemand wieder gut machen könnte.

In der Thronrede wies König Karl am 22. Dezember 1824 auf die „nöthige Verbesserung der Religion" und auf die „Heilung der letzten durch die Revolution geschlagenen Wunden" hin. Dem entsprechend brachte Villèle einen Gesetzesantrag an die Kammer, in welchem er zur Entschädigung für die Emigranten 50 Millionen Francs jährlicher Rente verlangte. Die Liberalen verwarfen jede Entschädigung für Leute, welche in der Stunde der Gefahr Vaterland und König im Stiche gelassen und damit die Hochflut der Revolution überhaupt nur möglich gemacht hatten; die Heißsporne der Ultras aber forderten die Rückgabe der eingezogenen Güter. Dadurch wurde aber ein großer Theil des Besitzstandes von Frankreich beunruhigt, ja bedroht. Es wurde daher zur Beruhigung und Sicherung des Besitzes von dem Staate die Entschädigung übernommen. Die Mittel dazu beschaffte Villèle zum größten Theile durch eine Konvertirung der fünfprozentigen Staatsschuldscheine, indem den Besitzern derselben die Wahl gelassen wurde, ihre Papiere unter nomineller Vermehrung des Kapitals in dreiprozentige oder ohne diese in viereinhalbprozentige Rente zu verwandeln.

Der Religion sollte, wie es die Thronrede angekündigt hatte, das Gesetz gegen Kirchenschändung aufhelfen, welches für eine ganze Reihe von Verbrechen gegen die Kirche Todesstrafe festsetzte. Es fand mit einigen Aenderungen die Zustimmung beider Kammern. Die Geistlichkeit hatte ihre Macht erwiesen; auf der Stelle zeigten sich die Folgen, war doch ein Bischof, Graf Freyssinous, Minister des Kultus und Unterrichts. Neue geistliche Kongregationen erstanden, die Jesuiten bemächtigten sich der Schulen, strenge Kirchlichkeit wurde für Jeden, der etwas erreichen wollte, das erste Erforderniß, der Adel ging mit der Bezeigung demonstrativer Frömmigkeit voran.

Immer weiter wurde Villèle gedrängt. Der Antrag eines Klostergesetzes schien das alte Mönchsunwesen erneuern zu wollen; das Erstgeburtsgesetz sollte den feudalen Großgrundbesitz stärken; ein neues Preßgesetz sollte die Zeitungen zügeln. Da brach der öffentliche Unwille laut hervor: die französische Akademie protestirte bei dem Könige, bei einer Musterung der Nationalgarde wurde der König mit Drohrufen empfangen, selbst die Pairskammer sträubte sich gegen eine so weit getriebene Reaktion.

Allein der König gab nicht nach: er griff, wie 1816 Ludwig es gethan, zu einem Staatsstreiche, jedoch im gerade entgegengesetzten Sinne. Er ernannte 76 neue Pairs, meist Emigranten und Bischöfe, um den Widerstand der Pairskammer zu brechen, und löste zugleich am 6. November 1827 die Kammer der Abgeordneten auf. Indeß die Neuwahl fiel so aus, wie sie nicht anders ausfallen konnte: 70 Stimmen waren für die Regierung, 360 für die Opposition: in Paris brach laut der Jubel zu Tage. „Es lebe Napoleon II.!“ riefen die Bonapartisten und ihre Parteigenossen. Barrikaden wurden gebaut, die man seit den Zeiten der Fronde nicht gesehen hatte. Durch Gewaltmaßregeln wurde die Bewegung unterdrückt. Da konnte sich denn doch Villèle nicht länger halten: am 2. Jan. 1828 erhielt er seine Entlassung.



Karl X. König von Frankreich.

Das Ministerium Martignac. Einen Augenblick dachte König Karl daran, jetzt erst recht ein Ministerium aus der äußersten Rechten unter seinem Freunde, dem Fürsten Polignac zu berufen; doch entschied er sich für die gemäßigt Konservativen, das rechte Centrum, von dem ja einst auch Villèle ausgegangen war. Der öffentlichen Meinung genügte dies Entgegenkommen bei Weitem nicht; sie sah mit mißtrauischem Argwohn in dem neuen Kabinet nur eine zweite, etwas abgeschwächte Auflage des Ministeriums Villèle. An die Spitze des neuen Kabinets wurde der Vicomte Gay de Martignac gestellt, welcher, ein phantasievoller Gascogner, sich der Hoffnung hingab, die gespannten Gemüther versöhnen zu können. Aber er wußte nicht, daß der König selbst gegen ihn intriguirte und darauf sann, sich zugleich des unbequemen Ministers und der unbequemen Kammer zu entledigen. Eine Reihe von Verordnungen wurde getroffen, um die öffentliche Meinung zufrieden zu stellen. Die obersten Verwaltungsstellen wurden mit gemäßigten Männern besetzt, die wegen des Protestes abgesetzten Mitglieder der französischen Akademie durften ihre Vorlesungen wieder eröffnen, das milde Preßgesetz von 1819 wurde erneuert, die Einmischung von Beamten in die Wahlen beseitigt. Die Hauptsache aber war, daß Martignac mit voller Entschiedenheit allen Uebergriffen der Geistlichkeit entgegentrat; Staatsbeaufsichtigung auch der Priesterschulen wurde eingeführt, von den geistlichen Lehrern Fähigkeitszeugnisse verlangt, alle nicht ermächtigten Kongregationen, wie die Jesuiten, von den Schulen ganz ausgeschlossen, und den geistlichen Schulen überhaupt nicht mehr Schüler verstattet, als zur Ergänzung der Geistlichkeit nothwendig waren. Freilich erhoben dagegen die Bischöfe sowol wie die Vertreter der freien Kirche, ein Lamennais u. A., leidenschaftlich Protest, und auch König Karl hielt das Alles für zu weit gehend und dachte wieder an Polignac.

Allein Martignac ließ sich nicht beirren. Die bedeutende und glückliche Rolle, welche Frankreich in der griechischen Frage spielte, kam ihm zu statten; nach außen war seine Stellung geachtet, im Innern blühte Handel und Gewerbe wie das geistige Leben. So ging denn nun Martignac auch daran, den straffen Bau des napoleonischen Verwaltungsorganismus mit frischem Leben zu erfüllen: Selbstverwaltung sollte in den Departements und Städten eingeführt werden, Wahl an Stelle der königlichen Ernennung der Beamten treten. Ein sehr folgenreicher Gedanke: jedoch den Liberalen ging der Gesetzentwurf nicht weit genug, den Reaktionären viel zu weit; sie stimmten dagegen, und der Minister blieb in der Minderheit. „Ich sagte es Ihnen wol", sagte König Karl zu Martignac, „es ist nicht möglich, mit den Leuten zu verkehren." Sehr ungern hatte er sich die Zustimmung zu der Einbringung des „anarchischen" Gesetzes abringen lassen und war innerlich froh über die Niederlage des Ministers, der weit davon entfernt war, durch die Hofcamarilla sich leiten zu lassen: eine Handhabe war jetzt gegeben, ihn los zu werden. Nur den Etat für 1830 ließ er ihn bei den Kammern noch durchbringen, dann konnte er gehen. War nicht der Zustand Frankreichs nach außen wie im Innern ein so befriedigender, daß es überhaupt keiner Zugeständnisse mehr an die Liberalen bedurfte? Und mit einer Kammer, in der die Linke die Majorität hatte, war da überhaupt eine Regierung möglich?

Der Widerstreit der Parteien. Durch einen Staatsstreich glaubte König Karl aller Schwierigkeiten der Lage ledig zu werden, um ungehemmt seinen reaktionären Neigungen folgen zu können. Der Artikel 14 der Charte gab dem Könige das Recht, Ordonnanzen zu erlassen, welche für die Ausführung der Gesetze und die Sicherheit des Staates erforderlich seien. Von einem willkürlichen, unbedingten Ordonnanzrechte des Königs war nicht die Rede. Indeß schien immerhin dieser Artikel eine Handhabe für den geplanten Staatsstreich zu bieten. In Polignac meinte er den rechten Mann für die Ausführung zu finden.

Der Fürst Julius von Polignac, 1780 geboren, hatte wegen Theilnahme an der Royalistenverschwörung des Jahres 1804 lange Jahre im Gefängnisse zugebracht; seit 1823 war er Gesandter Frankreichs am englischen Hofe. Er war ein Schwärmer, ohne gründliche Bildung, ein eigensinniger Charakter, durchdrungen von der unfehlbaren Richtigkeit seiner Meinungen; im Traume erschien ihm die Jungfrau Maria und forderte ihn auf, Frankreich von den Dämonen der Demokratie und des Unglaubens zu erretten. An dem unbedingten Ordonnanzrechte des Königs hegte er nicht den leisesten Zweifel. Bereitwillig entsprach er dem Auftrage des Königs, ein Kabinet zu bilden, um den Staatsstreich in geeigneter Weise vorzubereiten. Martignac wurde kurzweg entlassen, und am 8. August 1829 brachte der Moniteur die Namen der neuen Minister. Von einer Verständigung mit dem rechten Centrum, den konstitutionellen Royalisten, war nicht die Rede: es waren lauter Ultraroyalisten, jeder Name eine Kriegserklärung an die öffentliche Meinung Frankreichs. Selbst Kaiser Nikolaus äußerte, als er die Liste der neuen Kabinetsmitglieder las, bedenklich zu dem französischen Gesandten in St. Petersburg, dem Herzog von Mortemart: „Versucht der König einen Staatsstreich, so trägt er allein die Verantwortung."

In Paris vollends nahm man das neue Kabinet Polignac mit drohender Entrüstung auf; die dreiprozentige Rente fiel auf der Stelle um vier Francs. Es war klar, daß der König die Kammer auflösen, das Wahlgesetz ändern, wenn überhaupt eine neue Kammer noch berufen würde. Was dann? Noch war in Paris der Geist des Jakobinerthums nicht ausgestorben; zwar Napoleon hatte ihn mit derber Faust niedergehalten, dennoch hatte er unter dem freien Regimente der Bourbons mit den Bonapartisten sich verschwägert und mit dazu beigetragen, die fünfzehn bonapartistischen Verschwörungen ins Leben zu rufen, welche von 1815 bis 1829 ins Werk gesetzt waren. Einer ihrer Hauptführer war der greise Michel Angelo Buonarotti, ein alter Carbonaro, der sich von Musikstunden ernährte; seine Dachstube war das Hauptquartier dieser stillen Republikaner. Sie hatten junge Leute an sich heran gezogen und mit den Phrasen der Konventszeit berauscht, meist Studenten, arm an Gedanken und Mitteln, aber begeistert in ihrer Unkenntniß der Wirklichkeit für jede

Tollkühnheit, den schwarzen Brüdern der deutschen Burschenschaft nicht unähnlich. Es waren kaum mehr als dreißig, Cavaignac, Arago, Blanqui, Bastide u. A. Aber diese hatten unter den Vorstadtarbeitern Anhang geworben, streitlustige Leute, die schon 1827 im Barrikadenbau sich versucht hatten. Alle diese wollten eine Republik, und zählten dabei auf die Unterstützung der äußersten Linken in der Kammer, eines Laffitte und d'Argenson, vor Allem des alten Lafayette, den sie bei jeder Gelegenheit mit Ovationen überschütteten.

Selbst auf die Hülfe der Bonapartisten hoffte diese kleine, aber entschlossene Partei der republikanischen Jakobiner; aber wenn auch damals halb Frankreich dem Napoleonkultus huldigte, so fehlte es doch den Bonapartisten an jeder Organisation und vor Allem an einem anerkannten Oberhaupte.

Unterdessen saß in seinem Schlosse zu Valençay der greise Talleyrand und beobachtete aufmerksam die Entwicklung der Dinge. Ludwig XVIII. hatte ihm, als er 1823 gegen die spanische Intervention protestirte, die verhängnißvolle Frage vorgelegt, wie weit er rechne von Paris nach Valençay. Zwar hatte der Fürst ihm beißend geantwortet: „Wahrhaftig, Sire, ich weiß es nicht genau, aber es muß wenigstens doppelt so weit sein, wie von Paris nach Gent.“ Aber doch hatte er nicht umhin gekonnt, sich auf sein Schloß in der Provinz zurückzuziehen. Dort saß er voll Groll gegen die Bourbons. „Sie halten mich in Ungnade“, hörte man ihn sagen, „aber es liegt in mir etwas, das denjenigen Unglück bringt, die mich vernachlässigen.“ Der alte Ränkeschmied sah das kommende Unwetter aufsteigen: er knüpfte durch den General Sebastiani Verbindungen mit dem Herzoge von Orleans an, in dem er den Mann der Zukunft erkannte. Mit der Opposition in beiden Kammern hielt er es längst. Nach Schloß Rochecotte an der Loire — es gehörte seiner Nichte — lud er die jungen aufstrebenden Talente ein, Adolf Thiers, den der Deputirte Manuel ihm vorgestellt hatte, dessen Freund Franz Mignet und Armand Carrel. Das Ergebniß war, daß zum 1. Januar 1830 eine Zeitung gegründet wurde, der „National“, welche ausschließlich den Interessen der Orleans dienen und sie der öffentlichen Meinung für den Thron Frankreichs empfehlen sollte.

Zwar der Herzog Philipp von Orleans selber, 1773 geboren, der Sohn des Bürgers Egalité, ließ sich auf nichts ein. In Gemeinschaft mit Dumouriez hatte er einst flüchtig Frankreich verlassen müssen; Monate lang hatte er damals in den Alpen sich verborgen gehalten, endlich aus Noth unter dem Namen Chabaud-Latour die Stelle eines Lehrers der Geometrie an der Schule zu Reichenau in Graubünden angenommen. Später war er nach mehrjährigem Aufenthalte in Skandinavien, Amerika und England nach Sizilien gegangen, wo König Ferdinand ihm ein Asyl bot; 1809 hatte er sich mit dessen Tochter Amalie vermählt und war schließlich bald nach den Bourbons nach Frankreich zurückgekehrt. Hier lebte er im Palais Royal, das ihm zurückgegeben war, oder auf seinem Lustschlosse Neuilly, unbekümmert um Politik, zumeist im Verkehr mit Gelehrten und Schriftstellern. Mit einer gewissen Ostentation zeigte er, der erste Prinz von Geblüt, in seinem öffentlichen Auftreten eine schlicht bürgerliche Haltung und bekannte sich auch im Gegensatze zu den Bourbons zu freisinnigen Anschauungen, wie er denn an die Spitze der philhellenischen Bestrebungen sich stellte. Ludwig XVIII. betrachtete ihn daher mit Mißtrauen, als erstrebe er durch Volksgunst den Thron, aber Karl X. traute dem vorsichtigen und etwas hinterhaltigen Manne ganz unbedingt. In den Kreisen des liberalen Bürgerthums war man ganz für den „liberalen und nationalen“ Prinzen eingenommen; der Banquier Laffitte, der Advokat Dupin wurden nicht müde, ihn anzupreisen; und auch Talleyrand sah in ihm den rechten Mann für die Situation, der wol durch eine Parlamentsrevolution, wie 1688 Wilhelm III. den englischen, so den französischen Thron einnehmen könnte: ein Gedanke, dem auch der russische Gesandte in Paris Pozzo di Borgo, der Todfeind der Bonapartes, nicht ganz abgeneigt war.

Die Ordonnanzen. Bisher hatte der Gegensatz der Parteien nur in den Zeitungen sich Luft gemacht; die Ultraroyalisten waren es, welche den thatsächlichen Angriff eröffneten. In seiner Thronrede zur Eröffnung der Kammersitzungen am 12. März 1830 erklärte König Karl: „Wenn verbrecherische Ränke meiner Regierung Hindernisse bereiten sollten, die ich

nicht voraussehen will, so würde ich in meinem Entschlusse, den öffentlichen Frieden zu erhalten, aus dem gerechten Vertrauen der Franzosen und der Liebe, die sie ihren Königen immer bewiesen haben, die Kraft schöpfen, sie zu beseitigen." Wie sollte diese Drohung beantwortet werden? Nach sehr erregter Debatte nahm die Kammer mit 221 Stimmen gegen 141 den Entwurf einer Adresse an den König an, in welcher, wenn auch in den ehrerbietigsten Ausdrücken, ausgesprochen war: die Minister hätten das Vertrauen der Nation nicht; es bestände kein Einklang zwischen Regierung und Kammer. Der König fühlte durch diese Antwort auf seine Thronrede sich tief verletzt. „Sie sehen wol", sagte er zu Polignac, „daß es keine Ministerfrage ist, sondern daß die Regierung in Frage gestellt ist." Was sollte Polignac thun? „Wol ist Herr von Polignac sehr entschlossen", meinte die Zeitung „der Globe", „nur weiß er nicht, wozu." Die Kammer wurde vertagt und am 16. Mai aufgelöst. Durch Erfolge der äußeren Politik gedachte Polignac, der ja zugleich Ministerpräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, die Nation und die Kammern für sich zu gewinnen.

Gegen Algier wurde eine Expedition unternommen, welche den Kriegsruhm Frankreichs auffrischen, seinen Einfluß im Mittelmeere befestigen und die Unabhängigkeit Frankreichs von England außer Frage stellen sollte. Seit Jahren schon bestanden mit dem Dey Hussein Händel. Als er aber dem französischen Generalkonsul, welcher seiner Anmaßung entgegentrat, zur Antwort mit dem Fliegenwedel ins Gesicht schlug, da mußte das Maß überlaufen. Ein französisches Corps von 42,000 Mann unter General Bourmont landete am 13. und 14. Juni an der algierischen Küste, trieb Hussein's Janitscharen zurück und nahm nach mehrtägigem Bombardement das befestigte Kaiserschloß von Algier ein. Die Folge war, daß Algier am 5. Juli 1830 kapitulirte und der Dey sich mit seinen Schätzen und Weibern nach Neapel einschiffte. Eine ungeheure Beute fiel den Siegern in dem Raubstaate zu; allein an baarem Gelde fanden sie noch 48 Mill. Francs in dem Schatze des Dey.

Unter dem Eindrucke dieses Erfolges hoffte Polignac auf einen günstigen Ausfall der angeordneten Neuwahlen. Der König selbst erließ einen Wahlaufruf, in dem er sagte, daß die Haltung der letzten Kammer ihn als König beleidigt habe. Priester und Beamte waren wetteifernd bemüht, die Wahlen nach dem Wunsche der Regierung zu lenken. Dennoch wurden von den 221 Deputirten, welche für die Adresse gestimmt hatten, 202 wiedergewählt: die Opposition in der Kammer wuchs auf 272 Stimmen! Die Niederlage der Regierung war augenfällig. Pozzo di Borgo hatte Audienz bei König Karl: er fand ihn in seinem Kabinet in tiefem Sinnen; vor ihm lag die Verfassung: Artikel 14 war aufgeschlagen! Karl war entschlossen, die Nation nicht triumphiren zu lassen; er erklärte seinen Ministern, er werde auf Grund des Artikels 14 der Charte die nöthigen Ordonnanzen erlassen. Niemand wagte ihm zu widersprechen. Am Sonntag, den 25. Juli, um 11 Uhr Abends unterzeichnete sie der König und sandte sie sofort in die Druckerei des Moniteur, damit Frankreich schon am nächsten Morgen sie lese. Die Herzogin von Angoulême, Ludwig's XVI. Tochter, beglückwünschte ihn, daß er „endlich wieder König sei".

Die „große Woche". Am Montag früh las man im Moniteur, daß die Kammer, bevor sie noch zusammengetreten, schon aufgelöst und daß Neuwahlen angeordnet seien, daß die Preßfreiheit einstweilen aufgehoben und das Erscheinen der Zeitungen von einer vorhergehenden Ermächtigung abhängig sei, daß das Wahlgesetz abgeändert und die reaktionären Staatsräthe, welche Martignac entlassen, wieder in ihre Stellen eingesetzt seien. Paris nahm kaum Notiz davon; man ging am Abend wie gewöhnlich ins Theater, und die Arbeiter tanzten in den Vorstadtlokalen, wie es Montagssitte war. Nur an der Börse fiel die Rente um mehrere Prozent.

In erster Linie wurde indeß die Presse von den Ordonnanzen betroffen, und sie empfand den Schlag. Der „National" druckte sie sofort in einem Extrablatte ab, indem er das Volk nunmehr zur Steuerverweigerung aufforderte. Verschiedene Redakteure fanden sich in seinem Bureau ein: Thiers schrieb einen Protest der Zeitungen nieder, welche erklärten, den

Ordonnanzen sich nicht unterwerfen zu wollen. Als erster setzte er seinen Namen darunter, dann unterschrieben Graf Remusat, der Redakteur des „Globe“, Mignet, Carrel; 44 Namen im Ganzen wurden unter den Protest gesetzt und dann das Schriftstück in Tausenden von Exemplaren in der Hauptstadt verbreitet. Auf der Stelle wurden alle betheiligten Zeitungen verboten; trotzdem erschienen National, Temps und Globe am Dienstag, den 27. Juli, wie gewöhnlich. Die Polizei begab sich infolge dessen in die Druckereien dieser Zeitungen, schlug die Thüren ein und zerstörte die Pressen. Das führte zu Volksaufläufen, in der Rue St. Honoré wurden zwei Barrikaden gebaut, die Straßenlaternen wurden zerschlagen. Doch wurde unschwer die Ordnung durch Marschall Marmont, der zum Befehlshaber der Truppen in Paris ernannt war, wieder hergestellt. Auch einige dreißig Abgeordnete hatten sich bei dem Pariser Deputirten Casimir Perier versammelt; sie beschlossen, einen Protest gegen die Ordonnanzen zu veröffentlichen und nächsten Tages bei dem Deputirten Audry de Puyraveau im Faubourg Poissonnière sich wieder zusammenzufinden.



Einzug der Franzosen in Algier. Zeichnung von F. Lix.

Auch Lafayette hatte sich auf die Kunde von dem Vorgefallenen schleunigst nach Paris begeben und sich mit seinen jungen republikanischen Schützlingen und Verehrern in Verbindung gesetzt. Man versammelte sich im Bureau des National in der Rue du Croissant und kam zu dem Entschlusse loszubrechen. Thiers protestirte dagegen; man hörte nicht auf ihn, und verstimmt begab er sich aufs Land, um erst nach 48 Stunden, als schon Alles entschieden war, wieder zurückzukehren. In der Nacht, während Paris im Dunkel lag, wurde Alles zur Erhebung vorbereitet. Das Pflaster wurde aufgerissen, Barrikaden gebaut, Waffen vertheilt, das Zeughaus geplündert und auf dem Stadthause die dreifarbige Fahne aufgezogen. Es waren durchaus nur Studenten, zum Theil sogar blutjunge Gymnasiasten, und die Zöglinge des Polytechnikums, welche mit den ihnen folgenden Arbeiterscharen die Insurrektions-

armee bildeten, im Ganzen nicht über 8000 Mann stark. Die Bürgerschaft hielt sich ganz passiv; die Nationalgarde war 1827 aufgelöst worden. Die Besatzung von Paris dagegen betrug, obgleich mehrere Bataillone unlängst abkommandirt waren, 12,000 Mann; aber diese lagen schon seit 1 1/2 Jahren in Paris, so daß sie zu der Bevölkerung der Hauptstadt in vielfache nähere Beziehungen getreten waren; für zuverlässig konnten sie daher nicht gelten.

So hatte denn am Mittwoch, den 28. Juli, Paris ein völlig verändertes Ansehen. Es kam zu mehreren Zusammenstößen zwischen den Aufständischen und den Truppen, welche von den Tuilerien aus in vier Kolonnen gegen den Bastilleplatz, das Stadthaus, den Markt des Innocents und den Siegesplatz vordrangen. Von St. Cloud aus befahl der König, die Truppen sollten um die Tuilerien konzentrirt werden. Allein auf dem Rückzuge dorthin erlitten sie große Verluste, mehrere Abtheilungen wurden durch die Aufständischen abgeschnitten und mußten die Waffen strecken, andere gingen zum Volke über. Ein Versuch der bei Puyraveau versammelten Deputirten, dem Kampfe Einhalt zu thun, mißlang: die Minister lehnten es ab, die Deputation zu empfangen. Laffitte nahm jetzt die Leitung der parlamentarischen Bewegung in seine Hand, wie Lafayette die Führung des Straßenkampfes.

Durch die bisherigen Erfolge kühn gemacht, ging jetzt die Revolution zum Angriffe über. Schon in den frühen Morgenstunden des Donnerstags war sie Herrin des Pantheon, des Invalidenhauses, der Militärschule und bedrohte die Verbindung Marmont's mit St. Cloud. Polignac hatte in der Nacht eine Erscheinung der Jungfrau Maria gehabt und versicherte daraufhin dem Könige, es sei in Paris nichts zu fürchten. Aeußerst ungnädig wies Karl daher den Rath des Herzogs von Mortemart, der auf Urlaub in Paris anwesend war, zurück, zur Beruhigung der Hauptstadt die Ordonnanzen zurückzunehmen. Während dessen behauptete sich Marmont mit Mühe in seinen Stellungen auf dem Eintrachtsplatze, dem Boulevard Madeleine, dem Vendomeplatze und vor dem Louvre gegen die trotz aller Verluste andrängenden Aufständischen. Da gewann Casimir Perier die Offiziere der beiden Regimenter, welche den Vendomeplatz besetzt hatten, mit beredten Worten für die Sache des Volks: um Mittag traten die Regimenter zu den Aufständischen über. Talleyrand saß, aufmerksam die Vorgänge um ihn her beobachtend, in seinem Hotel in der Rue St. Florentin; man brachte ihm die Nachricht: er zog seine Uhr aus der Tasche und sagte ruhig: „Am 29. Juli, 12 Uhr 5 Minuten, hat der ältere Zweig der Bourbons aufgehört über Frankreich zu herrschen.“ Dann schickte er nach Neuilly und ließ dem Herzoge von Orleans sagen, am nächsten Tage nach Paris zu kommen.

Die Aufständischen drangen jetzt sofort gegen die Tuilerien vor, Cavaignac und Bastide an der Spitze. Eine Unordnung unter den Schweizern, welche das Schloß vertheidigten, schnell benutzend, drangen sie durch die Fenster des Erdgeschosses hinein: um 1 Uhr wehte die Tricolore auf dem Dache des Palastes. Marmont mußte sich auf den Eintrachtsplatz zurückziehen. Auch von anderen Seiten hatte die Revolution jetzt bedeutende Erfolge; gegen Abend waren die Aufständischen die Herren von Paris: Marmont mußte bis St. Cloud weichen. Da aber trat die Nationalgarde, 50,000 Mann stark, wohl bewaffnet und wohl organisirt, unter Waffen und besetzte die Hauptstadt. Sie wollte von Revolution und Republik nichts wissen: ohne einen Schuß war den Aufständischen die Frucht ihres blutig erkauften Sieges entrissen. Auch Lafayette trennte sich jetzt von ihnen: er nahm den von den Deputirten ihm angebotenen Oberbefehl über die Nationalgarde an. Zugleich wurde ein Stadtausschuß zur Wiederherstellung der Ordnung ernannt.

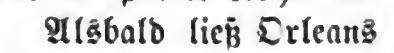
Jetzt endlich entschloß sich König Karl, die Ordonnanzen zurückzunehmen und das Ministerium Polignac zu entlassen. Der Herzog von Mortemart wurde mit der Bildung eines neuen Kabinetes beauftragt; aber erst am Freitag, den 30. Juli, Morgens unterzeichnete der König die betreffenden Dekrete. Schon aber hatte man in Paris an allen Straßenecken einen Aufruf gelesen, welcher in bündigen, kurzen Sätzen den Herzog von Orleans für den Thron Frankreichs empfahl. Thiers hatte ihn auf Talleyrand's Veranlassung verfaßt.

Die Deputirten, welche sich am Morgen bei Laffitte versammelten, waren daher kaum überrascht, als der Abgeordnete Delessert den Antrag stellte, dem Herzoge von Orleans die Krone oder wenigstens, wie er auf Talleyrand's Rath hinzufügte, die Statthalterschaft zu übertragen. Man beschloß indeß, sich um Mittag möglichst zahlreich im Palais Bourbon, dem Sitzungslokale der Abgeordnetenkammer, zu versammeln und dort weiter zu berathen. Um dieselbe Stunde traten im Luxembourg die Pairs zusammen; hier war es Sebastiani, welcher die Statthalterschaft Orleans' vorschlug. Es kam zu einer Verständigung zwischen beiden Kammern, und auf das Drängen Laffitte's beschloß die Deputirtenkammer, dem Herzoge die Botschaft seiner Ernennung zum Statthalter durch eine Deputation mitzutheilen. Allein als diese um 6 Uhr Abends sich ins Palais Royal begab, war der Herzog nicht da.

Er war aber auch nicht in Neuilly. Laffitte hatte ihn vor den Intriguen der Hofcamarilla gewarnt, so daß der Herzog in dem im Walde versteckten Jagdhause von Raincy sich verborgen hatte. Als die Boten aus Paris anlangten, als Thiers kam, ihn abzuholen, weigerte sich die Herzogin Amalie doch, den Versteck ihres Gemahls zu verrathen; aber seine Schwester, Madame Adelaide, verbürgte sich für sein Erscheinen in Paris. „Man bringt heute die Krone in Ihr Haus“, sagte Thiers bedeutungsvoll. Die Prinzessin Adelaide rief den Herzog aus Raincy nach Neuilly; sie steckte ihm eine dreifarbige Schleife an Hut und Rock und drängte ihn in den Wagen. Indeß kaum war er abgefahren, so schickte er den Wagen zurück und ging mit seinen drei Adjutanten zu Fuß nach Paris; gegen Mitternacht langte er unerkannt im Palais Royal an.



Adelaide, Prinzessin von Orleans.



Alsbald ließ Orleans den Herzog von Mortemart, den neuen Ministerpräsidenten, zu sich rufen. Nachts um 3 Uhr am Sonnabend, den 31. Juli, trat dieser in sein Kabinet. „Herzog“, rief Orleans dem Eintretenden entgegen, „sagen Sie dem Könige, daß man mich mit Gewalt nach Paris geschleppt hat, daß ich mich aber lieber würde in Stücke hauen, als mir die Krone aufs Haupt setzen lassen.“

Schon um 7 Uhr Morgens erschien die Deputation der Kammer von Neuem im Palais Royal. Orleans ließ Dupin und Sebastiani in sein Kabinet rufen und fragte sie, ob sie meinten, daß er ohne des Königs Ermächtigung die Statthalterschaft annehmen könne. Sie hatten natürlich keinen Zweifel; dennoch sandte er Sebastiani zu Talleyrand, um dessen Rath einzuholen. „Soll annehmen!“ lautete die lakonische Antwort. Jetzt erst empfing der Herzog die seit anderthalb Stunden ungeduldig harrende Gesandtschaft, indeß nur, um sich Bedenkzeit zu erbitten. „Dazu ist keine Zeit“, riefen mehrere der Deputirten ihm lebhaft entgegen, „man wird im Stadthause unverzüglich die Republik ausrufen, wenn Sie sich nicht entscheiden.“ Nochmals zog sich der Herzog mit Dupin und Sebastiani in sein Kabinet zurück

und entwarf eine Proklamation an die Bewohner von Paris, in welcher er die Annahme der ihm übertragenen Würde erklärte und mit dem Versprechen schloß: „Die Verfassung wird fortan eine Wahrheit sein!“

Der Aufruf wurde sofort gedruckt und an allen Straßenecken angeschlagen; im Palais Bourbon wurde auf der Stelle eine Antwortsadresse entworfen, welche mit der gleichen Zusage schloß: „Die Verfassung wird fortan eine Wahrheit sein!“ In Gemeinschaft überbrachten alle anwesenden Deputirten sie in das Palais Royal; Laffitte las die Adresse dem Herzoge vor, dann traten Beide auf den Balkon des Schlosses und umarmten sich vor den Augen der Tausende von Nationalgarden, welche den Platz füllten und begeistert Hoch riefen zu dieser Verbrüderung des Bürgerthums mit den Orleans.

Unterdessen kümmerte sich aber der Stadtausschuß nicht im Geringsten um das, was im Palais Royal vor sich ging. Im Stadthause waren die alten Jakobiner und die jungen Studenten noch eine Macht; sie bestürmten den greisen Lafayette, die Republik zu proklamiren und selbst an deren Spitze zu treten; aber Andere wieder, wie Graf Remusat und Odilon Barrot drängten ihn, sich für Orleans zu erklären. Da ließ der neue Statthalter bei ihm anfragen, ob er es für angemessen hielte, daß er im Stadthause sich zeige. „Er komme nur!“ antwortete Lafayette dem Boten, seine Gedanken enthüllend.

Es war 1 Uhr Mittags geworden, bevor der Herzog über halbzerstörte Barrikaden, durch die Reihen finster blickender Vorstadtkämpfer zum Stadthause gelangte. Treppen, Vorsäle standen gedrängt voll Menschen, die den Herzog mit Mißtrauen musterten. Lafayette ging dem Eintretenden entgegen und reichte ihm eine dreifarbige Fahne. Orleans ergriff den alten General bei der Hand, trat mit ihm auf den Balkon des Stadthauses, schloß ihn in seine Arme und küßte ihn, die Fahne schwenkend, wiederholt. Das wirkte: die Tausende, welche den Greveplatz füllten, brachen in begeisterte Jubelrufe aus. „Es lebe der Herzog!“ hallte es brausend wieder. Die Republikaner waren endgiltig überwunden. Alle Häuser legten tricoloren Schmuck an; alle Fenster wurden illuminirt. In allgemeinem Freudenrausche endigte die „große Woche“.

Die Abdankung der Bourbons. Die Nachricht von diesen Vorgängen wirkte erdrückend auf den greisen König. Die Herzogin von Berry aber war entschlossen, mit ihrem jungen Sohne, dem Herzoge von Bordeaux, sich nach Paris zu begeben, um ihm den Thron zu sichern. Indeß Karl gab es nicht zu; er beschloß vielmehr von Trianon, wohin er sich von St. Cloud begeben hatte, nach Rambouillet sich zurückzuziehen. Aus benachbarter Garnison hatte er gegen 12,000 Mann um sich versammelt, mit denen er jenseits der Loire den Kampf um die Krone aufzunehmen gedachte. Er setzte sich zu Pferde an die Spitze des Zuges, neben ihm in Mannskleidern die Herzogin von Berry mit ihren beiden Kindern. Allein die Disziplin der Truppen war sehr gelockert, bald wurde die Desertion allgemein; am Morgen des 2. August verließen drei Reiterregimenter das Schloß, um der Pariser Bewegung sich anzuschließen. Da gab der König den Gedanken an Widerstand auf. Er hatte eine Aussöhnung mit Orleans gesucht, indem er ihm die Bestätigung der angenommenen Statthalterwürde zusandte; allein an demselben Morgen des 2. August sandte Orleans sie zurück: er wäre durch die Wahl der Kammern Reichsverweser. Das brachte Karl's Entschluß zur Reise; er schrieb an Orleans zur Antwort, daß er selbst und der Herzog von Angoulême, der Dauphin, der Krone Frankreichs zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux entsage.

Die Herzogin Amalie drängte ihren Gemahl, jetzt den jungen Heinrich V. als König zu proklamiren; allein der Herzog überließ den Kammern die Entscheidung, und suchte zunächst den alten König zum Verlassen Frankreichs zu bewegen. Er schrieb ihm, daß bewaffnete Insurgentenhaufen einen Zug nach Rambouillet planten; als das aber nicht wirkte, ließ er 6000 Mann Nationalgarde unter Lafayette sich in demonstrativer Weise gegen Rambouillet in Bewegung setzen, als sollten sie die königliche Familie vor drohenden Pöbelrotten beschützen.



Der Herzog von Orleans auf dem Wege zum Stadthaus. Zeichnung von F. Lix.

Durch Abgesandte, unter denen sich Marschall Maison und Odilon Barrot befanden, wurde deren Nahen in Rambouillet angezeigt. Da verließ denn Karl das Schloß; von Maintenon sandte er die Kronjuwelen an den Herzog von Orleans und begab sich dann, begleitet von seiner ganzen Familie und seiner gesammten Leibwache, nach Cherbourg, wo er am 16. August nach England sich einschiffte. Dasselbe Schloß Holyrood in Edinburgh, in welchem der Emigrant lange Jahre gewohnt hatte, nahm jetzt den Entthronten wieder auf; 1836 ist er in Görz gestorben.

Der Bürgerkönig. Philipp von Orleans hatte nichts gethan, um Karl X. die Krone zu nehmen; er hatte niemals gegen ihn konspirirt; jetzt war sie dem weißen Haupte des Bourbon entglitten: sollte er sie aufnehmen? „Philipp", mahnte die Herzogin ihn, „willst du Bordeaux verleugnen?" Aber von der andern Seite drängte Madame Adelaide den Bruder, die am Boden liegende Krone aufzuheben: er that es zögernd, aber mit weichendem Widerstreben. Am 2. August wollte er noch Heinrich von Bordeaux den Kammern vorschlagen und „halten, so lange er könne." Am 3. überging er bei der Eröffnung der Kammern, daß König Karl und der Dauphin nur zu Gunsten Heinrich's V. abgedankt hatten, mit Stillschweigen; am 4. erklärte er seine Bereitwilligkeit, in einen Wechsel der Dynastie zu willigen.

Vor einigen Tagen noch hatte Orleans zu dem Deputirten Berard von den alten republikanischen Gefühlen in seinem Herzen gesprochen, die ihn hinderten an die Krone zu denken. Aber Berard erwiederte ihm damals: „Was wir brauchen, ist ja gerade ein Bürgerkönig!" Und genau so wie Berard dachte die Mehrzahl der Deputirten: am 7. August faßten sie mit 219 gegen 33 Stimmen den Beschluß, dem Herzog von Orleans die Königskrone anzutragen. Sämmtlich begaben sie sich am Nachmittage ins Palais Royal; Laffitte las dem Herzoge den Beschluß der Kammer vor; nicht ohne innere Bewegung sprach Orleans die Annahme der Krone aus; dann trat er Hand in Hand mit Lafayette auf den Balkon hinaus, und der alte Republikaner rief der zu Tausenden vor dem Palais versammelten Volksmenge zu: „Hier ist der Fürst, den wir brauchten. Wir konnten nichts schaffen, das der Republik näher käme." Das Wort hatte eine gewisse Wahrheit: denn es war ein Vertragskönigthum, das die Kammer geschaffen hatte. In einer Reihe der wichtigsten Bestimmungen hatte sie zugleich die Verfassung geändert. Gewährung von Wahl- und Preßfreiheit, von Ministerverantwortlichkeit und populärer Verwaltung, überhaupt genaue Innehaltung der Verfassung: das waren die Bedingungen, unter welchen sie die Krone auf Philipp von Orleans übertrug. Dem entsprechend hatte er „Louis Philipp, König der Franzosen" sich zu nennen; „Philipp V. von Frankreich" würde an Erbrecht erinnert haben.

An demselben Abend noch traten die Pairs zusammen. Chateaubriand, der Dichter und Minister Ludwig's XVIII., vertheidigte in begeisterter Rede die Ansprüche des jungen Heinrich V.; es war umsonst. Mit 89 gegen 25 Stimmen — denn von 392 Pairs waren nur 114 erschienen — nahm die Pairskammer den Beschluß der Deputirten an und erschien spät in der Nacht im Palais Royal, um den Bürgerkönig zu begrüßen.

Die Julirevolution war abgeschlossen: ein Gefühl der Erleichterung und Befreiung ging durch Paris, durch Frankreich. Aber doch war sie, wie man rückwärts schauend leicht erkennt, für Frankreich ein großes nationales Unglück: sie zerstörte die Begeisterung, das frische Aufblühen, welches die Restauration gezeitigt hatte, sie untergrub die Sicherheit des Vertrauens in eine ungestörte Entwicklung der Zukunft. An die Stelle des freudigen Ringens nach idealen Zielen, der vertrauensvollen Zuversicht in den schließlichen Sieg des Guten trat Herrschaft der Phrase, trat Streit um Macht, um materiellen Gewinn. Kaum giebt es darum heute einen urtheilsfähigen Franzosen, der die Julirevolution nicht schmerzlich beklagte. Aber durch die übrigen Länder Europa's ging sie wie ein heller Weckruf: die Völker überkam das Gefühl, daß die unselige Nacht der Heiligen Allianz herum wäre, und von fern ein neuer Morgen tagen wolle.



Parlamentswahl.

Die Parlamentsreform in England.

Mit einer gewissen Befriedigung stellten die französischen Zeitungen die Julirevolution in Vergleich mit der „glorreichen“ Revolution, welche England 1688 erfahren hatte. Es war ja richtig, daß das Königthum Wilhelm's III. auch auf einem Vertrage mit dem englischen Parlamente beruhte, aber dies Parlament war weder eine Vertretung des Volkes noch viel weniger eine solche des in den Julitagen siegreichen Bürgerthums: es war eine sehr aristokratische Institution, welche die Regierung im Interesse gewisser Standes- und Familiengruppen führte. In die beiden großen Koterien der Tories und Whigs theilten sich die Berechtigten, nicht sowol nach politischem Gegensatze als nach Familienverbindung und subjektiver Neigung. Zwar waren unter den Namen der Adressers und Abhorrers 1680 aus einem politischen Gegensatze diese beiden Parteien entstanden, und im Allgemeinen zeigten sich auch die Tories konservativer als die Whigs, aber in der Behauptung ihrer parlamentarischen Exklusivität waren beide Parteien gleich starr, in erster Linie darauf bedacht, Niemand der zahllosen Draußenstehenden in den geheiligten Kreis der parlamentarischen Vertretung zuzulassen, nächstdem aber bei den Wahlen einander die Majorität abzuringen, um dadurch an die Regierung zu kommen. Denn der König war gehalten, seine Minister aus der jeweiligen Majorität des Hauses der Gemeinen zu nehmen. Der eigentlich politische Standpunkt der Mitglieder der beiden Häuser des Parlaments, zumal des Unterhauses, war daher durch die Koterie kaum eingeengt: es gab Tories, welche liberaler als die meisten Whigs waren und umgekehrt, ohne daß sie darum zur Gegenpartei überzutreten brauchten.

England nach dem Kriege. Der Kanal war nicht breit genug, um die großen Ideen der Zeit von dem Inselreiche fern zu halten. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Reform des Parlamentes wurzelte sich in weiten Kreisen an, aber der langjährige Kampf gegen den napoleonischen Militärdespotismus drängte alle auf Parlamentsreform gerichteten Bestrebungen zurück. Sobald aber der Krieg beendigt war, erhob sich die Bewegung in täglich mehr anschwellender Strömung: eine demokratische Partei außerhalb des Parlamentes bildete sich, welcher die Noth der Zeit zahllose Anhänger zuführte. Die Kontinentalsperre hatte ja auch in England sehr zahlreiche Existenzen ruinirt; der Krieg hatte die Staatsschulden seit 1803 von 597 auf 1054 Millionen Pfund Sterling gesteigert, so daß die Aufbringung der Zinsen eine Erhöhung der Abgaben nothwendig machte; die früheren Kornzölle wurden erneuert, auf die nöthigsten Lebensmittel Steuern gelegt. Durch das

Maschinenwesen hatte zwar die englische Industrie einen ungeheuren Aufschwung genommen, aber zugleich waren durch dasselbe viele Tausende von Fabrikarbeitern brotlos geworden, wenn auch viele Fabriken große Vorräthe auf Lager gearbeitet hatten. Mit dem Abschlusse des Friedens überschwemmten diese nun den ganzen Kontinent mit englischen Fabrikaten, aber auch hier hatte die Kontinentalsperre nicht wenige Fabriken ins Leben gerufen, so daß der Absatz der englischen Waaren bei Weitem nicht der gehoffte war. Dazu kam die Mißernte des Jahres 1816, welche die Preise aller Lebensmittel außerordentlich steigerte, da ja alle Zufuhr vom Kontinent mit hohen Zöllen belegt war. Die hungernden und darbenden Arbeiter rotteten sich zusammen; der Agitator James Hunt zog im Lande umher, hielt Reden über den Druck der Abgaben, ihre ungerechte Vertheilung und schürte den Unwillen gegen die Regierung. Bald wurde die Unzufriedenheit ganz allgemein. Zusammenrottungen, Massenversammlungen fanden an vielen Orten statt. Die Regierung verbot das Waffentragen, suchte die Presse zu zügeln, hob die Habeas-corpus-Akte, welche die persönliche Freiheit garantirte, auf: es war Alles umsonst; noch 1819 setzte sich eine Massenprozession von vielleicht 80,000 Arbeitern in Bewegung und verlangte Abschaffung der Kornzölle und gleichmäßige Vertretung des Volkes im Parlament.



Empfang der Königin Karoline in London.

Denn die Ueberzeugung hatte sich festgesetzt, daß in der Zusammensetzung des Parlamentes nach Sonderinteressen der Hauptschaden Englands läge. Wol wurden allzu dreiste Zeitungsschreiber vor die Geschworenen gestellt: aber die öffentliche Meinung nahm so stark gegen die Regierung Partei, daß die Jury die Angeklagten freisprach.

Der Prozeß der Königin. Und wirklich, fast schien es, als lege es der Prinzregent Georg absichtlich darauf an, sich bei seinem Volke verächtlich zu machen. Georg III. war ein ehrenwerther Mann, wenn auch von beschränktem geistigen Gesichtskreise gewesen; Gemüthskrankheit hatte ihn schon seit Jahren unfähig gemacht, die Regierung zu führen. So war das Regiment auf den Prinzen von Wales übergegangen, seinen ältesten Sohn. Aber dieser war ein sittlich verkommener Mensch, durch Laster aller Art verdorben; seine Nächte verbrachte er am Spieltische, und die Bezahlung seiner Schulden suchte er dem Lande aufzubürden; sein Ehrgeiz war, der erste Elegant Englands zu sein: und doch übertraf selbst auf diesem Gebiete ihn Mr. Brummel. Wiewol heimlich mit Lady Fitzherbert, einer schönen Irländerin, verheirathet, ging er doch, um eine Erhöhung seiner Apanage vom Parlamente auszuwirken, eine ebenbürtige Vermählung mit Karoline von Braunschweig ein, der Tochter Herzog Ferdinand's. Seine Tochter war die Prinzessin Charlotte, Thronerbin Englands, mit

welcher Prinz Leopold von Sachsen, der spätere König von Belgien, eine ebenso kurze wie glückliche Ehe führte.

Sobald der Tod Georg's III. den Prinzregenten 1820 auf den englischen Thron rief, forderte er von seiner Gemahlin Karoline Verzicht auf die Rechte einer Königin gegen ein Jahrgeld. Unmittelbar nach der Geburt der Prinzessin Charlotte hatte sich Karoline von ihrem Gemahl getrennt und in ländlicher Zurückgezogenheit gelebt; die letzten Jahre indeß hatte sie auf Reisen im Süden und im Orient, zumeist aber am Comersee zugebracht. Ihre Antwort auf das unwürdige Verlangen war, daß sie in Dover ans Land stieg. Mit Glockengeläute und stürmischen Hochrufen der Bevölkerung wurde sie empfangen. Die ganze Verachtung, welche England gegen König Georg IV. empfand, machte sich in den begeisterten Zurufen und Freudenbezeigungen Luft, mit welchen die königliche Dulderin auf der Fahrt von Dover bis London begrüßt wurde. In der Hauptstadt stieg sie bei dem Alderman Wood ab, halb betäubt von den stürmischen Ovationen, die ihr zutheil wurden; später verlegte sie ihre Residenz nach Brandenbourg-House. Die Rache des Königs war, daß er durch Lord Liverpool bei dem Oberhause gegen die Königin Karoline eine Anklage auf Untreue einreichen ließ. Die Belastungszeugen, welche der König aus Italien kommen ließ, konnten nur bei Nacht unter militärischer Bedeckung nach London geschafft werden: so drohend war die Haltung des Volkes. Henry Brougham vertheidigte die Königin glänzend; sie schickte sich zu einer Gegenklage vor dem Unterhause an: da hielt es der König doch für gerathen, die Anklage zurückzuziehen. Zum zweiten Male brach der Jubel des Volkes los; drei Abende hinter einander war London glänzend illuminirt. Zur Vergeltung versagte der König seiner Gemahlin die Theilnahme an der Krönung: in sechsspännigem Galawagen erschien sie vor der Westminsterabtei; allein alle Thüren waren verschlossen. Drei Wochen danach war sie todt (7. August 1821). Ganz London sprach von Gift; das Volk verlangte, daß der Leichenzug der „gemordeten“ Königin am Palaste des Königs vorbeizöge; es kam sogar zu einem blutigen Handgemenge zwischen der Bevölkerung und den kommandirten Soldaten. Ekel erregend war der Abgrund der sittlichen Verworfenheit der höchsten Stände, welchen dieser Prozeß vor Jedermanns Augen enthüllte: der Ruf nach Parlamentsreform erneuerte sich 1821 in bedrohlicher Stärke und fand in weitesten Kreisen Wiederhall.



George Canning.

George Canning. Nicht minder erregte es den Haß des ehrenwerthen englischen Volkes, daß die Regierung mit Eifer auf die Unterdrückungspolitik der Heiligen Allianz einging und die freiheitfeindlichen Maßregeln Metternich's guthieß oder gar förderte. Man sprach in London davon, das ganze Ministerium mit einem Male zu ermorden. In erster Linie richtete sich der allgemeine Haß gegen den fanatischen Marquis von Londonderry, Henry Castlereagh, den Minister des Aeußern. Den gleichen Eifer, welchen er für die Niederwerfung der napoleonischen Macht gezeigt, hatte er auf dem Wiener Kongreß für die Förderung der Reaktion entfaltet. Allein der Druck der öffentlichen Meinung war mit den Jahren so stark auch auf ihn geworden, daß er schließlich ihr doch nicht mehr zu trotzen

wagte: zum Kongresse von Verona entsandte er Lord Wellington mit der bestimmten Anweisung, gegen die geplante Intervention in Spanien sich auszusprechen. Indeß kurze Zeit darauf steigerte sich das Gehirnleiden, an dem er seit Jahren litt, so sehr, daß er in förmlichen Verfolgungswahnsinn verfiel; fortwährend sah er sich von furchtbaren Schreckbildern bedroht: am 12. August 1822 legte er Hand an sich und zerschnitt sich mit einem Federmesser die Halspulsader.

Aber auch die übrigen Minister hatten allmählich einzulenken versucht; die Finanzen wurden vor Allem wieder ins Gleichgewicht gebracht. Durch Ersparnisse im Dienst gewann man 3 Millionen Pfund Sterling, durch Verminderung der Pensionen 2, durch Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld auf 4 Prozent 2; so wurden allmählich die Ausgaben den Einnahmen entsprechend. Ein Zugeständniß an die öffentliche Meinung war es auch, daß Lord Liverpool und Wellington bei König Georg, der den aufgeklärten Mann nicht leiden konnte, die Ernennung von Canning zum Nachfolger Castlereagh's durchsetzten.

George Canning war 1770 in London geboren; die Familie jedoch stammte aus Irland. 1793 ins Parlament gewählt, schloß er sich den Tories an; der Abschaffung des Sklavenhandels und der Emanzipation der Katholiken galt sein ganzer Eifer. Durch Pitt gelangte er in das Ministerium, trat jedoch mit dessen Tode wieder aus; indeß schon 1807 ward er wieder zum Minister, und zwar für die auswärtigen Angelegenheiten, ernannt. Das Duell mit Castlereagh (S. 514), in welchem er leicht verwundet wurde, wurde für ihn der Anlaß, wieder zurückzutreten. Acht Jahre später, während deren er Gesandter in Lissabon gewesen, wurde er zum dritten Male Minister (für Indien), zog sich aber sofort zurück, als der Prozeß gegen die Königin Karoline von dem Kabinet begonnen wurde, und ging auf Reisen. Von diesen zurückgekehrt, trat er im Unterhause so nachdrücklich für die Emanzipation der Katholiken ein, daß das toriestische Ministerium daran dachte, den unbequemen Parteigenossen als Generalgouverneur von Indien aus London zu entfernen: als Castlereagh starb.

Als Minister faßte Canning die realen Verhältnisse klar und ohne Vorurtheil ins Auge: er war liberal mit Mäßigung, thatkräftig mit Bedachtsamkeit. Um die Interessen des englischen Handels zu fördern, anerkannte er die Unabhängigkeit der spanischen Kolonien in Amerika; aus ähnlicher Ursache trat er für die Befreiung Griechenlands ein; aber er erkannte zugleich, daß durch die Verbindung mit den Volksbewegungen England ein ungeahntes Uebergewicht in Europa erhalten könne. Daher löste er zuerst England aus dem Bann der reaktionären Politik der Heiligen Allianz und führte es in freiere Bahnen. Diese Grundsätze übertrug er auch, als er im April 1827 an die Spitze des Ministeriums getreten war, auf die innere Politik. Er setzte die Herabsetzung der Kornzölle bei steigenden Getreidepreisen im Interesse der ärmeren Bevölkerung durch. Dann wandte er sich den großen Aufgaben seiner Jugend zu. Er brachte das Gesetz durch, welches den Sklavenhandel mit der Strafe des Seeraubes belegte; aber seine Katholikenemanzipationsbill fiel mit einer Majorität von wenig Stimmen im Unterhause, während das Haus der Lords überhaupt dagegen war. Indeß er gedachte „die Phalanx seiner Feinde zu durchbrechen"; allein schon am 8. August 1827 starb er.

Das Ministerium Wellington und die Katholikenemanzipation. Lord Godrich war der Erbschaft Canning's nicht gewachsen; am 2. Januar 1828 trat das Ministerium Wellington-Aberdeen sie an. Es war eine schwere Aufgabe, die der alte Kriegsheld Wellington damit auf sich nahm. Allein das Kabinet umfaßte noch mehrere Gesinnungsgenossen Canning's, wie Huskisson, Henry Temple (den späteren Lord Palmerston) und vor Allem Sir Robert Peel, welcher 1821—27 Minister des Innern gewesen war. Es war demnach begreiflich, daß es in den Bahnen Canning's fortzuwandeln strebte. Huskisson bewirkte mehr und mehr das Aufgeben der Schutzzölle und lenkte so allmählich in die Bahn des Freihandels ein. Der Katholikenemanzipation aber stimmte der Herzog selber zu.

Wol hatte Pitt 1800 die Union des englischen und des irischen Parlamentes durchgesetzt; aber sein Gedanke, die Iren den Engländern gleichzustellen, war an dem Widerstande Georg's III. gescheitert. Doch hatte seitdem die Frage nicht mehr geruht; Irland

befand sich fortwährend in unwilliger Aufregung gegen die Korporationsakte, welche städtische Beamte zu dem Nachweise verpflichtete, daß sie das Abendmahl nach dem Ritus der anglikanischen Hochkirche empfangen hätten, und gegen die Testakte, welche jeden öffentlichen Beamten verpflichtete, das Dogma von der Transsubstantiation, eine Grundlehre des katholischen Bekenntnisses, abzuschwören: jene also schloß die Katholiken von allen städtischen, diese von allen politischen Aemtern aus, beides Gesetze, welche dem Geiste des 17. Jahrhunderts, aus dem sie stammten, wo die Welt noch religiöser und der Katholizismus furchtbarer gewesen war, wol entsprachen, aber nicht mehr demjenigen des 19. Jahrhunderts.



Sir Robert Peel.

Selbst anglikanische Bischöfe meinten, daß durch solche Gesetze die Religion nur in Mißkredit gebracht würde. Dennoch wies das Parlament Lord John Russell's Antrag auf Aufhebung dieser Gesetze zurück. Eine leidenschaftliche Aufregung bemächtigte sich infolge dessen der Katholiken Irlands; die katholische Gesellschaft in Dublin wurde gestiftet, deren Seele der Advokat Daniel O'Connell war; allenthalben in Irland entstanden Zweigvereine derselben, deren Ziel Repeal (Aufhebung der Union) war. Mit ungeheurer Majorität wurde O'Connell, obgleich es ungesetzlich war, in das englische Parlament gewählt.

Wellington war mit Peel einverstanden, daß ohne Nachgeben Irland nicht wieder beruhigt werden könnte. Der Antrag auf Emanzipation der Katholiken ging von Neuem an das Parlament: an die Stelle der von jenen Akten vorgeschriebenen Bestimmungen sollte

die an Eidesstatt gegebene Versicherung treten, daß das Amt niemals zur Schädigung der anglikanischen Kirche gemißbraucht werden solle. Dem stimmte das Unterhaus jetzt zu; im Oberhause trat Wellington persönlich für die Bill ein; viele Tories erschienen daher bei der Abstimmung nicht, so daß am 10. Juni 1829 die Bill auch bei den Lords durchging. Die Katholiken waren damit, wenn sie jenes Versprechen „bei dem wahren Gott der Christen" gaben, den Evangelischen gleichgestellt: eine der Hauptbestimmungen der englischen Verfassung war gefallen.

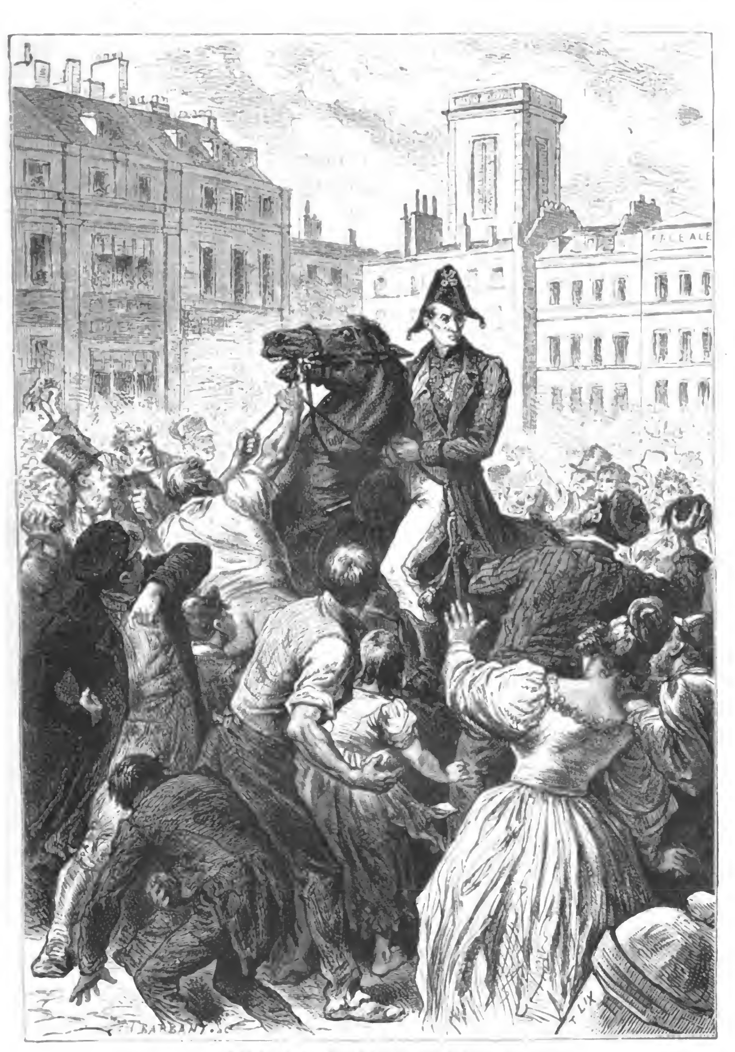
Die Parlamentsreform. Wol war Wellington von vornherein der Ansicht gewesen, daß wie ein Feldherr nicht alle Positionen behaupten könnte, so es auch ein Staatsmann nicht vermöchte. Jetzt aber war er der Meinung, daß die Nation genug Freiheiten hätte, und eine weitere Veränderung der Verfassung nicht angemessen wäre. Die Nation jedoch war mit nichten dieser Auffassung. Gerade der Sieg der öffentlichen Meinung in der Katholikenfrage erweckte allenthalben den Eifer, nun auch die Hauptfrage, die Reform des Parlaments, in Angriff zu nehmen. Davon indeß wollte Wellington, reaktionär gesinnt wie er war, am wenigsten etwas wissen; und auch das Parlament war auf das Entschiedenste dagegen, sich reformiren zu lassen.

Da starb aber am 26. Juni 1830 Georg IV. Ihm folgte sein Bruder Wilhelm, Herzog von Clarence. Es mußte also nach englischem Brauche das Parlament aufgelöst und neue Wahlen angeordnet werden.

Eine Parlamentswahl aber ist ein Akt, bei dem das englische Volk, soweit es wahlberechtigt ist, seine ganze Wichtigkeit fühlen lernt. Mit allen Mitteln machen Whigs wie Tories dann auf die Stimmen der Wähler Jagd. Die Kandidaten stellen sich den Wählern vor; große Staatsmänner, reiche Besitzer, berühmte Seehelden verbeugen sich ehrfurchtsvoll vor der gemischten Menge; Jauchzen und Zuruf oder Quäken und Pfeifen begrüßt sie wechselsweise und begleitet alle eindringlichen oder ergötzlichen Abschnitte ihrer Reden; sie lassen sich herab, schön mit dem Volke zu thun, sie versprechen das Beste, ja eine lebenslängliche und unbedingte Hingebung für seine Interessen; sie schmähen den Gegner, sie ziehen seine frühere Geschichte, die Künste, deren er sich gegenwärtig bedient hat, ans Licht; sie zeigen Zuversicht zu dem Ausfalle des Wahlkampfes und würzen mit derben Späßen ihre Rede. Auch die Freunde der Kandidaten treten gegen einander auf. Es giebt keine gehässige Anschuldigung, keine Schmähung, welche sie nicht gegenseitig auf einander häufen. So wird das Volk ergötzt und gestreichelt und nebenbei freigebig mit Branntwein und Bier traktirt. Aber doch ist Alles nur Schein; die Wähler geben doch ihre Stimme, wem sie wollen oder müssen.

Denn eine Vertretung des Volkes war das Parlament in seiner damaligen Zusammensetzung durchaus nicht. Das Unterhaus zählte 658 Mitglieder, nämlich 513 für England, 45 für Schottland, 100 für Irland. In England hatten aber 31 Städte über 10,000 Einwohner, darunter mehrere sogar über 100,000 Einwohner, kein Wahlrecht. Dagegen besaßen dies 204 Burgflecken mit meist winziger Einwohnerzahl; 75 darunter enthielten nicht einmal 50 Wähler. Ueber 125 Plätze im Unterhause besaßen Lords die Verfügung, über 70 Mitglieder des Unterhauses selbst, über 6 die Regierung; also 201 Mitglieder des Hauses wurden durch persönlichen Einfluß bestimmt; in der Mehrzahl der Burgflecken konnte man die Wahl für 50—60 Pfund Sterling erkaufen. Nicht besser stand es in Schottland und Irland; die Wahlbestechung war dort eben so groß und wurde sogar noch offener betrieben.

Nun fiel mitten in die Zeit der Neuwahl die Julirevolution. Sie gab den Engländern einen gewaltigen Antrieb, die Errungenschaften der Franzosen jetzt auch zu erringen: in überraschender Anzahl fielen die Wahlen liberal aus. Gegen eine liberale Majorität aber konnte sich Wellington nicht behaupten. Am 26. Oktober 1830 trat das neue Parlament zusammen, drei Wochen später nahm das Ministerium seine Entlassung. König Wilhelm IV. berief das neue Kabinet aus der Majorität der freisinnigen Whigs, welche für die Parlamentsreform waren. An der Spitze stand Graf Grey.



Wellington im Straßentumult. Zeichnung von F. Lix.

Alsbald stellte nun Lord John Russell den Antrag, 154 Burgflecken ihr Wahlrecht zu nehmen und es den größeren Städten zu übertragen, wie Manchester, Birmingham, Leeds u. a., welche ohne Vertretung waren. Das ging aber dem Parlamente doch zu weit: die Bill wurde abgelehnt. Das Ministerium erbat daher nach englischem Brauche seine Entlassung. Allein König Wilhelm ertheilte sie nicht. Er war ein aufgeklärter Mann, der sich den Liberalen zuneigte; erzählte man sich doch, daß er zu der Schlacht bei Navarino, die er unter Lord Codrington mitmachte, das Signal gegeben habe, indem er dem Admiral zurief: „Geh' drauf, Eduard!" Er hielt selbst die Parlamentsreform für nothwendig. Daher entschloß er sich unter der lauten Zustimmung des englischen Volkes, das widerstrebende Parlament aufzulösen und ein neues zu berufen. Am 21. Juni 1831 trat das neu gewählte Haus zusammen; nach dreimonatlicher Verhandlung nahm es die Reformbill des Ministeriums mit einer Mehrheit von 109 Stimmen an.

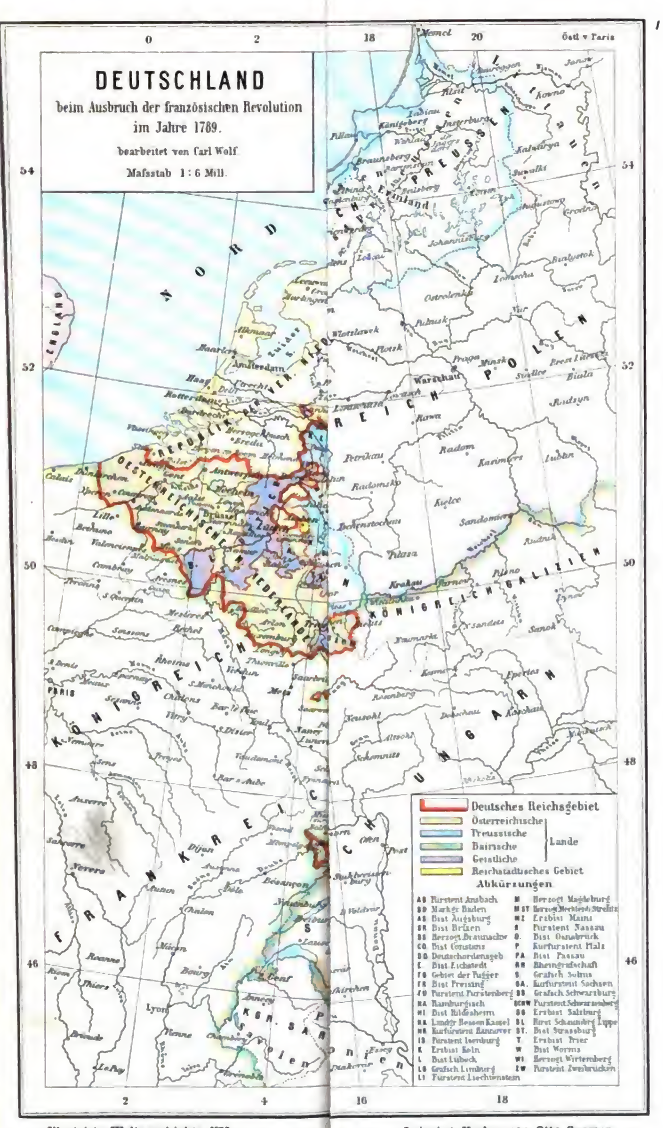
Würde aber diesem Beschlusse das Haus der Lords zustimmen? Eben langte die Nachricht an, daß Warschau gefallen war. Dies erhob den Muth der Gegner der Bill: das Haus lehnte sie ab. Ein heftiger Ingrimm bemächtigte sich des Volkes gegen die Lords; eine Riesenprozession von vielen Tausenden Londoner Bürger überbrachte dem Könige eine Petition gegen das Oberhaus; mit Steinwürfen verfolgte man die Lords, wo sie sich zeigten. Wellington wurde beschimpft und mißhandelt; mit Mühe nur entging er dem drohenden Tumult; der Marquis von Londonderry wurde vom Pferde gerissen und durchgeprügelt; in den Provinzen kam es zu Brandstiftungen und Plünderungen.

Das Ministerium veränderte die Bill in manchen Punkten: nur 80 Burgflecken sollten ihr Wahlrecht verlieren. Wiederum nahm das Haus der Gemeinen sie mit großer Majorität an; aber das der Lords beharrte in seinem Widerstande. Da schlug Grey dem Könige die Ernennung einer Anzahl neuer Peers vor, um dadurch die Majorität des Oberhauses zu gewinnen. Dies immerhin bedenkliche Mittel lehnte indeß Wilhelm ab, so daß das Ministerium seine Entlassung erbat und erhielt. Die Nachricht davon steigerte den Tumult im Lande auf das Gefährlichste: England schien am Vorabende einer Revolution zu stehen.

Die Bildung des neuen Kabinets übertrug der König Wellington. Das nahm das Volk als Kriegserklärung. Handel und Wandel stockte: man rüstete sich zum Kampfe; die Schotten standen bereit, jeden Augenblick loszubrechen. Allein Wellington gelang es trotz fünftägiger Bemühungen nicht, ein Kabinet zu bilden: Niemand hatte Lust einzutreten. Er gab daher dem Könige den Auftrag zurück, und dieser rief nun das Ministerium Grey wieder ins Amt. Grey erhielt jetzt die Genehmigung Wilhelm's zu dem Peersschub. Zugleich aber ließ der König am 17. Mai 1832 durch Sir Taylor an die Führer der Opposition des Oberhauses die Bitte richten, zu erklären, „sie hätten sich entschlossen, auf weiteren Widerstand gegen die Reformbill zu verzichten." Diese Briefe hatten die Wirkung, daß mehr als 100 Lords zur Abstimmung im Hause nicht erschienen, so daß nun auch im Oberhause am 4. Juni 1832 das Reformgesetz die Stimmenmehrheit erlangte, und dadurch der gefürchtete Peersschub vermieden wurde. Am 7. Juni bestätigte dann König Wilhelm die Parlamentsreform.

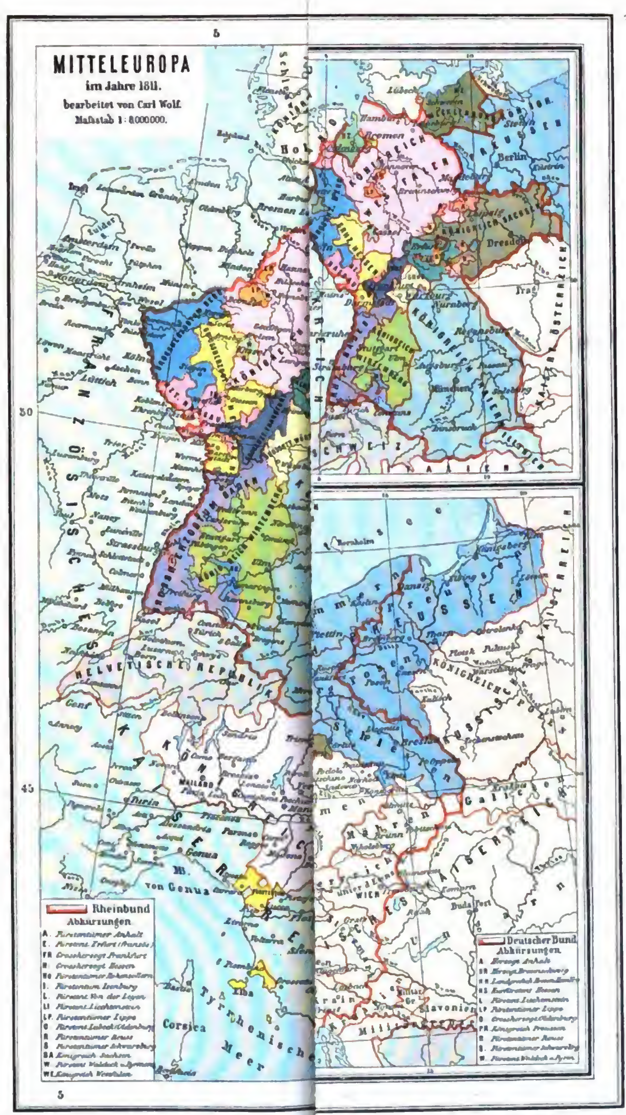
Das Parlament verlor damit seinen exklusiven Charakter und näherte sich erheblich einer wirklichen Volksvertretung. Der liberale Geist hatte auch in England einen bedeutungsvollen Sieg errungen; für eine reaktionäre Regierung war jetzt kein Boden mehr vorhanden: ein Moment, folgenreich für ganz Europa; sollte es doch nicht viel weniger als die Julirevolution dazu beitragen, das Antlitz der nächsten Jahrzehnte zu verändern.

Ende des siebenten Bandes.



Illustrirte Weltgeschichte VII.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Empfehlenswerthe Bücher für Jung und Alt in der Familie.

Unter Kobolden und Unholden. Sagen und Märchen

aus dem Reiche der Riesen und Zwerge, Gnomen, Wichte und Kobolde, Elfen und Nixen. Von **Franz Otto.** Mit einer Einführung von **Villamaria.** Mit 40 Text-Illustrationen und buntem Titelbilde. Geheftet ℳ 2. 50; elegant kartonnirt ℳ 3.



Von **Heinr. Pfeil.** *Zweite* verbesserte Auflage. Mit 50 Text-Illustrationen und Initialen von B. Mörlins, Erdm. Wagner u. A. sowie einem bunten Titelbilde von Herm. Vogel. Geh. ℳ 3. 50; eleg. kartonnirt ℳ 4.

Elfenreigen. **Deutsche und nordische Märchen** aus dem Reiche der Riesen und Zwerge, der Elfen, Nixen und Kobolde. Von **Villamaria.** Mit 50 Text-Abbildungen und einem bunten Titelbild von B. Mörlins. *Vierte* Auflage. Eleg. kart. ℳ 5. 50.

Neue Auflagen oder Ausgaben zu theilweise wohlfeileren Preisen als früher.

Sämmtliche Bücher sind durch Text-, Bunt- u. Tonbilder reich illustrirt.

Ausführl. Verzeichnisse dieser Bücher sind gratis zu haben.

Dramatisirte Märchen. Erste Gruppe. No. 1—10. Zehn Märchen von **Henriette Kühne-Harkort.** Eleg. kartonnirt ℳ 3. 50. Zweite Gruppe. No. 1—15. Fünfzehn Märchen von **Elisabeth Gräfin von der Groeben.** Zweite Ausgabe. Eleg. kartonnirt ℳ 3. 50.

Vom Frühling zum Winter. Zwölf Märlein von **B. Paul.** Zweite Ausgabe. Elegant kartonnirt ℳ 2. 50.

Märchenbuch. Von **Ernst Lausch.** 13. Auflage. Elegant kartonnirt ℳ 2. 50.

Der junge Mathematiker und Naturforscher. Die Wunder der Rechenkunst und die Geheimnisse der Zahl. Von Dr. **Ferd. Braun.** Zweite Ausgabe. Elegant kartonnirt ℳ 4. 50.

Der Tigerfürst. Erlebnisse und Abenteuer, Natur- und Sittenschilderungen aus den Wildnissen Abessiniens. Von **Elisabeth Hoblrk.** Zweite Ausgabe. Elegant kartonnirt ℳ 4. 50.

Cook, der Weltumsegler. Leben, Reisen und Ende des Kapitän James Cook. Dritte Auflage. Elegant gebunden ℳ 4. 50.

Rulaman. Naturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und des Höhlenbären. Von Dr. **D. F. Weinland.** Zweite Ausgabe. Eleg. gebunden ℳ 5.

Abenteuer des Kapitän Mago. Eine phönikische Weltfahrt vor dreitausend Jahren. Von Dr. **Karl Oppel.** Zweite Ausgabe. Elegant gebunden ℳ 5.

Nordisch-german. Götter- u. Heldensagen. Von Dr. **Wilhelm Wägner.** Dritte Aufl. Eleg. geb. ℳ 8. 50.

Der Waffenschmied von Frankfurt. Historische Erzählung in kulturgeschichtl. Schilderungen aus der Zeit des falschen Waldemar. Von **R. Volkmar.** Zweite Ausg. Eleg. geb. ℳ 5.

Buch der denkwürdigsten Erfindungen bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von **L. Thomas.** I. Bdchn. Siebente Aufl. Geheftet ℳ 2. Eleg. kartonnirt ℳ 2. 50.

Im zoologischen Garten, im Thiermuseum u. in der Thierbude (Menagerie). Von Dr. **Carl Klotz.** Zweite Ausgabe. Elegant kartonnirt ℳ 3.

Neue und Alte Musik-Geschichten. Ernst und Humor aus dem Leben berühmter Tonkünstler. Von **Heinrich Pfeil.** Zweite Ausgabe. Elegant gebunden ℳ 3. 50.

Oben und Unten. Wanderungen zu den Schöpfungswundern des Festlandes. Von Prof. **Friedrich Körner.** Zweite Ausgabe. Eleg. kartonnirt ℳ 3.

Der Naturaliensammler. Das Anlegen und Aufbewahren von Naturaliensammlungen. Von **H. v. Kiesenwetter** und **Theodor Reibisch.** Zweite Ausgabe. Elegant kartonnirt ℳ 4. 50.

Deutschland über Alles! Deutsches Land und Volk in Charakterbildern. Von **W. Dietlein.** Zweite Ausgabe. Eleg. kartonnirt ℳ 3.

Der Veilchenbund. Erlebnisse eines Freundschaftskreises. Eine Mitgabe für junge Töchter. Von **Ernestine Diethoff.** Zweite Ausgabe. Elegant gebunden ℳ 5. 50.

Edle Frauen der Reformationszeit und der Zeit der Glaubenskämpfe. In Lebens- u. Zeitbildern. Von **Ernestine Diethoff.** Zweite Ausgabe. Elegant gebunden ℳ 6.

Helden der christlichen Kirche. In Lebens- und Kulturbildern für Haus und Schule. Geschildert von **August Werner.** Zweite Ausgabe. Elegant gebunden ℳ 6.

Aus der Welt der Töne. Erlebnisse eines Mädchen-Quartetts im Haidehause. Von **Ernst Pasqué.** Zweite Ausgabe. Eleg. gebunden ℳ 6.

Buch d. denkwürdigsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde. Von **L. Thomas.** I. Bdchn. Sechste Auflage. Geheftet ℳ 2. Eleg. kartonnirt ℳ 2. 50.

Stunden der Andacht in poetischem Gewande. Von **Gottfried Schwarz.** Zweite Ausgabe. Elegant gebunden mit Goldschnitt ℳ 4. 50.

Ostafrika vom Limpopo bis zum Somâli-Lande. Erforschungsreisen im Osten Afrika's. Von **H. von Barth.** Dritte Ausgabe. Elegant gebunden ℳ 8.

Das heutige Russland. Schilderungen und Bilder aus allen Theilen des Zarenreiches. Von **H. v. Lankenau** und **L. v. d. Oelsnitz.** Zwei Bände. Zweite Ausgabe. Geheftet ℳ 9. Elegant gebunden ℳ 12.

Das Buch der Pflanzenwelt. Eine botanische Reise um die Welt. Den Gebildeten aller Stände und allen Freunden der Natur gewidmet von Dr. **Karl Müller von Halle.** Zweite Ausgabe. Elegant gebunden ℳ 8.

Alexander von Humboldt's Leben und Wirken, Reisen und Wissen. Ein biographisches Denkmal. Von Dr. **H. Klencke.** Siebente Auflage. Zweite Ausgabe. Geh. ℳ 4. 50. Eleg. geb. ℳ 6.

Die heutige Türkei. Schilderungen aus allen Theilen des Osmanischen Reiches vor und nach dem Kriege von 1877 auf 1878. Von **Friedrich von Hellwald** und **L. C. Beck.** Zwei Bände. Zweite Ausgabe. Geheftet ℳ 9. Elegant gebunden ℳ 12.

Leben und Eigenthümlichkeiten in der mittleren und niederen Thierwelt. Von Dr. **Ludw. Glaser** u. Dr. **C. Klotz.** Zweite Ausg. Beide Abtheilungen komplet in einen Band eleg. geb. ℳ 6.

Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Gedenkbuch für das deutsche Volk. Von **Ferdinand Schmidt** und **Franz Otto.** Dritte wohlfeile Ausgabe. Zwei Abtheilungen in einen Band gebunden ℳ 10.


Digitized by Google



